This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Rin^n

D20.W3

Weltgeschichte

von

Prof. Dr. Joh. Bapt. v. Weiß,
k. k. Hofrath, Mitglied des österr. Herrenhauses, Ritter des Ordens der eis. Krone,
Besitzer des k. k. Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft.

Dritte verbesserte Auflage.

Dreizehnter Band.

Joseph II. Katharina II. Friedrich II. Karl III. Gustav III. Pombal. Struensee.

Graz und Leipzig.
Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung ‚Styria'
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.
1894.

LOAN STACK

Alle Rechte vorbehalten.

D20
W463
v.13

Vorwort.

Dieſer wie der vorausgehende Band ſchildern die merkwürdige Zeit von 1750 bis 1789, die Zeit der aufgeklärten Selbſtherrſchaft — als Einleitung in die Geſchichte des Zeitalters der Revolution. Sie iſt reich an umfaſſenden Staatsveränderungen, die aber in der Regel von einem Manne, vom Fürſten oder ſeinem gewalttragenden Miniſter, durchgeführt werden. Der Wille des Einen iſt Geſetz. Das Ständeleben iſt verkommen oder liegt in den letzten Zügen. Die Völker ſind wie Teig, an dem man nach gewiſſen Syſtemen herumknetet. Die Loſung iſt das Volkswohl, in ſeinem Namen wird mit einem großen Aufwand von Fleiß und Verſtand auf alles hiſtoriſche Leben losgeſchlagen. Manches Gute wird eingeführt, noch größer iſt jedoch die Zahl der Miſsgriffe.

Den Völkern wird aber nicht wohl dabei. Darum bricht eine andere Loſung ſich Bahn: der Wille aller iſt Geſetz. Die Zeit der Revolution kommt, ſie iſt noch ſtärker im Zertrümmern, als die Fürſten oder ihre allmächtigen Miniſter. Aber wie ſpricht der allgemeine Wille ſich aus? hat die momentane Stimmung alles Recht? — Auch hier wird den Völkern nicht wohl. Unter Leiden aller Art, unter welterſchütternden Kämpfen erwacht die Überzeugung, auch die früheren Geſchlechter hätten mitzuſprechen, auch die Geſchichte habe ihr Recht, und wird es zur Loſung: formuliert die in den Dingen liegende Vernünftigkeit zum Geſetz. Zuletzt kommt man wieder auf den alten Satz zurück: Lex consensu populi fit et constitutione regis. Dieſen Gang zeichnen die folgenden Bände.

Zu dem, was über die Thätigkeit für die Volksſchule unter Maria Thereſia geſchah, ſei zum vorigen und dieſem Bande bemerkt, daſs ein bahnbrechendes Werk aus der Feder des Freiherrn Joſef Alexander von Helfert 1860 in Prag bei Tempsky erſchien unter dem Titel:[1] „Die Gründung der öſterreichiſchen Volksſchule durch Maria

[1] Der dritte Band führt den Titel: „Syſtem der öſterreichiſchen Volksſchule. Vollſtändige Sammlung und geordnete Zuſammenſtellung aller über das öſterreichiſche Volksſchulweſen in Kraft beſtehenden Geſetze und Verordnungen.“ Prag 1861.

Thereſia.“ Es beruht auf gründlicher Durcharbeitung von Tauſenden von Urkunden; der Leſer fühlt, daſs die Thatſachen genau ſind, doch ſpürt er keinen Actenſtaub. Das Buch iſt auch ſchön geſchrieben; der Geiſt ſchwebt über den Waſſern und oft wird der Leſer von der Begeiſterung des Verfaſſers für die große Kaiſerin-Königin ergriffen. Helfert ſagt mit Recht, er könne nicht marmorkalt bleiben bei der Schilderung einer Zeit, „unter deren Charakterzügen eine warme Gefühlsfreudigkeit obenanſteht“. „Wer kann kalt bleiben, wenn um ihn alles erregt iſt. Die Schriftſtücke jener noch nicht abgeſtumpften und ermüdeten Zeit athmen hier einen Ernſt, dort ein Feuer und eine Innigkeit, einen Freimuth der Sprache, wir mögen es mit einem Freunde oder Widerſacher zu thun haben, der uns mächtig ergreift. Von den Eigenſchaften großer Regenten beſaß Maria Thereſia die größte: die rechten Männer auszuwählen und an den rechten Platz zu ſtellen und ihnen da ihr ganzes Vertrauen zu gewähren und ſie gegen Neid und Anſchwärzung zu ſchützen. Durch die gebildeten Claſſen der Bevölkerung gieng damals eine geiſtige Bewegung, welche der Kaiſerin für die Wegräumung ſo mancher Hinderniſſe Dank wuſste und ſich durch die zeitgemäßen Reformen fortwährend angeregt und beſchäftigt fand. Die Völker hatten zu viel Jammer der Bedrängnis und zu viel Jubel der Errettung mit ihr getheilt, um nicht mit Liebe und Verehrung an ihr zu hängen.“

Helferts Werk enthält mehr, als es verſpricht. Es geht bis auf Karl den Großen zurück, zeigt, wie in edleren Geiſtern der Gedanke der Volksſchule entſtand, durch Hinderniſſe, Zuſtände, gefördert oder gehemmt und modificiert wurde. Ein ſtarkes Stück Culturgeſchichte ſteckt im Buche. Das zweite hebt mit einem Gutachten des Grafen Karl von Zinzendorf an: „Bisher ſchienen alle Regenten ſich lediglich mit der Erziehung des Adels und der zum Kriegsdienſte beſtimmten Jugend zu beſchäftigen. Nur Eurer Majeſtät war es vorbehalten, dieſe Wohlthat, die größte, die ein Landesherr ſeinen Unterthanen zuwenden kann, auf die unterſten Claſſen zu verbreiten, die am wenigſten im Stande ſind, ihren Kindern Erziehung zu geben und vermittelſt derer und durch die für das Land und die Dörfer beſtimmten Schulmeiſter Millionen Menſchen der unglückſeligſten Unwiſſenheit zu entreißen.“

Maria Thereſia hat den Segen der Aufklärung und Geſittung in die entfernteſten Theile ihres Reiches getragen; unwirtbare, faſt entvölkerte Länderſtrecken haben ſich unter dem vierzigjährigen Walten ihres milden Scepters in fruchtbare, von Straßen durchzogene, mit Dörfern und Flecken belebte Landſtriche verwandelt; halbentmenſchte Barbaren hatten durch ihre Einrichtungen die erſten Lichtſtrahlen von Bildung und Wiſſenſchaft empfangen und miſchten jetzt Thränen der Trauer über ihren ſchweren Verluſt mit denen der Dankbarkeit für die erhaltenen Wohlthaten.[1])

[1]) Helfert, l. c. Bd. I, S. 361.

Helfert führt die Geschichte der Volksschule durch bis zum Tode Maria Theresias, die er „die erhabenste der Frauen" nennt, die alle Tugenden des Weibes mit den Vorzügen einer Fürstin, alle Demuth einer frommen Christin mit aller Hoheit einer ihres Rechtes und ihrer Macht vollbewussten Gebieterin zu einigen verstand. Sie bedürfe kein Denkmal aus Stein oder Erz, es stehe schon unverwüstlich im Herzen ihrer Völker, die mit Stolz sagen: „Diese größte und tugendhafteste Fürstin, die je einen Herrscherthron geziert, diese zarteste, züchtigste und zärtlichste Frauenseele mit dem kräftigsten, kernigsten, bündigsten Männergeiste gehört uns an." — Indes hat Helfert, indem er nur ganz objectiv schreiben wollte, der großen Kaiserin selber wieder ein schönes Denkmal gesetzt.

Unter denen, welche mich wiederholt mit seltenen, im Buchhandel oder in Bibliotheken schwer zu erreichenden Büchern unterstützten, muss ich dankbar den Herrn Grafen Ferdinand de la Roche nennen.

Graz, 16. Jänner 1894.

Dr. J. B. v. Weiß.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens . . . . . 1—143
Gabriel Malagrida 7
Paraguay und Uruguay 16
Das vermeintliche Attentat auf den König. Mord der Tavora und Aveiro . . 22
Wie Pombal die Jesuiten verfolgt 29
Der Lohn des Apostels von Brasilien 36
Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich 40
Vertreibung der Jesuiten aus Spanien 1767. Karl III. 49
Vertreibung der Jesuiten aus Neapel, Sicilien und Parma 57
Die Kaiserin Maria Theresia 60
Die Papstwahl 1769. Maria Theresias edle Mahnung. Kaiser Joseph II. im Conclave 6
Clemens XIV. und die Bourbonen 68
Das Aufhebungs-Breve 21. Juli 1773 76
Wie das Breve der Auflösung aufgenommen wurde 80
Friedrich II. und Katharina II. erhalten den Orden 85
Das Ende des Ordensgenerals 86
Ende Clemens XIV. 89
Urtheile über den Orden 92
Der Sturz Pombals. Die Königin Maria 99
Spanien 106
Wie die Jesuiten in Rußland sich forterhielten 110
Wiederherstellung des Jesuiten-Ordens durch Pius VII. 117
Die Jansenisten. Pascal. 121

Religiöse und literarische Zustände in Deutschland . . . . . 144—211
Der Orden der Illuminaten 144
Die deutsche Union und Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn 166
Studium der Heiligen Schrift 179
Basedow und das neue Erziehungs-System im Philanthropin 182
Apologeten, Rationalisten, Kirchenhistoriker. Abnahme des positiven Bewußtseins 192
Lessing und die Wolfenbütteler Fragmente 203

Kaiser Joseph II., seine Reformen, seine Politik . . . . . 212—289
Josephs II. Reise nach Frankreich 1777 212
Der bayerische Erbfolgekrieg 215
Genealogie der Wittelsbacher 244
Kaiser Joseph II. besucht 1780 Katharina II. 246
Erzherzog Maximilian 252
Kirche und Schule, Kunst und Wissenschaft unter Kaiserin Maria Theresia . . 258
Mißhelligkeiten zwischen Mutter und Sohn 283
Wie Maria Theresia 1780 gestorben ist 287

Kaiser Joseph II., 1780—1790 . . . . . 290—345
Josephs II. Reformpläne 292
Papst Pius VI. 294
Josephs II. eigenwilliges Vorgehen und religiöse Reformen 296

Seite

Das Censurgesetz und die Schriftstellerei unter Joseph II. 305
Das Toleranzpatent. Die Reise in die Niederlande 309
Vorstellungen gegen das Verfahren des Kaisers. Reise Pius VI. nach Wien 1782 312
Drohender Bruch mit der Kirche. Zweite Reise des Kaisers nach Rom 328
Was Kaiser Joseph II. für Hebung des Handels that. Der Barrièren- und Scheldestreit 333
Joseph II. versucht Belgien gegen Bayern auszutauschen 343

Katharinas II. Eroberung und Bereisung der Krim . . . . . 346—416
Bund zwischen Österreich und Russland. Briefwechsel Josephs II. und Katharinas Plan, die Türkei zu theilen 346
Russland gewinnt die Krim 354
Der Fürstenbund 367
Der Tod Friedrichs II. 379
Friedrich Wilhelm II. tritt die Regierung an. Joseph II. trägt sich mit dem Plane einer Aussöhnung und innigen Verbindung zwischen Österreich und Preußen 384
Die Reise der Czarin und Kaiser Josephs II. in die Krim 391

Holland. Das Reich. Belgien . . . . . 417—474
Die Unruhen in Holland und die preußische Heerfahrt dahin 417
Friedrich Wilhelm II. Das Religions-Edict. Die Emser Punctation. Zustände in den rheinischen Kurfürstenthümern. Fürstenbund und Reichsreform 427
Die Unruhen in Belgien 443
Joseph II. greift die Kirchenverfassung Belgiens an und will ein General-Seminar einführen 454
Joseph II. greift die Landesverfassung Belgiens an. Die Gegner seiner kirchlichen und seiner politischen Reformen vereinigen sich 457

Die Kriegsjahre 1787 bis 1789 . . . . . 475—499
Der Krieg der Türken gegen die Russen 1787 475
Der Krieg der Österreicher gegen die Türken 1788 478
Die Russen erobern 1788 Oczakow 484
Der Türkenkrieg 1789. Die Siege der Österreicher und Russen 488
Laudon erobert 1789 Belgrad 494

Die Staaten im Norden . . . . . 500—637
Schweden. Gustav III. 510
Dänemark 534
Dänemark (Fortsetzung). Struensees Höhe und Fall 547
Der Bauernstand in Dänemark 579
Holberg, der Begründer der dänischen National-Literatur 584
Gustav III. Die augusteische Literatur. Reisen des Königs. Der Reichstag von 1778 und 1786 592
Der schwedisch-russische Krieg 1788—1790 614

Die Wirren in Belgien . . . . . 638—731
Die Unzufriedenheit in Ungarn steigt bis zur Empörung 683
Unzufriedenheit in den anderen Kronländern 706
Tod Kaiser Josephs II. 722

Genealogische Beigabe: Die Familie der Maria Theresia . . . 732—733

Register . . . . . 735—760

Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens.

Im vorigen Bande wurde eingehend die geistige Bewegung geschildert, die man unter dem Namen „die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts" begreift oder unter „dem System der Encyklopädisten" versteht,[1]) und wie mit einem seltenen Aufgebot von Witz und Gelehrsamkeit Ansichten verbreitet wurden, die den bisherigen Vorstellungen von Gott und Welt, den bisherigen Principien des Staates und der Gesellschaft schnurgerade entgegenstanden, und die Geister in Bande schlugen. Anderes hatte die Kirche gelehrt, aber ihre Unabhängigkeit sollte untergraben, sie sollte jetzt dem Gesetze und Willen der weltlichen Gewalt unterworfen werden. Lange war der Streit ein bloßer Federkrieg. Aber in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kamen Männer zur Herrschaft, die mit der Gewaltlust von Großveziren den Gedanken verfolgten, das geistliche Element niederzuhalten: so Pombal in Portugal, Wall und Squillace in Spanien, Tanucci in Neapel, Choiseul in Frankreich. Zunächst griffen sie den Orden der Jesuiten an, welcher durch seinen Eifer für den Heiligen Stuhl, durch seinen Einfluss auf die Jugend, durch seine geachtete Stellung bei den Höfen als ein Hauptbollwerk der Kirche galt; erklärte doch Voltaire, dass die Philosophen erst dann gewonnenes Spiel hätten, wenn sie mit den Jesuiten fertig wären; nannte sie doch Friedrich II. die Leibgarden des Papstes. Darum ward Vernichtung des Ordens die Losung.

Der Angriff begann in Portugal.

Da war auf den guten Don Pedro II.[2]) der kunstliebende Joao V. gefolgt, welcher lange regierte, vom 9. December 1706 bis zum 31. Juli 1750, aber nicht wie sein Vater bei jedem wichtigen Anlass den Rath der Cortes einholte, sondern, eifersüchtig auf seine Autorität, meist selber entschied und seinen Entscheid willensstark durchführte.[3]) Er sagte öfter zum Adel: „Mein Großvater hat euch geliebt, mein Vater hat euch gefürchtet; ich will regieren wie ein Herr, der von Gott und Rechtswegen König ist." Die Cortes wurden seit 1698 nicht mehr einberufen. Joao V. war ein sehr gebildeter Fürst, sprach nicht weniger Johann V.

[1]) Über den Jansenismus sieh Band IX, S. 577 dieses Werkes.
[2]) Vergl. Bd. IX, S. 680–682 dieses Werkes.
[3]) Schäfer, Portugal, V, S. 165—230.

als vier Sprachen und hatte an der Mathematik solche Freude, dass er noch als König sich mit ihr beschäftigte: er baute eine Sternwarte und ließ durch die Jesuiten Carboni und Carpaci astronomische Beobachtungen in Brasilien anstellen, deren Ergebnisse von der englischen und französischen Akademie dankbar aufgenommen wurden; er veranstaltete die geographische Aufnahme von Portugal und seinen Colonial-Ländern. Nicht minder eifrig suchte der König das Studium und die Darstellung der Geschichte Portugals und seiner Colonien zu fördern: er gründete 1720 eine königliche Akademie der portugiesischen Geschichte, er war besorgt für Erhaltung historischer Denkmäler, er zeigte sich für Leistungen in der historischen Literatur dankbar: so erhielt der Franzose Le Quien de Neufville, der unter der vorigen Regierung eine Geschichte Portugals geschrieben hatte, weil er bisher nicht belohnt worden sei, wie er sollte, nachträglich eine Pension und den Christus-Orden. Der König war es, der eine prachtvolle Ausgabe der portugiesischen Dichter, der alten Gesetze und Verordnungen anordnete, der an der Universität Coimbra eine große Bibliothek errichtete. Namentlich war es die Freude des Königs, kunstvolle, glänzende Bauten zu errichten: unter ihm entstand das Kloster Marfa, das schönste architektonische Denkmal des neueren Portugal — ein Palast zugleich und eine prachtvolle Kirche; unter ihm entstand das Kleinod von Mosaikarbeit, die Kapelle Johannes des Täufers, welche das Auge blendet durch das mannigfaltigste Farbenspiel des Lazursteins, Porphyrs, Amethysts, Chrysoliths, Alabasters, des Silbers und Goldes; die Kosten beliefen sich auf 225.000 Pfund Sterling. In seinem frommen Sinne betrieb der König die Errichtung eines eigenen portugiesischen Patriarchats und erhielt dabei 1748 vom Papste den Titel „Fidelissimus“. Unter ihm wurde 1712 der große Aquäduct Alcantara begonnen und 1726 vollendet, welcher an Großartigkeit mit allem wetteifern soll, was das alte Rom in Bauten dieser Art geleistet hat.[1]) Der König legte auch eine wertvolle Gemäldesammlung an.

Akademie.

Bauten

Rex fidelissimus.

Die Hofhaltung war glänzend, man verglich den König an Prachtliebe, an edler, majestätischer Haltung, an Feuer des Blickes mit Ludwig XIV. Seine Gemahlin Maria Antonia (vermählt 1708, gestorben 1754) war die Tochter eines Kaisers, nämlich Leopolds I. In den Audienzen, die er zweimal in der Woche gab, erfüllte er alles mit der Überzeugung, dass er unparteiisch und unwandelbar Gerechtigkeit für alle wolle; furchtlos gieng er ohne Wachen überall hin, wo es Unordnungen zu schlichten gab. Der Glanz solchen Waltens verschlang große Summen, welche übrigens die Auffindung neuer Goldminen und Diamantenlager in Brasilien lieferte. Die Summen, welche die Flotte in manchem Jahr aus Südamerika brachte, sind riesig, liefen aber durch so viele falsche Hände, dass kaum der vierte Theil in den Schatz des Königs kam. Hier war ein Gebrechen seiner Regierung: die Rechnungen wurden nicht geprüft und des Königs Freigebigkeit und Großmuth überschätzte die Mittel und vergaß, dass Ausgaben und Einnahmen im Gleichgewichte stehen sollen. Viel zu wenig wurde für das Heer, für die Flotte gethan, die Festungen verfielen; allerdings hielt sich der König

Verschwendung.

[1]) Conde da Carnota, The marquis of Pombal, London 1871, p. 13—14.

im Streit der Mächte nach Möglichkeit neutral und suchte den Frieden seinem Lande zu erhalten.

Joseph Emanuel.

Ganz anders, tief bewegt war die Regierung seines Sohnes José vom 31. Juli 1750 bis zum 24. Februar 1777.[1]) Zwar der König war mild und von friedlichem, frommem und gerechtem Sinn, aber weich, ohne entschiedenen Willen, ernster Arbeit wenig hold, geneigt in den Freuden der Jagd und im Genusse der Musik Zerstreuung von melancholischer Stimmung zu suchen. Seine Jagden verschlangen große Summen, noch mehr sein Theater — das im Palaste Ajada galt für das prächtigste in Europa. Für seine Oper in Lissabon wurde kein Aufwand gespart, um die besten Sänger, Musiker und Componisten aus allen Theilen Europas herbeizuziehen; wir hören, dass die Sänger Egicielli und Caffarelli jährlich 72.000 Francs Gehalt bezogen, dass Peres und Jomelli um hohe Summen als Componisten angestellt waren.

Charakter.

Der König war mild und gut, aber ohne Selbständigkeit — es hieng deshalb alles von dem ab, welcher ihn leitete. Anfangs berieth er alles mit seiner Mutter und den Cardinälen Cunha und Almeida: sie waren gerechte und weise Männer und das Volk war zufrieden. Bald aber fesselten ihn die Gaben eines Mannes von herrischem und tückischem Charakter derart, dass er nur mit dessen Kopf zu denken, mit dessen Augen zu sehen schien und seine Unterschrift zu Verordnungen gab, die ihn ewig brandmarken. Der junge König, welcher unfähig schien, jemanden ein Leid anzuthun, ließ sich aus Angst vor Verschwörungen, die ihm sein Minister vorgaukelte, zu den härtesten Blutbefehlen verleiten. Was ihn hätte aufklären und hemmen sollen, finden wir nie genannt: die Cortes kamen nie zusammen. Was geschah, ist der Fluch unumschränkter Gewalt. Der herrschsüchtige Minister des schwachen Königs duldete keine Einsprache. Ein sinesisches Sprichwort sagt: „Nichts ist mehr zu fürchten als eine Ratte in einer Statue" und wird in dem Roman „Haoh Kjöh Tschwen" so erklärt: Auf die Frage des Kaisers, was in einem Staate am meisten zu fürchten sei, erklärte der Mandarin: „In vielen Städten sind den Schutzgeistern Bilder aufgerichtet, die innen hohl sind und aus übermaltem Holze bestehen. Wenn eine Ratte hineinkommt, so ist sie schwer wieder herauszujagen, weil das Bild sonst beschädigt würde, Wasser würde die Malerei daran verderben. Mithin schützt die Hochachtung für das Bild die Ratte vor Verfolgung. Ebenso geht es auch, wenn ein Mann ohne Tugend der Liebling seines Fürsten ist."[2])

Keine Cortes.

Pombal

Diese Ratte im Götterbild war der Marquis Pombal. Sebastiao José de Carvalho e Mello, geboren 13. Mai 1699 zu Soure, einem kleinen

[1]) Schäfer, Geschichte von Portugal, V, S. 232—233.

[2]) Murr, Geschichte der Jesuiten in Portugal unter der Staatsverwaltung des Marquis von Pombal. Nürnberg 1787. I. Theil, S. VII.

Orte bei Pombal, der Sohn eines Landmannes, machte er seine Studien an der Universität Coimbra, trat dann in das Heer, da es aber hier wegen der Zeiten des Friedens wenig zu thun und noch weniger Aussicht auf Beförderung gab, bald in den Staatsdienst. Cardinal Motta empfahl den „fähigen und kenntnisreichen Mann" Joao V., der ihn 1739 einlud, einen König von Portugal darzustellen, ihn zum Mitglied der Akademie für Geschichte machte und ihn 1739 als Gesandten nach London schickte, wo er sechs Jahre blieb. Es war die Zeit des Deismus und 1744 wurden alle Katholiken aus London ausgewiesen. Dass diese Lehren ihm gefielen, zeigt sein späteres Walten als Minister. Der Absolutismus hasst jedes selbständige Leben und hasst darum die Kirche. Pombal war Ungläubiger und Absolutist, gewissenlos, hochmüthig und rachgierig. Sully war im Finanzwesen sein Vorbild. Den englischen Staatsmännern muss er sehr nahe gestanden sein, denn der Marschall Belleisle deutet es in den Worten an: „Der Herzog von Cumberland hatte gehofft, König von Portugal zu werden. Ich zweifle nicht daran, dass sein Wunsch erfüllt worden wäre, wenn nicht die Jesuiten, die Beichtväter der königlichen Familie, dagegen gearbeitet hätten. Das ist das Verbrechen, das man ihnen nie verzeihen konnte." [1] — 1745 wurde Pombal von seinem König, dessen Vermittlung über die Aufhebung des Patriarchats von Aquileja der Papst und Maria Theresia angerufen hatten, [2] nach Wien gesendet, was ihn zu Studien über die Grenzen der weltlichen und kirchlichen Macht veranlasste. Pombal löste seine Aufgabe zu beiderseitiger Zufriedenheit und gab, wie der Franzose Blondel berichtet, Proben seiner Gewandtheit, Geduld und Klugheit. [3] Dort vermählte er sich in zweiter Ehe mit Leonore Erneſtine Daun, der Tochter des berühmten General-Feldmarschalls, die dann auch bei des Königs Mutter für seine Beförderung gewirkt hat.

in England.

in Wien.

Doch stand seinem Aufsteigen in Portugal Misstrauen im Wege. Joao V. soll von ihm gesagt haben, er habe „ein haariges Herz". [4] Die eigene Mutter, mit der er über das Vaters Vermögen in Streit gerieth, warnte vor ihm, er sei ein Fuchs und hege in seinem Herzen einen wilden Hass gegen die Jesuiten, und drohte die Gerechtigkeit des Königs anzurufen. Da erklärte er sie für wahnsinnig und bestellte ihr einen Vormund. Sie nannte sich das unglückseligste Weib und flehte auch die Jesuiten um Almosen an. Er schmeichelte diesen jedoch, er heuchelte Frömmigkeit, denn sie hatten einen mächtigen Einfluss auf die Regierung: Pater Joſe Moreira war der Beichtvater des Königs, Pater Timotheus der Herzogin Maria von Braganza, Pater da Coſta des Infanten Don Pedro, des Bruders vom König. Pater Ritter, der Beichtvater der Königin-Mutter, bedeutet jedoch, Carvalho sei nicht durch ihre, nicht durch Moreiras, sondern durch des Cardinals da Cunha Verwendung mit dem Ministerium des Äußeren betraut worden, weil er viel Eifer und Geschick für die Ehre des Fürsten und das öffentliche Wohl bewährt hätte.

Charakter.

Staatssecretär.

Einmal in Stellung beim König, bemächtigte sich Pombal bald seines vollen Vertrauens durch seine Arbeitsamkeit und seine Fähigkeit. Er war ein hübscher Mann mit ausdrucksvollem Gesicht, hoher Gestalt, gewandtem Be-

Minister.

[1] Testament politique, p. 108.
[2] Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekrieg, S. 56—57.
[3] Carnota, l. c. p. 28.
[4] Corocao capellado, wie wir sagen, ein steinernes Herz.

nehmen, anmuthiger Stimme, überzeugender Rede. Er machte dem König das Regieren leicht: Don Joſe konnte jagen, ſo viel er wollte, und ſich jedem Vergnügen hingeben; wenn er luſtmatt heimkam, empfieng ihn der Miniſter mit Actenbündeln und dem Ausruf: „Sehen Euer Majeſtät, wie viel ich indeſſen gearbeitet habe“ — und der König brauchte nur zu unterſchreiben, nicht einmal zu leſen, was er unterzeichnete, und ſein Miniſter war mit ihm zufrieden. Das war jedoch vom Übel und ſollte ſich bitter rächen.

Das Erdbeben 1755.

Glänzend bewährte Pombal ſeine Geiſtesgegenwart und Ruhe bei dem großen Erdbeben von Liſſabon 1755.[1]) Als der König unter den Schrecken desſelben voll Angſt fragte: „Was iſt zu thun, um dieſer Strafe der göttlichen Gerechtigkeit zu begegnen?“ erwiderte Pombal ruhig: „Herr, die Todten zu begraben und für die Lebenden zu ſorgen“ — und er that es mit einem Eifer und einer Umſicht, welche die Hauptſtadt vor verpeſtender Krankheit wie vor der Plünderung rettete und den Nothſtand linderte. Die Zahl der Maßnahmen, die er traf, um Miſsbräuche abzuſtellen, der Geſetze, die er erließ, iſt groß. Alles gieng durch ſeine Hände, er war der einzige Inhaber der Macht.[2])

Fehler.

Scharfblick und unermüdliche Arbeitſamkeit verdienen alle Anerkennung. Mit ihnen waren aber ſchlimme Fehler gepaart, eine Herrſchſucht ohne Maß, ein Haſs gegen alle, auf die des Königs Gunſt und Gnade fiel; Pombal meinte, alles werde ihm entzogen, was des Königs Freigebigkeit andern zukommen ließ; er beſaß eine Ränkeſucht und Verleumdungswuth ohnegleichen und die Neigung, dem furchtſamen und argwöhniſchen König vor Verſchwörungen bange zu machen. Nach Art ſchwacher Naturen hat Don Joſe bloß aus Angſt Befehle zu Grauſamkeiten unterſchrieben. Pombal machte ihm Angſt vor ſeinem Bruder Don Pedro, der beim Volke ſehr beliebt war: man wünſche ihn zum König, die Großen hiengen ihm an — überhaupt ſei der Name Don Pedro verhängnisvoll: der erſte heiße der Grauſame, weil er die Waffen gegen den eigenen Vater ergriffen; der zweite habe ſeinem Bruder Alfons Reich und Leben entriſſen; der König möge ſich vor dem dritten inacht nehmen. Die Saat des Argwohns, die der Miniſter in das Herz des Königs ausſtreute, gieng nur zu gut auf. Don Joſe wollte nicht in die Vermählung ſeiner Tochter Donna Maria mit Don Pedro willigen, welche der allgemeine Wunſch war, für welche Joao V. ſchon Dispens erlangt hatte, um welche die Mutter

Don Pedro.

Angſt des Königs.

[1]) Vergl. Bd. XII, S. 225 dieſes Werkes.

[2]) Vita di Sebast. Gius. di Carvalho e Melo, Marchese di Pombal, Conte de Oeyras, Siena 1782. 4 vol. Ins Deutſche überſetzt von Jagemann, Deſſau 1781. — L'administration de S. J. de Carvalho et Melo, Marquis de Pombal, Secrétaire d'état et premier ministre du roi de Portugal Joseph I., Amsterdam 1788, 4 tom. — Pombals eigene Vertheidigungsſchrift in Dohms Materialien für die Statiſtik, III, S. 319 ff. — Unparteiiſch iſt und reichhaltig der Nürnberger Murr in ſeiner Geſchichte der Jeſuiten in Portugal unter der Staatsverwaltung des Marquis von Pombal. Nürnberg 1788. Verdienſtvoll iſt Bernhard Duhrs „S. J. Pombal. Sein Charakter und ſeine Politik nach Berichten der kaiſerlichen Geſandten im Geheimen Staatsarchiv zu Wien.“ Freiburg 1891.

Don Jose 1754 noch auf dem Todtenbette dringend gebeten hatte. Mit Argwohn verfolgte der König alle Schritte Don Pedros, alles Thun des Adels und der Jesuiten, die bei Don Pedro in Gunst waren. Das Treiben des Ministers erweckte ihm Feinde, der alte Adel hasste den Emporkömmling. Pombal deckte 1754 sich mit einem Erlass des Königs, in dem es hieß, es habe einer sich verlauten lassen, auch ein königlicher Minister könne umgebracht werden; diese und dergleichen Worte erkläre der König für Majestätsbeleidigung und befehle seinem Rathe, solche Verbrechen zu untersuchen und zu bestrafen, und verspreche 20.000 Cruzaden (Gulden), wer einen solchen entdecke. Wer aber Verschwörer kenne und nicht anzeige, der habe sich gleichfalls des Verbrechens beleidigter Majestät schuldig gemacht und solle als solcher bestraft werden.[1])

Der neue Sejan.

Man staunte: dem Minister gehe nur noch der Titel eines Königs und die Krone ab; ein neuer Sejan sei erstanden, jeder habe jetzt für Hab und Gut, für seine Freiheit und sein Leben zu fürchten: bei so großer Belohnung seien Verleumdung und Anzeige leicht zu fürchten. Viele wurden auch als Feinde des Ministers eingekerkert. Die Gefängnisse waren bald überfüllt, der Minister ließ neue, schrecklichere, unterirdische bauen. Er meldete dem König jedes Zeichen von Unzufriedenheit und steigerte dadurch seinen Argwohn und Don Jose war schwach genug, jedes ihm zukommende Schreiben gegen Pombal diesem mitzutheilen, der dann nie unterließ, am Ankläger Rache zu nehmen.

Pombal hasst die Jesuiten.

Als Haupthindernisse seines Thuns sah Pombal die Jesuiten an, ihnen galt insbesondere sein Hass: er sprach oft zum König von ihrer Vorliebe für Don Pedro, von ihrem großen Reichthum, ihren weiten Verbindungen, ihrem gefährlichen Ansehen; er theilte dem König Bücher mit gegen die Jesuiten, denen man die Flügel stutzen müsse. Der König las sie eifrig, glaubte ihnen und sah in den Jesuiten bald nur Feinde des gemeinen Wesens, die herrschsüchtig, hoffärtig, stolz, aufrührerisch und Königsmörder seien: man solle ihnen den Unterricht der Jugend entziehen und sie als gefährliche Leute aus dem Lande jagen.

Handel nach Maragnon.

Damals war die Gründung von Handels-Gesellschaften Mode und Pombal errichtete eine nach Maragnon, über welche alle Sachverständigen den Kopf schüttelten. Als bald darauf ein Jesuit Balleſter in der Predigt über den Satz „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon“ zu einer himmlischen Handels-Gesellschaft ermahnte, welche nach dem Versprechen Gottes hundert Procente eintrage, nämlich zum Almosengeben, da erklärte dies der Minister als Schmähung der Regierung und verbannte noch am gleichen Tage den Prediger aus Lissabon. Als einige Kaufleute in ihrer Eigenschaft als Mitglieder der „Bank des allgemeinen Wohles“ dem Könige Vorstellungen gegen die neue „Handels-Gesellschaft nach Maragnon“ machten, wurde dies für Auflehnung gegen die königl-

[1]) Murr, l. c. I, S. 21.

liche Autorität erklärt und ein Verhör angestellt, ob sie nicht von Don Pedro aufgereizt wären. Pater Fonseca, der ihre Ansichten theilte, wurde gleichfalls verbannt. Das Gerede gieng, dass ein Schlag gegen die Jesuiten bevorstehe.

Erdbeben.

Da kam das entsetzliche Erdbeben und die Jesuiten stürzten sich in die Trümmer und in die Flammen, um die Hilflosen zu retten, andere spendeten unter stürzenden Häusern unerschrocken den letzten Trost, andere trugen die Erschlagenen in die Gärten ihrer Häuser, um sie zu begraben, andere errichteten Baracken für die Pflege der Verwundeten, andere brachten, ein Kreuz am Hals tragend, Nahrung auf das Feld, wohin sich das Volk geflüchtet hatte. Mit dem Eifer eines Heiligen predigte Pater Malagrida den Trostlosen Muth ein, betete mit ihnen und rettete sie vor Entschlüssen der Verzweiflung.[1]) Das Volk schrie, das Ende der Welt beginne; Malagrida rief ihm zu, Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern seine Bekehrung und Rettung. — Malagridas Eifer war unermüdlich. Allmählich fasste sich das Volk — Ruhe trat ein. — Auch der König anerkannte, was die Jesuiten in diesen Tagen des Entsetzens geleistet — er sprach wieder huldvoll mit einigen, er befahl, ihnen zu ersetzen, was sie für die Verwundeten und Kranken ausgegeben, Fonseca und Ballester wurden zurückberufen. Die Exercitien fanden jetzt viele und eifrige Theilnehmer, auch der König versprach, mit seinem Hofe dieselben mitzumachen. Viele hofften davon einen Umschwung der ganzen Regierung. Don Pedro gab dem Pater Malagrida Geld zur Erbauung eines Exercitienhauses in der Stadt.[2]) — Malagrida.

Gabriel Malagrida.

Vorleben Malagridas.

Aber wer ist denn der vielgenannte Pater Malagrida? Sagen wir es kurz: Malagrida gehört zu den Männern, welche sich um Portugal die größten Verdienste erworben haben, obschon er kein Portugiese war.

Denen, welche die zauberischen Ufer des Comersees kennen, ist das liebliche Städtchen Menaggio wohl bekannt. Dort wurde Gabriel Malagrida 18. September 1689 geboren, sein Vater war ein angesehener Arzt und edler Mann: Victor Amadeus bot ihm vergebens einen Lehrstuhl an der Universität Turin an. Der stille, talentvolle Knabe wurde in Como bei den Somaskern[3]) erzogen, machte rasch die glänzendsten Fortschritte und war die Zierde der Schule; wenn es galt,

---

[1]) Histoire de Gabriel Malagrida, l'apôtre du Brésil au XVIII siècle, étranglé et brûlé sur la place publique de Lisbonne le 21. Sept. 1761. Par le P. Paul Mury. Paris 1865, p. 207—215. Eine Übersetzung erschien in Salzburg 1890. Ein Hauptwerk ist Il buon raziocinio osiano saggi critico-apologetici sul famoso processo e tragico fine del fu Padre Gabriele Malagrida. 1782.

[2]) Mury, l. c. p. 215.

[3]) Vergl. Bd. VIII, S. 350 dieses Werkes.

eine fürstliche Person zu begrüßen mit einer Rede oder einem Gedichte, wurde in der Regel Malagrida gewählt. Auch dichterische und rednerische Begabung zeigten sich früh, aber auch ein idealer Sinn, der früh schon ihm als den schönsten der Tode — den für das Wohl der Menschheit erschauen ließ. Sich ganz dem Dienste des Heilandes zu weihen, der aus Liebe für die Menschheit gestorben sei, war noch in Como sein Entschluss. In Mailand vollendete er dann in gleich glänzender Art seine Studien und trat hierauf 1711 in Genua als Novize in den Orden Jesu — dessen große Glaubensboten ihm stets als leuchtende Vorbilder erschienen. „Die Völker Italiens", sagte er sich oft, „haben Mittel genug, zum Heile zu kommen; jenseits des Meeres aber leben noch zahllose Völker in der Finsternis des Götzendienstes — eilen wir diesen verlassenen Seelen zu-hilfe!" Der General Tamburini gab jedoch seiner dringenden Bitte, als Missionär nach Westindien ziehen zu dürfen, nicht sogleich nach, sondern sandte ihn als Professor der Humaniora nach Bastia auf Corsica, wo Malagrida mit ebensoviel Eifer als Erfolg lehrte und ein lateinisches Trauerspiel, „Amanus", schrieb. Erst 1721 durfte er als Glaubensbote über Genua und Lissabon nach Maragnon in Südamerika abziehen.

In Maragnon.

Diese Provinz erstreckt sich vom Cap Augustin bis zum Flusse Oyapoc; sie war eine sogenannte Capitanerie, ihr erster Capitan der Geschichtschreiber Juan Barros.[1]) Lange stritten sich die Franzosen und Holländer darum, zuletzt blieb sie den Portugiesen. Der nördliche Theil mit dem Hauptorte San Luiz erhielt vom Flusse Maragnon oder Mearim den Namen, der südliche erhielt vom Hauptorte Para den Namen. Ohne die kühlenden Seewinde wäre die Hitze nicht auszuhalten. Das Zuckerrohr und der Cacaobaum gedeihen dort, aber nicht Rebe, nicht Getreide, nicht Oliven. Die großen Wälder sind so dicht, dass kaum durchzukommen ist; sie umschließen ungeheuere Prairien, in welchen Herden von Büffeln sich umtreiben. Dazwischen gibt es Seen und Flüsse, der größte darunter ist der Amazonenstrom. Das Reisen war damals gefährlich wegen der wilden Thiere: Tiger, Riesenschlangen, Vipern; in den Flüssen gibt es ein Krokodil, welches die Eingeborenen Jacare (Jaguar) nennen.. Noch gefährlicher waren die

Indianer.

Indianer, welchen man hier begegnete: Menschenfleisch war ihre liebste Kost. Der erste Glaubensbote, Pater Pinto, wurde 1607 von den Wilden erschlagen. Das schreckte aber seinen Mitarbeiter Figueira nicht ab, der mit zwei anderen Jesuiten vierzehn Jahre mit Erfolg hier thätig war. 1643 litten vierzehn Glaubensboten an der Mündung des Amazonenstromes Schiffbruch, nur drei wurden gerettet, die anderen ertranken, oder wurden von dem wilden Stamme der Aruanen verzehrt. Aber auch das schreckte nicht, 1652 kam der beredte Anton Vieyra[2]) mit elf anderen Jesuiten zu den Wilden von Maragnon, die ihn nur „den großen Vater" nannten und sein Andenken lange in Segen hielten.

Malagrida als Lehrer

Jetzt sollte Malagrida in ihrer Arbeit weiterfahren, doch ließen ihn seine Oberen nicht sogleich unter die Indianer: sie ernannten ihn zunächst zum Prediger in Para. Dort kam er 1722 an, barfuß, einen Stock in der Hand, mit einem Sacke auf der Schulter, in dem sein Brevier war und was zum heiligen Messopfer nöthig schien. Hier sollte er zuerst die Sprachen der Indianer kennen lernen, während er nebenbei die Zöglinge der Anstalt unter-

[1]) Vergl. Bd. VII, S. 390 dieses Werkes.
[2]) Vergl. Bd. IX, S. 682 dieses Werkes.

richtete und für die Bewohner der Stadt Gottesdienst und Predigt hielt. Rasch gewann sein tiefes, inniges, feuriges Wesen hier Vertrauen: er wußte die Jugend zu begeistern, zum edelsten Wetteifer zu entflammen und die Bevölkerung der Stadt, die bisher nur auf Gewinn und Genuss sah, zu edleren Stimmungen anzuregen. Er zog durch die Straßen und forderte die Einwohner auf, nur auch acht Tage lang das Wort Gottes anzuhören. Diese seltsame Art der Einladung reizte: sie kamen, sie wollten einmal sich den Mann anhören — und dieser sprach so ergreifend von der Größe Gottes und dem Undank des Sünders, dass die Zuhörer bald in Thränen ausbrachen und nachher viele zum Redner kamen, ihr gedrücktes Herz vor ihm auszuschütten und das Gelöbnis der Besserung vor ihm abzulegen. Die Gemüther schienen aus einem Winterschlafe zu einem blütenreichen Frühling zu erwachen — und von Para aus griff dann diese Sinnesänderung in den Dörfern um sich. und Prediger.

1724 erhielt Malagrida die Leitung der Mission unter den Tobajaren am linken Ufer des Flusses Itapikuru. Da hatte er jetzt nicht mehr verwilderte Europäer, sondern Indianer vor sich, die bisher unbedingt ihren rohen Leidenschaften sich überlassen hatten. Hier galt es, den Gedanken an Gott zu erwecken, die ersten Gebote eines sittlichen Lebens ihnen einzuprägen, sich durch ihre Unwissenheit, ihre Roheit, ihre launenhafte Wandelbarkeit nicht abschrecken zu lassen. Der Stamm der Caicaseer hatte z. B. zwar den Portugiesen gehuldigt, aber dann, auf einmal wieder alten Neigungen folgend, die Pflanzungen und die Dörfer überfallen. Die Portugiesen brauchten darum die Waffen gegen sie und der Stamm flüchtete in die Wälder. Jetzt reute sie ihr Benehmen und sie baten um Unterricht in der Religion des wahren Gottes. Bei ihnen sollte Malagrida jetzt versuchen, was er vermöge. Hier war tiefer Verfall, die schändlichste Sittenlosigkeit: sie wollten nur nackt umherstreifen und lebten von Tag zu Tag von Jagd und Fischfang. Malagrida lernte bald ihre Sprache, pflegte ihre Kranken, gewann die Gesunden durch kleine Geschenke, durch rührende Vorstellungen, lehrte sie den Wert fester Ansiedelungen begreifen, und sie gewannen ihn lieb, legten die rohen Sitten ab und ließen sich taufen. Sofort machte sich Malagrida an die Guanares.[1]) Auch diese verloren den Sinn für das unstete Leben in Wäldern und bekamen Geschmack für feste Ansiedelungen; sie sollten den Portugiesen dreißig Mann gegen die Barbados zuhilfe schicken, aber statt dessen schlugen sie ihren Missionär, Pater Villar, nieder, griffen die Portugiesen an und führten einen wilden Krieg gegen die Caicaseer, unter denen Malagrida lebte. Dieser jedoch, entschlossen zuletzt alles zu wagen, gewann durch Geschenke einige Guanares; sie luden ihn ein, zu ihnen zu kommen, und er kam mit zwanzig jungen Caicaseern, die er eben bekehrt hatte. Er wurde wohlwollend aufgenommen, als „Vater" begrüßt, in eine Hütte von Laub geführt und schlief in den schönsten Hoffnungen auf eine reiche Ernte ein. Tobajaren. Caicaseer. Guanares. Barbados.

Indes aber beriethen die Guanares, wie der Augenblick der Rache gekommen sei und wie sie in der Frühe die Ankömmlinge alle erschlagen wollten. In der That stürzten gleich darauf die Caicaseer in seine Hütte und baten, er

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 319—331 dieses Werkes. — Mury, l. c. p. 53 ff.

Gefahr. möge sie noch taufen, denn die Guanares kämen, um sie alle zu tödten, und kaum hat er ihnen in Eile das Sacrament gespendet, so stürzen die Feinde in Waffen auf die Hütte los und ist der Boden bald mit Erschlagenen bedeckt. Malagrida wird an einen Pfahl gebunden und muss zusehen, wie seine Genossen erschlagen, seine Habseligkeiten vertheilt werden, wie die Indianer mit den Geräthschaften zur Feier der heiligen Messe ihren Spott treiben. Der Häuptling tritt endlich drohend mit einer Keule vor Malagrida, der überzeugt, dass seine letzte Stunde gekommen sei, sein Auge betend gegen Himmel richtet. Da fällt Rettung. aber eine Indianerin dem Häuptling in den Arm: „Tödtet den Abgesandten des großen Geistes nicht; sein Mord wäre gefährlich. Denkt, wie der Mörder des ersten Schwarzrockes an einer schrecklichen Krankheit gestorben ist!“ — Der Häuptling lässt die Keule sinken, die Indianer aber packen Malagrida, tragen ihn in ein Boot auf dem Flusse und überlassen ihn den Wellen, die ihn weit forttragen, bis ein Baumstamm am Ufer den Nachen aufhält und Malagrida den Namen „Vater“ hört. Ein junger Caicaseer war es, der ihn anrief; er war verwundet entkommen und hatte sich im Laube versteckt. Malagrida riss ein Stück von seiner Sutane ab und verband die Wunde des Jünglings, welcher rasch aus einem Zweige ein Ruder machte und das Boot zu seinem Stamme geleitete. Dort aber hatte Malagrida den Vorwurf zu hören: „Gib uns den Vater, gib uns den Bruder, gib uns den Sohn zurück! Dir sind sie gefolgt, du hast sie in den Tod geführt!“

Solche Schmerzen, solche Gefahren, solche Opfer erforderte die Zähmung Barbados. dieser Wilden. — Am meisten kriegerisch waren die Barbados: von Kleidern wollten sie nichts wissen; ihr einziger Schmuck war ein Ring, welchen sie durch die untere Lippe zogen und an welchem sie einen dicken, runden Stein aufhiengen. Der Pater Tavares hatte ihnen gesagt, sie möchten einmal sehen, wie schön es jetzt bei den Caicaseern sei, seit diese Christen geworden. Mehrere kamen, es schien ihnen zu gefallen und sie luden Malagrida ein, sie auch zu besuchen. Und der unerschrockene Missionär verspricht und fährt mit einer großen Menge von Äxten, Angeln, Messern, die er zu Geschenken gesammelt, von vier kräftigen Guajajaren, die ihm als Ruderer dienen, und einem jungen Portugiesen begleitet, manchen Tag lang den Fluss hinab, bis er ihre Abgesandten trifft, die sogleich über seinen Vorrath an Geschenken herfallen und nicht erst warten, bis er sie vertheilt. Nun kommt er in die Mitte des Stammes: Greise, Weiber, Kinder verlangen hier auch Geschenke, aber er hat nichts mehr und da werden sie unmuthig und verlassen ihn, und bald gehen ihm auch die vier jungen Ruderer davon, nur der Portugiese und ein junger Dolmetscher bleiben bei ihm. Aber dieser musste auch bald zurück zu seinem Stamm und Malagrida war mit dem Portugiesen allein und lebte dürftig von bitteren Wurzeln — und noch mehr als durch Hunger litten beide durch die Mosquitos. Eines Tages traf Malagrida einen Barbado, der eben ein erlegtes Wild zertheilte, und bat um ein Stück Fleisch, denn er habe seit zwei Tagen nichts gegessen. Dieser aber warf ein Stück unmuthig seinem Hunde vor. „Warum gibst du lieber deinem Hunde ein Stück als mir?“ fragte Malagrida. — „Mein Hund hilft mir jagen, du aber willst nur von mir essen.“ So würdigten die Barbados den Eifer des Missionärs, sie zu gesitteten Menschen zu machen. Malagrida war aber nicht abzuschrecken, er suchte die Wilden auf und es gelang ihm, einige für die Lehre des Evangeliums zu gewinnen und zu taufen. Aber ihre Zauberer sagten den Barbados, das Taufwasser bringe den Tod, und sie beschlossen, den Missionär und seinen Begleiter zu ermorden. Schon

bemalten sich die Wilden zum Feste, an dem sie das Fleisch der Beiden verzehren wollten, als zwei junge Männer, die er für das Christenthum gewonnen hatte, ihm die Gefahr kundthaten und ihn beschworen, mit ihnen zu fliehen: müsse er sterben, so wollten sie mit ihm in den Himmel steigen. Malagrida traten Thränen in die Augen ob dem Eifer der jungen Christen, er bat sie, zu ihren Eltern zurückzukehren und sich zu retten, er wolle allein sterben. „Wohin soll ich fliehen? überall um mich sind Feinde!“ — „Dieses Zeichen wird uns retten!“ rief einer der Jünglinge, auf das Kreuz deutend, welches vom Halse des Missionärs vorne auf seine Brust herabhieng. Malagrida willigte endlich ein zu fliehen und erreichte mit den beiden Indianern und dem jungen Portugiesen den Wald, in welchem sie das Geschrei der sie verfolgenden Feinde und das Geheul der Tiger vernahmen. Endlich erreichten sie den Fluss Meary. Die jungen Indianer machten ein kleines Floss zusammen, auf dem die Viere den Fluss hinabfuhren, das aber schon am ersten Tage an einem Felsen zerschellte. Die Indianer retteten jedoch Malagrida, indem sie ihn schwimmend über dem Wasser hielten. Endlich fanden sie einen Nachen und bald darauf zeigte ein Freudengeschrei, dass sie an befreundetem Ufer seien, von wo Malagrida sicher nach dem Collegium von San Luiz in Maragnon gelangte.[1]) Neue Todesgefahr.

Manchen anderen hätten solche Erlebnisse zurückgeschreckt oder abgekühlt. Aber Malagrida glühte von Eifer für den Ruhm Gottes und das Heil der Seelen derart, dass weder Beschwerden, noch Leiden das Feuer erlöschten, das ihn verzehrte. „Für Gott arbeiten war sein Leben, für Gott dulden sein Glück.“[2]) — Malagrida bat kniefällig seinen Oberen, wieder in die Wälder gehen zu dürfen. Dieser benöthigte ihn aber zum Unterrichte der Novizen und der rastlose Mann, der eben noch die Sprache der Indianer gestammelt hatte, war jetzt die ganze Woche thätig, seinen Schülern die Schönheiten der alten Literatur oder die Tiefen der Heiligen Schrift zu erklären: jedenfalls begeisterte er die Jugend und entzündete mit edlem Feuer ihre Herzen. Am Samstag nahm er immer seinen Stock und wanderte barfuß in ein fernes Dorf, um am Sonntag Gläubigen und Indianern das Wort Gottes zu verkünden, Beichte zu hören, die Jugend zu unterrichten. Wie einem Heiligen kam ihm die Bevölkerung mit Verehrung entgegen. Aber seine Wilden konnte er nicht vergessen und als die Barbados ihre Reue bezeugten und wiederum einen Priester erbaten, richteten die Oberen ihr Auge auf Malagrida. Er gieng wieder und brachte noch mehr Geschenke. Die Freundlichkeit, mit der man ihn aufnahm, hatte aber diesmal Dauer und es gelang ihm, die Grundsätze des Evangeliums ihrem Geiste tief einzuprägen und ihr Herz zu sänftigen und bald war eine von Eifer glühende Gemeinde beisammen. Professor in Maragnon.

An Gefahren fehlte es nicht von Seite anderer Stämme, z. B. den Acroas, den Gamellas, die noch Menschenfresser, wie einst die Barbados, waren. Malagrida musste sogar mit den Barbados einen Kriegszug gegen die Gamellas Gamellas.

[1]) Paul Mury, Histoire de Malagrida, p. 117—139.
[2]) Ibid. p. 61.

mitmachen. Als es zum Kampfe kommen sollte, trat er, mit dem Crucifixe in der Hand, vor die Feinde und redete vom Gott der Liebe, der sein Leben für die Menschen gegeben hatte. Ein Hagel von Pfeilen war die Antwort. Auch Portugiesen waren dabei, die alsbald ihr Musketenfeuer wirken ließen. Die Feinde flohen und bald baten die Acroas und die Gamellas um Geistliche, die sie die Religion des wahren Gottes lehren könnten. Aber auch unter den bekehrten Indianern war ein Priester nicht auf Rosen gebettet. Ein Genosse seiner Arbeiten schreibt über Malagrida: „Ich glaube, er hätte unter wilden Thieren ein ruhigeres Leben geführt, als unter diesen über alle Maßen verwilderten Leuten. Seine Wohnung war nur eine klägliche Hütte, durch welche jeder Windzug strich und in welcher ihm die Mosquitos Tag und Nacht keine Ruhe ließen." — Malagrida ertrug alles mit der Seelenruhe eines Heiligen: „Diese Thierchen sollen unsere Geduld üben und wir auch, trotz ihnen, am Gedanken Gottes festhalten."

1730 galten diese Indianerstämme für hinlänglich befestigt im Christenthume und wurde Malagrida wieder in sein Collegium zum Unterrichte in der Poesie, Beredsamkeit und Theologie zurückberufen. In den Ferien hielt er in Dörfern und Städten Exercitien und weckte in Tausenden wieder die Liebe zu einem sittlichen Leben auf. In eine schwer zugängliche Gegend von Maragnon hatten sich die Verstoßenen der Gesellschaft, flüchtige Räuber und Mörder, entronnene Sclaven, zurückgezogen und lebten von Mord und Raub. Eine Mission unter diesen Wildlingen erbat sich und erhielt Malagrida von seinem Oberen. Das Unternehmen war höchst gefährlich, doch ihn schreckten weder die Hitze, noch die Schlangen und Tiger, noch die Indianer, die aus dem Gebüsch ihre vergifteten Pfeile entsendeten. Ruhig und voll Gottvertrauen gieng er als Sendbote des Gottes des Friedens unter die Wildlinge. „Wir wollen uns einmal den Heiligen ansehen!" sagten sie untereinander; als ob er es trotz der Entfernung gehört, oder als ob er in ihren Herzen gelesen hätte, redete er sie lächelnd an: „Nein, ich bin kein Heiliger" — und wirkte so wohlthätig unter ihnen, dass sie froh wurden, einen Heiligen kennen gelernt zu haben. Man sprach von Wundern, die Gott durch ihn wirke. Bald kamen aus den Nachbarländern Abgesandte, welche baten, mit ihnen auch Mitleid zu haben und ihnen das Brot des Wortes Gottes zu brechen.

In den Ferien.

1736 wirkte er mit außerordentlichem Erfolge in Bahia. Sein Wort hatte eine Wirkung, wie man sie dem Berthold von Regensburg nacherzählt. Aus Mitleid mit armen Mädchen, welche die Noth zu einem Leben der Sünde trieb, baute er Zufluchtshäuser, meist mit wenig Geld anfangend, aber der Segen Gottes begleitete sein Wirken, Geschenke flossen ihm bald von allen Seiten herbei und er hatte den Trost, dauernd für die Armen gesorgt zu haben. In ähnlicher Weise wirkte er dann in Pernambuco. Die Begeisterung stieg mit jedem Jahre. Die Herzen öffneten sich ihm, die Bevölkerung kam ihm in Processionen entgegen. — Um die von ihm gegründeten, zum Theile oft selbst erbauten Zufluchtshäuser — denn er trug,

um andere anzufeuern, selbst Steine und Kalk herbei — gegen alle Angriffe für immer zu sichern und zu erweitern, fuhr Malagrida 1749 nach Portugal ab und bat Joao V. um den Schutz derselben. Der König hatte eine solche Verehrung vor Malagrida, dass er auf den Knien um seinen Segen bat. Vergebens suchte der Priester mit vor Schluchzen unterbrochener Stimme sich zu entschuldigen. „Nenne mich nicht König", unterbrach ihn der Monarch, „sondern Sünder!" In edlen, warmen Worten sprach dann der König den Dank aus für alles, was Malagrida seinen Unterthanen an Wohlthaten gespendet, und im reichen Maße ergoss sich seine Freigebigkeit über die Stiftungen Malagridas. Die Königin, Maria Anna von Österreich, machte mit allen Damen ihres Hofes unter Malagridas Leitung die Exercitien mit. Alles wollte sich erwärmen am Feuer seiner Rede — und sein eifrigster Zuhörer war der König selber, der nicht satt werden zu können schien an den großen Wahrheiten, die ihm Malagrrida in seiner edlen bilderreichen Sprache vorhielt. Joao V. verlieh kurz vor seinem Tode Malagrida die Vollmacht, überall Klöster und Seminarien zu bauen, wo er es zum Heile seiner Unterthanen für nützlich erachte, schenkte ihm eine große Summe als erste Deckung für solche Bauten und wies ihm auf seine Cassa ein Jahreseinkommen von 200 Thalern für jedes Haus an, das er gründen würde.[1]) Der edle König starb schon am 31. Juli 1750. Als Benedict XIV. im Consistorium seinen Hingang anzeigte, rief er: „Glückselig war unser getreuester Sohn, dass er Malagrida zum Gewissensrathe hatte und in seinen Armen sterben konnte." — So hoch stellte ein geistreicher König und ein edler Papst diesen feurigen Glaubensboten!

Malagrida und Joao V.

Benedict XIV.

Wie sehnte sich dieser, jetzt des Königs Wohlthaten in Brasilien auszuspenden! Als er von der Königin Abschied nehmen wollte, war diese ganz trostlos, dass er sie verlasse, und gewährte ihm die Erlaubnis zur Abreise nur, als er ihr zurückzukehren versprach, sobald sie ihn benachrichtige, ihr Leben gehe zur Neige. Zum drittenmale befuhr nun Malagrida den großen Ocean aus Liebe zu seinen Indianern, diesmal in einem königlichen Schiffe. Ehe er abfuhr, erhielt er noch vom jungen König, Don Jose, die Ernennung zum königlichen Rath. Mit ihm reiste der neue Statthalter für Brasilien ab, Franz Xaver de Mendoza-Furtado, ein Bruder Pombals, der größte Gegner der Missionen in den Colonien mit dem größten Eiferer für dieselben in demselben Schiffe. Wieder waren die Erfolge Malagridas groß, aber er stieß auch auf Abneigung bei den Europäern, denen man beigebracht hatte, er sei nach Portugal gereist, nur um auf den König zu Gunsten der Sclaven zu wirken: in ihren Sclaven war der Reichthum der Portugiesen und sie fürchteten jetzt, dass diese auf einmal frei werden würden. Doch

Königin Maria Anna.

Königlicher Rath.

Mendozza-Furtado.

Sclaven.

[1]) Paul Mury, l. c. p. 162—175.

Malagridas Eifer für Menschenwohl und Menschenrecht war nicht zu erschüttern, ihn erschreckten keine Ränke, keine Feindseligkeit. Unterricht, Predigt, Gründung von Zufluchtshäusern, von drei Seminarien, vier Frauenklöstern, acht Kirchen, Missionen, Exercitien waren seine stete Beschäftigung, als ihn
Ruf zur Königin. plötzlich ein Schreiben der verwitweten Königin Maria Anna an sein Wort erinnerte: sie bedürfe seines Rathes und seines Gebetes. Alsbald gieng Malagrida zu Schiff. Einstimmiger Ruf des Lobes und Bedauerns geleiteten ihn zum Ocean. Die Franciscaner von Bahia schrieben an ihren General: „Malagrida ist der Franz Xaver unserer Zeit; wenn schon der Hof von Lissabon und das Königreich Portugal und alle Pflanzstaaten eine hohe Meinung von diesem feurigen Apostel haben, so ist dieselbe doch noch immer tief unter seinem unermesslichen Verdienste und seiner heroischen Tugend. Wir waren jahrelang Augenzeugen, wir können die Strenge seines Lebens und seinen brennenden Eifer nur bewundern und entdecken jeden Tag an ihm neue Tugenden." Der General der Gesellschaft Jesu aber sagte von ihm: „Unser ganzer Orden besitzt heutzutage keinen Glaubensboten, der sich mit Malagrida vergleichen lässt."

Im Januar 1754 stellte sich Malagrida der Königin in Lissabon vor. „Treu dem Versprechen, das ich vor drei Jahren gab, kehre ich zurück, um Euer Majestät den Rest meiner Tage zu widmen." — Er war ihr Trost in ihren letzten Stunden.

Pombal und Malagrida. Den Hof fand Malagrida jedoch schon verändert. Der hochmüthige und grausame Pombal hatte sich des schwachen Königs schon bemächtigt, der ihm sein vollstes Vertrauen schenkte, gegen den Rath seines verstorbenen Vaters, der da einmal sagte: „Ich kenne diesen unruhigen Kopf, diesen heuchlerischen und frechen Carvalho. Er stammt aus einer Familie, die allezeit zur Rachgier, Wuth und Grausamkeit geneigt war." Malagridas Ruhm
Erste Begegnung. war für Pombal schon ein Grund, ihn zu hassen. Die erste Begegnung brachte sie schon auseinander. Malagrida hatte Pombal noch nicht gesehen und gieng eben von der Königin weg, die Stiege des Palastes hinab, und Pombal stieg hinauf. Verletzt, dass ihn der Missionär nicht zuerst grüßte, fragte Pombal: „Kennen Sie mich nicht?" — „Ich habe nicht die Ehre", entgegnete Malagrida. — „Was, Sie leben am Hofe und kennen den Minister nicht!" schrie Pombal. Malagrida bat demüthig um Verzeihung für die unschuldige Unart und sagte dann in würdigem Tone: „Nun aber, da ich Euer Excellenz zu kennen und zu sprechen die Ehre habe, so erlauben Sie mir eine Bitte: rufen Sie Ihren Bruder Mendoza aus Maragnon ab, denn der Hass, den er sich durch seine Verwaltung zugezogen hat, ist so groß, dass ich für ihn ein Unglück befürchte, wenn er sich nicht schnell der Rache seiner Feinde entzieht." — Bissig entgegnete Pombal: „Gut, ich werde daran denken", und kehrte Malagrida den Rücken. Von der Zeit an war Pombal

der Todfeind des Missionärs, der durch seine Beredsamkeit, seinen reinen Ruhm, seine Verdienste eine Macht war. Darum hafste ihn Pombal und er hatte eine unsägliche Kraft des Hasses, den zu befriedigen seine wilde Lust war. Pombals Hafs.

Pombal wurde sorglich für seine Stellung. Die Exercitien wirkten mit Urgewalt auf jedes Herz, und gar auf ein so weiches, wie das des Königs. Wie war Malagrida dem Minister zuwider! Der beliebte Prediger schreibt an Pater Ritter nach Wien: „Wie ist mein Name gewissen Hochgestellten verhafst! sie suchen mich durch tausend verleumderische Anklagen in der Achtung des Königs zugrunde zu richten; sie wollen um jeden Preis die Exercitien verhindern — und doch habe ich sie mit tröstlichem Erfolge mehr als vierzigmal in Lissabon abgehalten.“ In Malagrida und Pombal standen sich zwei grundverschiedene Auffassungen des Erdbebens entgegen: Malagrida behandelte in seinen Predigten und dann in einer eigenen Schrift diese Drangsale als Mahnung Gottes an die Sünder zur Einkehr in sich selbst: Gott wolle, dafs Lissabon sich bekehre, nicht aber dafs es verschlungen und zerstört werde, wie das Volk glaube. Pombal dagegen erklärte das Erdbeben aus natürlichen Ursachen, die mit den Sünden der Menschen in gar keinem Zusammenhange ständen,[1]) als ob Gott sich nicht auch der natürlichen Ursachen zu seinen Absichten bedienen könnte und immer Wunder wirken müfste, um die Schuldigen zu züchtigen. Pombal liefs die Leichen ins Meer werfen; die Jesuiten verlangten, dafs man sie nach christlicher Weise begrabe. Der Minister sagte, Malagrida rede wie ein Narr, er wolle dem König nur Angst machen: es habe jedoch nie weniger Laster in Portugal gegeben, nie habe man mit mehr Rechtschaffenheit verfahren, als unter der Regierung des Königs Jose; in ganz Portugal sei aber niemand so fähig, einen Aufstand zu erregen, wie Malagrida. Exercitien. Gegensätze.

Beim Worte Aufstand erschrak der König, die religiöse Stimmung verflog: er willigte in die Verbannung Malagridas. Pombal fürchtete aber den Hafs des Volkes, wenn sein Liebling vertrieben werde, und bat deshalb den Nuntius, dafs dieser unter einem geistlichen Vorwand Malagrida versetze. Acciajuoli willigte ein und der berühmte Prediger wurde am ersten November 1756 nach Setubal verwiesen.[2]) Malagrida verbannt.

Aber die Menge, die an seinen Lippen hieng, zog ihm nach, Ungelehrte und Gelehrte, Priester und vornehme Damen, darunter auch die Marquise von Tavora. Malagrida schreibt an seinen Mitbruder Ritter nach Wien: „Seit acht Monaten schon bin ich in diesen Winkel verbannt und in Mitte meiner Betrübnis überwallt doch wieder mein Herz vor Freude. Welch ein Glück, durch geistliche Übungen so viele Seelen dem Bösen zu entreifsen! Welch ein Schauspiel! die ersten Damen der Welt bringen hier, als ob sie im Kloster lebten, im Schweigen und im Gebet ihre Tage hin — die ersten Männer des Hofes weihen sich hier in der Stille der Betrachtung. Aber ach, mein Glück wird bald dahin sein! Tausend feindliche Zungen zischen gegen mich und die geistlichen Übungen, man bringt sie in Verruf als Mummereien, als höllische Ränke, um das Volk zu verführen und Sein Anhang.

[1]) Murr, l. c. I, S. 57 ff.
[2]) Mury, l. c. p. 218.

den Staat umzustürzen. Jeden Tag rufen neue Verleumdungen neuen Verdacht und neue Untersuchungen hervor. Was wird man thun? ich weiß nicht; ich bin nicht ohne Sorge, aber ich setze mein Vertrauen auf Gott. — Im Augenblicke, da ich dieses schreibe, kommt eine neue Schar mit Kreuz und Fahne über die Schwelle unseres Hauses." [1])

Die Jesuiten vom Hofe gejagt.

Die Sorgen Malagridas hatten nur zu vielen Grund: in der Nacht des 19. September 1756 wurden alle Jesuiten am Hofe, die Beichtväter der königlichen Familie, geweckt, und ihnen der Befehl verlesen, sogleich das Schloss zu verlassen, und ihnen verboten, je wieder in Verbindung mit einem Mitglied der königlichen Familie zu treten. Ohne ein Wort der Klage entfernten sich die armen Greise, nur Moreira ließ dem König danken, dass er ihm jetzt einmal Zeit verschafft habe, sich mit dem Heil seiner eigenen Seele zu befassen.

Eine neue Lüge benützte Pombal, um nicht nur den König gegen die Jesuiten aufzureizen, sondern auch um diesen in ganz Europa ein Schicksal zu bereiten, wie es einst die Templer traf. —

Paraguay und Uruguay.

Pombal griff die Jesuiten bald durch eine Schmähschrift an, welche, in mehrere Sprachen übersetzt und in unzähligen Exemplaren verbreitet, in Europa anfangs großes Aufsehen machte und hin und wieder heute noch als Quelle zu Anklagen benutzt wird, nämlich durch den „Kurzen Bericht von der Republik, welche die Jesuiten der portugiesischen und spanischen Staaten in Paraguay errichtet, und von dem Kriege, welchen sie gegen die Armee beider Monarchen angefangen und fortgesetzt haben." [2]) Darin war von den Jesuiten behauptet, sie hätten eine große Republik in Paraguay gegründet, einem Lande, das dem König von Spanien gehöre, und es so despotisch beherrscht, dass die Indianer nicht einmal etwas von ihrem König wüssten;

[1]) Mury, l. c. p. 219—220.

[2]) Relaçâo abbreviada da Republica que os Religiosos Jesuitas das Provincias de Portugal e Hespanha estabelecerâo nos Dominios Ultramarinos das duas Monarquias. — Rélation abregée de la République que les Religieux Jésuites des Provinces d'Espagne et de Portugal ont établie dans les Possessions d'Outre-mer des deux monarchies et de la guerre, qu'ils y ont suscitée et soutenue contre les Armées Espagnoles et Portugaises. — Eine deutsche Übersetzung davon gab 1892 Dr. H. Baumgartner in Wiener-Neustadt heraus: „Kurtze Nachricht von der Republique, so von denen R. R. P. P. der Gesellschaft JEsu der Portugießisch- und Spanischen Provinzen in den über Meer gelegenen diesen zweien Mächten gehörigen Königreichen aufgerichtet worden. Und von dem Kriege welchen gemelde Patres Jesuiten wider Spanien und Portugall geführet und ausgehalten haben." Diese Nachricht ist aus der geheimen Registratur der zweien Bevollmächtigten respective Principal-Commissarien, und bewährten Urkunden gezogen, aus der Portugießischen in die Welsche, und von dieser in die Teutsche Sprache übersetzt worden. Lissabon 1760. — Die gesammte Literatur über diese Frage wie über Pombal bei Murr, l. c. I, S. 83—84 und in der Einleitung XIII—XL.

sie hätten einen König Nikolaus an die Spitze gestellt und zahllose Heere auf die Beine gebracht, durch unmenschliche Behandlung der Indianer ungeheure Reichthümer angehäuft und den Welthandel an sich gerissen. Desgleichen hätten sie in Maragnon, welche Provinz Portugal zugehöre, unter dem Vorwande der Religion geistliche und weltliche Macht sich angemaßt, die Indianer in armseliger Sclaverei gehalten, den ganzen Handel und damit auch den Reichthum des Landes an sich gerissen und den Truppen der Könige von Spanien und Portugal Widerstand geleistet. Pombals Schmähschrift.

Es war die schmachvollste Verleumdung einer ewig bewundernswerten Leistung der Jesuiten und bezog sich auf ihren merkwürdigen Staat, den sie in den Provinzen Paraguay und Uruguay geschaffen hatten.

Früher wurde schon einiges über diesen wunderbaren Staat mitgetheilt,[1]) in welchem die Jesuiten viele Versuche der alten Gesetzgeber übertrafen und die Bewunderung eines Montesquieu errangen, der da meinte, sie hätten eine der größten Wunden geheilt, die je dem menschlichen Geschlechte geschlagen wurden, und ein erhabener Sinn für alles, was sie Ehre nennen, und ihr Eifer für die Religion habe sie Großes unternehmen lassen — und sie seien damit zum Ziele gekommen. Auch wurde schon angedeutet,[2]) wie die Europäer, die nach Amerika kamen, die Indianer nur ausbeuteten, wie die Missionäre sich der Misshandelten annahmen und ihr natürliches Recht auf Freiheit vertheidigten, da es nie die Absicht des Königs gewesen sei, die Eingeborenen den Pflanzern als Sclaven hinzugeben, und wie sie sich vom Hofe von Spanien die Bewilligung verschafften, dass die Indianer, die ihnen gelingen würde zu zähmen und zu Gemeinden zu vereinigen, frei sein sollten. Sie machten ihren ersten Versuch in der Umgebung des Paraguay, des „bekrönten Flusses", der aus dem See Xaraies seinen Ursprung nimmt, welcher ihm gleichsam als Krone dient, und der, ehe er sich in den Rio de la Plata ergießt, die Wasser des Parana und Uruguay empfängt. Die Natur war groß: riesig die Bäume, reißend und tief die Flüsse; Wild war da im Überfluss, zauberisch waren die Schönheiten, aber auch groß war die Gefahr für den Wanderer wegen der reißenden Thiere, der giftigen Schlangen, der Fieberluft, welche die stehenden Wasser aushauchten, und wegen der Pfeile der Indianer. Die Menschen, die da hausten, waren klein, verwildert, grausam; sie lebten theils wie die Vögel auf den Bäumen, theils in Höhlen; die menschliche Natur stellten sie mehr in ihrer Herabwürdigung als in ihrem Adel dar. Diese Wilden in wahre Menschen umzuwandeln, wagten sich die Jesuiten in die dichten Wälder, drangen in die finstern Höhlen, erklommen steile Felsen, durchschritten Sumpfländer, wo sie jeden Augenblick auf Schlangen und wilde Thiere stoßen konnten, schwammen über reißende Ströme. Mancher wurde von den Pfeilen der Indianer durchbohrt, mancher wurde eine Beute der Tiger; oft flohen die Wilden beim Anblicke des Glaubensboten wie vor einem Zauberer Seltene politische Leistung. Schöpfung. Paraguay.

[1]) Vergl. Bd. VIII, S. 323 ff. dieses Werkes — Charlevoix, Histoire du Paraguay, ed. 1744. — Lozano, Historia de la Compania di Jesus en la Provincia del Paraguay, 2 voll. fol., Madrid 1753. — Muratori, Il Christianesimo felice. — Montesquieu, Esprit des lois, chap. VI. — Chateaubriand, Génie du Christianisme, II, 4, p. 4.

[2]) Vergl. Bd. VII, S. 340 ff. dieses Werkes.

mit Schrecken davon, öfter aber gelang es durch kleine Geschenke, durch Musik, für welche diese Indianer vielen Sinn hatten, durch Arzneimittel zur Heilung der Kranken, sie anzulocken, nach und nach ihre Sprache zu lernen, ihnen die Anschauungen von Gott und die ersten Freuden der Menschenwürde beizubringen, sie in Dörfern, die man Reductionen (Niederlassungen) nannte, zu vereinigen und zuerst aus dreißig derselben eine Art christlicher Republik — Paraguay — zu bilden.

Die Dörfer. Jedes Dorf stand unter zwei Glaubenspredigern, welche die geistlichen und leiblichen Angelegenheiten leiteten. Damit diese jungen Christen nicht von den Lastern der Europäer angesteckt würden, durfte kein Fremder länger als drei Tage unter ihnen verweilen, durfte die spanische Sprache nicht gesprochen werden.

Schulen. In jedem Dorf waren zwei Schulen, die eine für den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, die andere für Sing- und Tonkunst. Man beobachtete genau jedes Kind und wies jedem die Beschäftigungen an, die seiner Begabung entsprachen: man erzog die einen für den Ackerbau, die andern für das Handwerk, die dritten — die Congregation — für höhere Bildung. Es gab Zimmerleute, Schreiner, Weber, Schlosser, Uhrmacher, Goldarbeiter; Orgeln, Harfen, Flöten, Guitarren und Instrumente für Kriegsmusik wurden nicht bloß von den Indianern gebraucht, sondern auch verfertigt. Die Frauen arbeiteten abgesondert

Tagesordnung. von den Männern: am Anfang der Woche erhielten sie Baum- und Schafwolle, die sie am Ende der Woche verarbeitet abliefern mußten. Beim ersten Strahl der Morgenröthe ertönte die Glocke, welche die Gemeinde in die Kirche berief; am Abend ertönte sie wieder und man sang das Abendgebet in zwei Chören mit Musik. Jede Familie hatte ein Landlos, das für ihre Bedürfnisse ausreichte. Daneben gab es ein öffentliches Feld, welches das Besitzthum Gottes hieß; sein Erträgnis wurde für Greise und Schwache verwendet, oder als Vorrath für

Steuer. Zeiten der Noth, oder verkauft zur Bezahlung der Steuern — jede Familie steuerte nämlich dem König von Spanien jährlich einen Goldgulden. Ein Fehl-

Strafen. tritt wurde zuerst mit geheimer Zurechtweisung durch den Prediger, der zweite durch öffentliche Buße an der Pforte der Kirche, der dritte durch Züchtigung mit der Ruthe bestraft. Das kam aber selten vor: die Indianer waren gut wie Kinder. Ein Missionär meldet, dass Jahre vergehen, ohne dass eine Todsünde vorkomme. Raynal,[1]) der berühmte Geschichtschreiber der Colonien, schreibt: „Nichts gleicht der Sittenreinheit, dem sanften und milden Eifer, der väterlichen Sorgfalt der Jesuiten in Paraguay. Jeder Geistliche ist wahrhaft der Vater wie der Führer seiner Untergebenen. Man fühlt dort nicht sein Ansehen, weil er nur das verbietet, befiehlt und straft, was die Religion verbietet, befiehlt und straft — eine Religion, die alle verehren und lieben, unter einer Regierung, wo niemand müßig, niemand von Arbeit überladen ist, alle Bürger eine gesunde, reichliche Nahrung genießen, bequem wohnen und wohl gekleidet sind; wo die Greise, Witwen, Waisen und Kranke für den Rest ihrer Tage unbekannte Hilfe finden; wo man sich der Vortheile des Handels erfreut, ohne der Ansteckung des Lasters der Üppigkeit ausgesetzt zu sein; wo reichlich gefüllte Magazine und Hilfsquellen, die durch die Brüdergemeinschaft derselben Religion innerhalb der vereinigten Staaten umsonst fließen, ein sicheres Mittel gegen Armut sind; wo nie eine öffentliche Bestrafung stattfindet, indem man nie in die traurige Nothwendigkeit sich versetzt sieht, einen Verbrecher zum Tode, zur Entehrung oder zu irgend

[1]) Raynal, l. c. VIII, § 14—17.

einer harten Strafe zu verdammen." — Die Nachlässigen mussten einen Theil des gemeinsamen Feldes bestellen. Um Ausschweifungen zu verhüten, wurden die jungen Leute früh vermählt. Die Frauen wohnten während der Abwesenheit ihrer Gatten in einem Hause der Zuflucht. Die beiden Geschlechter waren in der Kirche getrennt. Die Männer waren gekleidet wie die Spanier, die Frauen trugen eine weiße Tunica.

Der Liebe der Wilden zu Spielen und Festen trugen die Patres geziemende Rechnung. An Sonntagen gab es Ringelrennen und wurden Preise vertheilt. Feste. Inniger und mit allgemeinerer Theilnahme wurde selten irgendwo das Frohnleichnamsfest gefeiert: der Festzug bewegte sich unter Triumphbögen, aus den schönsten Blumen gewunden, unter Bäumen, in denen Vögel sangen, die an einem Fuße mit einem langen Faden befestigt waren; in großen Wasserbehältern spielten Fische; Tiger und Löwen erblickte man in starken Fesseln. Die Erstlinge aller Früchte waren als Opfer aufgestellt: sie wurden am Schlusse an Dürftige vertheilt. Am Abend war Feuerwerk. Was sie Schönes hatten, brachten die Indianer, um der Religion zu huldigen. Die Kirchen waren prachtvoll geschmückt, die Gesänge rührend, die Musik rein; die Bilder sprachen zum Herzen, die Ceremonien waren voll Majestät.

Es gab keinen Unterschied unter den Ständen, die Menschen genossen Gleichheit. Gleichheit und hatten über keinen Druck zu klagen, den sie gern abgeschüttelt hätten. Fünfzig Jesuiten leiteten 200.000 Indianer — es war die sanfteste Herrschaft, welche je Menschen über Menschen ausgeübt haben. Die Indianer hätten diese Fünfzig ja leicht ermorden oder verjagen können, aber sie liebten sie als ihre Lehrer und Väter. Ganze Stämme kamen freiwillig und baten um Vereinigung mit diesem Staate. Die Jesuiten machten sie zuerst zu Menschen und dann zu Christen. Die Sitten wurden rein, die Herzen zart. Sittenreinheit. Der Indianer fürchtete sich nicht mehr vor dem Gesetze, vor der Züchtigung, sondern vor seinem eigenen Gewissen. Er warf sich dem Oberen zu Füßen und gestand seinen Fehler, er bat um die Strafe, um wieder die Ruhe der Seele zu finden. Die Gesetze waren zugleich Vorschriften der Religion und die Religion gebot die Pflichten der Gesellschaft. Es gab keinen Steuerdruck, keine Frohnden: alle arbeiteten willig und brachten ihre Leistung in das Größe der öffentliche Warenlager und erhielten, was sie bedurften. Alle nöthigen Hand- Leistung. werke und Künste fand man in Vollkommenheit. An nichts war Mangel, Überfluss herrschte, Bruderliebe vereinigte die Herzen. Was unsere Socialisten mit ihren Phalansteren träumen, war da verwirklicht mit wenig Mitteln, von wenigen Jesuiten, die nichts hatten als ihr einfaches Kleid und ihr Brevier, die barfuß kamen, aber mit jener edlen Begeisterung, welche nur die christliche Religion entzündet, und mit jenem hellen Verstand, jenem Wissen und jener Zucht, die ihren Orden auszeichnet. Die Indianer in Paraguay standen damals über allen Völkern der neuen Welt und so hoch, als man nur Indianer bringen kann, und waren reich und glücklich.

Da kam Störung aus Portugal und Spanien: die Verleumdung, die Falsche Anklagen. Jesuiten rissen den Welthandel an sich und wollten ein unabhängiges Reich

gründen. Die Väter wurden als eine Gesellschaft von Kaufleuten verschrien, welche unter dem Deckmantel der Religion Gewinn suchen. Sie sandten jedoch bloß nach Buenos-Ayres Wachs, Tabak, Leder, rohe und gesponnene Wolle, und hauptsächlich Paraguaykraut, wofür sie Eisen und Messing, Waffen und einige Waren erhielten, welche die Colonie nicht fabricierte, und das nöthige Gold, welches als Steuer dem König bezahlt wurde aus einem Lande, das ohne die Jesuiten nur von wilden Thieren bewohnt gewesen wäre. — Gleich falsch ist die Angabe, die Jesuiten hätten ein unabhängiges Reich in Paraguay und dann in Maragnon zu gründen gesucht und Krieg gegen Spanien begonnen.

Tauschvertrag zwischen Spanien und Portugal.

Zu dieser Kriegsgeschichte gab Folgendes Anlass: In der Hoffnung, in Uruguay ungeheuere Minen zu finden, hatte Pombal 1750 mit Spanien übereilt einen Tauschvertrag abgeschlossen, wonach Spanien an Portugal die Reductionen von Uruguay abtreten, dafür aber die Colonie von Sagramendo erhalten sollte. Die Bewohner der sieben Reductionen von Uruguay sollten ihre Wohnsitze verlassen und weit von da in unbebauten Gegenden sich ansiedeln. Die Indianer waren entrüstet über diese Bestimmung, die ohneweiters sie aus ihrem heimatlichen, mit ihrem Schweiße bebauten Boden verstieß. Die Jesuiten suchten sie zu beschwichtigen und versprachen ihnen, mitzuziehen und alle Mühen und Beschwerden mit ihnen zu tragen; auch bewogen sie die Bewohner der spanischen Reductionen im Westen von Uruguay ihren vertriebenen Brüdern ein fruchtbareres Gebiet abzutreten. Der König von Spanien bewilligte die zur Übersiedelung nothwendige Frist, Pombal aber betrieb mit unmenschlicher Härte die alsbaldige Auswanderung, so dass die Indianer nicht einmal ihr Vieh mitnehmen konnten.

Aufstand der Indianer.

Das, sowie die Beschwerlichkeit des Marsches regte sie so mächtig auf, dass sie trotz aller Bitten der Missionäre rasch in ihre früheren Sitze zurückkehrten, entschlossen, nur der Gewalt zu weichen. Am spanischen Hof ließ Pombal melden, die Jesuiten seien an der Widersetzlichkeit schuld; den Indianern ließ er ins Ohr flüstern, die Jesuiten hätten sie an Portugal verkauft. So wurde das schöne Verhältnis zwischen Indianern und Jesuiten gelöst. Die Indianer behandelten ihre Geistlichen wie Staatsgefangene und leisteten dem heranziehenden portugiesisch-spanischen Heere den tapfersten Widerstand, wurden aber geschlagen, viele getödtet, andere flohen in die Wälder und kamen jämmerlich um, andere wurden gefangen und in die Bergwerke verurtheilt.

Verwilderung.

So ward das schöne Gebilde zertrümmert und bald darauf vertrieb Pombal die Jesuiten aus den Missionen und nachträglich kam auch Spanien dahin, die Jesuiten aus seinen Colonien zu vertreiben, und so wurde das schönste Werk der Klugheit und Menschenliebe grausam zerschlagen und die Indianer giengen elend zugrunde oder verwilderten wieder.

Chateaubriand macht die bittere Bemerkung:[1]) „Es war eine Ernte des Christenthums, aufgegangen aus dem Blute der Gottesgesandten, sie verdiente also nur Hass und Hohn! Aber zur nämlichen Zeit, wo wir Beifall jauchzten, als die neue Welt vor unsern Augen wieder in Knechtschaft versank, ertönte

[1]) Génie du Christianisme, II vol., IV l., p. 4.

ganz Europa von dem Geräusche unserer Philanthropie und unserer Freiheitsliebe: diese schmachvollen Übergänge der Menschennatur, je nachdem sie von widerstreitenden Leidenschaften bewegt wird, brandmarken die Seelen und würden bösartig machen, wenn man zu lange die Augen darauf heftete. Sagen wir vielmehr: wir sind schwach; die Wege Gottes sind unerforschlich, er gefällt sich, seine Diener zu prüfen."

Parisot

Die Schmähschrift Pombals gegen die Jesuiten ist verfasst von dem berüchtigten Peter Parisot aus Bar-le-Duc, der unter dem Namen Robert Mitglied des Kapuziner-Ordens, aber wegen schlechter Aufführung aus der Mission in Madras mit Schimpf fortgejagt wurde. Er gieng nach Rom und heuchelte hier so viel Reue als Büßer, dass man ihm wieder traute und ihn zur Mission nach Pondichery schickte. Doch auch hier verfiel er wieder in Liederlichkeit, und, wieder mit Schande fortgejagt, begab er sich nach Amerika, wo ein spanischer Bischof sich bald genöthigt sah, ihn zur Verantwortung zu ziehen. Parisot floh nach Lucca, wo er Memoiren über die Missionen in Indien voll Verleumdungen herausgab, so dass mehrere Bischöfe sie als ein Lügenwerk verboten. Um der Strafe der Verleumder zu entgehen, entfloh Parisot nach Holland, wo er unter dem Namen Piter eine Schenkwirtschaft errichtete, die ihn aber nur kümmerlich ernährte. Wieder gieng er durch und trieb sich als Landstreicher in England und Deutschland umher, machte dann in Paris als Anhänger der Encyklopädie Geschäfte und erlangte, dass er unter dem Namen Platel als Weltpriester bleiben durfte. Dieser Mann wurde jetzt nach Portugal berufen — zum Staunen Choiseuls, „was Pombal mit dem Schurken machen wolle" —, wurde der Tischgenosse und Vertraute des Ministers, verfasste in seinem Auftrage eine Unzahl von Schmähschriften gegen die Jesuiten und den „Bericht über den König Nikolaus",[1]) der aber so niederträchtig gegen die Wahrheit verstieß, dass die spanischen Bischöfe in Amerika öffentlich widersprachen. Die Behörden stellten den Jesuiten das ehrenvollste Zeugnis aus. Die Indianer erklärten in einer großen Versammlung 1757 vor dem Statthalter in Paraguay, die Jesuiten hätten sie nicht zum Aufstande aufgereizt, sich vielmehr demselben widersetzt und seien sogar deshalb misshandelt worden. In Spanien war damals noch so viel ehrenhafter Sinn, dass Pombals „Kurzer Bericht" als Lügenwerk von Henkershand verbrannt wurde. In Portugal aber, wo 20.000 Exemplare verbreitet wurden, wirkte er sogar beim päpstlichen Nuntius, der wähnte, die Jesuiten hätten tausendfach den Tod verdient. Pombal ließ allen Officieren und Soldaten, die aus Paraguay kamen, bei Todesstrafe verbieten, kein Wort über Maragnon zu reden. Alle Briefe von dort wurden mit Beschlag belegt. In Frankreich erschien damals die „Geschichte Paraguays" von Charlevoix und wurde der Bericht des wackeren Dominicaners Peralta, Bischofs von Paraguay, gedruckt, welcher, nach Durchwanderung seiner Diöcese, mit Wärme schilderte, wie viel Gutes die Jesuiten derselben gethan.

ein Lügner.

[1]) Es hat nie einen König Nikolaus in Paraguay gegeben, obschon Goldmünzen mit seinem Namen geprägt worden sind; die Jesuiten haben nie einen unabhängigen Staat gründen wollen, haben nie zur Behauptung ihrer Herrschaft Krieg geführt. Es gab nie Goldminen in Paraguay, es gibt dort überhaupt kein Gold noch Silber. Die „Histoire du roi Nicolaus I. roi de Paraguay et empereur de Maranon. St. Paul 1756" ist ein Roman. In Paraguay war gar kein Geld im Gebrauch, also auch keine Münzpräge. Lauter Lügen — um die Jesuiten als Ehrgeizige darzustellen und die Monarchen zum Entschluss zu treiben, den Orden zu unterdrücken. Die ganze Literatur über den erdichteten Nikolaus ist verzeichnet in Duhr, Jesuitenfabeln, III, S. 312–318.

Pombal klagt in Rom.

Diesen Verlauf nahm die Frage von Maragnon und Paraguay. Pombal drang in Rom auf Visitation und Reform des Ordens, weil derselbe von seinen frommen und heiligen Satzungen ganz und gar abgefallen sei. Papst Benedict XIV. beauftragte den Cardinal Saldanha, mit Ruhe zu untersuchen und getreu zu berichten. Das that Saldanha nicht: er ließ sich von Pombal bestechen und verbot den Jesuiten kurzweg den Handel, welchen sie nicht trieben, und bewog einige Bischöfe, ihnen Kanzel und Beichtstuhl zu verbieten. Das war jedoch für Pombal zu wenig: er suchte nach einem anderen Anlasse, seine Gegner zu verstricken. —

Saldanha.

Das vermeintliche Attentat auf den König. Mord der Tavora und Aveiro.

Die ganze Tücke, Rachsucht und Grausamkeit Pombals zeigt sich in dem Prozesse gegen die Familien Tavora und Aveiro, welche zu den ersten des Reiches gehörten — konnte doch der Herzog von Aveiro Anspruch machen auf den portugiesischen Thron, leiteten doch die Tavora ihren Ursprung ab von den Königen von Leon. — Der Prozeß kennzeichnet ebensosehr die Willkür des Ministers als die Schwäche des Königs und den Mangel an öffentlichem Geist und Charakter bei der Bevölkerung von Lissabon, und was ein Vezir im vorigen Jahrhundert neben einem leicht leitbaren König sich erlauben durfte.[1])

Am 1. September 1758 wurde bekannt gemacht, Don Joses Schwester, die Königin von Spanien, sei gestorben und der König wolle darum acht Tage einsam bleiben und keine Audienzen ertheilen. Desungeachtet verbreitete sich am 4. September in der Stadt das Gerücht, in der letzten Nacht sei auf den König von den Herzogen von Tavora geschossen worden. Der König war nämlich in die reizende Marchesa Donna Johanna Teresa von Tavora seit Juli 1752 verliebt und pflegte in der Nacht, während die Königin glaubte, er arbeite mit Pombal, sie auf ihrem Landgute zu besuchen; nun hätten die Tavora für die verletzte Ehre der Familie Rache genommen. Wieder wurde gesagt, der König sei auf der Stiege seines Gartens gefallen und habe sich

Der König verwundet.

[1]) Murr, l. c. I, S. 191 ff. — B. Duhr, Der Mordversuch gegen den König von Portugal S. 396—416 in den „Stimmen aus Maria-Laach", 1890. Viertes Heft. Ob der Schuss dem König galt, ist nicht gewiss; vielleicht dem Gelegenheitsmacher Texeira, in dessen Wagen der König von der Geliebten wegfuhr und den auch die Marquise Tavora oft benutzt hatte, der vielleicht die Schüsse galten. In dieser Nacht saß zufällig der König darin; der erste Schuss versagte, zwei Schüsse trafen von hinten her den Wagen. Der König hatte sich auf den Boden gelegt, vergaß aber in der Bestürzung, die rechte Hand an sich zu ziehen, und wurde im Oberarm verwundet. Die Musketen waren mit grobem Hagel geladen. Der Kutscher, den der erste Schuss verfehlte, schrie: „Was thut ihr? der König ist darin!" worauf die drei Männer, die aufgelauert hatten, entflohen. Der König fuhr zum Arzt und ließ sich den Arm verbinden und dann in das Residenzschloss zu Belem. Murr, l. c. I, S. 196.

die Schulter beschädigt, der Garten hatte jedoch keine Stiege. Zugleich wurde verbreitet, die Jesuiten seien mit im Spiele. Gewiss ist, der König blieb drei Monate in seinem Zimmer zu Belem und ließ sich vor niemand sehen, als von Pombal und dem Wundarzte, die ihm Speise und Trank und die nothwendigsten Heilmittel brachten; kein Diener, kein Hofmann durfte vor ihm erscheinen; nur der Königin, den Prinzessinnen und seinem Bruder, den Prinzen war manchmal der Zutritt gestattet, aber im Finstern: die Fenster waren verhängt, sie sahen nie sein Gesicht, sie mussten sich begnügen, eine Stimme zu hören, die trocken antwortete, er befinde sich etwas besser.[1])

Ob auf den König wirklich geschossen wurde, ist nach den vorliegenden Urkunden gar nicht einmal sicher festzustellen: eine schimpfliche Beleidigung und Warnung scheint er jedenfalls erfahren zu haben. Es wurde geleugnet, dass während der Nacht in der Gegend, wo der König fuhr, überhaupt ein Schuss Gerede. gehört worden sei. Die ganze Sache bleibt dunkel; gewiss ist nur, dass ein Befehl des Königs vom 7. September die Königin mit der Verwaltung des Reiches betraute, bis er selber wieder gesund sei, dann — dass der Marquis Tavora Tavora. einer der ersten war, die auf die Nachricht, der König sei verwundet worden, nach Belem kamen, um ihm sein Beileid zu bezeigen, dass er aber nur Pombal sprechen konnte, der ihm sagte: „Sie kennen die Eifersucht der Königin; sollen wir es bekannt werden lassen, dass der König bei einer nächtlichen Ausschweifung zu Schaden gekommen ist? Besser, wir sagen, er habe sich den Arm durch einen Fall beschädigt; mag er sich ins Künftige inacht nehmen." — Wollte der Minister den Marquis durch diese Rede nur sicher machen? Wenn die Tavora es auf das Leben des Königs abgesehen hätten, so hätten sie es sicher in einer Weise angestellt, die zum Ziele führte, war doch der Herzog früher Statthalter in Indien und jetzt General der Reiterei und an den Gebrauch der Waffen gewöhnt.

Die ganze Sache blieb in ein unerklärliches Dunkel gehüllt. Die Königin Die Regentin. regierte einstweilen, aber nicht so, wie es Pombal wollte. Sie hob den Alleinhandel mit Getreide auf, der einer Gesellschaft von Kaufleuten überlassen war, einer sogenannten „Gesellschaft für das Gemeinwohl", hinter der aber Pombal steckte, der den ganzen Gewinn des Monopols an sich zog. Die Gesellschaft nahm dem Bauern das Getreide weg, und verkaufte es allein; sie bestimmte den Preis, zahlte dem Landmanne aber oft erst nach einem Jahre. Die Bauern mussten alles Getreide abliefern und was sie für ihren Gebrauch benöthigten, um den doppelten Preis bezahlen. Daher der allgemeine Hass und dass das Brot theurer war. Darum auch die Freude, als die Königin das Monopol aufhob, welches aber der König, sobald er die Regierung wieder übernahm, Pombal sogleich zurückstellte.[2])

Hin und wieder gieng das Gerede, den Tavora stehe wie den Jesuiten ein Schlag bevor. Auf die Warnung eines Freundes, dass er an seine Sicherheit

---

[1]) Murr, l. c. I, S. 195—198. Khevenhiller, damals kaiserlicher Gesandter in Lissabon, meldet, dass der König die ganze betrübte Geschichte mit ewigem Stillschweigen habe übergehen wollen, bis ihm Pombal die äußerste Gefahr einer vor der Thüre stehenden weiteren Meuterei gezeigt, d. h. mit der Revolution gedroht hat, wie auch anderweitig treulose Minister ihre Fürsten durch Drohung mit der Revolution zu schrecken pflegen, ihre Vorschläge zu genehmigen. Duhr, Pombal, S. 83.

[2]) Murr, l. c. I, S. 210—212.

denken möge, antwortete der Herzog: „Wir fürchten uns nicht, weil wir nichts gegen den König gethan haben.“ Wären sie schuldig gewesen, sie hätten sich gerettet und nicht wehrlos ins Gefängnis schleppen lassen.

Das Dunkel löst sich.

Auf einmal löste sich das Dunkel und der Grund ward klar, warum Pombal den König von allem Verkehre mit seiner Familie und den Großen abgeschlossen, und die Höhe der Angst und des Hasses, die er dem armseligen Manne eingejagt hatte, und die Ungewissheit, in der Pombal das Volk hielt, der bald sagen ließ, der König sei zum Sterben krank, bald, er befinde sich besser, und Pombal bald sich lustig, bald melancholisch gezeigt hatte. Am 13. December 1758 sagte der König in einem Edict, er sei von einigen Meuchelmördern verwundet, auch seien Weissagungen ausgestreut worden, um das Volk zur Empörung zu drängen, und versprach zehntausend Gulden dem, der einen von den Verschworenen entdecken und den Beweis beibringen könne. Sollte sich ein Schuldiger selbst angeben, so sei ihm Nachsicht der Strafe versprochen, wenn er nur nicht der Urheber der Verschwörung sei. Des Verbrechens der beleidigten Majestät sei schuldig, wer einen Verschwörer nicht anzeige. In der Nacht vorher aber waren alle aus dem Hause Tavora verhaftet worden, der Marquis Franz, seine beiden Söhne Don Louis und Don Jose, seine beiden Brüder Don Emanuel und Don Jose, und dann seine Schwiegersöhne, der Marquis von Alorna und der Graf von Atouguia.

Verhaftung der Tavora und Aveiro.

Der Marquis von Tavora, das Haupt des Hauses, war in Belem, als die Seinen in Lissabon verhaftet wurden, und eilte auf die Kunde davon, ohne seine Fassung zu verlieren, sogleich an den Hof, um zu versichern, er und die Seinen ständen in der Gewalt des Königs und würden es bis in den Tod sein. Er übergab seinen Degen und wurde hierauf verhaftet. Der Herzog von Aveiro war auf seinem Landgute in seinem Hauskleide, als man die Reiter des Königs erblickte, die ihn zu verhaften kamen. Ein Diener rieth ihm zu fliehen, er weigerte sich dessen. Der Diener entfloh, der Herzog blieb und bat nur, dass man ihm gestatte, bessere Kleider anzuziehen, was verweigert wurde. Die Kerker, in denen man diese vornehmen Gefangenen unterbrachte, waren die stinkenden Ställe im Garten des Königs, in denen kurz vorher noch die Menagerie gewesen; wie die wilden Bestien wurden sie an Ketten gelegt. Voll Entrüstung rief Aveiro aus: „Behandelt man so einen portugiesischen Herzog?“ — Ein Strohsack wurde als Bett hineingeworfen; die Nahrung war die schlechteste. Die Damen hingegen wurden in Klöster untergebracht, die Marquise von Tavora, die Gräfin von Atouguia, ihre Tochter mit zwei kleinen Söhnen und die Herzogin von Aveiro mit ihren Töchtern, die Pombal sogleich als Nonnen einzukleiden befahl, dessen sich die Priorin weigerte. Diese Damen hätten die bitterste Noth leiden müssen, wären die Klosterfrauen nicht barmherzig gegen so hohe Frauen gewesen. Nur für die junge und schöne Teresa von Tavora wurde glänzend gesorgt: sie war in einem Kloster ohne Clausur, durfte ausgehen, hatte Diener und Dienerinnen und monatlich 90 Ducaten zu ihrer Verfügung.

Härte der Haft.

Verhaftung der Jesuiten.

Am gleichen Tage wurde das Kloster der Jesuiten in Lissabon mit Soldaten umstellt und jedem verboten, das Haus zu verlassen. Auf die Frage

des Nuntius um die Urſache dieſer Maßregel antwortete Pombal, ſie geſchehe zum Schutze der Jeſuiten, damit ihnen der Pöbel nichts zu leide thue, welcher meine, ſie hätten Antheil an dem greulichen Anfall auf den König. Es waren drei Lügen in einem Satze, denn das Volk liebte die Jeſuiten, hielt ſie für unſchuldig und die Soldaten waren nicht zu ihrem Schutze aufgeſtellt, ſondern die Jeſuiten gefangen zu halten.[1]) Am 23. December wurden ihre Häuſer ſogar unterſucht, ob keine verbotenen Waren, insbeſondere kein Tabak, kein Pulver, keine Flinten und andere Waffen bei ihnen verborgen wären. Jede Thüre wurde erbrochen, jeder Kaſten, jeder Fußboden durchwühlt, die Fäſſer mit Stecken geprüft — vergebens! Man fand nichts Verdächtiges. Drei Lügen.

Der Provincial beſchwerte ſich beim Cardinal Saldanha, der ihn jedoch anfuhr, weil er gegen das Verbot ſein Haus verlaſſen. Malagrida, der, 11. December nach Liſſabon beſchieden, um eine Audienz bitten ließ, wurde bedeutet, der König ſei nicht wohl. Am Prozeſſe gegen die Tavora konnten die Jeſuiten ſchon erſehen, was ihnen ſelber bevorſtand. Malagrida.

Dieſer Prozeſs, bei dem alle üblichen Formen außeracht gelaſſen wurden, begann am 11. Januar 1759. Zuerſt wurde das ſogenannte Gewiſſensgericht und der Ritterorden abgehalten und wurden der Herzog von Aveiro, der Marquis von Tavora und der Graf von Atouguia all ihrer Würden und Ehren, all ihrer Güter für verluſtig erklärt und dem weltlichen Arme überlaſſen, das heißt einem anderen Gerichtshofe[2]) übergeben, der aber aus eben denſelben nicht berechtigten Richtern beſtand: aus Pombal und zwei Staatsſecretären, ſeinen Freunden Luiz da Cunha und Joaquim da Coſta. Prozeſs der Tavora und Aveiro.

Dieſe drei Herren ſaßen in beiden Gerichten und verurtheilten in beiden ohne Befugnis, ohne Gerechtigkeit. Der Richter waren ſechs. Von ihnen haben zwei acht Stimmen gehabt, weil ſie im dritten oder vierten Rathscollegium ſaßen und ihnen für jedes Rathscollegium ebenſoviele Vota gebürten. Die Facta ſind in den Acten angeführt, aber, wie Khevenhiller berichtet, mit keinem einzigen Beweiſe belegt. Alſo keine Richter, keine Beweiſe, keine Gerechtigkeit![3]) Keiner der Angeklagten geſtand zu, daſs er einen Angriff auf das Leben des Königs gewagt habe; die Folter ward angewendet und konnte ihnen kein Geſtändnis entreißen, nur der Herzog von Aveiro war gebrochen durch ihre Qualen und geſtand alles, was man ihm zumuthete. Kaum aber ward er von der Folter weggenommen, ſo bereute er bitterlich, auf ſo viele Unſchuldige ein ſo großes Verbrechen durch ſein Geſtändnis gewälzt zu haben, widerrief feierlich und bat, daſs man ein neues Verhör mit ihm vornehme. Die Angeklagten durften keinen Vertheidiger wählen, ſondern Pombal ſtellte ihnen einen, dem aber nur vierundzwanzig Stunden zugeſtanden wurden, kaum genug, um ſich vorzubereiten, und doch handelte es ſich um das Leben und die Ehre von Familien, die mit dem königlichen Hauſe verwandt waren![4]) Kein Geſtändnis.

[1]) Murr, l. c. I, S. 229.
[2]) Tribunal di inconfidenza.
[3]) Duhr, Pombal, S. 86.
[4]) Murr, l. c. I, S. 242. Es wurde ausgeſprengt, der Herzog von Aveiro habe nach dem Morde des Königs ſelber den Thron beſteigen wollen.

Das Urtheil

Die gefangenen Damen wurden nie zur Frage gestellt oder verhört. Das Urtheil war schon vorher von Pombal verfaßt, ehe es den Mitrichtern nur vorgelegt wurde, ja schon zur Veröffentlichung in die Druckerei gesendet. Vergebens machte ein Senator Bacalhar auf die Unregelmäßigkeit und Ungerechtfertigkeit des ganzen Verfahrens aufmerksam: der Minister sagte: „Die Beweise sind in meinen Händen und nur gar zu überzeugend; bestimmet nur die Strafe, die ihnen gebürt!“ — sein Blick drohte und die Richter unterschrieben die Verurtheilung. Nachher entschuldigten sie sich, sie hätten sonst alles für sich und ihre Kinder zu fürchten gehabt. Nicht drei Tage, wie üblich, sondern erst in der Nacht vor der Vollziehung wurde den Opfern das Urtheil verlesen.

vollzogen.

Die Vollziehung war entsetzlich und kennzeichnet Pombal. Auf dem Marktplatze zu Belem war, Samstag, 13. Januar 1759,[1]) ein achtzehn Schuh hohes Blutgerüst erbaut, welches mehrere Compagnien und zwei Cavallerie-Regimenter umstanden, um das Volk zurückzuhalten. Früh sieben Uhr wurde

Marquise von Tavora.

die Marquise von Tavora unter Vortretung eines öffentlichen Ausrufers, den Strick um den Hals, die Hände gebunden, in einem Tragsessel auf die Bühne gebracht: sie hatte die Augen auf ein Crucifix geheftet und zeigte eine Würde und Standhaftigkeit, die ihrer edlen Abkunft würdig war. Als ihr der Henker das Kleid aufheben wollte, um ihre Füße an den Stuhl zu binden, sagte sie mit edlem Tone: „Welche Freiheit nimmst du dir; geh und berühre mich nicht!“ Der Scharfrichter fiel auf die Knie und bat sie um Vergebung. Sie nahm dann ihren Ring vom Finger und sagte: „Hier ist das Einzige, was mir in dieser Welt übrig geblieben ist; nimm es und thu deine Pflicht mit Geschicklichkeit“ — und mit Fassung erlitt sie die Enthauptung. In Portugal köpfte damals der Henker von vorne, nachdem er mit einer geschwärzten Schnur einen Ring um den Hals gezeichnet hatte. Das Haupt fiel ihr in den Schoß. Dann wurde ihr einundzwanzigjähriger

Jose de Tavora.

Sohn Joseph von Tavora gebracht, auf ein Kreuz gebunden, mit einem Riemen erwürgt und ihm dann mit einem eisernen Kolben Arme und Beine zerschmettert. In der nämlichen Weise wurden sein älterer Bruder Bernhard, dann sein Schwager, der Graf von Atouguia, dann der Corporal Romeiro, dann zwei Alvares Vereira und der Lakai des Herzogs von Aveiro

Franz von Tavora.

zu Tode gebracht. — Dann kam der alte Marquis Franz von Tavora, der General der Cavallerie. Als er das Schafott betrat, kehrten die um das Gerüst aufgestellten Cavallerie-Regimenter, zum Zeichen der Verachtung, ihrem ehemaligen Befehlshaber dreimal den Rücken. Er wurde dann auf ein Andreaskreuz gebunden und ihm mit einem eisernen Kolben der rechte Arm und das rechte Bein zerschmettert, dann erhielt er zwei Stöße auf die

Aveiro.

Brust. — Endlich erschien der Herzog von Aveiro, noch im Hauskleide, um ihn mehr zu beschimpfen; er rief: „Statt auf dem Throne meiner Vor-

[1]) Der Bericht des englischen Gesandten Hay wieder abgedruckt bei Conde da Carnota, l. c. p. 16—18.

eltern zu prangen, werde ich von der Ungerechtigkeit zum Rade geschickt. Auf, ihr Henker, martert mich! Ihr möchtet mir meine unsterbliche Seele rauben. Aber die Gerechtigkeit Gottes . . ." Hier unterbrachen ihn die Henker, die ihn aufs Kreuz warfen und ihm Arme und Beine zerschmetterten, ehe sie ihm den Gnadenstoß auf die Brust gaben. Bei jedem Schlage rief er: „O tyrannischer Tod!" — Dann wurde ein Kammerdiener des Herzogs von Aveiro gebracht und eine Puppe, welche einen entflohenen Kammerdiener darstellte — niemand wollte den hohen Preis von 10.000 Gulden für seine Auslieferung erlangen. Dem Verurtheilten wurden alle Leichen gezeigt und er musste den Namen von jeder nennen. Sofort wurde er an einen Pfahl gebunden und mit allen Leichnamen und Werkzeugen der Hinrichtung verbrannt. Eine Viertelstunde lang schrie der Arme, bis ihn der Rauch erstickte. Grausamkeit.

Zugleich wurden die Paläste der Hingerichteten niedergerissen und Salz auf die Stätte gestreut. Die Schlächterei hatte gedauert von Früh sieben Uhr bis nachmittags drei Uhr. Pombal sah aus dem Fenster eines Lustschlosses zu und sättigte seine Rachsucht. Damit die Unglücklichen nicht den Trost hätten, voneinander Abschied nehmen zu können, wurden sie, einer nach dem andern, in Zwischenräumen von einer halben Stunde, auf das Schafott gebracht. Um den Schmerz zu steigern, zeigte man immer dem Ankommenden die Leichen der schon Hingerichteten und ward den Henkern Befehl gegeben, die Schläge mit dem Kolben langsam und in Zwischenräumen zu führen. Die Mutter der Tavoras musste zuerst sterben, weil die Königin sich für sie verwendete und Pombal Begnadigung fürchtete. Die Botschaft der Gnade traf auch ein, aber zu spät.

So dieser Prozeß, welchen Voltaire die Verbrüderung des Übermaßes des Lächerlichen mit dem Übermaß des Grauenvollen nannte. Es kennzeichnet die Roheit von Pombal, dass er die greuliche Hinrichtung in Kupfer stechen, dass er sich vom König die besten Güter der Verurtheilten schenken und die Würde eines Oberstthofmeisters verleihen ließ, welche der Herzog bekleidet hatte. Sein Bruder bekam die Stelle eines Generals der Cavallerie, welche der alte Marquis von Tavora bekeidet hatte; seine Tochter prangte bald darauf bei ihrer Verheiratung im Schmucke der unglücklichen Marquise von Tavora. Raubsucht und Grausamkeit waren bei diesem Manne gleich stark. Roheit Pombals.

Woher der maßlose Hass gegen die Tavora und Aveiro? Pombal war hochmüthig ohne Maß, eine Verletzung seiner Eitelkeit vergaß er nie, er verfolgte mit beharrlichem, tödtlichem Hass. Die stolzen Tavora und Aveiro hatten den Emporkömmling nicht so aufgenommen, wie er es hoffte, seine Gemahlin nicht als ihresgleichen behandelt, ihn stolz abgewiesen, als er für seinen Sohn eine Tavora zur Gattin wünschte — er wäre dann in die Verwandtschaft der vornehmsten und reichsten Familien gekommen. Die geistreiche Marquise Tavora hatte spöttisch in einem Wortspiel[1]) erklärt, man mache Gründe des Hasses.

[1]) Em Portugal pauco caso se faz dos Carvalhos. Carvalho bedeutet im Portugiesischen Eiche. Also: in Portugal macht man sich nicht viel aus den Eichen, oder aus Carvalho — wie Pombal hieß.

Pombals Rachsucht.

sich in Portugal nicht viel aus den Pombals. Dafür nahm dieser jetzt Rache. Der Herzog von Aveiro wollte seinen Sohn mit der Schwester des Herzogs von Cadaval verbinden — da bewirkte Pombal, dass der König seine Zustimmung zu dieser Vermählung verweigerte. Früher hatte Pombal schon geäußert, er werde drei Classen von Leuten ausrotten: die Adeligen, die Jesuiten und die, so es wagen würden, sich seinen Absichten zu widersetzen. Jetzt gab ihm das Erlebnis des Königs in der Nacht des 3. September die Möglichkeit, Adel und Jesuiten zugleich einen Schlag zu versetzen. Den Zorn des Königs machte er seiner Rachsucht dienstbar.[1]) Den Jesuiten hatte er ohnehin schon den Untergang geschworen, jetzt verwickelte er beide in dasselbe Netz und wusste beide zu Fall zu bringen.

Blöße in der Rechtfertigung.

Ein Dichter sagt schön: „Dem Mörder gehört die Stunde, dem Opfer die Ewigkeit." Pombal war damals bei der kläglichen Schwäche und Verblendung des Königs, der für die Opfer in seiner Kapelle betete, während der Henker ihnen Arme und Beine zerschlug, ehe er ihnen den Todesstoß gab, allmächtig, aber die Wahrheit hat längeren Athem als ein Tyrann. Zum Unglück für ihn gab Pombal seinen Bericht über die Angeklagten im Drucke heraus: er meinte, sich zu rechtfertigen, gab sich aber durch Anschuldigungen, die er nicht zu beweisen vermochte, durch unrichtige Angaben, die man nachweisen konnte, solche Blößen, dass man laut zweifelte, ob überhaupt ein Angriff auf das Leben des Königs stattgefunden habe. Die Willkür, die Hast im Verfahren beweisen, dass die Leidenschaft das Urtheil gesprochen hatte. Schon im Jahre 1759 wies ein englischer Rechtsgelehrter[2]) die Willkür im Verfahren Pombals nach und behauptete, das Urtheil sei ungerecht gegen die Angeklagten und bewähre sich nicht gegenüber der Öffentlichkeit, es sei von Anfang bis zu Ende ein an Gründen leeres Geschwätz, in welchem sich weder Angaben, noch Zeugen finden, und alle gesetzlichen Formen seien ebenso verletzt worden als alle Gebote der Billigkeit. Pombal wollte die nach dem Tode noch entehren, denen er das Leben genommen hatte, aber er klagte nur sich selber an. Zu durchsichtig waren seine Lügen: die Jesuiten und Aveiro seien zuerst Feinde gewesen, dann hätten sie Frieden geschlossen und sich wechselweise Besuche gemacht. Aveiro habe dem König gezürnt wegen der Verweigerung der Heirat seines Sohnes, die Jesuiten hätten dem König gezürnt, weil sie vom Hofe entfernt worden. Darum hätten sie den Plan entworfen, den König zu ermorden. Seitdem sind die Rechtsgelehrten nahezu einstimmig in der Verurtheilung des ganzen Prozesses: es habe keine Verschwörung der Tavoras bestanden.[3]) —

---

[1]) Der englische Gesandte schreibt 10. Februar 1759 an seinen Hof: „Des Königs inniges Verhältnis zur jungen Marquise von Tavora, das während der Abwesenheit des Marquis als Vicekönig in Indien begann, erklärt allein manches — die Ehren, welche auf das Haupt des Alten und auf seine Verwandten gehäuft wurden, und den Ingrimm der Tavora über den Makel, der auf ihre Familienehre fiel." Conde da Carnota, p. 117.

[2]) Shirley im „London Magazine".

[3]) Olfers in seiner Abhandlung in der Berliner Akademie 1840 „Über den Mordversuch gegen den König von Portugal" findet, dass trotz der Anwendung eines ganz abscheulichen Gebrauchs der Folter kein wesentliches Resultat erzielt wurde und dass bei der obersten Untersuchung sich schwerlich ein Fehler erdenken lässt, der nicht begangen wurde. (Duhr, l. c. S. 40 und „Stimmen aus Maria-Laach", 1890.) Mit dem Verfahren, das hier galt, könnte man die halbe Welt auf das Blutgerüst bringen.

Wie Pombal die Jesuiten verfolgt.

Die Hinrichtung der Tavora zeigte den Jesuiten, was ihnen selber bevorstand; die Soldaten sprachen auch ganz laut davon, bald würden die Väter Malagrida, Mattos und Alexander ans Messer kommen. Dennoch entfloh kein einziger, obschon man den Gefangenen oft Gelegenheit dazu ließ. Wie gerne hätte Pombal die Flucht einiger gesehen, um dem Volke dann sagen zu können: „Seht, sie fühlen sich schuldig und entfliehen den Strafen, die sie wohl verdient haben.“ Die nächsten, welche in Haft kamen, waren Stephan Lorenz, Provincial von Japan und Procurator dieser Provinz, und Joseph Oliveira, ein tüchtiger Canonist, beide durch Wissen und Tugend ausgezeichnete Männer. Ihre Verhaftung sollte Schrecken erregen. Bald kamen noch schwerere Schläge. Als der König 19. Januar 1759 zum erstenmale wieder auf die Jagd gehen wollte, bat ihn Pombal, einige Blätter noch zu unterschreiben. Don Jose war reisefertig, hatte Eile und nicht Zeit, lange zu lesen, und unterschrieb den Befehl, dass nicht nur die Jesuiten in Lissabon, sondern alle Jesuiten in ganz Portugal durch Soldaten in ihren Häusern bewacht und von aller Gemeinschaft mit anderen Menschen sollten abgeschnitten werden, alle ihre liegenden Güter sollten eingezogen, ihre fahrende Habe versteigert und das daraus gelöste Geld in Verwahrung genommen werden, bis der Papst von allem unterrichtet sei. Aufhebung des Ordens.

Für den täglichen Unterhalt eines Jesuiten ward ein Testao (Kopfstück, etwa zwanzig Kreuzer) ausgeworfen. Als Grund dieser harten Maßregel war angegeben, dass durch die Vorgesetzten der Jesuiten die letzte Verschwörung wäre angestiftet worden, und dass seit Ausbruch derselben alle im Königreiche zerstreuten Jesuiten unter dem Volke Irrthümer und schädliche Lehren zu verbreiten gesucht hätten; sie leugneten, dass sie einen Aufruhr in Paraguay angestiftet hätten. Diese Maßregel bezwecke nur, die Person des Königs zu sichern und den Frieden des Reiches zu erhalten. Pombal bedachte nicht, dass er den Befehl, die Güter der Jesuiten in Brasilien mit Beschlag zu legen, schon drei Monate vor dem sogenannten Attentate erlassen hatte. Die Vernichtung der Jesuiten war also beschlossen und angeordnet, lange ehe auf das Leben des Königs ein Angriff gemacht wurde. Zugleich unterschrieb der König, ehe er zur Jagd gieng, eine Menge Briefe an die Bischöfe seines Reiches, die Jesuiten seien Urheber des Angriffes auf sein Leben gewesen, sie hegten macchiavellistische Grundsätze und verbreiteten ketzerische Irrthümer. Darum trage er den Bischöfen auf, das Volk vor der Ansteckung zu bewahren. Pombal mahnte im eigenen Namen dann dieselben Bischöfe, Hirtenbriefe gegen die Jesuiten herauszugeben, allen das Beichthören und Predigen zu verbieten, das Volk zu ermahnen, dass es die Jesuiten wie Ausgestoßene meide und ihre gottlosen Lehren verfluche. Durch das einstimmige Auftreten aller Bischöfe gegen die Jesuiten hoffte Pombal nicht nur das Volk gegen dieselben aufzureizen, sondern auch auf den Papst einen Druck auszuüben, dass er sich zur Aufhebung des ganzen Ordens herbeilasse. Anklagen.

Elende Bischöfe.

Werden die Bischöfe solche Hirtenbriefe erlassen, nachdem sie das Wirken der Jesuiten in ihren Diöcesen kannten und sie so oft zur Abhaltung von Missionen, zum Predigen und Beichthören eingeladen hatten? Manche bliesen sogleich tapfer in das Horn Pombals; denn er hatte alle Macht in der Hand, durch seine Gunst war vieles zu erlangen: so wurde jetzt durch den Eifer gegen die Jesuiten der Bischof von Leiria Erzbischof von Evora und oberster Regent aller Tribunale und hat fortan seine Hand in allen Schurkenstreichen des Ministers. Andere donnerten gegen die Irrthümer, sagten aber nicht, dass die Jesuiten dieselben hegten und verbreiteten, und druckten zugleich den Befehl des Königs bei, um sich wegen ihrer Feigheit bei ihren Diöcesanen gleichsam zu entschuldigen.

Schrift gegen die Jesuiten.

Einen Schritt gieng der Minister weiter in einer Schrift „Über die gottlosen und aufrührerischen Irrthümer, welche die Religiosen von der Gesellschaft Jesu den hingerichteten Mitverschworenen beigebracht und in den portugiesischen Staaten auszubreiten getrachtet haben". Hier sind auch die Jesuiten in den Colonien, eigentlich alle Jesuiten, gewisser Irrthümer beschuldigt.

Vorwürfe.

Unter diesen falschen Lehren war auch die verzeichnet, welche die Schuldigen von der Pflicht lossprechе, ihr Verbrechen vor Gericht zu gestehen: darum hätten die Verschworenen standhaft geleugnet. Hier widersprach Pombal selber der Angabe im Urtheile gegen die Tavora und Aveiro, dass der größte Theil der Angeklagten eingestanden habe. Dann war geklagt über den Probabilismus, den übrigens der Orden nie gelehrt; über einen Satz des Casuisten Busenbaum, der 1668 zu Münster starb und dessen „Moral" 1670 in Lissabon zum fünfundvierzigstenmale herauskam, dass er nämlich gelehrt habe, ein jeder könne mit Waffen sein eigenes Leben, wenn es die Noth erfordert, wider einen ungerechten Angreifer, sollte es der eigene Vater oder selbst der Fürst sein, beschützen. Allein dieser Satz ist einmal durch das Wort: „Wenn es die Noth erfordere" eingeschränkt, dann ist er eine Privatansicht und ist auch von andern als von diesem Jesuiten gelehrt worden; endlich hat der General der Jesuiten, Paul Oliva, 1662 nicht bloß dem Busenbaum, sondern allen Jesuiten befohlen, diesen Satz zu tilgen: er ist also nicht vom Orden als solchem gelehrt. Wenn übrigens die Jesuiten das Land mit solchen Irrthümern ansteckten, wie konnte der Hof sie dennoch als Beichtväter behalten? warum wartete Pombal selber so lang, bis er auf diese Irrthümer aufmerksam machte? Jetzt verlangte er von der Inquisition, sie solle durch einen feierlichen Beschluss die gottlosen und aufrührerischen Irrthümer der Jesuiten belangen. Der Großinquisitor verdammte sofort gewisse Lehren, welche der Verleumdung, dem Lügen, dem Meineid, dem Morde günstig seien. Aber er sagte kein Wort davon, dass die Jesuiten diese Sätze gelehrt hätten. Er befahl auch allen, am 2. Mai 1759, bei Strafe der Excommunication, beim heiligen Gericht binnen dreißig Tagen anzuzeigen, wer solche Lehren ausbreite.[1]) Dieser Befehl wurde in allen Kirchen und an allen Straßenecken angeschlagen. Die dreißig Tage verflossen jedoch — und kein Mensch erschien. Eine neue Frist von fünfzehn Tagen ward gestellt; das hohe Gericht sandte Beamte in alle Theile des Landes und befragte

Probabilismus.

Inquisition.

[1]) Murr, l. c. II, S. 32.

Personen von allen Ständen. Niemand fand sich, der die Jesuiten solcher Lehren beschuldigte. Der Großinquisitor konnte sie also nicht den Jesuiten zur Last legen, was der Minister von ihm verlangte. Und im Zorn darüber klagte Pombal den Großinquisitor beim König an, von dem dieser ein natürlicher Bruder war: er gehe mit Neuerungen gegen seine geheiligte Person um. Der König glaubte es und schickte seinen Bruder Don Pedro ins Gefängnis.

Reichthum der Jesuiten.

Alle unabhängigen Leute waren gegen das Vorgehen des Ministers. Die Soldaten sagten laut: „Der König von Portugal ist so wenig durch einen Schuss verwundet worden, als wir verwundet worden sind.“ Man lachte, als die Hoffnung des Ministers zu Wasser wurde, durch plötzlichen Überfall und Durchsuchung der Häuser der Jesuiten unermessliche Schätze zu finden. Man fand in der Regel nichts als geringe Vorräthe an Lebensmitteln, wenig Geld, die einfachsten Einrichtungen in den reinlichen Zimmern: einen hölzernen Stuhl und Tisch, ein einfaches Bett, ein Crucifix und einige Bücher. Nur in einem Hause in Lissabon fand man eine größere Summe: es war nämlich da die Casse für die sechs Provinzen Goa, Japan, Sina, Malabar, Brasilien und Maragnon, für welche 1758 die Königin von Spanien aus Eifer für die Verbreitung der christlichen Lehre 100.000 Pesos duros oder harte Thaler vermacht hatte.[1]) Wo man sonst in den Missionen Geld fand, war es meist, weil der jeweilige Statthalter ihnen die Casse der Regierung anvertraut hatte, die bei den Jesuiten vor Eingriffen sicherer war als bei Beamten. Weiters ergab sich bei den Durchsuchungen, dass die Anklage, die Jesuiten bereicherten sich durch Handel, falsch sei, ebenso die, der ganze Handel von Asien und Amerika würde von den Jesuiten geführt unter dem Vorwande der Missionen. Die Jesuiten sandten bloß Zucker, Cacao, Vanille, die auf ihren liegenden Gründen gesammelt wurden, nach Europa, um dafür Bücher, Papier, Getreide, Wein zu der heiligen Messe, Kirchenzierden, Rosenkränze, Crucifixe einzutauschen. Das war nöthig zur Erhaltung der Missionen, die sie in der neuen Welt eröffnet hatten, und sie hatten für diesen Handel die Bewilligung der Päpste und Monarchen erlangt.[2]) Dass der vorgefundenen Summen Pombal sich bemächtigte, liegt in seiner Art. Auch die Juwelen von den Reliquienschreinen der Heiligen Ignaz, Franz Xaver und Franz Borgia kamen in seine Hand. Unter dem Volke wusste man davon: — es bezeugte den Jesuiten, wo es konnte, seine Theilnahme: die Soldaten leisteten sogar den Patres Dienste, wo sie nur konnten; gute Menschen sandten Almosen: man sieht, welche Macht sie über die Herzen besaßen. Wären sie Meuterer gewesen, wie der Minister sie verleumdete, es wäre ihnen leicht geworden, einen Aufstand hervorzurufen und den Minister zu stürzen; aber sie gehorchten ihrer Pflicht, schwiegen, duldeten und ließen sich greifen — wie Lämmer.

Handel.

Unschuld der Jesuiten.

Was sollte der Minister übrigens machen mit der großen Zahl dieser Männer, die als Priester und Lehrer im Lande thätig waren? Ließ er sie im Lande — wer stand ihm dafür, dass nicht das Mitleid und die Entrüstung über ihre Behandlung sich rege und das Unrecht räche, und dass der König auf einmal anderen Sinnes werde? Eine Menge schmachtete in elenden Gefängnissen;[3]) giengen

[1]) Murr, l. c. II, S. 33—44.
[2]) Ibid. II, S. 48.
[3]) Die Abzeichnung der Gefängnisse von Almeida, einer portugiesischen Grenzfestung in der Landschaft Beira, und die von San Julian, einer Festung auf einem Felsen im Meer, drei Stunden von Lissabon, geben eine schauerliche Vorstellung von den Leiden der Gefangenen. Sie sind abgebildet bei Murr, l. c. II, S. 172.

Die Gefängnisse

sie darin zugrunde, so brauchte der Staat nichts mehr zu bezahlen. Die Gefängnisse waren danach. Von dem Kerker in der Festung San Julian erzählt die Lebensbeschreibung des Missionärs Thoman: „Die beständige, besonders beim Regenwetter große Feuchtigkeit dieser Kerker machte alles faulen. Der Commandant sagte öfter: ‚Alles verfault in diesen Kerkern, nur die gefangenen Patres wollen nicht verfaulen.‘ Aber er wünschte unsere Verfaulung wohl nicht; er wusste uns durch Recht und Unrecht so gut zu beizen, dass er nicht nur seine Schulden, wie er selber sagte, bezahlen, sondern noch prächtig sich aufführen konnte. Manchmal waren die Gänge von den Kerkern und auch die Kerker selbst so voll hineingeronnenen Regenwassers, dass die zu unserer Verpflegung bestellten Leute Bretter legen mussten, um zu uns zu kommen.“[1]) — Thoman, ein Schwabe, dessen Befreiung Maria Theresia erwirkte, meldete nach Wien: „Wir wurden bei angezündeten Fackeln in unterirdische, finstere und feuchte Kerker geführt. Wir saßen da ohne Tageslicht und ohne Luft; denn die Gefängnisse hatten bloß in der Höhe der Wand ein vier Finger hohes und vier Finger breites Loch zum Fenster. Wir mussten hier leben, ohne heilige Messe, ohne die österliche Communion; wenn wir darum baten, erhielten wir zur Antwort, wir hätten unsere Schuldigkeit schon gethan, indem wir die Communion begehrt hätten.“ Die Rücksichtslosigkeit gegen diese Männer war so groß, dass oft ein Todter neben einem Lebenden lag, viele das Augenlicht verloren, einige wahnsinnig wurden, anderen die Füße verfaulten oder von Ratten angefressen wurden. Dennoch fand sich keiner, der abfiel. „Nichts trübte die Heiterkeit unserer Seele“, schrieb einer, „wir litten für die Sache Gottes.“ So stark war die Zucht in diesem Orden.

unausstehlich.

Ähnlich berichtete der Rheinländer Kaulen,[2]) welcher in San Julian eingesperrt war: „Wir sind in Betrübnis und dennoch fast immer in der Freude, obgleich wir nicht einen Augenblick ohne ein Leid sind und beinahe nackt: Einige haben von ihrer Sutane nur noch einige Fetzen an sich hängen. Kaum können wir eine bescheidene Decke bekommen. Ein wenig Stroh ist unser Bett und unsere Decke. Wir dürfen mit niemand sprechen und niemand darf etwas von uns verlangen. Unser Kerkermeister ist hart ohnegleichen und sinnt nur darauf, uns leiden zu machen. Unsere Väter aus Macao, von denen einige unter den Ungläubigen schon mit Muth Gefängnis, Ketten und wiederholte Folterung ausgestanden haben, sind auch hergebracht worden und es scheint Gott lieber zu sein, sie hier dulden zu sehen, was sie nicht verdient haben, als dass sie starben für den Glauben unter den Götzendienern.“

Verführung zum Abfall.

Was sollte diese barbarische Behandlung erzielen? Die alten Jesuiten sollten wegsterben, die jungen abgeschreckt werden und in die Welt zurückkehren oder in andere Orte übergehen. Man legte es den letzteren nahe, Saldanha habe Vollmacht, die Gelübde aufzulösen. Der König wisse wohl, dass die Jungen unschuldig wären; er nehme sie unter seinen Schutz, wenn sie austreten wollten; wer unter ihnen arm sei, solle aus des Königs Schatzkammer täglich ein Kopfstück (Testao) erhalten. Alles Zureden war jedoch

[1]) Die Stelle in Thomans Reise- und Lebensbeschreibung, Augsburg 1788, S. 169, auch bei Murr, l. c. II, S. 66. Ähnliches meldet der Gefangene Kaulen nach Köln.

[2]) Sein Schreiben abgedruckt bei Crétineau Joly, Clement XIV, Paris 1847, p. 79—83.

vergebens.[1]) Die Jünglinge erklärten, sie wollten eher ihr Leben als ihren Orden verlassen; einige schrieben statt jeder Antwort mit ihrem Blute die Formel ihrer Gelübde und setzten ihren Namen darunter; andere erklärten, sie schätzten die Gnade ihres Berufes nicht so gering, daſs sie solche um ein Kopfstück des Tages verkaufen wollten. Als gedroht wurde, wenn sie bei ihrem Jesuitenrocke stutzig bleiben wollten, so werde man sie verbannen und ins Elend verstoßen — da entgegneten sie einstimmig, die Ungnade ihres Königs schmerze sie, aber sie wüſsten sich keines Verbrechens schuldig, und man könne es ihnen nicht übel nehmen, wenn sie dem einmal erwählten Berufe treu bleiben wollten.

Darum fort mit den Jesuiten! Pombal beschloſs, sie in den Kirchenstaat, dem Papste vor die Füße zu werfen. „Fort mit ihnen!“ sagte der Minister, „sie verbreiten nur Irrthümer, sie reizen zum Königsmord, sie sind Krämer und Schleichhändler, sie taugen nichts für die Schulen!“ — Früher galten die Lehranstalten der Jesuiten für die besten und selbst ein Mann wie Baco[2]) stellte sie als Muster hin und rühmte die Menge groſser Männer, so aus ihnen hervorgegangen. Aber Pombal hat entdeckt, daſs die lateinische und griechische Sprache durch ihr Lehramt in Portugal verloren gegangen,[3]) und nimmt den Unterricht den Mönchen überhaupt, höchstens Weltpriester läſst er zu. Das neue Studiengesetz ist verlockend, die Professoren erhalten Adelsrang, die Universität Coimbra wird erneuert, der König stattet seinen Minister mit aller Macht aus, „die ihm als Prorector der Universität und als König und souveränem Herrn zustünden“. Die Anordnungen sind pomphaft, aber gethan wurde nicht viel — trotz alles Aufwandes. Was hat Portugal seitdem geleistet? Wenig, fast nichts. Der König aber drückte seinem Minister seine Zufriedenheit aus und ernannte ihn zum Grafen von Oeyras und groſse Feierlichkeiten wurden deshalb im ganzen Königreiche angestellt und „kein Dörfchen war, in welchem die Schmeichler des allmächtigen Ministers ihre Fenster nicht beleuchteten“.[4]) Nachdem die Universität Coimbra einige Zeit geschlossen und dann nach Pombals Ansichten neugeschaffen war, giengen von 4000 Studenten alle durch, mit Mühe brachte man 300 Zuhörer zusammen. Die classischen Lehrbücher der Jesuiten waren verbannt, diejenigen, die man jetzt einführte, waren schwülstig. Die neuen Professoren machten viel Geschrei, leisteten aber nichts. Der Verfall aller wissenschaftlichen Cultur war reiſsend. Pombal hatte übermüthig Gutes zerstört und konnte nichts Besseres an seine Stelle setzen, nicht einmal Annehmbares.

Schulen.

Studien-Gesetz.

Die alten Lehrer schmachteten indessen im Kerker. Jetzt sahen sie es als

[1]) Murr, l. c. II, S. 108.

[2]) Consule scholas Jesuitarum. Nihil enim, quod in unum venit, his melius. De augmentis scient. VI, p. 4.

[3]) Gesetz vom 28. Juni 1759.

[4]) Murr, l. c. II, S. 73—78. — Duhr, Pombal, S. 97—106.

Verbannung. eine Art Erlösung an, als am 3. September 1759 das Decret vom König unterzeichnet wurde, welches alle Jesuiten aus Portugal verbannte. Wie Diebe und Mörder wurden sie unter militärischer Bedeckung auf ein Schiff gebracht und ohne Rücksicht für ihre Tugend, Gelehrsamkeit, ihr Alter, wie Neger auf einem Sclavenschiffe zusammengedrängt. Das Wasser und der Zwieback waren verdorben; sie, die an Reinlichkeit gewöhnt waren, hatten jetzt weder Messer, noch Gabeln, noch Trinkgeschirr. Jeder bekam einen Löffel von Holz, Harte Behandlung. aber so breit, dass er kaum damit essen konnte. Sechs mussten zusammen aus einem hölzernen Teller essen. Die Soldaten murrten über diese Behandlung; der Capitän des Schiffes, welches man für sie gemietet, ein Däne, sagte frei heraus: „Wenn der Kaiser von Marokko seine schlechtesten Unterhanen in das Elend verschicken wollte, so würde er sie nicht so hart halten." Die Spanier in Alicante, wo das Schiff kurze Zeit anhielt, nannten die portugiesische Regierung eine barbarische. Die ganze Stadt kam in Bewegung über die Misshandlung der Gefangenen und sandte Almosen für sie. Am 24. October landeten die Verbannten in Civitavecchia. Der Papst hatte befohlen, sie auf Kosten seiner Kammer zu erhalten, sie wurden wie Brüder aufgenommen und nach Frascati gebracht.

Indes war in Lissabon am 18. September 1759 das Verbannungsdecret als unwiderrufliches königliches Gesetz im Drucke erschienen. Alle Jesuiten waren darin bei unnachlässlicher Todesstrafe aus allen Staaten von Portugal verwiesen und diese Strafe auch auf alle ausgedehnt, die in irgend einem Lande der portugiesischen Staaten eine Gemeinschaft mit den Verbannten pflegen würden. — Diese greuliche Härte suchte Pombal durch seine Anschuldigungen von Verschwörung und Verbreitung von Irrthümern zu rechtfertigen: die Gesellschaft sei gänzlich von ihrer ursprünglichen Einrichtung abgefallen, unheilbar angesteckt und nicht mehr zu reformieren.[1]) Darum betrieb der Minister in Eile eine zweite Absendung mit der gleichen Rücksichtslosigkeit in zwei Schiffen: im ersten waren 58, im zweiten 59 Jesuiten. Sie Genua. gieng nicht nach Civitavecchia, sondern nach Genua. Mit der ersten Sendung hatte Pombal den Papst strafen wollen, weil er sich geweigert, den Jesuitenorden aufzuheben, und den Jesuitengeneral, weil er ihm eine harte Last aufbürdete. Jetzt wollte er den Herren in Genua einen Schimpf anthun, weil sie die Verbreitung der auf seine Kosten zu Rom wider die Jesuiten gedruckten Schmähschriften nicht erlaubt hatten. In Genua zeigte sich viel Mitleid, aber der Senat bestand doch darauf, dass die Jesuiten auf ein Schiff gebracht und nach Civitavecchia geführt und die Kosten der Fahrt von den genuesischen Jesuiten bezahlt würden. Die Fahrt von Genua nach Civitavecchia war stürmisch. Neunzig Tage waren die Armen auf dem Meere, seit sie den

[1]) Murr, l. c. II, S. 96.

Tajo verlassen hatten; elend und abgemattet kamen sie in Civitavecchia an, wurden aber herzlich empfangen und nach Castell Gandolfo gebracht.

Die Novizen.

Lange hatte Pombal gehofft, durch Versprechen und Drohungen die jungen Jesuiten, welche noch nicht Profess geleistet hatten, abtrünnig zu machen. Als alle Künste der Verführung nichts frommten, wurden auch diese jungen Männer wie Diebe und Mörder von den Soldaten fortgeschafft, unter lautem Wehklagen des Volkes: wo der Zug durchkam, wurden sie mit Thränen empfangen und mit Segnungen entlassen. Die Soldaten hatten strengen Befehl, mit den Gefangenen kein Wort zu reden, hielten sich aber nicht daran, sondern bedienten sie mit Ehrerbietung und Liebe. In drei kleinen Schiffen wurden 216 junge Jesuiten in den unteren Raum zusammengedrängt, nur 22 Priester waren darunter. Das Lager war elend, die Kost erbärmlich. Doch die Hoffnung, dass Drangsale die Kraft dieser jungen Männer brechen würden, gieng nicht in Erfüllung; sie landeten am 7. Februar 1760 in Civitavecchia, wurden mit Liebe aufgenommen und nach Tivoli gebracht. Eine vierte Sendung landete schon am 6. Februar in Civitavecchia. Pombal konnte sich nun rühmen, er habe alle Jesuiten aus Portugal weggeschafft und ein Werk vollbracht, was kein anderer für möglich gehalten. — Für einen edlen Mann wäre eine solche That allerdings eine Unmöglichkeit gewesen.

Die Colonien.

Aber auch die Jesuiten in den Colonien sollten entfernt werden. Darunter waren viele Männer aus Italien, Flandern, Deutschland, Polen, England, die in heiliger Glut, das Evangelium unter den Heiden zu verbreiten und für dasselbe ihr Leben zu opfern, ihre Heimat verlassen hatten. Sonst sieht ein kluger Minister des Äußeren solche Missionäre auch als Förderer des Einflusses und Ansehens seines Staates an und unterstützt sie. Anderer Ansicht war Carvalho: wenn auch die Missionen zugrunde giengen, diese Männer sollten als Jesuiten bestraft werden. Sie waren Ausländer und er hatte eigentlich kein Recht über sie, aber sein böser Sinn gab ihnen die härteste Strafe: er vergrub sie in portugiesischen Gefängnissen, statt sie, wie billig, in anderen Missionen, etwa spanischen, arbeiten zu lassen. In Portugal sollten sie sterben, wenn ihre Gefangenhaltung auch dem Staate Kosten machte. Darum wurde an alle Bischöfe in den Colonien die Aufforderung gesandt, den Jesuiten das Predigen und Beichthören zu verbieten; den Statthaltern kam der Befehl zu, alle Jesuiten gefangen zu setzen und ihre Habe einzuziehen. Kriegsschiffe wurden bestimmt, die Gefangenen abzuholen. Dass die Indianer in den Missionen, sobald die Jesuiten abzogen, davon laufen und in die alte Wildheit wieder verfallen würden, kümmerte Pombal wenig. Dafür, dass z. B. in Maragnon so viele Jesuiten mit ihrem Blute das Christenthum gepflanzt hatten, dass sie den Indianern in ihre Schlupfwinkel nachgegangen und sie zu braven Menschen und treuen Unterthanen des Königs von Portugal gemacht hatten, erntete der Orden keinen Dank. In der heißesten Jahreszeit, unter den härtesten Entbehrungen — sie durften z. B. nie auf das Verdeck kommen, um frische Luft zu schöpfen — wurden die Armen

Die Ausländer.

nach Europa gebracht; selbst der Dey von Algier sprach sich mit Verachtung gegen diese Behandlung aus.

Bruch mit Rom.

In einem Manifeste sprach Pombal seine Beschwerden gegen den römischen Stuhl aus. Derselbe wollte den Jesuiten-Orden nicht verurtheilen, ohne dass die Anklagen des portugiesischen Ministers auch bewiesen seien — das ist der Kern der langen Verhandlungen, welche in dieser Schmähschrift aufgezählt werden. Dem wilden Pombal riss die Geduld — er wolle nicht länger bitten — er setzte dem Papst die Jesuiten in den Kirchenstaat, er ließ den Nuntius, der ihm nicht zu Willen sein wollte, unter Bedeckung über die Grenze schaffen und befahl 5. August 1760 allen Portugiesen, Rom zu verlassen. Der Bruch war vollständig. —

Der Lohn des Apostels von Brasilien.

Malagrida

Rom hatte also Pombals Forderung abschlägig beschieden. Im Zorne darüber opferte der Minister jetzt den verdienstvollen Malagrida. In diesem heiligmäßigen Mann sollte zugleich sein ganzer Orden der Gleißnerei, der Empörung und der Ketzerei beschuldigt werden.

Im Urtheile gegen die Tavora hieß es, dass die Verschworenen sich nach den Anweisungen des Gabriel Malagrida, Johann de Mattos und Johann Alexander gerichtet und gegen die höchst beglückende Regierung des Königs einen entsetzlichen Widerwillen gefasst hätten. Pater Malagrida war als das eigentliche Haupt der Verschwörung bezeichnet, hätte also mit ihnen hingerichtet werden sollen. Dessungeachtet ließ man ihn noch über zwei Jahre im Gefängnisse schmachten; kein Mensch in Portugal glaubte an die Verschwörung des „Heiligen", wie man Malagrida nannte. Auch der König scheint noch einen Rest der Verehrung für den Seelenführer seines Vaters und seiner Mutter bewahrt zu haben. Pombal aber war findig in Mitteln der Ruchlosigkeit und wusste doch den zweiundsiebzigjährigen Greis aufs Schafott zu bringen.

angeklagt vor der Inquisition.

Auf einmal hieß es, Angriffe auf die Religion müssten geahndet werden noch vor Angriffen auf den Staat, und wurde Malagrida nicht als Urheber der auf den König geschehenen Flintenschüsse, sondern als „Verführer, Gotteslästerer, falscher Prophet, Gleißner von der feinsten Bosheit und heimlicher Sünder" vor der Inquisition angeklagt. Eines Morgens sagte ihm sein Wärter, er möge ihm folgen, und gab ihm auf die Frage: „Ist denn das Ende meiner Gefangenschaft einmal gekommen?" die Antwort: „Nein, denn ich muss Sie in das Gefängnis des heiligen Gerichtes bringen." Dieses Gericht war jedoch indes mit Pombals Creaturen besetzt worden: bisher stand des Königs Bruder an der Spitze, jetzt

Paul Carvalho.

wurde er entfernt und Paul Carvalho, der Bruder des Ministers, trat an seine Stelle. Dann war der Dominicanermönch Francesco de San Thoma entfernt worden, weil er gleich in der ersten Vorfrage über Malagrida erklärte, der Mann sei keines Verbrechens überwiesen. — „Aber der König will, dass er als Ketzer verurtheilt werde", sprach Paul Carvalho. — „Ich kann nicht glauben," entgegnete der edle Dominicaner, „dass Seine Majestät etwas befehlen will, was

den im heiligen Gerichte üblichen Lauf der Gerechtigkeit verändert." — „Der König will es, der König will es!" schrie Paul Carvalho. In gerechter Entrüstung verließ der Dominicaner die Sitzung und machte dadurch einen Beschluss unmöglich. Wenn man also diesen Ehrenmann nicht wegschaffte, so kam der Minister nicht zum Ziele; er hatte aber Mittel genug zur Hand. Plötzlich kam dem Dominicaner aus der Staatskanzlei die Ernennung zum Bischofe von Angola zu und die Weisung, sogleich dahin abzureisen, denn er sei zum Dienste des Königs und der verwitweten Kirche nothwendig. Der gute Mönch lehnte ab: einmal wegen seines hohen Alters und seiner schwachen Gesundheit — und dann, weil die nöthige Bulle nicht von Rom da sei. Der Minister ließ ihm jedoch sagen, er werde ihm die Bulle schon verschaffen, sobald die Regierung mit dem Papste wieder ausgesöhnt sei; übrigens wenn er nicht als Bischof nach Angola gehen wolle, so müsse er es sich gefallen lassen, als gemeiner Mönch dahin gebracht zu werden. Der Arme musste sogleich die Reise antreten, starb aber unterwegs vor Betrübnis und Mühseligkeit. — Da leistete ein anderer, aber unwürdiger Sohn des heiligen Dominicus, Jose Mansilla, dem Minister bessere Dienste, für die er, als die Zeit der Vergeltung kam, allerdings 1777 zum Tode verurtheilt, welche Strafe aber durch Gnade in lebenslängliche Haft in einem Kloster umgewandelt wurde. Dort gestand er, alles habe er auf Geheiß Pombals gethan, der ihm jedesmal des Königs Unterschrift vorwies. Der dritte Inquisitor war ein Pereira da Melho, ein unehelicher Sohn des Herzogs von Cadaval, ein unwissender und ehrloser Mann, ein Werkzeug des Ministers, der später ein klägliches Ende fand.

San Thoma. Pombal. Mansilla.

So waren die Richter, vor denen der unglückliche Greis sich verantworten sollte. Seit zwei Jahren konnte er das Kleid nicht ablegen; dasselbe hieng in Fetzen herunter und deckte kaum seine Blöße. Die enge Haft, Kummer und Schlaflosigkeit gaben dem zweiundsiebzigjährigen Manne den Ausdruck der höchsten Erschöpfung. Auf was stützte sich jedoch die Anklage? Auf zwei Manuscripte, welche Malagrida in den zwei Jahren seiner Gefangenschaft geschrieben haben soll — das eine in portugiesischer Sprache: „Das Leben der heiligen Anna", das andere in lateinischer Sprache: „Vom Reiche des Antichrist". Die Manuscripte wurden nicht vorgelegt, sondern nur Stellen daraus mitgetheilt, was gegen den ganzen Prozess schon Bedenken erregt. Ist zu glauben, dass Pombal dem Gefangenen, dessen Wort und Feder er so sehr fürchtete, in der engen Haft Feder und Papier überlassen habe? Bedenklich ist es, dass die Stellen aus der lateinischen Abhandlung im schlechtesten Latein abgefasst sind, während Malagrida ein classisches Latein sprach und schrieb; bedenklich, dass der Stil dieser Stellen der Stil Platels ist, des bekannten Fälschers im Dienste des Ministers; bedenklich, dass gegen Malagrida von der Inquisition vorgegangen wurde wegen dieses Manuscriptes, während sonst Regel war beim heiligen Gerichte, dass niemand wegen einer Meinung verurtheilt werden dürfe, solange diese nicht in die Öffentlichkeit gedrungen sei; noch bedenklicher, dass der Inhalt zwei Büchern entnommen ist, die schon im fünfzehnten Jahrhunderte gedruckt wurden, während doch Malagrida im Gefängnisse keine Bücher zur Verfügung standen.[1]) Ohne Zweifel hat Platel daraus seine anklagenden Stellen zusammengesetzt. Wie konnte denn Malagrida, der in Haft war, mit seinen Irrthümern die Völker verführen, wie es in der

Malagrida vor der Inquisition. Falschheit der Anklage.

[1]) Murr weist nach, dass diese Bücher in der Stadtbibliothek zu Nürnberg vorhanden sind, das eine gedruckt 1407, das andere 1487; l. c. II. S. 261—262. — Memorabilia bibliothecarum, I, S. 277.

Anklageacte heißt, da er doch mit niemand in Berührung kam, und der ganze Prozeſs ſich auf die Zeit ſeiner Gefangenſchaft beſchränkte? Warum hat denn die Regierung dem Malagrida Gelegenheit zum Schreiben gegeben?

Noch bedenklicher iſt der abgeſchmackte Inhalt der angeklagten Stellen, während doch Malagrida nicht bloß ein Redner von hoher Begabung, ſondern auch ein Dichter von Geſchmack war: ſeine Singſpiele wurden ja früher auf dem Hoftheater aufgeführt.[1]) Er war weit in der Welt herumgekommen und das ſchärft den Verſtand eines jeden. Ferner ſagten alle ſeine ehemaligen Zuhörer, ſie hätten nie etwas Derartiges, wie es in der Anklage ſtände, in ſeinen Predigten gehört.

Anklagen

Von den Abgeſchmacktheiten, die ihm in der Anklage angedichtet wurden, mag eine Probe genügen: Die heilige Anna habe im Mutterleibe der heiligen Dreifaltigkeit die drei Ordensgelübde abgelegt und zwar, damit keine von den drei heiligſten Perſonen ſich beklage, Gott dem Vater das Gelübde der Armut, Gott dem Sohne das des Gehorſames, Gott dem heiligen Geiſte das der Keuſchheit. Sie habe ſich verheiratet, um noch mehr Jungfrau zu ſein, und die drei göttlichen Perſonen hätten lang untereinander berathſchlagt, wie man der heiligen Anna begegnen ſolle, und nach längerem Wortwechſel wären ſie übereingekommen, daſs ſie über alle Engel und Heiligen ſei.[2]) Noch ſtärker waren die Stellen aus dem „Antichriſt", den er im Gefängniſſe geſchrieben haben ſollte: z. B. es gebe drei Antichriſte, den Vater, den Sohn und den Enkel. Der letztere werde im Jahre 1920 in Mailand geboren werden und die Proſerpina heiraten. Solchen Unſinn konnte Malagrida nicht ſchreiben, im dunklen Gefängniſſe überhaupt nicht ſchreiben, und wenn er es gethan, ſo wäre er wahnſinnig und jedenfalls des Mitleids würdig geweſen. Doch hat er überhaupt nichts im Gefängniſſe geſchrieben, man hat auch nie das Manuſcript vorlegen können, ſondern nur Stellen, die darin

lauter Lügen.

ſtehen ſollten, vorgelegt. Alſo Fälſchungen Platels, des officiellen Verleumders, der von dieſem kecken Streiche von Pombal eine Belohnung von 900 römiſchen Thalern erhielt. Aus ſolcher Schreiberei war leicht eine Gotteslästerung herzuleiten. Ein vernünftiger Richter hätte, wenn die Anklage begründet war, auf Geiſtesverwirrung geſchloſſen, in die ein Greis von zweiundſiebzig Jahren in zweijähriger harter Haft leicht hätte verfallen können. So ſagte auch Ludwig XV., als er den Prozeſs las: „In der Art könnte ich leicht den Mann in unſerem Narrenhauſe, der behauptet, er ſei Gott Vater, rädern laſſen."[3]) Malagrida zeigte aber in ſeinen letzten ſchweren Stunden, da er vor der Öffentlichkeit erſcheint, Klarheit und Adel des Geiſtes. — Die Schrift über den Antichriſt war Malagrida zugeſchrieben, um ihn lächerlich zu machen, denn da war ja geſagt, drei Antichriſte müſsten ſein: Vater, Sohn und Enkel; der letzte müſſe in Mailand aus der Verbindung eines Mönches mit einer Nonne im Jahre 1920 entſtehen und er werde dann Proſerpina, eine der drei hölliſchen Furien, heiraten — als ob ein ſo gründlicher Kenner des Alterthumes, wie Malagrida, je die Tochter der Ceres zu einer hölliſchen Furie hätte machen können! — Und ſolche Narrheiten ſoll Malagrida geſchrieben haben, um für einen Heiligen zu gelten und den Ruhm ſeines Ordens zu erhöhen! Wenn er ſie geſchrieben, ſo gehörte er in ein Irrenhaus und nicht auf das Schafott! Er hat ſie jedoch nicht geſchrieben.

---

[1]) La fedeltà di Leontina wurde der Clemenza di Tito an die Seite geſtellt, auch Santo Adriano gerühmt.

[2]) Murr, l. c. II, S. 266—267.

[3]) C'est comme si je voulais faire rouer ce malheureux fou des Petites-Maisons, qui se croit le père éternel. — Mury, l. c. p. 250.

Die Richter waren aber anderer Ansicht und beschlossen in einem 72 Seiten starken Gutachten, Malagrida habe diese Sätze geschrieben als Gleisner von der feinsten Bosheit, als unverschämter Gotteslästerer und Ketzer. — „Wenn das Leben, das ich 72 Jahre geführt habe, nichts ist, als Heuchelei und Betrug," rief Malagrida, „so mögen die Nägel an diesem Christusbilde sich in Flammen und mich in Asche verwandeln!" — Das Verbrennen sollte nicht fehlen. Die Richter verurtheilten 20. September 1761 Malagrida in den großen Kirchenbann und befahlen, dass er nach der Vorschrift der canonischen Gesetze seiner heiligen Weihen beraubt und mit dem Gebisse, der Mütze und Aufschrift eines Erzketzers der weltlichen Gerichtsbarkeit übergeben werden solle. Und das Gericht der Relation urtheilte sofort: dass der ehemalige Priester der sogenannten Gesellschaft Jesu als Ketzer vom Henkersknecht an einem Stricke öffentlich durch die Straßen bis auf den Platz da Rocio solle geführt, daselbst erdrosselt, und wenn er todt sei, zu Asche verbrannt werden. Sonst erklärte Pombal die Autos da Fè für Mummereien, jetzt aber gab er Befehl, ein solches mit aller Feierlichkeit zu veranstalten. Von Früh an wirbelten am 21. September 1761 die Trommeln, 5000 Mann waren zusammengezogen, jeder mit acht scharfen Patronen versehen, damit die Hinrichtung nicht gestört werden könne. Das Schafott war mit reichgeschmückten Sitzen amphitheatralisch umgeben, der Adel sollte zahlreich erscheinen, für den König war eine eigene Loge da, gegenüber eine für den Minister. Mit dem König erschien der ganze Hof. Das Ordensgewand mit Teufelsfratzen bemalt, eine spitze Papiermütze auf dem Haupte, einen Knebel im Munde, ward Malagrida durch die Straßen zum Spott und Hohn geführt. Hinter ihm kamen zweiundfünfzig andere Verurtheilte, er allein war gefesselt. Viele schluchzten. Es war Abend geworden — man zündete Leichenfackeln an. Pombal war anwesend, seine Rachelust zu befriedigen. Auch der König war da, zu seiner unaustilgbaren Schande — die Hinrichtung eines Unschuldigen zu rechtfertigen, der seinem Vater und seiner Mutter in ihrer schwersten Stunde den edelsten Trost gespendet, der ihm selber Tausende von treuen Seelen gewonnen, der vierzig Jahre für den Vortheil Portugals gepredigt, geduldet und oft sein Leben gewagt hatte. Wo ist der hohe Sinn der Könige von Portugal, wo der Freimuth und Seelenstolz der Lusitanen? Wie ist dieses Volk gesunken! — Festen Schrittes betrat Malagrida das Schafott. Man verliest ihm nochmals das Urtheil, man mahnt ihn, seine Verbrechen einzugestehen und den König um Verzeihung zu bitten. Weithin vernehmbar und voll Würde ruft Malagrida: „Seit ich meinen Fuß auf portugiesischen Boden setzte, habe ich Seiner Majestät immer als ein guter und getreuer Unterthan gedient; sollte ich sie ohne mein Wissen und Wollen in irgend etwas beleidigt haben, so bitte ich aufrichtig und in Demuth um Verzeihung." Der Henker packte das Opfer, das nur noch die Worte sprach: „Herr in deine Hände empfehle ich meinen Geist", und erdrosselte es, dann wurde es verbrannt und die Asche ins Meer geworfen, damit das Volk keine Reliquie habe. Sofort besetzten die Soldaten alle Ausgänge des Platzes und machten 160 junge und kräftige Zuschauer zu Recruten. Das war die neue Freiheit! Der neue Inquisitor gab am Abend dem Adel und den Richtern einen fetten Schmaus. Nachträglich wurde Malagridas Schrift „Über die wahren Ursachen des Erdbebens von Lissabon" verbrannt.

Antwort. Urtheil. vollzogen 21. Sept. 1761 vor dem König!

Durch Nacht zum Licht, durch Leiden zu unsterblichem Ruhme! In Madrid läutete man auf die Nachricht vom Ende Malagridas, als eines Heiligen, mit allen Glocken. Als Clemens XIII. die Umstände seines Todes erfuhr, rief er: „Die Kirche zählt einen Märtyrer mehr!" Unter seinen Augen ließ der Papst

Nachruhm.

ein Bild herstellen, das Malagrida als den heiligen Apostel Maragnons und Brasiliens, als das unschuldige Opfer der Bosheit feierte.[1]) Mit Unrecht sei er einer ruchlosen Verschwörung und zuletzt noch durch das Gesetz wegen Religionsschändung verurtheilt, aber unter den Thränen und Lobeserhebungen der Getreuen durch das öffentliche Urtheil freigesprochen worden. Den ungerechten Tod habe er gottergeben und heldenmüthig bestanden im Alter von zweiundsiebzig Jahren nach vierzigjähriger Aufopferung für Portugal. — So das Urtheil der Kirche. Noch im Jahre 1887 wurde ihm in Menaggio, das stolz ist auf diesen Sohn, ein Denkmal gesetzt. —

Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich.

In Frankreich hatten die Jesuiten, seit ihr Orden bestand, bittere Feinde: zuerst die Hugenotten, dann die Jansenisten, in denen ein Stück Calvinismus wieder auflebte, dann in den Parlamenten, in welchen der calvinische und jansenistische Hass fortglimmte.[2]) Dazu kam noch der Hass der Philosophen, welche dem Kampfe der Jesuiten und Jansenisten nicht bloß mit heimlicher, sondern mit offener Schadenfreude zusahen. D'Alembert schrieb an den Patriarchen von Ferney: „Legen wir ja den jansenistischen Spinnen keine Hindernisse in den Weg, die Jesuiten aufzufressen. Sind diese einmal vertilgt, dann wird die jansenistische Canaille von selbst ihres schönen Todes sterben" — und Voltaire sah die Zukunft im rosigsten Lichte: „Es sind nicht die Jansenisten, welche den Jesuiten den Untergang bereiten; — es ist die Encyklopädie; ja, die Encyklopädie! Ich sehe die Jansenisten eines schönen Todes sterben, nachdem sie die Jesuiten gewaltsam umgebracht haben; und im Jahr darauf ist die Toleranz begründet, werden die Protestanten zurückberufen, verheiraten sich die Priester, wird die Beichte abgeschafft und der Fanatismus zu Grabe getragen, ohne dass man es gewahr wird." — So war die Stimmung der Geister. Die Jesuiten hatten Feinde mehr als genug. Dazu kam noch der Hass und die Schwäche der Persönlichkeiten, die im Besitze der Gewalt waren.

Ludwig XV.

Ludwig XV. liebte die Jesuiten früher, aber er war schwach und stets in Geldnöthen und darum vom Parlament abhängig,[3]) und glaubte, dass der Sturm, der gegen den Orden heranbrauste, nicht zu bestehen sei. Von den Parlamenten gedrängt, von der Pompadour gestachelt, betrieb er, als einmal die

[1]) Die Unterschrift (Murr, l. c. II, S. 301) sagte:

Vitae sanctitate, rebus gestis miraculisque clarissimus,
De Lusitaniae regnis, de populis immortaliter meritus,
Olim Joanni regi fidelissimo apprime carus,
Mariannae, Austriacae reginae, in divinis rebus consultissimus,
Summis infimisque semper mire gratus ac venerabilis,
Soli invisus Daemoni ejusque fautoribus et ministris.

[2]) Vergl. Bd. VIII, S. 571 dieses Werkes.

[3]) Vergl. Bd. XII, S. 167 dieses Werkes.

Sache recht im Gange war, eifrig nicht bloß die Verbannung, sondern auch die Aufhebung des Ordens.

Die Pompadour[1]) hatte persönliche Gründe des Hasses. Damit diese Geliebte des Königs am Hofe bleiben könne, sollte Madame d'Etioles, wie die Pompadour früher hieß, Palastdame der Königin werden, und damit die fromme Königin sie annehme, sollte die Etioles die reuige Sünderin spielen. Sie that auch einige Zeit sehr fromm und wollte im Angesichte des Hofes die heiligen Sacramente empfangen, wählte aber ungeschickt zu ihrem Beichtvater den Jesuiten de Sacy, aus dessen Händen sie als Kind die erste heilige Communion empfangen hatte. Dieser war jedoch ein sehr entschiedener Mann und verweigerte ihr kurzweg die Lossprechung, wenn sie nicht sogleich den Hof verlasse, in der Einsamkeit Buße thue und ein streng sittliches Leben führe; ansonst sei die Spendung der Sacramente an sie ein Gottesraub. Fortan hasste die Pompadour nicht bloß den wackeren de Sacy, sondern den ganzen Orden. Pompadour Maitresse 1745 bis 1764.

Als Hauptgegner der Jesuiten gilt der durch zwanzig Jahre allmächtige Minister Choiseul. Wie aber neulich auf Grund von Briefen[2]) behauptet wurde, betrieb er erst, als die Frage der Entscheidung nahe war, als Minister des Königs, welcher das Haupt der bourbonischen Höfe war, die Aufhebung des Ordens mit Eifer. Allerdings war er ein Gegner des Dauphin,[3]) des Vaters von Ludwig XVI., auf den während der Misswirtschaft Ludwigs XV. sich die Hoffnungen der Gutgesinnten richteten. Es gab damals zwei Parteien, die des Dauphin und die Choiseuls, welche nach einem bestimmten Plane handelten, während der König unsicher hin und her schwankte. Der Minister hatte im Hochgefühl der Macht die Kühnheit, dem Dauphin eines Tages zu sagen: „Monseigneur, ich kann einst das Unglück haben, Ihr Unterthan zu werden, aber das noch größere Unglück, Ihr Minister zu sein, kann mich nicht treffen, weil ich nie bis zu diesem Grade mich selbst erniedrigen werde." Und als der Dauphin allzufrüh starb, gab es Leute, welche Choiseul im Verdachte hatten, er habe den Dauphin vergiften lassen, was aber unrichtig ist. — Choiseul sagte selbst später zu Ludwig XVI. in einer Denkschrift:[4]) „Ich bin überzeugt, man hat dem König gesagt, ich wäre der Urheber der Vertreibung der Jesuiten. Der Zufall allein hat diese Angelegenheit angefangen, die Vorfälle in Spanien haben sie vollendet. Ich war weit entfernt, am Anfang gegen sie zu sein, und habe mich am Ende nicht hineingemischt; und das ist die Wahrheit. Jedoch, da meine Feinde Freunde der Jesuiten waren und der verstorbene Dauphin sie schützte, so schien es ihnen nützlich und gut, zu verbreiten, ich wäre der Anstifter des Unterganges dieser Gesellschaft gewesen, während ich gegen Ende eines unglücklichen Krieges und überhäuft von Geschäften ganz mit Gleichgiltigkeit zusah, ob eine Gesellschaft Mönche fortbestehe oder zugrunde gieng." Schonungslos sprach sich Choiseul über Pombals Verfahren gegen die Kirche und den Orden aus und wies dem Nuntius nach, dass dieser Minister die Kirche in Portugal auf den Fuß der schismatischen Kirche in Utrecht einrichten wollte, und dass er Jansenisten in Frankreich um ein passendes Lehrbuch der katholischen Religion für die Schulen, Choiseul.

---

[1]) Vergl. Bd. XII, S. 103—104 dieses Werkes.
[2]) Theiner, l. c. S. 8—9.
[3]) Vergl. Bd. XII, S. 105 dieses Werkes.
[4]) Crétineau-Joly, Clément XIV et les Jésuites, p. 247. — Theiner, l. c. S. 9.

ein Jahr zu vertagen, und zugleich, um sich unparteiisch zu zeigen, die Jesuiten aufforderte, binnen sechs Monaten die Stiftungsurkunden ihrer Häuser und Anstalten dem Staatsrathe vorzuzeigen, trug diese Erklärung das Parlament allerdings ein, aber mit solchen Einschränkungen, dass sie den Jesuiten nichts half; vor allem konnte sie den Gang des Prozesses nicht ändern und demgemäß wurden denn die Anklagen gegen die Werke der einzelnen Jesuiten fortgesetzt und dieselben durch Beschluss am Fuße der großen Stiege des Parlamentshofes vom Scharfrichter in tausend Stücke zerrissen und den Flammen überliefert — darunter die Werke der ausgezeichnetsten Männer, eines Bellarmin, Gretser, Suarez, Sanchez, Toledo, Lessius. Wer diese Bücher besitze, müsse sie sogleich ausliefern, kein Buchhändler dürfe sie fürder verkaufen, noch weniger neu auflegen.

Werke der Jesuiten.

Schließung von 80 Collegien.

An demselben Tage wurde beschlossen, achtzig Collegien zu schließen, und allen Franzosen verboten, ihre Kinder in die Schulen der Jesuiten zu schicken, auch nicht im Auslande, denn der Geist des Ordens vertrage sich nicht mit der Autorität der Kirche, der Concilien und des heiligen Rechtes und dem Ansehen der kirchlichen und weltlichen Oberen und aller Fürsten.[1])

Das war im Sinne des Parlamentes der Todesstreich für die Gesellschaft. Was die königliche Commission dagegen that, wollte nichts heißen. Muth und Geist dagegen zeigt sich in der „Instruction pastorale", die der Erzbischof von Paris gegen die August-Beschlüsse des Parlamentes der Öffentlichkeit übergab. Von einundfünfzig damals in Paris versammelten Bischöfen unterschrieben sie fünfundvierzig. Nur einer von den sechs andern, der Bischof von Soissons, verlangte die Aufhebung des Ordens — es war ein Stuart, welcher meinte, die Jesuiten seien mit schuld am Falle seines Hauses, der Sohn des berühmten Herzogs von Berwick, Fitz-James, ein eifriger Jansenist, der aber erklärte: die Gerechtigkeit verlange die Anerkennung, dass es keinen Orden in der Kirche gebe, dessen Mitglieder regelmäßiger leben und dessen Sitten strenger seien. Der Orden wurde von den Bischöfen bezeichnet — als „berühmt durch seine Talente, empfehlenswert durch seine Tugenden und wert, dass ihn der König schütze, ob der wichtigen Dienste, die er seit zwei Jahrhunderten der Kirche und dem Staate geleistet habe". Was die ihnen vorgeworfene Lehre vom Königsmorde anbelange, so seien Personen jedes Standes von den Jesuiten erzogen, besuchten ihre Missionen, ihre Andachts-Versammlungen und Geistes-Erneuerungen, und nicht ein einziger von allen habe eine das Leben der Fürsten gefährdende Lehre von ihnen vernommen, im Gegentheil giengen sie darauf aus, die der Majestät schuldige Achtung und Treue den Gemüthern einzuflößen. Der Ordensgeneral sei nicht so unumschränkt, wie man glaube: er hänge vom Ordenscapitel weit mehr ab als der Orden von ihm. Nur wer mit den Ausdrücken asketischer Schriftsteller nicht vertraut sei, könne sich an dem Satze der Ordensregel stoßen: „Man muss in der Hand eines Oberen sein wie ein Leichnam, wie ein Stock in der Hand eines Greises."[2])

Instruction pastorale.

Fitz-James.

Lehre vom Königsmord.

De la Croix, der Provincial von Paris, richtete am 19. December, im Namen der Mitglieder seines Ordens, ein Schreiben an diese Bischöfe, worin sie

[1]) Theiner, l. c. S. 19.

[2]) Die Kirche, ihre Autorität, ihre Institutionen und der Jesuitenorden, von Christoph von Beaumont, Erzbischof von Paris. Aus dem Französischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Dr. Castioli. Schaffhausen 1844.

ihre Unterwerfung unter die gallicanischen Artikel erklärten, ja sogar sich verpflichteten, ihrem General den Gehorsam zu verweigern, sofern er sich dieser Erklärung widersetze. Die vier Artikel von 1682. Theiner bemerkt zu diesem Schritt:[1] „Welcher Triumph für ihre Feinde, welche Demüthigung für ihre Freunde! Es ist unbegreiflich, wie es den Jesuiten entgehen konnte, dass sie sich hiedurch in eine zweideutige Lage dem Heiligen Stuhl gegenüber versetzt hatten." Ihre Gegner erkannten darin nur Schwäche, ja List, welche sie gegenüber anderen religiösen Körperschaften ausbeuteten. Der Hof und die Parlamente forderten die Annahme der vier Artikel von 1682, und dass ihr Bekenntnis von jetzt an jedem Ordensmanne zur Pflicht gemacht werde. Gewissenhafte Obere thaten vergeblich feierliche Einsprache dagegen. Die Benedictiner, Oratorianer, Franciscaner, Antonianer, Paulotten oder minderen Brüder, die Augustiner und selbst die Karthäuser glaubten, im Drange der Zeitumstände, einige heilsame Reformen in ihren Ordensregeln vornehmen zu müssen, um Disciplin, Moralität und Wissenschaft zu heben und den alten Glanz wieder herzustellen. „So haben also", schließt Theiner seine Betrachtung, „die Jesuiten nur beigetragen, dem Gallicanismus zum Siege zu verhelfen."[2] Ravignan hat jedoch nachgewiesen,[3] dass der Provincial von Paris nur der dringenden Mahnung des Königs folgte, der den Jesuiten helfen wollte, und die Erklärung erst unterschrieb, als ein königlicher Machtbote, das abgefasste Schriftstück in der Hand, sich mit dem ausdrücklichen Befehl des Königs vorstellte, sogleich zu unterzeichnen. Reformen. Ludwig XV. wollte auf der einen Seite das Parlament gewinnen, auf der anderen die Jesuiten retten, und als ihm seine Commission erklärte, dass es nur die Gewalt des Generals sei, welche die Parlamente und die Gegner der Jesuiten so sehr gegen den Orden in Harnisch bringe — da sandte er sogleich einen Courier ab, welcher einen Generalvicar für den Orden verlangte: dieser sollte vom General erwählt werden, ein Franzose sein, in Frankreich seinen Sitz haben und dieselbe Gewalt über die Jesuiten üben, welche der General über die Gesellschaft habe, von ihm zugleich in allem abhängen, ohne seine Zustimmung nichts unternehmen und nur für drei, höchstens für sechs Jahre regieren, nach dem Beispiele der übrigen Orden. Würde übrigens der General selbst nach Frankreich kommen, so sollte in diesem Falle alle Gewalt dieses Generalvicars aufhören und in seine Hände zurückkehren.[4] Ludwig XV. will einen Generalvicar. Nur so könne die Gesellschaft Jesu in Frankreich gerettet werden, nur so der Kampf der Parlamente ein Ende nehmen und die Ruhe für den Staat und die Kirche zurückkehren. Eine Weigerung dagegen würde den Orden unvermeidlich seinem Untergange entgegenführen, weil schon am 9. Februar das Parlament in Sachen der Jesuiten entscheiden werde; man erwarte deshalb von Rom schleunigst bejahende Antwort. Übrigens werde der General sich, seiner Gesellschaft und der Welt verantwortlich für alle Übel, die sie erfahren könnten.

Ricci hielt Berathung mit den Seinen; einstimmig verwarfen sie die vorgeschlagene Maßregel. Der gleichen Ansicht war der Papst; die berühmten Worte: „Sint ut sunt — aut non sint"[5] giengen damals aus seinem Munde. Clemens XIII. suchte in einem dringenden Schreiben den König Ricci.

[1] Clemens XIV., I, S. 21.
[2] Ibid. I S. 23.
[3] Ravignan, Clément XIII. et Clément XIV. Paris 1854.
[4] Theiner, l. c. I, S. 25.
[5] Ravignan, l. c. p. 103.

Clemens XIII. zu überzeugen, dass die geforderte Maßregel nicht in der Macht des Generals liege, und dass er selber ihn nicht dazu bevollmächtigen könne. Die Auflösung einer Genossenschaft wäre die Folge davon, welche während 200 Jahren ganz besonders durch ihre Einheit und ihre gänzliche Abhängigkeit von ihrem Vorsteher so nützlich gewesen sei. Diese Einheit und Abhängigkeit hätten nie die öffentliche Ruhe gestört, weder in Frankreich, noch sonst wo. Diese Einheit sei die Stärke den zahlreichen Feinden gegenüber; darum suchten auch die Gegner das Band zu zerreißen. Mit der Einheit werde auch die Verfassung und das Leben zertrümmert werden.[1])

Die Weigerung des Generals und des Papstes erbitterten höchlich in Frankreich. Schmähschriften gegen den Orden schienen aus dem Boden zu wachsen. Das Höchste, was Verleumdung und Bosheit leisten konnte, war in der Sammlung: „Auszüge aus den gefährlichen und verderblichen Behauptungen jeder Art, welche die sogenannten Jesuiten allezeit vertheidigt, gelehrt und veröffentlicht haben.“[2]) Es gab kein Verbrechen, das sie nicht gelehrt haben sollten, dessen sie nicht beschuldigt wurden. Das Lügenwerk erhielt aber seine Bedeutsamkeit erst recht, als das Parlament am 7. März 1762 beschloss, dass es an alle Bischöfe und Magistrate des Königreiches gesendet werde.[3])

Doch es blieb nicht bei der Verbreitung von Lügen, sondern es kam zur That. Am 1. April 1762 hob das Parlament 84 Collegien der Jesuiten auf. Clemens XI.I. konnte kein müßiger Zuschauer bleiben. In einem rührenden an den König. Schreiben wandte er sich an den König und beschwor ihn, dem Sturm, der Altar und Thron gleich bedrohe, entschlossen entgegenzutreten und nicht zu gestatten, dass der Unglaube ein unschuldiges Opfer schlachte.

Ludwig stand am Scheidewege — aber er war kein Herkules; die Pompadour zog ihn nach links. Im gleichen Sinne wandte sich Clemens XIII. an die Bischöfe, aber Ludwig theilte das Schreiben diesen nicht einmal mit, weil Die Bischöfe. das Parlament Verwahrung einlegte. Die Bischöfe bekamen dennoch eine Abschrift und sprachen nun in einer Denkschrift kräftig und beredt für den Orden. Das Wort des Papstes entzündete sie und trieb sie zum muthigen Vorgehen. Mit frostigen und erbärmlichen Schmähungen überhäufe man diesen Orden; man stellte ihn schimpflicherweise als einen Flecken dar, der an der Kirche hafte: man überliefere ihn mit äußerster Schmach vor den Augen eines ganzen Volkes in die Hände des Henkers, in die Flammen mitten hinein. Aber der Gipfel aller Albernheit sei der Anblick von Laien, die Gelübde für nichtig erklären, über welche rein die Kirche zu entscheiden habe. Die Bischöfe nannten in ihrem Schreiben an den König diese Gesellschaft „empfehlenswert durch die Lauterkeit ihrer Sitten, die Strenge ihrer Zucht, durch den Umfang ihrer Arbeiten und ihrer Einsicht und durch die zahllosen Dienste, welche sie der Kirche und dem Staat geleistet“. Sie

---

[1]) Ravignan, l. c. I, p. 105.

[2]) Extraits des assertions dangereuses et pernicieuses que les Jésuites ont enseignées avec l'approbation des Supérieurs, vérifiées par les commissaires du Parlement. Paris 1762.

[3]) Theiner, l. c. I, S. 28.

hoben die Übereilung des Urtheils hervor: man habe die Jesuiten verdammt, ohne sie zu hören; man habe ihre Güter mit Beschlag belegt und ihre Gelübde für nichtig erklärt; man beraube sie der Vortheile ihres Standes und gebe ihnen diejenigen nicht zurück, denen sie entsagt haben.

Es nützte nichts; diese Vorstellungen schlugen bei Ludwig XV. nicht an; Ludwig XV.
er gab ausweichende Antwort: er fürchtete das Parlament und dieses fuhr in seinen Angriffen fort und beschloss am 6. August 1762 die Vernichtung des Ordens und der Papst theilte mit Schmerz diese Maßregel am 3. September dem Consistorium mit, und erklärte durch ein feierliches Decret — alle diese Erlasse für nichtig, für leer, ohne Kraft und Wirksamkeit, und beschwerte sich namentlich über die Art, wie man Mitglieder des Ordens genöthigt habe, die vier gallicanischen Artikel zu unterschreiben. Den Bischöfen machte er Mittheilung von dieser Allocution, die er jedoch nicht drucken ließ. Einer der Bischöfe, der von Soissons, Herzog Fitz-James, erließ allein einen Hirtenbrief, worin er die Jesuiten beschuldigte, gerade diese Lehren, die in den „Auszügen" enthalten waren, vorgetragen zu haben. Diese Behauptung ward aber kräftig von andern Bischöfen in Hirtenbriefen bekämpft und die Philosophen hatten die Freude, Zwiespalt unter den Bischöfen selber entstehen zu sehen. Der Papst aber verbot den Hirtenbrief des Bischofs von Soissons am 13. April 1763. Der König jedoch legte Verwahrung gegen dieses Verbot ein. Die Parlamente von Paris, Toulouse und der Bretagne erklärten das Decret des Papstes für ungiltig und ließen die Hirtenbriefe von mehreren Bischöfen gegen den Bischof von Soissons zerreißen und den Flammen übergeben.[1])

Allocution.

Fitz-James.

Rasch folgten sich jetzt die Schläge. Der König verwies den Bischof Beaumont vierzig Meilen von Paris und erklärte am 14. Juni 1763 die Güter der Jesuiten für Staatseigenthum, das zum Besten der Kirche verwendet werden sollte. Da die Jesuiten als Weltgeistliche noch in Gemeinschaft nach den Regeln ihres Ordens fortleben wollten, sah das Parlament darin die Gefahr, dass der Orden wieder hergestellt werden könnte, und forderte durch Beschluss vom 22. Februar 1764 von jedem Jesuiten einen Eid ab, von jetzt an weder in Gemeinschaft noch einzeln unter der Herrschaft des Ordens und der Verfassung der sogenannten Gesellschaft Jesu zu leben, noch irgend eine Verbindung, sei es auch nur durch Briefe oder durch Mittelspersonen mit dem General oder den Ordensobern zu unterhalten, auch nicht in fremden Ländern, bei Verlust der Pension von 400 Francs, die jeder aus dem Ordensvermögen erhalten solle; auch müsse jeder die Lehren, welche in der lügenhaften Broschüre „Auszüge der Behauptungen ꝛc." stehen, für gottlos erklären. Am 9. März 1764 beschloss das Parlament, dass jeder Jesuit, der binnen acht Tagen diesen Eid bei der Behörde nicht leiste, sofort das Königreich zu verlassen habe.

Aufhebung des Ordens.

Eid

oder Verbannung.

Nur Fünf leisteten diesen Eid, darunter war Cerutti, den wir später bei der Revolution finden. Die Mehrzahl wanderte in die Verbannung. „Fünf-

[1]) Ravignan, l. c. p. 112—114.

Härte der Maßregel.

unddreißig Jahre", schreibt der Jesuit Beauvais, „habe ich damit zugebracht, Bürger zu bilden, und ich höre jetzt auf, es zu sein. — Mit siebzig Jahren muss ich eine Zuflucht suchen und in einem fremden Lande ein Leben beschließen, von dem zweiundvierzig Jahre dem Dienste des Vaterlandes geweiht waren. In der harten Wahl zwischen Verbannung und einem Eid, den ich nicht leisten kann, schwanke ich nicht und scheide, ein Opfer der Treue, welche ich den heiligen, von mir eingegangenen Verpflichtungen schulde. Voll Ehrfurcht für die Hand, welche schlägt, flehe ich die an, welche aufrecht erhält."

Ludwig XV. bereut,

Es war ein hartes Los. Man sprach von einem Concil, welches der Papst für Frankreich ausschreiben solle. Ludwig wurde sorglich; um Ruhe zu haben, gebot er Stillschweigen über diese unglückliche Angelegenheit,[1]) rief den Erzbischof wieder nach Paris zurück, gestattete auch den ausgewanderten Jesuiten wieder nach Frankreich zurückzukehren und als Weltpriester in der Seelsorge unter der charakterlos. Gerichtsbarkeit der Bischöfe zu wirken, nur sollten sie zehn Meilen von Paris fern bleiben. Würden sie sich gut aufführen, so sollte auch dieses Verbot aufhören. Dem Papste schrieb der König, die Gesellschaft sei der Kirche und dem Staate für Erbauung und Unterricht sehr nützlich gewesen, nur höhere Ursachen, vor allem Rücksichten auf die Ruhe des Staates, hätten die Aufhebung des Ordens in Frankreich verursacht.[2]) Der Papst würde klug handeln, im Interesse der Religion und der Jesuiten, Stillschweigen über die ganze Angelegenheit zu beobachten!

Apostolicum pascendi 7. Januar 1765.

Clemens XIII. vergoss Thränen; man fürchtete für seine Gesundheit. Er glaubte nicht schweigen zu dürfen und erhob seine Stimme zur Vertheidigung des Ordens in der berühmten Constitution „Apostolicum pascendi", die aber nur neues Öl in das Feuer des Hasses goss. Die Aufnahme in Frankreich war der heftigste Widerstand. Das Parlament von Paris verbot sie im ganzen Königreiche; die Parlamente von der Normandie und von Aix ließen sie auf öffentlichem Platze verbrennen; der Erzbischof von Rouen bedrohte jeden mit dem Kirchenbann, der sie verbreiten würde. Schöll sagt mit Recht:[3]) „Der Hass der rechtmäßigen Gewalt ist das Kennzeichen dieser Zeit, man hielt es für unerlässlich, die rechtmäßige Gewalt der Kirche, das Urbild und die Hüterin aller andern, anzugreifen und zu untergraben." — Nichts erschien diesen Encyklopädisten und ihren Verbündeten gefährlicher, als ein fester und aufrichtiger Glaube, eine vollkommene Unterwerfung unter die Gesetze des Gewissens und der Religion. „Aus diesem wilden Gegensatz", meint Ravignan, „sind all unsere Leiden entsprungen."[4])

Der Dauphin.

Am Hofe hatte nur der Dauphin den Muth, seine Gesinnung auszusprechen: „Das Gut des Friedens und der öffentlichen Ruhe, wovon man spricht, wünsche ich ebensosehr als irgend ein anderer, aber sie bestehen in der Achtung für Gerechtigkeit und nur darin. Ich erkläre, dass ich weder bei meiner Ehre, noch bei meinem Gewissen für die Vernichtung der Gesellschaft dieser trefflichen

---

[1]) Ravignan, l. c. p. 155.
[2]) Theiner, l. c. I, S. 35.
[3]) Schoell, Cours d'histoire des États européens, XL, p. 38.
[4]) Ravignan, l. c. p. 152.

Männer stimmen kann, die ebenso nützlich sind zur Handhabung der Religion unter uns, als nothwendig zur Erziehung der Jugend." — Allein dafür nannte man ihn auch einen Jesuiten. Der Sohn dieses Dauphin musste büßen für die Charakterschwäche Ludwigs XV.! —

Vertreibung der Jesuiten aus Spanien 1767. Karl III.

Das Beispiel von Portugal und Frankreich wirkte auf Spanien. Dort glimmte längst ein Feuer unter der Asche. Der Minister, der die Vertreibung betrieb, war Aranda; der König, der sie genehmigte, Karl III., früher König von Neapel und Sicilien, aber seit sein Halbbruder Ferdinand VI. gemüthskrank geworden war, König von Spanien — ein Mann sonst von hellem Verstande, kräftig und entschlossen, fromm und der Kirche ergeben, aber auch zum Argwohne geneigt, rachsüchtig und zäh, wie ein echter Castilianer, ein Fehler, den seine Minister gegen den Orden wohl zu benützen wussten. Karl III.

Die Jesuiten fürchteten umso weniger von seiner Regierung, als Karl 1759, da er den Thron von Neapel verließ, dem General Ricci die feierliche Zusage gegeben hatte: „Nie werde ich vergessen, was die Gesellschaft Jesu meinen Reichen, so diesseits wie jenseits des Meeres, geleistet hat." [1]) — In Neapel war Tanucci sein Minister, ein verunglückter Professor des Kirchenrechtes an der Universität Pisa. Als Karl in Spanien anlangte, entließ er den Herzog von Alba aus dem Ministerium, weil dieser im Verdachte stand, mit Pombal und Choiseul sich gegen die Jesuiten verbunden zu haben. Die Nachfolger waren aber ebenso eifrige Anhänger der neueren Staatsweisheit. Im Sinne der Philosophie erschien am 16. Januar 1762 die sogenannte Pragmatische Sanction, welche die Rechte des Heiligen Stuhles vielfach verletzte und die religiösen Institute bedeutend einschränkte. Clemens XIII. machte darüber in einem Schreiben vom 2. Juni 1762 dem König die wärmsten Vorstellungen und der König nahm den Befehl wieder zurück, wodurch der große Papst so gerührt wurde, dass er in väterlicher Zärtlichkeit ihm schrieb: „Sie sind meine Freude und meine Krone, mein Trost und meine Stärkung in den stürmischen Fluten, von denen mein Pontificat bedrängt ist." [2]) Die Minister aber griffen einen längst niedergeschlagenen Prozess wieder auf und verurtheilten den Orden, von seinen Ländereien und Besitzungen in Amerika an die Kirche von Mexiko den Zehnten (Denia) zu zahlen. Als die genannte päpstliche Constitution erschien, sprachen die Gegner der Jesuiten den Verdacht aus, sie hätten den Papst zur Abfassung derselben gedrängt, und die Unzufriedenheit steigerte sich, als Don Ruis von Campomanes, der gelehrte Fiscal des Gerichtshofes von Castilien, ihre Erziehungsmethode 1765 anklagte und vom König verlangte, er solle hinfüro die Jugend dem Weltclerus anvertrauen. Karl wurde misstrauisch, verbot den Jesuiten, die geistlichen Übungen mit dem Clerus zu halten, und entfernte mehr und mehr ihre Schüler und Anhänger aus den Ämtern und Würden in Kirche und Staat; ihr Einfluss nahm Tanucci. Alba. Pragmatische Sanction. Denia.

[1]) Histoire des Bourbons en Espagne. IV, p. 556—571.
[2]) Theiner, Geschichte des Pontificates Clemens XIV., I, S. 43.

Allgemeiner Unmuth. ab. Auf der anderen Seite war das Volk unzufrieden über viele Neuerungen, die in geistreichen, gedruckten und geschriebenen fliegenden Blättern, in Versen und Prosa gegeißelt wurden und den Unmuth noch steigerten. Die Regierung schritt mit Strenge ein, der Gerichtshof von Castilien versprach 20. April 1766 tausend Thaler demjenigen, welcher den Verfasser einer solchen Schmähschrift anzeige. Die Inquisition befahl am 20. Mai bei Strafe des Bannes und von 200 Goldstücken, die Ablieferung solcher Schmähschriften.

Karl III. Karl III. war zwar in Spanien geboren, aber früh nach Neapel gekommen, so dass er keine Vorliebe für Spanien, seine Gesetze, seine Sitten, seine Sprache hegte, wohl aber für Frankreich und Italien. Aus Neapel brachte er denn auch eine Menge Italiener mit, die seine Gunst genossen und in hohe Ämter gelangten und die wieder eine Menge von Günstlingen und Dienern mitbrachten. So wurde der Marquis Squilace Minister der Finanzen und des Krieges und erhielt Grimaldi. Grimaldi die Leitung der äußeren Angelegenheiten. Diese beiden Italiener waren nur einig in der Furcht, ihrem Herrn zu missfallen, im Eifer, jeden seiner Wünsche zu befriedigen; sonst waren sie neidisch aufeinander und stießen sich ab. Grimaldi war aus einer guten Familie, fein erzogen und machte gern ein großes Haus; seine klaren und geistreichen Berichte gefielen seinem Herrn gar sehr; wenn es galt, schien seine Arbeitskraft unermüdlich, obschon er sonst sich gern dem Vergnügen hingab. Wie sein Herr, hatte er eine Vorliebe für Frankreich und gefiel Karl III. insbesondere auch durch den augenfälligen Eifer für die Ehre und Unabhängigkeit seiner Krone; er bewunderte Choiseul und folgte, wo er konnte, Squilace. seinem Rathe. — Ganz anders war Squilace: er hatte sich durch harte Arbeit emporgebracht, war ängstlich, kleinlich, ihm fehlte der Weitblick; er war sparsam für den Staat und suchte zugleich sich selber ein Vermögen zu machen, um gegen jeden Wind der Ungunst gedeckt zu sein. Weil Frankreich Spanien immer zu Auslagen verleitete, so neigte er zu England hin; sonst war er ganz Italiener und sah auf spanisches Wesen und Leben missmuthig herab.

Hass. Dafür wurde Squilace auch bald allgemein verhasst, namentlich da er, um den Bedürfnissen des Staates zu genügen, die Steuern erhöhte, und immer neapolitanische Zustände vor Augen habend, durch seine Maßregeln das Gefühl der Spanier verletzte. Dass er Madrid verschönerte, für die Reinigung und Beleuchtung der Straßen, für die Sicherheit und gute Polizei sorgte und das Waffentragen verbot, dafür wusste man ihm wenig Dank. Ingrimmiger Hass schwoll aber an, als er, um das heimliche Tragen verbotener Waffen unmöglich zu machen, die Nationaltracht zu ändern versuchte, und die großen runden Hüte mit breiten Hutverordnung Krempen (chambergos) und die langen Mäntel (capas) streng verbot und zu Maßregeln griff, die an Peter den Großen erinnern, als er die Russen zwingen wollte, auf ihre langen Bärte und langen Röcke zu verzichten. Alles, worüber das Volk unzufrieden war, der letzte ruhmlose Krieg, die Erhöhung der Staatsschuld, wurde ihm zugeschrieben. Frankreich schürte insgeheim den Volkshass, um alle Macht in die Hände des getreuen Grimaldi zu bringen: es regnete Schmähschriften gegen Squilace[1]) und der Hass gegen ihn wallte über, als

---

[1]) L'Espagne sous les rois de la maison de Bourbon, ou Mémoires relatifs à l'histoire de cette nation, depuis l'avénement de Philippe V en 1700 jusqu'à la mort de Charles III 1788. Ecrits en anglais sur des documens originaux inédits par William Coxe, auteur de l'histoire de la maison d'Autriche, traduits en français avec des notes et des additions par Don Andrés Muriel. T. IV. Paris 1827. Schlusscapitel.

er die Versorgung Madrids mit Öl, Brot und Milch zum Monopol machte. Die Preise stiegen auf einmal auf das Doppelte. Am Nachmittage des Palmsonntages, 26. März 1766, brach ein Aufstand aus. Das Volk stürmte wie ein Mann vor die Behausung Squilaces, warf ihm die Fenster ein und suchte die Thüren einzubrechen. Die wallonische Leibwache zerstreute die Menge; diese schrie durch die Straße: „Es lebe Spanien! es lebe der König! Tod dem Squilace!“ — warf die Laternenpfähle um und zwang alle, die ihm mit aufgekrämpten Hüten entgegenkamen, die Krempen herabzulassen. Einige Wallonen wurden niedergemacht. Der Aufstand wuchs in der Nacht und erreichte am nächsten Tage seine bedenklichste Höhe. Die Gesandten eilten in den Palast. Dem englischen Gesandten wurde zugerufen: „Hoch England! nieder mit Frankreich!“ und „Con todos los reinos guerra, y paz con la Ingleterra!“ das heißt „Krieg mit allen Mächten und Friede mit England!“

Aufstand 26. März 1766.

Angst des Hofes.

Am Hofe herrschte Schrecken. Vergebens suchten die Herzoge von Medinaceli und Arcos die Menge zu beschwichtigen, die nach dem Blute des Squilace dürstete. Zuletzt musste der König nachgeben: er trat auf den Balcon und versprach feierlich, Squilace zu entlassen; ein Spanier solle ihm nachfolgen; er widerrief die Anordnung wegen der runden Hüte und der langen Mäntel; er versprach, den Preis des Brotes, des Öles und der Milch herabzusetzen und den Aufständischen zu verzeihen. Um den Vertrag ganz fest zu machen, musste ein Mönch, das Crucifix in der Hand, mit weithin schallender Stimme jedes einzelne Versprechen ablesen und der König vor allem Volke zu jedem seine Zustimmung bezeigen. Unter Hochrufen auf den König zerstreute sich dann die Menge und die Stadt war in der Nacht so ruhig als je.

Karl III. gibt nach.

Um Mitternacht aber floh der König mit seinem Hofe nach Aranjuez. Auf die Kunde davon meinte das Volk, er wolle sein Wort nicht halten, fiel über die Posten her, bemächtigte sich der Waffen, der Cassen und schloss die Thore der Stadt. Die spanischen Truppen weigerten sich einzuhauen, und die Wallonen waren mit dem König nach Aranjuez gezogen — achtundvierzig Stunden war Madrid in den Händen des Pöbels. Alles zitterte vor Angst, doch wurde niemand beraubt oder verletzt; die Haufen zogen unter Vorantragung von Palmen durch die Straßen, schossen die Flinten ab, aber ohne Kugeln, und lärmten in den Trinkstuben. Wenn man sie mit Geld beschwichtigen wollte, riefen sie: „Wir wollen kein Geld, nur das Blut des Squilace!“ Ein Kutscher wurde als Vertrauensmann nach Aranjuez gesandt. Der König erklärte, er sei unwohl; nur um Ruhe zu suchen, habe er sich nach Aranjuez begeben und könne nur, wenn Madrid ruhig wäre, wieder dahin zurückkehren. Was er versprochen, das werde er halten: Michel de Muzquiz sei zum Finanzminister ernannt. In der That wurde am nächsten Morgen Squilace unter einer Bedeckung von Reiterei nach Karthagena gebracht, um sich nach Italien einzuschiffen — er wurde Gesandter in Venedig. Die Antwort des Königs wurde nach altmaurischer Sitte unter den Thoren und auf den Hauptplätzen Madrids ausgerufen und augenblicklich trat Ruhe ein. Das Volk stellte die entwendeten Trommeln und Flinten den Soldaten zurück und schloss Brüderschaft mit ihnen.

flieht nach Aranjuez.

Neuer Aufstand.

Neues Versprechen des Königs.

Ruhe in Madrid.

Der Aufstand machte einen tiefen Eindruck auf Karl III.: es schmerzte ihn, dass er vor dem Volke geflohen war, und er meinte, wenn er nur noch ein Stück Brot habe, so werde er es mit Squilace theilen. Einige Zeit hegte er den wahrscheinlich richtigen Verdacht, die französische Politik habe den Auf-

Argwohn des Königs. stand hervorgerufen. Bald wirkte aber eine andere Verdächtigung verhängnisvoll. Ein Bericht des englischen Gesandten Rochefort an Lord Shelburne vom 6. Mai 1767 besagt, dass man dem König Papiere in die Hände spielte, um ihm zu beweisen, dass es beim Aufstande darauf abgesehen war, ihn und die ganze königliche Familie niederzumachen. Nur Arandas Klugheit, den er damals zum ersten Minister machte, habe das Volk beschwichtigt.[1])

Man fahndete nach den Urhebern der Unruhen und erklärte sich die Sonderbarkeit, dass niemand verletzt, kein Haus geplündert worden sei, nur dadurch, dass die Jesuiten die Hand im Spiele gehabt hätten, und die Untersuchung wurde so klug geleitet, dass Ensenada als verdächtig und drei Jesuiten als Anschürer des Aufruhrs erfunden wurden. Die Acten wurden übrigens nie veröffentlicht, das Ganze in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, dem König aber der Argwohn eingeflößt, der Bestand des Ordens sei mit seiner Würde und seinem Ansehen unvereinbar. Karl III. war nur zusehr geneigt, es zu glauben und die Jesuiten deshalb zu hassen, und mit einer Schlauheit und Bosheit ohnegleichen wurde den Jesuiten eine Schlinge gelegt, die zugleich den König fangen Argliſt. sollte. — Eines Tages brachte nämlich ein Unbekannter, seinem Aussehen nach ein Mann von Stand, dem Rector des Jesuiten-Collegiums ein Paket Briefe, das ihm vom Rector des Collegiums in Sevilla sei anvertraut worden. Eben läutete es zum Essen; der Rector legte das Paket auf seinen Schreibtisch und begleitete den Fremden, der wieder zu kommen versprach, zur Pforte und gieng ins Speisezimmer. Wenige Augenblicke darauf erschienen Polizeibeamte und nahmen alle Papiere und Briefe in Beschlag, darunter auch das Paket: es sei dies nöthig, um das gute Einvernehmen mit dem portugiesischen Hof zu erhalten. So kamen die Briefe, die hochverrätherischen Inhaltes und von einem Werkzeuge Arandas gefälscht waren, dem König unter die Augen, darunter auch ein Brief angeblich von Ricci, welcher die eheliche Geburt des Königs bestritt und ihn ein Kind Alberonis nannte, somit die Rechtmäßigkeit seiner Herrschaft leugnete, und den Plan besprach, alle Besitzungen in Amerika der spanischen Krone zu entreißen und ein unumschränktes Jesuitenreich in Paraguay zu gründen. Auch war angedeutet, des Königs Bruder, Don Luis, solle mit Hilfe der Jesuiten Karl III. entthronen.[2])

Karl III. Der Betrug war plump. Solche Pläne vertraut man nicht dem Papiere an, wenn man sie wirklich hat. Aber Karls Argwohn war einmal erregt und nichts war mehr vermögend, ihn von der Unschuld der Jesuiten zu überzeugen. Jeder fiel in Ungnade bei ihm, der ein Wort zu ihren Gunsten sprach, und er betrieb die Verbannung mit einer Kaltblütigkeit und Härte, die bisher niemand von seinem sonst frommen Sinne und seiner Ergebenheit gegen die Kirche erwartet hätte.

Die Jesuiten verhaftet. Man wusste lange nicht, warum der König auf einmal so eifrig mit seinem Minister Tag und Nacht arbeitete. Erst in der Nacht vom 31. März auf den 1. April 1767 wurde der geheime Plan kund. Truppen waren in der

[1]) Coxe, l. c. V, p. 9.
[2]) Ranke, Geschichte der römischen Päpste, 6. Auflage, III, S. 137.

Nähe der Hauptstadt zusammengezogen. Zu einer und derselben Stunde wurden alle Collegien und Häuser des Ordens von Soldaten umstellt, alle Papiere in Beschlag genommen, alle Güter, bewegliche wie unbewegliche, sorgfältig aufgezeichnet; den Jesuiten wurde erklärt, dass sie sogleich abzureisen hätten, jedem aber sei gestattet, seinen Reisebündel, Wäsche, Geld, Tabak, Chocolate für seinen Gebrauch mitzunehmen. Alle wurden dann in Begleitung von Officieren in Wagen gebracht und von Truppen nach Karthagena geleitet. Die Novizen sollten in den Schoß ihrer Familien zurückkehren. Jedem Verwiesenen hatte der König aus Gnade 360 Francs jährlicher Pension und denen, die bloß Priester waren, 450 bewilligt. — Das Gleiche geschah am 3. April 1767 auf allen Punkten Spaniens und in einem Monate in allen Colonien. In dreifach versiegelten Schreiben, die sie bei Todesstrafe nur zur bestimmten Stunde eröffnen durften, war allen Statthaltern und Corregidoren der Städte aufgegeben, mit bewaffneter Macht zu einer bestimmten Stunde sämmtliche Häuser der Jesuiten zu besetzen, ihre Personen zu ergreifen, sogleich nach einem bezeichneten Hafen abzuführen und dort unverzäumt einzuschiffen.

abgeführt.

eingeschifft.

Mit der angedrohten Todesstrafe war es Ernst: dass der Corregidor von Toledo zwei Stunden vorher das königliche Schreiben eröffnet und den Jesuiten mitgetheilt hatte, musste er mit dem Kopfe büßen. — Damit das Volk sich ja nicht für die Jesuiten erhebe, hatte man zur selben Stunde durch die Soldaten auf den Glockenthürmen die Stränge abschneiden lassen. Der Argwohn war ohne Grund. Still und geduldig die unverdienten Leiden ertragend, dem Winke ihrer Oberen gehorchend, den Rosenkranz in der Hand, das Crucifix auf der Brust, verließen Alte wie Junge die liebe Stätte ihrer Studien, ihrer Wirksamkeit in Ehren, und betraten den dornigen Weg der Trübsal und giengen einer dunkeln Zukunft voll Fassung entgegen. Nicht einmal die Schmähschriften waren von ihnen ausgegangen, geschweige denn ein Versuch, das Volk zum Aufruhr zu reizen. Der General hatte zu wiederholtenmalen aufs strengste allen Ordensbrüdern eingeschärft, auch die geringste Ursache zu vermeiden, dass man nachtheilig von ihnen reden könnte. Sechs Monate trieben die Heimatlosen auf dem Meere umher. Genua, Livorno, selbst Civitavecchia wiesen sie anfangs ab. Die Häfen Corsicas öffneten sich ihnen, der edle Paoli nahm sich ihrer liebevoll an. Als aber die Insel unter Frankreich kam, war auch hier ihres Bleibens nicht mehr und fanden sie Aufnahme im Kirchenstaate. Die Zahl der Verwiesenen belief sich auf 6000.

Man stieß nirgends, auch nicht in Paraguay, auf einen Versuch des Widerstandes; überall beugten sich die Jesuiten vor der Hand, die sie schlug, und beschwichtigten die aufgeregte Menge, während ein Wort von ihnen den Aufstand hätte hervorrufen können. Überall die gleiche Ruhe heroischer Seelen! Der Protestant Coxe muss zugestehen: „So viel Willkür und Grausamkeit zeigte sich bei der Ausführung des Beschlusses, dass das Herz unwillkürlich von Unmuth anschwillt. Plötzlich verhaftet, wie wenn sie der größten Verbrechen schuldig wären, ohne Urtheil aus ihrem Vaterlande verbannt, duldeten die Mitglieder eines großen Ordens auf der Überfahrt die schrecklichsten

Geduld im Leid.

Leiden und wurden dann, unter der Drohung, den kleinen, ihnen ausgeworfenen Gehalt zu verlieren, wenn sie den geringsten Versuch machen würden, sich zu rechtfertigen, in die Staaten des Papstes abgesetzt und als einziger Grund dieser Härte bloß angegeben, der König wolle es, und wurde jedem Spanier angedroht, er werde als Hochverräther behandelt, wenn er diese Verfügung des Königs tadle. Das ist wohl ein Verfahren, das wir Engländer, die wir unter der Freiheit leben, nicht glauben könnten, wenn die Beweise, daſs es so geschah, nicht vorliegen würden." [1])

Die Pragmatica. In der sogenannten Pragmatischen Sanction vom 27. März 1767, die er an alle Höfe sandte, erklärte der König die Beweggründe seines Verfahrens: insbesondere die heilige Verpflichtung, den Gehorsam, die Ruhe und die Gerechtigkeit bei seinen Unterthanen aufrecht zu erhalten, und die Gewissheit von mehreren sehr schweren, wohlbegründeten, geprüften und deutlich erwiesenen Thatsachen und andere triftige, gerechte und gesetzliche Ursachen, die er in seinem Inneren verschlossen bewahre, zwängen ihn, die Gewalt zu benützen, die der Allmächtige in seine Hand gelegt, um seine Unterthanen zu schützen und die Ehre der Krone zu erhalten.

Mit den Jesuiten seien nicht die übrigen religiösen Orden bedroht, mit denen er zufrieden sei, deren musterhaften Eifer er loben müsse, die sich bloß mit ihren Pflichten als Lehrer und Geistliche beschäftigen und sich von jeder Einmischung in Staats-Angelegenheiten fernhalten. — Was aber die Jesuiten anbelange, so seien alle Güter der Gesellschaft in eine Masse zu verschmelzen und daraus zunächst die Pensionen für die Verwiesenen zu bezahlen, die übrigen Einkünfte zur Ausstattung armer Pfarreien, von Seminarien und Krankenhäusern zu verwenden. Jeder Jesuit aber, der den Kirchenstaat verlasse, wohin er verwiesen worden, oder sonst dem Hofe Ursache zur Unzufriedenheit gebe, habe das Recht auf die Pension verloren. — „Kein Jesuit darf, unter welchem Vorwande es auch sei, nach Spanien zurückkehren. Will er in einen anderen Orden eintreten, so darf er in Spanien nur mit königlicher Erlaubnis wieder erscheinen. Kein Spanier darf, bei Strafe als Staatsverbrecher behandelt zu werden, mit einem Jesuiten den geringsten Verkehr unterhalten. Jeder Tadel dieser Anordnung in Wort und Schrift ist strengstens verboten."

Spanische Härte.

Karl III. an Clemens XIII. Durch ein Handschreiben vom 31. März zeigte Karl III. dem Papste an, er habe sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, alle Jesuiten in seinem Reiche in den Kirchenstaat hinabführen zu lassen, unter die unmittelbare und weise Leitung seiner Heiligkeit, des gnädigsten Vaters aller Gläubigen. Dann kam die Pragmatische Sanction vom 31. März, die alle Jesuiten ohne Ausnahme Verbrecher nannte: Ordnung, Friede und Gerechtigkeit könnten, solange sie beständen, im Reiche nicht erhalten bleiben. Andere dringende und rechte Gründe blieben für immer in seinem königlichen Herzen verschlossen. Alle Welt wartete auf die Enthüllung dieser Gründe; die abgefangenen Briefe sind jedoch damit gemeint und der Plan, Südamerika von Spanien loszureißen. Der Cardinal Braschi, der spätere Papst Pius VI., hat diese Briefe geprüft und ihre Un-

Die Briefe.

[1]) Coxe, l. c. V, p. 15—17.

echtheit, die mühsame Nachmachung der Unterschrift nachgewiesen. Karl und seine Minister fällten also ein Urtheil, ohne die Verurtheilten auch nur verhört zu haben.

Antwort des Papstes.

Der Papst brach darob in heiße Thränen aus; er warf dem König in seiner Antwort vom 16. April vor, wie er ihn durch Kummer und Schmerz ins Grab bringe: „Auch du, unser geliebter Sohn, mußt deinen mächtigen Arm, den Dir Gott gegeben hat, um seine Ehre, die Ehre der Kirche und das Heil der Seelen zu erhalten und zu fördern, den Feinden Gottes und der Kirche leihen, um einen religiösen Orden von Grund aus zu stürzen, welcher derselben Kirche so nützlich und so theuer ist, da er seinen Ursprung und seinen Glanz jenen heiligen Helden verdankt, welche Gott aus der spanischen Nation sich erwählte, um seine größere Ehre durch die ganze Welt auszubreiten!“ — Clemens XIII. mahnte Karl III., wie er sich so großer geistlicher Hilfe beraube, so vieler Lehrer der Jugend. Jede Körperschaft sei aus Menschen zusammengesetzt, die fähig seien, sich zu täuschen und zu irren. Aber gesetzt auch, einige hätten gefehlt, wie er dafür den ganzen Orden strafen könne, ohne gesetzliche Untersuchung der Sache, ohne sie verhört, ohne ihnen Gelegenheit gegeben zu haben sich zu vertheidigen; wie er so viele Unschuldige ihres Vaterlandes, ihres guten Namens und ihrer gesetzmäßig erworbenen Güter berauben könne! Der Orden sei nicht bloß unschuldig, sondern fromm, nützlich und heilig in seinem Ziele, in seinen Gesetzen und Grundsätzen. Er mahnte Karl, welches das Los der armen Völker sein werde, so jetzt ihrer Hirten und geistlichen Väter beraubt wurden. Wenn auch nur eine Seele durch sein ungerechtes Urtheil verloren gehe, so werde sie am Richterstuhle Gottes gegen ihn zeugen. Ein weihevoller Schmerz weht durch das ganze Schreiben.[1])

Der Papst verweigert die Aufnahme der Verbannten.

Zu gleicher Zeit meldete der Staatssecretär Torregiani nach Madrid, daſs der Papst die Jesuiten, die man ihm aus Spanien sende, in seine Staaten nicht aufnehmen könne: „Der Papst ist unabhängiger Herrscher in seinen Staaten, gleichwie jeder andere Monarch, und es ist keinem Fürsten erlaubt, die Ausgewiesenen seines Staates in den eines anderen zu schicken. Außerdem sind die Häuser, welche die Jesuiten im römischen Staate besitzen, nicht fähig, eine so große Anzahl Personen, die sich auf mehrere Tausende belaufen können, aufzunehmen — und was soll man mit einer so großen Menge Menschen anfangen und womit sie beschäftigen? Gewöhnt an andere Sitten und an ein anderes Klima, an andere Bequemlichkeiten, andere Sprachen, ohne Bekanntschaft, ohne Beschäftigung, können sie sich nur dem Müßiggange hingeben. Dieser Müßiggang wird bei ihnen Ungeduld und Verzweiflung erzeugen und sie werden endlich sich selbst zur Last fallen und die öffentliche Ruhe nicht allein bei ihren Mitbrüdern, sondern auch bei den übrigen Leuten stören.“

Antwort des Königs.

Die Einsprache fand jedoch in Madrid keine Beachtung. Der König erklärte, er könne in keinem Falle von seinem Beschlusse abstehen; er sei sehr befremdet über die Weigerung des Papstes, die verwiesenen Jesuiten in seine Staaten aufzunehmen. Dem Papste stehe allerdings das Recht zu, als Fürst sie abzuweisen, aber als Oberhaupt der Kirche werde er besser wissen, ob hieraus für Religion und Kirche gute oder schlimme Folgen hervorgehen. Er, der König, werde sich nicht abhalten lassen, die Jesuiten doch nach den Häfen des Kirchenstaates zu schicken, und nehme sie der Papst nicht auf, so werde er, der König, schon wissen,

[1]) Es ist im Wort vollinhaltlich abgedruckt bei Theiner, Clemens XIV., Bd. I, S. 54—57.

was er mit ihnen mache: nach Spanien dürfe keiner mehr zurück. Sein Minister aber drohte, mit dem römischen Stuhle zu brechen, wie Portugal es gethan habe.[1] Als einige Jesuiten in die Provinzen Barcelona und Catalonien heimlich wieder zurückkehrten, ließ er sie von neuem wieder aus seinem Reiche hinausführen und

Blutgesetz. am 18. October ein allgemeines Gesetz ergehen, welches jedem Jesuiten für Übertretung der Pragmatischen Sanction vom 2. April die Todesstrafe androhte, wenn er Laienbruder, und lebenslängliche Gefängnisstrafe, wenn er Priester oder Cleriker wäre. Alle wurden für Hochverräther und Majestätsverbrecher erklärt, welche Jesuiten zur Rückkehr nach Spanien einladen, oder ihnen hiebei in irgend einer Weise behilflich sein, oder angekommene Jesuiten dem Gerichte nicht anzeigen würden. Theiner nennt dieses Gesetz mit Recht ein drakonisches Blutgesetz. Es wurde unter Trompetenschall in allen Ländern Spaniens verkündet.[2]

Karl III. an Ludwig XV. Damit nicht zufrieden, mahnte Karl III. bei Übersendung seiner Pragmatica am 6. April Ludwig XV., er möge den Jesuiten auch in seinen Ländern nicht länger Aufenthalt gestatten, sonst werde er nie Ruhe haben.[3] So wurde denn zuerst von Spanien aus, wo sie entstanden war, die Aufhebung dieser Gesellschaft in allen christlichen Staaten in Anregung gebracht.

Begreiflich, dass dies die Feinde des Ordens in Frankreich ermuthigte.

Das Parlament verbannt die Jesuiten. Abbé Chauvelin beantragte am 29. April im Parlamente zu Paris, man müsse Spanien nachahmen und die Jesuiten in sämmtlichen Staaten Frankreichs in und außerhalb verbannen. Mit rauschendem Beifall wurde der Antrag angenommen und am 9. Mai 1767 vom Parlament beschlossen, sämmtliche Jesuiten sollten binnen vierzehn Tagen Frankreich verlassen und, je nach ihrer Wahl, sich ins Ausland begeben. Die ihnen ausgesetzte Pension sollten sie nur beziehen können, wenn sie ihren Aufenthalt im Auslande nachgewiesen hätten. Nicht einmal den Kranken ward ein Bleiben in ihren Häusern gestattet, sie wurden in öffentliche Krankenhäuser gebracht und von beeideten Ärzten behandelt. Als der Nuntius die Härte dieser Maßregel dem französischen Minister vorstellte, nannte auch

Choiseul. Choiseul sie grausam, aber die Jesuiten wären selbst daran schuld, weil sie in die anfangs vom Parlamente vorgeschlagenen Maßregeln nicht hätten einwilligen wollen. — Wenn ein Hund bei Nacht in einem Dorfe bellt, so bellen alle andern

Die Parlamente. ihm nach: so machten es auch die anderen Parlamente dem Pariser nach. Das von Aix verlangte sogar, dass Frankreich die Jesuiten aus den päpstlichen Staaten von Avignon und Venaissin vertreibe und den Papst zwinge, den Jesuiten-Orden aufzuheben!

Portugal. Das Treiben in Frankreich ermuthigte die Feinde der Jesuiten in Portugal zu noch weitergehenden Schritten. Der Procurator der Krone, Jose de Seabra da Sylva schrieb ein boshaftes von Lügen strotzendes Werk gegen die Gesellschaft, namentlich gegen ihre Leistungen im höheren

Pombal. Unterricht. Pombal forderte die Bischöfe auf, ohne Anfrage in Rom in verbotenen Verwandtschaftsgraden bei Abschließung von Ehen zu dispensieren. Die Bischöfe weigerten sich jedoch und viele Ehen konnten nicht abgeschlossen

[1] Theiner, l. c. I, S. 57—58.
[2] Ibid. I, S. 66.
[3] Ibid. I, S. 68—74.

werden. Don Jose machte dringende Vorstellungen in Rom über die unglückliche Lage der kirchlichen Angelegenheiten. Von Rom wurde ihm bedeutet, er müsse vor allem die Jesuiten wieder zurückberufen, wenn der Bruch geheilt werden solle. In der Verzweiflung kam Pombal auf den Plan, Frankreich, Spanien und Portugal zu einem Bündnisse zu vereinigen, welches vom Papste die Aufhebung der Jesuiten auf dem ganzen Erdkreis und die Entlassung des Cardinals Torregiani verlange, weil er die Ruhe der Kirche und der katholischen Staaten störe. Wolle der Papst nicht nachgeben, so müsse man ihn zwingen und durch ein allgemeines Concil absetzen. Eine feierliche Gesandtschaft solle die Berufung eines solchen Concils in Rom nicht vom Papste, sondern vom römischen Stuhl fordern. — Der König aber erließ am 28. August 1767 ein Gesetz, welches der Pragmatischen Sanction Karls III. fast wörtlich ähnlich ist. Alle Portugiesen wurden eidlich verpflichtet, mit den Jesuiten keinerlei Verkehr, weder offen noch heimlich, zu unterhalten und alle jesuitischen Einflüsterungen zu verabscheuen. Auf liebevolle Vorwürfe des Papstes antwortete der König in einem Schreiben, worin er behauptete, dass der Jesuiten-Orden die Eroberung der Welt anstrebe und dass die Mittel dazu der Meuchelmord der Fürsten und der Aufstand der Völker seien, und dass in Rom all diese Pläne geschmiedet würden, und behauptete steif und fest, die Jesuiten seien die Urheber des Attentates auf ihn selber.[1])

Der König.

Plan eines Concils.

Vertreibung der Jesuiten aus Neapel, Sicilien und Parma.

Nun meinte auch Tanucci, „nach Pombal der größte Feind der Jesuiten", er dürfe im Angriff auf sie nicht zurückbleiben, und verleitete den König beider Sicilien zum grausamen Befehl, alle Jesuiten aufs römische Gebiet zu werfen: sie wurden in der Nacht vom 3. zum 4. November 1767 gerade wie in Spanien behandelt und von königlichen Truppen bis an die Grenzen des Kirchenstaates geleitet[2]) und unter Androhung von Todesstrafe, wenn sie je wieder neapolitanisches Gebiet betreten würden, auf päpstliches Gebiet gesetzt und zugleich dem Papste bedeutet, die bourbonischen Höfe würden noch viel weiter gehen und selbst die Staaten des Papstes besetzen, wenn er den Jesuiten-Orden nicht bald aufhebe.

Tanucci.

Choiseul rieth, die Jesuiten zu Weltgeistlichen zu machen: da würden Talente und Tugenden der einzelnen für das allgemeine Beste sehr nützlich angewendet werden, denn einzeln genommen seien die Jesuiten des väterlichen Mitleids Seiner Heiligkeit in der That würdig. Da aber der Orden nur aus Einzelnen bestand und die Einzelnen des Mitleids würdig waren, so kann ja die Anklage gegen den Orden nur aus Unwissenheit oder Bosheit entstanden sein,

Choiseul.

[1]) Beide Briefe vollinhaltlich bei Theiner, l. c. I, S. 78—82.
[2]) Coletta, Storia di Napoli, II, p. 2.

denn das Ganze besteht ja nur aus Einzelnen. Allerdings sagte Choiseul, er wolle nicht untersuchen, ob alle Beschwerden gegen ihre Lehre oder Moral begründet seien: „Ich weiß nur, dass eine Meinung, die so allgemein angenommen, fast dasselbe ist, als eine allgemein anerkannte Wahrheit, wenigstens rücksichtlich der Wirkungen, die sie hervorbringt, so zwar, dass diese Ordensmänner, solange sie eine Gesellschaft bilden, stets verdächtig und gefährlich erscheinen würden.“[1] Es war also die Macht der Verleumdung, die den Orden fällte; das sagt auch

Lally-Tolendal.

der freimüthige Lally-Tolendal, der edle Sohn jenes Generals, der unschuldig in Paris hingerichtet wurde. „Die Unterdrückung der Jesuiten war Sache der Parteiung, nicht der Gerechtigkeit. Es war der hochmüthige, racheschnaubende Sieg des richterlichen über das geistliche, ja man darf wohl sagen, über das königliche Ansehen. Die Gründe waren nichtig, barbarisch war die Verfolgung. Die Vertreibung von Tausenden von Unterthanen aus ihren Häusern und ihrem Vaterlande wegen bildlicher Ausdrücke, die allen Mönchs-Instituten gemeinschaftlich, wegen Scharteken, die längst in den Staub begraben sind und aus einem Jahrhunderte herrühren, dessen Casuisten alle zu den gleichen Lehren sich bekannten, war der willkürlichste, gewaltthätigste Act, der verübt werden konnte.“

Parma.

Bald regte sich auch der Kleinste unter den Bourbonen, der junge Herzog Ferdinand von Parma, der während seiner Minderjährigkeit von Wilhelm du Tillot geleitet wurde. Dieser griff in einer Reihe von Edicten die Freiheit, Gerichtsbarkeit und Immunität der Kirche und ihrer Güter in seinem Staate an. Clemens XIII. erklärte all diese Vorgänge durch Edict vom 30. Januar 1768 für null und nichtig und stellte die Gerichtsbarkeit der Kirche wieder her, zumal Parma ein altes Besitzthum des Heiligen Stuhles sei. — So war es in der That seit 1590. Paul III., ein Fürst Alexander Farnese, übertrug Parma seinem Sohne, den er vor seinem Eintritt in den geistlichen Stand gezeugt hatte, und dessen männlichen Nachkommen 1545 unter der Verpflichtung, der apostolischen Kammer jährlich 9000 Ducaten Tribut zu zahlen, zum Beweis der Abhängigkeit vom Römischen Stuhl. 1731 starb das Geschlecht der Farnese aus und nach längerem Streit verzichtete das deutsche Reich zu Gunsten Spaniens auf seine Ansprüche.[2]

Die Herzoge von Parma.

Don Carlos, der Sohn Philipps V., geboren 20. Januar 1716, wurde Herzog von Parma und Piacenza, zumal sein Vater mit Elisabeth Farnese vermählt war. Er wurde 1735 zugleich König beider Sicilien und der Friede von Aachen 1748 übertrug ihm beide Staaten, jedoch mit der Bedingung, dass er dieselben seinem Bruder Don Philipp abtreten müsse, wenn er selber den Thron von Spanien besteigen werde.[3] Dieser Don Philipp, vermählt mit Luise Elisabeth, der Schwester Ludwigs XV., starb 1765 und hinterließ einen fünfzehnjährigen Sohn, den Infanten Don Ferdinand, welcher sich später mit Maria Amalia, der Tochter Kaiser Franz I., vermählte. Seine Schwester Luise Maria Theresia wurde am 1. October 1765 mit dem

Don Ferdinand.

---

[1] Theiner, l. c. I, S. 86.
[2] Ibid. I, S. 90—93.
[3] Art de vérifier les dates, I, p. 661.

Infanten Don Carlos, Prinzen von Asturien, dem Sohne Karls III., dem späteren Karl IV. (seit dem 13. December 1787), getraut.

Seit dem Aussterben der Farneſe legte jeder Papst gegen jene Verfügung von 1731, welche dem Kirchenstaate Parma entriss und es auf die Bourbonen der spanischen Linie übertrug, feierlich im Vatican am Vorabend des Festes des heiligen Petrus Protest ein;[1]) denn das Stillschweigen wäre für eine Billigung des Raubes an der Kirche gehalten worden. So that auch Clemens XIII. Die Bourbonen schwiegen immer dazu. Als er aber jetzt im Breve sagte, Parma sei ein Lehen der Kirche, und die Schritte, welche trotz den Rathschlägen der Nachsicht und Milde des Papstes wider den Jesuiten-Orden erfolgten,[2]) verstießen gegen die Rechte und Gewalt desselben, und im Hinweis auf die Bulle „Coena Domini" mit den Worten schloss: „Gleichwie es weltbekannt und unbestreitbar ist, dass die Urheber oder Theilnehmer der erwähnten Maßregeln in die Kirchenstrafe verfallen sind, so können dieselben auch nur durch Uns oder Unsere Nachfolger von denselben freigesprochen werden" — so glaubten alle Bourbonen sich in ihrer eigenen Person angegriffen und Karl III. stellte sich an die Spitze, gemäß des Familien-Tractates von 1761, worin sich Frankreich und Spanien dahin einigten, sich gegenseitig bei allen staatsrechtlichen Fragen zu unterstützen, im Falle eines gegen sie unternommenen Krieges Hilfe zu leisten und jene Macht als ihre Feindin anzusehen, die an dem einen oder dem andern von ihnen sich vergehen sollte. Nun war der Herzog von Parma durch seine Geburt in den Familienpact eingeschlossen. Also traten die Bourbonen insgesammt gegen die Macht auf, welche den Herzog von Parma angriff, wenn sie auch ihr historisches Recht dazu hatte — gegen die Kirche, während doch ursprünglich dieser Familienpact von Choiseul nur gegen die Übermacht Englands geschlossen wurde. Die ganze Wucht des Angriffes traf aber die Jesuiten, welche man mit Unrecht als die Rathgeber des Papstes gegen Parma ansah: es wurde beschlossen, den Papst zur gänzlichen Aufhebung der Gesellschaft Jesu zu zwingen; wenn er nicht einwillige, werde man ihm Benevent und Ponte-Corvo, Castro und Ronciglione, Avignon und Venaissin wegnehmen.

Breve gegen Parma.

Bourbonenbund gegen den Papst.

Drohung.

Als Minister des Hauptes der bourbonischen Regenten, trat Choiseul bei diesem Bunde an die Spitze. Zunächst wurde das Breve gegen Parma verboten. Das Parlament von Paris erklärte alle päpstlichen Erlasse für ungiltig, wenn sie nicht vorher die Genehmigung des Königs hätten. Dann kamen die Höfe von Versailles und Madrid überein, die Gerichte in Parma hätten das päpstliche Breve zu unterdrücken und der Infant habe durch eine Kundmachung die Gründe anzugeben, zugleich solle er in einer Denkschrift vom Papste öffentliche Genugthuung für seine Beleidigung verlangen und diese Denkschrift durch die Gesandten

Choiseul.

[1]) Lalande, Voyage d'Italie, I, p. 448.
[2]) Theiner, l. c. I, S. 90—91.

rührenden Schreiben aus. Sein Wunsch, dass ihn der Herr aus diesen bitteren Leiden abberufen möge, gieng in der Nacht vom 1. auf den 2. Februar 1769 in Erfüllung, fast ohne Krankenlager. Die Betrübnis hatte sein Ende beschleunigt. Die Lage der Kirche war ernst: mehrere katholische Mächte hatten mit ihr gebrochen, die heiligen Banden des Gehorsams waren gelöst.

Der Wille des Papstes war der beste. Theiner sagt von ihm die schönen Worte: „Seine von reinster Liebe durchdrungenen und von den edelsten Interessen für die Kirche beseelten und entflammten Worte prallten an den Herzen der Fürsten ohne alle Wirkung ab, gleichwie der mild erwärmende Sonnenstrahl an der Eisscholle. Kaum gaben sich die Fürsten noch die Mühe, seine Schreiben zu beantworten — und beantworteten sie dieselben, so geschah es nur in Ausdrücken, die seine heilige Würde verletzten, seine Seele verwundeten und sein gebleichtes Greisenhaupt demüthigten. Nie und zu keiner Zeit — die brutalen Zusammenstöße der Kaiser mit den Päpsten im Mittelalter höchstens ausgenommen — ist ein Papst von der weltlichen Gewalt so frech, aber auch zugleich so feig und jämmerlich gekränkt und behandelt worden, als Clemens XIII. Zum erstenmale sah unter ihm die Christenheit das unerhörte und namenlose Ärgernis, dass die apostolischen Briefe des Stellvertreters Christi auf Erden, wenn nicht auf Befehl, so doch auf Zulassung katholischer Herrscher, durch die Hand des Henkers öffentlich zerrissen und verbrannt wurden![1]) — Wie dem aber auch sei, Clemens XIII. steht überall rein und fleckenlos da: sein Name ist groß in der Geschichte und sein Andenken wird in ewiger Verehrung bei allen kommenden Geschlechtern der Kirche fortleben. Er war einer besseren Zeit würdig."[2]) —

Roheit der Bourbonen.

Die Papstwahl 1769. Maria Theresias edle Mahnung. Kaiser Joseph II. im Conclave.

Conclave.

Kaum war Clemens XIII. bestattet, so versammelten sich die Cardinäle am 15. Februar 1769 im Conclave zur Wahl eines neuen Papstes.[3]) Ganz Europa harrte voll Spannung des Ausgangs. Es war eine sehr ernste

[1]) Theiner, l. c. I, S. 124—125.

[2]) Ibid. I, S. 126.

[3]) Über die Art der Papstwahl sagt Walter, Kirchenrecht § 235: „Die jetzige Wahlordnung ist durch viele Gesetze sehr genau ausgebildet worden. Stimmfähig sind nur wirklich gegenwärtige Cardinäle, welche die höheren Weihen oder ein sogenanntes Dispensations-Breve haben. Die Abwesenden werden nicht, wie in den Capiteln, besonders berufen, sondern müssen von selbst eintreffen. Stellvertreter können nicht geschickt werden. Wählbar sind in der Regel auch nur Cardinäle. Die Wähler schwören, nach ihrer besten Einsicht zum Wohl der Kirche zu verfahren. Sie sind daher verpflichtet, die herrschenden Verhältnisse und die Stimmung der Nationen zu berücksichtigen und die angesehensten katholischen Fürsten haben selbst das Recht, einen, der ihnen besonders missfällig wäre, auszuschließen. Die Wahlhandlung selbst wird, um Umtriebe zu verhindern, in einem vorsichtig verschlossenen, dazu besonders einzurichtenden Gebäude vorgenommen, welches vor vollendeter Wahl nicht verlassen werden darf. Die Wahlformen sind dieselben, wie in den Capiteln, doch ist das Stimmensammeln (Scrutinium) die gewöhnlichste. Hiebei müssen aber zwei Drittheile der Stimmen sich auf einen vereinigen; fehlt dieses, so wird der Accesс versucht. Die Confirmation fällt natürlich weg."

Zeit für die Kirche — die Bourbonen waren, neben dem Braganza, in offener Auflehnung gegen den Heiligen Stuhl und sie beherrschten die Hälfte des katholischen Europa und ihre Unterthanen waren großentheils auch die Katholiken in Amerika und Ostindien. Sie hofften einen Papst nach ihrem Sinne zu machen und ihre Forderungen durch ihn zum Gesetze zu erheben. Werden sie siegen oder wird der Wahlkörper die Würde der Kirche zu wahren verstehen? Wenn sie siegen, so muss der Jesuiten-Orden fallen, sein Sturz ist die Form ihres Sieges. Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu, so versichert auch der Geschichtsschreiber Clemens' XIV., war der Mittelpunkt aller Angelegenheiten der Kirche geworden. „Man wollte der Kirche die Rechte, die ihr in dem heiligen Kampfe, den sie unter Clemens XIII. für die Erhaltung dieser Gesellschaft gefochten hatte, theils verkümmert, theils entrissen worden waren, mittelst dieses Opfers, mittelst der Aufhebung dieses Ordens zurückerstatten." [1]) Hauptfrage.

Die Frage sollte unter dem künftigen Pontificate entschieden werden; sie musste deshalb die Cardinäle im Conclave weit lebhafter und ernstlicher als je unter Clemens XIII. beschäftigen.

Wir finden begreiflich, dass der General Ricci, wie uns der französische Botschafter berichtet, in der Überzeugung von der Größe der Gefahr für die Gesellschaft, an deren Spitze er stand, die einzelnen Cardinäle besuchte, sie an die Dienste erinnerte, welche der Orden der Kirche und Religion geleistet, an die Heiligen, welche aus demselben hervorgegangen, und dass die Verfolgung, welche die Gesellschaft heute erdulde, keinen anderen Grund habe, als ihre standhafte Anhänglichkeit an den Heiligen Stuhl. Zuletzt bat er sie, ja nicht zu vergessen, dass dieser Orden durch ein allgemeines Concil bestätigt und gutgeheißen worden sei. — Übrigens führte er nicht Klage gegen irgend eine Macht oder irgend einen Verfolger.[2]) Sicher hatte der Orden auch große und warme Vertheidiger im heiligen Collegium und nur einige, oder, richtiger gesagt, gar keine Feinde.[3]) Wäre nach Riccis Rath alsbald ein Papst gewählt worden, so wäre er gewiss aus der Partei der Eiferer für die Ehre der Kirche genommen worden und hätte er den Kampf für den Orden gegen die Bourbonen und Braganzas fortgesetzt. Ricci.

Die drei Kronen von Frankreich, Spanien und Neapel waren einig in ihrem Vorgehen. Aubeterre meldet: „Wir sind übereingekommen, überall die größte Einigkeit zur Schau zu tragen. Wir wollen sagen: unsere Höfe beabsichtigen keineswegs einen Papst zu machen, noch auch Gesetze zu geben; sie wollen aber gleichfalls nicht, dass man einen Papst ohne sie mache. Sollte ein würdiger und für die Regierung der Kirche geeigneter Mann in Vorschlag kommen, so würden sie, die Höfe, ohne weiteres hiezu ihre Zustimmung geben, und man habe ihrerseits gar keine Schwierigkeiten zu befürchten. Wir wollen alle Cardinäle, den einen nach dem andern, besuchen und bei einem jeden insbesondere diese Sprache führen und noch hinzufügen, wir rechneten darauf, dass sie vor der Ankunft der Cardinäle der Kronen keine Wahl vornehmen, da sie wohl von selbst einsehen Die Bourbonen.

[1]) Theiner, l. c. I, S. 133.
[2]) So der Bericht Aubeterres vom 8. Februar bei Theiner, l. c. I, S. 162.
[3]) Theiner, l. c. I, S. 158.

würden, welchen Gefahren ein so gewaltsamer Schritt den Heiligen Stuhl aussetzen könnte; wir hielten sie für viel zu klug und für zu sehr dem Interesse der Kirche ergeben, um an eine ähnliche Wahl zu denken. Wir wollen gleichfalls zu erkennen geben, dass wir im entgegengesetzten Falle einer voreiligen Wahl Rom verlassen werden, ohne jedoch weder für, noch gegen den Gewählten irgend einen Anerkennungsact zu erlassen. Man kann sogar mit gutem Grund annehmen, dass ein Papst leicht die Bedingungen annehme, die man von ihm fordert, damit seine Wahl von den Bourbonen angenommen werde."

Ihre Forderungen.

Also die Söhne des heiligen Ludwig drohen, den Gewählten nicht als Papst anzuerkennen, wenn er nicht ein Mann nach ihrem Sinne sei. Ihre Forderung aber war: 1. die Zurücknahme und Nichtigerklärung des Breve vom 30. Januar und des Monitoriums vom 1. Februar gegen die Edicte von Parma; 2. die Anerkennung der unabhängigen Souveränität des Infanten von Parma; 3. das Zugeständnis bleibender Einverleibung der Stadt Avignon und der Grafschaft Venaissin in das Königreich Frankreich und Benevents und Ponte-Corvos in das Königreich beider Sicilien; 4. die Verbannung des Cardinals Torregiani von Rom; 5. die gänzliche Aufhebung der Gesellschaft Jesu, die Einziehung all ihrer Güter, die Verbannung ihres Generals Ricci aus Rom. Bei dieser Forderung beharren die drei Monarchen in den Verhaltungsvorschriften für die zwei Cardinäle der Krone Frankreich, de Luynes und Bernis, standhaft, und sind entschlossen, nicht von ihnen zu weichen.[1])

Maria Theresia.

So die Bourbonen, welche ihren Eifer für die Kirche rühmten. Viel würdiger war da die Erklärung Maria Theresias: Vor allem müsse der Papst frei gewählt werden, und sei er gewählt, so möge er einen Prälaten oder Cardinal, der das Vertrauen der Höfe besitze, bestimmen und ihn beauftragen, an der Beilegung der Streitigkeiten, die zwischen dem Heiligen Stuhle und den bourbonischen Höfen obschweben, wirksam zu arbeiten. Die Vertreter Österreichs möchten nur trachten, dass die Wahl auf einen Mann falle, der durch wahrhaft christliche Tugenden, durch Reinheit des Charakters, durch weise Mäßigung vor den übrigen hervorrage, der mit dem Eifer für die Religion auch die nöthige Klugheit verbinde, um die Stürme zu beschwichtigen, dem Kampfe die Bitterkeit zu nehmen und der Kirche den Frieden zu geben.[2])

Joseph II. im Conclave.

Eine unerwartete Erscheinung im Conclave war die des deutschen Kaisers, des ersten, der seit Karl V. die heilige Stadt wieder besuchte. Er sprach sich ähnlich wie Maria Theresia aus und zeigte gar keine Neigung, die Freiheit der Wahl zu beeinflussen.

Die Erscheinung des Großherzogs von Toscana war angezeigt auf den 16. März; mit ihm kam aber, zum Staunen aller, auch sein Bruder, Kaiser

[1]) Ravignan, l. c. p. 154.
[2]) Arneth, Maria Theresia, IX, S. 31—37.

Joseph II., in einfacher Kleidung, ohne das geringste Abzeichen seiner Würde, nur mit dem Schwerte umgürtet. Cardinal Albani führte ihn an der Hand ein, Orsini den Großherzog von Toscana. Der Kaiser wollte den Degen ablegen mit der Bemerkung, es gezieme sich nicht, in solch erlauchtem und ehrfurchtsvollem Orte bewaffnet zu erscheinen. Doch der Cardinal erwiderte ihm, er möge im Gegentheile denselben nur wiederum anlegen, da er ja in Kraft seiner Würde der rechtmäßige Vertheidiger der Kirche wäre. Beide Fürsten begaben sich dann in die sixtinische und paulinische Kapelle, hierauf in die große Loge und kehrten wieder in den königlichen Saal zurück, wo sie sich mit den Cardinälen, die sie in einem Halbkreise umgaben, unterhielten.[1] Der Kaiser führte überall das Wort und behandelte die Cardinäle mit der größten Höflichkeit: er ließ es durchaus nicht zu, dass sie vor ihm ihr Haupt entblößten. Als ihm der Cardinal Albani und die Cardinäle, die seine Unterthanen waren, die Hand küssen wollten, versteckte er sie in der Hosentasche. Er wünschte sämmtliche Cardinäle der Reihe nach kennen zu lernen. Albani rühmt, wie der Kaiser immer italienisch und zwar mit der größten Fertigkeit sprach und eine außerordentliche Lebendigkeit im Antworten zeigte. Als die Rede auf die lange Dauer des Conclave nach dem Tode Clemens XIII — sechs Monate — kam, bemerkte der Kaiser: „Wenn die Herren Cardinäle jetzt so denken, wie sie es bei der Wahl Benedicts XIV. gethan, so wird nicht allein die Zeit von sechs Monaten, sondern die eines Jahres gut angewendet sein." Als ihn die Cardinäle baten, den neuen Papst zu beschützen, damit er die gegenwärtigen Unruhen beschwichtigen könne, antwortete er: „Mit Ihrer Klugheit werden Sie es besser im Stande sein, wenn Sie einen wählen, der nicht das Allzuviel (ne quid nimis) liebt und die Sachen, wie man zu sagen pflegt, nicht auf die Spitze treibt." Als Albani und einige andere Cardinäle ihr Gesuch erneuerten, er möge die Kirche beschützen in seiner Eigenschaft als Kaiser und nach dem frommen Gebrauche des erlauchten Hauses Österreich, das sich durch seine Religiösität stets ausgezeichnet habe, erwiderte er: „Es wäre gut, wenn der Papst, der im Geistlichen alle Gewalt hat und unfehlbar ist, nicht auch dieselbe Gewalt und volle Macht im Weltlichen der übrigen Staaten ausüben wollte. Und vor allem müsste er, wenn es sich um Fürsten handle, auch Höflichkeit und gute Manieren anwenden." — Man sieht, im Gegensatze zu seiner Mutter, die für Clemens XIII. war, neigten des Kaisers Sympathien zu den bourbonischen Höfen — was auch aus dem Berichte Aubeterres über eine längere Besprechung mit dem Kaiser hervorgeht. Der Franzose bemerkt über des Kaisers Persönlichkeit: „Er besitzt die größte Einfachheit, er hat Charakter und zeigt ein großes Verlangen, sich Kenntnisse zu erwerben. Er hat hier alle öffentlichen Anstalten besucht und schien ein größeres Interesse zu haben, alles, was sich auf die Verwaltung bezieht, zu sehen und zu prüfen, als die Gemälde und Alterthümer." Der Besuch in Conclave dauerte anderthalb Stunden. Die Stadt Rom und einzelne Fürsten gaben dem Grafen Falkenstein, unter welchem Namen Joseph II. erschienen war, glänzende Festlichkeiten, und die Bevölkerung begrüßte ihn mit feuriger Theilnahme. Es schien, als ob die alte Kaiserstadt ihre Freude nicht mäßigen könnte, wieder einen Kaiser in ihren Mauern zu sehen. Im Berichte,[2] den Joseph II. über den Aufenthalt in Rom an seine Mutter sandte, heißt es:

Der Kaiser höflich.

räth zur Mäßigung.

Aubeterres Bericht.

[1] So besagt der Bericht des Cardinals Orsini, welcher, wie der des französischen Gesandten Aubeterre, bei Theiner, l. c. I, S. 183—188 abgedruckt ist.

[2] Abgedruckt in der Correspondenz Maria Theresias und Josephs II. bei Arneth, I, S. 243—245.

„Die Schönheiten Roms sind wirklich ohne Übertreibung überwältigend; die Peterskirche bezaubert und setzt in Erstaunen."

Lange Wahl.

So war denn das Conclave bewegt, wie in den schwersten Stürmen alter Zeiten, und Theiner hat recht mit seiner Bemerkung: die Papstwahl sei stets der großartigste Conflict zwischen kirchlichen und persönlichen Interessen, und menschliche Triebfedern und Schwächen aller Art seien noch dabei im Spiele; die Vorsehung führe aber schließlich alles menschliche Treiben dem von ihr geplanten Ziele entgegen.[1])

Es gieng lange her, bis man aus dem Schwanken zur Klärung kam. Das spanische Cabinet gieng sogar mit dem Gedanken um, vom künftigen Papste, ehe er als solcher von den Cardinälen anerkannt und proclamiert würde, die schriftliche Gewährleistung der Forderungen der Bourbonen zu verlangen. Hochsinnig wiesen sogar die Kron-Cardinäle diese Zumuthung als simonistisch zurück und die drei Mächte mussten selbst diese Mahnung zurückziehen, weil wahrscheinlich kein Cardinal unter einer solchen Bedingung die Tiara annehmen würde, und das Bekanntwerden ihrer Forderungen einen unauslöschlichen Schandfleck der Regierung anhängen würde. Edler erschien,

Kaunitz.

dass Kaunitz seinen Sohn als außerordentlichen Gesandten zum Conclave sandte, um im Namen des Kaisers und der Kaiserin-Mutter ihnen und dem neugewählten Papste die übliche Huldigung unterthänigst darzubringen. „Diese Art Gesandtschaft", bemerkt Theiner,[2]) „war noch ein großartiger Überrest der verflossenen Jahrhunderte und sollte Zeugnis ablegen von dem Einverständnisse, welches zwischen den beiden Häuptern der obersten Gewalt der Christenheit, der geistlichen wie weltlichen, der päpstlichen wie kaiserlichen, bestand. Zugleich war es ein Ausdruck und eine Andeutung des alten Kaiserrechtes, am Wahlacte theilzunehmen und die Wahl des Papstes gleichsam zu bestätigen." Ganz Rom bewunderte die ungewöhnliche Pracht, mit der diese Gesandschaft am 23. April dem heiligen Collegium ihre Huldigung darbrachte.

Die Wahl.

In zweiundzwanzig Wahlgängen schwankte die Wahl[3]) zwischen Fantuzzi, Colonna, Pozzobonelli, Stoppani. Bei jeder Wahl bekam

Ganganelli.

auch Ganganelli mindestens vier Stimmen; erst am 14. Mai stieg er auf zehn, am 16. begann seine Wahl auch von seinen Gegnern ernstlich besprochen zu werden. Castelli, bisher sein eifrigster Gegner, erklärte, dass er nach reiflicher Erwägung vor Gott ihn für den Geeignetsten halte. Rezzonico, gleichfalls bisher sein Gegner, bedeutete, er füge sich den Ansichten der anderen, nur möge man noch einen Versuch machen hinsichtlich Fantuzzis; dieser aber wollte weder vorgeschlagen sein, noch wünschte er, dass irgend wer für ihn rede. Man gieng nun von Zelle zu Zelle und sammelte die Stimmen: keine versagte. Die Cardinäle giengen dann in die Zelle Ganganellis, küssten ihm die Hände und brachten ihm die Kunde, dass er Papst sei. Am 19. Mai

[1]) Theiner, l. c. I, S. 139.
[2]) Ibid. I, S. 208—209.
[3]) Ibid. I, S. 211.

1769 wurde Ganganelli mit allen Stimmen gegen die seine, welche er seinem bisherigen Gegner Rezzonico gab, zum Beweise, dass er diese Feindschaft vergessen habe, einstimmig zum Papste gewählt. Aus Verehrung für seinen Vorgänger legte er sich den Namen Clemens XIV. bei. Er ist der zweihundertneunundfünfzigste unter den Nachfolgern des heiligen Petrus. Das Conclave hatte drei Monate und vier Tage gedauert. Clemens XIV.

In dieser Zeit, die das Mönchthum sosehr hasste, wurde doch wieder ein Mönch gewählt. Der neue Papst stammte aus einer achtbaren, aber nicht durch Reichthum ausgezeichneten, altadeligen Familie. Der Vater war Wundarzt in San-Angelo in Vado in der Diöcese Rimini; die Mutter war eine gottesfürchtige Frau. Sie gebar ihren zweiten Sohn, Johann Vincenz Anton, 31. October 1705, der früh eine Neigung zum Studium und zum Ordensleben verrieth und trotz der Einsprache der armen Eltern bei den schwarzen Franciscanern eintrat und bei der Einkleidung 17. Mai 1723 den Namen Lorenz annahm. Der Jesuit Cordara sagt von ihm: „Dort führte er in den klösterlichen Mauern seines Ordens ein solches Leben, dass er immer für einen guten Priester und gottesfürchtigen Mann galt. Er war von Natur aufgeräumt und erlaubte sich gerne im Laufe des Gespräches ein scherzhaftes Wortspiel. Seine Sitten waren rein: dieses Zeugnis gaben ihm einstimmig alle seine Mitbrüder im Orden des heiligen Franciscus. Und nicht allein war sein Leben fleckenlos, er hatte sich auch mit solchem Eifer den ernsten Studien gewidmet, dass er sich vor allen durch seine ausgebreiteten Kenntnisse auszeichnete. Ich füge hinzu, dass er stets die Gesellschaft Jesu liebte. Dies bezeugten vor kurzem die Jesuiten von Mailand, Bologna und Rom, Städte, in denen Ganganelli die Geistlichen seines Ordens in der Theologie unterrichtete und wo er mit den Vätern der Gesellschaft Jesu Bekanntschaft anknüpfte.“ [1]) 1731 erhielt Ganganelli die Doctorwürde und wurde Professor der Philosophie in Ascoli, und erwarb als Lehrer und als Prediger in Bologna, in Mailand, in Ferrara, in Venedig und Florenz die allgemeine Liebe und Bewunderung. 1741 wurde er zur Leitung des Collegiums des heiligen Bonaventura nach Rom berufen und zum Generaldefinitor des Ordens ernannt. Bald darauf sollte der Orden einen neuen General wählen. Benedict XIV. wollte das Generalcapitel selber eröffnen und Ganganelli schilderte bei diesem Anlasse die Verdienste des Papstes um die Kirche, um die Wissenschaft, um die Wiederherstellung der Disciplin so schön, so ergreifend, dass Benedict XIV. ihn zum Consultor am ersten kirchlichen Tribunal ernannte und fortan wie seinen Freund behandelte, den er in allen wichtigen Angelegenheiten der Kirche zurathe zog.[2]) Zweimal, 1753 und 1759, sollte Ganganelli General seines Ordens werden, schlug aber immer diese Wahl aus, in Liebe zur Einsamkeit und zu den Studien. Er war nicht bloß ein gründlicher Theologe, sondern besaß auch ein vielseitiges Wissen, z. B. in der Botanik, in der Naturgeschichte überhaupt. Seine Freude war, mit einem Buche in der Hand sich in der Tiefe des Waldes zu verlieren. In den Ferien betrieb er in der Einsamkeit, in der Nähe seiner alten Lehrer und Freunde — denn sein Herz war der Freundschaft offen — am liebsten solche Studien. Einmal war er entschlossen, Rom zu verlassen und im reizenden Assisi in tiefster Zurück-

Ganganellis Vorleben

als Mönch.

Professor.

Prediger.

Generaldefinitor, beliebt bei Benedict XIV.

vielseitig gebildet.

[1]) Ravignan, l. c. 270 (172) theilt diese Stelle aus dem Archiv al Gesù in Rom mit.

[2]) Theiner, l. c. I, S. 249—252.

gezogenheit sein Leben zu beschließen. Sein väterlicher Freund Sandriani redete es ihm aus und bemerkte dabei: „Gott will dich in Rom und wird dich in dieser Stadt zu großen Dingen bestimmen.“ — Es ist merkwürdig, wie Ahnungen durch sein Leben ziehen, dass er einst die höchste Würde in der Kirche erreichen werde. Als er in Rom eines Tages im Garten der Kapuziner wandelte, stürzte sich der Pater Georg von Viterbo, der die Verehrung eines Heiligen genoss, ihm zu Füßen, mit der Bitte: „Segne mich in Kraft dessen, der du einst sein wirst.“ — Als ihn Clemens XIII. 1759 zum Cardinal erhob, stürzte Ganganelli ihm zu Füßen mit der Bitte, einen Würdigeren zu wählen, was der Papst entrüstet ablehnte. — Auch als Cardinal behielt Ganganelli die Einfachheit und Armut der klösterlichen Sitte strenge bei. Seine Gutachten in den Congregationen aber wurden wegen seines Scharfsinnes und seiner theologischen Kenntnisse in der Regel angenommen. Als Kaiser Joseph II. sich über sein prunkloses Äußere verwundete, entgegnete Ganganelli: „Ich bin ein Sohn des heiligen Franciscus und trage die Tracht der Armut.“ — Sein unzertrennlicher Freund und Gefährte war der heilige Paul vom Kreuze; seine Erholung war der Umgang mit Gelehrten. Um sich Bewegung zu verschaffen und seine Gesundheit zu erhalten, erfreute er sich am Trucco, einer Art Kegelspiel, oder machte einen Ritt in die Umgebung Roms. Noch als Papst ritt er alle Tage aus und zwar so schnell, dass ihm die Nobelgarden kaum folgen konnten. Das Landvolk eilte ihm dann nach, denn es liebte ihn, weil er eine drückende Auflage aufgehoben hatte. Sonst blieb er auch als Papst der Einfachheit und Strenge seines bisherigen Lebens getreu. —

Ahnungen.

Cardinal.

Clemens XIV. und die Bourbonen.

Friede ist sein Ziel.

Die Tage des stillen Glückes in der Einsamkeit waren aber dahin. — Die Stürme umtobten das Schiff Petri und die Frage war, ob die zartbesaitete Seele des Mannes Kraft genug habe, um im Brausen derselben sein Gleichgewicht nicht zu verlieren. Der Gedanke, Friede zu stiften, den Glauben zu stärken, die Strenge der alten Sitten wieder herzustellen, die Wissenschaft zu heben, die Kunst zu fördern und der Kirche neuen Glanz zu verleihen, gieng aus der Tiefe der Natur Ganganellis hervor, als er in die erste Stelle der gesammten Christenheit erhoben ward.

Encyklica.

Sein Rundschreiben an die Patriarchen und Bischöfe der katholischen Welt spricht seine Sorgen, seine Bedenken, seine Ziele in edelster Weise aus. Er fühlt sich plötzlich auf die Höhe des Meeres getrieben, von der Heftigkeit der Wellen und der Wuth des Sturmes bedroht. — Er weiß, dass die neue Zeit dem ganzen Bestande der Kirche abgeneigt ist. Er sagt darin: „Wann hat man je so viele und zur Erschütterung oder zum völligen Verfalle der Religion so schädliche Meinungen fast täglich entstehen und sich ausbreiten — wann je die Menschen, von der Lockspeise der Neuerungen so verführt und von einer Begierde fremder Wissenschaft gezogen, zu dieser hinströmen und sie freudig suchen gesehen? — Er mahnt die Brüder, durch die Einfachheit der Lehren und die Reinheit der Sitte die Geister der alten Wahrheit geneigt zu erhalten: — denn wie könne, wer von Eigensucht umstrickt sei, die Liebe zu Gott und zu gegenseitigem Wohlwollen ein-

prägen? Wer an Reichthum, Wollust und Ehren hänge — wie könne ein solcher anderen Verachtung der menschlichen Dinge einflößen? Wen Stolz und Hochmuth aufbläbe — wie könne er andere zu Sanftmuth und Demuth anleiten?

Der Sohn eines armen Wundarztes hatte jetzt mit Kaisern und Königen als Statthalter Christi zu verkehren — so ist die wunderbare Organisation der Kirche! Zuerst wandte Clemens XIV. sich an Kaiser Joseph und die Kaiserin Maria Theresia.

Maria Theresia.

Letztere drückte dem neuen Papste ihre Freude aus, dass die Wünsche der Christenheit in Erfüllung gegangen seien und dass an die Stelle des erhabenen Verblichenen ein Mann getreten sei, der durch seine Tugenden den Leiden der Kirche abhelfen werde. Die Tochter der Kaiserin, Maria Amalia, sollte mit Don Ferdinand I., Infanten von Spanien und Herzog von Parma, vermählt werden und der Papst ergriff diesen Anlass, um den Streit mit Parma kurzweg beizulegen, ohne dass die bourbonischen Höfe auf ihrer Forderung, das Monitorium Clemens XIII. gegen Parma müsse feierlich zurückgenommen werden, beharren konnten. Die beiden Verlobten waren mit einander verwandt und sie konnten ohne Aufhebung des kirchlichen Hindernisses nicht getraut werden. Der Papst gab kurzweg Dispens und nahm damit stillschweigend die Schritte seines Vorgängers gegen Parma zurück und die Mächte kamen nie mehr auf ihre unangenehme Forderung zu sprechen.

Parma.

Jesuitenfrage.

Umso reger aber zeigte sich ihr Hass in der Jesuitenfrage, und diese wurde das eigentliche Leid des Papstes. Saint-Priest[1]) hebt den ganzen Ernst der Lage mit den Worten hervor: „Wie sollte der Papst die Jesuiten unterdrücken, wie sie erhalten? soll er dem Zorne der mächtigsten Fürsten Europas trotzen? soll er sie zum Schisma, vielleicht zur Häresie treiben? soll er den Heiligen Stuhl der Gefahr aussetzen, nicht bloß Benevent, Avignon und Venaissin, sondern auch den kindlichen Gehorsam Frankreichs, Portugals und Spaniens zu verlieren? Wie soll er auf der anderen Seite aus der Reihe der Lebendigen einen Orden streichen, der von so vielen Päpsten gutgeheißen worden und für das Bollwerk der Kirche und den Schild des Glaubens gehalten wurde?" — Der Gedanke, nationale Patriarchate zu gründen, die vom Römischen Stuhle unabhängig seien, lag in der ganzen Zeit.

Breve Coelestium munerum thesauros.

Der Hass hat immer die Roheit der Leidenschaft und diese zeigt sich denn sogleich in der Forderung des französischen Cabinets, den Jesuiten-Orden aufzuheben: der Papst solle mehr Rücksicht haben für die Gesuche der Mächte, die ihm ergeben seien. Damals sollte gerade die Ablassverleihung zu Gunsten der Missionäre der Gesellschaft Jesu stattfinden, die je nach Verfluss von sieben Jahren erneuert wurde, und Clemens XIV. trug kein Bedenken, die Priester der Gesellschaft Jesu als eifrige Arbeiter im Weinberge des Herrn zu bezeichnen und den Glaubensboten, die sein geliebter Sohn Lorenz Ricci aussende, die Schätze seiner Gnade zu spenden und ihre Unterstützung allen Bischöfen ans Herz zu legen.

[1]) Histoire de la Chute des Jésuites au XVIII siècle 1750—1773, p. 117.

Darob war bei den Bourbonen sogleich Feuer im Dach. Der französische Gesandte musste in Rom erklären, die Könige von Frankreich und Spanien und die übrigen Fürsten des Hauses Bourbon seien keine Personen, mit denen man spielen könne! Wie man einer Gesellschaft, die den Frieden und die Ruhe dieser Könige störe und eben dadurch die Religion gefährde, Begünstigungen gewähren könne? — Bernis solle dem heiligen Vater öffentlich die Bitte um gänzliche Aufhebung der Gesellschaft erneuern und, wenn er dies nicht im Verlaufe von sechs Wochen erreiche, seine Pässe verlangen, zum Zeichen offenen Bruches.

Drohung mit Bruch.

Das war roh — und wir begreifen, wie schmerzlich die zarte Seele des Papstes durch solches Drängen berührt wurde. Von Choiseul ist es umso frivoler, als er am 26. August 1769 an Bernis schrieb:[1]) „Ich weiß nicht, ob es gut war, die Jesuiten aus Frankreich und Spanien zu vertreiben. Sie sind aus allen Staaten des Hauses Bourbon verwiesen. Ich glaube, man hat noch übler gethan, nachdem diese Mönche einmal fortgeschickt waren, einen so öffentlichen Schritt in Rom für die Aufhebung des Ordens zu unternehmen und Europa darauf aufmerksam zu machen. Es ist aber einmal geschehen; die Könige von Frankreich, Spanien und Neapel sind im offenen Krieg gegen die Jesuiten und ihre Anhänger. Werden sie aufgehoben werden oder nicht? werden die Könige über sie die Oberhand gewinnen? werden die Jesuiten über sie den Sieg davontragen? — das ist die Frage, welche alle Cabinete beschäftigt und welche die Quelle der Intriguen und der Quälerei aller katholischen Höfe ist. In Wahrheit, man kann dieses Gemälde nicht ruhig ansehen, ohne dessen Unanständigkeit zu empfinden. Wäre ich Botschafter in Rom, ich würde mich schämen, in Vater Ricci den Gegner meines Herrschers zu sehen." — Also es ist reine Macht-, keine Rechtsfrage, und Bernis, Erzbischof von Alby und Cardinal, antwortet gleich frivol: „Die Könige von Frankreich, Spanien und Neapel müssen die Schlacht gegen den General der Jesuiten gewinnen. Der Papst allein kann ihnen zum Siege verhelfen; es handelt sich nur darum, ihn dazu zu verleiten. Als Bischof muss er die canonischen Formen beobachten. Als weltlicher Fürst ist er verpflichtet, Rücksicht zu nehmen auf die Höfe von Wien, Turin und Polen. Also die Zeit wird immer mehr seine Absichten entschleiern." Bernis bittet also seinen Minister, nur ein wenig Geduld zu haben. Saint-Priest tadelt mit Recht den ungläubigen Leichtsinn, mit dem Choiseul in diese Frage sich eingelassen hat, und zieht der Frivolität dieses Ministers den offenen Hass Tanuccis vor. Karl III. von Spanien aber verlangte kurz und gut die vollständige Aufhebung des Ordens. Der Papst antwortete, er müsse sein Gewissen und seine Ehre bewahren! So drängten diese Soldaten Gottes einen armen Papst! Karl III. fand gar, dass man dem Papst zu viel Macht gewähre und den Rechten der Höfe in Religions-Angelegenheiten zu viel vergebe.[2]) Bernis meinte, es wäre das Beste, die Aufhebung der Jesuiten auf die bourbonischen Staaten zu beschränken, statt sie auch für die Gebiete jener Herrscher zu verlangen, welche den Orden begünstigen.

Leichtsinn Choiseuls.

Bernis.

Der Papst widersteht.

Der Papst betonte, Festigkeit und Übereilung würden nie in die Grundsätze seines Verfahrens eingehen, man würde ihn durch Gewalt und Drohungen zu nichts bringen, doch würde er stets den Willen des Königs von Frankreich beachten, wenn dieser Fürst nichts verlange, was gegen seine Würde als Papst

[1]) Theiner, l. c. I, S. 359–360.
[2]) Ibid. I, S. 359–360. — Ravignan, l. c. p. 281–282.

und gemeinsamer Vater der Gläubigen wäre. Als Bernis entgegnete, er selber sei davon überzeugt, aber Seine Heiligkeit möge auch die Könige davon überzeugen, erwiderte der Papst lebhaft: „Was ist also zu thun? Soll ich in Person nach Versailles und Madrid gehen? Die Reise wird mich wenig kosten, ich werde diesen zwei Königen den Ausdruck meiner Hochachtung, meiner Redlichkeit und der Nothwendigkeit darbringen, in einer Angelegenheit der Art mit Klugheit und geheim Schritt für Schritt vorwärts zu gehen. Soll ich ihnen meine wahre Gesinnung schreiben?" — Bernis bat darum — meldete aber nach Versailles,[1]) das beste Mittel, die Schlacht gegen die Jesuiten zu verlieren, sei, zu verlangen, dass der Papst sich auf der Stelle entscheide. Die ganze Kunst zu unterhandeln, bestehe darin, den Papst zu bestimmen, dass er alle Tage einen Schritt thue, damit er sich dergestalt in einem Netze gefangen sehe, aus dem er ohne großes Aufsehen nicht mehr herauskomme. — Man sieht, Bernis, obschon Erzbischof von Alby und Cardinal, war weniger ein Priester als ein Diplomat; man sieht aber auch, wie beharrlich der Hass gegen die Jesuiten war. Also suchte man durch Arglist den Papst zu verstricken und zu nöthigen! Tanucci dagegen gieng plump vor: er legte Beschlag auf die Besitzungen des griechischen Collegiums in Rom und ließ dem Papst sagen, er werde diese großen Güter nicht mehr herausgeben bis der Papst die Leitung des Collegiums den Jesuiten abgenommen. Damit das Collegium nicht zugrunde gehe, musste der Papst es jetzt Weltpriestern übergeben. Tanucci hatte wie Pombal überall seine Spione: ein Arbeiter in einer Druckerei zu Pesaro, in welcher damals die berühmte Schrift: „Betrachtungen über das Betragen der bourbonischen Höfe gegen die Jesuiten" unter der Presse war, machte ihm Anzeige davon und sogleich musste das Buch unterdrückt werden und bekam der Anzeiger für seinen Dienst eine lohnende Stelle in der Staatsdruckerei zu Neapel.[2])

Bernis. Tanucci.

Die Bourbonen wurden immer dringender in ihren Forderungen: am 18. September überreichten ihre Gesandten in Rom eine neue Denkschrift: der Papst solle nicht bloß alles gutgeheißen, was sie gegen die Jesuiten in ihren Staaten bereits verfügt hatten, sondern ihnen auch den Plan mittheilen, nach welchem er diese Gesellschaft auf der ganzen Erde aufzuheben gedenke. — Drei Monarchen drängten, die andern halfen ihm nicht — da entschloss sich der Papst am 29. September zum ersten entscheidenden Schritt, zu einem vertraulichen Brief an Ludwig XV., in welchem er seinen festen Entschluss aussprach, den Orden aufzuheben.[3])

Der Papst verspricht die Aufhebung.

Der König von Spanien ließ damals in Rom ansagen, er bedürfe das Bestätigungs-Breve keineswegs für die Ruhe seines Gewissens; er sei über alles, was er gegen die Jesuiten gethan, ganz sicher, denn er habe gehandelt vermöge seiner gesetzlichen Gewalt, mit Untersuchung der Sache und nach dem einstimmigen Urtheil seines Rathes, in welchem, neben mehreren Bischöfen, viele durch Wissenschaft und Frömmigkeit gleich ausgezeichnete Männer saßen, von denen keiner glaubte, durch ein solches Verfahren den Papst zu beleidigen.[4]) Man könne ihm

Karl III.

[1]) Das Schreiben bei Theiner, l. c. I, S. 360—362.
[2]) Theiner, l. c. I, S. 364.
[3]) Theiner, Clementis XIV, Epist., N. 35, p. 31.
[4]) Theiner, Clemens XIV., I, S. 373.

das jedem Familienvater zustehende Recht nicht bestreiten, alle aus seinem Hause zu vertreiben, welche die Ruhe desselben stören, seien sie auch, wer sie wollen. — Durch Edict vom 8. November befahl Karl III., alle Güter der Jesuiten zu verkaufen und sandte den Papst wie zum Trotz eine Abschrift dieses Befehls. Am 13. November stellten alle drei Kronen von neuem dringend ihr Verlangen.[1])

Betroffen begehrte der Papst nur Zeit, um diese Frage ruhig zu verhandeln. Bernis legte Fürsprache für den Papst bei den Höfen ein: sein sanfter und versöhnender Charakter bringe ihn oft dahin, Versprechen zu geben, deren ganze Folgen er nicht sofort einsehe. — So verschoben war die Stellung des Heiligen Stuhles zu den Bourbonen! „Er fürchtet", fährt Bernis fort, „gewisse Mächte zu beleidigen, indem er andern genugthut; er fürchtet, dass man ihn anklage, das Papstthum unter der Bedingung erhalten zu haben, den Jesuiten-Orden aufzuheben."

Karl III. Jetzt wollte auch der König von Spanien einen Brief vom Papste, der die Aufhebung des Ordens verheiße, sonst werde er den Bruch, der schon seit 1767 bestehe, vollständig machen. Um dieses Ungewitter zu beschwören, entschuldigte Clemens XIV. bei Karl III. die Langsamkeit des Vorgehens mit seinen vielen Sorgen und versprach, den Plan der gänzlichen Aufhebung der Gesellschaft ihm bald zu übermachen.[2]) Das besänftigte Karls III. Ungeduld ein wenig, er versprach sogar, dem Papst 6000 Spanier zu seiner Sicherheit zu Hilfe zu schicken, als ob die Jesuiten den Papst mit einem Kriege bedroht hätten!

Portugal. Damit war das Los der Jesuiten entschieden. Der Papst war in den Händen der Bourbonen und sie enthielten sich nicht, mit Veröffentlichung seiner Briefe zu drohen, wenn er nicht bald den Orden aufhebe. Mit ihnen vereinte sich jetzt der Braganza Dom Jose in der gleichen Forderung.

Am 3. September 1769 hatte ein gemeiner Mann, Migas Frigus, mit einer Keule ihn angefallen, als er aus seinem Palaste Villa Vicosa zur Jagd ausritt, aber ihn statt auf den Kopf in der Hast nur auf die Schulter und zugleich das Pferd getroffen. Der Gesandte überreichte dem Papst einen Bericht
Attentat auf Dom Jose. über das Attentat, das er den Jesuiten in die Schuhe schob, obgleich alle, die nicht aus Portugal entfernt waren, in Ketten in den Gefängnissen schmachteten. Clemens XIV. stellte dem Gesandten seinen Bericht ohne jede Antwort zurück, zumal eine rasche Vernichtung des Jesuiten-Ordens dabei gefordert wurde. Jetzt drang Almada in die bourbonischen Gesandten, sich mit ihm zu gemeinsamen
Bernis. Schritten zu vereinigen. Voll Freude schreibt Bernis: „Eine religiöse Gesellschaft, welche stets im Verdachte ist, ihre Hände bei den Attentaten gegen die Herrscher im Spiele zu haben, darf nicht mehr fortbestehen. Das Los der Jesuiten ist jetzt entschieden. Nur der Tod des Papstes oder ein ähnliches Ereignis könnte es ändern: er wird mehr oder weniger Zeit auf diese schwierige und ebenso gefährliche Angelegenheit verwenden, aber er wird von uns lebhaft gedrängt werden, keine zu verlieren." — Am 22. übergab Bernis die gemeinsame Denkschrift der vier

[1]) Theiner, l. c. I, p. 374—383.
[2]) Theiner, Clementis XIV. Epist., N. 40, p. 37. — Theiner, Clemens XIV., I, S. 387.

Kronen. Theiner glaubt, sie nicht mittheilen zu sollen, denn sie sei nur ein getreues Echo der entflammten Rachewuth Portugals, das heißt Pombals, gegen die Gesellschaft Jesu. Bald darauf übersandte Karl III. viele Schreiben, gefertigt von vierunddreißig Bischöfen, welche mit der spanischen Regierung gemeine Sache machten, nach Rom. Von allen Seiten gedrängt, enthob der arme Papst 12. Februar die Jesuiten der Leitung des Seminars von Frascati und übergab es Weltpriestern.[1]) Diese Abschlagszahlung schien aber den vier Mächten zu gering, sie wollten eine schnelle und kräftige Entscheidung.

Choiseul fällt.

Indes erfolgte 20. December 1770 der Sturz Choiseuls, die Hoffnungen aber, welche die Jesuiten daran knüpften, giengen nicht in Erfüllung: sein zweiter Nachfolger, der Herzog von Aiguillon,[2]) der seine Erhebung der Madame Dubarry verdankte, gab dem französischen Gesandten schon in dem ersten Schreiben den Befehl, die Aufhebung des Ordens mit allem Nachdruck zu betreiben und hiebei alle Schritte des spanischen Hofes zu unterstützen. Spanien hetzte unablässig. Die den Mächten unangenehme Bulle „In coena Domini“ wurde sonst zu Rom jedes Jahr am Grünen Donnerstag bekannt gemacht. Der Papst unterließ es 1770[3]) — aber die Befriedigung über diese unerwartete Maßregel war von kurzer Dauer. Er knüpfte wieder Verbindungen mit Portugal an, die Nuntiatur in Lissabon wurde wieder hergestellt, aber die Rechte der Kirche wurden dort nachher wie vorher angegriffen, und auf der Universität Coimbra wurden die feindseligsten Lehren gegen den Römischen Stuhl verkündet. Man erwies dem Nuntius äußerlich Ehre, kränkte ihn aber in den Rechten der Kirche derart, dass er bald seine Abberufung verlangte. Für den Papst, dessen sanfte Seele nicht für solche harte Stürme geschaffen war, wurde die Lage peinlich. Dabei suchte man ihm immer den Argwohn nahezulegen, die Jesuiten trachteten ihm nach dem Leben: seine Munterkeit verschwand, seine Gesundheit ward erschüttert, Spuren tiefer Unruhe zeigten sich auf seinem Antlitz. Bernis berichtet, der Stifter der Passionisten, der heil. Paul vom Kreuze, der Busenfreund des Papstes, mit dem er sich fast täglich über göttliche Dinge unterhielt, um seinen Geist zu stärken, habe ihn vor den Jesuiten gewarnt; aber dieser sah vielmehr in diesen Ordensmännern unschuldige Opfer der Verfolgung und hegte die Hoffnung, dass der Orden wieder nach der Aufhebung mit noch größerem Ruhm ins Leben zurücktrete. Edelmüthiger als diese Verleumder schrieb Choiseul, die Jesuiten seien wohl wegen ihrer Lehre, ihren Einrichtungen verfolgt worden, aber man habe sie noch nie beschuldigt, eine Bande von Giftmischern zu sein.

Aiguillon.

In coena Domini.

Portugal.

Warnung vor Gift.

Paolo della Croce.

Clemens XIV. kam bei den Mächten in den Verdacht, er ziehe die Aufhebung des Ordens in die Länge, um sie gar nie zu bewilligen. Ein geistvoller spanischer Prälat bemerkte deshalb, dass man den Verdacht gewisser Spanier und Portugiesen unmöglich heilen könne, es sei denn, man erdolche auf dem spanischen Platze den General der Jesuiten. Der gute Papst hoffte wahrscheinlich, dass die Zeit diese Leidenschaft des Hasses abkühlen oder ein unerwartetes Ereignis den Geistern eine andere Richtung geben werde.

Bernis nahm sich seinem Hofe gegenüber des Papstes an, er bat für ihn um Geduld und wies immer darauf hin, wie man ja den Papst in der Gewalt

Bernis.

[1]) Theiner, Clemens XIV., I, S. 532—536.
[2]) Der erste, der Herzog de la Vrillière, fiel schon Ende Mai 1771.
[3]) „Non anathematum tempus esse, sed veniae“, sagte er.

habe, wie man ihn durch Veröffentlichung seines Briefes bloßstellen könne, wenn er sich weigere, sein Wort zu halten und eine Gesellschaft zu unterdrücken, zu deren Aufhebung er den Plan mitzutheilen versprochen hatte.

Es war aber vergebens. Bernis kam beim spanischen Hofe in den Verdacht, dass er es mit dem Papste halte. Seinem eigenen Bevollmächtigten Aspuru bezeugte Karl III. seine Ungnade, weil er seiner Mäßigung das Nichtgelingen der Jesuitenfrage zuschrieb. Er sandte den Grafen von Lavagna, um die Aufhebung der Jesuiten vom Papste in möglichst kurzer Zeit zu fordern.

Bedenken des Papstes.

Der Papst äußerte damals den Plan, nach Spanien und Frankreich zu reisen und den Königen persönlich alle Schwierigkeiten in der Jesuitenfrage auseinanderzusetzen. Um die Hitze der Bourbonen zu mäßigen, sprach er von einer allenfallsigen Reform des Ordens; er könne den Orden nicht aufheben, wenn die Verderbnis desselben nicht klar erwiesen sei. Er sprach von einem Concil, das über die Frage entscheiden sollte.

Karl III.

Karl III. war aber sehr schwer zu behandeln. Damals erschien in Bassano ein Kupferstich, das jüngste Gericht darstellend, in welchem der König von Spanien unter den Verdammten stand. In Spanien selber wurde eine Schrift verbreitet, „Die nackte Wahrheit für unsern König, den Herrn“ [1]) in welchem die Bourbonen und der Papst bitter angegriffen waren. Karl schrieb Bild und Buch den Jesuiten zu und erließ darum donnernden Befehl nach Rom, endlich einmal mit dem Orden zu Ende zu kommen. Als Mann

Monino.

seines Vertrauens sandte er jetzt auf einmal Don Jose Monino, Fiscal am Gerichtshofe von Castilien, einen der ausgezeichnetsten Advocaten Spaniens, aber auch einen der erklärtesten Feinde kirchlicher Gerichtsbarkeit und päpstlicher Autorität, nach Rom mit unbedingter Vollmacht. Schon die Wahl dieses Mannes war eine Kriegserklärung.

Charakter.

Monino war der eigentliche Verfasser der Schrift: „Unparteiisches Urtheil“, welche unter dem Namen Campomanes erschienen war. Der päpstliche Nuntius meldete von ihm, wie er außerordentlich fein, geschmeidig, mit einem Anscheine von tiefer Religiösität, der bissigste Gegner der Kirche, schlau, klug, versteckt sei, alle Taschen voll mit Verdacht und die ungünstigsten Gesinnungen gegen die Jesuiten mit nach Rom bringe. Am 14. Juli 1772 traf Monino in Rom ein. Er war willensstark, barsch, hart, und der weiche Bernis, angewiesen, sich nach ihm zu richten, machte eine Schwenkung und bewegte sich bald in seinen Bahnen. Monino führte dem Papste gegenüber, der da äußerte, „Gott möge dem König von Spanien diese Sendung verzeihen“, jetzt den ganzen Krieg gegen die Jesuiten. Eine geistreiche Schilderung der Verhandlungen Moninos mit dem Papste

Saint-Priest

findet sich in dem bekannten Werke des Grafen von Saint-Priest:[2]) — sie ist aber nicht ganz richtig und beruht auf den Depeschen Moninos, der seinem Hofe gegenüber sich eine gewisse Bedeutung geben wollte. Nach diesem Berichte hätte der Papst vor ihm wie ein Knabe vor seinem Schulmeister gezittert und darum die Audienz aus Angst möglichst verschoben. In Wahrheit aber ist der Papst

---

[1]) La verità denudata al Rey nuestro.

[2]) Le Comte Alexis de Saint-Priest, Pair de France: La Chute des Jésuites, p. 220 ff.

seiner Würde stets eingedenk geblieben. Am 13. Juli war die erste Audienz. Monino[1]) gedachte durch barsche Forderungen den Papst einzuschüchtern, was ihm aber nicht gelang. Der Papst sprach über eine Stunde mit so hinreißender Beredsamkeit, dass Monino nur die Worte vorbringen konnte: „Der König, mein Herr, hat eine große Anhänglichkeit und Verehrung für den Heiligen Stuhl und besonders für die Person Eurer Heiligkeit. Seine Majestät ist bis jetzt zufrieden, doch dieselbe ist ein entschlossener Fürst, und wenn sich je durch eine zu lange Verzögerung Misstrauen in sein Herz einschliche, so wäre alles verloren, das heißt so würde der vollständige Bruch eintreten." — Hatte man doch früher gar gedroht, der König würde wahnsinnig werden.[2]) Der Papst antwortete ruhig, dass so gewichtige Fragen Zeit, Geheimnis und Zutrauen verlangten, und wies das Gesuch Moninos ab, ihm wöchentlich einen bestimmten Tag für die Audienz festzusetzen mit den Worten: er benöthige jetzt Bäder wegen eines flechtenartigen Ausschlages, und zeigte ihm seinen entblößten Arm, um ihn davon zu überzeugen.

Erste Audienz. Einschüchterungssystem. Clemens XIV.

Der Papst verlängerte seine Badecur und Monino meinte, das geschehe bloß seinetwegen; er eröffnete nun Bernis, sein König traue dem Versprechen des Papstes nicht mehr und bewillige nur eine ganz kurze Frist, und verlangte seine Beihilfe, um eine schnelle Entscheidung zu erreichen — erhielt aber erst am 23. August die erbetene zweite Audienz, der am 31. eine dritte folgte. Nun wollte er eine Denkschrift vorlesen, der Papst aber bat ihn, es zu unterlassen. Clemens verlangte Frist. — „Ich erwiderte", schreibt Monino, „dass dieser Aufschub ihn vielen Gefahren aussetze und dass nichts anderes als die unbedingte Aufhebung der Jesuiten den König befriedigen könne, dass die allgemeine Aufregung der Gemüther und die Umtriebe der Gesellschaft den König nöthigten, alle Tage mehr die Beendigung dieser Angelegenheit nachzusuchen, sonst gebe es ein großes Feuer." Der Papst meinte, er würde etwas Wasser darauf gießen. Monino erwiderte, das Wasser finde sich 400 Stunden weit vom Brande weg. Der Papst antwortete, man dürfe die Jesuiten nicht zur Verzweiflung treiben. Als Monino andeutete, dass im Falle der Genehmigung alle anderen Angelegenheiten zur Zufriedenheit des Papstes entschieden, das heißt, dass Avignon und Venaissin und Ponte-Corvo zurückerstattet würden, so brach der Papst kurz ab: Er treibe keinen Handel in derlei Angelegenheiten; er werde nie eine Sache thun, um eine andere dafür zu erhalten. — Monino hatte Auftrag, nach Neapel zu gehen, um Tanucci ein gemäßigteres Verfahren gegen den Papst anzuempfehlen und ihm einzuschärfen, sich aller eigenen Schritte in der Jesuitenfrage zu enthalten. Als der Spanier diesen Auftrag, um den Papst seiner Sache günstig zu stimmen, ihm mittheilte, antwortete Clemens XIV.: „Ich habe nicht nöthig, Ihre Aufträge für Neapel zu wissen; haben Sie deren, so erfüllen Sie solche und handeln Sie hiebei nach Ihrem Gewissen. Ich habe Ihnen schon gesagt: ich werde nie eine Sache thun, um eine andere zu erhalten." Das heißt gewiss nicht wie ein Knabe zittern vor seinem Schulmeister! Bald sagte Monino Bernis, wenn der Papst nur immer Zeit zu gewinnen suche, so werde bald der alte Krieg umso entschiedener wieder ausbrechen.[3])

Zweite Audienz, dritte. Monino zurückgewiesen.

So war die Lage. Monino wurde selbst bald von Karl III. wegen seiner Zögerung getadelt und fiel nun in seine frühere Derbheit zurück; der alte Krieg sollte also von neuem beginnen und ein ernstlicher Bruch stand also in

[1]) Der Name wird auch Monnino und Moninno geschrieben.
[2]) Theiner, l. c. II. S. 216.
[3]) Theiner, l. c. II, S. 204—206 gibt alle Verhandlungen mit Monino ausführlich.

Aussicht. Unter den Vorschlägen, die er dem Papste machte, war auch der, er möge dem gesammten Clerus, den Welt- wie Ordensgeistlichen, ja selbst den Jesuiten verbieten, weder die Aufhebung, noch die Gründe derselben anzugreifen, ebensowenig über das Institut der Gesellschaft, über seine Regeln und seine Regierung weder zu schreiben, noch zu sprechen, ohne besondere Erlaubnis des Papstes, und streng verbieten, dass niemand in dieser Angelegenheit, weder mündlich noch schriftlich, sei es öffentlich oder heimlich, verunglimpft oder beschimpft werden dürfe unter der Strafe des großen Kirchenbannes, der dem Heiligen Vater allein vorbehalten sei. —

Das Aufhebungs-Breve 21. Juli 1773.

Keine Bulle, sondern ein Breve.

Vier Jahre hatte der Papst dem Andringen der Bourbonen widerstanden; keine Macht legte Fürsprache für die Jesuiten ein; die Bourbonen drohten, wenn er ihnen nicht willfahre. Da beschloss Clemens XIV. seiner Zuneigung, seiner Achtung für den Orden Stillschweigen zu gebieten und zu seiner Aufhebung zu schreiten und ihn dem Frieden der Kirche, den traurigen Forderungen seiner Zeit zum Opfer zu bringen: er unterschrieb 21. Juli 1773 das Aufhebungs-Breve, das er in aller Stille vorbereitet hatte, als oberster Verwalter der Kirche, als welcher er berechtigt war, einen Orden zu genehmigen, wie ihn aufzuheben, ihm den Rechtsbestand zu verleihen oder zu entziehen. Kraft desselben Rechtes hat Pius VII. 1814 den Orden durch die Constitution Sollicitudo omnium ecclesiarum wieder hergestellt.[1] Dass er ihn bloß dem Frieden der Kirche opfere und zunächst eine segensreiche Wirksamkeit des Ordens für unmöglich halte, legte der Papst im Auflösungs-Breve, mit dessen Ausführung er am 6. August 1773 fünf Cardinäle betraute, ausführlich dar.[2]

Dominus ac Redemptor noster.

Das Aufhebungs-Breve[3] fängt mit den Worten an: „Unser Herr und Heiland Jesus Christus, der als Friedensfürst vorherverkündigt und offenbart ward, alles mit Gott versöhnt und Frieden gestiftet hat, übergab den Aposteln sein Amt der Versöhnung und übertrug ihnen die Macht des Wortes, damit sie als Gesandte Christi, der nicht ein Gott der Uneinigkeit, sondern des Friedens und der Liebe ist, der ganzen Welt diesen Frieden verkünden, auf dass alle in Christo Erzeugten einen Körper und einen Geist bilden. — Als Papst über die Völker und Königreiche gesetzt zur Erhaltung der christlichen Religion, trachteten wir stets, nichts für die Ruhe und Zufriedenheit der christlichen Welt zu unterlassen und, wenn es das Band der allgemeinen Liebe erfordert, alles auszurotten und zu zerstören, selbst wenn es uns das Liebste und Angenehmste wäre und dessen wir in unserem Leben ohne die größten Beschwerden und Schmerzen nicht entbehren könnten. — Zum Gedeihen der Kirche haben die Regular-Orden un-

Die Religion des Friedens.

---

[1] Ginzel, Kirchenhistorische Schriften, II, S. 233—236.
[2] Dominus ac Redemptor noster, § 14.
[3] Theiner, Epistolae Clementis XIV papae, I. Übersetzt in Theiner, Clemens XIV., II, S. 356—376.

streitig am meisten beigetragen: von ihnen erhielt die Kirche zu allen Zeiten den größten Glanz, Schutz und Vortheil; sie ertheilte ihnen darum auch häufig Vortheile, Freiheiten und Vorrechte. Wenn es sich aber ergab, dass ein Orden den erwünschten Nutzen und Vortheil nicht weiter brachte oder gar schadete und die Ruhe der Völker störte: so trug der Heilige Stuhl kein Bedenken, ihm entweder neue Gesetze vorzuschreiben oder die alte Zucht wieder herzustellen oder ihn wohl auch gänzlich aufzuheben und zu zerstreuen." — Dies wird nun historisch in der Kirchengeschichte nachgewiesen, z. B an die Aufhebung der Tempelherren erinnert, die sich um das christliche Gemeinwesen sosehr verdient gemacht hätten, aber von Clemens V. aufgehoben wurden, obschon die Kirchenversammlung von Vienne es passend erachtet hatte, kein endgiltiges Urtheil abzugeben. So ergieng es auch anderen Orden, was kirchengeschichtlich näher dargelegt wird. Dann kommt die wichtigere Bemerkung, dass nämlich die früheren Päpste, wenn sie einen Orden aufhoben, allen Zwistigkeiten vorzubeugen suchten und nicht den mühsamen und beschwerlichen Weg des weltlichen Gerichtsverfahrens einschlugen und einzig nur den Vorschriften der Klugheit folgten, indem sie als Statthalter Christi auf Erden und oberste Richter des christlichen Gemeinwesens, mit Machtvollkommenheit die ganze Sache auf einmal entschieden, ohne den regularen Orden, die aufgehoben werden sollten, Erlaubnis und Befugnis zu geben, ihre Rechte vorzubringen, und die schweren Beschuldigungen entweder von sich abzuwälzen oder die Ursachen abzuwenden, aus denen zu dergleichen Maßregeln geschritten wurde. Der Papst beruft sich also auf seine Machtvollkommenheit als Kirchenhaupt: „er könne jeden, auch unschuldigen Orden aufheben — ohne Ungerechtigkeit, wenn es der Frieden der Kirche erheische, geradeso, wie ein weltlicher Fürst ein muthiges und treues Regiment aus Gründen der öffentlichen Ordnung verabschieden könne." [1])

Bedeutung der Orden.

Dann geht das Breve zur Gesellschaft Jesu über. Der Orden sei von seinem heiligen Stifter errichtet worden zum Heile der Seelen, zur Bekehrung der Irrgläubigen und zur Beförderung der Frömmigkeit. Papst Paul III. habe ihn im Jahre 1540 genehmigt, aber auf sechzig Mitglieder beschränkt, 1543 jedoch ihm erlaubt, alle diejenigen aufzunehmen, die er für geeignet erachte. Die nachfolgenden Päpste hätten den Orden wegen seiner Leistungen mit Rechten und Freiheiten freigebig und großmüthig unterstützt. Vom Anfange an sei aber auch in dieser Gesellschaft viel Anlass zu Streitigkeiten über die Natur der Gelübde, über die Gewalt des Generals, über Lehrmeinungen entstanden, Streitigkeiten gegen andere Orden, gegen die Weltpriesterschaft, gegen Akademien, Universitäten, öffentliche Schulen, ja selbst gegen den Fürsten. Hieraus seien viele Anklagen gegen diese Gesellschaft erwachsen. So habe Philipp II. eine ernste Vorstellung gegen die Vorrechte und Verfassung des Ordens bei Sixtus V. vorgelegt, der Papst habe auch eine Untersuchung veranstaltet, sei aber darüber gestorben, und sein Nachfolger Gregor XIV. habe 1590 dem Orden wieder alle seine Vorrechte bestätigt, namentlich jenes, dass er Glieder ausstoßen und verabschieden könne, ohne an die gerichtliche Form gebunden zu sein, ohne alle vorgängige Untersuchung, ohne Instruction eines Prozesses, ohne gerichtliche Ordnung, ohne die erforderliche Frist zu beobachten, sondern bloß auf die erkannte Wahrheit der Schuld oder in Rücksicht einer vernünftigen Ursache und anderer Umstände. Er habe allen Anklagen Stillschweigen geboten und sich und seinen Nachfolgern allein das Recht vorbehalten, über den Orden zu ent-

Geschichte des Ordens.

Streitigkeiten.

Anklagen.

Gregor XIV.

[1]) Ravignan, l. c. p. 396 (deutsche Ausgabe S. 252).

scheiden oder an seinen Einrichtungen zu ändern. Aber das habe wenig genützt: neue Streitigkeiten seien entstanden; es sei über die unersättliche Begier nach weltlichen Gütern geklagt worden. 1616 habe die General-Congregation darum beschlossen, dass die Mitglieder nur Gott zu dienen und sich in Dinge nicht zu mischen haben, welche diesen Beruf nichts angehen. Darum sei allen verboten worden, sich in Staatsgeschäfte einzulassen, auch wenn sie dazu eingeladen würden. Aber wieder hätten sich Unruhen, Beschuldigungen und Anklagen erhoben, welche die Ruhe und den Frieden der Kirche störten.

Der Papst sagt aber nicht, dass die Gegner des Ordens Recht haben, dass
Tanucci. die Klagen begründet seien. Auch der Minister Tanucci fand darum das Breve zu gemäßigt und gestattete nicht, dass es im Königreiche Neapel verbreitet wurde.

Der Papst fährt dann fort: Auch aus dem apostolischen Briefe, den man seinem Vorgänger Clemens XIII. zur Empfehlung des Ordens abpresste, sei der Kirche kein Vortheil erwachsen, im Gegentheile — ein gefährlicherer und heftigerer Sturm. Die sonst der Kirche treuesten Könige haben die Ordensmitglieder nicht nur aus ihren Staaten verbannt, sondern auch die gänzliche Aufhebung des Ordens gefordert. Seine Amtspflicht verlange vom Papste, den Frieden in der Kirche zu erhalten, die Ruhe zu befestigen und alles wegzuräumen, was ihr auch im geringsten nachtheilig sein könne. In Betrachtung nun, dass die erwähnte Gesellschaft die reichen Früchte nicht mehr bringe, wozu sie gestiftet und von früheren Päpsten gebilligt und mit so vielen Vorrechten versehen wurde, ja, dass es kaum oder gar nicht möglich sei, dass, solange sie bestehe, der wahre und dauerhafte Friede wieder hergestellt werde, aus diesen wichtigen Beweg-
Gründe der Aufhebung. gründen und aus Regeln der Klugheit hebe der Papst mit reifer Überlegung, aus gewisser Kenntnis und aus der Fülle der apostolischen Macht, die erwähnte Gesellschaft auf, unterdrücke sie, lösche sie aus und schaffe sie ab; er hebe auf all ihre Ämter, Häuser, Schulen, Collegien, Versammlungsorte, sie mögen sein in welchem Reiche, unter welcher Botmäßigkeit sie wollen; hebe auf all ihre Gesetze und Gebräuche, all ihre Vorrechte, alle Gewalten des Generals, der Provincialen und anderer Vorgesetzten und übertrage ihre Gerichtsbarkeit und Gewalt auf die Bischöfe und verbiete neue Aufnahme und Einkleidung.

Der Papst hebt also den Orden auf, nicht wegen Unsittlichkeit, nicht wegen schlechter Lehre, nicht wegen Erschlaffung der Zucht, sondern nur wegen des Friedens der Kirche. So berichtet auch Bernis an seine Regierung:[1] „Der Papst hat geglaubt, den Frieden der allgemeinen Kirche und des Heiligen Stuhles, die Ruhe und die Zufriedenheit der katholischen Kirchen allem anderen vorziehen zu müssen“ — und der Jesuit Cordara, welcher in Rom
Urtheil Cordaras. jene Zeit durchmachte, bemerkt: „Würde wohl ein anderer Papst, wer er auch sein möchte, und der in so schlechten Zeiten lebte, wie Ganganelli, anders gehandelt haben? Wer weiß es? — Allerdings hat der Papst als oberster Hirte eine gesetzliche und unumschränkte Gewalt über seine ganze Herde und über die Könige selbst, welche die Söhne der Kirche sind. Kann

[1] Ravignan, l. c. p. 399 (256).

er aber diese Gewalt selbst dann ausüben, wenn die Fürsten ihn bekämpfen und ihm den Krieg erklären? In jenen unglücklichen Zeiten überwog die Macht der Könige bei weitem die des Papstes."[1]) Der geistreiche Rechtsgelehrte Ravignan, der später selber Jesuit wurde, sagt: „Machen wir Halt vor dem Urtheile der Geschichte! Sie sagt uns: Clemens XIV., unter dem Drucke der Gewalt und der schlimmsten Befürchtungen, glaubte, die unschuldige Gesellschaft Jesu, um des Vortheiles halber und des Friedens willen, unterdrücken zu können. Ich meinestheils glaube dies aufrichtig — und so geschieht allen Gerechtigkeit."[2]) Ravignan.

Dann hebt der Papst hervor, dass er damit nur den Nutzen der Kirche und die Ruhe der Völker befördern wolle: er liebe die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft; er wolle ihnen Trost und Hilfe spenden, damit sie frei von aller Angst und Unruhe, der sie bisher ausgesetzt gewesen, mit größerem Nutzen den Weinberg des Herrn bebauen und das Seelenheil befördern könne. Er befehle darum, dass die Mitglieder, die noch keine Weihen empfangen, binnen Jahr und Tag, während denen sie nach einem Amte oder Dienste sich umsehen können, die Häuser frei von allen Banden der einfachen Gelübde verlassen und nach ihrer Begabung und Neigung sich einen Beruf wählen können. Die Mitglieder, die bereits die heiligen Weihen erlangt haben, können in einen anderen Orden eintreten oder als Weltgeistliche unter der Gerichtsbarkeit der Bischöfe wirken, in deren Diöcese sie sich aufhalten. So lange sie noch keine Stelle haben, solle ihnen ein anständiger Unterhalt aus den Einkünften ihres Collegiums angewiesen werden. — Die Priester, die wegen Alter oder schwacher Gesundheit ihre Häuser nicht gern verlassen, sollen darin bleiben, aber sich weltpriesterlich kleiden und dem Bischof der Diöcese gänzlich unterworfen sein. Ein durch Klugheit und tadellose Sitten ausgezeichneter Weltgeistlicher solle die Aufsicht über ein solches Haus führen. Die Lehrer können sich noch fortwährend mit dem Unterrichte beschäftigen. Diejenigen, so Weltgeistliche werden, müssen vom Bischofe der Diöcese die Erlaubnis erlangen, die Sacramente zu spenden und zu predigen, und haben Zutritt zu jeder Pfründe, mit oder ohne Seelsorge, zu allen Kirchenämtern und Würden, wozu ihnen, solange die Gesellschaft bestand, der Zutritt verschlossen war. Sie können für das Messelesen auch Almosen annehmen, was ihnen als Jesuiten bisher verwehrt war. Hingegen hören alle Freiheiten auf, die ihnen der General bisher gewähren konnte, z. B. vom apostolischen Stuhle verworfene Bücher zu lesen, keine Fasttage zu halten, die canonischen Stunden früher oder später zu beten. Verwendung der Exjesuiten.

Der Papst betrachtet die Aufhebung des Ordens als Maßregel zum Frieden und mahnt darum noch am Schlusse seines Breve, dass alle Kinder Gottes und durch gemeinschaftliche Liebe verbunden seien und deshalb aller Streitigkeiten sich enthalten sollen — mit anderen Worten, dass man die Mitglieder des von ihm geopferten Ordens nicht verfolge. Er mahnt die Könige, den Jesuiten die versprochenen Pensionen zukommen zu lassen. Er stellt die Jesuiten am Collegium Romanum neben Mitgliedern anderer Orden als Professoren an, um gleichsam ein Mahnung zum Frieden.

[1]) Ravignan, l. c. p. 397.
[2]) Ibid. p. 393.

Vorbild aufzustellen, wie man die Kräfte des Ordens zum Frommen der Kirche verwenden solle.[1]) Die Aufhebung der Gesammtheit solle nicht der Anlass zur Verfolgung der Einzelnen werden. Ludwig XV. hätte gar zu gern die Briefe gelesen, welche der General in Voraussicht der Aufhebung geschrieben habe, bekam aber zur Antwort: es sei nicht die Absicht des Papstes, die gewesene Gesellschaft der Jesuiten verhasst zu machen, noch auch den verschiedenen Parteien für und gegen sie Stoff zur Untersuchung zu geben. —

Wie das Breve der Auflösung aufgenommen wurde.

Auflösung des Ordens.

So war denn dieser merkwürdige Orden aufgelöst. Er fiel, seine Fahne tapfer bis zur letzten Stunde hochhaltend — ein Bund von ungefähr 20.000 Männern, über die Welt ausgebreitet und sie mit ihrer Thätigkeit erfüllend. Wie viel Lüge, wie viel Hass, wie viel rohe Gewalt wurde nicht aufgeboten, um diesen Bund von Tapferen zu sprengen! Wir begreifen die Freude der Gegner, als es gelang.

Freude der Gegner.

In Lissabon wurden die Kanonen gelöst, als das Breve ankam, wurde mit allen Glocken geläutet und drei Nächte hindurch beleuchtet. Auch in Madrid wurden Freudenfeste veranstaltet. Monino wurde zum Grafen von Florida Blanca ernannt: er wurde erster Minister und blieb in dieser Stellung noch unter Karl IV. Des Königs Hartnäckigkeit und die seines Ministers Aranda hatte ihr Ziel erreicht.[2]) Der König wurde in seiner Befriedigung menschlicher — er erlaubte, dass, wenn einer der aus Spanien verbannten Jesuiten eine Erbschaft mache, sie ihm ausgefolgt werde. Die Dynastien aber, welche die Vernichtung des Ordens mit solcher Leidenschaft betrieben, sollten es nur zu bald erfahren, dass sie mit dieser rohen Gewaltthat nur ihren eigenen Thron untergraben hatten. Wir werden bald sehen, wie die Revolution sie verschlingt.

Neben dem Festjubel über den Tod des Löwen wollen wir aber auch ins Auge fassen, wie auf tiefere Gemüther und wie auf Mitglieder des Ordens der Schlag wirkte.

Wie der Atheist Lalande

Der Astronom Lalande ließ 1800 in den „Debats" ein Schreiben über sein Leben drucken, worin es heißt: „Nie begegne ich dem Namen dieses Ordens, ohne dass mein Herz in den sanftesten Gefühlen, in den reinsten Empfindungen der Dankbarkeit sich ergießt. Auf immer für die Menschheit verloren ist jener herrliche Orden, jener bewundernswürdige Verein von mehr als 20.000 Individuen, welche fern von jedem Eigennutz, rastlos im Unterrichte der Jugend,

---

[1]) Theiner, Clemens XIV., II, S. 377 ff.

[2]) Als Aranda mit seiner Hartnäckigkeit eines Tages wieder von Reformen sprach, welche Karl III. für undurchführbar hielt, antwortete dieser: „Graf Aranda, Sie sind hartköpfiger als ein aragonisches Maulthier." — „Erlauben, Eure Majestät," entgegnete der Minister, „ich kenne jemand, der ist noch eigensinniger als ich." — „Wer soll das sein?" — „Seine geheiligte Majestät, der König von Spanien und Indien."

mit der Belehrung aller Classen des Volkes durch Predigt und Mission, mit der Besänftigung und Vereinigung der Gemüther, mit Werken der Liebe gegen Arme, Kranke und Sterbende, kurz, welche ohne Unterlass mit allem sich beschäftigen, was nur immer der Menschheit zum Wohle und zum Troste gereichen mochte. Zurückgezogenheit, Sanftmuth, Mäßigkeit, freiwilliges Entsagen allem demjenigen, was für andere Menschen ein Gegenstand unruhiger Wünsche ist, erhoben diesen Orden zu einer Gesellschaft, in welcher die Wissenschaften den schönsten Bund mit jeglicher Art von göttlichen und menschlichen Tugenden geschlossen hatten. Ich habe diesen Verein für Religion und Menschenglück in der Nähe beobachtet und mich überzeugt, dass die Brüder in der Religion die Kräfte fanden, welche die Philosophie nicht aufzubringen vermag. Stets sind die Jesuiten mir ein Gegenstand der Bewunderung gewesen. Vierzehn Jahre alt — stand ich im Begriffe, um die Aufnahme in ihre Gesellschaft zu bitten, und noch blicke ich in bekümmerter Sehnsucht auf die Zeit zurück, die unglücklicherweise mich bestimmte, einem Berufe zu entsagen, welchem Unschuld, Reinheit des Willens und Liebe zu den Wissenschaften mich zugeführt hatten." — Der Astronom Lalande ist bekanntlich Atheist geworden, und seine Worte tönen wie der Wehschrei eines um sein Glück gebrachten und dadurch in Verwirrung gerathenen Herzens. den Orden bezeichnet.

Die Mehrzahl der Mitglieder des Ordens fügte sich gehorsam dem Befehle des Oberhauptes der Kirche.

Der berühmte Pater Karl Frey von Neuville schrieb an seine Mitbrüder die Mahnung:[1] „Nicht ein Wort, keine Miene, kein Ton des Klagens oder des Murrens; eine Ehrfurcht, die sich beim Hinblicke auf den apostolischen Stuhl und den Hohenpriester, der ihn einnimmt, nicht verleugnen darf; vollkommene Unterwerfung unter den obgleich harten, aber immer anbetungswürdigen Willen der Vorsehung und unter die Autorität, die sie zur Ausführung ihrer Pläne, deren Tiefen von uns nicht zu ergründen sind, eingesetzt hat! Wir wollen unseren Kummer, unsere Seufzer, unsere Thränen nur vor dem Herrn und in seinem Heiligthume ausgießen! Vor den Menschen mag sich unser gerechter Schmerz durch Stillschweigen, Bescheidenheit und Gehorsam ausdrücken! Wir wollen weder die Lehren, noch die Beispiele vergessen, die wir der Gesellschaft schuldig sind; wir wollen durch unser Benehmen zeigen, dass sie einer anderen Bestimmung würdig war! — Die Reden und Thaten der Kinder seien die Vertheidigung der Mutter; diese Art, sie zu vertheidigen, wird die beredteste, die überzeugendste, die allein geziemende, die einzig erlaubte und rechtmäßige sein! Wir haben gewünscht, durch unseren Fleiß und unsere Talente der Religion zu dienen; wir wollen uns bemühen, selbst durch unseren Sturz und unser Unglück ihr zu nützen. Zweifeln Sie nicht, dass ich nicht an Geist und Herz tief erschüttert bin — beim Anblicke der demüthigenden Vernichtung der Gesellschaft, der ich alles verdanke: Tugend, Talent und Ruhm! Ich kann sagen, dass ich jeden Augenblick den Kelch der Schmach und Bitterkeit trinke, dass ich ihn bis auf die Hefe schlürfe. Aber wenn man einen Blick auf den gekreuzigten Jesus wirft, sollte man noch eine Klage hören?" — Schmerz der Betroffenen.

In ähnlicher Weise schreibt Novaës, ein ehemaliger Jesuit, in der „Geschichte der Päpste": „In meiner Eigenschaft als Kind jener Mutter, die nicht mehr ist, obgleich ich nicht weiß, was ihr, wie mir, den verhängnisvollen Schlag, Novaës.

[1] Riffel, Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens, S. 193.

wovon wir beide getroffen sind, hat zuziehen können, beuge ich mich voll Ehrfurcht und Gehorsam vor den redlichen Absichten eines vortrefflichen Papstes. Ich wünsche jedoch der Kirche und der Welt jenen Frieden, um dessentwillen der Papst die Gesellschaft aus der Reihe der Lebenden gestrichen hat; jenen Frieden, zu dem man damals Hoffnung gab, aber umsonst, weil er sich gerade im Gegentheile in einen offenen Krieg gegen die Kirche verwandelt hat. Ja, ich wünsche von ganzem Herzen der Kirche jenen Frieden statt dieses Krieges, welcher nach der Aufhebung der Gesellschaft die Unwissenheit der Jugend, die Anmaßung der Freigeisterei, den Mangel einer frommen Erziehung, die Allgemeinheit der schlechten Sitten und die gänzliche Verachtung aller weltlichen und geistlichen Herrschaft einführte und nach allen Seiten verbreitete."[1]

Falscher Frieden

Strenger Gehorsam.

Wie streng der Gehorsam war, davon nur ein Beispiel. Vier kaiserliche Schiffe trafen in Macao ein, um vier Missionäre als künftige Mandarine an den Hof in Peking zu bringen. In diesem Augenblicke zeigte ihnen der Bischof von Macao an, dass der Orden aufgehoben sei. Was jetzt thun? Eine kaiserliche Gnade zurückweisen, ist in Sina ein Verbrechen der Majestätsverletzung — auf der anderen Seite waren sie nicht mehr Jesuiten. Ein Tiroler, einer der Vier, schreibt: „Wir fassten daher den Entschluss, lieber zu sterben, als unter kritischen Umständen durch Widersetzlichkeit gegen den Papst unser Institut zu beflecken."[2] Die katholischen Schweizer und die calvinischen Holländer riethen den Jesuiten, bei ihnen zu bleiben, aber diese legten ihr Ordenskleid ab. Nur in Schlesien und in Russland blieben Jesuiten, aber aus ganz eigenthümlichen Gründen.

Jesuiten vertheidigen den Papst.

Die Gerechtigkeit verlangt sogar anzuerkennen, dass Jesuiten den Papst wegen der Unterdrückung des Ordens zu rechtfertigen suchten.

Mattzell.

Der Kanton Luzern zögerte zum Beispiel, das Aufhebungs-Breve durchzuführen, weil er den Orden gerne beibehalten hätte. Der Exjesuit Simon Mattzell sagte in der Leichenrede für den Papst gegen den Vorwurf, er habe den Jesuiten nicht gestattet, auf die Anklagen zu antworten, und sie verurtheilt, ohne sie wirklicher Verbrechen überführt zu haben: „Ist denn ein Verbrechen nothwendig, um einen Orden aufheben zu können? können nicht eine Menge anderer Gründe dazu Veranlassung geben? Vorausgesetzt, der Hauptbeweggrund wäre die Ruhe der Kirche gewesen, zu welchem Zweck hätte dann der Heilige Vater uns erlaubt, uns zu vertheidigen, und welcher Nutzen wäre daraus hervorgegangen? Man sagt, die Gesellschaft war dem Gemeinwohl nützlich; ich lasse das gelten. Sind aber dem seefahrenden Kaufherrn die Waren und selbst die kostbarsten Gegenstände nicht nützlich — und doch wirft er sie in das Meer, wenn ihm kein anderes Mittel übrig bleibt, dem Sturme zu entgehen. Ja, sogar wenn der Friede, der wahre Friede, die Einheit der Kirche Gottes sich nicht anders wiederherstellen ließe, als durch unsere öffentliche Hinrichtung oder indem wir alle unser Blut vergössen, wohlan, so dürften wir gegen einen solchen Schlag nicht murren,

---

[1]) Elementi della storia dei sommi pontefici, XV, p. 192. — Ravignan, l. c p. 409 (261).

[2]) Murr, Journal für Geschichte, IV, S. 231 ff. — Ravignan, l. c. p. 268.

wir müssten die Hand küssen, die uns opfert, den Arm segnen, der uns niederschlagen würde. Ich scheue mich nicht, im Namen aller zu behaupten: wir würden mit Freuden dem Schwerte, dem Gefängnisse und dem Tode entgegengehen — und wer von den ehemaligen Jesuiten anders gedacht, gesprochen oder geschrieben hat, besaß nur den Namen und das Kleid der Gesellschaft und nichts von ihrem Wesen.“ [1])

Den Gedanken, dass die Aufhebung des Ordens nur geschah, um die Kirche von einem Schisma zu retten, sprach auch der heil. Alfons von Liguori aus: „Was konnte er thun, unter den schwierigen Umständen, worin sich der arme Papst befand — während alle gekrönten Häupter im Vereine jene Unterdrückung verlangten? Wir können nur die geheimen Rathschlüsse Gottes anbeten und uns ruhig verhalten. Betet für den Papst — er ist durch all die Drangsale, welche die Kirche bestürmen, niedergeschlagen.“ [2]) Liguori.

Dass einzelne Mitglieder sich bitter äußerten über die Aufhebung, liegt in der menschlichen Natur; desgleichen, dass die zahlreichen Freunde des Ordens seinen Untergang beklagten.

Ravignan nennt [3]) den Eintritt in einen Orden bei einem wahrhaften Religiosen gleichsam eine zweite Geburt, eine zweite Taufe, und erinnert an die starken, süßen und edlen Bande der Liebe, welche den einzelnen an die Gesellschaft binden, die ihn zum Kind aufnimmt, und betont, wie die Sicherheit, die ihm ihre mütterliche Leitung an allen Orten, zu allen Zeiten, in allen Bedürfnissen der Seele gewährt, jene Liebe mächtiger machen als die Natur und den Tod, und meint nun, mit dem Augenblick, da die Auflösung verkündet, der Beruf gebrochen, das Todesurtheil gefällt war — habe ein unsägliches Marterthum begonnen. Der Religiose, welcher aufhört, es zu sein, ohne aufzuhören, seinen Beruf zu lieben und ihm anzuhängen, sei ein Geschöpf, dem in einem Augenblick tausendmal kostbarere Güter entrissen werden als das Vaterland und die Familie sind, tausendmal kostbarere, als das Leben ist. Da trete eine ganz andere Trübsal ein, als die Verbannung und das Exil. Schmerz der Einzelnen.

Maria Theresia war den Jesuiten sehr zugethan, soll aber jeden Widerstand gegen die Aufhebung des Ordens aufgegeben haben, als ihr der Beweis geliefert wurde, dass ihre Beichte jeweils insgeheim nach Rom an Ricci gemeldet wurde. Mit dieser Behauptung wurden die Jesuiten zugleich als Verräther des Beichtgeheimnisses dargestellt. Die Nachricht ist aber eine dicke Lüge. [4]) Maria Theresia.

In den Memoiren Grégoires, des liberalen Bischofs in der Zeit der französischen Revolution, findet sie sich zuerst. Da heißt der Beichtvater Parhamer und Wilzeck soll ihr die Abschrift dessen, was sie gebeichtet, zuerst aus Rom gesendet haben. Allein Parhamer war nie Beichtvater der Kaiserin und Wilzeck war nicht österreichischer Minister in Rom. Nach Gorani habe der König von Spanien ihr den Beweis des Verrathes ihrer Beichte in die Hände zu spielen, verstanden. Feßler und Hormayr haben diese Fabel verbreitet; Clemens XIV. selber soll ihr den Beweis aus den Papieren Riccis von Rom geschickt haben. Ja Kaunitz soll ihr aus Rom eine Abschrift all ihrer Beichten vorgelegt haben.

[1]) Die Stelle ist mitgetheilt aus einem Briefe bei Ravignan, l. c. p. 416 (266).
[2]) Ravignan, l. c. (p. 267—268).
[3]) Ibid. p. 420, 453 (289).
[4]) Vergl. den lehrreichen Aufsatz von Duhr, „Die verrathene Generalbeicht der Kaiserin Maria Theresia“ im I. Heft der Jesuiten-Fabeln S. 12—32.

Arneth weiß nichts von einem solchen Beweggrund der Nachgiebigkeit,[1]) wohl aber zeichnet er das Verhalten Maria Theresias und Josephs zur Frage mit des Kaisers Worten: „Meine Mutter ist den Jesuiten sehr ergeben und wird keinen Schritt thun, um ihre Aufhebung zu verlangen; sie wird sich gänzlich in dieser Angelegenheit an das Oberhaupt der Kirche halten und ich selber kann mich in dieser Hinsicht nur der Denkweise meiner Mutter unterwerfen." Majlath berichtet:[2]) „Der Papst stellte die Frage an Maria Theresia, wie sie über die Jesuiten gestimmt sei. Sie antwortete, dass sie die Verfahrungsweise der anderen Höfe nicht zu untersuchen habe, die Jesuiten aber in ihren Staaten wegen ihrer Aufführung, ihres Eifers, ihrer Arbeiten nur loben könne, und ihre Existenz, als für das Wohl der Religion und ihrer Völker ersprießlich, aufrecht zu erhalten entschlossen sei. Aber die bourbonischen Höfe, mit denen sie in freundschaftlicher Verbindung stand, an denen sie zwei ihrer Töchter in Paris und zu Neapel verheiratet hatte, drängten sie, in die Aufhebung der Jesuiten zu willigen. Auf alles Zureden antwortete sie: ‚Wenn der Papst als Haupt der Kirche den Orden aufhebt, so werde ich eine gehorsame Tochter sein; darum bitten werde ich nie.'" — Ihre Stellung zur Frage kennzeichnet auch ihre Weisung an ihre Tochter Maria Antoinette 21. April 1770 nach Frankreich:[3]) „Lass dich in kein Gespräch ein weder für, noch gegen die Jesuiten. Ich erlaube dir auch, zu citieren und zu sagen, dass ich von dir verlangt habe, nicht davon zu sprechen, weder in günstigem, noch in ungünstigem Sinne: dass du wüsstest, wie ich sie schätzte, wie sie in meinen Ländern sehr viel Gutes gethan haben, wie ich betrübt sein würde, sie zu verlieren; wenn aber der römische Hof glaube, diesen Orden aufheben zu müssen, so würde ich ihm kein Hindernis setzen; im übrigen hätte ich immer mit Auszeichnung von ihnen gesprochen, aber selbst nicht gern von dieser unglücklichen Angelegenheit sprechen gehört." — Ihr Beichtvater blieb der Jesuit Kamplmilner, auch nach der Aufhebung des Ordens; hätte sie einem Manne ihr Herz eröffnet, der sein Verräther gewesen wäre? — und sie blieb ihm gewogen bis zu seinem Tode. Als die Auflösung entschieden war, schrieb sie ihrem Sohne Ferdinand: „Ich bin schmerzlich berührt, indem ich nie anderes als Erbauliches bei ihnen gesehen habe!" Den Schmerz ihres Herzens erschloss sie oft ihrer treuen Freundin, der Gräfin Enzenberg in Tirol. Ihr meldete sie 16. October 1773: „Wegen der Jesuiten bin ich untröstlich und in Verzweiflung. Mein ganzes Leben habe ich sie geliebt und hochgeachtet — und nichts als Erbauliches bei ihnen gesehen." — Sie sorgte auch mütterlich für die Exjesuiten, dass ihnen die versprochenen Jahresgehalte richtig ausgezahlt wurden, dass sie Pfarren erhielten, und ihrer Verwendung verdankten einige in den portugiesischen Kerkern schmachtende Jesuiten ihre Befreiung. Ein Pater Thoman aus Schwaben, der mit sechs anderen Exjesuiten durch sie aus den abscheulichen Kerkern Pombals befreit worden war und durch sie eine Pension und höhere Stellung in Botzen erlangt hatte, schildert über den gnädigen Empfang, den er bei ihr fand: „Ich schmeichle mir nicht wenig, dass Ihre Majestät damals (vier Jahre nach der Auflösung der Gesellschaft) genügsam überzeugt waren, dass all jene Laster und abscheulichen Verbrechen von den Feinden und Missgönnern nur darum — ohne eine rechtmäßige Probe zu machen oder die fälschlich Angeklagten einmal anzuhören, weder zu einer mündlichen, noch schriftlichen Vertheidigung zuzulassen — arglistig- und gewaltthätigerweise vor-

[1]) Maria Theresias letzte Regierungsjahre 1768—1786. II, S. 11—30.
[2]) Geschichte des Österreichischen Kaiserstaates, V, S. 95.
[3]) Arneth-Geoffroy, Marie Antoinette, Corr. secr. Paris 1874, I, p. 5.

gegeben und der ganzen Welt sind vorgespiegelt worden, damit einmal die aller Orten ihnen im Wege stehende Gesellschaft Jesu endlich weggeräumt und gänzlich vertilgt werden sollte.“ —

Friedrich II. und Katharina II. erhalten den Orden.

So wird begreiflich, dass in Schlesien manche Jesuiten der Mahnung Friedrichs II. folgen konnten, beisammen zu bleiben. Die letzte Hoffnung gegen den Hass der bourbonischen Fürsten war einige Zeit die große Maria Theresia. Als sie aber keine Einsprache erheben wollte gegen ein Vorgehen des Papstes, wandte man sich um Schutz an ihren Gegner Friedrich II., der in einem Schreiben dem General versicherte, dass Talent und Tugend zu jeder Zeit das Recht gehabt hätten, auf sein Wohlwollen und seinen Schutz Anspruch zu machen, und er sei bereit, ihm seine Gewogenheit durch die That zu beweisen. Friedrich II.

Als der König 1773 Breslau besuchte, sagte er zu einem der geschicktesten Jesuiten: „Sei Er ohne Kummer: ich werde die Jesuiten in meinen Staaten erhalten und schützen; der Papst hat mir nichts zu befehlen und niemand. Ich habe der Kaiserin im letzten Frieden versprochen, die katholische Geistlichkeit im Status quo zu erhalten: ich halte mein Wort, und wenn ein jeder thun kann, was er will, so verjage ich alle übrigen Pfaffen und behalte euch.“ [1]) — Der König verbot allen Bischöfen in seinen Staaten bei schwerster Strafe, das Auflösungs-Breve bekannt zu machen. Er schrieb seinem Agenten beim Römischen Stuhl, dem Abbé Colombini, am 13. September 1773: „Sie werden jedem, auch dem Cardinal-Staatssecretär, kurzweg sagen, dass ich fest entschlossen bin, die Jesuiten in meinen Staaten zu erhalten. Ich habe im Vertrage zu Breslau den Bestand der katholischen Religion in Schlesien gewährleistet und seitdem nirgends bessere Priester gefunden, als die Jesuiten sind. Der Heilige Vater kann mich weder von der Verbindlichkeit, mein Wort zu halten, lossprechen, noch von den Pflichten eines ehrlichen Mannes und Königs.“ — Der letzte Satz sollte ein Witz sein; denn Friedrich wusste zu gut, dass der Papst weder einen Ketzer noch einen anderen Christen von einem giltigen Eid, noch von der Erfüllung seiner Pflicht lossprechen könne. Gründe des Schutzes der Jesuiten

Um durch diesen Schutz der Jesuiten bei den Philosophen nicht in Misscredit zu kommen, setzte er Voltaire die Gründe auseinander, warum er die Jesuiten beibehalte: „Man findet nirgends gelehrtere Katholiken, als unter den Jesuiten. Diese liefern die Professoren überall, wo sie fehlen; man müsste also entweder alle Schulen eingehen lassen oder den Orden beibehalten, dessen Stiftungen die Unkosten bestreiten können, da sie im Gegentheil nicht ausreichen würden zur Besoldung auch nur der Hälfte der Professoren, falls diese dem Orden nicht angehörten. Ferner werden die für das Pfarramt bestimmten Theologen von den Jesuiten auf den Universitäten gebildet. Wollte man nun den Orden unterdrücken, dann würden die Universitäten kaum bestehen können und an Voltaire.

[1]) Murr, Achtundzwanzig Briefe über die Aufhebung des Jesuiten-Ordens 1774. Seite 38.

die Pfarreien müßten entweder mit unwissenden oder nur halbgebildeten Geistlichen besetzt werden, oder man würde genöthigt sein, die Schlesier nach Böhmen zu schicken, um dort Theologie zu studieren, was den Grundsätzen einer klugen Staatsverfassung entgegen wäre." Friedrich sah also in den Jesuiten vor allem tüchtige und wohlfeile Schulmeister. Der Vorwand vom Status quo ist übrigens ohne Bedeutung, denn wenn die Kirche den Orden aufhob, so galt das auch für Schlesien. Eine directe Zustellung des Breves an Friedrich fand nicht statt, da der Papst keine Jurisdiction über nichtkatholische Monarchen hatte. Die Jesuiten aber schuldeten als Katholiken dem Papste Gehorsam.

Katharina II.

Ähnlich wie Friedrich handelte auch die Kaiserin Katharina II., welche den Jesuiten noch zum Danke sich verpflichtet fühlte für die Dienste, die ihre Missionäre den in türkische Gefangenschaft gerathenen Russen gewährt hatten. Sie sprach darum in einem eigenen Schreiben an den Papst ihre Zufriedenheit mit dem frommen Eifer der Jesuiten und mit den sichtbaren glücklichen Erfolgen in der Erziehung der Jugend aus, und sagte dabei: „Ich würde unrecht handeln gegen meine Unterthanen in Weiß-Rußland, wenn ich sie eines so gemeinnützigen Ordens berauben würde; und das würde geschehen, wenn ich die Dauer des Ordens auch für die Zukunft nicht sicherte. Überhaupt sehe ich nicht ein, warum man einen Orden aufheben will, der mehr als alle anderen seine Kräfte der Erziehung der Jugend, mithin sich selbst ganz dem allgemeinen Besten der Völker weiht." —

Das Ende des Ordensgenerals.

Kundmachung.

Noch müssen wir die Frage nach dem Schicksal des Generals Lorenz Ricci ins Auge fassen. Am 16. August 1773 wurde ihm amtlich die Aufhebung seiner Gesellschaft mitgetheilt, zu gleicher Zeit den Rectoren aller anderen Collegien und Häuser der Jesuiten in Rom. Dabei legte ein Notar die Siegel auf ihre Archive, Rechnungskammern und Sacristeien: bis auf weiteren Befehl sollten die Jesuiten in ihren Häusern bleiben und sich der Spendung der Sacramente enthalten.[1]) Die Beamten waren von Soldaten begleitet, nicht um den Jesuiten Gewalt anzuthun, sondern um bei dem ungeheuern Zulauf des Volkes die Ordnung zu erhalten. Der Papst ließ auf seine Kosten Weltpriesterkleider für alle in Rom anwesenden Jesuiten anfertigen, dann erst durften sie als Exjesuiten ihre Häuser verlassen. Die Altersschwachen und Kranken konnten bleiben; sie wurden mit väterlicher Sorgfalt behandelt. Mitglieder anderer Orden besorgten am nächsten Tag den Gottesdienst in den Kirchen der Jesuiten.

Was Ricci erklärt.

Auf die Ankündigung der Aufhebung seines Ordens erklärte der General einfach, daß er die Willensbestimmung des Heiligen Vaters respectiere. Er wurde als Gefangener in die Engelsburg gebracht, wo ihm zwei Zimmer und ein Bruder aus dem Orden zur Verfügung standen, und mit der seiner Würde geziemenden Rücksicht behandelt. Doch wurde Ricci verhört über die Schätze, die der Orden

[1]) Theiner, l. c. II, S. 336.

besaß oder besitzen sollte, und über die Schritte, welche die Oberen oder einige Mitglieder gethan, um den Untergang der Gesellschaft zu verzögern oder zu verhindern. Das Verhör ist nachher gedruckt worden; die Antworten des Generals waren unantastbar: er sprach stets mit Ruhe, Kürze und Einfachheit. Auf die Frage nach den Schätzen gab Ricci kurzweg die Antwort, es existierten diese nicht, die Meinung von verborgenen oder angelegten Geldern sei ganz falsch, ein Traum, ein Volkswahn, eine Thorheit. Man habe ja die Häuser überall überrascht und nirgends die eingebildeten Gelder entdecken können.[1] Verhör.

Den Verhör-Richtern standen die geheimsten Papiere des Ordens zur Verfügung und daraus ergab sich, wie dürftig, wie einfach die Väter gelebt hatten. Man wähnte Millionen in den Gewölben des Professhauses zu finden: man fand nichts außer dem Glanze in den Kirchen, und konnte den General nicht der Lüge überweisen, als er versicherte, weder er, noch irgend ein anderer mit seinem Wissen und Willen habe einen Heller aus Rom fortgeschickt, um ihn zu behalten, oder etwas in einer Bank angelegt. Auch jener Brief von Friedrich II. war dem General zur Last gelegt, worin er dem Orden als König seinen Schutz zusicherte. Ricci aber wies nach, dass ein Untergebener, ohne sein Wissen und Wollen, diesen Schutz angesprochen und für sein eigenmächtiges Verfahren einen Verweis erhalten habe. Auf die Frage, ob er glaube, seit der Unterdrückung der Gesellschaft gar keine Autorität mehr zu besitzen, antwortete Ricci, er sei davon fest überzeugt und müsste ein Thor sein, um sich das Gegentheil einzubilden. Auf die Frage, welche Autorität er zu besitzen geglaubt haben würde, wenn der Papst, ohne die Gesellschaft aufzuheben, über dieselbe auf andere Weise verfügt hätte, antwortete Ricci: „Die Autorität, welche mir der Papst gelassen haben würde, und keine andere.“ Ob Missbräuche im Orden wären? Ricci entgegnete: „Gemeinschaftliche Missbräuche gab es, dank der göttlichen Barmherzigkeit, nicht. Im Gegentheile herrschte in der Gesellschaft strenge Beobachtung der Ordensregeln, viele Frömmigkeit, viel Eifer und besonders Einigkeit und Liebe — das haben die letzten fünfzehn Jahre voll äußerster Trübsal bewiesen. Es fiel keine Störung, keine innere Unordnung vor, und alle blieben ihrem Stande, wiewohl er aufs äußerste verfolgt wurde, aufs treueste zugethan. Der menschlichen Natur gemäß fanden zuweilen Privatmissbräuche statt, denen man in angemessener Weise abhalf.“ Keine Schäden. Friedrich II. Missbräuche.

Die Untersuchung konnte keine Verbrechen nachweisen. Die Verhandlungen wurden absichtlich in die Länge gezogen. Offenbar glaubte man im spanischen Cabinet doch zuletzt etwas Wichtiges herauszubringen, oder fürchtete, wenn der Prozess öffentlich geführt werde, so werde Ricci freigesprochen, und wenn er frei werde, so könne er sich der Presse gegen die Mächte, die den Orden verfolgten, bedienen. Kaum hatte Clemens XIV. die Augen geschlossen, so mahnte der spanische Geschäftsträger die Cardinäle, sein König verlange, dass sie ihm für die Jesuiten in der Engelsburg einstünden; er wolle nicht, dass man sie in Freiheit setze. Spanien.

Der neue Papst Pius VI. wollte den Jesuitengeneral freilassen: aber der Schmerz über seines Ordens Aufhebung hatte die Kraft des Mannes schon untergraben. Ricci, die Nähe des Todes fühlend, las am 19. November, nachdem er das letzte Abendmahl empfangen, vor dem Priester, den Officieren, Soldaten und Mitgefangenen seine letzte Erklärung vor, „ein Denkmal des Schmerzes, der Unschuld und der christlichen Liebe“ — angesichts der Ewigkeit, in der Pflicht, Pius VI.

[1] Ravignan, l. c. p. 379—393, 555—557 (242—250, 406—416).

Ricci's letzte Erklärung.

der Wahrheit und Unschuld ein Zeugnis zu geben. Darin heißt es:[1] „1. Erkläre und betheure ich, dass die erloschene Gesellschaft Jesu gar keinen Grund zu ihrer Aufhebung gegeben hat; ich erkläre und betheure es mit derjenigen Gewissheit, welche ein von dem, was sich in seinem Orden begibt, gut unterrichteter Oberer moralisch haben kann. 2. Erkläre und betheuere ich, dass ich keinen, auch nicht den leisesten Grund zu meiner Verhaftung gegeben habe. Ich erkläre und betheure es mit derjenigen vollkommenen Gewissheit und Evidenz, die ein jeder von seinen eigenen Handlungen besitzt. Diese zweite Protestation geschieht bloß, weil sie für den Ruf der erloschenen Gesellschaft Jesu nothwendig ist." — Über die Schuld der Verfolger des Ordens enthält er sich eines jeden Urtheiles, denn des Menschen Gedanken seien Gott allein bekannt; er allein sehe die Irrthümer des menschlichen Verstandes, und unterscheide, ob sie an der Sünde theilhaben: er allein durchdringe den Geist, in dem man handelt, und die Neigungen und Regungen des Herzens, welche die Handlungen begleiten. Zum Schlusse verzeiht Ricci denen, die ihn und den Orden verfolgten, und beschwört jeden, der die Wahrheit kennt, sie in der ganzen Welt bekannt zu machen. Das ist eine würdige Erklärung! — Der Papst, der die Pforten seines Gefängnisses dem Lebenden nicht hatte öffnen können, bezeugte wenigstens dem Todten sein Leid und seine Neigung, gerecht zu sein: er veranstaltete ihm ein prachtvolles Leichenbegängnis und ließ ihn zur Seite der vorangegangenen Ordenshäupter begraben.

Die Jesuiten in Schlesien.

Die Tage des Papstes waren voll Kummer; es kränkte ihn die Nachricht, dass die Jesuiten in Schlesien, Polen und Russland seinem Breve der Auflösung Widerstand leisteten.

Theiner.

Sie wollten der Kirche dienen, meint Theiner, aber nur als Mitglieder der fortbestehenden Gesellschaft. Theiner wirft ihnen vor,[2] „dass sie sich mit dem sonst richtigen Grundsatze trösteten, dass die Gesetze der Fürsten nicht eher verbinden, als wenn sie gesetzlich bekannt gemacht worden. — Sie vergaßen, dass nicht diese Fürsten, sondern der Papst das Aufhebungsdecret erlassen, dass sie somit die Giltigkeit der Entscheidungen des Heiligen Stuhles vom Gutdünken protestantischer und schismatischer Fürsten abhängig, und diese Fürsten, wenn nicht zu den eigentlichen Gesetzgebern, so doch wenigstens zu nothwendigen Bestätigern der Gesetze der katholischen Kirche machten." — Garampi, der ausgezeichnete Nuntius in Polen, meldete dem Papste, die Einflüsterungen des Königs von Preußen seien wahrscheinlich auch Schuld am Widerstande der Czarin, und rieth, zunächst jeden Schritt bei diesen Herrschern zu vermeiden, denn sie würden einem Gesuche entweder nur Gehör geben unter wunderlichen Bedingungen, oder es in bitterer und demüthigender Art abweisen, so dass jedenfalls die päpstliche Autorität geschädigt würde; auch würde man hitzige Köpfe ins Schisma treiben und den Schmeichlern der weltlichen Macht in Berlin, den Predigern und Schriftstellern von verwegenen Grundsätzen nur Gelegenheit zur Verhöhnung der Kirche bieten. Er möge darum bei diesen Jesuiten bloß ihr Gewissen wirken lassen.

Garampi.

Troil.

Der Rath war gut. Der Pater Troil, der vom Hofe von Berlin aufgefordert war, sich zum Generalvicar wählen zu lassen, erkrankte und mahnte sterbend seine Gefährten in ernster Weise an die unerlässliche Pflicht, sich um jeden Preis dem Willen des Papstes zu unterwerfen. Sie baten sofort den König,

[1] Ravignan, l. c. p. 388—391 (248—250).
[2] Theiner, l. c. II, S. 493—500.

ihre Auflösung anzuerkennen, und dieser schrieb, erstaunt über einen solchen Gehorsam gegen den Heiligen Stuhl: „Weil Ihr denn nicht von meiner Güte Gebrauch machen wollt, so will ich Eurem Gewissen keinen Zwang anthun und Ihr möget denn mit in die Aufhebung Eures Ordens, welchen ich erhalten wollte, eingeschlossen sein.“ — Die Jesuiten in Schlesien blieben also als Exjesuiten oder Weltpriester im Besitze ihrer Collegien und der Universität Breslau, sie nahmen keine Novizen mehr auf und hießen nun „Priester des königlichen Schulinstitutes“. Über ihr Wirken in Schlesien gibt der Protestant Karl Adolf Menzel das Zeugnis: „Sie bewiesen sich durchgängig als redliche, dem König treu gesinnte Männer, sie ließen es an wahrer Humanitätsbildung nicht fehlen; im leichten und geläufigen Gebrauch der lateinischen Sprache behaupteten sie sogar über manchen Kenner der Classicität Überlegenheit. Die Mathematik und die ihr angehörigen mathematischen Fächer wurden eifrig und erfolgreich betrieben. Manchen von ihnen ist auch bei den Protestanten ein freundliches Andenken geblieben.“ [1])

Friedrich II. K. A. Menzel.

Ein anderes Zeugnis stellt Theiner seinem alten Lehrer, dem Pater Köhler aus:[2]) „Ich verdanke meine Jugenderziehung diesem Priester, der allen Einwohnern Schlesiens so bekannt ist, dem der Ruhm beschieden war, der erste zu sein, welcher das Studium der orientalischen Sprachen in dieser Provinz einführte. Köhler hat dem öffentlichen Unterrichte in Schlesien Dienste geleistet, welche gleicherweise von Katholiken wie Protestanten anerkannt wurden. Ich kann nur bezeugen, dass er seines berühmten Ordens würdig war. Oft hatte ich den Genuss, ihn zu hören, wie er mit der liebenswürdigsten Einfachheit den Wunsch ausdrückte, womöglich in seinem Ordenskleide zu sterben.“ —

Theiner.

Ende Clemens XIV.

Krankheit Clemens XIV.

Avignon und Benaissin, Benevent und Ponte-Corvo wurden allerdings dem Papste wieder zurückgestellt, aber nicht ohne dass der boshafte Tanucci ihn noch dabei gekränkt hätte, der nie wollte, dass die Angelegenheit der Jesuiten etwas gemein haben sollte mit der von Avignon und Benevent. Der Unmuth über die Roheit dieses Ministers verschärfte das Leiden des Papstes, der längst an einer flechtenartigen Krankheit litt; diese wurde bedenklich seit dem 25. März 1774.

An diesem Tage wohnte der Papst einem feierlichen Zuge nach der Marienkirche bei den Dominicanern bei. Auf dem Wege wurde er von einem ungeheuren Platzregen überfallen und, während alle aus seinem Gefolge die Flucht ergriffen, setzte er den Weg muthig fort und wohnte gleichwohl nachher noch dem feierlichen Gottesdienste bei in der feuchten und kühlen Kirche, was für sein Befinden die übelsten Folgen hatte. Seine Kraft nahm von da an sichtlich ab, wenn auch sein Geist gesund blieb und seine Arbeitsamkeit unermüdlich schien. Vom 10. September an erhob er sich nicht mehr vom Krankenlager. Am 20. gaben die Ärzte schon alle Hoffnung auf Genesung auf. Am 21. empfieng er die Sterbesacramente und tags darauf, 22. September 1774, früh 7 Uhr, verschied Clemens XIV. nach sanfter Agonie.

Tod

[1]) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, VI, S. 70.
[2]) Theiner, Geistliche Bildungsanstalten, S. 51.

nicht in Verzweiflung.

Seine Geistesgegenwart behielt er bis zum letzten Augenblicke. Die Nachricht, er sei in Verzweiflung gestorben, ist eine Verleumdung. Aber nicht minder ist es eine Verleumdung, dass er der Rache der Jesuiten erlegen und an Gift gestorben sei.[1])

Der Papst nicht vergiftet.

Diese Nachricht stammt von Bernis,[2]) welcher Ludwig XV. meldete, der Tod sei nicht natürlich gewesen: die Ärzte, die der Leichenöffnung beiwohnten, hätten sich mit Zurückhaltung, die Wundärzte aber offen ausgesprochen. Seinem Minister meldete Bernis: „Die Umstände beim Tode des Papstes erregen in gleichem Theile Entsetzen und Mitleid." Gierig griffen die Encyklopädisten diese Nachricht auf und d'Alembert schrieb alsbald an Friedrich II., der Tod des Papstes sei das Werk einer Jesuiten-Apotheke. „Wollen Euere Majestät nicht für diese ehrlichen Leute bei der Universität zu Breslau einen Lehrstuhl der Pharmacie gründen, in der sie so bewandert erscheinen?" Friedrich II. antwortete dem französischem Sophisten: „Ich ersuche Sie, den Verleumdungen, die man gegen die guten Patres ausspreugt, nicht so leichthin Glauben beizumessen. Nichts ist erlogener, als das in Umlauf gebrachte Gerücht von der Vergiftung. Die Leiche ist geöffnet worden und man hat nicht die geringste Spur von Gift gefunden. Dies haben die Ärzte auch eidlich bezeugt." Auch verbreitete man, seinem Beichtvater Marzoni habe der Papst anvertraut, er glaube an Vergiftung zu sterben. Der Beichtvater hat bei seinem Eide dagegen die Erklärung abgegeben, Clemens XIV. habe bei keinerlei Anlass zu ihm gesagt,. er sei vergiftet, oder er habe die geringsten Anzeichen von Gift verspürt; auch habe er, Marzoni, nie zu irgend jemand etwas derart gesagt.

Bernis. D'Alembert. Friedrich II. Marzoni.

So starb dieser merkwürdige Mann, der, um die Gefahr eines Schisma zu verhüten, den Jesuiten-Orden aufhob, und zu seiner eigenen, so entgegengesetzten und zu des Ordens Beurtheilung so viel Anlass gab. Er gehörte nicht zu den Naturen wie Gregor VII. und Innocenz III.; er gab den Monarchen nach, um die Kirche zu retten — übrigens unter schweren inneren

---

[1]) Theiner, l. c. II, S. 519.

[2]) Auch Monino berichtet in ähnlicher Weise an Karl III. Sein Schreiben über den Tod des Papstes in Le Brets „Magazin", VI, S. 139—151, wieder abgedruckt in Ginzel, l. c. II, S. 275—282. Dagegen ist das sachverständige Gutachten des Leibarztes Salicetti bei Le Bret, l. c. V, S. 305—319, Ginzel, l. c. II, 271—275. Richtig bemerkt Reumont (Ganganelli): „Es ist bekannt, dass man die Jesuiten anklagte, Clemens XIV. vergiftet zu haben — eine leere Verleumdung, die noch im Munde von Tausenden ist, wie die grundlose Sage der Vergiftung Kaiser Heinrichs von Luxemburg durch die Hostie des Dominicanermönchs von Montepulciano. Die Geschichte verdient keine Widerlegung mehr, denn wer sie ungeachtet der Zeugnisse des Beichtvaters des Papstes (Buontempi), der Ärzte und zahlreicher Zeitgenossen noch glauben will, mag ruhig bei seinem Glauben bleiben." Vergl. Duhr, die Vergiftung des Papstes Clemens XIV. im ersten Heft der „Jesuiten-Fabeln" S. 45—66. — Masson, Le Cardinal de Bernis, p. 297—299, weist das Gerede von einer Vergiftung als Unsinn zurück. Weder die Jesuiten noch ihre Anhänger haben dieses unnütze Verbrechen begangen. Der Beweis für die Nichtvergiftung des Papstes 1774 ist, dass er 1771—1773 nicht vergiftet wurde, als die Bourbonen zur Aufhebung des Ordens drangen. Das Urtheil eines berühmten Toxicologen, dass keine Vergiftung stattgefunden, dass also keine äußere, sondern eine innere Ursache den Papst ins Grab brachte, bei Duhr, l. c. S. 38—40.

Kämpfen. Auch wo er nachgab, suchte er seine Selbständigkeit zu wahren.[1]) Sonst war er ein Muster von Frömmigkeit und von engelreinen Sitten.

Charakter.

An sich und an seine Familie dachte Clemens XIV. nicht; noch auf dem Throne aß er einfache Franciscanerkost, von einem Klosterbruder bereitet. Kostbare Speisen bedeckten nie seinen Tisch.[2]) Dagegen arbeitete er von früh morgens ohne Unterbrechung und mit außerordentlicher Schnelligkeit. Auch Vermögen suchte er für sich oder die Seinen nicht zu gewinnen. Armut blieb seine schönste Zierde. Sein ganzer Nachlass bestand aus 1500 Thalern. Vor dem Nepotismus hatte er solchen Abscheu, dass er seinem armen Neffen, der an der Sapienza die Rechte studierte, nie erlauben wollte seinen Fuß zu küssen, aus Sorge, er möchte eine Gnade von ihm erbitten. „Hat er einige Kleinigkeiten von mir erlangt, so wird er Dinge von noch größerer Wichtigkeit von mir fordern und ich werde mich nach und nach daran gewöhnen, ihm nichts verweigern zu können.“[3])

Kein Nepotismus.

Briefe.

Unter den Briefen, die unter seinem Namen erschienen sind,[4]) kommen sehr schöne Stellen vor, z. B.: „Es ist wahrhaft wunderbar zu sehen, wie der Geist plötzlich zu den Sternen sich erhebt, dann zu einem Sandkörnchen heruntersteigt; wie er sich ausdehnt in der Unendlichkeit des Himmels, dann in sich selber zurückkehrt; wie er das Licht analysiert und ein Insectchen zerlegt, wie er ohne Schranken wünscht und doch in seinem Vermögen beschränkt ist. Da kann man mit Recht sagen, die Menschenseele sei das größte Weltwunder.“ 1749 schreibt er: „Mein Weltall ist die Kirche, denn sie ist so alt, sie ist der Zeit nach so ausgedehnt, sie ist so allumfassend, dass ich mich in ihrer Ungemessenheit verliere. Durch die Genauigkeit, womit sie alles vereint, macht sie nur einen einzigen Punkt aus allen Jahrhunderten und allen Orten; durch die Identität, welche sie im Glauben, Hoffen und Lieben allen Menschen bringt, bildet sie, sozusagen, nur einen einzigen Erwählten: denn, wenn man die vollkommene Übereinstimmung betrachtet, die zwischen allen Gliedern Jesu Christi besteht, so möchte man sagen, dass nur ein einzelner Mensch betet und handelt.“ — Die Erhebung zur päpstlichen Würde verschaffte ihm kein Glück, so wenig als ihn der Glanz des Purpurs, als er Cardinal wurde, geblendet hatte. Damals schrieb er: „Ich betrachte die Würden als einen Zuwachs von Buchstaben für die Grabschrift, welche dem nichts hilft, der unter ihr liegt.“ Jetzt schrieb er einem befreundeten Klosterbruder: „Wenn Ihr mich für glücklich haltet, so täuscht Ihr Euch. Wenn ich manchmal den ganzen Tag in Aufregung gewesen bin, wache ich in der Nacht auf und

[1]) Er war sehr schweigsam und zog die Cardinäle selten zurathe. „Ein Regent,“ pflegte er zu sagen, „der viele Vertraute hat, wird unfehlbar beherrscht und verrathen. Ich schlafe ruhig, wenn ich versichert bin, dass ich mein Geheimnis allein besitze. Was man nicht sagt, wird nicht geschrieben.“

[2]) Theiner, l. c. II, S. 531. — Als der Obermundkoch sich ihm, dem erwählten Papste, vorstellte und ihn inständig bat, ihn in seinem Dienste zu behalten, sagte er zu ihm: „Er soll seinen Gehalt nicht verlieren; ich will aber auch meine Gesundheit nicht verlieren, um Ihn in seiner Kunst zu üben.“

[3]) Theiner, l. c. II, S. 531.

[4]) Ganganelli, Papst Clemens XIV. Seine Briefe und seine Zeit. Berlin 1847. — Ginzel, Kirchenhistorische Schriften, II. — Der Marchese Luigi Antonio Caraccioli, ein Neapolitaner, der aber meist in Paris lebte (1721–1803), gab daselbst 1775 eine „Vie du Pape Clément XIV.“ heraus und, da das Buch Beifall fand, 1776 „Briefe Ganganellis“, aber in französischer Übersetzung, nicht im Original; auch stimmte das Datum nicht immer mit der Zeitgeschichte, darum wurde ihre Echtheit angestritten. — Ranke hält sie im Kern für echt. Vergl. Reumont, Papst Ganganelli. Berlin 1847.

seufze nach meinem Kloster, meiner Zelle, meinen Büchern. So kann ich sagen, dass ich Euren Stand beneide. Gott weiß, wie gern ich mein Blut hingebe, auf dass alles wieder im Frieden wäre!" —

Urtheile über den Orden.

Der Orden war also aufgehoben. Welche tiefe Bedeutung er hatte, sieht man aus den vielen Flugschriften,[1]) dann aus der Erregung, welche die Frage, ob der Orden in Preußen und Russland noch fortbestehe, in Deutschland verursachte.

Nikolai. Der Berliner Nikolai versicherte in seiner „Deutschen Allgemeinen Bibliothek", dass die Abschaffung des Ordens bloß scheinbar wäre, dass die Mitglieder noch immer Verbindungen, sowie den größten Theil ihres Vermögens unter dem heimlichen Schutze der katholischen Fürsten beibehielten. Er sah in jedem Winkel, in jedem Rocke, in jedem Mann einen unaufhörlich mit der Wiederherstellung des Ordens beschäftigten Jesuiten.[2]) Der berühmte Arzt und Schriftsteller Zimmermann, Verfasser des Buches „Über die Einsamkeit" und Protestant, erzählt in seiner Schrift über Friedrich II.:[3]) „Die Fackel des Misstrauens, des Argwohnes, des Religionshasses, der Zwietracht, der Intoleranz ward über Deutschland geschwungen. Jesuitenriecherei wurde Mode und fuhr schnell wie der Blitz wieder zwischen die Weiber. Gelehrte und Weiber giengen in Scharen auf die Jesuitenjagd. Die tollsten Dinge wurden erzählt: so sollte Lavater den Fürsten von Dessau zur katholischen Religion bekehrt haben." Namentlich war ein gewisser Leuchsenring eifrig in seiner Jesuitenangst. Zimmermann erzählt:[4]) „Er verdrehte die Augen, ward blass und roth, so dass ich hätte glauben sollen, unter all meinen Schränken, Tischen, Stühlen, Öfen und Betten, unter meinem Dache, in meinem Keller und unter dem Herde in meiner Küche stecken Jesuiten. Er bat mich um Gotteswillen, wenn ich unendlichen Mord und Todtschlag vorbeugen wollte, so möchte ich doch eiligst an die Kaiserin von Russland schreiben, um sie zu warnen vor diesem allenthalben im Finstern schleichenden, jesuitischen Rattengezücht."

Zimmermann. Jesuitenfurcht. Leuchsenring.

---

[1]) Die zahllosen Flugschriften jener Zeit zeugen von der Tiefe der Erregung, z. B. die folgende: „Das Leiden der Jesuiten, oder Verhandlung zwischen dem Papste und den Fürsten Europas." — Der Papst (zeigt den General der Jesuiten den Herrschern mit den Worten): „Ecce homo." — Der König von Portugal sagt: „Tolle, tolle, crucifige." — Der König von Spanien: „Reus est mortis." — Der König von Frankreich: „Vos dicitis." — Der König von Neapel und der Herzog von Parma: „Habemus legem, et secundum hanc legem debet mori." — Die Kaiserin Maria Theresia: „Quid enim mali fecit?" — Der Kaiser Joseph II.: „Non inveni in eo causam." — Der König von Sardinien: „Innocens ego sum a sanguine justi hujus." — Der König von Preußen: „Quid ad me?" — Die Republik Venedig: „Non in die festo, ne forte tumultus fiat in populo." — Die Kaiserin Katharina II.: „Non novi hominem." — Der Papst: „Flagellabo eum, et castigatum ad vos dimittam." — Der General der Jesuiten: „Post tres dies resurgam." — Die Generale der anderen Orden (zum Papste): „Jube ergo custodiri sepulchrum, ne veniant discipuli ejus et furentur eum et dicant plebi: Surrexit a mortuis et erit novissimus error pejor priore." — Der Papst (zu den Mönchen): „Ite ergo, et custodite, sicut scitis."

[2]) Robison, Über geheime Gesellschaften, S. 73.

[3]) Zimmermann, Friedrich der Große, S. 88—89.

[4]) Ibid. S. 87–88.

So war die Stimmung in Norddeutschland. In Süddeutschland waren die Jesuiten in seltenem Grade populär wegen ihrer Thätigkeit als Professoren, Prediger und Beichtiger. Die Auflösung des Ordens erregte Bestürzung und Unmuth. Nicht bloß die Bischöfe sprachen sich in ihren Hirtenbriefen für die Erhaltung des Ordens aus, sondern auch die Bürgerschaft vieler Städte, wie Augsburg, Landshut, Elwangen. Als Nikolai vor den Exjesuiten warnte, schrieb Michael Sailer: „Ich habe drei Jahre in Mitte der Jesuiten gelebt und habe nicht das mindeste von den schurkenmäßigen Grundsätzen bemerkt, die ihnen zur Last gelegt werden. Männer Deutschlands, hört mich! Kennt ihr unter den Jesuiten einige Individuen, viele oder wenige, die Schurken sind, so nennet sie bei Namen, beweiset eure Anklage, schlaget sie an den Galgen oder flechtet sie auf das Rad und handelt mit ihnen nach Verdienst. Ich werde zuerst sagen: es geschieht den Bösewichtern recht.“ [1]) In Österreich wurden in einigen Städten, wie Graz und Linz, Zeichen der Unzufriedenheit über die Auflösung des Ordens sichtbar. Die Jesuiten selber fügten sich allenthalben widerstandslos in ihr Schicksal. Nirgends machten sie einen Versuch, das Volk zu ihren Gunsten aufzuregen. [2]) Weil Kaiser Joseph im Sommer 1773 in Galizien abwesend war, wurde das Breve der Auflösung erst 10. September 1773 verkündet. Alles gieng mit Ruhe und Anstand vor sich. Der Kaiser und der Staatskanzler waren für die Maßregel; Maria Theresia war dagegen, aber sie folgte ihrem Rathe, wenn auch mit Widerwillen, zumal der Papst entschieden hatte. Ihre wahre Herzensmeinung spricht sie in einem Briefe an ihre Busenfreundin, die Gräfin Enzenberg aus: „Wegen der Jesuiten bin ich untröstlich und in Verzweiflung. Mein ganzes Leben habe ich sie geliebt und hochgeachtet und nichts als Erbauliches von ihnen gesehen.“ [3]) Sie war ärgerlich über die Geldfrage. Die Güter des Ordens sollten zum Besten der Religion wie des Staates verwendet werden: [4]) nun zeigte sich aber, dass das Vermögen nicht genügte, um jedem der angestellten Mitglieder des Ordens auch nur 350 und den anderen 200 Gulden jährliche Pension auszuwerfen. 100 Gulden bestimmte man überdies jedem ein für allemal zur Bestreitung der neuen Kleider als Weltcleriker. Man hatte sich verrechnet im Überschlage des Vermögens zu 400 Millionen Gulden! Nun zeigte es sich, dass das Erträgnis nicht reiche, um auch nur diese erbärmliche Pension auszuzahlen, was die Kaiserin sehr beunruhigte. Man sprach von Entwendung und Verschleppung des Vermögens. Eine Untersuchung kam zustande, sie war aber fruchtlos.

Österreich.

Maria Theresia.

Reichthum der Jesuiten.

Am ersten kam man in Frankreich von der Stimmung des Hasses gegen die misshandelten Jesuiten zurück und begann den Trümmern des Ordens wieder Gerechtigkeit zu bezeigen.

Frankreich.

Wenn sie auch jetzt Weltgeistliche waren, man hörte die Exjesuiten gern predigen. Die Bischöfe begrüßten die Ankunft des Paters Duplessis in ihrer Diöcese mit Worten der Freude und des Dankes. Pater Beauregard predigte schon wieder 1775 zur Bewunderung zahlloser Zuhörer. Er verkündete damals richtig, wie ein Prophet, in Notre-Dame voraus, was kommen werde: [5])

Bessere Stimmung.

Duplessis.

[1]) Duhr, l. c. IV, S. 337—338.
[2]) Arneth, l. c. IX, S. 99.
[3]) Ibid. IX, S. 97—98.
[4]) Ibid. IX, S. 109—120.
[5]) Beauregard in der Biographie universelle.

Beauregard. „Ja, auf den König und die Religion ist es von Seite der Freidenker abgesehen! Sie führen Axt und Beil in ihren Händen; sie harren nur des günstigen Augenblickes, um Thron und Altar umzustürzen. Ja, deine Tempel, o Herr, werden beraubt und zerstört, deine Feste abgeschafft, dein Name gelästert, dein Cult geächtet werden! Doch, was höre ich, großer Gott, was sehe ich! An die Stelle der heiligen Hymnen, die in diesen ehrwürdigen Hallen zu deinem Preise erschollen, treten die Töne schlüpfriger und ruchloser Lieder! Und du, ruchlose Gottheit des Heidenthumes, unzüchtige Venus, du wirst gerade hier dreist die Stelle des lebendigen Gottes einnehmen, dich auf dem Throne des Heiligsten der Heiligen niederlassen und den sträflichen Weihrauch deiner neuen Anbeter empfangen.“ [1]) Diese Ankündigung gieng, wie wir in den späteren Bänden sehen werden, buchstäblich in Erfüllung. — 1775 war das große Jubiläum und die Jesuiten predigten so mächtig, dass ein Haupt der Bewegungspartei den schmerzlichen Ausruf that: „Jetzt ist die Revolution um ein Vierteljahrhundert hinausgeschoben!“ — Der Père Lenfant war so redegewaltig, dass ihm das Predigen verboten wurde, „denn es wäre eine Auferstehung von den Todten.“

Jubiläum 1775.

Die Nationalversammlung. Dennoch übte die constituierende Versammlung eine gewisse Gerechtigkeit aus gegen die Jesuiten. Grégoire sprach am 19. Februar 1790: „Unter den hunderttausend Bedrückungen, die während der vorigen Regierung auf Frankreich lasteten, muss man auch jene zählen, die gegen einen berühmten Orden, nämlich gegen die Jesuiten, ausgeübt worden ist.“ Der Abgeordnete Lavigne sagte, dass es noch welche von jenen Unglücklichen gebe, die nicht der Freiheit, nicht der Vernunft und dem Vaterlande, sondern dem Parteigeiste der Rache und dem unversöhnlichen Hasse geopfert worden wären. Barnave mahnte, der erste Act der aufblühenden Freiheit solle sein, die Ungerechtigkeiten des Despotismus wieder gut zu machen. „Ich beantrage daher beim Gesetze zur Aufhebung der Orden einen Zusatz zu Gunsten der Jesuiten.“ — „Ja“, rief Montesquiou, „die Jesuiten haben Anspruch auf Eure Großmuth. Ihr werdet sie dem berühmten Orden nicht versagen, unter dessen Leitung ohne Zweifel viele von Euch ihre ersten Studien gemacht haben; jene Unglücklichen, meine ich, deren Fehler vielleicht ein Problem waren, deren Missgeschicke aber keine zweifelhafte Frage waren.“ So sprach die constituierende Versammlung über die Aufhebung der Jesuiten. [2])

Colonien. Der Zustand ihrer Colonien musste den Franzosen zunächst das Unrecht einleuchtend machen, welches sie dem Orden angethan. Hier war die Thätigkeit des Ordens wahrhaft großartig gewesen.

In der Zeit von 1686 bis 1727 fanden 113 Jesuiten auf der Fahrt nach Ost- und Westindien den Tod in den Wellen, und wie viele wurden nicht ein Opfer des Klimas, der vergifteten Pfeile der Indianer! Der Einfluss Frankreichs auf die Völker Ost- und Westindiens hieng zum Theile von den französischen Jesuiten ab. Die Priester, welche die Jesuiten nach der Aufhebung des Ordens ersetzen sollten, sprachen nur mit Begeisterung von der Geduld, von der Aufopferung, von den Erfolgen ihrer Vorgänger.

Auch ein hochverdienter Österreicher, der Carmeliter Paulinus a Sancto Bartholomeo, der bekanntlich das Verdienst hat, zuerst zum Studium des

[1]) Moniteur vom 20. Februar. — Crétineau-Joly, l. c. V, p. 503.
[2]) Moniteur vom 20. Februar. — Crétineau-Joly, l. c. V, p. 504.

Sanscrit durch seine Grammatik getrieben zu haben, legt das Geständnis ab, dass die Missionen in Tandschaur, Golconda, Balaghat, Delhi und in anderen Binnenländern Hindostans, die durch die Jesuiten gesittigt worden waren, wieder in die Verwilderung zurückgefallen seien, weil niemand mehr ihnen Mitarbeiter sandte und ihrem Wirken Vorschub leistete.[1] In Malabar sah man sich genöthigt, da sie allein die Landessprache verstanden, ihnen als „Malabarischen Herren Missionären" wieder ihre Wirksamkeit zu gestatten, sonst war es um den französischen Einfluss geschehen. In der Levante, in Armenien, in Syrien hielten sie die Sache der Religion und das Ansehen Frankreichs aufrecht und die Gesandten beschworen daher die Regierung, die Jesuiten doch ja in ihren Amtsverrichtungen beizubehalten. Man musste den Papst Pius VI. bitten, doch ja zu gestatten, dass Exjesuiten in ihrem alten Ordenskleide 1777 wieder nach Cayenne giengen. Den Eingeborenen hatte man gesagt, es gebe keine Jesuiten mehr. Als sie nun die Priester in dem so verehrten Kleide wiedersahen, warfen sich diese Halbwilden ihnen zu Füßen, benetzten sie mit Thränen und versprachen, hinfüro wieder als Christen zu leben, weil man ihnen die Patres wiedergegeben, die sie dem wahren Gotte zugeführt hätten.

Paulinus a Sancto Bartholomeo. Hindostan. Cayenne.

Aber nicht bloß als Glaubensboten in den fernsten Ländern und als Kanzelredner, sondern auch als Männer der Wissenschaft waren die Jesuiten in den Tagen, da der Orden fiel, in großem Ansehen.

Sie thaten sich hervor in der Mathematik und Astronomie. Ein Jesuit machte 1769 die besten Beobachtungen über den Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe, die von so großer Wichtigkeit sind, will man die Entfernung der Sonne von der Erde genau bestimmen: Maximilian Hell (eigentlich Höll) aus Schemnitz in Ungarn, der 1738 in Trentschin in den Orden trat, bald darauf Gehilfe des Paters Franz auf der Sternwarte in Wien wurde, später in Klausenburg eine Sternwarte anlegte und öffentliche Vorlesungen über Mathematik hielt, bis er im Winter 1755 zur Leitung der neuen Sternwarte nach Wien berufen wurde; zugleich hielt er Vorträge über populäre Mechanik, durch die geschickte Künstler und Handwerker herangebildet werden sollten. Hell glaubte, er sei ganz unbekannt, und war nicht wenig erstaunt, als er vom König von Dänemark die Einladung erhielt, auf dänische Kosten die Reise nach Wardöhus an der Küste von Lappland zu unternehmen, um dort den Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe zu beobachten.[2] Freudig sagte er zu, und nahm den Pater Sajnovic, damals Adjuncten der Sternwarte in Tyrnau, als seinen Gehilfen mit. Die Beobachtung gelang vollständig und allein von allen Beobachtungs-Stationen im Norden, und seine Bemerkungen erwiesen sich als die wichtigsten: sein Name ist für immer an eine denkwürdige Epoche in der Astronomie geknüpft. Nach seiner Rückkehr errichtete Hell eine Sternwarte in Erlau, stellte im Vereine mit Mesmer Untersuchungen über den Magnetismus an und gab 1771 in den „Wiener Ephemeriden" die Beschreibung seiner Reise nach Wardöhus heraus. Voll Freude über seine Leistung wies ihm König Christian VII. eine lebenslängliche Pension von tausend Gulden an, die aber Hell patriotisch ausschlug als von einem auswärtigen Hofe kommend. Er war Mitglied der Akademien zu Paris, Kopenhagen,

Pater Hell. Beobachtung des Durchgangs der Venus.

[1] Vergl. die Stellen bei Crétineau-Joly, l. c. V, p. 426—430 (490—494).
[2] Littrow, Pater Hells Reise nach Wardöhus in Lappland. Wien 1835.

Göttingen, Stockholm, Drontheim und Bologna, und entwarf auf den Wunsch Maria Theresias den Plan zu einer Akademie in Wien. Hier starb er, mit der Herausgabe der „Ephemerides astronomicae ad meridianum Vindobonensem" beschäftigt, 14. April 1792. Er war äußerst wohlthätig und kam jedem, der Rath bei ihm suchte, dienstfreundlich entgegen.

Astronomen. Die Jesuiten pflegten damals mit Vorliebe die Astronomie: es gab wenige große Collegien, wo nicht eine Sternwarte bestand; so hatten Ingolstadt, Graz, Olmütz, Prag, Breslau, Posen ihre Observatorien.[1] Neben Hell glänzten damals als Astronomen in Wien Pilgram, Franz Mayr, Tirneberger in Graz, Steppling in Prag; Mari erbaute Sternwarten. die Sternwarte in Mantua, Cavalli leitete das Observatorium in Brescia, Pezenas in Avignon, Belgrado in Parma, Ximenez in Florenz, Bourgeois und Amiot in Peking, bewundert vom Kaiser Kien-long. Boscovic. Boscovic aus Ragusa, Meister in der Geometrie, wurde von Ludwig XVI. mit einem Gehalt von 8000 Francs durch eigenes Handschreiben eingeladen, in seinen Staaten seinen erhabenen Forschungen zu leben und seinen Eifer für die Fortschritte der Wissenschaft zu befriedigen; aber der Neid d'Alemberts, dem er Fehler nachgewiesen hatte, vergällte ihm den Aufenthalt in Frankreich: er zog sich nach Mailand zurück, das stolz wurde auf seinen Besitz. — Als Panizoni, Professor der Mathematik zu Prato, infolge des Auflösungs-Breves seine Stelle niederlegte, giengen auch seine Schüler fort und kehrten nicht mehr zurück, bis der Großherzog Leopold ihn wieder in sein Amt einsetzte. In Siena glänzte Arighetti als Mathematiker, in Venedig Panigai, in Genua Correard, in Turin Rovero, in Parma Belgrado, in Bologna Riccati, in Mailand La Grange, in Würzburg Huberti, in Dillingen Pickel, in Ingolstadt Helfenzrieder.

Hydraulik. In der angewandten Mathematik, in der Hydraulik und Hydrostatik machte sich Lecchi in Mailand unsterblich.[2] Walcher stellte Untersuchungen an über den Strudel in der Donau; er leitete den Dammbau am Wiener Canal, den Wasserfang in Russdorf, den Dammbau in Preßburg. Maria Theresia ernannte ihn zum Vorstand des Navigationswesens. — Pater Cabral schützte Terni vor dem Wasserfall des Velino, dann dämmte er nach der Heimkehr in sein Vaterland den Tajo ein. Lecchi baute die Militärstraße im Mantuanischen, Riccati regelte den Lauf der Etsch, der Brenta, des Po, und rettete das Land vor Überschwemmungen. Ximenez ebnete die Heerstraßen und gründete ein neues Becken-System in Toscana. Zeplichal machte sich verdient um die Bergwerke in der Grafschaft Glatz.

---

[1] Montucla, Geschichte der Mathematik, IV, S. 344. — Crétineau-Joly, l. c. I, p. 449 (522).

[2] Idrostatica esaminata nei suoi principii.

Als Naturforscher glänzten damals Pater Domenico Troili in Modena, Johann Baptist Favre in Rom schrieb über Elektricität, Mazzolasi über den Nordschein, Noceti über den Regenbogen. Biwald in Graz war ein tüchtiger Botaniker.

Numismatik. Eckhel.

Aber auch in anderen Wissenschaften leisteten die Jesuiten damals Bedeutendes. Josef Hilarius von Eckhel ist der eigentliche Begründer der Münzwissenschaft,[1] wie Winkelmann der Begründer der antiken Kunstgeschichte. „Seine ‚Doctrina nummorum veterum' ist die erste große Leistung in diesem für die Geschichte so bedeutenden Fache: ein neues, einfaches, leicht zu beherrschendes System, welches aus den Merkmalen der Münzen selbst die Motive seiner Bildung abstrahierte. Die Sicherheit in Zutheilung und Bestimmung der Münzen, die geistreiche, auf umfassender Gelehrsamkeit beruhende Behandlung der verschiedensten Beziehungen der Numismatik zu anderen Disciplinen der Archäologie, vorzüglich zur Mythologie, Chronologie und Epigraphik, andererseits die Genauigkeit und Verlässlichkeit der Untersuchungen und die fein unterscheidenden Beobachtungen begründeten den Weltruf dieses bedeutenden Werkes, welches noch heutzutage eine wichtige Rolle in der Archäologie spielt."[2]

Dieser große Gelehrte, geboren 13. Januar 1737 zu Enzesfeld in Niederösterreich, machte seine Studien in Wien, und war anfangs Lehrer der Grammatik. In das Münzwesen führte ihn sein Mitbruder Pater Joseph Khell ein und seine Fortschritte darin waren so bedeutend, dass er schon 1769 die Münzsammlung zweier ungarischer Grafen leitete. Sein Talent, im Orden schnell erkannt, wurde von ihm gefördert: man ließ ihn zum Studium der Sammlungen nach Bologna, Florenz und Rom reisen, und sein Kennerruf stieg so rasch, dass ihm der Großherzog Leopold zu Florenz seinen reichen Münzenschatz zur Ordnung übertrug und ihn seiner Mutter empfahl, da der Orden indessen aufgehoben wurde. Maria Thersia übertrug ihm dann 1774 die antiken Münzen im kaiserlichen Cabinet und 1775 die Lehrkanzel der Alterthümer und der historischen Hilfsmittel an der Universität und machte ihn 1776 zum alleinigen Director des Münzcabinets. Eckhel sah die Aufhebung des Jesuiten-Ordens als ein Unrecht an, viele seiner Mitbrüder waren damit ins Elend gestoßen, Maria Thersia hatte ihn dagegen aus Kummer und Noth gerettet. Ihr glaubte er sich zum Danke verpflichtet, zum Dank durch ein unsterbliches Werk, und das ist sein Lehrbuch der alten Münzkunde, für das er sich eigentlich überarbeitete. „In ihm verschwindet seine Persönlichkeit; er hatte keinen Ehrgeiz als die Vollendung seines Werkes; er schloss mit der Welt ab, als er es begann; er starb, als

[1] Friedrich Kenner, Joseph Hilarius von Eckhel. Ein Vortrag. Wien 1871.
[2] Acht Quartbände, ergänzt durch Steinbüchels „Addenda", 1826.

er es vollendet hatte“ [1]) — 16. Mai 1798. In seinem gewöhnlichen Leben war Eckhel ein treuer Freund, ein guter Bruder, heiter und witzig.

Aber auch in der Dichtung hatten die Jesuiten damals Männer von Bedeutung aufzuweisen. Wir erinnern nur an den Übersetzer „Ossians“, an den Freund Klopstocks, an den Barden Sined, oder wie er eigentlich heißt, an Michael Denis.

Denis. Geboren 1729 in Schärting, Jesuit seit 1747, zum Priester geweiht in Graz 1756, war Denis zuerst Lehrer am Gymnasium dieser Stadt, dann lehrte er Logik und Metaphysik am Theresianum. Diese Schule war blühend unter der Leitung der Jesuiten. Wir haben die Schilderung eines Franzosen vom Jahre 1767, welche den Eifer für Studien unter der Jugend und die feine Bildung bei derselben hoch rühmt: „Man sah hier die Blüte des Adels aller Staaten des Hauses Österreich beisammen: Deutsche, Ungarn, Italiener, Flamländer. Man lag allda den Wissenschaften, der Literatur und den schönen Künsten mit der größten Sorgfalt und dem größten Erfolge ob. Die Naturgeschichte stand da vorzüglich in Ehren. Man legte Sammlungen an; man lernte Natur-Erzeugnisse nach dem Leben zeichnen und colorieren. Mathematik, Physik und Musik, Tanzkunst, Fechtkunst, Erdkunde, Geschichte, nichts wurde vernachlässigt, um allseitig gebildete Edelleute zu erziehen. Man bestrebte sich, sie nach einem Tone zu stimmen, den sie am Ende ihrer Erziehung beim Eintritt in die Welt beibehalten konnten. Anziehend war der Ton von Leutseligkeit, Höflichkeit, Urbanität, welcher unter dieser Jugend herrschte. Fremde fühlten sich hier bald — wie unter lauter Bekannten. Er bedurfte hiezu keines Dolmetschers, denn diese jungen Leute redeten alle europäischen Hauptsprachen mit gleicher Geläufigkeit, ohne dass dieses Studium ihren literarischen Beschäftigungen Eintrag that. Dies wurde auf folgende Weise bewirkt: einen Tag in der Woche waren alle verbunden, deutsch zu sprechen, einen andern Tag lateinisch, einen dritten italienisch; für das Französische waren zwei Tage in der Woche bestimmt. Während des Mahles wurde nicht vorgelesen: man wollte, dass die Knaben diese Zeit benützten, um sich in den Sprachen und den Manieren der guten Gesellschaft zu üben. In dieser Absicht ließ man sie an ovalrunden Tafeln zu zwölf Gedecken speisen, nämlich acht Zöglinge und vier Jesuiten, welche symmetrisch vertheilt waren, um auf alle ihr Augenmerk zu haben. Jeder Zögling bediente nach der Reihe seine Kameraden und wurde angehalten, dies mit Anstand zu verrichten. Anstand herrschte auch in all ihrem Thun und Lassen dergestalt, dass, obschon ich ziemlich lange Zeit unter ihnen zugebracht habe, ich nicht ein einzigesmal ein anstößiges Wort, eine ungeziemende Äußerung gehört habe, wodurch die von der Religion, der Sittenreinheit, dem Weltton vorgeschriebenen gegenseitigen Rücksichten verletzt worden wären.“ [2])

Theresianum

Als dem Orden die Akademie entzogen wurde, war auch Denis seines Amtes enthoben. Er übernahm die Aufsicht über die Garelli'sche Bibliothek und hielt Vorlesungen über Bücherkunde und Literaturgeschichte. 1784 wurde er zweiter, 1791 erster Custos der Hofbibliothek und zugleich Hofrath. Eine reich begabte Dichternatur, war Denis auch österreichischer Patriot. Mit Begeisterung feierte er seine Kaiserin in den „Poetischen Bildern der meisten kriegerischen Ereignisse

[1]) Worte Kenners.

[2]) Sendschreiben von Rossignol de Ballouise an Herrn Noël. — Crétineau-Joly, l. c. V, p. 443—444 (516—517).

in Europa seit 1756". 1765 kam er mit Klopstock in brieflichen Verkehr; 1768 erschien seine „Übersetzung Ossians", die großes Aufsehen erregte; 1772 seine „Gesammelten Lieder von Sined (Denis)" im Tone der Bardenpoesie; 1779 seine „Aonenhalle"; 1777 der erste Theil seiner „Einleitung in die Bücherkunde"; 1778 seine „Literargeschichte". Die Aufhebung des Ordens war für sein Gemüth ein schwerer Schlag. Denis hat das Verdienst, den Sinn für edle deutsche Poesie und für Literaturkunde in Österreich mächtig angeregt und verbreitet zu haben. Sein Charakter wird als sanft und treuherzig geschildert. Er starb am 29. September 1800 zu Wien.

Hansiz.

Im Gebiete der Geschichte zeichnete sich Marcus Hansiz aus, geboren 1683 in Völkermarkt, Lehrer der Philosophie in Graz, während eines Aufenthaltes in Italien jedoch im Umgange mit Muratori und Maffei zur Geschichte angeregt. Was Ughelli in seiner „Italia sacra", was Saint-Marthe in seiner „Gallia christiana", das gedachte Hansiz für die deutsche Kirchengeschichte zu leisten. So entstand sein Werk „Metropolis Laureacensis" (Augsburg 1727), sein „Archiepiscopatus Salisburgensis chronologiae propositus", sein Werk „De episcopatu Ratisbonensi" (Wien 1754), seine „Analecta pro historia Carinthiae" (Nürnberg 1793). Überall geht er kritisch vor und sichert den Boden zu einer wahrhaften Darstellung, bei der ihm auch ein ansprechender Stil nicht abgeht. Er starb zu Wien 1766.

Aber der Raum ist hier nicht gegeben, noch manchen andern tüchtigen Gelehrten zu nennen, der dem Orden angehörte. Gewiss ist, der Schlag, der den Orden traf, war bedeutsam. Ranke sagt mit Recht, dass die ganze katholische Welt bis in ihre Tiefen, bis in den Kreis erschüttert wurde, wo die neuen Generationen gebildet werden.[1] „Man fühlte bald", erzählt schon der Geschichtschreiber Johannes von Müller, „dass eine Vormauer aller Autorität gefallen sei."[2] Chateaubriand bemerkte schon, dass der Jugenderziehung und der Literatur ein unersetzlicher Schaden zugefügt sei.[3] Ein ganz anders gesinntes Geschlecht wuchs heran, ein Geschlecht, das zuerst politischen Traumbildern nachrannte, dann im Blute watete. —

Der Sturz Pombals. Die Königin Maria.

Portugal.

Der Umschlag der Stimmung zeigte sich am stärksten im Lande, wo die Verfolgung gegen den Orden begonnen hatte, in Portugal.

Vergeltung.

Von den drei Männern, die über Malagrida das frevelhafte Urtheil gesprochen, starb der Großinquisitor Paul Carvalho jähen Todes, als eben seine durch den König erwirkte Ernennung zum Cardinal eintreffen sollte. Alvares Pereira, jener Inquisitor, der am Abend von Malagridas Hinrichtung einen Festschmaus gegeben hatte, starb eines entsetzlichen Todes, indem er bei lebendigem

[1] Ranke, Päpste, IV, S. 500.
[2] Müller, Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte, XXIII, S. 9.
[3] Der Kurfürst von Trier rief aus, als er das Auflösungs-Breve las: „Cecidit corona capitis nostri!"

Leibe verfaulte, und hauchte unter Flüchen seine Seele aus. Johann Manfilha, der dritte im Bunde, wurde unter Königin Maria wegen der vielen Verbrechen, die von ihm zutage kamen, zum Tode verurtheilt, von der guten Königin aber zur lebenslänglichen Einsperrung in ein Kloster begnadigt.

Der Hauptschuldige Pombal blieb bei der Gewalt, so lange Dom Jose lebte. Der letzte Tag, da er der Höhe seiner Allmacht neben dem schwachen König sich erfreute, war der 6. Juni 1775, wo zur Feier des Geburtstages des Königs unter großen Festlichkeiten seine kolossale Statue von Bronze, ihn zu Pferd darstellend, das auf einem marmornen Sockel steht, enthüllt wurde. Pombals bronzene Büste in Hautrelief war am Piedestal der Statue angebracht.

Denkmal des Königs.

Das Fest dauerte drei Tage. Feuerwerke, Triumphaufzüge, Bankette und Bälle sollten Ausdruck der allgemeinen Freude sein. Wie sehr aber Pombal verhasst war, zeigt, dass am ersten Tage des Festes eine Höllenmaschine seinem Leben ein Ende machen sollte. Ein Italiener hatte sie gefertigt: er wurde am 9. October desselben Jahres darob hingerichtet.[1])

Die Tage des Königs waren gezählt und mit seinem Leben musste auch die Macht Pombals enden, der seine Seele in Banden hielt. Schon 1774 hatte der König Schlaganfälle und litt an tiefer Melancholie. Nach dem König sollte seine Tochter Maria regieren mit ihrem Gemahl Dom Pedro; um aber bei der Macht zu bleiben, betrieb Pombal, dass der König sie zur Entsagung zwinge, damit ihr Sohn, der Prinz von Beira, als König ausgerufen werde, denn dieser war erst sechzehn Jahre alt, also unmündig, war erzogen und immer umgeben von Pombals Creaturen, und Pombal hätte also unter ihm, wie unter Dom Jose, regiert. Der Plan wurde ganz geheim betrieben: der König sollte Donna Maria mit der Forderung, auf den Thron zu verzichten, überraschen. Allein ein Secretär verrieth den Plan der Königin Barbara, der Mutter der Infantin, die insgeheim ihren Bruder Karl III. von Spanien zur Hilfe aufrief. Dieser schrieb nun dem König, dass er nöthigenfalls mit den Waffen die Rechte seiner Nichte schützen werde. Der Plan war also gescheitert — Donna Maria weigerte sich, zu unterschreiben. Also sah Pombal seinen baldigen Sturz voraus und begriff, dass er dem allgemeinen Hasse nicht werde widerstehen können. Der König wurde so schwach, dass er 29. November seine Gemahlin zur Regentin des Reiches ernannte. Die letzten Monate konnte Dom Jose kaum mehr sprechen; nur schriftlich drückte er den Wunsch aus, die feierliche Verlobung seiner Tochter, der Infantin Donna Maria Francisca Benedicta, mit seinem Enkel Jose, Prinzen von Beira, zu sehen. Sie war einunddreißig, er sechzehn Jahre alt, übrigens ein Jüngling von natürlichem Geist und liebenswürdigem Charakter, der Sohn des Infanten Pedro, des Bruders des Königs Jose,

Thronfolge.

Ende des Königs

[1]) Schäfer, Geschichte von Portugal, V, S. 555—558.

und Oheim ſeiner Erbtochter Maria. In einem Schreiben empfahl er dieſer: Liebe und Ehrfurcht gegen ihre Mutter, Frieden mit der Kirche, Pflege der Gerechtigkeit, Milde und Menſchlichkeit gegen ihre Unterthanen, Befreiung der Gefangenen und Bezahlung ſeiner Diener.

Dom Joſe kam in ſeinen letzten Tagen noch zum Bewuſstſein ſeiner Fehler. Der öſterreichiſche Geſandte Lebzeltern berichtet: „Er hat nagende Gewiſſensbiſſe gezeigt beſonders darüber, daſs er zu blind ſein ganzes Vertrauen einem einzigen geſchenkt, indem er erkannte, daſs er von ihm bei vielen Gelegenheiten getäuſcht worden ſei; er verſicherte, bis zu den letzten Tagen nicht gewuſst zu haben, daſs ſein Hof ſeit vierzehn Jahren nicht bezahlt worden ſei; er habe im Gegentheil geglaubt, daſs er ihm nur drei Jahre ſchulde, und das nur wegen der Ausgaben, welche die Ausſicht eines nahen Krieges erforderte. Der Monarch behielt bis zum letzten Augenblick ſein volles Bewuſstſein und verſchied mit den Geſinnungen der lebhafteſten Reue und einer erbauenden Frömmigkeit.“ [1]) Der König erlag im dreiundſechzigſten Lebensjahre, am 24. Februar 1777, einem Schlaganfalle. Athemlos erwartete die Nation den Sturz Pombals. in Reue.

Er hatte ſchon bei der Regentin Donna Maria, die jetzt Königin war, um Entbindung von allen Stellen angehalten wegen ſeines Alters, und weil er fühle, daſs er in Ungnade ſei. Man beſchuldigte ihn nämlich, nur einen Theil der confiscierten Güter dem königlichen Schatze einverleibt, den größten aber für ſich behalten zu haben. Er aber verglich ſich mit Sully in ſeiner Eingabe und ſchrieb das Zuwachſen ſeiner Reichthümer ſeinem guten Haushalte zu. Nun brach der allgemeine Haſs los. Am Tage, da Donna Maria zur Königin ausgerufen wurde, redete der königliche Hofrichter auf dem öffentlichen Platze vor den fremden Botſchaftern, vor dem ganzen Adel und allem Volke die Königin mit den Worten an: „Es bluten noch die Wunden, welche der ſchrankenloſe und blinde Deſpotismus dem Herzen Portugals geſchlagen hatte. Pombal war ein Feind der Menſchheit, der Religion, der Freiheit, des Verdienſtes und der Tugend. Er bevölkerte die Kerker und Feſtungen mit der Blüte des Königreichs. Er plagte das Volk und ſtürzte es ins Elend. Er vergiftete die Sitten, verdarb die Geſetzgebung und regierte den Staat mit einem eiſernen Scepter auf die niederträchtigſte und derbſte Art, als es je in der Welt geſchehen iſt. Die Vorſehung hat Eure Majeſtät vor ſeinen ruchloſen Anſchlägen wider ihr Recht zum Throne gerettet.“ — Das war ein hartes Urtheil über den Reformator von Portugal. Anklagen.

Ein berühmter, wegen der Unabhängigkeit ſeines Urtheils anerkannter, proteſtantiſcher Geſchichtſchreiber, Ludwig von Spittler, ſagt da: [2]) „Von all den Reformen, die Pombal im ganzen Erziehungsweſen getroffen, ſah man nur wenige Früchte. Entweder war die Nation zu tief verſunken, um bald Früchte zeitigen zu können, und verſtand der Miniſter weit beſſer das Zerſtören als das Bauen, oder kam ihm der Tod ſeines Königs zu früh.“ — Pombal kann nur zerſtören.

[1]) Duhr, Pombal, S. 174—175.
[2]) Spittlers ſämmtliche Werke, III, S. 718. — Murr, l. c. I, S. 24.

Nachdem aber Pombal siebenundzwanzig Jahre alle Gewalt in der Hand gehabt, so kann man den letzten Grund nicht gelten lassen, sondern wohl sagen: er verstand besser zu zerstören als zu bauen. Er versetzte der Kirche und dem Adel fürchterliche Schläge, weil er in ihnen Feinde seines Treibens fühlte, verstand aber die Grundlagen einer guten National-Ökonomie nicht. Was müssen wir von einem Minister sagen, nach dessen siebenundzwanzigjähriger Herrschaft die folgende Regierung eingestehen musste: „Die Landstraßen, selbst die vornehmste, welche die Hauptstadt mit dem durch Ansehen und Reichthum so wichtigen Porto verbindet, sind in einem so schlechten Zustand, dass die Landwirte die Früchte ihres Fleißes nicht auf den Markt bringen können, und der Ackerbau keine Fortschritte macht, weil seinen Erzeugnissen der Absatz und Verbrauch fehlt."

Wie Pombal sich entschuldigt.

Pombal schob die Schuld auf die Schläfrigkeit der Portugiesen. „Was ist der Portugiese heute, was war er vor vierzig Jahren?" sagte er zu einem Franzosen, der ihn nach seinem Sturz in Pombal besuchte.[1]) Bin ich nicht schuld, dass sie alles producieren und nichts mehr von den Nachbarn bedürfen? Habe ich nicht ein Drittel von der Stadt Lissabon neu aufgebaut? Man klagt mich an, dass ich grausam gewesen bin, aber man hat mich gezwungen, wie ein Wütherich zu verfahren. Man wollte dem Befehle des Königs nicht gehorchen, und Gefängnisse und Kerker waren das einzige Mittel, das ich fand, um dieses blinde und unwissende Volk zahm zu machen!" — Seltsame Entschuldigung! — Die Gefängnisse waren allerdings überfüllt: 9000 und mehr sogenannte Staatsverbrecher schmachteten in Ketten! Die Königin befahl, sogleich einige vom Adel frei zu lassen; sie erklärten aber, sie würden ihre Gefängnisse nicht verlassen, bis nicht ihre Ehre gerechtfertigt sei.

Viele Gefangene.

Aber noch andere schmachteten in Ketten. Juan de Gusman, der letztgewesene Assistent der Gesellschaft Jesu, sandte durch Olivieri, den Beichtvater der Königin, als einundachtzigjähriger Greis, der auf dem Punkte stehe, vor den furchtbaren Richterstuhl der göttlichen Gerechtigkeit zu treten, im Namen von 600 ihrer Unterthanen, des unglücklichen Überrestes seiner Leidensgefährten, die Bitte an Donna Maria, „bei allem, was ihr heilig und lieb sei", um Revision des Prozesses: „Es gereicht diesen Unglücklichen zum tiefsten Herzeleid, dass die ehemals gegen sie geltend gemachte Beschuldigung, Verbrechen verübt zu haben, die zu erdenken selbst Barbaren sich scheuen würden, noch in Kraft bestehe; zum Herzeleid, sich alle verurtheilt zu sehen, ohne auch nur vor Gericht geladen ohne vernommen worden zu sein, ohne dass man ihnen vergönnt hätte, auch, nur einen Grund zu ihrer Vertheidigung anzuführen. Während der ganzen Dauer ihrer Haft haben sie keinen Richter zu Gesicht bekommen." — Der Bittsteller und sämmtliche Verwiesene erboten sich, noch weit strengeren Strafen sich zu unterziehen, als die bereits geduldeten gewesen, wenn nur eine einzige der gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen erwiesen werden könne.[2])

Die Königin war tief ergriffen. Noch tönte in ihrem Ohr das Wehgeschrei, das sie in ihrer Jugend im Palast zu Belem vernommen, als die

[1]) Voyage du duc de Châtelet en Portugal. Publié par Bourgoing. Paris, Buisson, an VI. — Vergl. Saint-Priest, Chute des Jésuites, p. 306—315.

[2]) Crétineau-Joly, l. c. V, p. 436—437 (509—510).

Tavora und Aveiro gerädert wurden. Die Geistlichen wurden aus dem Gefängnisse entlassen. In den ersten Tagen der neuen Regierung erschienen gegen 800 in Lissabon, an deren Leben man gar nicht mehr glaubte, die achtzehn bis zwanzig Jahre im Gefängnisse schmachteten, ohne zu wissen, warum; es war, wie wenn eine Auferstehung der Todten eingetreten wäre. 40.000 Pfund wurden nach Rom geschickt, um die Kosten zu zahlen, welche die päpstliche Regierung mit den Jesuiten gehabt hatte. Der Minister wurde nach dem Orte Pombal verwiesen und bald darauf kamen Verhör-Richter, um ihn zu vernehmen. Am 23. August 1781 erschien das verdammende Endurtheil:[1] Pombal angeklagt.

„Ich, die Königin. Aus gerechten Ursachen, die mir vorgelegt wurden, erachte Ich es Meinen königlichen Diensten nicht zuträglich, dass der Marquis von Pombal ferner die Stelle eines Staatssecretärs für die Angelegenheiten des Reiches bekleiden sollte; daher Ich ihm anbefahl, Meinen Hof zu verlassen und sich in dem Städtchen Pombal aufzuhalten. — Ich befahl, ihn über verschiedene Anklagen zu verhören und zu befragen; er konnte sich aber nicht rechtfertigen, sondern es wurden seine Verbrechen durch seine eigenen Antworten und durch die von Mir anbefohlenen umständlichen Untersuchungen in ein noch größeres und abscheulicheres Licht gesetzt. Alles dieses ließ Ich durch eine eigene Deputation von Ministern genau prüfen: diese thaten den Ausspruch, dass besagter Marquis von Pombal wirklich ein Verbrecher sei und eine exemplarische Strafe verdient habe. Wegen seines siechen Körpers und grauen Alters lasse Ich das gefällte Urtheil nicht vollstrecken, sondern Gnade vor Recht ergehen, so dass Ich besagtem Marquis, der mich um Pardon anflehete, und seine unerhörten Verbrechen und Vergehen verabscheuete, in Gnaden die Todesstrafe, welche er verdient hatte, erlasse, mit dem Befehl, sich zwanzig Meilen vom Hofe entfernt zu halten, bis es Mir gefällig sein wird, etwas anderes zu bestimmen." verurtheilt.

Pombal war also zum Tode verurtheilt, aber von der Königin zur Verbannung auf sein Gut Pombal begnadigt. Während seiner siebenundzwanzigjährigen Waltung war seine Familie mit so vielen anderen hohen Familien durch Verheiratungen und Verschwisterungen verbunden worden, dass diese ihn vor der Todesstrafe retteten. Er lebte fortan auf seinem Gute Pombal, mit Prozessen, welche sechsundzwanzig Parteien gegen ihn anstrengten, mit Ordnen seiner Papiere, mit Lectüre beschäftigt, von aller Welt gemieden; nur seine Kinder kamen hin und wieder zu ihm. Der Herzog du Châtelet,[2] welcher auf seiner Reise ihn besuchte, erzählt, wie seine Gemahlin, die Österreicherin, Fassung zu zeigen suchte, aber schon nach zehn Minuten zu weinen begann: zur Zeit seiner Macht war ihr Haus ein Hof, die Großen küssten ihr kniend die Hand; jetzt war es einsam um sie, ihr Mann wie vom Fluche der Nation verfolgt, sein Brustbild an der Statue des Königs war wieder hinweggenommen worden. Der Hass von Tausenden lastete auf ihm. Von seiner Gattin glaubte man, sie werde vom vielen Weinen blind werden. Pombal starb, dreiundachtzig Jahre alt, 5. Mai 1782 verstockt: er möge als Mensch Fehler gemacht haben, aber keine als Minister. Von den Qualen, die er ob seines Hochmuthes durch den allgemeinen Hass ertrug, mochte Ende Pombals.

[1] Murr, l. c. I, S. 25—26.

[2] Du Châtelet, Voyage en Portugal, publ. par Bourgoing. Paris, an VI.

er nicht reden. Seine Leiche lag noch in einem Sarge unbeerdigt auf einer elenden Bahre in einer Kapelle, obschon seine Kinder ein prachtvolles Grabmal für ihn gebaut hatten — ein Befehl seines Nachfolgers im Ministerium, der für eine ähnliche Weisung Pombals gegen die Leiche eines Verwandten Rache nahm, soll schuld daran gewesen sein. Von den Jesuiten hatte Pombal gesagt: „Sie werden wieder kommen, aber es soll ihnen schwer werden, ihr Nest wieder zu bauen.“ Als sie 1829 wieder kamen, allenthalben vom Jubel des Volkes begrüßt, und in die Kapelle ihres alten Collegiums traten, war das erste, was sie erblickten, der Sarg Pombals, der noch keine Ruhestätte gefunden hatte, denn jede Familie weigerte sich, ihn in ihre Gruft aufzunehmen: sie knieten nieder und beteten für das Heil seiner Seele. So rächt sich ein Christ. Einer der ersten Zöglinge in der Schule, welche sie errichteten, war ein Enkel Pombals. So ist der Lauf der Dinge.[1])

Wie sich die Jesuiten an Pombal rächen.

Pombals Herrschaft wird auch dadurch gekennzeichnet, dass unter ihm das Briefgeheimnis nicht sicher war. Bernhard Duhr, S. J., hat in seiner verdienstvollen Arbeit über Pombal aus dem Staatsarchiv die Berichte der österreichischen Gesandten in Lissabon mitgetheilt. Wo sie über Pombal schreiben, wie es ihnen ums Herz ist, gebrauchen sie die Chiffren; wo sie die gewöhnliche Schrift gebrauchen, wird nichts Übles über Pombal gemeldet. Das geht so fort bis zu Pombals Sturz. — Unter den in den schrecklichen Gefängnissen Schmachtenden waren eilf Österreicher und Deutsche. Es ist ein Verdienst Maria Theresias, ihre Freilassung durchgesetzt zu haben. Aber es kostete viele Mühe und Zeit, zuerst nur fünf freizubekommen, von sechs anderen, die verlangt wurden, log Pombal, sie seien so schwerer Verbrechen angeklagt, dass er erst das Ende der Untersuchung abwarten müsse. Erst nach Pombals Sturz wurde sie frei. Nun kam auch zutage, dass sie nie verhört worden waren, dass nicht nur kein Verbrechen auf ihnen lastete, sondern sie sich hoher Verdienste rühmen konnten. Wo liegt der Grund von Pombals Lügen und von der langen Haft? In der Angst des Ministers, diese Gefangenen möchten, wenn sie frei würden, in Österreich und Deutschland bekannt machen, wie er die Welt mit dem Aufstand in Paraguay und Uruguay und mit dem König Nikolaus angelogen habe und wie er Portugal zugrunde richte.

Maria Theresia rettet Gefangene.

Die neue Regierung suchte die Wunden zu heilen, welche Pombal dem Lande geschlagen hatte. Die Tavora erhielten nicht bloß ihre Güter wieder, sondern auch ihre Ehren und Ämter; sie wurden für unschuldig, der ganze Prozess gegen sie für nichtig und auf falsche Beweise gegründet erklärt.[2]) Die Geistlichen, welche unabhängig von den Vorschriften der Kirche geamtet hatten, wurden bestraft oder abgesetzt, die im Gefängnisse schmachteten, freigelassen. Pombals Gerichtshof für geistliche Angelegenheiten wurde aufgehoben. Eine Reihe von Stiftungen bezeichnet den frommen Sinn der Königin und ihres Gemahles Dom Pedro: so ein Haus für verwahrloste Kinder, so ein Asyl für weibliche Waisen. Ganz im Gegensatze zu ihrem Vater, wendete sie den geistlichen Orden ihre Fürsorge zu. Aber auch für die Schule und die Pflege der Wissenschaft geschah vieles.

Donna Maria.

[1]) Paul Mury, Histoire de Malagrida, p. 267—269.

[2]) Olfers, Über den Mordversuch gegen den König Jose von Portugal am 3. September 1758. Abhandlungen der Berliner Akademie 1836, S. 273—360.

1779 entstand die Academia Real das sciencias in Lissabon, die Schulen. ihre Arbeiten auf exacte wie Naturwissenschaften und die portugiesische Literatur ausdehnte und neben ihren eigenen Arbeiten auch nützliche Werke anderer drucken ließ und nicht wenig beitrug, insbesondere durch ausgesetzte Preise, den Gewerbefleiß und die Kunstbetriebsamkeit anzuregen.[1]) Zur Förderung der Schiffahrtskunst wurde eine Academia Real de Marinha gegründet, 1789 eine Zeichenschule, Aula de Desenho e Architectura civil, und für das Kriegswesen eine Academia real de Fortificaõ, Artelheria e Desenho. Für Naturwissenschaften und Heilkunde wurde ein besonderes Collegium an der Universität Coimbra gestiftet. Die Königin ertheilte an fähige Jünglinge Stipendien, um nach Paris, London, auf deutsche Universitäten zu reisen, in Italien Medicin, Chirurgie, Mineralogie, Botanik, Chemie, Physik, bildende Künste, Malerei zu studieren, oder den Ackerbau näher kennen zu lernen. Die gegebene Anregung wirkte mächtig: bald entstand eine Gesellschaft zur Förderung der Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie in Vianna do Minho,[2]) eine Ackerbaugesellschaft am Duero. Die Regierung faßte Wasserleitungen, Wasserwerke, Fabriken, Handel und Schiffahrt insbesondere ins Auge, schloß günstige Verträge mit fremden Mächten, sorgte für gute Gesetze und die rasche Anwendung, Vereinfachung und Gleichförmigkeit des Rechtsganges, führte Reformen in den Militärorden ein. Durch all diese Maßregeln hob sich wieder der Wohlstand des Landes, zumal die Regierung nur Frieden anstrebte und sparte, wo sie konnte: so wurde die kostspielige italienische Oper aufgelassen.

Das Land erholte sich; unter Pombal der Sitz des Schreckens und des schreienden Unrechtes, führte es jetzt ein gedeihliches Stillleben. Aber die Königin erkrankte. Pombal hatte ihre Erziehung einem Jansenisten übergeben, der ihre Seele mit religiösen Schreckbildern füllte. Sie glaubte nicht Gutes genug thun zu können. Aus ihrer Jugend tönte ihr der Wehschrei der ungerecht Hingerichteten noch immer in das Ohr. Sie war überzeugt, daß sie ewig verdammt sei, wenn sie das Unrecht ihres Vaters nicht wieder gut mache. „Kämpfend mit ihrem tiefen Gefühl für Gerechtigkeit, mit der kindlichen Pietät für den geliebten Hingeschiedenen, wandelte sie mit zerrissener Seele und unsicheren Trittes auf der Kante eines Abhanges, versank in die Qualen der Zweifel, ja der Verzweiflung, in der sie unaufhörlich die Hölle, zu ihrem Empfange aufgethan, vor Augen, sich der ewigen Pein verfallen wähnte."[3]) Ihr hoffnungsvoller Sohn, Dom Jose, war schon 1788 gestorben, daher übernahm ihr jüngerer Sohn Joao, der Prinz von Brasilien, Joao VI. am 10. Februar 1792 die Zügel der Regierung und unterzeichnete die Verfügungen, welche aber noch immer den Namen der Königin trugen.

Fragen wir nach den Nachwirkungen der Reformen Pombals, so sind sie: die Abschwächung des Rechtsgefühles, die Zerrüttung des Wohlstandes, das Ermatten des nationalen Schwunges, das Vergessen auf die Ehre der

[1]) Schäfer, Geschichte von Portugal, V, S. 594.
[2]) Ibid. V, S. 595.
[3]) Ibid. V, S. 607.

Nation. Bald wird Portugal von der Revolution verschlungen, und als die Zeit der Restauration kam, trat Irrung in der Thronfolge ein, Zwiespalt in der königlichen Familie, und blieb infolge dessen das Land ein Comptoir Englands. —

Spanien.

Karl III. blieb zäh in seinem Hasse gegen die Jesuiten, obschon diese im Auslande Spanien Ehre machten; erst unter Karl IV. durften die Verbannten zurückkehren in ihre Heimat.

Ein tüchtiger Mann sucht in jeder Lage des Lebens Nutzen zu stiften; so auch die spanischen Jesuiten, die plötzlich dem Papste in das Land geworfen worden. Sie benutzten die Sammlungen von Kunstwerken, Alterthümern und Büchern im Kirchenstaate und waren eifrig als Schriftsteller, ja vertheidigten in der Literatur den Italienern gegenüber ihr Vaterland Spanien, welches sie so hart behandelt hatte, und machten ihm Ehre.

Masdeu. Wir erinnern hier zunächst an Masdeu, der in Barcelona 1740 geboren, eben in den Quellen der spanischen Geschichte vertieft war, als ihn die Verbannung durch die Willkür des Königs traf. Er nahm Aufenthalt in Foligno und ließ von hier aus seine Geschichte Spaniens („Storia critica di Spagna") drucken, die nach einem großartigen Plane entworfen war und das größte Aufsehen erregte, als er sie selber in das Spanische übersetzte.[1]) In späteren Jahren befasste er sich namentlich mit römischen Alterthümern. Er starb 1817 in Valencia.

Andrés. — Andrès Juan (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Exjesuiten Johann Andrès, der als Professor der griechischen und römischen Literatur an der Universität Würzburg wirkte) schrieb geistreiche und gelehrte Bücher über die Philosophie des Galilei, über Literatur, über den Cult der Isis, dann über die Musik der Araber, über die Ausgrabungen zu Pompeji und Herculanum, über Flavio Gioja und ob in Amalfi die Boussole erfunden worden sei. Er starb als Director der königlichen Bibliothek in Neapel 1817. — Burriel verfasste das beste Werk über Californien und gelehrte Untersuchungen zur älteren Kirchengeschichte Spaniens. — Colomès, geboren zu Valencia 1740 und gestorben zu Bologna 1807, dichtete wertvolle Tragödien, wie „Inès de Castro",

Cerda y Rico. „Scipio zu Karthagena", „Hermenegild". — Cerda y Rico (1730—1792) gab wertvolle Werke der älteren spanischen Literatur mit gelehrten Einleitungen und Anmerkungen heraus, wie „Moncada, über den Feldzug der Catalanen und Aragonesen gegen die Türken und Griechen,", die Denkwürdigkeiten Alfons von Castilien", Gil Polos „Diana",[2]) die geistlichen Dichtungen des Ludwig

---

[1]) Sie umfasst 20 Bände: I. Preliminares. II u. III. Espagna antigua. IV—VIII. Espagna Romana. IX—XI. Espagna Goda. XII—XV. Espagna Arabe. XVI—XIX. Suplementos. XX. Espagna restauradora. Masdeu ist vorzugsweise kritisch, kein Talent der Erzählung.

[2]) Ticknor, nennt seine Ausgabe die beste und besonders wertvoll wegen der Berichte über die berühmtesten Dichter Valencias. Geschichte der schönen Literatur in Spanien, II, S. 202.

von Leon, „Das Leben und die Schriften Sepulvedas“, „Die Chronik Alfons VIII.“, „Die Geſchichte der Gothen in Spanien“, „Die Geſchichte der Könige von Spanien“, „Spaniſche Alterthümer“, „Die Reden der ſpaniſchen Prälaten beim Concil von Trient“, auserwählte, ſeltene und bisher unbekannte Werke berühmter Spanier. — Der Aragoneſe Eximeno (geboren 1732) ſchrieb in Rom, wo er 1798 ſtarb, eine Kriegsgeſchichte Spaniens, eine Geſchichte der Muſik, ein Werk über den Contrapunkt. — Eine Reihe von bedeutſamen Werken veröffentlichte Hervas y Panduro, den Pius VII. zum Bibliothekar im Quirinal ernannte: ein Werk über das Univerſum, ein anderes über das Menſchenleben, ein drittes über die Geſchichte der Erde, ein viertes über die Verwandtſchaft der Sprachen, ein anderes über den mexicaniſchen Kalender; er ſelber hatte lange als Glaubensbote in Mexico verweilt. Die Schriften dieſes Mannes ſind zu zahlreich, als daſs hier Raum wäre alle zu verzeichnen. Eximeno.

Wohl zu den beſten, witzigſten und genialſten Schriftſtellern dieſer Zeit iſt der 1703 geborene und 1781 in Bologna verſtorbene Jeſuite Joſe Francisco de Isla zu rechnen. Schon ſeine erſte Schrift: „Der Triumph der Jugend“ („La juventud triumfante“), die Schilderung eines Feſtes zu Salamanca zu Ehren zweier jungen Jeſuiten, zeigt eine glänzende Ader der Dichtung, einen ſprudelnden Witz. Noch feiner war die zweite, die Schilderung der Verkündigung von Ferdinands VI. Thronbeſteigung in Pampelona („Dia grande de Navarra“), ſo zart und ſo fein, daſs ſelbſt die von ſeinem Witze Getroffenen zuerſt meinten, es ſei nur zu ihren Ehren geſchrieben: die ſtolze Hauptſtadt Navarras dankte ihm, der Erzbiſchof lobte ihn, viele machten ihm Geſchenke. Erſt nachträglich entſtand ein Streit, ob das von ihm geſpendete Lob Ernſt oder Scherz ſei, und da war ſeine Entrüſtung, wie man ihn ſo ungünſtig auslegen könne, noch witziger — übrigens muſste er aus Pampelona abreiſen. — Isla war indes ein berühmter Kanzelredner geworden, ſeine Predigten zeichnen ſich durch eine Glut und Feinheit der Darſtellung aus, die an die beſten Redner Spaniens, an Luis de Leon und Louis de Granada erinnern, während in Spanien damals die Kanzelberedſamkeit in eine falſche Richtung, in Gongorismus, Schwulſt und Geziertheit verſunken war, ſelbſt oft in Poſſenhaftigkeit ausartete. Wie Cervantes gegen die Wuth des Romaneleſens, ſo ſuchte Isla gegen den falſchen Geſchmack im Predigen Hilfe in einer ſatiriſchen Erzählung — in der „Geſchichte des berühmten Predigers, Bruders Gerundio de Campazas y Zotes“, in welchem er das Leben eines ſolchen Volkspredigers von ſeiner Geburt an, ſeine Erziehung in einem Kloſter, ſeine Begebenheiten als Volksredner mit einer unvergleichlichen Meiſterſchaft des Witzes ſchildert und endlich in einer Weiſe eine Reihe von Predigten mittheilt, die in einer großen Stadt, wahrſcheinlich Madrid, gehalten worden ſeien. Die Schilderung erinnert in ihrer Kraft oft an Rabelais, ohne daſs ſie jedoch in deſſen Gemeinheiten verfällt; ſie feſſelt in ihrer Friſche und Naturwahrheit und verhöhnt die Wirtshauswitze, die Scherze ſo beißend, daſs ein Sturm von Seite der Getroffenen ſich gegen das Buch erhob, von deſſen erſtem Band ſchon in vierundzwanzig Stunden 800 Exemplare verkauft wurden. Selbſt der König ſprach ſeine Freude an dieſen draſtiſchen, aus dem Leben gegriffenen Schilderungen aus; Monino, ſonſt der Sturmbock gegen die Jeſuiten, wurde nicht müde, ſie zu loben. Das Buch aber wurde von der Inquiſition verurtheilt. Der zweite Band, der in der Verbannung entſtand, erſchien zuerſt 1772 in London in engliſcher Überſetzung, dann in Bayonne im ſpaniſchen Originale; in Spanien ſelber durfte er erſt 1813 Isla.

gedruckt werden. Übrigens erschien Auflage auf Auflage, und so groß war der Erfolg, daſs Bruder Gerundio fortan der Spitzname für solchergestalt ausartende geistliche Beredsamkeit wurde und kein Mönch mehr ein Bruder Gerundio sein wollte und daſs eine würdigere Art der Rede Mode wurde.[1]) Manches in dieser jetzt absterbenden Redeweise erinnert an die Witze Abrahams a Sancta Clara und es fragt sich, ob nicht dessen Schriften bei dem früher so häufigen Verkehre mit Spanien auch in diesem Lande bekannt wurden. — Auch in der Verbannung 1767 und unter den Beschwerden einer Lähmung, welche den Verfasser auf der erzwungenen Fahrt nach Italien traf, wurde ihm die Muse nicht untreu. Ein Gedicht „Cicero", in sechzehn Gesängen und in Stanzen, behandelt unter dem Leben des großen Römers die Laster und Thorheiten der Zeit Islas. —

Le Sages Gilblas.

1787 übersetzte der Dichter Le Sages „Gilblas", um seiner Nation dieses Werk zurückzugeben, denn es sei aus dem Spanischen gestohlen, was auch in einzelnen Abschnitten unleugbar ist, aber für das Ganze nicht zu erweisen. Isla meinte, der „Gilblas" sei das Werk eines andalusischen Anwaltes, der Le Sage während dessen Aufenthalt in Spanien sein Manuscript zur Durchsicht gegeben habe. Voltaire behauptete, der „Gilblas" sei ganz aus Espinel de Obregon übernommen. Llorente behauptete, der eigentliche Verfasser sei der Geschichtschreiber Solis;[2]) auf dieselbe Ansicht kam später der Amerikaner Everett. Le Sage hat einzelne Abschnitte allerdings aus dem Spanischen geradezu, als ob sie von ihm wären, in seinen Roman aufgenommen, weshalb auch die Spanier immer sich wie in der heimischen Literatur bei ihm befinden. Der Entwurf des ganzen Werkes aber gehört ihm an. — Isla lebte arm in Bologna, zumal die spanische Regierung öfter die den vertriebenen Jesuiten verheißene Besoldung nicht auszahlte; desungeachtet schenkte er einmal das Honorar für eines seiner Werke einem in Noth befindlichen spanischen Edelmanne.

Llampillas.

Als Vertheidiger der Anrechte seiner Heimat trat auch der 1767 aus Barcelona verbannte Jesuite Franz Xaver Llampillas, der sich meist in Genua aufhielt und bald das Italienische in Prosa und in Versen wie seine Muttersprache handhabte. 1773 machte der Italiener Saverio Bettinelli,[3]) indem er die Erhebung der italienischen Literatur besprach, den Spaniern den Vorwurf, sie hätten mit ihrer Herrschaft über Italien den guten Geschmack der Italiener in der Literatur verdorben, namentlich im Drama. Tiraboschi stimmte in seiner großen Literaturgeschichte dieser Ansicht bei und leitete den falschen Geschmack der Spanier von ihrem Boden und Klima ab; auch früher schon sei durch Seneca und Martial der gute Geschmack in Rom verdorben worden. Diese Behauptung schnitt den damals nach Italien verbannten gelehrten Jesuiten tief ins Herz; obschon von der heimischen Regierung misshandelt, waren sie als echte Spanier

Serrano.

doch stolz auf ihr Vaterland. Thomas Serrano aus Valencia, der damals in Ferrara lebte, vertheidigte die lateinischen Dichter seiner Heimat. Andrès betonte den Einfluss arabischer Bildung in Spanien auf das Beste, was in der Literatur des Mittelalters entstand. Arteaga hob die Leistungen der Spanier in der Musik hervor. Llampillas[4]) nahm in einer Reihe von gelehrten und geistreichen Abhandlungen für Spanien eine ebenso alte, ausgedehnte und gute Literatur in Anspruch, als Italien sie besaß; es verdanke das Wiederaufleben

[1]) Ticknor, l. c. II, S. 365—367.
[2]) Vergl. Bd. VIII, S. 613, 626 dieses Werkes. Über Gongorismus: VIII, 630.
[3]) Risorgimento d'Italia negli studii.
[4]) Saggio storico-apologetico della Letteratura spagnuola. 6 Bde. 1778—1734.

seiner Literatur am Ende des Mittelalters Italien ebensowenig als das Aufkommen der Schiffahrt; dagegen verdanke Italien in Verbesserung juridischer und theologischer Studien Spanien manches, besonders im sechzehnten Jahrhunderte.[1]) Die Italiener müssten ihre Vorurtheile gegen spanische Literatur endlich einmal ablegen, da sie nur aus der Zeit stammen, in welcher sie die Spanier als die Eroberer ihres Landes hassten. Es fehlte nicht an derben Entgegnungen, aber im ganzen wurden die Italiener doch milder in ihrem Urtheile. Ticknor[2]) meint, das Ergebnis des ganzen Streites wäre, dass erwiesen wurde, in Spanien und Italien habe seit der Zeit Gongoras und Marinis viel gezierter Geschmack geherrscht, nicht ohne Verbindung und Mitleidenschaft beider Länder, dass aber keines von beiden ausschließlich für dessen Ausbreitung verantwortlich gemacht werden könne. In Spanien sah man mit Stolz dem Kampfe zu. Eine aragonische Dame, Donna Maria Josefa Amar y Borbon, übersetzte Llampillas sechs Bände ins Spanische. Karl III. wies ihm einen Ehrengehalt an und Monino lobte öffentlich die Gelehrsamkeit des Verfassers.

Tiraboschi. Der Jesuite Tiraboschi selber ist bewunderungswürdig durch sein ausgedehntes Wissen, durch seine Kenntnis italienischer Literatur während zwanzig Jahrhunderten, durch die Feinheit seines Urtheiles, durch die Klarheit seiner Darstellung. Geboren zu Modena 1731, der Sohn eines Handelsmannes, besuchte er die Schulen seiner Vaterstadt und trat dann in das Collegium der Jesuiten in Monza ein. Seine raschen Fortschritte machten ihn bald bemerklich. 1755 wurde er Professor an der Universität in Mailand. Maria Theresia verlieh ihm ob seiner Reden im elegantesten Latein eine goldene Medaille. Seine „Geschichte der Humiliaten" lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf den jungen Schriftsteller, der ein so glänzendes Wissen entfaltete. Herzog Franz III. ernannte ihn 1770 zum Aufseher der Bibliothek in Modena: die seltenen Schätze derselben erweckten in ihm den Plan zu seinem unsterblichen Werke: „Storia della letteratura italiana", das 1772—1782 in dreizehn Bänden erschien und seitdem immer wieder in neuen Ausgaben und zahlreichen Übersetzungen in fremden Sprachen; es beginnt mit den Etruskern und endet mit dem siebzehnten Jahrhunderte. Italien hatte bis dahin nur Monographien, aber kein ähnliches Werk aufzuweisen. Tiraboschi wurde auch das kritische Orakel seiner Zeit, viele Schriftsteller legten ihm ihre Werke zur Beurtheilung vor. Dabei schützten ihn seine reinen Sitten und seine Bescheidenheit vor den Angriffen des Neides. Herkules III. erhob Tiraboschi in den Ritterstand und nahm ihn in seinen Rath auf. Tiraboschi starb 3. Juni 1794 in Modena.

So vergalten spanische Jesuiten ihrem Vaterlande die Misshandlung mit Wohlthaten. Als Karl IV. April 1800 die Verbannung aufhob, kehrten mehrere Jesuiten wieder heim. Das gelbe Fieber wüthete damals in Andalusien, sie weihten sich alsbald der Pflege der Kranken — und siebenundzwanzig von ihnen starben als Opfer ihrer werkthätigen Liebe.[3]) —

---

[1]) Ticknor, l. c. II, S. 567—570.
[2]) Ibid. II, S. 570.
[3]) Crétineau-Joly, l. c. V, p. 508.

Wie die Jesuiten in Rußland sich forterhielten.

Während in ganz Europa alle Jesuiten-Collegien aufgelöst wurden, erhielt sich in eigenthümlicher Weise in Rußland eine Congregation des Ordens noch fort.[1])

Jesuiten in Rußland.

Der erste Jesuit, der nach Rußland kam, war der berühmte Anton Possevin,[2]) den Gregor XIII. 1582 als seinen Legaten an Iwan den Schrecklichen sandte. Dann kamen mit dem falschen Demetrius zwei Jesuiten nach Moskau. 1684 erschien Pater Vota, der Secretär und Freund des großen Sobieski, am Hofe der Regentin Sophia, von welcher er die Erlaubnis erhielt, in Moskau ein Haus für die Jesuiten zu gründen; mit ihrem Sturz hörte es auf, ward aber wieder errichtet und bestand fort bis 1718. Damals führte die Verurtheilung des Czarewitsch Alexei, der mit einer Verwandten der römischen Kaiserin vermählt war, zum Bruch mit dem Kaiser und zur Verjagung der Jesuiten.

Erste Theilung Polens.

Als im Jahre 1772 Polen getheilt wurde, kam ein Theil von Weiß-Rußland und ein District von Livland an Katharina. In diesen Gebieten lebten 200 Jesuiten, darunter 97 Priester und 49 Scholastiker in den Collegien zu Polock, Dünaburg, Witebsk und Orsza; die Residenzen waren Mohilew und Mezislaw.

Katharina II.

Was mit diesen Jesuiten zu thun sei, war Gegenstand der Berathung in Petersburg. Die einen meinten, man solle sie fortjagen, wie die katholischen Könige es gethan; die Kaiserin meinte, ihr stehe es nicht zu, das Benehmen der andern Fürsten zu rügen, aber es sei ihr immer seltsam vorgekommen, daß diese Unschuldige wie Schuldige gleichmäßig bestraft hätten; sie bringe es nicht über ihr Herz, Männer, die soeben ihre Unterthanen geworden, zu bestrafen, noch ehe sie einen Fehler begangen hätten. Als einer der Räthe bemerkte, ein Ukas Peters des Großen verwehre jedem Jesuiten den Eintritt in Rußland, fragte Katharina, ob sie nicht ebensoviel Macht habe als jener Czar; Peter habe sicher seine Gründe für seine Verordnung gehabt, und sie habe ihren gerechten Grund, sein Gesetz abzuschaffen: die Jesuiten sollten bleiben; machen sie später einen Fehler, so könne man sie noch immer fortjagen und habe dazu weder Kanonen, noch Heere nöthig.

Am Tage, da die Russen das Land in Besitz nahmen, wurde den neuen Unterthanen Freiheit ihrer Religion und Sicherheit ihrer Güter zu-

---

[1]) Crétineau-Joly ermangelt hier der Vollständigkeit. Die Geschichte der Jesuiten in Rußland war in neuerer Zeit Gegenstand verschiedener Darstellungen. Der Graf Dimitri Tolstoy, der russische Unterrichtsminister, veröffentlichte 1863 in französischer Sprache ein Werk darüber: Le Catholicisme romain en Russie; dann im Jahre 1866 Georg Samarin, ein Haupt der Panslavisten, in Moskau ein Werk in russischer Sprache, welches jedoch auch französisch erschien: Les Jésuites et leurs rapports avec la Russie. Moroschkin, ein russischer Priester, gab zwei Bände 1867 über die Jesuiten in Rußland heraus. Die richtigste Darstellung enthält das Werk: La Compagnie de Jésus conservée en Russie après la suppression de 1772. Récit d'un Jésuite de la Russie-Blanche. Paris 1872.

[2]) Vergl. Bd. XI, S. 558, 560 f. 568 dieses Werkes.

gesagt, wenn sie der Kaiserin den Eid der Treue leisteten, und verlangte man ihn 17. September 1772 vor allem von den Jesuiten, die ihn unbedingt leisteten, was in Petersburg sehr gefiel. Als hervorragende Männer aus den neuerworbenen Gebieten eigens nach Petersburg reisen sollten, um der Kaiserin die Huldigung darzubringen, wurde auch der Rector des Collegiums zu Polock, der Pater Czerniewicz, zur Reise nach der Residenz aufgefordert. Er nahm die Patres Gabriel Lenkiewicz und Josef Katenbring mit sich. Diese drei wurden huldvoll von der Kaiserin und mit besonderer Achtung von den Großen aufgenommen. Der Kriegsminister und Statthalter von Weiß-Rußland, Graf Zacharias Tschernycheff rühmte ihre Sorgfalt in der Erziehung der Jugend. Als sie nach Polock zurückkamen, fand Czerniewicz ein Schreiben vom Ordensgeneral, welcher sein Rectorat verlängerte.

Huldigung 17. September 1772. Czerniewicz.

Nun kam im September 1773 die Nachricht von der Auflösung des Ordens. Die Lage war schmerzlich für die Jesuiten. Die Güter, von denen ihre Collegien lebten, lagen in Polen. Man sandte sogleich einen Theil, namentlich Scholastiker, über die Dwina. Was sollte aber aus den Jesuiten in Rußland werden? Da kam jedoch im October vom Statthalter von Weiß-Rußland ein Schreiben an Czerniewicz, welches ihm den Schutz der Kaiserin zusicherte, welche hohen Wert auf ihr Bleiben lege, und erklärte, jeder Jesuit, der in ihr Reich komme, sei willkommen, aber auch bedeutete, jede Abschrift des Auflösungs-Breves Clemens XIV. der Kaiserin zu übersenden. Zugleich erhielten sie ein Schreiben von Massalski, Bischof von Wilna, welches ihnen meldete, das Auflösungs-Breve sei in Polen noch nicht kundgemacht und, bis dies geschehe, hätten sie in ihrem bisherigen Zustand zu bleiben. Der Bischof von Wilna war aber der Bischof ihrer Diöcese, dessen Befehlen sie nach dem päpstlichen Breve zu gehorchen hatten.

Auflösung.

Als Lenkiewicz nach Wilna kam, sagte ihm Massalski lächelnd: „Bleibt ihr noch in eurem alten Zustand?“ — „Wir haben nur Ihren Befehl befolgt“, entgegnete Lenkiewicz. — „Ja, ich musste Rücksicht nehmen auf die Kaiserin“, erwiderte Massalski. „Der Nuntius Garampi hat mir allerdings aufgetragen, den Befehl zurückzunehmen, aber ich wagte es nicht.“ — Und in der That wusste die Kaiserin vom Schreiben Garampis. In Polen war nämlich bald darauf das Breve angenommen worden und der Provincial von Masovien hatte dem Czerniewicz gemeldet, dass seine eigene Macht aufhöre, und dass er jetzt als Viceprovincial in Polock sei und selber für die Rechte der Gesellschaft in Rußland Sorge tragen müsse. Was sollte nun mit den Jesuiten in Rußland geschehen? Das Breve der Auflösung war von der Behörde, unter der sie standen, noch nicht angenommen. Nach den Gütern ihrer Collegien streckten die polnischen Großen, weil der Orden aufgehoben sei, raubgierig die Hände aus und erklärten zugleich, um ihren Raub zu rechtfertigen, auch in Rußland dürften keine Jesuiten mehr fortbestehen.

Massalski. Garampi.

Da bekam Czerniewicz, jetzt Viceprovincial, am 20. October Befehl,

nach Petersburg zu reisen. Er nahm wieder Lenkiewicz und Katenbring mit, und schrieb von Riga aus an Garampi, den päpstlichen Nuntius in Polen, warum er nach Petersburg reise, und bat, ihm zu melden, was er thun solle: er und seine Brüder würden jedem Wink des Papstes gehorchen. In Petersburg drückte ihnen der Minister Tschernycheff seine Betrübnis über das Schicksal des Ordens aus: er würde ihnen, sei es in was immer, gerne einen Dienst leisten. Der Viceprovincial sagte, er verlange nichts, man möge nur der Auflösung des Ordens kein Hindernis in den Weg legen. Ihre Collegien könnten ohnehin nicht fortbestehen, da man ihre Güter in Polen weggenommen. Dem Oberhaupt der Kirche müssten sie unter allen Umständen Gehorsam leisten; um keinen Preis wollten sie ein Ärgernis geben durch Ungehorsam: lieber wollten sie alles erdulden.

Tschernyscheff.

Der Minister war erstaunt: die Hindernisse seien nicht unwiderstehlich; sie möchten die Sache reiflich überlegen und ihm dann ihre Wünsche schriftlich mittheilen; er wolle sie bei der Kaiserin befürworten.

Bitte an Katharina II.

Lange hielten diese armen Mönche untereinander Rath. Was sollte jetzt aus den Katholiken in Russland werden? — auf der andern Seite: welcher Jubel unter den Bekennern der griechischen Kirche, wenn katholische Priester dem Papst nicht gehorchten! Schließlich dankten sie der Kaiserin in einem Schreiben für ihre Gnade: die Majestät werde aber nicht wollen, dass ihre Gnade für sie eine Gefahr werde. Als Katholiken müssten sie dem Oberhaupt ihrer Kirche gehorchen. Übrigens sei die Fortdauer ihres Ordens nicht möglich: sie müssten ja nur absterben, sie könnten keine Novizen aufnehmen. Überdies würden sie als Weltpriester für die Erziehung der Jugend im Dienste der Kaiserin mit gleicher Treue wirken.

Siestrzencewicz.

Indes war Stanislaus Siestrzencewicz vom Papst auf Wunsch der Kaiserin zu seinem Legaten und zum Bischof von Mohilew bestimmt: unter diesem neuen Bisthum sollten die Katholiken stehen, die im Vertrage an Russland abgetreten waren. Die Macht des Bischofs von Wilna hörte also auf. In Warschau hatte Siestrzencewicz dem Garampi versprochen, alles aufzubieten, damit in Russland das Auflösungs-Breve verkündet werde; in Petersburg aber wurde sogleich von ihm das schriftliche Versprechen abgenommen, die Jesuiten aufrecht zu erhalten in ihrem bisherigen Bestand. Die Patres, die nichts von dem Auftrage Garampis und nichts von diesem schriftlichen Versprechen wussten, besuchten ihn in Petersburg und zeigten ihm ihre Eingabe an die Kaiserin. Er kam in Verlegenheit, lobte aber ihren Vorsatz: wenn sie auf eigene Faust etwas thäten, hatte ja er sein Versprechen gegen die Kaiserin nicht gebrochen! Sie giengen dann zum Minister, der, erstaunt über ihren Entschluss, versprach, er wolle ihr Gesuch vorlegen; sie müssten aber in Petersburg bleiben, bis er ihnen den Bescheid der Kaiserin übergeben könne. Sie harrten lange auf Antwort in Petersburg; umsomehr in Sorgen, als sie vernahmen, wie ihre Güter in Polen geraubt wurden, wie man erklärte, auch wenn sie zusammenblieben, könne man ihnen ihre Güter wegnehmen, da sie unter der päpstlichen Censur ständen, und wie man sie als Schismatiker mied. Der Viceprovincial schrieb in dieser Lage nach Polock: die Mitglieder sollten in dem Zustande bleiben, in dem sie wären,

bis der Bescheid eintreffe; man solle aber diejenigen ziehen lassen, so fortgehen wollten. Einundzwanzig Priester und Scholastiker zogen dann ab.

Bescheid Katharinas.

Endlich wurde der Bescheid der Kaiserin gemeldet: sie habe in den neu erworbenen Ländern den Fortbestand der katholischen Kirche gesichert, und dazu gehöre auch der Jesuiten-Orden; sie kenne so gut, als die katholischen Fürsten, ihre Rechte und Pflichten gegenüber der Kirche; sie habe nichts dagegen, dass die Jesuiten sich dem Breve unterwerfen, sobald es ihnen amtlich verkündet werde, es sei aber ihre Sache, wann es zu verkünden sei. Was den Papst anlange, so nehme sie alles auf sich. — Der Minister bedeutete den Jesuiten noch: „Seien Sie überzeugt, der Papst ist katholischer als alle katholischen Fürsten, und er nimmt es nicht übel, dass die Jesuiten in Russland fortbestehen. Der Wille der Kaiserin ist unerschütterlich; sie verbietet Ihnen, weiter an das Breve zu denken, oder nur davon zu reden; denken Sie nur daran, wie Sie wieder zu Ihren Gütern kommen, wir werden Sie mit aller Kraft dabei unterstützen."

Katharina II.

Als sie dem Pater Sieſtrzencewicz diesen Bescheid meldeten, mahnte er sie, ihr Gesuch bei der Kaiserin zu erneuern, während sie ihn aufforderten, als Vertreter des Papstes solches zu thun. Ihnen aber war es vom Minister streng verboten — und er hatte selber der Regierung ganz anderes versprochen. Lenkiewicz wandte sich deshalb um Weisung, was zu thun sei, an Garampi, erhielt aber keine Antwort. Januar 1784 befahl die Kaiserin den Jesuiten streng, in ihrem alten Zustand zu bleiben, erklärte ihre Besitzungen für steuerfrei und verbot bei strengster Strafe die Kundmachung des Auflösungs-Breves. In dieser Lage unterwarfen sich auch die Väter von Dünaburg dem provisorischen Ordensprovincial Czerniewicz und dieser waltete als guter Vorstand, trotz Anfechtungen aller Art von Seite der polnischen Geistlichkeit, welche nun diese Jesuiten als Schismatiker zu ächten begann.[1])

Drohendes Absterben des Ordens.

In diesem Zustande erhielt sich der Orden, verlor aber jedes Jahr durch den Tod einige Mitglieder und bekam nicht für sie durch Novizen Ersatz. So musste er allmählich absterben, wenn auch der Tod ein langsamer war. Czerniewicz meldete durch Rezzonico dem neuen Papste Pius VI. diese schmerzliche Lage und bat, dass er gewesene Jesuiten, die danach Verlangen trügen, in seine Provinz aufnehmen dürfe, dann, dass der Heilige Vater durch irgend ein Zeichen kundgebe, dass er den Fortbestand der Jesuiten in Russland nicht ungern sehe, wenn er auch in dieser traurigen Zeit durch ein Breve dieses nicht auszudrücken wage. Rezzonico antwortete 15. Januar 1776 mit großer Vorsicht, er habe mit dem Heiligen Vater gesprochen und glaube und hoffe, dass sein Wunsch erfüllt werde.[2]) Sein Secretär ließ auf anderem

Bitte bei Pius VI.

[1]) Les Jésuites en Russie, p. 43—44. — Ravignan, l. c., vol. suppl., p. 451—474.

[2]) „Precum tuarum, ut auguro et exoptas, felix exitus." — Les Jésuites en Russie, p. 54.

Dunkle Gewährung.

Wege dem Frager die Nachricht zukommen, bei der bedrängten Lage des Heiligen Vaters sei auf gar keine andere Antwort zu rechnen; der Papst wäre neu, aber die Lage die alte.

Eine Missbilligung dessen, was sie gethan, war aber nicht ausgesprochen, und so sahen die Jesuiten die Antwort als günstig an. Als Tschernyscheff 22. Mai 1776 bei einem Besuch ihrer Schule seine hohe Zufriedenheit mit den Leistungen aussprach, und Czerniewicz ihm entgegnete, die Schule könne doch auf die Dauer nicht bestehen, da kein Nachwuchs von Lehrern da sei, nahm sich der Minister dies zu Herzen und versprach, alsbald Schritte für Nachwuchs von Lehrern zu thun.[1]) Der Provincial meldete all das an Archetti, der an Garampis Stelle Nuntius in Warschau geworden war, erhielt aber auch von diesem

Novizіat.

keine Antwort. Von der Kaiserin aber kam der Befehl, ein Noviziat zu errichten, ohne um die Bewilligung in Rom durch den Nuntius in Warschau anzuhalten, und an Sieστrzencewicz kam 1778 von der Propaganda die Vollmacht, alle Orden in Weiß-Russland zu bessern, zu ändern und zu erneuern,[2]) während der Nuntius aus Warschau schrieb, der Papst betrachte den Jesuiten-Orden als aufgelöst. Sieστrzencewicz erließ nun 30. Juni einen Hirtenbrief, in welchem er, kraft seiner Vollmacht über die Orden, den Jesuiten erlaubte, ein Noviziat zu eröffnen — solches geschah nun in Mohilew und Mcislaw. Sofort meldeten sich wieder Jünglinge aus allen Ländern Europas zum Eintritt in den Orden und wanderten alte Jesuiten dem in Russland aufgepflanzten Banner wieder zu und gaben gute Stellungen, die sie seither errungen, gerne preis. Friedrich II. musste den Jesuiten in Preußen verbieten, sein Land zu verlassen. Katharina II. aber sagte 1782 bei einer Reise durch Weiß-Russland zu Sieστrzencewicz: „Ich weiß, was Sie alles wegen der Jesuiten haben erdulden müssen, es ist meine Sache, Sie dafür zu entschädigen.“ 1782 wurde er auch als Erzbischof von Mohilew anerkannt, dessen Jurisdiction sich über alle römischen Katholiken in Russland erstrecken solle, und ein alter Jesuite, Benislawski, wurde zu seinem Coadjutor mit dem Rechte, ihm nachzufolgen, bestimmt. Als aber Sieστrzencewicz in die Organisation des Ordens eingreifen, und ohne den Provincial zu befragen, Jesuiten als Pfarrer anstellen wollte, machte Michelson, der Sieger über Pugatschew, ein Verwandter Benislawskis,

Potemkin.

Schritte für den Orden bei Potemkin, und als man diesem andeutete, das Beste wäre, wenn die Jesuiten sich einen Oberen wählen könnten, der so viel Vollmacht habe, als einst ihr General, da erließ 16. Juli 1782 der Senat in Petersburg ein Gesetz, das die Jesuiten bevollmächtigte, sich einen Generalvicar zu wählen, dem die Ernennung der übrigen Oberen zustehe, sonst aber ständen die Jesuiten unter dem Erzbischof, der jedoch in ihre Ordensregel keinen Eingriff machen dürfe. Also war der Orden vom Senate förmlich anerkannt;

Generalvicare.

die Jesuiten wählten darum 17. October zum Generalvicar Stanislaus Czerniewicz. Am 18. erschien Potemkin in Polock auf seiner Reise von der Krim, lobte höchlich diese Wahl und rieth Czerniewicz, sogleich nach Petersburg zu reisen, wo er ihm ebensoviel Wohlwollen bezeigte als dem ganzen Orden.[3])

[1]) Les Jésuites en Russie, p. 55—56.
[2]) Corrigere, mutare, de novo condere.
[3]) Les Jésuites en Russie, p. 89—91.

Die Kaiserin wartete damals lange vergebens, dass der Papst den Siestrzencewicz als Erzbischof von Mohilew und den Benislawski als Coadjutor verkünde. Letzterer musste deshalb im Auftrage der russischen Regierung nach Rom; er sollte auch die Bestätigung von allem verlangen, was die Jesuiten in Weiß-Russland seither gethan. Ohne den Staatssecretär Pallavicini vorher zu fragen, gieng Benislawski geradezu zum Papste und brachte ihm die Anliegen Katharinas II. vor. Pius VI. wies auf einige Schwierigkeiten hin, zeigte sich aber zuletzt geneigt, den Wünschen der Kaiserin Rechnung zu tragen. Bei der zweiten Audienz, einige Tage später, fand Benislawski den Papst weniger geneigt, denn die spanischen Geschäftsträger Grimaldi und Azara hatten ihn an sein Versprechen erinnert, an dem Aufhebungs-Breve Clemens XIV. nichts zu ändern. Benislawski betonte, dass Siestrzencewicz auf Befehl der Kaiserin gehandelt habe und nicht anders hätte handeln können, und wollte sich dann für immer vom Papste verabschieden, denn er habe Befehl von der Kaiserin, wenn auch nur eine seiner drei Bitten abgeschlagen würde, sogleich nach Russland zurückzukehren. Der Papst hieß ihn noch einige Zeit in Rom bleiben, da indes die Schwierigkeiten überwunden werden könnten. Benislawski blieb. Indessen kam eine Antwort der Kaiserin auf das Schreiben des Papstes an sie.[1]) Sie erklärte sich bereit, dem Nuntius, den der Papst senden wolle, dieselben Ehren, wie den Gesandten der Könige, zu erweisen, und erbat sich, dass Benislawski in Petersburg, statt in Rom, zum Bischof geweiht werde. Benislawski sprach weiter die Wünsche der Kaiserin in seiner letzten Audienz dahin aus, dass man ihr nur einen Nuntius sende, der aus einer der ersten römischen Familien stamme, entweder Medici, oder Albani, oder Dugnani: dass ihr jedenfalls Garampi lieber wäre, als Archetti. Benislawski hat später eidlich versichert, dass ihm in der letzten Audienz der Papst dreimal gesagt habe: „Ich bin für die Jesuiten in Russland.“[2])

Benislawski in Rom.

Die spanische Regierung.

Demnach hätte der Papst, durch die Umstände genöthigt, seine Minister und Nuntien officiell gegen den angeblichen Ungehorsam der russischen Jesuiten protestieren lassen, während er insgeheim der Kaiserin Sicherung ihres Schutzes zusagte. Auch Saint-Priest behauptet: „Pius VI. ließ die Aufhebung der Gesellschaft fortbestehen, begünstigte aber im geheimen deren Ausbreitung in Russland. Er verdammte und ermuthigte sie zu gleicher Zeit.“[3]) — Ravignan bemerkt: „Eine traurige Epoche, wo es den Päpsten nicht vergönnt war, nach ihrer Überzeugung oder ihrem Willen offen zu handeln oder zu reden, ohne

Pius VI. für die russischen Jesuiten.

Schwäche des Papstthums.

[1]) Abgedruckt in dem Werke: Un nonce du pape à la Cour de Russie. Paris 1872. Der Papst nennt darin Katharina: Serenissima, Potentissima ac Magna Domina, Imperatrix, et Magna Ducissa Universae, Magnae, Parvae et Albae Russiae Autocratrix, nec non Magnorum Dominorum Orientalium et Occidentalium Patrona, Augustaque Haeres, Domina et Dominatrix.

[2]) Approbo Societatem Jesu in Alba Russia degentem. Approbo, approbo.

[3]) Saint-Priest, La Chute des Jésuites, p. 208.

Gefahr zu laufen, alle katholischen Fürsten gegen den Glauben und den heiligen Stuhl aufzuwiegeln.“ [1]) — Reizte Pius VI. die Kaiserin durch Verweigerung ihres Begehrens, so gefährdete er die Sache der Religion in jenen Ländern und
Clemens XIV. das Heil einer großen Menge von Katholiken. Der Erzbischof von Mohilew sagte 1781 im Eingange seines Hirtenbriefes, dass schon Clemens XIV. die Kaiserin von Russland nicht verpflichtet habe, das Auflösungs-Breve in ihrem Reiche auszuführen. Soll das so viel sagen als: der Papst habe keine Jurisdiction über schismatische Fürsten? oder soll es sagen: der Papst ermahne nur die katholischen Fürsten?[2]) Ravignan schlägt eine dritte Auflösung vor, da Garampi, damals Nuntius in Warschau, versichert, nie ein solches Rescript erhalten zu haben, indem er an das Verfahren der Fürsten dieser Epoche und auch des Papstes Clemens XIV. erinnert, ohne Vermittelung ihrer Minister oder officiellen Agenten über Geschäfte miteinander zu verhandeln. Gewiss ist, die spanischen Gesandten verlangten, dass Pius VI. das Aufhebungs-Breve seines Vorgängers feierlich bestätige: ihre Regierung verfolgte unerbittlich auch die Reste des Ordens! Pius VI. willfahrte ihnen nicht. Wir wissen aus dem amtlich sichergestellten Berichte der Unterredung des Cardinals Calini mit Pius VI.,[3]) wie dieser den Jesuiten geneigt war; dass er ihre Auflösung für erzwungen, ihre Wiederherstellung für die Zukunft nicht für unmöglich hielt; dass er sagte: „Wir müssen gewisse, den Jesuiten ungünstige Dinge zulassen, um zu verhindern, dass größere Übel über sie kommen.“ Und so mag er das Wort: „Ich billige das Fortbestehen der Jesuiten in Russland“ wohl gesprochen haben.[4])

Archetti Nuntius in Petersburg. Benislawski verließ Rom 13. April 1783. Der Papst ernannte Archetti zum Nuntius — denn er wollte in der Wahl seiner Geschäftsträger seine Freiheit haben. Archetti war ein erklärter Feind der Jesuiten, sprach aber merkwürdigerweise in Russland kein Wort und that keinen Schritt gegen sie, offenbar nach geheimer Weisung. Am 27. Juli 1783 hatte er bei Katharina feierlichen Empfang und wurde von ihr, ihrem Sohne und den Großen mit hohen Ehren behandelt. Am 21. December 1784 überreichte er Siestrzencewicz feierlich
Erzbisthum Mohilew. das Pallium und am 3. Februar 1785 weihte er Benislawski zum Bischof von Garada in partibus infidelium. Heraklius Lissowski, ein Basilianer, wurde Erzbischof der Griechisch-Unierten. Die Beziehungen zwischen Katharina II. und Pius VI. waren fortan freundlich: sie erbat und erhielt für Archetti die
Archetti Cardinal. Ernennung zum Cardinal. Der Orden aber stieg, unter der Gunst dieser Verhältnisse, auf 174 Mitglieder. Als 1785 der Generalvicar Czerniewicz starb, wählten die Jesuiten am 6. September 1785 den von ihm zu seinem Nachfolger
Lenkiewicz. vorgeschlagenen Lenkiewicz zum Generalvicar.[5]) —

---

[1]) Ravignan, l. c. p. 283.

[2]) Hortamur Principes — heißt es im Auflösungs-Breve.

[3]) Wieder abgedruckt bei Ravignan, l. c. p. 416—422.

[4]) Theiner leugnet es. Clemens XIV, Bd. II, S. 504—506.

[5]) Über den Aufenthalt Archettis in Russland sind Denkwürdigkeiten vorhanden, die ohne Zweifel von ihm selber verfasst sind, obschon er darin in der dritten Person von sich spricht: Commentarii de Legatione Petropolitana ab Joanne Andrea Archettio, Archiepiscopo Chalcedonensi. Deinde S. R. E. Cardinali administrata. Abgedruckt sind diese Denkwürdigkeiten in dem französischen Buch: Un nonce du pape a la Cour de Cathérine II. Memoires d'Archetti. Paris 1872. Dort ist auch in der Einleitung der Beweis mit Scharfsinn geführt, dass diese Denkwürdigkeiten von Archetti stammen, durch J. Gagarin S. J.

Wiederherstellung des Jesuiten-Ordens durch Pius VII.

So gedieh der Orden in Russland. Aus allen Ländern strömten alte Mitglieder herbei; selbst solche, die Bischöfe geworden waren, wollten die Mitra ablegen, um wieder das einfache Kleid ihres Ordens anzuziehen. — Schon hatte der Orden wieder eine eigene Buchdruckerei und war in sichtbarer zunehmender Wirksamkeit. Von seinen Verfolgern war der unversöhnliche Karl III. gestorben. Der Herzog Ferdinand von Parma aber, der auf den Rath seines Ministers die Jesuiten einst mit Härte verbannt hatte, kam zur Einsicht, dass es mit der Erziehung der Jugend in seinen Staaten rückwärts gehe, und sandte am 23. Juni 1793 durch die Kaiserin Katharina, die er bat, eines sehr erwünschten Gutes ihn auch theilhaftig zu machen, an den Generalvicar des Ordens in Russland die Einladung, in seinem Lande den Orden wieder herzustellen. Parma.

„Seit langer Zeit hat mir Gott den Gedanken eingegeben, die Gesellschaft Jesu von neuem einzusetzen, deren Zerstörung eine Quelle vieler Übel für die Kirche und die Staaten war" — schrieb der Herzog dem Generalvicar und bot ihm sein Gebiet an, „damit das Institut daselbst wie in einer Wiege ein neues Dasein beginne und zu jener Verherrlichung gelangen könne, die ihm gebüre. Die Gesellschaft besteht hier schon durch eine gewisse Zahl von Mitgliedern. Es fehlt zu ihrer Fortdauer nur die Gestaltung des religiösen und gemeinschaftlichen Lebens unter einem rechtmäßigen Oberen." Der Generalvicar sandte einige Mitglieder; weder er noch der Herzog fragten beim Papste an, denn sie wussten, dass sie ihn nur in Verlegenheit brächten. Der Papst schwieg zur Sache und das war ihnen genug; sie wussten, dass er sie insgeheim billige. Generalvicare.

Die mächtige Beschützerin des Ordens, Katharina II., starb 5. November 1796. Ihr Nachfolger, Kaiser Paul, that in allem das Gegentheil von ihr, nur nicht in der Sache der Jesuiten. Als sie ihm in Orscha ihre Huldigung darbrachten, empfieng er sie herzlich, lobte ihre Leistungen im Unterrichte und versprach ihnen seinen Schutz. Kaiser Paul I.

Am 10. November 1798 starb der Generalvicar Lenkiewicz; Kareu wurde an seine Stelle 1. Februar 1799 gewählt. Kaiser Paul verlangte vom Papste ein Breve zur Gutheißung des Ordens: er trat ja als Vertheidiger des Heiligen Stuhles in Italien auf. Er wollte aber auch in die inneren Angelegenheiten der Kirche eingreifen und gebot in seiner herrischen Weise dem Nuntius, der ihm Vorstellungen dagegen machte, sogleich das Land zu verlassen. Der Bestand des Ordens, die Stellung der katholischen Kirche in Russland stand auf einmal wieder in Frage. Kareu.

Da verstand aber ein österreichischer Jesuit, Gabriel Grueber (geboren 6. Mai 1740 zu Wien) den Sturm abzuhalten und den Czaren zu besänftigen. Das war ein merkwürdig vielseitiger Mann: Schüler der orientalischen Akademie in Wien, als der Orden aufgehoben wurde, Baumeister, mit Plänen der Drauregulierung beschäftigt, Physiker, Arzt, der die Kaiserin heilte, Maler, von dem Gabriel Grueber.

noch prachtvolle Perspectiv-Zeichnungen vorhanden sind, Musiker, der schöne Erfindungen machte, Schriftsteller und zugleich Diplomat,[1]) fromm und gelehrt, sanftmüthig und ernst, vor allem ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens, mit dem Kaiser vertraut, seit dieser als Kronprinz zurückgezogen leben musste. Er bewog ihn sogar zum Entschlusse, der Kirche beizustehen in ihrer Drangsal und die Abhaltung eines Conclave zu beschützen, nachdem der unglückliche Pius VI. den Misshandlungen der Franzosen erlegen war. Als am 14. März 1800 der Cardinal Chiaramonti, früher ein Freund des Ordens, unter dem Namen Pius VII. den päpstlichen Stuhl bestieg, richtete Kaiser Paul an ihn das Schreiben: „Heiliger Vater! Da der ehrwürdige Pater Gabriel Grueber aus der Gesellschaft Jesu mir zu wissen gethan, dass die Gesellschaft den Wunsch hat, von Euerer Heiligkeit anerkannt zu werden, so halte ich es für meine Pflicht, um eine förmliche Gutheißung dieses Institutes anzusuchen, für welches ich eine ganz besondere Zuneigung trage, und ich hoffe, meine Empfehlung wird nicht ohne Nutzen sein." Paul liebte den Orden gerade wegen des Hasses, mit dem er verfolgt wurde. Er sah in ihm das beste Werkzeug zur Wiederherstellung einer christlichen Ordnung der Dinge gegenüber der Revolution; er förderte ihn, wo er konnte. Ein Collegium entstand zu Petersburg, ein anderes in den Colonien an der Wolga, die Universität Wilna wurde zur Verfügung der Jesuiten gestellt; er verlangte von der Pforte, dass sie dem Orden die Häuser und Güter auf ihrem Gebiete zurückgebe, die ihm bei der Aufhebung entrissen worden waren.

Paul will den Orden.

Breve Catholicae fidei.

Pius VII. entsprach dem Wunsche des Kaisers, aber nur in beschränktem Sinne, in Anbetracht der Lage: er unterzeichnete am 7. März 1801 das Breve „Catholicae fidei", wodurch er den Orden wieder herstellte, aber bloß für Russland. Der Papst hatte die katholischen Fürsten seiner Zeit nur zu richtig gewürdigt: Karl IV. von Spanien sah im Breve eine Unbill gegen das Andenken seines Vaters und verbannte die Jesuiten, die, eben nach Spanien heimgekehrt, während der Pest in Andalusien in der Krankenpflege so viele Opfer gebracht hatten, von neuem aus seinem Lande.

Karl IV.

Bald zeigte aber ein anderer Fürst, der einst so eifrig den Orden verfolgt hatte, den Willen, ihn in seinem Reiche wieder hergestellt zu sehen: nämlich der König beider Sicilien.

Tanucci.

Allerdings war er früher ganz vom Minister Tanucci geleitet, der in seinem maßlosen und rohen Hass gegen die Kirche auch durch die Aufhebung des Jesuiten-Ordens nicht beschwichtigt werden konnte und der sich darin gefiel, dem Papste in allem zuwider zu handeln und ihn zu quälen. Bald fieng er Händel an wegen dieser, bald wegen jener Frage, jetzt wegen Zurückforderung von Pfründen, dann wegen der Gerichtsbarkeit der Nuntien, dann wieder wegen der Ernennung zu erledigten Pfarreien. 1776 unterdrückte er plötzlich 78 Klöster und verband Bisthümer mit Abteien ohne die Mitwirkung des Papstes. Man wusste nicht mehr, wo der Hof von Neapel endlich inne halten werde in seiner grausamen Zähigkeit in Bedrückung und Schmähung.[2]) Aber auch für Tanucci kamen die

[1]) Crétineau-Joly, l. c. V, p. 1.
[2]) Mémoires historiques sur Pie VI., II, p. 96—100.

Tage, da es heißt: „sie gefallen mir nicht". Den König hatte er absichtlich in Unwissenheit erzogen. Nun wurde aber eine Tochter Maria Theresias, Maria Karolina, Königin, an Geist und Energie ihrer großen Mutter nicht unwürdig.[1] Tanucci fürchtete ihren Verstand und die Festigkeit ihres Willens, und suchte ihr jeden Einfluss auf die Regierung abzuschneiden. Als aber die Königin eines Sohnes genesen war, verlangte sie Sitz und Stimme im Staatsrathe, den Bestimmungen ihres Heiratsvertrages gemäß.[2] Der König hatte nichts dagegen einzuwenden, Tanucci aber trat offen entgegen. Maria Karolina blieb jedoch Siegerin und der Minister musste 1777 abtreten, nachdem er dreiundvierzig Jahre hindurch allmächtig gewesen war: er schied mit schwerem Herzen aus seiner Stellung. Tanucci fand es unbegreiflich, dass ihn seine vermeintlichen Freunde in Stich ließen, seine Untergebenen ihm keine Ehrfurcht mehr bewiesen und seine Salons leer blieben; er schrieb dies einer schrecklichen Sittenverderbnis zu, zog sich aufs Land zurück, um keinen Menschen mehr zu sehen, und starb 1783, von Ehrgeiz verzehrt. Sambucca kam an seine Stelle.

Maria Karolina.

Tanuccis Fall.

Die Königin aber leitete fortan eigentlich die Regierung, anfangs im Geiste der Reformen, bald aber durch den Gang der Dinge anderen Sinnes: sie sprach es offen aus, wie sie es bereue, ihre Mutter einst gedrängt zu haben, in die Aufhebung des Ordens einzuwilligen,[3] und beeiferte sich, ihr Unrecht zum Vortheile ihres Landes wieder gut zu machen. Damals bildeten französische und italienische Priester Congregationen, um nach den Regeln des heiligen Ignatius zu leben; namentlich war ein Österreicher aus Trient, Paccanari, dafür thätig und beredt; seine Anhänger geberdeten sich als Jesuiten und wollten auf einmal alle in den Orden aufgenommen werden, während derselbe diesem Wunsche nie entsprach, sondern immer nur einzelne aufgenommen hat. Die Zahl der Mitglieder des Jesuiten-Ordens stieg in Russland damals auf dreihundert. Gabriel Grueber war seit dem 10. October 1802 Vorstand der Gesellschaft und auch der neue Kaiser, Alexander I., schenkte ihm sein Vertrauen und dem Orden seinen Schutz. Nach Russland strömten nun alte Jesuiten und solche, die es werden wollten, und von da kamen 1804 Mitglieder dieses Ordens auf Verlangen Ferdinands IV. in das Königreich beider Sicilien.

Grueber General.

Alexander I.

Papst Pius VII. aber erließ am 30. Juli 1804 ein Breve folgenden Inhalts: „Um den Wünschen Seiner Majestät des Königs beider Sicilien nachzukommen und neben den Fortschritten des Volksunterrichtes auch die Verbesserung der Sitten zu fördern, dehnen wir das im Jahre 1801 für Russland erlassene Breve auch auf das genannte Königreich aus und weisen der Gesellschaft Jesu daselbst alle Collegien und Lehranstalten zu, welche nach den Regeln des heiligen Ignatius im Königreiche beider Sicilien werden

Per alias.

---

[1] Vergl. das schöne Buch von Helfert: Maria Karolina.
[2] Coletta, Geschichte des Königreiches Neapel, II. Buch, 2. Cap.
[3] So berichtet Tiburcio Cortese bei Ravignan, l. c. S. 252.

errichtet werden." — Der König Ferdinand IV. gab selbst 40.000 Goldstücke für diesen Zweck aus.

Es waren siebenunddreißig Jahre verflossen, seit Tanucci die Jesuiten des Landes verwiesen hatte, und hundertsiebzig waren von den damals Verbannten noch übrig. Mehrere waren Bischöfe geworden; sie wollten ihre Stelle niederlegen, um in dem Orden zu sterben: nur einem wurde vom Papste diese Bitte gewährt. Die Bevölkerung der beiden Königreiche empfieng die Rückkehrenden mit Jubel. Doch auch die anderen Verwiesenen, die noch bei Leben waren, durften bald in ihre Heimat wieder zurückkehren. Der vielgeprüfte Papst Pius VII. war derselben Ansicht, die der Prinz von Ligne schon im Jahre 1786 aussprach: „Ich bin zwar kein Prophet, weder im eigenen, noch in einem fremden Vaterlande; aber ich höre seit langer Zeit nicht auf, allen, die es hören wollen, zu sagen, dass, wenn die Jesuiten nicht wären vertrieben worden, dieser unselige Geist der Unbotmäßigkeit, der Unruhe, der Schulfuchserei, und der Wahnwitz, Politik zu treiben, sich nicht einem reißenden Strome gleich über Europa ergossen hätte."

Pius VII.

Der Fürst von Ligne.

Der Papst, welcher durch die Revolution so viel gelitten, hatte selber mitempfunden, dass die Kirche den Frieden, für den die Jesuiten geopfert worden waren, nicht gefunden hatte. Darum erließ er am 7. August 1814, einundvierzig Jahre nach der Aufhebung des Ordens, die Bulle: „Sollicitudo omnium ecclesiarum", durch die der Orden wieder hergestellt wurde, und durch die der Papst eine Schuld der Kirche abtrug.

Wiederherstellung des Ordens.

„Die katholische Welt", heißt es hier, „verlangt einstimmig die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu. Jeden Tag erhalten wir darüber dringende Bitten von unsern ehrwürdigen Brüdern, den Bischöfen, und anderen ausgezeichneten Personen, besonders seit man allgemein Kenntnis erlangt hat von den reichlichen Früchten, welche diese Gesellschaft in Russland, Neapel und Sicilien hervorbringt." — Der Papst fährt fort, er fürchte sich vor Gott eines großen Vergehens schuldig zu machen, wenn er die Hilfe des Ordens in den Gefahren der Kirche verschmähe. Reiflich habe er die Frage erwogen und kraft apostolischer Vollmacht dehne er jetzt, was er früher für das russische Reich und das Königreich Sicilien zugestanden, auf alle Staaten aus, und ermahne alle neuen Mitglieder des Ordens, dem Stifter desselben getreu nachzufolgen. Also hat, wie Bonald richtig bemerkt, ein Papst, dem man Gewalt anthat, die Jesuiten aufgehoben, und ein anderer Papst, der frei war, sie wieder hergestellt, und beweist die Wiedereinsetzung eines Verurtheilten viel besser seine Unschuld, als die Verurtheilung seine Schuld beweist.

Sollicitudo omnium ecclesiarum.

Sechsundneunzig ergraute Männer, darunter einer, der hundertsechsundzwanzig Jahre alt war, Montalto, kehrten in die Räume ihrer Klöster wieder zurück. Grueber lebte nicht mehr: er war 1805 beim Brand des Collegiums in Petersburg verunglückt. Thaddäus Brzozowsky wurde nach ihm zum General gewählt.

So endete, so erstand wieder die Gesellschaft Jesu. Ihre Unterdrückung, wie ihre Wiedererstehung, gehören zu den merkwürdigsten Ereignissen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Die Literatur darüber ist sehr reich. Der Kampf der Freunde und der Gegner des Ordens spiegelt sich darin. Im Alterthum hat die Aufhebung des Ordens nur ein Gegenbild in

der Vernichtung des Ordens der Pythagoräer, welche einem heimtückischen Angriff der griechischen Demokratie erlagen. Den Jesuiten-Orden aber fällte der Unglaube des achtzehnten Jahrhunderts. Der Graf Tocqueville[1]) bemerkte einmal, der Unglaube habe in Frankreich vier Stadien durchlaufen: zuerst kam der liederliche Unglaube, das war der der Regentschaft; dann der spöttische Unglaube, welcher Voltaire als sein Haupt anerkannte; zunächst folgte der dogmatische, zu welchem Rousseau und die übrigen Philosophen des Jahrhunderts sich bekannten, und endlich trat der blutdürstige Unglaube auf in der Revolution." Die Art, wie man die Jesuiten in Portugal verfolgte, erinnert an den Blutdurst der Revolution; man darf aber wohl diejenigen, welche für unumschränkte Regierung schwärmen, fragen, ob Greuel, wie sie unter Pombal vorkamen, möglich gewesen wären, wenn in Lissabon noch die Cortes getagt hätten. — Arten des Unglaubens.

Die Jansenisten. Pascal.

Blicken wir auf die Aufhebung des Jesuiten-Ordens zurück, so begann die Verfolgung der Väter in Portugal durch die Herrschsucht Pombals und die Schwäche des Königs Jose, sie wurde stärker durch den Beitritt des in seiner Eitelkeit verletzten Königs Karl III. und erreichte ihre Höhe durch die feige Nachgiebigkeit Ludwigs XV. Portugal, Spanien, Frankreich vertrieben die Jesuiten, das Königreich beider Sicilien und Parma folgten ihrem Beispiel. Der ganze Südwesten Europas drängte den Papst, den Orden aufzuheben; Clemens XIV. gab nach, um den Frieden der Kirche zu erhalten. Pombal, Aranda, Choiseul, Tanucci waren die Anhetzer. Das Gift, mit dem sie ihre Pfeile wirksam machten, kam aber aus Frankreich. Dort hatte der Orden schon lange Zeit einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen gegen eine religiöse Partei, der sich die Parlamente und bald viele anschlossen, die mit der elenden Regierung unzufrieden waren. Der Hass gegen die Regierung traf auch den Orden, welcher immer die Pflicht des Gehorsams gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit lehrte. Die religiösen Feinde waren die Jansenisten. Quelle des Hasses.

Wir haben früher Petavius im Kampfe gegen die Jansenisten gefunden.[2]) Sie haben ihren Namen von Cornelius Jansen, dem Sohn eines Handwerkers in Ackoy, in der Grafschaft Leerdam, der in Löwen studierte, und dort mit einem Studenten aus Bayonne, Duvergier de Hauranne, befreundet wurde, und dann mit diesem auf einem Landgut bei Bayonne den Augustinus studierte. Von der Abtei Saint-Cyran, welche der Bischof von Poitiers dem Duvergier dafür überließ, dass er ihm einen Theil der Geschäfte übernahm, bekam der letztere den Namen Saint-Cyran. Jansen aber stiftete und leitete ein Collegium Jansen. Saint-Cyran.

[1]) Histoire philosophique du règne de Louis XV., Paris 1847.
[2]) Vergl. Bd. IX, S. 577—578 dieses Werkes.

in Löwen, wo ihn Saint-Cyran im Sommer 1621 besuchte und beide in der Absicht, der Kirche auf ihren ursprünglichen Geist und ihre ursprüngliche Verfassung zurückzuführen, ein Werk zu schreiben verabredeten; Staint-Cyrans Buch sollte „Aurelius" heißen, Jansens Buch „Augustinus".

Jean Duvergier de Hauranne, den Sohn einer reichen Kaufmannsfamilie in Bayonne, geboren 1581, haben wir in einem früheren Bande[1]) schon in Paris gefunden, wo ihn Petavius kennen lernte, aber als einen unruhigen, verschlossenen, eitlen und anmaßenden Geist bezeichnete. Dann studierte er in Löwen bei den Jesuiten, wo er auch Justus Lipsius kennen lernte. Gern wäre er in ihren Orden eingetreten, wurde aber nicht aufgenommen, sei es, weil sie ihn körperlich oder geistig nicht für gesund hielten. Hierin mag der erste Grund seines Hasses gegen die Jesuiten liegen. Nach dem Tode seines Vaters rief ihn die Mutter zur Verwaltung des Vermögens der Familie ab, doch der Sohn Duvergier gab sich wenig Mühe darum: er sei von der Vorsehung zu höheren Dingen bestimmt. Er hielt sich nämlich für berufen, die Kirche zu reformieren: seit fünfhundert bis sechshundert Jahren gebe es keine wahre Kirche mehr, sie sei nicht mehr die Braut Christi, sondern geschändet, eine Ehebrecherin und mit einem schlammigen, von der Reinheit der Quelle weit entfernten Wasser zu vergleichen.[2]) Das Tridentinische Concil sei nur eine Verhandlung des Papstes mit Scholastikern, Mönchen und Politikern gewesen, man müsse jetzt die Kirche auf ihren Urzustand zurückführen. Duvergier wich von der kirchlichen Anschauung in der Lehre von der Beicht und Communnion insbesondere ab: nicht der Priester habe das Recht, die Sünden nachzulassen, sondern die priesterliche Absolution sei nur die Erklärung, dass Gott wegen der vollkommenen Reue die Sünden nachlasse, und daher bis nach geleisteter Genugthuung zu verschieben. Die Communion solle nicht oft und nur von Engelreinen, denn es sei das Brot der Engel, nur von denen genossen werden, die sich von der Gnade und himmlischen Sehnsucht unwiderstehlich hingezogen fühlen. Aufschub der Communion, Entziehung des höchsten Gutes sei der wesentliche Bestandtheil der Kirchenbuße. Für die frommen Seelen sei die Demuth, der zufolge sie auf die Communion verzichten, ein gottgefälliger Bußact. Diese Ansicht hielten beide mit düsterem Ernste fest. Jansenius starb 1636 als Bischof in Ypern; sein Buch „Augustinus", in dem er die wahre Gnadenlehre darstellen wollte, erschien 1638,[3]) erregte gewaltiges Aufsehen und wurde in den Niederlanden, in Frankreich und Deutschland rasch verbreitet, aber auch schon 1642 verboten, weil es gegen die Verordnung Pauls V. über die Gnadenwahl handle und mehrere schon verurtheilte Sätze von Bajus enthalte.

Ansichten.

Saint-Cyran, eine mehr praktische Natur, suchte indessen einen Anhang für diese Lehre zu gewinnen, besonders den Beistand eines Ordens. Namentlich suchte er sich in das Vertrauen des Vincenz von Paula einzuschleichen, dem er eines Tages sagte: „Gott gab und gibt mir noch große Einsichten. Er hat mich erkennen lassen, wie es seit fünf oder sechs Jahrhunderten keine Kirche mehr gibt. Vorher war diese Kirche ein großer Strom, der klare Wasser hatte, aber was jetzt die Kirche zu sein scheint, ist nur der Schlamm vom Grunde." Der heil. Vincenz entgegnete: „Seht Euch vor, alle Häresiarchen haben diesen Vorwand ge-

Vincenz von Paula

---

[1]) Vergl. Bd. IX, S. 577 dieses Werkes.

[2]) Vergl. ebenda.

[3]) Unter dem Titel „Augustinus seu doctrina S. Augustini de humanae naturae sanitate, aegritudine, medicina adversus Pelagianos et Massilienses", in drei Bänden.

braucht, um ihre Irrthümer zu begründen", worauf Staint Cyran erwiderte: „Calvin hat nicht alles, was er unternommen, schlecht gemacht, aber er hat sich schlecht ausgedrückt."[1]) Damit hatte er alle Achtung des heil. Vincenz verwirkt, der sich von ihm zurückzog. Besser gelang es Saint-Cyran seit 1621, eine Partei in Port-Royal zu bilden, er war beredt, unermüdlich thätig, zugleich eine herrische Natur. Unter den Frauen in Port-Royal führte er einen Rosenkranz ein, in dem Christus nicht als die personificierte Liebe und Güte, sondern als unnahbarer Herrscher dargestellt war. Die Sache erregte Aufsehen und der Rosenkranz ward von Rom aus verboten. Doch die Phantasie der Klosterfrauen war ganz von ihm beherrscht, sie blieben ihm anhänglich. Duvergier war Meister in der Kunst, eine Partei zu bilden; er stellte den Pfarrern vor, wie sie von den Bischöfen gedrückt seien, er reizte die Bischöfe gegen Rom auf. Alle den Jesuiten abgeneigten Geister wußte er um sich zu vereinen. Trieben die Jesuiten zum häufigen Genusse des Abendmahles, so suchte sie Saint-Cyran davon abzubringen. „Unter unseren Töchtern", schrieb ihm die Äbtissin von Port-Royal frohlockend, „sind nun schon einige, die seit fünfzehn Monaten nicht gebeichtet haben." Der milden und sanften Moral der Jesuiten gegenüber hiengen diese Nonnen an seiner trockenen, fast verzweifelten, düstern Sittenlehre. Le Chapelet secret.

Unter den Geistern, die für seine Lehre gewonnen wurden, ist einer der bedeutendsten Pascal. Chateaubriand zeichnet ihn mit dem volltönenden Lob: „Es gab einen Menschen, der als Zwölfjähriger mit Hilfe von geraden und krummen Linien die Mathematik erfand, als Sechzehnjähriger die gelehrteste Abhandlung über die Kegel schrieb, die man seit dem Alterthum gelesen; der mit neunzehn Jahren eine Wissenschaft, die einzig im Verstande besteht, zu einer Maschine umschuf; der mit sechsundzwanzig Jahren die Erscheinungen des Luftdruckes nachwies und einen der großen Irrthümer[2]) der alten Physik beseitigte; der in jenem Alter, in welchem andere Menschen kaum zum Bewußtsein kommen, bereits den Kreis menschlicher Wissenschaften durchlaufen hatte und, von ihrer Eitelkeit überzeugt, sich mit seinen Gedanken der Religion zuwendete, der von jenem Augenblicke bis zu seinem Tode, welcher ihn im neununddreißigsten Jahre ereilte, immer krank und leidend, der Sprache Bossuets und Racines ihr eigenthümliches Gepräge gab und das Muster vollendetster Scherzrede wie gedrängtester Beweisführung in geschlossener Entwickelung aufstellte; der endlich zur Erholung in den Zwischenpausen seiner Krankheit die schwierigsten Probleme der Geometrie löste und Gedanken auf das Papier brachte, welche ebensoviel von Gott als vom Menschen haben. Und dieses erschreckende Genie nannte sich Blasius Pascal." Pascal. Größe.

Zu diesem volltönenden Lobe bemerkt jedoch Kreiten in seinem meisterhaften Charakterbilde des Mannes, der Ruhm des Genies wäre längst vergessen, wenn er nicht in seinen „Provincialbriefen" „einen lustigen Krieg gegen die Jesuiten geführt hätte".[3])

[1]) Calvinus bene sensit, male locutus est.
[2]) Den horror vacui.
[3]) Stimmen aus Maria-Laach, 1892, 1. Heft, S. 26.

Ein Genie war unleugbar Pascal, und so berühmt, dass die Literatur über ihn eine ganze Bibliothek ausmacht, der Sohn eines Parlamentsrathes und Präsidenten des Hofes für indirecte Steuern, geboren 1623 in Clermont. Die Mutter starb früh, nachdem sie ihrem Gatten drei hochbegabte Kinder gegeben, Gilberte, Blasius und Jaqueline, die später als Nonne in Port-Royal den Namen Schwester Euphemia führte. — Der Vater zog 1631 nach Paris, um sich hier ganz der Erziehung seiner Kinder zu widmen, für welche die Hauptstadt
Blasius. des Reiches mehr Hilfsmittel als Clermont bot. Der Knabe Blasius entwickelte früh schon unter der Leitung seines Vaters — denn eine Schule hat er nie besucht — eine außerordentliche Begabung, machte die raschesten Fortschritte im Griechischen und Latein; wollte von allem den Grund wissen und fand spielend für sich die Lehrsätze der Geometrie bis zum zweiunddreißigsten Satze des Euklid. Der Vater, der ihn bisher von der Mathematik abgehalten hatte, weil er meinte, damit erst später anfangen zu müssen, war erschreckt, als er ihn im Spielzimmer über geometrische Figuren überraschte; dann weinte er vor Freude über die Größe und Gewalt dieses Genies bei einem Freunde, der ihm rieth, den Knaben nicht länger von der Mathematik zurückzuhalten, für die er geboren zu sein scheine. Der Vater gab ihm nun die „Elemente des Euklid", die Blasius rasch verstand. Bald wohnte er den Sitzungen jener Gelehrten bei, aus denen später die Akademie erwuchs, brachte oft Neues mit und zeigte ein klares Urtheil über Arbeiten, die aus Italien oder Deutschland eintrafen und bemerkte oft da Fehler, wo die anderen keinen gesehen hatten. Im sechzehnten Jahre brachte er seine Arbeit über die Kegel zustande. Daneben machte er unter Leitung seines Vaters Fortschritte in den lateinischen und griechischen Classikern.

Jaqueline. Indessen zeichnete sich auch die jüngere Schwester Pascals, Jaqueline, geboren 1625, durch milde und heitere Gemüthsart, durch Geist, Schönheit und Dichtungen früh aus. Über alles, was ihr in den Sinn kam, wie über außerordentliche Vorkommnisse, machte sie früh schon Verse, sogar ein kleines Theaterstück in fünf Acten. Wegen eines sinnigen Gedichtes auf die Königin stellte sie Madame de Montargis der Königin vor, und Gedichte, die man ihr hier auftrug, schuf sie nach kurzem Bedenken in der Ecke eines Zimmers sogleich. Über dem Lob und den Schmeicheleien verlor das gutmüthige Kind die Heiterkeit des Gemüthes nicht und konnte zu Hause mit vollem Herzen wieder mit ihren Puppen spielen. Sie war dabei sehr fromm. Als die Pockenkrankheit ihr im dreizehnten Jahre die Schönheit raubte, so betrachtete sie das als eine Gunstbezeugung des Himmels und dankte Gott in einem Gedichte und nannte die Pockennarben die Hüter der Unschuld und als das untrügliche Zeichen, dass Gott ihr diese erhalten wolle. Ihre Gedichte wurden gedruckt („Vers de la petite Pascal") und der Königin gewidmet. Drei darin sind wahrhaft vom Hauch der Begeisterung durchweht, zwei um Gott für die Gabe der Poesie, das dritte für die Pocken zu danken.

Stephan Pascal. Jaquelines Begabung rettete ihren Vater vor der Bastille. In der Noth des spanischen Krieges hatte nämlich die Regierung die Stadthausrenten herabgesetzt. Stephan Pascal, der dadurch schwer betroffen wurde, schloss sich dem lebhaften und drohenden Proteste von 400 Pariser Bürgern beim Kanzler Seguier
Richelieu. gegen diese Maßregel an. Richelieu ließ einige Haupträdelsführer in die Bastille bringen und Stephan Pascal musste fliehen, als auf ihn gefahndet wurde. Der schreckliche Richelieu hatte aber auch hin und wieder das Bedürfnis nach gemüthlicher Unterhaltung. Im Februar 1639 wollte er eine Kinder-Komödie aufführen sehen und Jaqueline sollte mitspielen. Ein Schauspieler unterrichtete diese in

ihrer Rolle. Der Cardinal lachte herzlich, namentlich gefiel ihm Jaqueline. Nach dem Schlusse des Stückes, als er schon fortgehen wollte, gieng Jaqueline auf ihn zu und declamierte ihm ein von ihr verfasstes Gedicht, worin sie ihn bat, dass ihr Vater zurückkehren dürfe. Ihm gefiel das Gedicht, er umarmte und küsste das Kind und sagte ihm zuletzt: „Geh, ich gewähre dir alles, um was du mich bittest, und schreibe deinem Vater, er möge in aller Sicherheit zurückkehren.“ Nun sagte Frau von Aiguillon zum Cardinal: „Wirklich, mein Herr, Sie müssen etwas für den Mann thun; er ist ein braver und sehr gelehrter Mann, es ist schade, dass er ohne Amt ist. Er hat einen Sohn, der sehr gelehrt in der Mathematik ist und doch nur erst fünfzehn Jahre zählt.“ Richelieu forderte die Kleine noch einmal auf, ihrem Vater zu schreiben, dass er in aller Sicherheit kommen könne. Jaqueline hatte das Herz am rechten Fleck und fragte sogleich, ob der Vater selber dem Cardinal dafür danken dürfe, worauf dieser sagte: „Schreibe ihm, er soll zu mir kommen.“ Frau von Aiguillon wünschte nun, den jungen Pascal zu sprechen, der mitgespielt hatte. Jaqueline führte ihren Bruder zu ihr und die Herzogin spendete ihm hohes Lob wegen seiner Wissenschaft. — Wie glücklich war Jaqueline! Der Vater kehrte zurück und wollte dem Cardinal auf dessen Landgut Rueil seine Aufwartung machen, wurde aber beschieden, am nächsten Tage seine ganze Familie mitzubringen. So kam denn Stephan Pascal mit seinen drei Kindern und wurde außerordentlich freundlich empfangen: „Ich kenne Ihre Verdienste und schätze mich glücklich, Sie einer Familie zurückzugeben, die meine ganze Aufmerksamkeit erfordert. Ich empfehle Ihnen diese Kinder, ich will eines Tages etwas Großes aus ihnen machen.“ — Also der Cardinal. Die Härten seines Charakters sind in einem früheren Bande[1]) hinlänglich geschildert worden, vergessen wir auch nicht, wenn er sich edel und gefühlvoll zeigte.[2]) — Stephan Pascal bekam danach die wichtige Stelle des Steuerverwalters der Normandie und zog darum 1639 mit seiner Familie nach Rouen.

Kinder-Komödie.

Die Aiguillon.

In dieser Stadt erfand Pascal seine Rechenmaschine. Die Härte der Steuern hatte hier nämlich den Aufstand der Barfüßer (Jean va nupied) hervorgerufen,[3]) in welchem das Volk Kataster und Steuerregister verbrannte. Als derselbe durch den Hugenotten Gassion niedergeschlagen war, hatte Stephan Pascal das Steuerwesen neu zu ordnen. Hier gab es nun Rechnungen über Rechnungen, die wegen ihrer Einförmigkeit langweilig waren und dabei viele Zeit erforderten. So kam der junge Pascal auf den Gedanken, eine Rechenmaschine zu erfinden, die das Rechnen schneller und sicherer zustande brächte, als ein Mensch. Diese Maschine zu erdenken, war der geringere Theil der Arbeit, schwieriger war es, sie widerstandsfähig gegen den Transport und den Gebrauch zu machen. Fünfzig Modelle stellte Pascal her, bis er sein Ziel erreichte. Die Erfindung machte großes Aufsehen, die Regierung gab ihm die ausschließliche Erlaubnis, Rechenmaschinen zu machen oder machen zu lassen und zu verkaufen. Leibniz[4]) ersann bekanntlich auf die Nachricht von der Erfindung Pascals ein noch einfacheres Modell, das noch mehr leistete. Der Arithmometer von Thomas in Colmar leistet noch mehr und ist nicht nur für die vier Species und zum Wurzelausziehen, sondern auch bei trigonometrischen Rechnungen verwendbar. — Zwölf ganze Jahre beschäftigte sich Pascal mit dieser Arbeit.

Rechenmaschine.

[1]) Vergl. Bd. IX dieses Werkes unter „Richelieu“.
[2]) Kreiten, Stimmen aus Maria-Laach, 1892, II, S. 195—197.
[3]) Vergl. Bd. IX, S. 386 dieses Werkes.
[4]) Vergl. Bd. X, S. 275 ff. dieses Werkes.

Corneille. In Rouen kam die Familie in Berührung mit dem Dichter Corneille, der Jaqueline antrieb zu einem Gedicht für das Fest der Unbefleckten Empfängnis; sie erlangte damit den Preis, den man ihr in einem großen feierlichen Aufzug brachte. Sie wurde dadurch nicht hochmüthig, sondern blieb das einfache, bescheidene Kind.

1646 brach der Vater ein Bein; zwei Brüder, berühmte Ärzte, behandelten den schweren Fall und wohnten drei Monate in seinem Hause. Sie
Guillebert. waren eifrige Anhänger eines Pfarrers Guillebert in Rouville, einem Dorfe bei Rouen, und der Pfarrer war ein Anhänger Saint-Cyrans; so kam die ganze Familie in Berührung mit den Jansenisten: Blasius ward einer der Erweckten und vermöge der Schärfe und Entschiedenheit seines Wesens einer der eifrigsten. Arnaulds Schrift „Die häufige Communion" und des Jansenius Werk „Über die Erneuerung des inneren Menschen" wirkten besonders auf ihn und er kam zur Überzeugung, die christliche Religion verpflichte uns, nur für Gott zu leben, keinen andern Gegenstand der Gedanken zu haben als ihn, und dass er allen Forschungen ein Ende machte und allen anderen Kenntnissen entsagte, um einzig dem zu leben, was Jesus Christus das Nothwendige nannte. Religiös war er immer gewesen, aber jetzt wurde er einseitig fromm.

Alle Forschung, die nicht unmittelbare Beziehung auf Gott hat, galt den Jansenisten als sündhafte Eitelkeit. Aus dieser stammte die Forschung nach den Geheimnissen der Natur, die uns nichts angehen. — Im schroffen
Gegensätze. Gegensatze dazu steht der Satz: Wissenschaft und Kunst sind sich selber letzter Zweck, es ist moralisch, wissen zu wollen, bloß um zu wissen. Die Jesuiten, die Gegner der Jansenisten, theilten keine dieser Ansichten: Kunst und Wissenschaft sollen wir pflegen, weil Gott die edle Befähigung dazu in unsere Seelen legte. Gott habe dem Menschen die ganze Welt als Gegenstand der Forschung vorgelegt; aber wir sollen über der Schöpfung nie des Schöpfers vergessen. Den Verfall in die Jansenistische Einseitigkeit legt Kreiten mit gutem Grund dem Mangel an universeller Schulbildung bei; Pascal hatte keinen andern
Jaqueline. Lehrer als seinen Vater, es fehlte ihm gründliche philosophische und theologische Durchbildung, er hat nie Dogmatik, nie scholastische Philosophie studiert und wurde doch angetrieben, in die Streitfragen sich hineinzumengen.[1]) Jaqueline wurde durch den Verkehr mit den Jansenisten 1647 bewogen der Welt zu entsagen und zog nach Port-Royal.

Gilberte. Gilberte, welche die Geschichte der Familie schrieb, reichte einem Steuerrathe Florin Périer die Hand.

Der Gedanke, nach den Geheimnissen der Natur nicht zu forschen, weil sie die Seele von Gott abziehen, war bei Pascal anfangs doch nicht so mächtig, dass er nicht die Irrthümer der Zeitgenossen über Naturgesetze zu berichtigen gesucht und dabei selber diese Gesetze gefunden hätte. Als in Florenz der Brunnen-

[1]) Kreiten, l. c. III, S. 284—287.

meister des Cosmus von Medici bemerkte, dass in einer Saugpumpe, deren Kolben in seinem niedrigsten Stande mehr als zweiunddreißig Fuß über der Oberfläche des Wassers blieb, das Wasser nie höher als zweiunddreißig Fuß stieg, fragte er bei Galilei um Rath. Dieser antwortete: „Die Natur hat einen Abscheu vor dem Leeren, dieser Abscheu hat aber seine Grenzen und ist über zweiunddreißig Fuß hinaus nicht mehr kräftig" — beauftragte aber Torricelli, darüber nachzudenken und eine richtige Antwort zu geben. — Galilei war nämlich damals schwach und arbeitsmüde. Torricelli erinnerte sich nun, dass Galilei früher selber gesagt hatte, die Luft sei eine schwere Flüssigkeit, und kam sofort auf die Vermuthung, der Druck der Luft treibe das Wasser in die luftleere Röhre hinauf, starb aber bald darauf (1645), ohne seine Ansicht näher begründen und die Gesetze der Aërostatik finden zu können. Bei den Zeitgenossen war aber der alte Grundsatz vom horror vacui so eingewurzelt, dass sie Torricelli nicht glaubten, sondern annahmen, in der Flüssigkeitssäule entwickelten sich Luftgeister oder eine feinste Materie (materia subtilis), welche den vom Wasser nicht gefüllten Raum in der Röhre besetzten und den Abscheu der Natur vor dem Leeren befriedigten. Pascal zweifelte an der Richtigkeit dieses Grundsatzes, stellte Versuche an und veröffentlichte 1647 eine Schrift dagegen, leere Räume blieben genug übrig und bewiesen, dass der horror vacui kein absoluter sei, eine materia subtilis existiere nicht, der scheinbar leere Raum sei wirklich leer. Mit dieser Behauptung gerieth er in einen Streit mit einem Jesuiten Pater Noël, einem Physiker von Namen, Rector des Gymnasiums Clermont in Paris, der seine Abneigung gegen den ganzen Orden nur verschärfte. Auch Pascals Vater mischte sich in den Streit mit Pater Noël in einem gelehrten, aber etwas höhnischen Sendschreiben. Der junge Pascal hielt sich für gekränkt und fasste eine Abneigung gegen den ganzen Orden. Dabei machte er viele Experimente mit Scharfsinn und Beharrlichkeit über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten, über die Schwere der Luft und ihre Wirkungen, Versuche mit gleichen Röhren in den Höhen und in den Tiefen und wies nach, dass der größere oder geringere Druck der Luftsäule der Grund sei des mehr oder minder hohen Steigens der Quecksilbersäule in der oben geschlossenen Röhre. Descartes soll ihn zu diesen Höhen-Differenz-Versuchen angeregt haben. Pascal rühmt sich 1648 in seiner Schrift über die neue Entdeckung, dass vor ihm kein Gelehrter gewagt habe, zu sagen, die Natur hat keinen Widerwillen gegen das Leere, sie thut überhaupt nichts, um es zu hindern. Die Experimente zur Vollendung des aërostatischen Systems wurden von Pascals Schwager, Perier, in der Auvergne, dann von Chanut und Descartes fortgesetzt,[1]) welcher zur Unterstützung des jungen Gelehrten eine Großmuth und einen Seelenadel bewies, der ihm alle Ehre macht. — Die Untersuchungen über den Druck der Flüssigkeiten führten Pascal zur Theorie der Kraftübertragung.[2])

Galilei. Torricelli. Horror vacui. P. Noël. Aërostatik. Descartes.

Solche Versuche machte, diese Gesetze fand Pascal, obschon er krank war. Wir staunen über die Kraft dieses Geistes. Dabei kam er noch mit Port-Royal in Berührung.

Port-Royal[3]) ist verdreht statt Porrois — eine mit Gestrüpp bewachsene Schlucht — so hieß ein sumpfiges Thal bei Chavreuse, dessen Höhen mit

[1]) Saint-Beuve, Port-Royal. Deuxième edition. II, p. 470—474.
[2]) Kreiten, Stimmen aus Maria-Laach, V, S. 545.
[3]) Ibid. 1892, IX, S. 380. — Die Abbildung des Klosters und seiner Umgebung bei Saint-Beuve, l. c. V, S. 120.

Port-Royal des Champs.

dunkeln Wäldern besetzt waren. Kein König hat es gestiftet, kein Hafen liegt in der Nähe — es war ein Frauenkloster von Benedictinerinnen nach der Bernhardiner Regel. Jaqueline Angelica Arnauld war als Kind von zehn

Angelica Arnauld.

Jahren Äbtissin, führte aber bald unter Leitung des heil. Franz Sales ganz im Geiste des Ordens eine heilsame Reform durch. Das Haus der Arnauld war reich an ausgezeichneten Männern, aber immer gegen die Jesuiten; ein Antoine Arnauld hatte 1594 ihre Vertreibung vorbereitet und 1602 eine berühmte Rede im Parlamente gegen sie gehalten. Mutter Angelica führte ihre Klostergemeinde 1626, weil Port-Royal für die um Aufnahme Bittenden nicht Raum

Port Royal in Paris.

genug hatte und wegen der Fieberluft ungesund war, nach Paris, Hotel Clugny. So entstanden zwei Klöster. In Port-Royal des Champs blieb nur ein Priester, um den Dienst in der Kirche zu versehen, in Port-Royal zu Paris aber blühte die Klostergemeinde neu auf unter Leitung der hochbegabten und begeisterten Oberin Angelica.

Saint-Cyran.

Über diese Frauen gewann nun Saint-Cyran durch seine ernste düstere Richtung, durch seine glühende Rede große Macht. Von hier verbreitete sich die Mahnung zu seltenem Empfange der heiligen Communion, die nur der Lohn nach Vereinigung mit Gott sein solle. Eine große Anzahl von Bischöfen und Ordensmännern waren gegen diese Richtung. Als Anton Arnauld 1645 eine Schrift gegen die häufige Communion herausgab (De la fréquente communion), sagte der heil. Vincenz von Paula dem Abte von Orgny darüber: „Wenn dieses Werk einem Hundert dazu gedient hat,[1]) sie mit größerer Ehrfurcht vor dem Sacramente, zu erfüllen, so gibt es dagegen mindestens Zehntausend, denen es geschadet hat, indem es sie von demselben zurückhielt. Mehrere Pfarrer zu Paris klagen darüber. In St.-Sulpice haben die Communicanten um 3000 gegen die gewöhnliche Zahl abgenommen. Zu Saint-Nicolas du Chardonnet haben 1500 Personen dieser religiösen Pflicht nicht genüge geleistet, ebenso ist es anderwärts." Der Römische Stuhl verurtheilte dieses Buch, weil es dahin strebe, die Seelen von dem heiligen Sacramente zu entfernen, in welchem sie doch sonst Kraft und Leben finden.

Richelieu.

Richelieu sah ungern auf die neue Richtung, namentlich als der große Redner Antoine Lemaître alle Ämter niederlegte, um sich ihr vollständig anzuschließen — er ließ Saint-Cyran in Vincennes einsperren,[2]) nachdem er vergebens versucht hatte, ihn für sich zu gewinnen; aber auch aus dem Gefängnisse leitete dieser seine Schüler. Seinen Anhängern galt Saint-Cyran nur als ein Märtyrer für das wahre Christenthum. Erst 1643 ward er entlassen, genoss aber seine Freiheit und geistige Herrschaft über seine Pflanzung nicht lange. Ein Nervenschlag machte 11. October 1643 seinem Leben ein leichtes Ende.[3])

Antoine Lemaître.

Die Geschichte Lemaîtres ist aber diese: Er war der älteste Sohn der Katharina Arnauld, der ältesten Schwester der Äbtissin Angelica. Sein Vater Isaak Lemaître war königlicher Rath, aber ein ausgelassener Mann, von dem sich nach zehnjähriger unglücklicher Ehe seine Mutter scheiden ließ.[4]) Antoine hatte ganz die reichen Anlagen der Arnaulds, insbesondere eine große Beredsamkeit.[5]) Schon im zwanzigsten Jahre glänzte er als Anwalt in den Gerichtshöfen, als

---

[1]) Saint-Beuve, l. c. II, p. 187, 192.
[2]) Ibid. I, p. 314—316, 320—323, 343—344, 487; II, p. 22, 24; IV, p. 87.
[3]) Ibid. II, p. 302.
[4]) Ibid. I, p. 342, 373—375.
[5]) Ibid. I, p. 376 ff; III, p. 195.

Redner im Parlament. Prediger verlegten ihre Vorträge, um bei ihm die Schule der Beredsamkeit durchzumachen. Im achtundzwanzigsten Jahre erhielt er schon vom Kanzler Seguier die Bestallung als Staatsrath, die Regierung setzte große Hoffnungen auf ihn. Die ersten Familien wären stolz darauf gewesen, ihm eine Tochter zu geben. Antoine wünschte auch zu heiraten,[1]) aber seine Tanten Angelica und Agnes waren dagegen, denn eine Ehe würde ihn nur an die Welt binden. Vergebens schrieb Arnauld der Äbtissin: „Ist denn die Ehe ein Verbrechen und werde ich dann nicht mehr Ihr Neffe, noch ein Christ, noch ein Ehrenmann sein, weil ich Gatte geworden? — Die Ehelosigkeit macht niemand selig, wie die Ehe an sich niemand verdammt. Nicht der Stand, sondern das Leben öffnet uns Himmel und Hölle." — Hätte die Lehre der Jansenisten gesiegt, die Welt wäre ein Kloster geworden und das Menschengeschlecht wäre ausgestorben.

Dennoch verfieng sich Antoine im Netze des Jansenismus. Eines Abends war er im Hause Andillys bei dessen Gattin, welche ihm bei dem Zwiste in seinem väterlichen Hause eine zweite Mutter geworden war. Seine Tante lag im Sterben. Saint-Cyran bereitete sie auf den Tod vor mit einer Macht des einfachen Wortes der Überzeugung, welche Antoines Kunst der Rede über den Haufen zu werfen schien. Saint-Cyran kam ihm vor wie ein Bote aus einer höheren Welt. Die Sterbende war getröstet, die Umstehenden erschüttert, Antoine traten Thränen in die Augen. Die Tante starb 23. August 1637.[2]) Antoine aber kündigte Saint-Cyran seinen festen Entschluss an, die Welt zu verlassen und ganz nur Gott und seiner Buße zu leben. Saint-Cyran fürchtete, es sei ein voreiliger Entschluss des heißblütigen Mannes, der ihn vielleicht später gereue, und wollte seine Standhaftigkeit auf die Probe stellen und sagte seine Mitwirkung nur für den Fall zu, dass Antoine bis October seine Geschäfte fortführe. Das that Antoine, aber die Lust zu weltlicher Rede war ihm vergangen. Er sprach bei der nächsten Sitzung nicht mit dem gewöhnlichen Feuer; wenn sein Blick auf das Crucifix im Saale fiel, kam ihm die Lust zum Weinen an. Das merkten die Zuhörer sogleich und sein Gegner sagte, Antoine habe seinen Prozeß nicht durchgefochten, sondern eingeschläfert. Das stachelte Antoine: in der nächsten Sitzung sprach er mit einem Feuer, das alles mit sich fortriss und worin er sich selber übertraf: er wollte Frankreich zeigen, dass sein Genius nicht ihn, sondern er seinen Genius verlasse. Als die Parlaments-Ferien begannen, zog er sich in eine einsame Wohnung in der Nähe von Paris zurück, um sich in Werken der Buße zu üben. Den Abend vor Pfingsten 1638 erschien er dann in dem verlassenen Port-Royal auf dem Lande, um da als Einsiedler zu leben.[3])

Saint-Cyran

gewinnt

Antoine Le maître.

Antoine war fest entschlossen in seinem Thun, doch fehlte es ihm nicht an Selbstbewunderung: er schrieb an Anton Singlin, der nach Saint-Cyrans Verhaftung die Partei leitete: „Man hat vielleicht seit einem Jahrhunderte nicht sagen gehört, dass ein Mann, der an einer Stelle und in einem Amte sich befand wie ich, in der Verderbnis des Palastes, bei den Vortheilen der Geburt, in der Eitelkeit der Beredsamkeit, als sein Ruf der festbegründetste, sein Vermögen das größte, seine Lebensweise die ehrenvollste, sein Glück im besten Fortschreiten, seine Hoffnung die rechtmäßigste war, plötzlich all diese Güter aufgegeben, all diese Fesseln zerbrochen und sich arm gemacht hat, während er daran gearbeitet hatte, sich Reichthümer zu erwerben, — dass er eine strenge Lebensweise erwählt, nach-

Selbstgefühl.

[1]) Saint-Beuve, l. c. I, p. 380—382.
[2]) Ibid. I, p. 128, 342, 383, 481—485; II, p. 64, 65.
[3]) Ibid. I, p. 391—396, 404.

dem er Lust und Freude gesucht, dass er die Einsamkeit ergriffen, statt der bisherigen Umgebung mit Personen und Geschäften, dass er sich zu einem ewigen Stillschweigen verdammt, während er bisher mit vielem Beifalle geredet. Dadurch ist, obwohl dieses Wunder grösser und seltener ist, als dasjenige, dem Blinden das Gesicht, dem Stummen die Rede zu geben, unser Jahrhundert so wenig geistlich gesinnt, dass man nur als eine Ausserordentlichkeit betrachten kann, was man als etwas Heiliges hätte verehren sollen."

Genossen. Doch blieb Antoine Lemaître nicht lange allein. Der erste, der sich ihm anschloss, war sein Bruder Séricourt, ein Officier, den Antoines Umwandlung tief ergriffen hatte. Im Juli 1638 waren schon zwölf Einsiedler beisammen, darunter Sacy, ein zweiter Bruder Antoines, der sich als geistlicher Dichter und Bibelübersetzer auszeichnete, ferner du Boscle, ein Advocat, der in einer Krankheit von der Furcht Gottes ergriffen worden war, dann Lazancy, ein Sohn Arnauld d'Andillys, ein Page Richelieus und königlicher Officier; sodann Antoine Arnauld, Doctor der Sorbonne und berühmter theologischer Schriftsteller, Pallu und Hammon, zwei geschickte Ärzte, Champagne, ein Maler, Pierre Nicole, ein Gelehrter von kolossaler Belesenheit. Der Verein machte Aufsehen, man wunderte sich, warum diese Männer sich nicht einem bestimmten Orden anschlossen. Das Parlament fieng an, sich mit den Einsiedlern zu beschäftigen.

Sacy. Du Boscle. Lazancy. Antoine Arnauld. Nicole.

Verhör. Am 5. Juli 1638 erschien ein königlicher Beamter und fragte, da der Verein ohne Erlaubnis des Königs sich gebildet habe, um Zeitordnung und Statuten, wie oft und an welchen Tagen das Abendmahl empfangen werde, ob Lemaître Visionen habe. Dieser antwortete mit Hohn und zeigte ihm zwei Fenster, von denen er eine Aussicht habe, und beschwerte sich über Fragen, die nur dem Beichtvater zukämen.

Eine Woche später erhielten die Einsiedler den Befehl, Port-Royal zu verlassen:[1]) sie zogen nun nach La Ferté Milon, wo Vitart, ein Grossonkel Racines, sie in sein Haus aufnahm. In der Nacht hielten sie Gebete, in der Frühe giengen sie auf eine nahe Anhöhe, von wo sie den Rosenkranz betend zurückkehrten, untertags arbeiteten sie im Garten, studierten (Antoine Lemaître lernte hebräisch und schrieb „Leben der Heiligen") oder gaben Knaben Unterricht, unter diesen Zöglingen war einer der später als Dichter so berühmte Racine. Im Spätjahre 1638 plante Lemaître, das alte Kloster Port-Royal schon wieder beziehen zu können. Diese Einsiedler waren zugleich vermögliche Männer, ein grosses Grundstück in der Nähe ward angekauft, Wohnungen gebaut und eine Ökonomie darauf eingerichtet; eine Schule ward errichtet und bald von Söhnen der ersten Famlien besucht. Durch Lehrbücher suchten die Jansenisten ihre Ansichten in ganz Frankreich zu verbreiten.

Racine.

Die Nonnen aus Paris wollten in ihr Mutterhaus Port-Royal des Champs wieder einziehen, Port-Royal de Paris galt ihnen nur als Töchterstiftung. Angelicas Mutter und ihre Schwestern traten in das Kloster mit allen Enkelinnen und sieben anderen Verwandten, der Stock der Familie Arnauld. Mitglieder der angesehensten Familien standen mit Port-Royal in Verbindung. — Der Jansenismus wurde Mode bei den Damen in Paris. Auch Jaqueline Pascal hörte die einfachen und eindringlichen Predigten Singlins und ward davon ergriffen, in Port-Royal könne man vernünftigerweise Nonne werden, und kam zum Entschlusse, sich ganz Gott zu weihen, und Singlin erklärte nach der ersten Unterredung mit ihr, er

Jaqueline Pascal.

[1]) Saint-Beuve, l. c. I, p. 499—450.

habe noch nie so große Zeichen wahren Berufes bemerkt. Der Vater gab 1648 nach einigem Zögern seine Zustimmung zum Entschlusse Jaquelines, er starb nach kurzem Krankenlager 24. September 1651. Sein Sohn setzte ihm „aus der Fülle des Herzens, um der Wahrheit die Ehre zu geben und um nicht undankbar gegen Gott zu erscheinen", die Grabschrift, worin er ihn nennt „ausgezeichnet durch sein großes Wissen, das von den Gelehrten aus ganz Europa anerkannt war, noch ausgezeichneter durch die große Biederkeit, die er in den bekleideten Ämtern und Stellungen erwiesen, aber noch viel mehr ausgezeichnet durch seine musterhafte Frömmigkeit. Er hat Glück und Unglück verkostet, damit er in beiden sich als das erprobe, was er war; man sah ihn mäßig im Glück, geduldig im Unglück; er nahm zur bösen Stunde seine Zuflucht zu Gott und dankte für die gute."[1] Stephan Pascal.

Dass Pascal noch 1650 Anwandlungen von Weltlust hatte und hohes Selbstgefühl, zeigt ein Huldigungsschreiben an die Königin Christina von Schweden, mit welchem er ihr seine Rechenmaschine zusandte.[2] Er spricht darin von einem doppelten Königthume, einer Souveränität durch Geburt und einer durch Geist und Wissen. Die Gelehrten können ebensowohl wie die ersteren als Souveräne gelten. Unter den Geistern findet man dieselben Abstufungen wie unter den Ständen und die Macht der Könige über ihre Unterthanen scheint nur ein Bild jener Herrschaft der höheren Geister zu sein, über welche sie das Recht der Überredung üben, welches bei ihnen so viel besagt, als das Recht zu befehlen in der politischen Machtsphäre. Diese zweite Art der Herrschaft scheint mir sogar noch einer umso höheren Ordnung anzugehören, als die Geister erhabener sind als die Körper, und umso gerechter, als sie nur erhalten werden kann durch das wahre Verdienst, während die andere oft nur der Geburt oder dem Glück ihr Entstehen verdankt." Die Königin Christina jedoch vereine beide Souveränitäten in sich. Der Brief hat nur Sinn, wenn man annimmt, Pascal habe die Stelle des Carteſius bei der Königin einnehmen wollen, der vor kurzem (11. Februar 1650) gestorben war. Kreiten beruft sich, um diese Annahme zu begründen, auf ein Schreiben ihres Leibarztes Bourdelot an Pascal: „Ihr gehört unter die Genies, welche die Königin sucht."[3] Königin Christina.

Die Zeit vom Tode des Vaters bis zur Einkleidung Jaquelines in Port-Royal (Januar 1652 bis Juli 1653) wird von den französischen Biographen das Weltleben Pascals genannt.[4] Es wird darüber gemeldet: „Da man ihm alles Studium untersagte, so hat er sich unmerklich dem Verkehre mit der Welt hingegeben, er spielte und nahm Theil an Ergötzlichkeiten, um die Zeit todt zu schlagen. Anfangs geschah alles im Maße, schließlich überließ er sich ganz der Eitelkeit und Nichtsnutzigkeit, dem Vergnügen und den Ergötzlichkeiten. Der Tod seines Herrn Vaters gab ihm wohl eine größere Leichtigkeit, diesem Hange zu folgen; aber als er am nächsten daran war, sich an die Welt zu binden, sich zu verheiraten und ein Amt zu kaufen, rührte Gott ihn ein zweitesmal."[5] Es war die Zeit der Fronde, wo alle Bande guter Sitte gelöst schienen. Pascal kam in die Gesellschaft von Lebemännern, versank aber nicht ins Gemeine, brauchte jedoch, wie er in allem hitzig war, viel Geld. Mit dem Herzog von Roannez, Pair von Frankreich und Poitou, wurde er befreundet; auch soll Pascal viel

[1] Kreiten, l. c. 1892, VI, S. 43.
[2] Saint-Beuve, l. c. II, p. 474—478, 481—483.
[3] Ibid. VI, p. 36—37.
[4] Vie mondaine, II. — Saint-Beuve, II, p. 483, 495—497.
[5] Kreiten, l. c. VII, S. 153.

gespielt haben. Die Nachrichten sind jedoch unsicher. Gewiss ist nur eines, dass er viel Geld brauchte und dass daher der kurze Zwist rührt, den er mit Jaqueline wegen des Erbtheils hatte. Jaqueline gab her und gab her, Pascal aber kam bald zu einer edleren Stimmung zurück und von seinen Forderungen eines Mehrbezuges ab durch seine zweite Bekehrung.[1]

Seconde conversion.

Während seine Geschwister noch zu Gott beteten, dass Pascal von seinem Weltleben abgeschreckt werde, kam dieser in eine Todesgefahr, die ihn nachdenklich machte. Es wird berichtet, er sei an einem Festtage seiner Gewohnheit gemäß mit einigen Freunden in einer vier- oder sechsspännigen Chaise spazieren gefahren. Da scheuten die Vorderpferde plötzlich gerade an derjenigen Stelle der Brücke von Neuilly, die kein Geländer hat, und stürzten deshalb in das Wasser. Glücklicherweise rissen die Stränge, welche sie an das Hintergespann befestigten, so dass der Wagen gerade am Rande des Abgrundes stille hielt. Das gab Pascal den Gedanken, seine Spazierfahrten aufzugeben und fortan in einer vollen Einsamkeit zu leben.[2] Die Erregung war stark. In einer Briefsammlung des Abbé Boileau heißt es: „Pascal, dieser große Geist, glaubte immer einen Abgrund zu seiner Linken zu erblicken und ließ einen Stuhl dorthin setzen, um sich zu beruhigen. Ich weiß die Geschichte aus erster Hand. Seine Freunde, sein Beichtvater, sein Seelenführer sagten ihm umsonst, er habe nichts zu befürchten, es seien bloße Aufregungen einer durch abstracte und metaphysische Arbeiten erschöpften Einbildung: er gab alles zu, eine Viertelstunde später grub er sich wieder den erschrecklichen Abgrund." Voltaire bemerkt zu dieser Nachricht: „Es ist nicht zu verwundern, dass ein Mensch von so zarter Gesundheit und einer so trübseligen Einbildungskraft wie Pascal schließlich durch eine schlechte Pflege dahin gelangte, die Organe seines Gehirnes zu verderben. Diese Krankheit ist nicht auffallender und verdemüthigender als das Fieber und die Migräne." — Diese Ausfahrt fand wahrscheinlich im October 1653 statt.

Todesgefahr.

Fortan verkehrte Pascal viel mit den Jansenisten, gegen welche er lange den richtigen Standpunkt vom Verhältnis der Vernunft zur Offenbarung behauptete, bis ihn am 23. November 1654 eine Vision von der rechten Bahn abdrängte, dass er der Philosophie und der Vernunft Lebewohl sagte und ein fanatischer Jansenist wurde. Sichere Nachricht darüber gab ein Stück Pergament, welches, von Pascals Hand beschrieben, in einem mit den gleichen Worten beschriebenen Papier, der Diener Pascals nach dessen Tod in seinem Brusttuche eingenäht fand.

Hallucination.

Das mystische Amulet.

Die Schrift, mit vor Aufregung zitternder Hand geschrieben, enthält die Worte: „Jahr der Gnade 1654, Montag, 23. November, um halb 12 Uhr abends bis halb 1 Uhr. Feuer. Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, nicht der Philosophen und Gelehrten. Sicherheit, Sicherheit. Gefühl Freude, Friede. Gott Jesu Christi. Deum meum et Deum vestrum. Dein Gott soll mein Gott sein. Vergessen der Welt und aller Dinge außer Gott. Er findet sich nur auf den Wegen, die das Evangelium uns lehrt. Größe der menschlichen Seele. Gerechter Vater. Die Welt hat dich nicht erkannt, aber ich habe dich erkannt. Freude, Freude, Thränen der Freude. Dies ist das ewige Leben, dass sie dich, den wahren

[1] La seconde conversion, II, p. 377—379, 497 ff.
[2] Kreiten, l. c., 1792, VIII, S. 256—262.

einen Gott erkennen und den du gesandt hast, Jesus Christus. — Völlige Unterwerfung unter Jesus Christus und meinen Seelenführer. Ewig in Frieden sein für einen Tag der Übung auf Erden."

Diese Schrift ist das vielfach beschriebene mystische Amulet, welches Pascal stets bei sich trug, um der Stunde, da ihm diese Vision wurde, immerdar eingedenk zu sein. Kreiten bemerkt darüber:[1]) „In dieser Mitternachtsstunde ist etwas über Pascal gekommen, was den ganzen Menschen in ihm geändert hat, eine Art Fanatismus, der sonst sein so klares Urtheil trübt und den stillen Gelehrten zum gewaltigsten Vorkämpfer der Irrlehre macht. Verschiedene Umstände haben dazu beigetragen, den Feuerfunken zur hellen Flamme zu entfachen, aber der Funke selbst ist in dieser Nacht in die Seele Pascals gefallen. Alles, was wir bis zur Sterbestunde über ihn zu berichten haben, Gutes wie Schlimmes, liegt in dieser Richtung: die höchste Losschälung von allem Irdischen, die bewundernswerteste Geduld, die rücksichtsloseste Abtödtung seiner selbst, der großartigste Lebensmuth um der Wahrheit willen, die blutigste Bekämpfung der vermeintlichen Gegner der Wahrheit und christlichen Zucht, der stärkste Ungehorsam gegen die mit Port-Royal nicht übereinstimmende Kirche und das alles bei einer großen Reinheit und Lauterkeit des Charakters, dem leider die christliche Demuth und der katholische Geist der Liebe mangelt."

Wenige Tage nach der Gnadenstunde besuchte Pascal seine Schwester. Da läutete es zur Predigt, er gieng hinein. Singlin predigte über die Leichtfertigkeit der Weltleute, die ein Amt, eine Ehe suchen, ohne Gott früher darüber ernstlich um Rath zu fragen. Pascal sah den Finger Gottes darin: er gieng zu Singlin und bat ihn, sein Seelenführer zu sein, und dieser willigte nach einigem Bedenken ein. Pascal bezog eine Zelle in Port-Royal und es gefiel ihm hier; er wohne wie ein Prinz, aber wie ein Prinz nach dem Geschmacke des heil. Bernhard. Er führte den Namen Herr de Mons und machte mit den anderen das Leben der Arbeit und des Gebetes mit. Um drei Uhr des Morgens standen sie auf zum gemeinsamen Frühgebete, nach welchem sie sich auf den Boden warfen und die Erde küssten. Dann las jeder kniend ein Capitel aus dem Evangelium und dem heil. Paulus; gemeinsam wurden die kirchlichen Tagzeiten und streng die Fastenzeit gehalten, bei jedem Stundenschlag entblößten alle das Haupt. Je zwei Stunden vormittags und zwei nachmittags waren der Handarbeit gewidmet. Diese „Herren" trugen gemeine Kleidung, man hätte sie für Bauern halten können; die einen arbeiteten als Gärtner, die anderen fällten Holz im Walde, ein ehemaliger Officier flickte die Schuhe, um sich in der Demuth zu üben. Neben dem Gebete und der Handarbeit pflegten sie die Studien, einige schriftstellerten, wie Lemaître, der hier auch hebräisch ohne einen Lehrer lernte und sich an Geschichten von Bekehrungen erfreute, andere hielten Schule. Um den Herzog von Roannez für den Bund der Brüder zu gewinnen, welche wie die ersten Christen ein Herz und eine Seele sein sollten, bezog Pascal einige Zeit ein Zimmer im herzoglichen Palaste und gewann den Herzog vollständig, so dass dieser seinem Oheim, dem Grafen Harcourt, erklärte, er ziehe sich von der Welt zurück, als ihm dieser die Hand des Fräuleins de Menus, der reichsten Erbin Frankreichs, anbot. „Sie sind also närrisch geworden, mein Herr Neffe!" schrie Harcourt im Zorne aus. Die Sache kam auch unter die Diener des Hauses und in Wuth über Pascal als Verführer ihres Herrn und Verhinderer einer glänzenden Ehe, trat eines

Singlin.

Leben in Port-Royal.

Duc de Roannez.

[1]) Stimmen aus Maria-Laach, 1892, 8. Heft, S. 262—268.

Morgens die Pförtnerin in das Zimmer des genialen Mannes mit gezücktem Messer, aber er war zum Glücke gerade ausgegangen und kehrte nie mehr in das Palais zurück. Der Herzog aber trat in Port-Royal ein und bezahlte gewissenhaft die Schulden, die er nicht gemacht hatte, wohl aber sein Vater.[1]) Auch ein anderer Domat. Freund folgte Pascal, Domat, ein tüchtiger Rechtsgelehrter und Schriftsteller,[2]) der Vorgänger und Lehrer Daguesseaus. Pascal ergab sich anfangs philosophisch-asketischen Studien, auch seine Schwester schriftstellerte.[3]) Von einem Secretär Über Epiktet und Montaigne. Sacys wurde dessen Unterredung mit Pascal über Epiktet und Montaigne[4]) nachgeschrieben. Pascal suchte die modernen Freidenker durch ihre Vorgänger zu bekämpfen. Montaignes Grundirrthum ist nach ihm der, dass er absehend von der Offenbarungswahrheit eine Vernunftreligion und Vernunftmoral aufstellen will, wobei er ein glänzendes Fiasco machte.[5]) Die Vernunft allein reiche zum Höchsten nicht aus und habe nichts mitzureden, wo es sich um Glauben und Sitten handle. Der Stoiker erhob sich zum Gott, der Epikureer drückte den Menschen nieder. Beide verkennen den Sündenfall, la chute, der Gottmensch allein füllt den Abgrund aus, vereinigt und stellt wieder her. Epiktet habe eine unvergleichliche Kunst, um die Ruhe derjenigen zu stören, welche solche in den äußeren Dingen suchen und sie zur Erkenntnis zu bringen, dass sie wahre Sclaven und erbärmliche Blinde seien; dass es unmöglich ist, etwas anderes zu bringen als den Irrthum und den Schmerz, den sie fliehen möchten, wenn sie sich nicht Montaigne. ohne Rückhalt Gott hingeben. Montaigne dagegen ist unvergleichlich, um den Stolz jener zu demüthigen, welche sich außerhalb des Glaubens mit einer wahren Gerechtigkeit brüsten, jene eines Besseren zu belehren, die ihren Meinungen anhangen und in den Wissenschaften unwandelbare und unerschütterliche Wahrheiten zu finden glauben, endlich die menschliche Vernunft sowohl von ihrem Mangel an Licht und von ihren Irrthümern so kräftig zu überzeugen, dass sie der Annahme der Glaubenswahrheiten nicht wohl widerstreben kann.

Also Pascal hat den Glauben an die Macht der Vernunft nach dem Sündenfall aufgegeben. Das ist Jansenismus, wie die Ansicht der Mütter Angelica und Agnes, ein Kind anhalten, einen Mann aus der Menge zu heiraten, sei eine Art Menschen-, ja Gottesmord in ihrer Person.[6])

Nun kamen schwere und kampfreiche Tage für Port-Royal wegen der Irrthümer, die von dort ausgiengen, über Natur und Übernatur, über die Folgen des Sündenfalles, über Gnade und Freiheit. 1642 verbot Urban VIII. durch die Bulle In eminenti den „Augustinus des Jansenius", doch die Jansenisten suchten alsbald das Verbot wirkungslos zu machen. Aber 1644 verbot auch der Erzbischof von Paris den „Augustinus" und klagte der Syndicus der Sorbonne vor der theologischen Facultät über fünf Sätze im „Augustinus" und über zwei Sätze in dem Buche Arnaulds von der häufigen Communion.

---

[1]) Saint-Beuve, l. c. II, p. 505.
[2]) Lois civiles dans leur ordre naturel, Le Restaurateur de la raison dans la jurisprudence.
[3]) Von ihr ist wahrscheinlich „La conversion du pécheur".
[4]) Entretien sur Epictète et Montaigne.
[5]) Kreiten, l. c. 1892, IX, S. 308.
[6]) Brief bei Kreiten, S. 401.

Die Jansenisten brachten sofort die Sache an das Parlament, welches eine weitere Untersuchung verbot. Eine Versammlung von fünfundachtzig Bischöfen in Paris 1651 jedoch schilderte Innocenz X. die Wirren, welche die Jansenisten verursachten, und bat um ein Urtheil über fünf aus dem „Augustinus" entnommene Sätze. Die Jansenisten verlangten dagegen eine Congregation in Rom, in denen die Theologen beider Theile ihre Lehren vertheidigen könnten. Der Papst gestand dies zu und ernannte eine Congregation von fünf Cardinälen und dreizehn Consultoren; in sechsunddreißig Sitzungen wurden all diese Fragen mit hohem Ernste behandelt, zehn Sitzungen wohnte der Papst selber bei, die Verhandlungen dauerten über zwei Jahre, die Jansenisten hatten Gelegenheit, sich zu vertheidigen. Am 31. Mai 1653 erschien das Urtheil, die fünf Sätze wurden mit Beifügung der einen jeden treffenden Censur verurtheilt. Ludwig XIV. verfügte 4. Juli die Annahme der Bulle.

Innocenz X.

Fünf Sätze verurtheilt.

Die Jansenisten waren sehr bestürzt, als treue Katholiken sollten sie sich der Entscheidung des Heiligen Stuhles fügen, der Theologe A. Arnauld jedoch rieth ihnen, sie sollten mit dem Papste die fünf Sätze verdammen, aber bestreiten, dass sie sich in dem Buche des Jansenius befänden, und dass, wenn sie sich im Buche befänden, sie nach dem Sinne des Jansenius nicht verdammlich seien, denn Jansenius habe nach dem Sinne des heil. Augustinus geschrieben, des großen Kirchenlehrers. Achtunddreißig Bischöfe jedoch sandten 1654 nach Rom ihre Erklärung, die fünf Sätze ständen im Jansenius, und zwar im verdammlichen Sinne. Aber auch Angelica rieth den Jansenisten, darob den Muth nicht sinken zu lassen.

Arnaulds Rath.

Question de fait et du droit.

Nun brachte Arnauld den Unterschied hervor zwischen Thatsache und Recht. Es handle sich um die Thatsache,[1]) ob in dem Buche des Jansenius die verdammten fünf Sätze ständen oder nicht, und zwar im falschen Sinne. Das seien nicht geoffenbarte Thatsachen und in solchen sei die Kirche nicht unfehlbar, sondern bloß in Sachen des Dogmas, sie könne bei Thatsachen nur ein achtungsvolles Stillschweigen verlangen, nur da sei dann die Unterwerfung unter dem Ausspruche des Papstes geboten. Dabei behaupteten sie doch fortwährend, trotz ihres Widerstandes, sie wären treue Anhänger der Kirche, und hielten sich für wahre Musterkatholiken.

Widerstand der Jansenisten.

Ein heftiger Kampf der Parteien entbrannte und die Jansenisten führten denselben erbittert, namentlich gegen die entschiedensten und rührigsten ihrer Gegner, die Jesuiten. Am 31. Januar 1655 war dem Herzog von Liancourt von Pivoté, einem Hilfspriester der Pfarrei Saint-Sulpice, die Absolution verweigert worden, wenn er sich nicht von den Jansenisten zurückziehe, wenn er sein Enkelkind in Port-Royal lasse und einen Jansenisten noch länger in seinem Hause beherberge. Die Sache erregte großes Aufsehen. A. Arnauld veröffentlichte einen Brief, 250 Quartseiten stark, gegen das Verfahren des Priesters, und behauptete darin, die fünf verdammten Sätze befänden sich nicht im Augustinus, und in der Person des heil. Petrus befinde sich ein Gerechter, dem die zum Wirken bestimmte Gnade gefehlt habe in der Stunde, da er den Herrn verleugnete.

Also war die Lehrgewalt der Kirche und die orthodoxe Lehre in Frage gestellt. Die Sache wurde ernst, die Sorbonne hielt eine Reihe von Sitzungen.

[1]) Quaestio facti. Silentium obsequiosum.

Paris hatte jetzt wieder eine Hetze. „Gnade oder Freiheit, Jansenisten oder Jesuiten" war der Losruf. Ein Dichter, Perrault, gab in Port-Royal den Rath, die Frage populär zu behandeln und der großen Menge fasslich zu machen, dass es sich in dem Streit nicht um so Großes handle. Es ward ein Kriegsrath gehalten. Arnauld sollte in einem Flugblatte die Gegner abthun. Was er entwarf, gefiel nicht, schien nicht packend genug. Da sagte er zu Pascal: „Sie sind jung, Schöngeist und interessant, Sie sollten einmal etwas machen."[1]) Pascal übernahm, die Aufgabe zu lösen, und entwarf einen Brief, worin ein Provinzianer aus Paris seinem Freunde auf dem Lande auseinandersetzt, dass es sich in dem gelehrten Streit um nichts Wesentliches handle, bloß um Advocaten-Chicanen. Der originelle Ton seines Schreibens musste die Lacher auf seine Seite bringen und die Gegner verächtlich machen. Seine Freunde wollten bersten vor Lachen, als Pascal ihnen seinen „Brief an einen Freund in der Provinz" über den ganzen Streit vorlas. „Das muss gedruckt werden!" riefen sie. Am andern Morgen, 23. Januar 1656, erschien der erste der „Lettres d'un provincial à son ami" den Parisern von unbekannter Hand gesendet, auf dem Lande mit fanatischem Eifer verbreitet, und brachte, begierig gelesen, die Lacher auf Seite der Jansenisten. Er, der bisher nur in wissenschaftlichem Tone geschrieben, entwickelte eine wunderbare populäre Beredsamkeit. „Er war beredt von Natur," schreibt seine Schwester, „er sagte nicht bloß das, was er wollte, sondern auch, wie er es wollte", und seine Schreibweise hatte die beabsichtigte Wirkung. Die tiefsten Fragen waren umgangen, andere der großen Menge mundgerecht gemacht. Mit Spannung erwarteten die Leser weitere Briefe; achtzehn erschienen im ganzen; nur die drei ersten, der siebzehnte und achtzehnte handelten über die Frage, die zwei Monate hindurch feierlich in der Sorbonne verhandelt und am Abend in Paris mit Erregtheit wie die Sitzungen eines Reichstages besprochen wurden, handelten von den fünf Sätzen, die anderen alle von der Moral der Jesuiten, welche die bittersten und ungerechtesten Angriffe erfuhren: statt die Jansenisten zu vertheidigen, gieng Pascal auf die Jesuiten los, als deren rührigsten Feinde. Mazarin hatte gesagt, man müsse rasch mit der Sache aufräumen, damit die Weiber nicht davon reden, die nichts davon verständen, wie er auch. Jetzt wurden die Jesuiten der Gegenstand des Spottes, verhöhnt mit dem glänzenden Talent des neuen Stils, den Pascal gebildet hat.

Kriegsrath.

Provincialbriefe.

Saint-Beuve sagt[2]) von ihm: „Jetzt dachte Pascal zum erstenmal an die Schreibweise. Früher schrieb er über Physik, über den Abscheu der Natur vor dem Leeren, über die Rechenmaschine an Christina. Sein Stil schien sich schon gebildet zu haben, gut, ehrenwert, aber ohne etwas Besonderes, ungefähr wie

[1]) Saint-Beuve, l. c. II, p. 589—541.
[2]) Ibid. II, p. 546—547.

Carteſius ſchrieb, nüchtern und geſund, nicht ganz ohne Anmuth, beſonders angemeſſen dem Stoffe. Aber Carteſius hatte in ſeiner vollen, klaren, langen, von Glied zu Glied wie eine Kette fortſchreitenden Rede noch nicht das Joch des lateiniſchen Periodenbaues vollkommen abgeſchüttelt. Pascal machte dieſen gedehnten Sätzen ein raſches Ende. Mit dem erſten Provincialbrief erlangte er eine Bedeutung, die er früher nicht ahnte, für die franzöſiſche Literatur. Im Sturme ſiegte er über die übrigen Schriftſteller von Port-Royal, deren Fehler, deren langweilige Perioden ein Jeſuite jener Zeit, Bavaſſor, richtig fühlte und bezeichnete.[1]) Voltaire ſagt in ſeinem „Jahrhundert Ludwigs XIV.“ mit Recht: „Das erſte Buch von Genie in Frankreich war 1656 die Sammlung der Provincialbriefe. Alle Arten von Beredſamkeit ſtecken darin, kein einziges Wort darin hat die Veränderung erlebt, die oft in lebenden Sprachen ſich findet. Mit dieſem Buch hat unſere Sprache ſich feſtgeſtellt.“

Kurze Sätze.

Die Form iſt claſſiſch, aber der Inhalt iſt oft falſch. Um ſeine Gegner verächtlich zu machen, entſtellt Pascal ihre Anſichten. Dieſes Verhöhnen der Jeſuiten hatte ſehr ernſte Folgen. Pascal führte die Verhöhnung ein in die Darſtellung religiöſer Fragen; er iſt der erſte, meint Saint-Beuve, der dem Feinde das Innere des Hauſes öffnet, der den Feind in die Citadelle führt, welche dieſer nicht mehr verlaſſen wird. Durch dieſe Ritze und Breſche werden Saint-Evremond, Lafontaine, Bayle und die übrigen Spaſsmacher hereinkommen. Alle Witze über das dicke Buch von Janſenius, von denen man hundert Jahre gelebt hat, was man darin findet und nicht findet, haben keine andere Quelle; Pascal hat ſie erfunden. Sie haben die Jeſuiten getödtet, die Moliniſten, die Thomiſten, ſie haben noch andere Dinge getödtet oder krank gemacht.“[2])

Spott in religiöſen Fragen.

Die „Provincialbriefe“ Pascals ſind das Arſenal, aus welchem man ſeitdem die Vorwürfe gegen die Moral der Jeſuiten geholt hat; Nicole erzählt, Montalte (ſo hieß jetzt Pascal) habe den zweiten, dritten und vierten Brief mit derſelben Raſchheit wie den erſten geſchrieben und ſie ſeien mit noch größerem Beifall aufgenommen worden. Da er aber am Schluſſe des vierten zufällig geſagt hatte, er werde auch über die Moral der Jeſuiten handeln, ſo war er noch nicht ſicher, ob er auch über dieſen Stoff ſchreiben werde. Es ſollte die Jeſuiten einſtweilen mehr bedrohen und beunruhigen. Die Ungeduld der Leſer mahnte ihn aber, ſein Wort zu halten. Nun hatte er früher keine Studien über dieſen Stoff gemacht und muſste er ſich von ſeinen gelehrten Freunden erſt Bücher geben laſſen, die er bei aller Geiſtesanſtrengung und unglaublichem Eifer doch nur durchblättern, nicht gründlich durcharbeiten konnte. Nicole, ſein gelehrter Freund, lieferte ihm Stellen.

Angriff auf die Moral der Jeſuiten.

Die Citate Pascals.

Im Gebrauche derſelben iſt er aber ſchleuderig, Maynard, der den Text der Provincialbriefe abgedruckt und mit den citierten Stellen verglichen und ein

Maynard.

[1]) Saint-Beuve, l. c. III, S. 349.
[2]) Ibid. III, S. 548.

eigenes Buch darüber herausgegeben hat,[1]) fasst die vielfältigen Kunststücke Pascals also zusammen: „Er verdreht, reißt den Text auseinander, citiert Autoren, welche von den Jesuiten verworfen wurden; er übersetzt falsch oder ungenau, wiederholt wurden ganze Nachsätze unterdrückt, in welchem gerade das verworfen wird, was Pascal die Jesuiten lehren lässt.“[2]) Maynard spricht von treulosen Zumuthungen, verleumderischen Annahmen und boshafter Ironie. — Mit solchen Mitteln kam Pascal zur Annahme einer besonderen Moral der Jesuiten. Es gibt jedoch Jesuitenmoral, keine Sittenlehre, welche den Jesuiten eigenthümlich wäre und keine sich von der Moral der katholischen Kirche unterscheiden würde. Wer die Jesuiten einer leichtfertigen und verdorbenen Moral anklagt, greift die katholische Kirche an, welche keine andere Moral hat und die der Jesuiten duldet.[3]) Und wie Pascal oder sein gelehrter Lieferant unredlich verfuhr in Citaten, so wimmelt es auch in dem vom Parlamente in der Jesuitenfrage benutzten Auszuge von gefährlichen Behauptungen aller Art,[4]) welche die Jesuiten ununterbrochen in ihren Schriften unter Billigung ihrer Oberen und Generale gelehrt haben sollen. Döllinger[5]) nennt es „ein Werk von so blindem Betrug, dass man nicht weiß, ob man mehr die Frechheit oder die Unredlichkeiten der Menschen bewundern soll. Bald war der lateinische Text verfälscht, bald die französischen Übersetzungen; durch Zusätze, durch Auslassungen, durch Veränderung der Worte oder der Interpunction ließ man die Schriftsteller des Ordens Dinge sagen, an die sie nicht gedacht hatten, ja öfters gerade das behaupten, was sie verwarfen oder widerlegten. Mehrere Jesuiten waren angeführt, die gar kein Buch geschrieben hatten oder von denen keines citiert war. Angebliche Collegienhefte, die niemand mehr kannte, mussten die Sammlung vergrößern; ganz wahre und tadellose Behauptungen waren als verdammlich eingerückt. — Und dieses Werk der Lüge musste dann nebst den angeblichen Fehlern der Verfassung des Ordens zum Vorwand seiner Vernichtung in Frankreich dienen.“

Fälschungen.

Pascal griff die Gegner Arnaulds überhaupt zuerst an, um sie mundtodt zu machen; zuerst die Sorbonne, die es leichter finde, zu censurieren, als zu widerlegen, dann die einzelnen Doctoren, die nichts zu sagen wissen, als dem Gegner das Wort abzuschneiden. Dann wirft er sich auf die Moral der Jesuiten mit der Stärke der Leidenschaft des Hasses. Zuerst greift er die Lehre der Jesuiten an vom Verhältnis der Gnade zur Freiheit, er ist festgerannt in der Jansenisten-Ansicht, dass die eine Schuld Adams genüge, um alle Übertretungen der Gebote in sich sittlich schuldbar und vollauf strafbar zu machen; es gebe keine Unkenntnis, die entschuldigte. Der Mensch habe infolge der Erbsünde den freien Willensentschluss verloren und handle nur entweder nach dem Reize der Begierlichkeit, oder nach dem Reize der Gnade; beide Reize sind in unserer Seele in beständigem Kampfe; siegt der gute, so ist die Handlung gut, siegt der schlechte, so ist die Handlung schlecht. Indifferente Handlungen gebe es gar nicht. Da die Heiden die heiligmachende Gnade nicht haben, so sind all ihre Tugenden nur glänzende Laster.

Moral der Jesuiten.

Gnade und Freiheit.

Die Jesuiten lehren jedoch mit der katholischen Kirche, dass der Mensch auch ohne die Gnade nicht nur genügende Kenntnis von vielem Bösen hat,

[1]) Les provinciales et leur refutation. Paris 1851.
[2]) Duhr, Jesuiten-Fabeln, VI, S. 601.
[3]) Moufang, l. c. S. 600.
[4]) Extrait des assertions.
[5]) Fortsetzung der Kirchengeschichte von Hortig, II, 2, S. 794.

sondern auch den leichteren Reizen desselben unleugbar widerstehen könne. Pascal entstellt die Lehre der Jesuiten und wirft ihnen vor, sie seien allmächtig und wollten allmächtig bleiben, und befolgten darum die geheime Politik, es allen recht zu machen, allen das zu sagen, was sie gerne hören. Dieses System gewinne ihnen die Menge, es werde ihnen möglich durch den Probabilismus.[1] Geheime Politik.

Was ist der vielerwähnte Probabilismus? Duhr[2] fasst die Frage in den Sätzen zusammen: 1. Jeder ist verpflichtet zu thun, was das Gewissen gebietet, zu unterlassen, was es verbietet. 2. Was an sich schlecht ist, wie Mord, Meineid, Ehebruch, ist und bleibt schlecht unter allen Umständen und kann nie als erlaubt hingestellt werden. 3. Der Mensch darf nicht handeln, so lange er nicht überzeugt ist, dass die vorzunehmende Handlung nicht unerlaubt ist. 4. In Fällen, wo ein Zweifel bleibt, ob eine Handlung unter ein vorschreibendes oder verbietendes Gesetz fällt, kann der Mensch die seine Freiheit einschränkende Meinung befolgen, eine Verpflichtung dazu ist aber nicht vorhanden. 5. Ein zweifelhaftes Gesetz verpflichtet nicht, so lange es zweifelhaft bleibt, mögen auch die Gründe, welche für die Freiheit sprechen, wahrscheinlicher oder nur wahrscheinlich sein (rationes probabiles). Kann sich jemand bei einem solchen Zweifel nicht aus innerem Grunde entscheiden, so darf er der Autorität gewissenhafter und gelehrter Männer folgen, auch wenn diese sich nicht zur strengeren Meinung bekennen. Probabilismus.

Der Probabilismus ist so alt, als die katholische Moral, er ist keine Erfindung der Jesuiten. „Es ist keine Schule des Verbrechens, keine Schurkenmoral, sondern eine Respectierung der menschlichen Freiheit, wie sie der Würde des Menschen und den Forderungen der Vernunft entspricht.“[3]

Wie der Probabilismus ist der Gedankenvorbehalt ein steter Vorwurf gegen die Jesuiten. Die Jesuiten lehren: „1. Die Lüge, zu welcher der Wille, die Unwahrheit zu sagen, und der thatsächliche Gebrauch von Worten oder Zeichen gehört, welche der Unwahrheit dienen, ist immer und überall absolut verboten. 2. Eine Aussage, welche aus sich und nach den vorliegenden Umständen bloß eine Bedeutung hat und nur dann den wahren Gedanken des Redenden ausdrücken würde, wenn dieser noch etwas hinzufügte, was er nur in seinem Innern zu dem Gesagten hinzudenkt, ist nichts weiter als eine Lüge und deshalb absolut verboten (Restrictio pure mentalis). 3. Eine doppelsinnige Aussage, sei es, dass der Doppelsinn nur in den Worten (Aequivocatio, Amphibiologia) oder in der Verbindung der Worte mit den äußeren Umständen, der Zeit, der Person liegt (Restrictio), kann unter Umständen erlaubt sein: man darf sich ihrer nur dann bedienen, wenn im gegebenen Falle die Offenbarung der Wahrheit nicht als Pflicht und die Verhüllung der Wahrheit (Amtsgeheimnis, gewissen neugierigen Fragen von Kindern) gegenüber als Gebot erscheint. 4. Tritt die Pflicht ein, die Wahrheit zu eröffnen, zum Beispiel als Zeuge vor Gericht, bei Abschließung von Verträgen, so ist der Gebrauch jeder doppelsinnigen Aussage verboten. 5. In allen Fällen ist zum erlaubten Gebrauch einer doppelsinnigen Aussage ein verhältnismäßig wichtiger Grund vor- Restrictio mentalis.

[1] Kreiten, Stimmen aus Maria-Laach, 1793, III, S. 295.
[2] Duhr, Jesuiten-Fabeln, VI, S. 617—618.
[3] Ibid. S. 518.

handen." — Ein liberaler protestantischer Theologe, Leberecht de Wette, sagt: „Der Rigorismus mancher Sittenlehrer, welche die unbedingte Forderung erhoben, die Wahrheit überall und in jeder Zeit zu sagen, widerstrebt dem gesunden Gefühl und macht ängstliche Gewissen; was aber der schlimmste Nachtheil ist, das sittliche Urtheil wird dadurch verwirkt. — Dem Räuber, welcher meinen Vater zu überfallen und vielleicht zu tödten die Absicht hat, bin ich nicht verpflichtet, aufrichtige Antwort zu geben, wenn er mich fragt, wo er denselben finden könne. Es kann der Fall eintreten, dass die Regierung und das Gericht, von Parteigeist verblendet, nicht nur die Gesetze missbraucht, um Unschuldige zu verderben, sondern auch selbst den Kreis der Rechtspflege überschreitet . . . An sich ist in solchem Fall der Beklagte nicht schuldig, dasjenige zu bekennen, wonach der Richter kein Recht hat, zu fragen. Es gibt eine Art lästiger Neugierde, vor der man sich öfter nicht anders sichern kann, als dass man sie mit einer Unwahrheit abspeist. Kluge Ärzte müssen oft ihre Kranken belügen, so auch die Eltern ihre Kinder, wenn sie zum Beispiel nach gewissen Geheimnissen fragen; Freunde, welchen wir eine Schreckensnachricht mitzutheilen haben, müssen wir durch Unwahrheiten darauf vorbereiten." [1] „Was ist in solchen Fällen besser: zu lügen, oder nur eine ausweichende und doppelsinnige Wendung zu gebrauchen? Die Jesuiten lehren, nur das letztere sei erlaubt." [2]

Rigorismus.

Pascal nahm die Lehrbücher der Moral als Tugendlehre für die Gläubigen, während sie nur Hilfsmittel für den Beichtvater sind in verwickelten und schweren Fällen, wo der Beichtvater zum Beispiel bei Mitwirkung zu fremder Sünde zu thun hat, um ihm mit möglichst genauer Anweisung zuhilfe zu kommen, wie weit er in Auflegung der Buße gehen dürfe. Duhr gesteht, dass die zahlreichen Moralisten aus dem Jesuiten-Orden sich im ganzen von übertriebenen Forderungen freigehalten haben und hinsichtlich der den Gläubigen aufzulegenden Buße lieber der milderen als der strengeren Auffassung folgten — natürlich soweit nicht ein ausdrückliches Verbot Gottes oder der Kirche vorlag. Sie folgten damit dem Worte des Herrn, welcher den Pharisäern zurief: „Weh euch, ihr Gesetzesgelehrten! denn ihr leget den Menschen Lasten auf, die sie nicht tragen können, und ihr selbst berührt die Bürden nicht mit einem eurer Finger." [3]

Auch Voltaire machte schon dem überstrengen Pascal einen Vorwurf: „Man vergleiche doch einmal die „Provincialbriefe" und die Predigten des Pater Bourdaloue: man wird in den ersteren die Kunst der Verhöhnung finden, die Kunst, gleichgiltige Dinge als Verbrechen darzustellen und mit Unverschämtheiten zu überschütten. Man wird bei Bourdaloue lernen, streng gegen sich, nachsichtig gegen andere zu sein. Es gibt keinen größeren Widerspruch, keine größere Schande, als Männer einer laxen Moral anzuklagen, welche in Europa ein sehr strenges Leben führen und welche hineilen, den Tod im Innern Asiens und Amerikas zu suchen." — An sich selbst haben die Jesuiten keine laxen Anforderungen gestellt.

Voltaires Urtheil.

Im fünften Briefe spricht Pascal von der Politik der Jesuiten: Ihre Absicht ist nicht, die Sitten zu verderben, aber auch nicht, sie zu bessern — das wäre eine schlechte Politik. — Ihr Gedanke ist: sie glauben, in Eitelkeit, es sei für das Wohl der Religion nützlich und gleichsam nothwendig, dass ihr

Angebliche Politik der Jesuiten.

[1] De Wette, Christliche Sittenlehre, II, 2, S. 126—131.
[2] Duhr, l. c. S. 621.
[3] Ibid. S. 424—425. — Lucas, II, S. 46.

Ansehen sich überallhin erstrecke und dass sie alle Gewissen beherrschen; die strengen Grundsätze brauchen sie, wo sie ihnen nützlich sind, die laxen Casuisten für die Menge derer, welche die Laxheit suchen. So suchen sie die ganze Welt zu umspannen. So haben sie sich über die ganze Erde ausgebreitet.

Das ist Pascals vermeintliche Entdeckung der geheimen Politik der Jesuiten. Kreiten sagt mit Recht,[1]) man sehe aus dieser Entdeckung nur, wie weit ein früher so logisch scharfer Geist wie Pascal durch die Leidenschaft getrieben werden konnte, wie tief dieser Geist in den wenigen Monaten seit seiner Bekehrung in den Abgrund des Fanatismus gesunken sei. Sinken Pascals.

Ein Zeitgenosse, Pater Daniel, stellte an Pascal vergebens öffentlich die Frage, in welchem Hirn, zu welcher Zeit denn dieser unsinnige Plan entstanden sei, bei dem es sich um nichts weniger, als um den gänzlichen Ruin des Evangeliums, um den Ersatz der christlichen Moral durch eine ganz fleischliche Sittenlehre handle und die Entweihung der erhabensten Geheimnisse, und all das soll kaltblütig überlegt, einhellig und methodisch geschehen sein. Wann denn diese Verschwörung entstanden sei, welche den einen die Rolle der Strengen, den anderen die der Milden und Gefälligen zutheile! Die einen seien bei Hofe in Ansehen und die anderen sterben in Canada vor Hunger und Kälte; andere verlieren mit freudigem Herzen ihre Gesundheit auf den Inseln Südamerikas, wo unter dreißig nicht zwei sind, die nicht dem Klima unterliegen; die einen enden am Galgen in England, die anderen in den Gruben und Scheiterhaufen Japans, wieder andere werden von den Irokesen geröstet — das alles, um die Ehre zu haben, überall die laxe Moral einzuführen — bloß um den Ruhm des Ordens auszubreiten und den Jesuiten am Feste des heil. Ignatius wegen ihres Eifers und ihrer Erfolge einige Lobsprüche zu ertheilen. Wenn das möglich wäre, so würde man es auch erleben, dass eine Gesellschaft von Straßenräubern entsteht, welche sämmtlich zwar einig sind in dem Vorhaben, zu rauben und morden, es aber gegenseitig abmachen, dass die einen ruhig die Beute und die Frucht der Mühen der anderen genießen sollen, ohne sich je irgend einer Gefahr auszusetzen; und dass die anderen, nachdem sie tüchtig gestohlen und geplündert haben, ohne einen Nutzen von ihren Mühen zu ziehen, sich hängen und viertheilen lassen, einzig um des Interesses und Vortheiles ihrer Genossen willen." P. Daniel.

Ein anderer Jesuit, der gegen Pascal auftrat, Pater Nouet, wies ihm seine Täuschungen und Irrthümer in den „Impostures", Sendschreiben für Sendschreiben, nach; am Schlusse waren immer Avis oder Nachrichten, Warnungen an die Jansenisten, von denen ja die „Lettres provinciales" ausgiengen. Pater Nouet aber schrieb gelehrt, schwerfällig, unbeholfen; seine Briefe wurden auch von Gelehrten gelesen, aber Pascal war ihm an Witz und Anmuth der Form, an Lebendigkeit der Darstellung weit überlegen. Die große Menge war durch seine Schreibweise gefesselt und seine gehässigen Angriffe schienen auf Wahrheit zu beruhen, und der Stachel blieb in den Gemüthern haften. Nicht die Macht der Wahrheit, sondern die Kraft, die Feinheit, die Anmuth des Stils von Pascal hat seine Vorwürfe gegen die Jesuiten im Bewusstsein der großen Menge erhalten. P. Nouet.

Rapin erzählt in seinen Memoiren: wie die Marquise de Sablé, die mit Port-Royal sehr befreundet war, Pascals einmal vorwarf: „Was wäre es, wenn das, was Sie den Jesuiten vorwerfen, falsch wäre, wie man dies ja behauptet, seitdem Pater Nouet seine ‚Impostures' veröffentlicht und die Welt aufgeklärt

[1]) Kreiten, Stimmen aus Maria-Laach, 1893, S. 301.

hat?“ Pascal erwiderte, dafür zu sorgen, sei nicht seine Sache, sondern Sache derer, welche ihm die Memoiren lieferten, auf die gestützt er arbeitete; er thue nichts, als die Materialien ordnen. Rupin sah die Marquise oft und behauptet, es von ihr selbst gehört zu haben.[1])

In seinen „Gedanken“ sagt er: „Man fragt mich, ob ich all die Bücher gelesen habe, welche ich anführe. Ich antworte nein; sonst hätte ich wahrlich mein Leben mit dem Lesen schlechter Bücher zubringen müssen. Aber ich habe den ganzen Escobar zweimal gelesen; die andern habe ich durch meine Freunde lesen lassen. Allein ich habe keine einzige Stelle benützt, ohne sie im citierten Buche selbst gelesen und ohne die Frage, um die es sich handelte, studiert und das Vorhergehende und Nachfolgende angesehen zu haben, um mich nicht der Gefahr auszusetzen, etwas als Antwort zu geben, was ein Einwurf war, was natürlich tadelnswert und ungerecht gewesen wäre.“ Im Nachlasse Pascals fanden sich solche Blätter mit Stellen, von Arnaulds Hand geschrieben, und dabei die Bemerkung von Pascals Hand: „Noch mehr Stellen dieser Art verlangen.“ Es ist ihm jedoch unwiderleglich nachgewiesen, dass er in seinem leidenschaftlichen Hasse Stellen verdreht, Anfragen zu Behauptungen gemacht und boshaft verleumdet hat.

Mangel an Quellen kenntnis.

Pascal hat mit seinen Briefen den Jesuiten unermesslich geschadet; nicht wegen seiner Größe als Mathematiker ist er bei der Menge blöden beliebt, sondern wegen seiner ungerechten Angriffe auf die Jesuiten.[2])

Seine Verbindung mit den Jansenisten hat aber Pascal selber unermesslich geschadet; sie hat ihn von der Bahn abgebracht, auf die ihn sein Genius hinwies: von der Erforschung der Natur und Darlegung ihrer Gesetze. Während der Deutsche Kepler so groß dasteht mit seiner Ansicht, indem er die Gesetze des Sternhimmels erforsche, denke er nur Gott seine Gedanken nach, brachten Saint-Cyran, Singlin und Arnauld dem jungen Mathematiker die thörichte Meinung bei, Erforschung der Natur ziehe von Gott ab, dem höchsten Gute, mit dem die Seele sich einzig beschäftigen solle, um sich ganz mit ihm zu vereinigen. Pascal gab nun einige Zeit alles Arbeiten in seinem Fache auf — nach seiner ersten Bekehrung. Wäre er beharrlich seinen Studien treu geblieben, würde sein Name in dem reinen Ruhme eines Newton und Leibniz glänzen, denn er war großartig veranlagt. Pascal war ge-

Pascal schadete sich selbst.

---

[1]) Mémoires du P. Réné Rapin sur l'églis, 1644—1669.

[2]) Seine Polemik ist witzig. Plump ist sie in den „Monita secreta“ oder geheimen Verordnungen der Gesellschaft Jesu, die von einem aus dem Orden entlassenen Polen Zaoroski verfasst, 1614 zum erstenmal in Krakau gedruckt wurden. Sie sind ohne Zweifel eine Satire auf die Gesellschaft Jesu und tragen in sich leicht erkenntlich die Beweise ihrer Fälschung; diese geheimen Anordnungen stehen mit den Constitutionen und Gelübden der Gesellschaft wie mit der Geschichte selbst in grellem Widerspruche. So rathen sie, nach den Abteien und Prälaturen zu streben, es wäre gut, wenn alle Bischofssitze von der Gesellschaft eingenommen würden und zuletzt sogar der apostolische Stuhl in ihren Besitz käme, während der Orden auf dem Grundsatz beharrte, nie eine Prälatur anzustreben oder anzunehmen; kein Jesuit dürfe Bischof werden. Die vielen Ausgaben dieser „Monita“, welche der Orden immer als eine Hetzschrift betrachtete, und die Literatur darüber sind verzeichnet in den Jesuiten-Fabeln von Duhr, I, S. 45—66 und gründlich beleuchtet. — Ein Orden, der nach solchen geheimen Weisungen handeln würde, könnte nicht fünfzig Jahre bestehen, — vielleicht nicht einmal zehn, denn die Lüge hat ein kurzes Leben.

müthreich; als er eine Braut suchen wollte, riethen ihm die Jansenistinnen ab, dadurch würde er in das Weltleben hinein und von Gott abgezogen. Nun kam die zweite Bekehrung und die Überzeugung von der Wahrheit des Jansenismus und die Bankerott-Erklärung der Vernunft in Sachen der Religion. Gegen die Jesuiten, welche dieser ungesunden Richtung widerstrebten, weil sie die ganze Gefährlichkeit der neuen Häresie durchschauten, ward nun Pascal, der zu Besserem berufen war, gehetzt — er schrieb die „Provincialbriefe" und zeigte dabei ein seltenes Talent zur Polemik. Diese nahm nun seine ganze Kraft in Anspruch und vergällte sein Gemüth: er that schreiend Unrecht und wollte es nicht einsehen, ja er hielt eine nahe ans Wunderbare grenzende Heilung seiner Nichte, die in der Schule zu Port-Royal war, von einem Augenleiden, für eine Belohnung für seine „Provincialbriefe": sie seien dem Himmel genehm. Als er gefragt wurde, ob er diese feindseligen Briefe nicht bereue, erklärte er, er würde sie noch einmal schreiben, wenn er sie nicht schon geschrieben hätte. Fortan ist er von der Schwärmerei der Jansenisten ganz befangen. Es schmerzt, die harten Büßungen, Entbehrungen aufzuzählen, die er sich auflegte, um sich mit Gott zu vereinigen. Als der Pfarrer von Saint-Etienne-du-Mont dem Schwerkranken das Abendmahl brachte mit den Worten: „Da ist der Herr, nach dem Sie sich so sehr sehnen", erhob sich Pascal halb von seinem Schmerzenslager mit Aufgebot seiner letzten Kraft zum Empfange des Abendmahles und starb im Gefühle der Freude am 19. August 1662 — im Alter von neunundddreißig Jahren.

Verhetzung.

Pascals Ende.

In seinem Nachlasse fanden sich lauter beschriebene Zettel, Sätze, die er hinwarf, weil er sich einst mit dem Plane trug, durch eine Religions-Philosophie Glauben und Wissen zu versöhnen. Über seiner Polemik fand er die Zeit nicht mehr, das große Werk zu schaffen. Schöne, große Gedanken oft, halb irrige auch, unerklärte Andeutungen, Diamanten und Diamantensplitter. Sein Neffe Périer und seine Freunde Roannez und Arnauld ordneten und veröffentlichten sie unter dem Namen „Pensées de Pascal".[1]) Mit der Zeit kamen Nachträge. Chateaubriand sagt über das Buch: „Man glaubt die Ruinen von Palmyra zu sehen, stolze Überreste des Genies und der Vergangenheit, an deren Fuße der Araber der Wüste seine elende Hütte gebaut hat." —

Pensées de Pascal.

[1]) Über die Ausgaben vergl. Saint-Beuve, Port-Royal, vol. III, chap. XIX und XX.

Religiöse und literarische Zustände in Deutschland.

Der Orden der Illuminaten.

Ein altes Märchen erzählt, nachdem Gott den Menschen geschaffen, habe der Teufel Ähnliches thun wollen, aber nur den Affen hervorgebracht. Man denkt unwillkürlich an diese Sage, wenn man hört, dass die Illuminaten an die Stelle der Jesuiten, aber im entgegengesetzten Sinne, treten wollten.

Idee des Illuminaten Ordens.

Sicher, der Orden hatte weitreichende Pläne, zunächst für das katholische Deutschland. — Sein Grundgedanke ist: jede Religion ist Betrug; darum der Hass gegen die christliche, in der seine Mitglieder lebten, ihm besonders eigenthümlich ist, und als Ziel strebt er an, durch stufenweise Einweihung diesen Gedanken allgemein zu verbreiten, die Kirche zu stürzen, alle Fürsten zu entthronen, einen Urzustand herbeizuführen, in welchem jeder Hausvater König und Hoherpriester zugleich sei, die Schranken zwischen den Nationen niederzureißen und durch die Inhaber der höchsten Grade des Ordens die Menschheit zu leiten, und diese sollten unter der Hülle der Demuth unumschränkt regieren. Die Menschheit solle sich von ihrem Falle erholen,[1]) Fürsten und Nationen sollen ohne Gewaltthätigkeit von der Erde verschwinden. Das Menschengeschlecht solle danach Eine Familie und die Welt der Aufenthalt vernünftiger Menschen werden. Die Aufklärung allein solle die Veränderung unmerkbar herbeiführen, nicht gewaltsame Revolution. Jeder Hausvater solle dereinst, wie vordem Abraham und die Patriarchen, der unumschränkte Herr seiner Familie und die Vernunft das alleinige Gesetzbuch der Menschheit sein.

Ziel.

Also, wie Rousseau, erwartet der Stifter dieses Ordens das Goldene Zeitalter von der Rückkehr zum vermeintlichen Urzustand; wie der Genfer Philosoph sieht er in der Entstehung von Obrigkeit und Eigenthum den Fall der Menschheit. Diese habe, im Wunsche nach Linderung ihrer Leiden, auf die Despoten losgeschlagen, aber nicht auf die Despotie; habe einen Tyrannen gestürzt, um einen andern zu erheben. Höchstens habe sie die Gewalt des neuen Herrschers beschränkt, der doch bald wieder absolut geworden sei, nachdem die Könige

Ursprung der Verfassungen.

[1]) Unter Fall versteht Weishaupt, dass der Unterschied von Obrigkeit und Unterthan entstand.

das Geheimnis gefunden hätten, auf die Wahl der Volksvertreter wieder einzuwirken, ihre Anhänger dazu zu befördern, den Hunger nach Gold zu erwecken, oder durch Hofämter die Stimmen zu erkaufen und durch ein stehendes Heer die Stimme des Vaterlandes zum Schweigen zu bringen. Andere, welche von Einherrschaft nichts wissen wollten, richteten den Freistaat ein, fanden aber bald, dass die Freiheit ein Gut sei, das nicht jeder zu ertragen vermöge, und dass die Angelegenheiten eines Volkes nicht von einer versammelten Volksmenge gut geleitet werden können. Zu diesem Ende erwählten sie Volksvertreter oder Vorsteher, die aber mit der Zeit vergaßen, dass sie ihre Macht nur vom Volke bekamen, und bald eine Aristokratie bildeten, so die Schwächeren bald von den Ämtern nach und nach entfernte. Aus der Aristokratie wurde aber eine Oligarchie und diese endete bald wieder in der Monarchie. Also durch gewaltsame Mittel sei die allgemeine Freiheit nicht zu erreichen, sondern bloß dadurch, dass man allgemeine Aufklärung verbreite.

Weis-haupt.

Der Gründer dieses Ordens ist Adam Weishaupt, Lehrer des canonischen Rechtes in Ingolstadt, einer jener ehrgeizigen Professoren, die, statt in ihrem Fach etwas Tüchtiges zu leisten und ganz der Erziehung der Jugend zu leben, sich in die Politik mischen und die Welt umgestalten wollen. Seine Gedanken sind, wie angedeutet, aus Rousseau und Locke. Der Plan jedoch, durch einen Orden diese Gedanken ins Leben zu setzen, gehört ihm an. In der Kunst, Anhänger zu erwerben, namentlich unter der unerfahrenen Jugend und den Reichen, denen er glänzende Hoffnungen vormalte, ist er ein Meister: nirgends sind die Regeln des Gimpelfanges klüger dargestellt worden.

Grün-dung.

Der Geheimbund beschränkte sich ursprünglich bloß auf Studenten. Den Plan zum Orden, welcher an die Stelle der alten Kirche treten sollte, theilte er am 1. Mai 1776 zuerst zwei Studenten mit, Massenhausen, den er Ajax nannte, und Merz, dem er den Namen Tiberius gab: sie waren seine ersten Areopagiten, seine Apostel. An Massenhausen gab Weishaupt den Befehl, seine Lehre in der Stille zu verbreiten, mit den Worten: „Hat nicht auch Christus seine Apostel geschickt, das Evangelium in der ganzen Welt zu predigen? Du bist mein Petrus, warum sollte ich dich zu Hause lassen? Geh denn und predige!“ [1]) — Weishaupts Petrus war sehr eifrig in seinem Apostolate; er gewann ihm in München einen gewissen Franz Xaver Zwack, welcher in kurzer Zeit zwei geheime Gesellschaften oder Logen zusammenbrachte. Zwack bekam den Namen Cato. Um Briefe, gesetzt, sie fielen in unrechte Hände, unerklärbar zu machen, wurden für Länder, Städte und Menschen Namen aus dem Alterthum gewählt. So hieß Weishaupt Spartacus, Professor Will in Ingolstadt Agrippa, der Hofkammerrath Hoheneicher zu Freisingen Alcibiades, der General Pappenheim Alexander, der Minister Montgelas Musäus, der Hofrath Sonnenfels in Wien Numa, der Secretär Kapfinger Thales, der

Erste An-hänger.

Zwack.

[1]) Vergl. S. 1—3 in: „Einige Originalschriften des Illuminaten-Ordens, welche bei dem gewesenen Regierungsrath Zwack durch vorgenommene Hausvisitation zu Landshut den 11. und 12. October 1786 vorgefunden wurden. Auf höchsten Befehl seiner Churfürstlichen Durchlaucht zum Druck befördert. München 1787.“ Diese Sammlung besteht aus lauter Actenstücken, den Orden betreffend. Die Regierung fordert in der Vorrede jeden auf, der Zweifel trage, sich beim Archiv zu melden, wo man ihm die Urschriften vorlegen werde.

Stadtrichter zu Amberg Perikles. Auch aus dem Mittelalter wurde hin und wieder ein Name genommen; so hieß Kanzler Sauer zu Regensburg Attila, der Hofrath Lang zu Eichstädt Tamerlan, der Professor der Theologie zu Kiel, Moldenhauer, Gottschalk; der Freiherr von dem Busche bekam den Namen Bayard, der Herzog August von Sachsen-Koburg hieß Walter Fürst, den Pfarrer Brunner zu Tiefenbach nannte man Picus von Mirandola, den Herzog Ludwig von Sachsen-Gotha Timoleon und den Herzog Ferdinand von Braunschweig Aaron.[1])

Rasche Fortschritte.

Diese Fortschritte ermuthigten den Stifter zu erhöhter Thätigkeit. In den Ferien begab er sich nach Eichstädt und gründete eine Loge und rühmte sich, er habe in dieser Vacanz mehr gethan als all seine Apostel. Dass er das nächste Schuljahr Rector der Hochschule ward, erhöhte sein Ansehen. Er nahm Studenten in Kost, um sie für seinen Orden zu gewinnen. Er versprach Eltern die Aufsicht über ihre Söhne in den Nachbarhäusern, um so Gelegenheit zu haben, sie ohne Aufsehen zu besuchen und für seinen Plan zu werben; hatte er sie dann in alle Ränke und Kniffe eingeweiht, so mussten sie ihm wieder Studenten werben und in ihrer Heimat Logen gründen. Das Werben gieng so rasch und still, dass er schon im November 1778 sich rühmen konnte: „Wenn Ihr so fortfahrt, so gehört in kurzer Zeit unser Vaterland uns an." Der Orden gieng bald über das eigentliche Bayern hinaus. Zu Augsburg, zu Salzburg, in Wien, in Tirol entstanden Logen. Der Stifter benahm sich so klug, dass man in Ingolstadt selber noch gar nichts merkte. Durch einen Marquis Costanzo von Costanza wurden Logen in Tirol und Mailand gegründet. Professoren mussten in den Schulen werben. In München bestanden schon im zweiten Jahre fünf Logen. Weishaupt wusste von der Universität Ingolstadt alle ehemaligen Jesuiten zu verdrängen; eine Spannung war naturgemäß. Neunzig Jahre hindurch hatten die Jesuiten vor ihm den Lehrstuhl des Kirchenrechtes inne, nun kam 1773 bald nach Aufhebung des Ordens Weishaupt mit seinem Streben nach Vernichtung des Christenthums, oder wie er behauptete, mit seiner Absicht, durch die feinsten und sichersten Mittel, der Tugend und Weisheit in der Welt den Sieg über Dummheit und Bosheit zu verschaffen. Bald darauf rühmt er sich, dass alle Professoren des Cadettenhauses für ihn werben, dass durch Mitglieder das Kirchengeld zur Verfügung der Logen stehe; dass er geistliche Brüder mit Pfründen, Pfarreien, Lehrstühlen versehen habe; dass er durch seine Verbindungen das Mittel besitze, ganz Bayern „mit geschickten und anständigen Priestern" in seinem Sinne zu versehen; dass die Vorstände des Institutes der Missionen, des Spitalfonds, des Exercitienhauses, der Convertitencasse Mitglieder des Ordens seien.

Einnistung in die

Durch ganz Deutschland bestanden damals Freimaurerlogen, manche ganz unschuldiger Natur. Weishaupt ließ sich in eine Loge zu München aufnehmen, andere seiner Schüler anderswo, um hinter die Geheimnisse der Freimaurer zu

[1]) Namen der Provinzen waren: Bayern Achaja, Schwaben Pannonien, Franken Illyricum, Österreich Ägypten, Tirol Peloponnesus. Die Städte hießen: München Athen, Ravensburg Sparta, Merseburg Sestos, Constanz Abydos, Freising Theben, Eichstädt Erzerum, Bamberg Antiochia, Landsberg Megara, Augsburg Nikomedia, Regensburg Korinth, Nürnberg Nikäa, Landshut Delphi, Wien Roma, Burghausen Chalkis, Straubingen Thessalonika, Neuburg Neapolis, Salzburg Nikosia, Innsbruck Samos, Ingolstadt Eleusis, als Stiftungsort hatte es auch noch den Namen Ephesus; Erlangen hieß Sagunt, Würzburg Karthago u. s. w. — Die Chiffreschrift S. 1 in den Originalschriften.

kommen und seine Anhänger dann zu Meistern vom Stuhle zu machen und diese Logen dann nach seinen Gedanken zu leiten. Wie der Freimaurerbund ein Geheimbund war, so schuf auch Weishaupt einen Geheimbund; denn die letzten Ziele desselben durfte er nicht nennen. Freimaurerlogen.

Der Orden gewann noch größere Bedeutung als es Weishaupt gelang, den Freiherrn von Knigge für die Illuminaten zu gewinnen.

Baron Knigge, der den Namen Philo bekam, war ein armer Edelmann aus Hannover, der sich, um zu einer Stellung zu kommen, in seinem Leben viel herumtrieb, wie Ulrich von Hutten, talentvoll und regsam war, aber auch ein verderbtes Herz und keine Religion hatte. Von Kassel, wo er vergebens eine Stelle anstrebte, kam er nach Heidelberg, wo er sich mit Schriftstellerei befaßte, dann nach Frankfurt, wo er zur katholischen Kirche übertrat, doch aus Nebenabsichten, und wieder zurücktrat, als er diese nicht erreichte. Er erzählt selber, wie er von Jugend auf einen Hang zu geheimen Gesellschaften hatte; er gerieth unter die Freimaurer von der strengen Observanz, schwang sich dort zum Range der Tempelritter empor und erhielt den Namen des Ritters vom Schwan;[1]) er wurde auch Rosenkreuzer und pfuschte in Alchemie. Knigge.

Knigge war welterfahren und im freimaurerischen System kundig, gewandt als Schriftsteller, also für Weishaupts Unternehmen sehr wichtig. Er war selber auf den Gedanken gekommen, alle maurerischen Systeme zu vereinigen und durch den Orden Könige und Fürsten zu leiten. Nun erfuhr er durch den Sendling Marquis Costanza 1780 in Frankfurt von Weishaupts gleichem Plane und reiste sogleich voll Bewunderung zum Stifter, der seine Bedeutung erkannte und ihm all seine Geheimnisse mittheilte, auch den Entwurf zu den letzten Graden. Knigge vollendete diese Arbeit und setzte die Grade des Epopten und des Regenten fest, legte dann einen Zwist zwischen Weishaupt und einigen Adepten bei und begab sich hierauf mit Vollmacht Weishaupts 1781 nach Wilhelmsbad, wo ein Congreß der Vertreter aller Freimaurerlogen stattfand. Die Abgeordneten berechneten, daß sie eine Million von Brüdern vertreten — ein Beweis, wie stark Deutschland von geheimen Verbindungen durchwühlt war. Die verschiedensten Richtungen waren hier vertreten: Theosophen, Philalethen, Martinisten, Swedenborgianer, die an männliche und weibliche Engel und an das neue Jerusalem glaubten, Afrikanische Brüder, Adlersritter, Sonnenritter.[2]) — Alle aber waren gegen die bestehende Ordnung des Staates und der Kirche, war nun das lutherische oder calvinische Bekenntnis von ihrer betreffenden Regierung geschützt. Man sieht, wie Altar und Thron überall unterwühlt waren, und was zur Zeit, da Frankreich in Brand gerieth, erfolgt wäre mit einer Hauptstadt in Deutschland. Bei dieser Versammlung erreichte nun die Ge- Weishaupt. Wilhelmsbader Congreß.

[1]) Eques a cygno.

[2]) Vergl. Barruel, Nachrichten zur Geschichte der Erörterung der Jakobiner. London 1802. S. 326—330. — Pachtler, Der Götze der Humanität. Freiburg 1873. S. 146, 147, 149.

Beschlüsse. wandtheit Knigges, dass sie für eine gewisse Vereinigung aller Systeme in den unteren drei Graden sich aussprach, nämlich dass alle Logen, welche nach altem Gebrauch in den drei symbolischen Graden arbeiteten und streng in der Auswahl ihrer Mitglieder waren, sich einander für echt anerkennen und nicht verketzern sollten — dass also auch die Illuminaten als echt anerkannt wurden — dann dass die Mitglieder der Orden ihre Meister und ihr Directorium wählen sollten — dass also die Illuminaten auch in den anderen Logen Zutritt finden, Meister werden, und die Mitglieder nach ihrem Sinne leiten könnten. Knigge wusste geschickt die Begier nach den Geheimnissen der Illuminaten zu erregen. „Die meisten zeigten sich bereit, jedem Systeme zu folgen, welches sie schicklicher finden würden, ihrem Orden jenen Nutzen und jene Thätigkeit zu geben, welcher der einzige Gegenstand aller ihrer Wünsche war.“ [1]) — Am Schlusse der Versammlung kamen alle Abgeordneten zu Knigge und baten um Aufnahme in seine Mysterien, und er weihte sie zu den Graden der Epopten und Regenten ein.

Und jetzt nahm der Orden so raschen Fortgang, dass ein neuer Mittelpunkt in Frankfurt nothwendig war, wo Knigge weilte. Die Illuminaten leiteten bald Logen in Mannheim, Heidelberg, Speier, Worms, Mainz, Trier, Köln, Göttingen und Hannover, in Aachen, Bremen, Kiel, Braunschweig, Gotha, Jena, Berlin Dort oder in Braun-

Mirabeau. schweig wurde auch Mirabeau mit dem Orden bekannt; er beklagt, dass Friedrich II. sich nicht an die Spitze stellte: bei einem neuen Kriege wäre dies von hoher Bedeutung. Mehrere Fürsten traten bei, andere waren von Räthen umgeben, welche Illuminaten waren. Der Einfluss des Ordens stieg mit jedem Monat: „Er unternahm, den Fürsten Räthe, der Kirche Geistliche, den Prinzen Erzieher, den Universitäten Lehrer, den Reichsfestungen Commandanten zu geben.“

Wer wissen will, mit welchen Vorstellungen Knigge auf die Versammlung in Wilhelmsbad einwirkte, findet die Antwort in seinem Schreiben an Zwack: um auf Gegner der Religion und Schwärmer dafür zu wirken und beide zu vereinigen, müsse man eine Erklärung der christlichen Religion erfinden, die den

Was Knigge von Christus behauptet. Schwärmer zur Vernunft bringe und den Freigeist bewege, nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten; dies müsse man zum Geheimnis der Freimaurerei machen und für die Zwecke der Illuminaten verwenden. Auf der anderen Seite habe man es mit Fürsten zu thun, der Despotismus werde jeden Tag mächtiger, aber es reiße auch der Freiheitsgeist aller Orten ein. Diese beiden Elemente müssten nun vereinigt werden. „Wir sagen also: Jesus hat keine neue Religion einführen, sondern nur die natürliche Religion und die Vernunft in ihre alten Rechte einsetzen wollen. Dabei wollte er die Menschen in ein größeres, allgemeines Band vereinigen, und indem er die Menschen durch Ausbreitung einer weisen Moral, Aufklärung und Bekämpfung aller Vorurtheile fähig machen wollte, sich selbst zu regieren, so war der geheime Sinn seiner Lehre: allgemeine Freiheit und Gleichheit unter den Menschen wieder ohne alle Revolution einzuführen. Es lassen sich alle Stellen der Bibel darauf anwenden und erklären, und dadurch hört aller

[1]) Barruel, l. c. S. 333—334.

Zank unter den Secten auf, wenn jeder einen vernünftigen Sinn in der Lehre Jesu findet (es sei nun wahr oder nicht). Weil aber diese einfache Religion entweiht wurde, so wurden diese Lehren durch die Disciplina arcani und endlich durch die Freimaurerei auf uns fortgepflanzt und alle freimaurerischen Hieroglyphen lassen sich auf diesen Zweck hin erklären. — Da nun hier die Leute sehen, dass wir die einzigen wahren Christen sind, so dürfen wir deshalb ein Wort mehr gegen Pfaffen und Fürsten reden; doch habe ich dies so gethan, dass ich Päpste und Könige nach vorhergegangener Prüfung in diese Grade aufnehmen wollte." In den hohen Mysterien sollte man dann diesen frommen Betrug entdecken, und aus allen Schriften den Ursprung aller religiösen Lügen und deren Zusammenhang entwickeln und die Geschichte des Ordens erzählen; nur „durch Auflösung des Pfaffen- und Schurkenregimentes" könne die Menschheit erlöst werden.

Täuschung von Theologen.

Dem entspricht, was Weishaupt über die Theilnahme schreibt, welche der Priestergrad (presbyter) finde: „Das Wunderbare ist, dass große protestantische und reformierte Theologen, die vom Orden sind, noch dazu glauben, der darin ertheilte Religionsunterricht enthalte den wahren und echten Geist und Sinn der christlichen Religion. O Menschen, zu was kann man euch bereden! ich hätte nicht geglaubt, dass ich noch ein neuer Glaubensstifter werden sollte." — Ja, Weishaupt geräth so in Freude über seine Erfindung, dass er schreibt: „Ich glaube nun beinahe selbst, dass so, wie ich es erkläre, auch wirklich die geheime Lehre Christi war, die Freiheit auf diese Art unter den Juden einzuführen. Ich glaube selbst, dass die Freimaurerei verborgenes Christenthum ist, wenigstens passt meine Erklärung der Hieroglyphen vollkommer dahin, und auf die Art, wie ich das Christenthum erkläre, darf sich kein Mensch schämen, ein Christ zu sein, denn ich lasse den Namen und substituiere ihm die Vernunft. Es ist doch wirklich keine kleine Sache, eine neue Religion und Staatsverfassung und die Erklärung der so dunkeln Hieroglyphen in einen Grad so passend zusammenzubringen. Man sollte glauben, es wäre der größte, und doch habe ich noch drei größere, ungleich wichtigere Grade für gleiche Mysterien schon fertig daliegen. Diese behalte ich aber für mich und ertheile sie bloß den Wohlverdienten." [1])

Die Stufen im Orden.

Wir haben also drei Hauptclassen. Die erste war bloß Vorbereitung, ein Noviziat, die Minervalstufe oder der Illuminatus minor. Die zweite Classe war maurerisch und enthielt die von Knigge umgestalteten Lehrlings-, Gesellen- und Meistergrade und zwei sogenannte schottische Stufen, wovon die eine der schottische Noviz oder Illuminatus major, und die andere der schottische Ritter oder Illuminatus dirigens hieß. Die letzten Geheimnisse waren hier noch nicht mitgetheilt, wohl aber ließ man nun diejenigen, die man nur bis hieher gelangen lassen wollte, glauben, dass es keine weiteren Geheimnisse mehr gebe: man nannte das: Sta bene. Jetzt erst kam die Mysterienclasse, welche aus dem Priestergrade und dem Regentengrade bestand. Der Protestant Knigge hatte dazu Formen aus der Urkirche genommen. Dann hatte Weishaupt noch zwei höchste Mysteriengrade ersonnen: der erste hieß Magus, und hier wurde alle Religion für Betrug erklärt; der zweite hieß Rex, und

[1]) Originalschriften des Illuminaten-Ordens, I, S. 301.

hier wurden alle Fürsten als Usurpatoren dargestellt, welche die Menschheit abschütteln müsse. Die höchste Moral ist hier, der Vormundschaft los zu werden und der Fürsten zu entbehren.

So der Geist des Ganzen. Der Orden will aber nicht bloß zerstören, sondern auch bauen. Die bloß in die niederen Grade Eingeweihten sind nur ein Heer in den Händen ihnen unbekannter Ordensobern, welche, wäre der Plan gelungen, „ein Chalifat gebildet hätten, wie nie", nach Jarckes[1]) richtigem Ausdrucke, „die Welt noch ein ähnliches gesehen hat".

Unbedingter Gehorsam.

Keine christliche Ordensgesellschaft hat je einen so unbedingten Gehorsam verlangt, wie er hier gefordert wurde. Der Neuaufzunehmende musste ewiges Stillschweigen in unverbrüchlicher Treue und Gehorsam allen Oberen und Satzungen des Ordens eidlich versprechen, Verzicht auf seine Privatansicht, auf den eigenwilligen Gebrauch seiner Kräfte.[2]) Auf die sechste Frage: wenn unanständige, ungerechte Sachen vorkämen, wie sich der Aufzunehmende verhalten würde, antwortet derselbe: „Ich werde solches thun, wenn es mir der Orden befiehlt, indem ich ja vielleicht nicht einsehen würde, ob es wirklich ungerecht wäre." — Ja der Orden sprach die Gewalt über Leben und Tod an. Auf die Frage an den Einzuweihenden, ob er der Gesellschaft dies Recht zugestehe, lautet die Antwort: „Warum nicht, wenn es einmal nicht anders sein kann und die Gesellschaft genöthigt ist, ihren Ruin zu befürchten, sofern sie dieses Mittel nicht anwendet?"[3]) — Man bedeutete dem, der die Aufnahme verlangte, dass es im Orden Verschwundene gebe, und sagte ihm: „Die Rache deiner unbekannten Brüder wird dich im Falle der Untreue auf der ganzen Oberfläche der Erde verfolgen, wo du immer hingehst, wenn du uns verräthst."

Jus vitae et necis.

Beichte.

Der Orden beruhte auf der Feindschaft gegen die katholische Kirche, an welcher namentlich die Beichte bemängelt wurde. Desungeachtet verlangte Weishaupt von den Ordensmitgliedern eine Beichte, wie sie die katholische Kirche nie verlangt hat, unter dem Vorwande, in der Selbsterkenntnis und Erforschung seiner Schwächen und unüberlegten Neigungen müsse es jeder so hoch als möglich zu bringen suchen. Zu diesem Ziele muss dieser zu Ende jeden Monates seinen Oberen ein verschlossenes Blatt überreichen, nachdem er schon bei der Aufnahme seine Lebens- und Herzensgeschichte ihm erzählt, in welchem er genau anzeigt, was er noch für Vorurtheile und Fehler an sich entdecke, und wie viele er schon geschwächt und ausgerottet habe. Wenn der Obere durch Erzählung von anderen oder durch Augenzeugen einen Fehler weiß, der in diesem Berichte nicht steht, so gibt er ihm ein gesiegeltes leeres Blatt, worauf das Wort Confiteatur (er bekenne) steht, zum Zeichen, dass er seinen Fehler kennt. Der Fehlende muss nun in sich gehen und nach einiger Zeit in einem neuen Berichte seinen Fehler gestehen; hat er ihn richtig bezeichnet, so ist die Sache erledigt; hat er ihn nicht getroffen, so

[1]) Jarcke, Vermischte Schriften, II, S. 251.
[2]) Vergl. das Aufnahmsprotokoll in den Originalschriften, I, S. 94.
[3]) Originalschriften, I, S. 85, 88, 92, 96, 98, 103.

wird ihm der Fehler in einem Briefe bezeichnet. — Damit die Oberen alles wissen könnten, wurde die Ausspionierung der anderen zur Pflicht gemacht. „Ich mache jeden zum Spione des andern und aller", schreibt Weishaupt, „und kann dadurch ersehen, welche Mitglieder geneigt sind, gewisse Staatslehren und Religionsmeinungen aufzunehmen." [1]) So war es dann dem obersten Rathe leicht, wie er meint, den Plan zu entwerfen, „wie den Feinden des Ordens auf den Leib zu gehen sei, und wem unter den Mitgliedern die Sache anzuvertrauen sei." Die Mitglieder mussten über Eltern, Geschwister, Verwandte und Freunde berichten und so war es den Oberen wieder leicht, sich wie allwissend zu geberden, und durch Drucken von Späßen und Spottschriften eine Angst zu erwecken, wie man sie einst vor der Vehme hatte. Der Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel", den man mit Unrecht den Jesuiten vorwirft, wurde hier gelehrt und angewendet. Den Ordensmitgliedern wurde aufgetragen, „die Kunst zu erlernen, sich zu verstellen, andere zu beobachten und auszuforschen". Der Ordensstifter erklärt: „Nur was Schaden bringt, ist Sünde, und wenn der Nutzen größer wird, als der Schaden, so wird er gar zur Tugend." Das nennt Weishaupt: „Alle Menschen zur Verehrung der Natur zurückzuführen"; das sei das letzte Ziel seines Wirkens. [2])

Spionage.

Der Zweck heiligt die Mittel.

Berückung der vertrauensvollen Neulinge war Hauptmittel, um dem Orden Mitglieder zuzuführen und ihn stark zu machen. Einen religiös gesinnten Jüngling dürfe man anfangs in seinem Glauben an Gott und an Unsterblichkeit der Seele ja nicht stören, sein Magen sei noch zu schwach, um starke Speise zu vertragen; erst nach und nach könne man ihm die Grundlehren beibringen. Jeder solle dem Orden neue Mitglieder werben, aber mit Vorsicht. [3]) Hat sich ein Mitglied einen anständigen Menschen ausersehen, so muss er zuerst suchen, sein Vertrauen, seine Hochachtung, seine Liebe zu erwerben, er muss dem Anzuwerbenden beibringen, dass hinter ihm, dem Anwerber, etwas mehr, verborgene Eigenschaften stecken, er muss die Begierde in ihm erregen, in die Gesellschaft zu treten; er muss ihm andeuten, wie ein kluger Kopf, der seinen Vortheil kennt, Hunderte und Tausende leiten könne: heutzutage sei es namentlich nothwendig, dass die Menschen sich aneinander anschließen, sie könnten den Himmel unter sich haben, wenn sie einig wären, nur ihre Uneinigkeit gebe Gelegenheit, dass sie unterjocht werden; geheime Verbindungen seien nöthig, die wichtigsten Begebenheiten in der Welt seien von geheimen Triebfedern geleitet worden; die Einsicht in die verborgensten Geheimnisse, das Bewusstsein, im stillen Macht auszuüben, sei der höchste Genuss. Hin und wieder müsse der Anwerber solche Einsichten zeigen, müsse sich über einen Brief in Chiffreschrift überraschen lassen und dabei dunkel andeuten, er enthalte wichtige Dinge. Wird der Anzuwerbende hitzig, so müsse man seine Begier, einer solchen geheimen Ge-

Anwerbung.

Fangkünste.

[1]) Originalschriften, I, S. 216.

[2]) „C'est en ramenant tous les homnes au culte de la nature. Voilà le dernier but de mon ouvrage." — Originalschriften, I, S. 237.

[3]) Instructio pro recipientibus, Originalschriften, I, S. 48—57; dann 223, 231 bis 234, 327.

sellschaft anzugehören, steigern, aber auch zu erkennen geben, dass es dem Orden nicht sehr darum zu thun sei, neue Mitglieder zu bekommen, dass es Mühe koste, dazu zu gelangen; dann möge er ihm im Vertrauen Schriften über den Orden mittheilen. Da wird ihm denn im Vertrauen gesagt, dass er wieder austreten könne, wenn er unverbrüchliches Stillschweigen gelobe, dass man ihm aber, wenn er bleibe, verborgene Erkenntnisse verschaffe, ihn in der Noth nach Kräften unterstütze, ihm durch Empfehlungen und Beförderungen an die Hand gehe, ihm beispringe, wenn er ohne Schuld beleidigt werde, dass man für seine Witwe und Kinder sorgen wolle, im Falle er seiner Familie frühzeitig entrissen werde, dass der Orden, wenn er besondere Begabung und rühmlichen Eifer an den Tag lege, ihn auf gemeinsame Kosten reisen lassen werde.

Erste Statuten.

Die Statuten, die man dem so durch Versprechungen schon halb Betäubten in die Hand gab, enthielten nur Liebes und Gutes:[1] das Ziel des Ordens ist demnach Freundschaft, Liebe, Verbrüderung auf ewig; unter den Ordensbrüdern verschwindet aller Unterschied des Standes, den man in der Gesellschaft hat; man pflegt die Wissenschaften und Künste, gesellschaftliche Neigungen und Tugenden, und entfernt, was ihnen entgegensteht. Der Orden sei eine gelehrte Gesellschaft, in welcher das Beispiel und der Unterricht den Verstand leiten und das Herz bessern, in der man sich der goldenen Mäßigkeit befleißt, zur Sparsamkeit ermahnt. Es ist von verschiedenen Classen die Rede, in welche man durch Eifer und Fähigkeit rascher aufsteigen könne; aber es wird auch erklärt: „Sollte Eure Beförderung nicht so bald erfolgen, so murret nicht darüber, liebste Brüder, denkt vielmehr, dass nichts ohne Ursache ist und dass im großen Weltgebäude kein neues Geschöpf erscheint, wenn nicht zuvor ebensoviele untergegangen, als nothwendig waren, um dieses hervorzubringen" und dergleichen.

Stillschweigen.

Ist der Anzuwerbende neugierig genug gemacht, in den Orden einzutreten, so muss er seinem Anwerber schriftlich das Versprechen ablegen, keinem Menschen, sei es Oberer, Freund, Verwandter, etwas davon mitzutheilen, ob die Aufnahme erfolge oder nicht, umsomehr, da sein Aufnehmer ihm versichere, dass in dieser Gesellschaft nichts wider den Staat, die Religion, die Sitten unternommen werde.[2] Dem Candidaten werde bedeutet, es liege der Gesellschaft daran, verborgen zu bleiben, damit sie in ihren guten Absichten durch Gegenarbeit Übelgesinnter, Unzufriedener nicht behindert, damit sie nicht verrathen werde, damit der Reiz, in der Gesellschaft zu bleiben, nicht verloren gehe, damit Ausbrüche der Herrschsüchtigen hintertrieben werden, damit die oberen verborgenen Glieder die unteren beobachten können.

Einweihung

Die Feierlichkeit der Einweihung[3] fand, wenn bei Tag, in einem einsamen, etwas dunkeln Orte, in einem Walde, oder, wenn bei Nacht, in einem stillen, abgelegenen Zimmer bei Mondschein statt. Niemand war zugegen, als der Einzuweihende und derjenige, welcher ihn aufnahm. Der Candidat erklärte „dem erhabenen Mitgliede des erlauchten Ordens", die zweijährige Zeit seiner Probe sei vorüber und er bitte jetzt um Aufnahme. Der andere erklärte: „Sie sind fähig, einer von uns zu sein, und ich wünsche Ihnen deshalb Glück und ermahne Sie zur genauen Befolgung dessen, was man von Ihnen fordern wird." Nun folgten vorgeschriebene Fragen und Antworten, wie bei einer Doctorpromotion. Darauf wurde dem Candidaten sein Ordensname mitgetheilt und der Degen auf die Brust

[1] Vergl. Statuten der Illuminaten in den Originalschriften, I, S. 10—19.
[2] Originalschriften, I. S. 42.
[3] Ceremonien und Feierlichkeiten bei der Initiation. Originalschriften, I, S. 70—75.

gesetzt: er solle darin alle und jeden in der Gesellschaft in Waffen sehen, wenn er ein Verräther und Meineidiger werde. Darauf legte der Aufgenommene mit über den Kopf gehaltener flacher Hand einen Eid ab des unbedingten Gehorsams, des unverbrüchlichen Schweigens.[1] — „Die Gesellschaft", heißt es in den reformierten Statuten, „kann die Leute nicht brauchen, wie sie sind, sondern sie sollen erst werden, wozu man sie nöthig hat. Dazu gehören Prüfung, Proben der Treue, Stillschweigen, Anhänglichkeit, Arbeitsamkeit, die Erweiterung nützlicher Kentnisse." Darum haben junge Leute von fünfzehn bis achtzehn Jahren drei Jahre zu ihrer Prüfung, von achtzehn bis vierundzwanzig zwei Jahre, von vierundzwanzig bis dreißig ein Jahr zu hinterlegen.[2]

Fang der Jugend.

Wer die Jugend für sich hat, hat die Zukunft. Darum die Mahnung: suchet junge, schöne, geschickte Leute! „Junge Leute", heißt es in der Anweisung für die Vorstände der Provinzen, „sollen euer vorzügliches Augenmerk sein. Darum sollt ihr vor allem suchen, die Schulämter mit Ordensmitgliedern zu besetzen. Diese Lehrer dienen dann dazu, die Grundsätze des Ordens unmerklich der Jugend beizubringen, ihr Herz zu bilden, die tauglichsten und besten Köpfe vorzubereiten, für den Orden zu wirken, sie an die Ordens-Disciplin zu gewöhnen, denn mit der Jugend wächst der Orden und besetzt mit der Zeit alle Stände und Stellen. Keine Anhänglichkeit kann größer werden, als die man schon in der Kindheit und in den ersten Jahren einsaugt." — Darum die Mahnung, schon auf Gymnasisten für den Orden zu wirken; darum die weitere Mahnung, ja geistliche Mitglieder, Rectoren von Seminarien zu fangen, und durch Geistliche dann auf das Landvolk zu wirken. Mit den Geistlichen sei der Hauptstand des Landes gewonnen, seien die mächtigsten Widersacher aller guten Entwürfe in das Interesse gezogen und sei, was über alles gehe, das Volk und der gemeine Mann in den Händen des Ordens.

Fang Erwachsener.

Schwieriger sei es, schon Erwachsene zu gewinnen; dazu gehöre viele Vorsicht, genaue Prüfung, eine eigene Bildung, denn diese Charaktere seien schon befestigt; solche Erwerbungen schlagen darum oft fehl. Reiche und Adelige seien selten gute Gesellschafter. Dagegen solle man sein Absehen auf Leute nehmen, die aller Bosheit und Misgunst ausgesetzt seien, die also eines Schutzes bedürfen und dafür auch dem Orden treu seien. Sei einmal der Orden stark genug, könne er seine Leute versorgen, könne er empfinden lassen, wie gefährlich es sei, ihn zu beleidigen: dann sei es leicht, mehr Mitglieder zu bekommen, als man vielleicht brauche. Auf das Volk, auf die Jugend müsse man sein Augenmerk richten, dadurch, dass man Geistliche gewinne. Es sei eine schwere Sache, diese zu werben: sie seien entweder zu frei, oder zu schüchtern; die zu freien hätten selten gute Sitten. Ordensgeistliche dürfen nicht aufgenommen werden. Exjesuiten solle man wie die Pest fliehen. Aber wenn man einen Seminar-Director zum Mitgliede mache, so sei es das Größte, was man leisten könne.[3] Kann der Orden ein Domcapitel mit eifrigen Mitgliedern besetzen, so sei es so viel, als hätte er einen Fürsten gewonnen. Überhaupt solle man Fürsten selten zum Orden zulassen; jedenfalls solle man sie nicht über den schottischen Rittergrad hinaus befördern. Denn — läset man diesen Leuten die Hände ungebunden, so folgen sie nicht und benützen alles nur zu ihrem Vortheile. Der Hauptgrund ist aber nicht angegeben; er ist sicher der: in den

Geistliche.

Fürsten.

[1] Der lange Eid — Originalschriften, I, S. 75.
[2] Originalschriften, I, S. 28—29.
[3] Ibid. I, S. 51, 175, 262, 268.

höheren Graden hätten die Fürsten hören müssen, dass der Sündenfall nichts anderes sei, als das Aufkommen des Unterschiedes zwischen den Menschen, und dass man nach dem Naturzustande ringen müsse, in welchem es keine Könige und Fürsten mehr gebe, sondern jeder Hausvater König und Hoherpriester sei.

Allmacht des Ordens.

Als Mittel, Mitglieder zu gewinnen, wird die Verbreitung des Glaubens an die Allmacht des Ordens, das Befördern der Brüder auf die einträglichsten und einflussreichsten Stellen dargestellt — ein sicher wirksames, aber ebenso schmähliches Mittel. — Da im vorigen Jahrhunderte die Literatur[1]) schon einen großen Einfluss ausübte, oder, wie es in der Instruction heißt, „da in der Literatur mehrentheils zu einer Zeit gewisse Grundsätze allgemein Mode und von den schwächeren Köpfen nachgelallt werden, so dass zuweilen religiöse Schwärmerei, dann Empfindsamkeit, dann Freigeisterei, dann unschuldiger Schäferton, dann Ritterwerk, dann Heldenlied, dann Gemeinwesen das ganze Publicum überschwemmen", so solle man Sorge haben auf die

Fang von Schriftstellern.

Literatur, dass junge Schriftsteller sie unter das Volk ausbreiten. Man solle also großes Interesse für das ganze Menschengeschlecht predigen! Man solle dafür sorgen, dass die Schriften des Ordens ausposaunt und nicht von Recensenten verdächtigt werden; man solle gute Schriftsteller für den Orden gewinnen, alles in Bewegung setzen, ihnen Ruf zu verschaffen; man solle solche, die nicht im Sinne des Ordens schreiben, verschreien. Namentlich solle man es dahin bringen, dass Klöster eingezogen und ihre Güter zu Ordenszwecken verwendet werden. Besonders wirke der Orden auch der slavischen Fürstenverehrung unter dem Volke entgegen; diese mittelmäßigen und schwachen Menschen würden nur dadurch verdorben. Die Mitglieder sollen mit den Fürsten so umgehen, dass sie den Orden fürchten, verehren und merken, dass sie selber nur conventionelle Herren sind.

Weiberlogen.

Auch auf die Weiber hatte der Orden sein Absehen genommen.[2]) „Durch Weiber wirkt man oft in der Welt am meisten. Bei diesen sich einschmeicheln, sie zu gewinnen suchen, sei eines eurer feinsten Studien. Mehr oder weniger werden sie durch Eitelkeit, Neugierde, Sinnlichkeit und Hang zur Abwechslung geleitet. Dieses Geschlecht hat einen großen Theil der Welt in seinen Händen." Darum fand sich auch unter den Geheimpapieren der Vorschlag zur Errichtung eines Weiberordens, um durch Weiber Geld und geheime Nachrichten zu erlangen, Schutz zu bekommen und sie zu anderen unlauteren Zwecken zu missbrauchen. Der Orden solle aus zwei abgesonderten Gesellschaften bestehen, aus der Classe der Tugendhaften und der der Ausschweifenden. Beiden müsse unbekannt sein, dass sie vom Mannesorden geleitet werden. Die Oberste von jeder Classe müsse glauben, dass sie eine Oberloge habe, von der sie die Befehle erhalte, während sie im Grunde von Männern geleitet werden. Beide

---

[1]) Originalschriften, I, S. 19—26, 49—60.
[2]) Ibid. I, S. 5—6.

müssen im Sinne des Ordens erst unterrichtet werden. Dem Entwurfe ist eine Charakteristik von fünfundneunzig geeigneten Frauenzimmern in Mannheim beigegeben. Mit erwachsenen Mädchen und mit Weibern solle zugleich angefangen werden. Man müsse für geeignete Bücher, wie für Befriedigung ihrer Leidenschaften sorgen!

Lug und Trug.

Da sehen wir also schon, auf welch abschüssiger Bahn sich der Orden bewegte und was aus dem neuen Staate und der neuen Kirche geworden wäre, wie alles auf Lug und Trug aufgebaut war und auf Befriedigung der Leidenschaften und der Sinnlichkeit abzielte, und warum, trotz der raschen Verbreitung des Ordens, ihm ein schnelles Ende bevorstand. Die Lüge hat stets einen Hunger nach Leben, weiß aber nie ein Leben zu schaffen, sie ist immer dem Tode verfallen. Und so konnte auch dieser Orden einem schmählichen Ende nicht entrinnen.

Jesuiten und Illuminaten.

Weishaupt hatte von der Weltmacht des Jesuiten-Ordens gehört; sein Orden sollte an die Stelle jenes der Jesuiten eintreten, nur im entgegengesetzten Sinne wirken. Aber bei den Jesuiten herrschte vom Höchsten bis zum Niedersten ein Glaube; bei den Illuminaten aber wurde in den höheren Classen eine ganz andere Ansicht verbreitet, als in den niederen. Bei den Jesuiten gab es keine Monita secreta, aber bei den Illuminaten.

Bei der Aufnahme hieß es, im Orden komme nichts vor, was gegen die Religion und die Staatsordnung sei; in den höchsten Graden wurde jedoch alle positive Religion für Betrug erklärt, das System der Natur gepredigt, und dass man alle Monarchen abthun müsse. Allerdings wurde in den reformierten Statuten gesagt, gegen die Gewohnheit anderer halte dieser Orden mehr, als er sich anheischig mache.[1]) Dieses Mehr bestand aber darin, dass oben ganz anders gelehrt wurde — allerdings mit Übergängen. Man ließ merken, dass die Oberen eine große Freiheit besitzen, dass sie bald so, bald anders redeten, um die Denkart der Mitglieder auszuforschen, das Ende aber werde zeigen, welche Rede die wahre sei. „Ich mache doch, was ich will", schreibt Knigge, „lehre aber am Anfang den bloßen Deismus." Weishaupt mahnt, den Hang der Menschen zum Wunderbaren ja nicht außeracht zu lassen. Die sich mit der Natur befassen, sollen insbesondere die Elektricität studieren. Die Einzuweihenden sollen in einem Feuertempel aufgenommen werden, der durch und durch elektrisch gemacht würde: es werde jedem neu sein und Verwunderung erregen. Er, Weishaupt werde das alte System der Feueranbeter oder Parsen wieder aufwärmen, und man werde sehen, welche Größe und Hoheit darin stecke. Er mahnt, die Meinung zu verbreiten, dass vom Illuminaten-Orden alle Freimaurer-Systeme geleitet werden, dass die größten Monarchen durch den Orden regiert werden; wo eine große Begebenheit vorgehe, müsse man muthmaßen, dass sie durch Illuminaten geschehen, wo ein sonderbarer Mann lebe, da müsse man glauben, er sei ein Illuminat. Areopagiten, das heißt die Mitglieder des höchsten, alles leitenden Rathes, müssten in den verschiedensten Verkleidungen die großen Handelsstädte bereisen und müssten sich den Ruf achtungswürdiger, in den wichtigsten Geschäften bewanderter Männer erringen!

Mahnung, zu lügen.

[1]) Originalschriften, I, S. 10, 27.

Lüge von unten nach oben.

Also Berückung, Schwindel, Lüge geht von oben nach unten! Dürfen wir uns dann wundern, wenn die Lüge auch von unten nach oben geht, oder wenn Weishaupt klagen muss: „Mich haben beinahe all meine besten Leute betrogen"; wenn er endlich mit Schmerz die Entdeckung macht, dass einer der Areopagiten den Untergebenen Befehle ertheilt, welche die Oberen nie erlassen haben. Wie soll Gehorsam sein, wo keine Wahrheit ist? Der Ordensstifter klagt über Undank und Ungehorsam und fragt in einem Briefe an Zwack: „Haben die ersten Gesellen eines Ignatius, Dominicus, Franciscus ihrem Stifter wohl auch dergleichen Zumuthungen gemacht?" — Gewiss nicht! Es lag in dem feurigen Glauben des reinen und heiligen Stifters und seiner Schüler. Da wird begreiflich, dass Weishaupt klagen konnte, es gebe noch so wenig sicherere, so wenig begeisterte Männer. Woher sollte denn die Glut der Begeisterung kommen, wenn kein Glauben, wenn keine Tugend vorhanden war!

Sonderbare Heilige.

Zwar wollte der Orden, um die Heiligenverehrung im Volke zu verdrängen, einen eigenen Kalender von berühmten Männern des Illuminaten-Ordens aufstellen: aber diese Weltverbesserer waren selber sittlich schwer erkrankt. Von einem Sokrates in Freising bemerkt Weishaupt, er sei beständig besoffen; von einem Augustus, er stehe im übelsten Rufe; von einem Alkibiades, er setze sich den ganzen Tag vor die Gastwirtin hin und seufze und schmachte. Von den Logen in München jammert der Stifter, dass sie „den Auswurf von

Unsittlichkeit.

unsittlichen Menschen, Hurer, Lügner, Schuldenmacher, Großsprecher und eitle Narren unter sich haben".[1]) — Von Zwack, der Cato hieß, ist noch eine Rechtfertigung seines geplanten Selbstmordes vorhanden, ein Brief,[2]) der seinem Freunde

Selbstmord.

übergeben werden solle, wenn er todt sei: „Den Vorhang aufzuheben und dahinterzutreten — das ist alles. Und warum das Zaudern und Zagen? — weil man nicht weiß, wie es dahinter aussieht, und man nicht zurückkehrt!" — In einer Charakteristik Zwacks wird er als sehr ausschweifend bezeichnet und aus der Abspannung mag die Neigung zum Selbstmord erklärt werden. Was lässt sich vom Tugendbund, welcher zu sein der Orden behauptet, halten, wenn unter seinen

Geheime Papiere

geheimen Papieren ein Recept gefunden wird, Aqua Toffana zu bereiten, ein unmerkliches, aber sicher tödtendes Gift; ferner Mittel zu anderen verbrecherischen Dingen.[3]) Der Ordensstifter muss von einem der einflussreichsten, besten Mitarbeiter, Sulla, melden, dass er eine goldene und silberne Uhr, nebst einem Ring gestohlen hat. Ja Weishaupt selber muss in der Gefahr, in der sein guter Ruf steht, weil er mit seiner Schwägerin in Blutschande lebte und dies Folgen hatte, die er nur durch Heiratslicenz tilgen kann, einen Freund bitten, ihm aus der Verlegenheit zu helfen, sonst wage er einen Streich der Verzweiflung, und wie er schon Verschiedenes versucht habe, die Folgen seines Vergehens verschwinden zu machen.

---

[1]) Originalschriften, I, S. 367—371, 381.

[2]) Ibid. I, S. 111—118.

[3]) So z. B.: Ad procurandum abortum; Herbae, quae habent qualitatem deleteriam; Quomodo odor nocivus possit spargi in cubiculum aliquod; oder: Mittel, um Petschaften abzudrucken; Sammlungen von Siegeln und Vignetten von Wechseln; dann eine Anleitung, eine Brennkiste für geheime Aufsätze zu machen, die in Feuer aufgeht, wenn jemand sie zu öffnen versucht, der nicht ins Geheimnis eingeweiht ist. I, S. 64, 108—110.

So stand es mit der Tugend dieser Weltverbesserer. Ohne Glaube, ohne Selbstentsagung wird nichts Dauerndes in dieser Welt geschaffen. Bei den Illuminaten wollten alle nur gewinnen, gieng darum jeder seinen eigenen Weg und zeigte sich wohl der Eigennutz der Einzelnen, aber keine Liebe für das Ganze. Eigensucht.

Die Beiträge, ein Ducate für das Jahr, liefen spärlich ein. Bei den Orden der katholischen Kirche half das Gelübde der Armut und Eheloſigkeit über die gemeine Noth des Lebens hinaus; bei den Illuminaten aber war Klage, dass nicht einmal die Kosten des Briefverkehrs gedeckt würden.

Wo keine Wahrheit, da ist keine Begeisterung und keine Entsagung, und wo diese fehlen, ist auch keine Einigkeit, und wo diese fehlt, geht eine Gesellschaft bald auseinander.

Zwischen Knigge und Weishaupt trat schon 1782 Eifersucht und Feindschaft ein; Knigge fühlte, wie viel er für den Orden gethan habe, und klagte über Herrschsucht und Willkür Weishaupts, welcher meinte, man müsse Knigges schädliche Eitelkeit nicht noch nähren. Davon erfuhr Knigge wieder und eiferte gegen die despotische Herrschsucht des Mannes, dem er so wesentliche Dienste geleistet habe.[1]) Weishaupt habe ihm den Orden anfangs als ein völlig ausgearbeitetes, tiefdurchdachtes System dargestellt, für welches er, Knigge, glaubensvoll die ältesten und klügsten Männer ins Feuer setzte. Bald habe er bemerkt, dass nichts fertig sei; er habe die letzten Grade selber machen müssen. Er lasse sich für seine Verdienste von diesem Ingolstädter Professor nicht wie ein Student herumhudeln. Was Weishaupt machen wolle, wenn er, Knigge, den Jesuiten sage, dass er auf dessen Geheiß gegen sie geschrieben habe; wenn er den ränke- und herrschsüchtigen Charakter Weishaupts aufdecke? Was wolle dieser machen, wenn er die Geschichte des Ordens veröffentliche; wenn er aufdecke, wie neu dies Werk sei und auf welch schwachen Füßen es stehe; wenn er denen, welche Geheimnisse suchen, beweise, dass sie nichts darin zu erwarten haben; wenn er den Getäuschten, denen die Religion noch lieb ist, sage, wie es mit den Grundsätzen des Generals stehe; wenn er den Freimaurern mittheile, wie sie von den Illuminaten berückt worden; wenn er die Fürsten auf die staatsgefährliche Richtung des Ordens aufmerksam mache? Wenn Weishaupt bis zum 26. April 1783 nicht Genugthuung gebe, so stehe er für nichts. Welch ein Mensch sei dieser General! wohin führen seine ungebändigten Leidenschaften! Knigge fällt ab.

Es kam nicht zur Aussöhnung. Knigge wurde ein Lob für seine Verdienste ertheilt, aber er trat 1784 aus dem Orden. Sein Austritt öffnete mehreren Mitgliedern die Augen, die Wege des Ordens schienen ihnen zu bedenklich. Fünf Professoren aus der Marianischen Akademie in Ingolstadt traten 1783 plötzlich aus, darunter Utzschneider und zwei katholische Geistliche, und klagten über landesschädliche Anschläge des Ordens. Der Streit wurde nun in Druckschriften geführt, was die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Frage lenken musste.

[1]) Jarcke, l. c. II, S. 303—313.

Von Friedrich II. kam Warnung vor der staatsgefährlichen Richtung des Ordens. Am 22. Juli 1784 erschien eine kurfürstliche Verordnung, welche alle ohne landesherrliche Erlaubnis errichteten Gesellschaften und Verbrüderungen als eine an sich schon verdächtige und gefährliche Sache für unzulässig erklärte und jedermann ernstlich befahl, sich derselben zu entäußern. Die Freimaurer gehorchten, aber nicht die Illuminaten; sie glaubten stark genug zu sein, dem Verbote zu trotzen. Weishaupt hatte sogar gemeint, den Streich dadurch abzuwehren, daſs man den Kurfürsten zum Protector des Ordens ernenne; er wollte den Fürsten zugute haben, indem er ihm nur zwei falsche Grade zeigte, in denen alles Anstößige ausgemerzt war; auch sei der Orden ein Landesproduct. Allein der Kurfürst war schon anderweitig genau unterrichtet: ergebot 2. März 1785 die Auflösung der Illuminaten aufs strengste, wie die der Freimaurer, welch letztere Gesellschaft von ihrer ersten Richtung abgewichen sei; schon 11. Februar hatte er Weishaupt seiner Stelle an der Universität, als einen hochmüthigen Logenmeister und Rebellen wider die Verordnungen gegen geheime Gesellschaften, enthoben. Weishaupt entfloh eilig aus Bayern, um nicht zum Lohn für seine Arbeiten sich einen Galgen erbaut zu haben.[1])

Verbot des Ordens.

Weishaupt flieht

Dem Galgen wäre er auch nicht entgangen, die Regierung setzte wenigstens einen Preis auf seinen Kopf. Weishaupt entfloh zu einem Mitgliede des Ordens nach Gotha, zum Herzog Ludwig Ernst (Timoleon), der ihm Gehalt und Würde eines Hofrathes verlieh: von dort aus ließ er Schriften ergehen, in denen er die Verfolgung dem Hasse der Priester gegen die durch ihn verbreitete Aufklärung zuschrieb. In Norddeutschland gönnte man der bayrischen Regierung dieses Ärgernis, sie aber vertheidigte sich am sichersten dadurch, daſs sie die „Geheimschriften des Ordens“ in Druck gab und erklärte, die Originale ständen jedermann im Archiv zur Einsicht.

Die Originalschriften.

Dieselben waren im Hause des Cato (Zwack) in Landshut und im Schlosse des Hannibal (Freiherrn Bassus) zu Sandersdorf mit Beschlag belegt worden. Die Echtheit dieser Schriften ließ sich nicht wegdeuten: die Illuminaten suchten nur die gefährlichen Stellen in einem milderen Lichte darzustellen und, was die Regierung Verschwörung gegen Staat und Religion nannte, als einen Plan für die Wohlfahrt des Menschengeschechtes zu schildern. Einige der höchsten Mitglieder büßten mit mehrjährigem Gefängnis, einige mit Verbannung, mehrere Studierende wurden von Ingolstadt ausgewiesen.

Einwirkung des Ordens.

Damit hatte der Orden als geschlossene Gesellschaft in Bayern sein Ende erreicht, aber nicht seine Wirksamkeit in Süddeutschland; hier war er die Brücke, auf welcher die Lehren der Encyklopädisten aus Frankreich Eingang und Absatz fanden — und wie stark, zeigten bald die Clubisten in Mainz und der Fortschritt der Waffen der Revolution in Deutschland.

Jarcke[2]) bemerkt sehr richtig: „Was er sein und werden sollte, eine neue Kirche und ein neuer Staat, ist er nicht geworden und als Totalität und Ein-

[1]) So erzählt Posselt in seiner Neuesten Weltkunde, Nr. 112, S. 445.
[2]) Vermischte Schriften, II, S. 315.

heit ist er aus dem einfachen Grunde niemals gefährlich geworden, weil er es zur strengen Einheit niemals hat bringen können, die ohne Gehorsam und Unterordnung gar nicht zu denken ist. Aber er war eine Schule der für Kirche und Staat zerstörenden Lehre, und wenn diese im vorigen Jahrhundert plötzlich in einem schaudererregenden Maße über Deutschland hereinbrach, so ist diese unheilvolle Wendung im Geiste der Nation nur zur Hälfte dem natürlichen Laufe der Dinge und der absichtlichen Verkettung der Umstände zuzuschreiben; im katholischen Deutschland wenigstens ist sie das planmäßige, wohlberechnete Werk der geheimen Thätigkeit des Illuminaten-Ordens, der, wie wenig auch in seinem Innern Ordnung und Gemeinsinn herrschen mochte, nach außen hin und in Hinsicht der politischen und religiösen Überzeugung seiner Mitglieder nichtsdestoweniger eine furchtbare Einheit darstellt und eine nicht zu berechnende einflussreiche Wirksamkeit entfaltet hat."

Neues Thun Weishaupts.

Weishaupt war auch in Gotha thätig: bestand doch der Orden nicht allein in Bayern, sondern dehnte er sich aus von Göttingen bis Wien, von Straßburg bis Berlin; umfaßte doch die einzige Inspection Dacien vier Präfecturen: die erste, Lydien, erstreckte sich über Hessen-Kassel, Hersfeld, Waldeck, Marburg, Friedberg, Wetzlar (Sebaste); zur zweiten Präfectur, Epirus, gehörten Frankfurt, das Fuldasche, Solmsische, Hanauische, Isenburgische; die dritte, Peloponnesus, begriff das Darmstädtische, Homburgische, Weilburgische, Usingische und Saarbrückische; die vierte hieß Apulien und umfaßte die Bisthümer Speier, Worms, das Herzogthum Zweibrücken, das Salmische und Leiningische mit zwölf Städten. — Der Stifter selber hatte sich gerühmt: „Ich habe für alles gedacht und vorgearbeitet; sogar wenn heute der ganze Orden in Trümmer gienge, so stelle ich ihn in Zeit von einem Jahre weit herrlicher wieder her, als zuvor; auch schadet nicht, wenn er ganz verrathen und gedrückt würde, ich habe sogar Vortheil davon, ich weiß sodann besser, was ich zu thun und zu vermeiden habe. — Ich setze meine Absichten doch durch, ungeachtet aller Hindernisse, wenn ich nur Leben und Freiheit behalte und eine kleine Anzahl von Menschen, auf die ich mich verlassen kann." — Kaum war Weishaupt in Gotha in Sicherheit, so ergiengen denn auch Einladungen zu einem „neuen heimlichen Freimaurersystem nach illuminatischen Grundsätzen, dessen reiner Zweck Deismus und Antidespotismus wäre, und welchem schon viele Minister und evangelische Geistliche, auch berühmte Gelehrte an Universitäten einverleibt und gewogen wären". In der That dauerte die Thätigkeit fort: an gewissen Universitäten suchten die Sendlinge des Ordens die Studentenverbindungen zu beeinflußen, an anderen, wie in Mainz, führten die Professoren ihre Schüler dem Orden zu.[1]) Auf den Orden darf das spätere Treiben der Clubisten zurückgeführt werden. Insbesondere suchten die Illuminaten in der Literatur zu wirken, ihre Grundsätze zu verbreiten, ihre Gegner als Dummköpfe, als heimliche Jesuiten zu verschreien, ihre Freunde als große Männer auszuposaunen.

Neuer Verein,

wirkt auf die Literatur.

Namentlich spielte Nicolai in Berlin, als Bruder Lucian benannt, in seiner „Allgemeinen deutschen Bibliothek", als Aufklärungspapst eine Rolle. Diese Zeitschrift, welche 1765 schon begann und nach und nach es bis auf 130 Mitarbeiter brachte, war das Hauptorgan der Jesuitenriecherei und Ketzerrichterei, der baren nüchternen Verständigkeit, in

Nicolai.

[1]) Eudämonia, l. c. III, S. 168. — Stark, Triumph der Philosophie, II, S. 321.

welchem alles, was Tiefe, hohen Schwung und Genie verrieth, mit herzlosem Witz zerrissen wurde; sie war der Sprechsaal der gelehrten Philister. Schiller und Goethe, Kant und Fichte wurden hier mit derselben schonungslosen Kritik herabgezerrt wie katholische Schriftsteller, Goethe schrieb darum über Nicolai das Xenion:

Goethe.

„Was du mit Händen nicht prüfst, das scheint dir Blinden ein Unding,
Und betastest du was, gleich ist das Ding auch beschmutzt."

Und dann wieder:

„Querkopf! schreiet ergrimmt in unsere Wälder Herr Nickel;
Leerkopf! schallt es darauf lustig zum Walde heraus."

Von Nicolai ist der schon früher[1]) erwähnte „Sebaldus Nothanker", das Urbild des Nützlichkeitspredigers und seichter Behandlung des Glaubens, der beständig beflissen war, seinen Bauern zu predigen, dass sie früh aufstehen, ihr Vieh fleißig warten, ihren Acker und Garten aufs beste bearbeiten sollten, alles in der ausdrücklichen Absicht, dass sie wohlhabend werden, dass sie Vermögen erwerben, dass sie reich werden sollten,[2]) — des Verfertigers der „wasserhellen Predigten", in denen nie von Gnade und Gnadenmitteln, von Sünde und Buße, von Gericht die Rede ist. In seinem Sinne wurde von Hufnagel der Vorschlag gemacht, der Prediger möge bei der Austheilung des Abendmahles die Worte gebrauchen: „Genießen Sie dieses Brot; der Geist der Andacht ruhe auf Ihnen mit seinem vollen Segen! Genießen Sie ein wenig Wein; Tugendkraft liegt nicht in diesem Wein, sie liegt in Ihnen, in der Gotteslehre und in Gott." — In seinem Sinne waren die faden Reimereien der neuen Gesangbücher,[3]) während die Perlen der alten Lieder bespöttelt und alle Vertheidiger des positiven Christenthums als verkappte Jesuiten verschrien wurden.

Verwässerung der Religion.

Bode.

Ein eifriger Mitarbeiter war Johann Joachim Bode, der Sohn eines Ziegelstreichers in Braunschweig, geboren 1730; ursprünglich zum Militär bestimmt, weshalb ihn sein Vater das Blasen der Querpfeife lernen ließ, zeigte er dann Neigung zu Studien, betrieb sie aber als Autodidakt, übersetzte „Yoriks empfindsame Reise", „Tristram Shandy" und andere englische Schriften, schrieb den „Hamburger Correspondenten", trieb Buchdruckerei und Buchhandel zu Hamburg, wurde gothaischer Hofrath und darmstädtischer Geheimer Rath; zuerst Freimaurer von der stricten Observanz, die er nachher verleumdete, wurde er dann in Wilhelmsbad von Knigge für die Illuminaten gewonnen, bei welchen er den Namen Ämilius, später Winefrid, erhielt, und versprach, für den Orden zu leben und zu sterben und dafür zu sorgen, dass Illuminaten bei dem Ordens-Directorium angestellt würden, und ihm alle Schriften, die er über Maurerei zusammengebracht hatte, auszuliefern. Bode warb nun sehr eifrig für die Illuminaten und blieb dem Orden treu, auch als Knigge mit ihm brach.

---

[1]) Vergl. Bd. XI, S. 508 dieses Werkes.
[2]) Matth. S. 6, 55.
[3]) Bd. XI, S. 508 gibt eine Probe.

Seit der Katastrophe in Bayern deckte sich der Orden mit gelehrten Gesellschaften. Allenthalten entstanden Lesevereine, in welchen die Brüder den Ton angaben, weshalb hin und wieder eine Regierung solche unter die Aufsicht der Polizei stellte. Hinwieder waren hunderte von Federn thätig, Mißgriffe der Regierungen in Zeitungen dem Spotte preiszugeben und bloßstellende Actenstücke zu veröffentlichen, welche die Behörden in ihren Archiven fest verwahrt glaubten. Unmittelbar vor und nach dem Ausbruche der Revolution wurde auch in Deutschland der Ton gewisser Blätter sehr kühn. Als Friedrich Wilhelm II. sein Religions-Edict erließ, ward er in Winkopps „Deutschem Zuschauer" als „Verbrecher und Tyrann" und sein Minister Wöllner als „landesverrätherischer Bösewicht" bezeichnet und wurde von einer Verschwörung von Philosophen gesprochen, welche sich für die Wahrheit bewaffnet hätten; die Schriftsteller seien die gesetzgebende Macht im Staate und nicht bloß die Scepter der Fürsten, auch ihre Freiheit stände in den Händen der Schriftsteller.[1]) — Bei der damaligen Zersplitterung gönnte eine Regierung der andern Verlegenheiten und Verspottung und das gab den Schriftstellern Sicherheit.

Lesevereine.

Kühnheit der Presse.

Der Orden richtete, neu ermuthigt, seine Blicke auf das Ausland. In Italien hatte Hannibal (Baron Bassus) in Mailand, Pavia, Cremona, Neapel schon Logen gegründet; in Polen und Livland, auch in der Schweiz waren schon Verbindungen angeknüpft; in Holland sollte Bayard (von dem Bussche) Brüder anwerben; auf die Engländer Röntgen, Pfarrer in Petkum, einwirken: man erwartete vieles von seiner auf einer zweijährigen Bettelreise erworbenen Menschenkenntnis, von seinem Talent, sich in alle Formen zu schmiegen. Als Hauptmittel ward da der Vorwand gebraucht, die Jesuiten hätten sich der Logen bemächtigt, um die Stuarts wieder zurückzuführen, um alle Protestanten wieder katholisch zu machen: nur im Illuminaten-Orden sei noch Rettung vor ihnen.[2]) Kryptokatholicismus ward das Feldgeschrei.

Ausland.

Ehrlichen Protestanten wurde Angst gemacht um ihren reinen Glauben, und mit demselben Behagen sahen die verborgenen Verbreiter dieser Lüge der neuen Verstimmung zwischen Katholiken und Protestanten zu, mit welchem d'Alembert und Voltaire dem Kampfe der Parlamente und Jansenisten gegen die Jesuiten zusahen, und mit welchem der erste an den zweiten 1762 schrieb: „Die Parlamente sind im Wahn, sie dienten der Religion, während sie der Vernunft dienen, ohne es zu wissen; sie übernehmen die Rolle der Scharfrichter für die Philosophie, unter deren Befehl sie, ohne es zu ahnen, sich gestellt haben."

Kryptokatholicismus.

Nach Frankreich wurden Bode und von dem Bussche gesendet, um in den dortigen Logen dem System der Illuminaten Eingang zu verschaffen. So wurden die Franzosen mit Weishaupt bekannt, den schon Mirabeau[3]) an-

Frankreich.

[1]) Die Beweisstellen bei Stark, l. c. II, S. 325—344.

[2]) Die Lüge soll von Bode ausgegangen sein, nach anderen von Leuchsenring; Biester und Gedike in Berlin gaben ihren Aufsätzen den gelehrten Schliff. Bonneville verarbeitete diese Lügen zu dem Buch: Les Jésuites chassés de la Maçonnerie. Bode übersetzte es dann wieder ins Deutsche.

[3]) Sur les Illuminés.

gepriesen hatte, als er seinen Plan groß und tief durchdacht nannte. Auch neuere Geschichtschreiber sprechen in hohen Worten von Weishaupt.

Louis Blanc. Louis Blanc nennt ihn „einen der tiefsten Verschwörer, die je gelebt haben".[1]) Er findet seinen Plan „gigantisch", durch den bloßen Reiz des Geheimnisses, durch die bloße Macht der Verbindung Tausende von Menschen aus aller Herren Ländern einem Willen zu unterwerfen und mit einem Geiste zu erfüllen, durch eine stufenweise Erziehung aus diesen Menschen ganz neue Wesen zu bilden, sie bis zur Raserei, bis zum Tode gewissen unsichtbaren und nicht gekannten Führern gehorsam zu machen, und mit einer solchen Legion auf die Höfe einen Druck auszuüben, die Fürsten mit seinen Anhängern zu umgeben und, ohne dass sie es merken, zu leiten und Europa dahin zu führen, dass alle Religionen und alle Monarchien und alle Vorrechte der Geburt aufhören und das Recht des Eigenthums abgeschafft werde und dass eine Gleichheit eintrete, wie unter den ersten Christen. — Henri Martin ist gleichfalls erstaunt über die Kühnheit, die Energie des Stifters, über die rasche Verbreitung seines Ordens; er meint auch, dass ihm die weltumspannende Wirksamkeit des Jesuiten-Ordens vorgeschwebt habe, aber dass er im entgegengesetzten Sinne[2]) wirken wollte; findet jedoch im Orden nur die in Deutschland mögliche Träumerei eines Mannes, der die Welt nicht kenne.[3]) Während Rousseau, von dem Weishaupt doch ausgehe, selber erkläre, es sei unmöglich, das Eigenthum wieder aufzuheben und die darauf gegründete Gesellschaft vollkommen zu ändern, glaube dieser deutsche Träumer, den glücklichen Zustand wieder herbeizuführen, wo es kein Eigenthum, keine Obrigkeit, keine Nationalität gab und die Menschheit nur eine Familie bildete — und jeder Hausvater wieder König und Priester sei. — Priester, von welcher Religion? — denn, trotz den vielen Berufungen auf Gott in den Einweihungsformeln glaubte Weishaupt so wenig an Gott, als Holbach und Diderot, sein Gott sei doch nur die Natur. Nur einem unpraktischen Träumer sei es möglich, die Anarchie als letztes Ziel aufzustellen.

Barruel. Barruel nennt die Loge in Paris, in welcher die zwei Illuminaten-Apostel ihr Evangelium 1787 verkündeten.[4]) Die Franzosen lachten über die Behauptung, dass die Jesuiten die Freimaurerei erfunden und zu ihren Zwecken eingerichtet hätten. Bode aber pries das System Weishaupts als fern von aller Schwärmerei: endlich forderte er auf zur Zerstörung aller verderblichen Vorurtheile, aber ohne Gewaltthätigkeit. — Der Same fiel auf ein fruchtbares Feld. Zwar die Logen blieben, wie sie waren, aber es wurden daneben geheime, leitende Ausschüsse[5]) errichtet, welche das Ziel verfolgten: „Hass dem Gottesdienste, Hass dem Königthume! Freiheit und Gleichheit!" Stark[6]) meint, die Franzosen hätten jetzt den

[1]) Un des plus profonds conspirateurs qui aient jamais existé. — Histoire de la révolution française, II, p. 83.

[2]) Une Contre-société de Jésus. — Histoire de France, XVI, p. 532.

[3]) L'utopie la plus insaisissable qu'eût jamais pu rêver un penseur solitaire loin du monde et de toute réalité. — Ibid. XVI, p. 533.

[4]) Die Loge der Amis réunis.

[5]) Commités sécrets.

[6]) Stark, l. c. II, S. 348–362.

Dank für ihre Voltaire'schen und Rousseau'schen Lehren von den Deutschen zurückbekommen in den Greueln der Revolution.

Barruel,[1]) welcher ein Mitglied der Loge war, legt dem Erscheinen der beiden Illuminaten Bode und Bussche in Paris große Bedeutung bei, sie seien als „Maurer von großer Wichtigkeit" empfohlen und die harmlosen Brüdergesellschaften in Verschwörungsspeluncen gegen Thron und Altar umgeschaffen worden: Der 14. Juli 1789 sei der Sieg der Freimaurerei, die Menschenrechte enthielten ihre Grundsätze. Barruel leitet alles Unheil des vorigen Jahrhunderts von den Gesellschaften ab. Er sucht den rothen Faden in jedem Ereignis. Jarcke warnt vor derartigen Übertreibungen:[2]) „Wer Jarcke. einen Begriff von dem langsamen Heranreifen von Ideen, ihrer Ausbreitung unter den Menschen und der Gewalt hat, welche sie üben, wenn sie zur Herrschaft gelangt sind, und von der Art und Weise, wie sie im Laufe einer Reihe von Generationen und unter dem begünstigenden Einflusse von tausend Verhältnissen in die That übergehen (von denen die meisten der Wahrnehmung, geschweige der Herrschaft des menschlichen Scharfsinnes entzogen sind); wer endlich bedenkt, dass vieles, ja bei weitem das Meiste auf dem Gebiete der Thatsachen, als der höheren Fügung angehörig, über alle Grenzen der menschlichen Berechnung hinausgeht — der wird die volle Lächerlichkeit der Vorstellungsweise begreifen, dass irgend ein geheimer, in der Verborgenheit wirkender Bund — der eigentliche bewusste Leiter der Weltgeschichte sei." Allerdings waren viele Häupter der Revolution Mitglieder der Logen, zum Beispiel Mirabeau, Lafayette, Bailly, Fauchet, Condorcet, Pétion, Dom Gerle, Brissot, Rochefoucauld, Siéyès, Danton und andere, und leitete Orleans den „großen Orient" — aber Vorliebe für geheime Gesellschaften, der Glaube an die Existenz und Wirksamkeit Geheimbündelei. geheimer Wissenschaften, die Vorstellung von der Macht der Geheimbünde, die Lust am Geheimtreiben ist eine merkwürdige geistige Richtung des achtzehnten Jahrhunderts.[3]) — Die ganze Nation gieng aber durch tiefer liegende Gründe einem furchtbaren Umsturz entgegen, nicht bloß durch die Geheimbünde.

Diese waren übrigens vielfach in Zwiespalt miteinander. Die Lehren, an denen sie hiengen, waren von der Obrigkeit nicht erlaubt und darum das Geheimnis — in welches sie sich hüllten. Sie wichen aber bedeutend von einander ab und Barruel bezeichnet ihre Lehren nicht immer genau, so die der Martinisten,[4]) denen er bei der Aufnahme einen fürchterlichen Eid zuschreibt, Martinisten. in dem unter anderem geschworen worden sein soll: „Ich gelobe, das Aqua Toffana zu ehren als ein sicheres, geschwindes und nöthiges Mittel, die Erde durch den Tod oder die Entkräftung derjenigen zu reinigen, welche die Wahrheit herabwürdigen, oder sie aus meinen Händen zu reißen suchen." Kaum habe der Neueingeweihte diese Worte gesprochen, so wurde ihm bedeutet: „Fliehe jetzt die Anfechtung, das zu offenbaren, was du gehört hast, denn der Fluch und das Messer wird dich bald finden, wo du auch immer sein magst."[5]) Es kann jedoch dieser Eid nicht richtig sein, denn er ist ein Widerspruch mit dem Geiste dieser Theosophie. Wir haben überdies Martinez und Saint-Martin wohl zu unterscheiden.

[1]) Barruel, Nachrichten zur Erörterung der Geschichte der Entstehung, der Fortschritte und Folgen der Jakobiner in und auf Frankreich. London 1802.
[2]) Jarcke, Vermischte Schriften, II, S. 214.
[3]) Ibid. II, S. 221.
[4]) Barruel, l. c. S. 371—374.
[5]) Ibid. S. 369.

Saint-Martin.

Louis Claude de Saint-Martin, genannt der unbekannte Philosoph, geboren zu Amboise 1743, wurde von einer frommen Stiefmutter erzogen, die ihn früh Gott und die Menschen lieben lehrte und seine Neigung zur Betrachtung bald weckte, indem sie ihm ein Buch von Abbadie, „Die Kunst sich selbst zu erkennen“,[1]) in die Hände gab. Nach dem Wunsche des Vaters widmete sich Saint-Martin zuerst dem Rechte, für das er aber kein Talent hatte, dann dem Dienste der Waffen, zu dem er aber auch keine Neigung hatte. Choiseul verschaffte ihm die Stelle eines Lieutenans im Regiment de Foix in Bordeaux. — Dort wirkte damals einer jener geheimnisvollen Männer, wie das vorige Jahrhundert mehrere

Martinez.

aufzählt — Martinez de Pasqualis, ein Portugiese jüdischer Abstammung, der zehn Jahre hindurch eine Schule der Theurgie insgeheim abhielt, in

Kabbala.

welcher er lehrte, wie die Wesen in ihre ursprüngliche von Gott geordnete Stellung zurückkehren könnten. Saint-Martin, der mit ihm in Berührung kam, erfasste rasch den Grundgedanken, wurde aber abgestoßen durch die vielen Formeln, durch welche jener den Beistand der höheren Mächte erlangen wollte. „Braucht man denn so viele Zwischendinge, um zu Gott zu beten? man muss gleich zum Mittelpunkte dringen, statt im Umkreis sich aufzuhalten.“ — Er schied also aus der Schule, die in mehreren Städten schon ihre Logen hatte, in denen man mit den Geistern in Berührung treten wollte und durch sie die tiefsten Geheimnisse zu ergründen hoffte. Er wollte von den Philalethen, er wollte von Mesmer, den er nur „einen Materialisten“ nannte, „der über eine große Nervenkraft verfüge“, nichts wissen, aber auch nicht vom Waffenhandwerk. Er schied 1771 aus der

Erstes Werk.

Armee, um nur seinen Gedanken nachzuhängen, und gab 1775 sein Hauptwerk heraus: „Von den Irrthümern und von der Wahrheit, durch einen unbekannten Philosophen.“[2])

Das schön geschriebene Buch machte großes Aufsehen. Viele meinten, Geistermusik zu hören, und hielten den Verfasser für einen Weisen, andere für einen Narren. Voltaire, dem es der Marschall Richelieu empfahl, meinte, für die Irrthümer reichten fünfzig Bände nicht, für die Wahrheit schon eine halbe Seite aus. Dem Verfasser genügte keine Religion und waren alle Staatsverfassungen

Fall der Menschheit.

voll von Irrthümern: man habe Gesetze, aber keinen Geist des Rechtes; die Strafe sei mehr eine Rache gegen Thaten, deren Grundursache man nicht kenne, ein Schwert, das mit dem Leben auch die Reue abschneide; alles sei verkommen, gegenüber dem Urzustand, den er mit glänzenden Farben schilderte. „Dort gab es keine Herren und keine Knechte: alle waren gleich, alle Könige, alle glücklich. Durch eine Verirrung seines Willens — fiel der Mensch aus diesem Urzustand; dadurch kamen Leiden ohne Zahl und Maß: Fürsten, ohne ein Recht dazu, falsche Religionen, eine ungleiche Vertheilung der irdischen Güter und ein Recht, dessen Augen verbunden sind. Der Mensch wurde der Sclave seines Leibes und litt unter dem Zwiespalt seiner geistigen und sinnlichen Natur. Was kann ihn wieder aufrichten aus dem Fall? Die Rückkehr zur geistigen und schöpferischen Kraft, zur Liebe. Seit dem Falle sind die Menschen nicht mehr Brüder und darum unglücklich. Die geistigen und die sinnlichen Kräfte sind gewachsen auf Kosten der Liebe. Die Politik wurde nur ein Haufe von Widersprüchen und Lügen, weil man die höchste Gewalt bald der Stärke zuerkannte, bald einer erträumten Übertragung durch die Völker, statt dass derjenige die höchste Gewalt ausüben

---

[1]) Abbadie, L'art de se connaître soi-même.
[2]) Des Erreurs et de la Vérité — par un philosophe inconnu.

sollte, welcher sich über seine Mitmenschen erhebt durch den Willen, sie glücklich zu machen, und durch die Kraft, sie zu lieben. Rückkehr zum Urzustand heißt — zur Gleichheit der Genüsse gelangen bei Ungleichheit der Fähigkeiten und Verrichtungen und zur Freiheit in der Übereinstimmung. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist die heilige Dreizahl. Die Art aber, wie meine Landsleute sie verehren, ist unter ihrer Würde."

Der „unbekannte Philosoph" wünschte bekannt zu werden, wollte aber von den Logen nichts wissen. Er war ein guter Gesellschafter und in den feinsten Kreisen gern gesehen. Namentlich rissen sich die Frauen um den schönen, originellen Mann, der, wenn er in den Fluss der Rede kam, alles zur Bewunderung fortriss. Er wollte nie sich vermählen, denn er sei nur dazu da, die Wahrheit zu verkünden, gieng aber gern mit geistvollen Frauen um, weil sie ihn zwängen, aus sich herauszutreten. So schrieb er 1782 für Frau von Noailles die „Darstellung der Beziehungen zwischen Gott, dem Menschen und der Welt".[1]) Hier erinnert er an eine geistige Macht, die auf unser Denken Einfluss übe, denn die letzten Gründe unserer Gedankenreihe seien nicht immer aus uns. Freunde verleiteten ihn zu Reisen, 1786 gieng er nach England; der Fürst Alexis Galitzin nahm ihn 1787 nach Italien mit; 1788 lebte er in Straßburg im Verkehre mit einer Frau von Böcklin, die ihn in das Studium Jakob Böhmes einweihte, von dem er mehrere Schriften, wie „Die Morgenröthe im Aufgang" übersetzte. Hier gab er das Buch heraus: „Der Mensch in der Sehnsucht"[2]), nämlich nach dem Urzustand, und ihm folgte das Buch: „Der erneute Mensch"[3]), wenn dieser nun in den Urzustand zurückgetreten ist, wie ihn Gott dachte, und wodurch er wieder Herr der Natur würde. Die Krankheit seines Vaters rief ihn in seine Heimat zurück; er nannte Amboise seine Hölle, Paris sein Fegefeuer, Straßburg sein Paradies. Die Revolution berührte ihn wenig: er fand ihr Ziel schön, ihre Mittel aber entsetzlich. 1795 wurde er in den Schulrath berufen, kam aber hier sogleich in Zwiespalt mit Garat — mit seinem Gedanken: das Ziel dieser großen gesellschaftlichen Krisis zu erreichen, müsste der Mensch in den Urzustand zurückkehren, von dem er abgefallen sei; die Schrecken der Revolution seien nur eine Art jüngstes Gericht für Frankreich, das auch über die anderen Völker kommen werde. Solche Gedanken fanden aber damals keinen Boden. — Sein letztes Werk war: „Das Priesterthum des Geistmenschen",[4]) das heißt wie der Mensch nach der Idee sei, oder wie der Mensch und die Natur dem Logos zurückgegeben sei. Chateaubriand machte tiefen Eindruck auf ihn: er nannte ihn den einzig ehrenhaften Mann, den er, seitdem er auf der Welt sei, getroffen habe. Chateaubriand dagegen erzählt, er habe, wie ein Abgesandter einer höheren Welt, sechs Stunden lang mit ihm gesprochen, und bedauerte später, dass er nicht mehr aus ihm gemacht habe. Saint-Martin erlag 1803 einem Nervenschlage. Mehrere seiner Schriften sind von Claudius ins Deutsche übersetzt, eine auch von Varnhagen van Ense. —

Jakob Böhme.

Chateaubriand.

---

[1]) Rapports naturels qui existent entre l'homme, Dieu et l'univers.
[2]) L'homme du désir.
[3]) Le nouvel homme.
[4]) Le ministère de l'homme-esprit.

Die Deutsche Union und Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn.

Tief verwickelt in die geheimen Verbindungen dieser Zeit und auf der äußersten Linken stehend in der protestantischen Theologie, von vielen an Witz mit Voltaire verglichen, der Ausbund der deutschen Aufklärung, ist der Schrift- Bahrdt. steller Karl Friedrich Bahrdt, unter den Theologen der frivolste. „Im Cabinet des Fürsten, wie in der Schenke der Bauern, im Kloster unter den Mönchen, wie auf der Bierbank unter Bürgern, von Curland bis in die Schweiz, von England und Holland bis tief nach Ungarn hinein — war kein zweiter deutscher Theolog in solchem Umfange und so anhaltend bei Geistlichen und Laien, bei Protestanten und Katholiken, der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, und nicht bloß der Aufmerksamkeit, sondern auch der öffentlichen Leidenschaft“ [1]) wie Doctor Bahrdt, meist benannt „mit der eisernen Stirne“. Er ist ein Merkzeichen seiner Zeit, ein Schriftsteller, der viele Bücher geschrieben hat und über den Bibliotheken geschrieben sind, weshalb, wer über jene Zeit berichten will, nicht an ihm vorübergehen kann.[2])

Vater. Karl Friedrich Bahrdt, geboren 25. August 1741 in Bischofswerda, war der Sohn eines streng orthodoxen Lutheraners, der, als Hofmeister in einem adeligen Hause, bei einem Hochzeitsfeste durch eine Strohkranzrede aus dem Stegreif die Aufmerksamkeit des anwesenden Präsidenten Holzendorf erregt hatte und von diesem deshalb als Prediger in der Peterskirche, dann als Professor der Theologie und Beisitzer des Consistoriums nach Leipzig befördert wurde. Als Prediger war der alte Bahrdt sehr beliebt, als Professor musste er Tag und Nacht arbeiten, nur um sich mit Ehren vor den Studenten zu behaupten. Mit der Erziehung seiner Kinder konnte sich der Mann also wenig abgeben, er musste sie einem Hauslehrer, einem armen Studenten, überlassen, dem er die Weisung Jugend. gab: „Geben Sie den Jungen täglich so und so viele Stunden, halten sie dann auf der Stube, dass sie keine Teufeleien machen, und hauen mit dem Ochsenziemer drunter, dass das Fell stiebt, wo sie nicht folgen wollen.“ So blieb also der begabte hübsche Knabe Studenten und Dienstboten überlassen und eignete sich ihre Fehler schnell an, aber nicht, was sie Gutes an sich hatten. Der junge Bahrdt hatte die besondere Gabe, überall die Gebrechen zu bemerken und frech darüber zu reden. — Von seinem Jugendlehrer sagte er: „Er war ein baumlanger Mensch, hager wie ein Windspiel, arm wie eine Kirchenmaus, geistlos wie eine Gans.“ — Der Knabe kam dann auf die Nicolai-Schule, die unter dem berühmten Kenner des Griechischen und Arabischen, Reiske, stand, von dem aber der Schüler bitter bemerkt, er habe keine Gabe des Vortrages und könne seine unermesslichen Reichthümer in Sprache und Geschichte nicht von sich geben. 1754 kam er an die Lehrer. Fürstenschule zu Pforta, wo kurz vorher Klopstock sich gebildet hatte: der große Dichter trat engelrein aus dieser Schule, Bahrdt aber schildert sie als einen wahren

---

[1]) Robert Prutz, in Raumers Historischem Taschenbuch für 1850, S. 598—599.

[2]) Seine Biographie umfasst vier Bände, seine Briefsammlung fünf Bände. Die Literatur über ihn in ziemlicher Vollständigkeit im Anhang zu Gustav Franks Biographie von ihm, als Beitrag zur Geschichte der deutschen Aufklärung, in Raumers Historischem Taschenbuch 1866, S. 205—370.

Abgrund von geistiger und sittlicher Verwilderung. Unter den Lehrern fand er nur „Narren und Pedanten“ und unter den Schülern die abscheulichsten Laster. Hier gilt eben auch: „du gleichst dem Geist, den du begreifst“. Wie Bahrdt sagt, hat er um seine Entlassung aus der Schule gebeten, „nachdem er fünfhundert Ohrfeigen und Nasenstüber sich zugezogen“; nach dem nahezu einstimmigen Zeugnisse Gleichzeitiger ist er aber 1756 ausgestoßen worden. Er wurde nun Akademiker in Leipzig, trug einen Degen, trank Kaffee und rauchte täglich zwölf Pfeifen Tabak. Die Universität glänzte damals durch mehrere Berühmtheiten: Gottsched beherrschte die deutsche Literatur, Christ war ein Vorläufer Winkelmanns und Heines; Gellert, der Liederdichter, fesselte die edlere Jugend durch seine Vorlesungen über Moral; Ernesti wandte die strengen und unparteiischen Grundsätze philologischer Kritik von der profanen Literatur auf das Studium der Bibel an und wurde der Stifter einer neuen exegetischen Schule, welche die Bibel streng nach ihrem Wortlaute erklärte. All diesen Männern hielt sich Bahrdt fern, und wenn er von ihnen redete, so geschah es nur, um über sie zu spotten, was bei einem jungen Manne stets der Beweis eines seichten Kopfes ist. Bahrdt machte Witze über die Leibesfarbe der Frau Gottsched und ihrer Töchter, ja auch über den Lehrer, den er damals am meisten und gern hörte, über Crusius, über seinen Antichrist, seine Judenbekehrung, sein tausendjähriges Reich, und wie er steif und fest glaubte, dass in allen Psalmen Davids, wo von einem Gottlosen gesprochen wurde, der Papst in Rom gemeint sei, und erzählt, wie er selber daran geglaubt, vor dem Antichrist gezittert und den Sturz des Papstes gewünscht habe. Er überfütterte sich mit Aberglauben.

Akademiker. Leipzig. Crusius.

Daneben gehen aber auch schlimme Streiche einer früh erwachten Sinnlichkeit, argen Leichtsinnes, und das Bestreben, ohne Aufwand von Fleiß und Ausdauer, durch verwerfliche Mittel zu Macht und Genuss zu gelangen. Durch einen Betrug verschafft Bahrdt sich Fausts Höllenzwang, um die höheren Geister zu zwingen, ihm die Schätze der Weisheit und des Reichthums zu verschaffen. Die Geister kommen natürlich nicht. Er findet eine Regel, wie man im Spiel immer gewinnen könne, und hofft, damit die Bank zu sprengen, verliert aber alles Geld und bleibt noch schuldig. Begreiflich, dass er nebenbei wenig studiert; aber er declamiert gut und hält schon im siebzehnten Jahre seine erste Predigt in Taucha, voll Eitelkeit und Dreistigkeit auf seine Kräfte sich verlassend, und verliebt sich nebstbei in die Frau Pastorin. Er weiß blutwenig, fängt aber doch schon 1761 an, als Repetent seines Vaters, Vorlesungen zu halten. „Docendo discimus“ ist sein Wahlspruch. Übrigens lernt er auch Syrisch und Arabisch bei Reiske, besteht dann 1762 seine Prüfung in Dresden und wird Katechet an der Peterskirche; seine Freude darüber ist namentlich darum so groß, weil er jetzt „in jeder Familie Zutritt hat und bei jeder Schönen der Aufmerksamkeit wert ist“. Sogar zur Schriftstellerei hat er schon Muth. In einer lateinischen Abhandlung über den Gebrauch der arabischen Sprache wollte er dem Göttinger Michaelis einen Hieb versetzen, wurde aber von diesem Meister in einer Recension „blutrünstig geschlagen“. Auch in einem Werk der Betrachtung versuchte er sich. Damals war ein Lieblingsbuch der höheren Stände wegen der Milde der Grundsätze und der geschmackvollen Form: „Der Christ in der Einsamkeit“ von Crugott. Die Gemahlin Friedrichs II. übersetzte es sogar ins Französische. Unserm Bahrdt war es aber nicht orthodox genug: er veranstaltete eine Ausgabe, in welcher er fast in alle Perioden einige Worte und oft ganze halbe Seiten seiner Ansicht einschob und worin er gegen die Freigeister, hauptsächlich gegen

Aberglauben. Docent. schriftstellert. unehrlich.

Voltaire, „den Hoflieferanten des Satan", loszog. Das Buch war damit auf den Kopf gestellt und hatte dadurch eine ganz andere Tendenz bekommen. Es gefiel jetzt den Frömmlern, und Bahrdt erreichte den Zweck — nämlich Honorar — mit dieser Unehrlichkeit. Seinem Sinne für Ränke und Scandal gab er Ausdruck in zwei an ihn selber gerichteten Briefen, in denen er Gottsched und
Ränke. Professor Bel zerzauste, sich selber aber lobte. Es wurde ihm aber bald der Betrug nachgewiesen und nur eine demüthige Abbitte und der Einfluss seines Vaters retteten ihn. Wie schnell er übrigens arbeiten konnte, zeigt seine „Hebräische Grammatik", sein „Commentar zu Malachias". Seine Sammlungen von Kanzelreden über wichtige und den Namen des Gekreuzigten verherrlichende Wahrheiten der Religion gewannen ihm die Gunst des Pastors Götze und das Angebot einer Pfarrei in Hamburg. Seine Wohlredenheit wurde bewundert. „Die alten Mütterchen weinten und die ehrbaren Kaufherren sagten: Das war wieder eine Kernpredigt!" Bahrdt wurde 1762 zum Professor der geistlichen Philologie ernannt.

Aber der Prediger von so viel frommer Hitze und Salbung watete dabei in schlimmen Wassern. Auf einmal wurde eine Scandalgeschichte mit einer Dirne Stadtgespräch, auf Kupferstichen gezeichnet und auf Dosen gemalt, so dass Bahrdt plötzlich Leipzig verlassen musste: die Frommen stießen
Umkehr. ihn von sich als einen Heuchler, dessen sie sich schämen mussten — und mit seiner Rechtgläubigkeit war es auf einmal aus. Er gieng jetzt mit Sack und Pack in das Lager der Aufklärer über.

Klotz. Ein ehemaliger Schulkamerad, Klotz, jetzt Professor der Beredsamkeit in Erfurt, ein geistreicher Mann, ein berühmter Gelehrter, ein gefürchteter Kritiker, aber auch ein offener Wüstling von unerhörter Frechheit, bot dem Verzweifelnden die rettende Hand. Dass der bisherige Frömmler wegen eines Mädchens aus Leipzig fliehen musste, war in seinen Augen ein Empfehlungsbrief. Bahrdt reiste augenblicklich zu ihm, blieb vier Wochen in seinem Hause und sie wurden die besten Freunde. Auf Klotzens Empfehlung wurde Bahrdt als Professor der
In Erfurt. biblischen Alterthümer in Erfurt angestellt. An dieser Universität waren mehrere liederliche Genies der Art, und Bahrdt war jetzt im rechten Wasser. Er erzählt, wie er drei Jahre hindurch, beinahe unausgesetzt in einem Kreis lebte, in welchem Schamhaftigkeit und Delicatesse unbekannte Dinge waren, wo stets die große Glocke geläutet und eine Ehre darin gesucht ward, wenn einer den andern an Unverschämtheit übertreffen konnte. Bahrdt ward in diesen Cirkel mit den Worten eingeführt: „Da habt ihr den Teufelsbraten!" Er fühlte sich schnell sicher und ließ es an Großsprecherei in der Anzeige seiner Vorlesungen nicht fehlen. Er kündigte ein vollständiges dogmatisches Religionssystem an, Erklärung des Alten und Neuen Testaments in der Grundsprache, homiletische und katechetische
Viele Vorlesungen. Übungen, Pastoraltheologie, Kirchengeschichte, Literaturgeschichte der gesammten Gottesgelahrtheit, Logik, Metaphysik, Physik, philosophische Moral, hebräische, chaldäische, arabische und syrische Grammatik. All das kündete Bahrdt an, was nur eine ganze Facultät zu leisten vermochte; man sieht, wie rasch er arbeiten konnte, aber auch, wie leicht er es mit seinen Vorlesungen nahm. Als Grund gab er an, sein Herz glühe vom Wunsche, Wahrheit zu befördern, gemeinnützige Kenntnisse zu verbreiten, Aberglauben und theologische Nachbeterei zu verdrängen,

Geschmack und reifes Urtheil auch in der Gottesgelahrtheit allgemein zu machen.[1]) Um recht viele Zuhörer und damit Collegiengeld zu gewinnen, versprach er, wenn einer alle seine Vorlesungen höre, so werde er „in drei Jahren ein fixer und fertiger Theologe sein". Er kündigte an, dass er jedes Jahr eine kurze Geschichte von der Ausführung seines Planes und die Namen seiner Zuhörer drucken lassen werde, mit der Note des Fleißes, die jeder verdient habe. Seine Vorlesungen erregten Beifall, aber auch den Neid seiner Collegen: er war ja für Alterthümer angestellt und las nun die ganze Theologie: sie wehrten sich dagegen. Er verschaffte sich aber um 40 Goldstücke das theologische Doctordiplom von der Universität Erlangen, er konnte also jetzt theologische Vorlesungen halten. Nun schickten ihm aber seine Gegner Aufpasser, welche seine Vorträge nachschrieben, und klagten dann gegen ihn, dass er unreinen Samen auswerfe. Darauf beschloss Bahrdt, seine Vorlesungen drucken zu lassen. 1769 erschien der „Versuch eines biblischen Systems der Dogmatik", in welchem er den Symbolglauben aufgab und bloß am Bibelglauben festhalten wollte. Die Gegner wandten sich nun um ein Urtheil an die theologische Facultät zu Wittenberg, welche „hundertfünfzig indifferentistische, pelagianische und calvinische Irrthümer" in seinem Buche fand und ihm die Fähigkeit absprach, Theologie zu lehren; ja er sei nicht einmal mehr ein echtes Glied der protestantischen Kirche. Bahrdt dagegen nannte die Wittenberger in einem Sendschreiben „unwissende, trotzige und verketzerungssüchtige Leute";[2]) er werde kein Haarbreit von der göttlichen Wahrheit zurückweichen, außer wo ihn sein Gewissen nöthige. Er wollte jetzt der Reformator des herrschenden Lehrbegriffes werden durch die Herstellung eines vollkommenen Bibelsystems und veröffentlichte „Briefe über die systematische Theologie zur Beförderung der Toleranz".

Doctor theologiae.

Bloß bibelgläubig.

Wittenberg.

Indes konnte er sich in Erfurt nicht mehr halten. Er hatte auf das Gerücht hin, dass sie 6000 Thaler besitze, eine schöne Witwe geheiratet, fand sich aber in ihrem Vermögen getäuscht, und hat diese seine Frau später unbarmherzig und unverdient in seiner Lebensbeschreibung an den Pranger gestellt. Er hatte nur 150 Thaler Gehalt und „einen Geist und Körper", wie er selber erzählt, „die im höchsten Grade fähig waren, die Freuden des menschlichen Lebens zu genießen". So stak er denn bald in Schulden; er versetzte vergebens sein Doctordiplom für 300 Thaler; es half ihm auch nicht, dass er seine Collegen in Kost nahm und ihnen die besten Speisen aufstellte, deren Zubereitung er selber leitete: der Kurfurst von Mainz hatte Rücksicht zu nehmen auf seine protestantischen Unterthanen und that nichts, um ihn zu heben und zu halten. Von Berlin, wo er gleichfalls um Anstellung nachsuchte, kam die Antwort: die Regierung sehe nicht bloß auf Geschicklichkeit, sondern auch auf einen exemplarischen Lebenswandel.

Heirat.

Schulden.

Da kam in der höchsten Noth, 1771, eine Berufung nach Gießen als vierter Professor der Theologie, als Prediger und Beisitzer des Consistoriums. — Um seinen Ruf als Ketzer zu zerstreuen, sprach Bahrdt in der Antrittspredigt salbungsvoll sehr oft den Namen Jesu aus, rührte die Zuhörer und gewann die öffentliche Meinung. Er saß jetzt in der Wolle, er war gut versorgt und fühlte sich einige Zeit glücklich: er lebte in Freuden, trank Wein nach Genüge und rauchte guten Knaster, er hielt sich auch ein paar Pferde und eine Halbchaise. Aber niemand springt über seinen Schatten und Bahrdt konnte seine Art nicht

Ruf nach Gießen.

---

[1]) Frank, l. c. S. 215.
[2]) Ibid. S. 216—220.

Spöttereien. lassen. Er las christliche Moral nach dem Werke eines seiner Collegen, aber nur um seine Spöttereien über ihn auszulassen: so oft er seinen Namen nannte, den er hoch ehre, spuckte er aus. Bahrdt predigte sehr schön in der Kirche, in der Gesellschaft aber sprach er nur Zoten und man warf ihm vor, er betrüge im Spiel; bald nannten ihn die Bürger „ein Schwein". — In seiner „Kirchengeschichte" verspottete er die Kirchenväter als Ignoranten: den heil. Anselm zum Beispiel als einen Packesel, den heil. Augustin als den Vater unnützer Speculation.[1]) Vergebens warnte ihn sein Vater, er habe ja gar keine Kenntnisse in diesem Fache, er möge seine Schwäche nicht selber kund geben. Von Luther sagte Bahrdt, er habe Schrift und Vernunft wieder auf den Thron setzen wollen, aber seine Nachfolger seien faul und putzten das alte System mit neuem Schlendrian auf und ließen die symbolischen Bücher über Schrift und Vernunft gebieten. In seiner „Homiletik" machte er den Vorschlag, man möchte in jedem Lande ein paar Schauspieler halten, welche die Candidaten des Predigtamtes in schöner Declamation einübten. Noch schlimmer aber äußerte er sich über die Dogmen: er gab „aus Ermüdung" die Dreieinigkeit auf, weil er sie nicht construieren könne, desgleichen die Versöhnungslehre: Christus war ihm nur noch Versöhner, „insofern er unser Lehrer und Beispiel sei". In den „Freien Betrachtungen über Religion" gieng er dem Teufel zu Leib. Unter den Theologen gab es für und

Neueste Offenbarungen. gegen ihn große Streitigkeiten. Das Ärgste aber waren seine „Neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen, verdeutscht durch Doctor Bahrdt," in welchen er dem Neuen Testament einen reinen deutschen Ausdruck geben wollte, „denn der durchleuchtende Orientalismus und Hellenismus in den Übersetzungen mache dem Laien den Text nur dunkel und unbrauchbar". Er verkürzt hier, umschreibt dort, schiebt ein, vertauscht, wie es ihm gut dünkt; Goethe charakterisiert seine Weise trefflich in dem Vers:

„Da kam mir ein Einfall von ungefähr,
So redete ich, wenn ich Christus wär."[2])

Das Buch erregte einen Sturm der Entrüstung: Es sei eine vorsätzliche Verfälschung des Wortes Gottes: was solle aus der Christenheit werden, wenn die Heilige Schrift lächerlich gemacht werde? Bahrdt vermehrte das üble Gerede über ihn durch seine „Bemerkungen über Werthers Leiden": sie seien ein Meisterstück; der Selbstmord sei erlaubt, wenn man sein Leben nicht behalten könne, ohne den Namen eines Feiglings zu haben. Ein Wetter war im Anzug. Vergebens veröffentlichte er zum Zeichen seiner Rechtgläubigkeit seine „Predigten über die Person Christi"; bei der Regierung wurde schon berathen, ob er einfach zu entlassen, oder unter gewissen Einschränkungen im Amte zu dulden sei.[3])

Director in Marschlinz. Da erhielt er durch Vermittlung Basedows einen Ruf an ein Knabeninstitut in Marschlinz in Graubündten mit 2000 Gulden Gehalt. Der französische Geschäftsträger Karl Ulysses von Salis wollte daraus ein Philanthropin, wie Basedow eines in Dessau, machen; und letzterer empfahl Bahrdt, der vorher noch nach Dessau reisen musste, „um sich in den Geist des Gründers ganz einweihen zu lassen". Solches geschah bei L'hombre, Tabak und Malaga

Salis und Basedow sandte dem Freiherrn von Salis eine Rechnung von 100 Louisd'ors dafür ein. Bahrdt kam also nach Graubündten, hielt es aber nur vierzehn

[1]) Frank, l. c. S. 225—226.
[2]) Prolog zu den Neuesten Offenbarungen Gottes.
[3]) Frank, l. c. S. 242—244.

Monate aus: ausdauernde systematische Thätigkeit war ja nie seine Sache. Er fand, mit den Personen in Marschlinz sei kein Philanthropin zu gründen, auch wenn der Erzengel Gabriel mit 4000 Gulden an des Rectors Statt berufen würde. „Mir geht es gut, wenn gesund sein, Muth haben wie ein Löwe, essen und trinken wie ein Korndrescher und schlafen wie eine Ratte — gut leben heißt; schlecht, wenn in schrecklicher Einsamkeit leben, Sclave sein, in einem fremden Wirkungskreise stecken, von allem literarischen Verkehr ausgeschlossen, von Politikern und jüdischen Menschen umgeben sein — schlecht leben heißt." Rousseaus „Emil" sollte hier verwirklicht werden. Die Devise der Erziehungsanstalt war: „Seid heitere, fröhliche Menschen." Die Kinder sollten naturgemäß erzogen und ja nicht in Schulstaub und Vocabelwerk verkrüppelt werden. Täglich wurde die Jugend durch vier Tempel geführt, die drei ersten waren schattige Lauben, der vierte, der Christustempel, aus Holz, höher als die Lauben. Im Tempel der Geschichtslehre erzählte ein Lehrer ohne Prunk Züge aus dem Leben eines großen Mannes; dann im Tempel der Weisheit ein anderer die Verdienste eines Gottesgelehrten, eines Künstlers oder Erfinders; im Tempel der Tugend schilderte der dritte einen moralischen Charakter oder irgend eine besondere Tugend; endlich im Christustempel trug ein vierter ein Stück aus der Geschichte Jesu vor. Erziehung.

Salis und Bahrdt vertrugen sich jedoch nicht auf die Dauer und 1776 zog dieser mit Weib und Kind nach Dürkheim, wohin er als Generalsuperintendent der gräflich Leiningen-Dachsburgischen Lande berufen war.

In Dürkheim wurde Bahrdt feierlich empfangen, er war vorsichtig in seiner ersten Predigt — und gefiel. Er kam aber nicht so sehr, um als Geistlicher zu wirken, sondern mit dem Plane, auf dem nahen Schlosse Heidesheim ein Philanthropin zu gründen, mit welchem ein Gasthof, eine Druckerei und eine Fabrik in Verbindung stehen sollten — Marschlinz war nach seinem Abzug eingegangen. Der Graf gab das nöthige Geld her zum Anfang, sein Rathgeber Rühl — derselbe, welcher in der Revolution später eine Rolle spielte und in Rheims das heilige Ölfläschchen zerschmetterte — behandelte jedoch das Unternehmen als Privatsache Bahrdts, um die Regierung nicht bloßzustellen. 1. Mai 1777 wurde das Philanthropin mit Festrede, Essen, Ball und Commers eröffnet; eine ziemliche Anzahl Schüler hatten sich eingefunden, die, in zukünftige Gelehrte, Kaufleute und Kriegsleute eingetheilt, in schöner Tracht paradierten. Der Preis war 34 Karolin für das Jahr. Der Anfang versprach viel, aber bald kam die Anstalt in Misscredit. Bahrdt war zwar arbeitsam, aber er hatte auch noch ein „Pädagogisches Wochenblatt" übernommen und sollte die Spalten eines „Literarischen Correspondenzblattes" füllen — er hatte nicht Zeit zur nöthigen Aufsicht und in der Wahl seiner Mitarbeiter ließ er sich arge Missgriffe zuschulden kommen: einer davon, Sigismund, früher Büchsenspanner, dann Pastor und Seifengeistfabricant, war als Professor der Religion und Moral, als Lichtergießer und Wagenschmierfabricant des Philanthropins angestellt. Bald fehlte die Aufsicht über die Kinder, die Ordnung in den Lectionen, die Reinlichkeit, die Sittenbildung und fiengen die Eltern an, ihre Kinder zurückzufordern. Das Geld gieng aus: da wagte Bahrdt eine Reise nach Holland und England, um ausländische, besser zahlende Schüler zu gewinnen. Ein Jude in Frankfurt lieh ihm Kleider und Geld. Seine Suada hatte Erfolg; auch verwendeten sich die Freimaurer, in die er sich in London aufnehmen ließ, für ihn; der Weltumsegler Forster nahm sich seiner an und mit einem Dutzend reicher Zöglinge kam er unter Oppenheim an, wo ihn aber ein Philanthropin in Heidesheim. Verfall. Forster.

Reichstagsbeschluss traf, welcher seine Übersetzung des Neuen Testamentes verbot und ihn von allen Ämtern für suspendiert und unfähig erklärte, je wieder eine geistliche Stelle im Deutschen Reiche zu bekleiden. — Es war dies für Bahrdt ein vernichtender Schlag.

Absetzung.

Es war nämlich auf die Klage, dass seine Übersetzung des Neuen Testamentes religionsfeindliche Lehren enthalte, der kaiserlichen Bücher-Commission in Frankfurt aufgetragen worden, von der katholischen Universität Würzburg und von der protestantischen Universität Göttingen ein ausführliches Gutachten zu fordern, ob und in wie weit die in Bahrdts „Neuesten Offenbarungen Gottes" aufgestellten Sätze eine von den drei im römischen Reiche bestehenden Religionen abweichende Lehre enthielten. Das Würzburger Gutachten stellte den Satz auf: die symbolischen Bücher seien sichere und reichsgiltige Urkunden und danach seien die Bahrdtischen Sätze zu prüfen; diese ständen zwar nicht geradezu mit dem Christenthume in Widerspruch, oder verleugneten alle Hauptlehren desselben, schwächten aber manche, indem sie die Stellen von der Gottheit Christi, von dessen Mittleramt, Versöhnungstod, Genugthuung, dann die Lehre von der Persönlichkeit und Gottheit des heiligen Geistes willkürlich verdrehten und diese willkürlichen Übertragungen den heiligen Schriftstellern als ausgemachte Wahrheiten in den Mund legten. Wo man nur die Heilige Schrift als die einzige und alleinzugängliche Quelle der göttlichen Offenbarung ansehe (bei den Akatholiken), da habe man jetzt keine Waffen mehr, um die Glaubensgeheimnisse gegen feindliche Anfälle zu vertheidigen. Die Folge davon müsse bei vielen Gewissensunruhe sein, bei anderen Hinneigung zum Arianismus und Socinianismus. Jedoch sei auch anzuerkennen, dass Bahrdt verschiedene Schriftstellen glücklich übersetzt und erklärt habe. — Das Göttinger Gutachten tadelte einzelne Stellen der Übersetzung, einige der Würde der göttlichen Offenbarungen nicht anständigen Redensarten und neumodischen Wendungen, meinte aber, dass die Hauptlehren des Christenthumes und der drei anerkannten Confessionen aus seiner Übersetzung sich noch immer herleiten ließen. Der Reichshofrath aber forderte durch Beschluss vom 27. März 1779 von Bahrdt über seine großes Ärgernis erweckenden zweideutigen Sätze binnen zwei Monaten ein deutliches Bekenntnis, dass er die wahre Gottheit Christi und die heilige Dreieinigkeit nie in Zweifel zu ziehen beabsichtigt habe.

Die Universität Würzburg.

Göttingen.

Glaubensbekenntnis.

Statt diesem Gebote zu genügen, veröffentlichte Bahrdt ein an den Kaiser gerichtetes Glaubensbekenntnis, in welchem er die Lehre von der Erbsünde, von der Zurechnung der Sünde Adams, von der Nothwendigkeit einer Genugthuung, von der durch den heiligen Geist zu bewirkenden Bekehrung, von der Gottheit Christi, von der Inspiration der heiligen Schriften verwarf.

Gewissensfreiheit.

Er habe vor dem Volke gegen diese Lehren weder gepredigt, noch katechesiert, in der Überzeugung, dass streitige Sätze nie in den Volksunterricht gehören; er

berufe sich aber auf seine Rechte als Protestant. Als solcher sei er in seiner Absicht auf seinen Glauben an keines Menschen Meinung gebunden, sondern habe das Recht, alles zu prüfen und nur das zu behalten, wovon er sich als Gotteswort überzeugt fühle. Und dieses Recht erstrecke sich bei dem protestantischen Lehrer noch weiter, als bei dem gemeinen Volke, denn als solcher sei er ein Theil der repräsentierenden Kirche und deshalb nicht nur verpflichtet, die Lehrsätze seiner Kirche zu prüfen, sondern auch das Resultat seiner Prüfung, wenn es von Wichtigkeit wäre, seinen Glaubensbrüdern vorzulegen, wie er bisher in einigen seiner Schriften gethan habe und auch fernerhin thun werde, und in diesem seinem öffentlichen Bekenntnisse jetzt zum erstenmale vor dem allerhöchsten Richterstuhle thun zu können gewürdigt werde. Zum Schlusse wendet er sich an den Kaiser mit den Worten: „Tausende und aber Tausende denken ebenso wie ich, nur dass sie keine Gelegenheit und Verbindlichkeit, auch nicht genug Freimüthigkeit haben, es laut zu sagen. Tausende und aber Tausende sehnen sich mit mir nach Reform, nach Freiheit, weil sie sehen, dass diese Freiheit das entscheidende Mittel sein werde, den Sieg der Religion Jesu allgemein zu machen, allen Unglauben zu beschämen und in kurzem eine allgemeine Verbrüderung aller Religionssysteme zu stiften. Tausende und aber Tausende flehen mit mir um die Rechte der Menschheit und des Gewissens und stimmen in meine allerunterthänigste Bitte, dass Eure kaiserliche Majestät, mit Zuziehung der Stände des Reiches, ein Mittel ausfindig machen möchten, wodurch die beiden Stützen der öffentlichen Glückseligkeit, Gewissensfreiheit und Kirchenfriede, vereinigt und in ewiger Verbindung erhalten werden könnten." Anruf an den Kaiser.

Dieses Glaubensbekenntnis erregte ungeheures Aufsehen bei Geistlichen und Laien. Es regnete Gegenschriften, gute und schlechte. Auch Wieland ließ sich im „Deutschen Mercur" vernehmen — gegen Bahrdt: er schelte das Kirchensystem unvernünftig und unmoralisch: das aber sei noch lange nicht vernunftwidrig, was nicht in das System gewisser Kleingescheite hineinpasse. Wie — wenn der Herr Doctor in seinem Anstoße von geistlichem Don Quixotismus die Kirchenväter für böse einäugige Riesen, die symbolischen Bücher für Drachennester, alte, unschuldige Wahrheiten für gefährliche Irrthümer, sein eigenes Vernunftlämpchen für das Licht, das die Welt erleuchten sollte, und den aufgeklärten Theil der Protestanten nur darum für seine furchtsamen, verborgenen Mitbekenner ansehe, weil er wohl wünschen möchte, dass es so wäre. Der Glaube, den er für demoralisierend halte, sei der Grund und die Quelle eines heiligen Lebens, der reinsten Sitten und der höchsten Tugenden gewesen. Bahrdt entkleidete die christliche Religion und mache sie zum Gerippe des kahlen Deismus — und das heiße dann Religionsfreiheit. Das sei jetzt das Schlachtross oder vielmehr der große Esel, auf dem sich mancher Windkopf herumtummle. Wieland.

Kaiser Joseph II., dem Bahrdts Ruf und Charakter zum Glaubensreformator offenbar nicht geeignet schien, ließ sein Glaubensbekenntnis dem Reichstage vorlegen „zu reifer Erwägung und standhaftem Gutachten, da der Verfasser zu keiner der drei im Reiche anerkannten Religionen sich bekenne, sondern eine davon wesentlich verschiedene Secte zu errichten gedenke". Joseph II.

Minister Hertzberg in Berlin setzte das evangelische Corpus dagegen in Bewegung, welches seine Missbilligung gegen die kaiserliche Mahnung, dem Unwesen schleunig und ausgiebig abzuhelfen, aussprach. Den protestantischen Theo- Hertzberg.

Lessing. logen war übrigens der kaiserliche Antrag genehm. Nur Lessing trat gegen diese Theologen auf:[1]) „Wenn es jetzt keinem Doctor der Theologie erlaubt sein soll, die Bibel aufs neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann, so war es auch Luther nicht erlaubt; ich setze hinzu, so war es Luther noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen übernahm, arbeitete gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit, nämlich gegen die, dass es besser sei, dass die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Bahrdts oder eines anderen jetzt Lebenden Übersetzung verdammen — heißt der lutherischen Übersetzung den Prozeß machen, wenn jene auch noch sosehr von dieser abgehen sollte. Luthers Übersetzung gieng von der damals angenommenen Übersetzung auch ab, ob um mehr oder weniger, darauf kommt nichts an."

Bahrdt in Halle. Doctor Bahrdt wartete aber die Folgen seines Schrittes nicht ab, sondern entfloh, von Gläubigern gedrängt, im Mai 1779 nach Halle. Ein todtkrankes Kind ließ er bei einem Freunde zurück, der demselben bald die Grabschrift setzen konnte: „Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf." Der preußische Minister Zedlitz, ein Gesinnungsgenosse, gewährte ihm Schutz, warnte ihn aber vor Unruhe und Zanksucht. Die Professoren in Halle verwahrten sich dagegen, dass man ihm die Erlaubnis zum Lehren an der Universität ertheile. Dennoch erlangte er sie und las unter ungeheuerem Beifalle oft vor 900 Studenten.

Semler. Viele befremdete, dass Semler, der Urheber rationalistischer Schrifterklärung, sich gegen Bahrdt erhob; er aber meinte, seine Ehre erfordere es, gegen dieses getrübte und verworrene Glaubensbekenntnis einzuschreiten; er sei weder ein Naturalist, noch ein Socinianer und Arianer, sondern ein ehrlicher, treuer, lutherischer Professor. Bahrdt erklärte nun das ihm abgedrungene Glaubensbekenntnis für die Vorstellungsart eines unbedeutenden Privatmannes, für das Resultat einer fünfzehnjährigen ehrlichen Wahrheitsforschung, er wollte damit keine Secte gründen und habe sich nicht von der lutherischen Kirche losreißen wollen. Auch andere Theologen, die ruhig in Amt und hohen Ehren seien, hätten, ohne Schaden zu erfahren, der eine diese, der andere jene Lehre, die vom apostolischen Glaubensbekenntnisse oder von den symbolischen Büchern abweiche, angetastet.

Seine Vorlesungen, seine Schriften erregten allgemeines Aufsehen, aber zu einer geordneten Stellung konnte es Bahrdt nicht mehr bringen. Des Scandals, den er angeregt, war eben zu viel.

Zedlitz. Um alle möglichen Ämter bewarb er sich; zum Feldprediger schlug ihn der Minister vor; es gab keine Stelle, vom Stallmeister bis zum Professor der Mathematik und Anatomie, zu der er sich nicht selber oder durch seine Freunde empfahl. Zedlitz wurde seiner steten Bewerbungen zuletzt müde. Die Regierung wies seinen Antrag um ein Privilegium, öffentliche Badehäuser an der Saale anzulegen, mit Spott zurück. Der Mann aber wollte mit seiner Familie leben und gab sich sogar zum Heiratsagenten her, wenn er ein gutes Stück Geld dabei

[1]) Sämmtliche Schriften, VI, S. 112.

verdiente, und erlaubte sich selbst Erpressungen und Prellereien, wenn es die Noth verlangte. — Der Mann des Vernunftglaubens, der Aufklärung, suchte durch abergläubische Mittel Geld zu machen, z. B. strebte er einem alten Hirten die Kunst, durch Sympathie zu curieren, abzulernen, und ließ sich die Rose am Fuße von einem alten Weibe besprechen. All das half nicht. Da musste wieder die Feder ihm, seinem Weibe und seinen Kindern Brot verschaffen. Seine Bücher giengen gut ab, insbesondere wegen des Scandals. Er veröffentlichte einen Versuch über die Beredsamkeit, ein Lehrbuch der Logik und Metaphysik, er übersetzte den Tacitus und Juvenal und wollte nach und nach die Mehrzahl der Classiker übertragen, kam jedoch wieder davon ab und auf die Theologie zurück, in welcher er mehr und mehr alles Positive abstreifte. Als ihm der Philosoph Eberhard[1]) vormalte, dass Christus keinen wesentlichen Satz vorgetragen habe, den nicht schon Sokrates gelehrt hätte, da schämte sich der vernunftvolle Bahrdt und „schlug die Sterbestunde seines Glaubens“: es sei plötzlich in seiner Seele hell geworden, er habe lange getragene Fesseln abgeschüttelt und sei plötzlich in den Adelsstand erhoben worden; jetzt erst sei er in die Zeit seiner Reife eingetreten. „Ich betrachtete Mosen, Jesum, wie den Kongfutse, den Sokrates, den Luther, den Semler und mich selbst als Werkzeuge der Vorsehung, durch welche sie auf die Menschheit Gutes wirkt, nach ihrem Wohlgefallen.“

Unglaube und Aberglaube. Schriftstellerei. Eberhard. Sokrates und Christus.

Man sieht, Bescheidenheit ist nicht die starke Seite des Mannes. Jetzt ward ihm klar, das Wesen der Religionsfreiheit verlange es, dass alle öffentliche Religion im Staate auf allgemeine Vernunftbegriffe von der Gottheit und allgemeinen Moral eingeschränkt werde, damit alle Unterthanen gleichen Antheil an der allgemeinen Gottesverehrung nehmen. Er selber besuchte die gottesdienstlichen Versammlungen nie mehr, denn er müsse da sehen, hören und singen, was gegen seine Überzeugung sei.[2]) „Christus“, sagte er zu den Studenten, „war der größte Naturalist und Prediger des Naturalismus.“ — Die Religion ist jetzt bloß zur Moral verflacht und die Moral zur Klugheitslehre. In diesem Sinne ist sein „System der moralischen Religion, zur endlichen Beruhigung Verzweifelnder und Denker, allen Christen und Nichtchristen lesbar“. Statt köstlichen Weines haben wir hier bloßes Wasser und ziemlich trübes. In diesem Sinne ist auch der Auszug aus dem Alten Testamente, seine „Kleine Bibel“; in diesem Sinne seine „Bibel im Volkston“, ein sentimentaler Roman über das Leben Jesu Christi. Der Heiland ist darin der „Aufklärer der Menschheit, der alle positive Religion zu verdrängen, den Aberglauben zu vernichten und die Vernunft zur Führerin der Menschheit zu erheben strebte“.

Die Art, wie Bahrdt die Wunder erklärt, ist lächerlich: von einer persischen Karawane habe Christus ein Heilmittel für Augenkrankheiten bekommen, von einer anderen ein Specificum gegen Wuth; bei der Erweckung des Jünglings von Nain muss Jesus erst seine Reisetasche verlangen, um den Todtgeglaubten durch Kampher aus tiefer Ohnmacht zu erwecken; bei der Hochzeit von Kanaan hat Jesus Obstwein bei der Hand, den die Gäste bisher nicht kannten; beim Wandeln auf dem Meere hatten die Jünger nicht gesehen, dass Christus auf einem ungeheueren Stück Bauholz stehe; die Fünftausend

Wunder erklärung.

[1]) Frank, l. c. S. 262—268.
[2]) Ibid. S. 269—270.

habe der Herr mit Brot, das er früher in eine nahe Höhle hatte zusammentragen lassen, gespeist. Ganz abenteuerlich ist die Art, mit welcher Bahrdt die Verklärung, die Auferstehung, die Himmelfahrt erklärt: es lautet wie Blasphemie auf den göttlichen Stifter, den Bahrdt eigentlich zum Freimaurer macht. Wie es im Freimaurer-Orden Lehrlinge, Gesellen und Meister gibt, so habe es bei den ersten Christen Gemeine, Jünger Jesu, Vertraute oder Mitregierende gegeben; mit denen im untersten Grade habe man nach ihrer alten Vorstellungsweise gesprochen; die im mittleren Grade hätten etwas mehr gewußt, aber es sei doch meist in eine gewisse Symbolik eingehüllt gewesen; um in den dritten Grad aufgenommen zu werden, hätte man alle positive Religion abstreifen müssen: diese Auserwählten seien aber im dritten Jahrhunderte schon ausgestorben. Für die im untersten Grade seien die Evangelien, für die im mittleren Grade die Episteln geschrieben.

So machte sich dieser flache Kopf die biblische Geschichte zurecht; seine Erklärungen sind viel wunderbarer, als die Wunder selber, und doch fanden manche Befriedigung darin, nannte sie einer sogar „himmelswonneschickerlich" und „wahrheitsluftdurchkriecherlich" — während die Facultät Erlangen darüber berieth, ob man das ihm verliehene Doctorat nicht widerrufen solle.[1])

Kirchen- und Ketzer-Almanach.

Noch einträglicher, als diese Bücher, war der Scandal, den Bahrdt mit seinem „Kirchen- und Ketzer-Almanach" erregte, in welchem er fast alle damals lebenden Theologen als Kalenderheilige aufzählte und wie Heuchler- und Dummköpfe behandelte: hinter jedem waren Witterungs- und Bauernregeln aufgezählt; hinter Niemeyer steht z. B.: „Lavendelgerüche", hinter Bahrdt aber steht: „schöner und lieblicher Sonnenschein". Einmal führte er ein „alphabetisches Verzeichnis aller Officiere und Unterofficiere der sämmtlichen Legionen des geistlichen Zion" auf, dabei eine „Legion der christlichen Hammelsköpfe" eine „Legion der süßen Herren, welche die Orthodoxie mit dem Lavendelwasser der Ästhetik wohlriechend zu machen suchen", dann eine „maskierte Legion", eine „Legion der Nachtwächter auf der Burg Zion", eine „Legion der Donnerer", eine „Legion der Laternenträger" und dergleichen.

Bahrdt kam aus dem Streite nicht heraus. Er band mit der ganzen Facultät in Halle an und dabei kamen über Universitätswesen arge Dinge zur Sprache,

Studentenleben.

da die Facultät ihm seinen merklich schlimmen Einfluss auf die Studierenden vorwarf: sie könne nichts dafür, wenn mancher Student leichtsinnig, selbst gegen den Wert der Tugend eingenommen, in sein Vaterland zurückkehre. Ein Zeitgenosse bemerkte dagegen, er habe vor sechsunddreißig Jahren in Halle studiert und habe, als er dahin kam, vierundzwanzig Stunden gebraucht, um von seinem Erstaunen über das wüste, unsittliche Studentenleben sich zu erholen, sosehr sei damals Unzucht, Raufen, Schlägerei und nächtliches Schwärmen durch die Gassen unter beständigem Wetzen mit dem Degen, Pereatrufen, Fenstereinwerfen, Balgen mit den Scharwächtern Mode gewesen.[2]) Bahrdt reichte bei der Regierung gegen die Anklage, er gefährde die Sittlichkeit der Halleschen Studenten, einen „Studenten-

[1]) Frank, l. c. S. 271—284.
[2]) Ibid. S. 283—304.

Ökonomie-Verbesserungsplan“ ein und veröffentlichte eine Schrift „Über das theologische Studium“, worin er zu beweisen suchte, die Studenten lernten jetzt unnütze Dinge, die sie später im Amte nicht brauchten: sie sollten einst Volkslehrer werden, Muster und Berather der Gemeinde in Volkswirtschaft und Kinderzucht. Wozu da Dogmatik, theologische Moral, Polemik, Kirchengeschichte und orientalische Sprachen? das sei lauter unnützer Wust. Der Theologe solle hören: Philosophie, natürliche Religion, neues Testament, Naturgeschichte, Physik, Anatomie, Arithmetik und Geometrie, Geschichte und Literatur der Römer und Griechen, Heilkunde, Pädagogik, Sokratik, Rhetorik, Stil und Declamation, und im letzten Semester einen nothdürftigen Abriss der gelehrten Theologie. — Das war sehr flach, aber vom Bahrdtischen Standpunkte, der nichts von positiver Religion mehr wissen wollte, ganz folgerichtig. Th.-olo-gischer Studien-plan.

Eine Professur erreichte Bahrdt nicht mehr. Und da kam er 1787 auf den Entschluss, in der Nähe von Halle einen Weinberg zu kaufen und ein Gast- und Kaffeehaus zu errichten. Er war jetzt „Wirtshausvater“; ein Wirtshausgenie war er immer und viele meinten, jetzt sei er erst in seinem eigentlichen Berufe: er kochte gut und unterhielt seine Gäste mit angenehmen und gelehrten Gesprächen. Er meinte selber, ein Student könne bei seinem Mittagsbrote zu sechs Groschen so viel profitieren, wie in einem Collegium. — Der Zudrang war groß. Bahrdt erklärte: „Frei von den Fesseln eines öffentlichen Amtes, suche ich, soviel ich kann, der Welt und mir selbst zu nützen und erlaube einem jeden, zu denken von mir, was er will.“ [1]) Die Studenten kamen fleißig: er sei ein flotter Bursche und mache flotte Burschen. Alles drängte sich zum Tische, an welchem er saß. Kein Fremder reiste durch Halle, ohne dass er den berühmten Doctor als Gastwirt sehen wollte. Bahrdt verstand die Kunst, aus einem und demselben Wein Medoc, Malaga, Bordeaux und dergleichen zu bereiten. Wollte der Besuch stocken, so wusste er Reclame zu machen: da gab es Vogelschießen, Feuerwerke, Hahnenschlagen, Declamationen, die Ankündigung einer neuen Art von Kuchen; einmal ließ er in Halle aussprengen, er habe sich ertränkt, und nun eilten viele auf sein Gut, um den Selbstmörder zu sehen; — sie fanden ihn aber lustig und guter Dinge. Bahrdt als Gastwirt.

Daneben schriftstellerte Bahrdt noch, schrieb aber nur mehr Scandalromane: in einem stellte er seine gute Frau an den Pranger, der er jetzt die Köchin, ein verrufenes Geschöpf, vorzog, während die Verstoßene zum Bruder flüchten musste. Letzte Schriften.

Um die Wirtschaft zu heben, kam Bahrdt jetzt auf den Plan eines neuen, verbesserten Freimaurer-Ordens, der Deutschen Union, oder der zweiundzwanzig verbündeten Maurer, auch die Thaler-Union genannt, weil die Mitglieder jährlich einen Thaler erlegen mussten. Namentlich Studenten weihte er in die Ordensmoral ein. Mit Essen und Trinken nahm in der Regel die Sitzung ein Ende. Bahrdt nannte seine Gesellschaft „das Reich Gottes“, auch „die Ritterschaft vom flammenden Stern“. Liebe zur Aufklärung und der Wunsch nach Verbreitung derselben, gemäß den Gesetzen der strengsten Moral, war, nebst einem Thaler, Erfordernis zum Beitritte. Das Ziel sei Entthronung des Fanatismus und moralischen Despotismus. Als Mittel sollten dienen: Gründung von Lesegesellschaften, von einem In- Deutsche Union.

[1]) Frank, l. c. S. 304—308.

telligenzblatte, geheime Correspondenz und Anziehung der Buchhändler. Zur Mitgliedschaft seien alle Menschen berechtigt, ohne Unterschied des Standes und der Religion, wenn sie nur Aufklärung und Rechtschaffenheit lieben. Ordensauszeichnung war ein messingenes Kreuz und eine blaue Papiercocarde. Die Grade waren Jünglinge, Männer und Adelmänner. Bald fand der Orden Anhänger; es hieß aber auch, Vater Weishaupt stehe im Hintergrunde, eine förmliche Deistensecte solle gegründet werden.

Religions Edict.

Bahrdt hatte in Preußen Zuflucht und Schutz für sein negatives Treiben gefunden — jetzt kamen aber andere Zeiten. Der neue König,

Friedrich Wilhelm II.

Friedrich Wilhelm II., erklärte 1788 in dem Religions-Edicte die Aufrechterhaltung der christlichen Religion in ihrer Würde und ursprünglichen Reinheit, wie sie in der Bibel und den symbolischen Büchern gelehrt wird, gegen die elenden und längst widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten und Naturalisten — für seine erste Regentenflicht.

Bahrdt durfte sich also inacht nehmen. Unter den vielen Schriften, die gegen dieses Edict erschienen, war ein Lustspiel, das man ihm zuschrieb, zumal ihn sein Secretär in Sachen der Union in Berlin angezeigt hatte. Er wurde

Bahrdt verhaftet.

darum 2. April 1789 verhaftet, in die sogenannte Priesterstube auf der Citadelle von Halle gebracht und ein Prozeß wegen Verleumdung gegen ihn eingeleitet — war doch selbst der König in dem Libell verhöhnt! Die Sache machte großes Aufsehen. Seine Freunde, seine Gesinnungsgenossen waren sehr rege für ihn, seine Haft, sein Urtheil zu mildern. Er kam mit einem Jahre Festungsstrafe davon. Die Männer, welche er in seinem Pamphlet am meisten verhöhnt hatte, wie den Minister Möllner, zeigten sich barmherzig. Den König, den er verhöhnt hatte, nannte er einen zweiten Titus. Im Gefängnisse verfaßte Bahrdt seine „Selbst-

Selbstschau.

biographie". Von sich selber schrieb er damals: „Bahrdts Name wird in den Jahrbüchern der Menschheit sich noch Jahrhunderte erhalten, wenn Tausende, die jetzt an dem todten Löwen ihre Krähenschnäbel wetzen, vergessen sein werden." Die Romane, die er damals schrieb, zeigen, wie sein Geist immer tiefer sank — auch das Pamphlet: „Pastor Rindvigius in Ochsenhausen, der in Saufingen studierte, dann durch den Minister von Besenstiel in Gänsefurt eine Pfarre bekam

Zimmermann.

mit einer abgedankten Maitresse". Mit dem berühmten Arzte Zimmermann in Hannover gerieth er noch in einen Streit, in welchem er den Namen „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn" davontrug. Zimmermann hatte ihn nämlich in einer Schrift gegen die neue Richtung den „Aufklärungs-Dragoner" genannt, wogegen Bahrdt eine plumpe Gegenschrift erließ, in deren Einleitung er sagte: „Ich bin gewohnt, mit eiserner Stirne auf alles loszugehen, was mir in den Weg kommt." — Da erschien ein Schauspiel in

Knigge.

vier Aufzügen, angeblich vom Freiherrn von Knigge, unter dem Titel: „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirne, oder: Die Deutsche Union gegen Zimmermann". Knigge nannte es einen Schurkenstreich, daß man ihm dieses Pamphlet zuschrieb.

Kotzebue.

Eine sorgfältige Untersuchung wies als Verfasser den Herrn von Kotzebue nach.

Am 1. Juli 1790 wurde Bahrdt wieder frei und betrieb in seinem Wirtshause wieder seine Thätigkeit für die Union. Um schon bei Kindern den Aberglauben fern zu halten, gab er seinen „Katechismus der natürlichen Religion" heraus und, obschon er in seinem sittlichen Leben so bemakelt dastand, wagte er

doch eine „Zeitschrift für Gattinnen, Mütter und Töchter" herauszugeben. Damit war allerdings im Widerspruche eine Sammlung schmutziger Anekdoten, die er veranstaltete. Es gieng rasch abwärts mit dem Manne. Seine gute Tochter erlag einem Fieber, weil Bahrdt selber an ihr herumcurierte. Vom Sterbebette kam er zum Spiele zurück und erklärte, er habe heute alles verloren, was ihm das Liebste in der Welt war — spielte aber ruhig weiter. Sich selber wollte er auch, als er erkrankte, curieren, pfuschte sich aber ins Grab. Am 26. April 1792 brachte ein Leiterwagen seine Leiche nach dem Gottesacker zu Niedleben. An spöttischen Grabschriften fehlte es nicht — selbst nicht an einem Schauspiele: „Doctor Bahrdts Höllenfahrt". — Frank erinnert als passende Grabschrift an den Vers: Bahrdts Ende.

„An seinem Grabe klagt mit gleich gerechtem Schmerz
Die Welt um seinen Geist, doch niemand um sein Herz." [1])

So endete dieser theologische Wildfang, diese Carricatur der Aufklärung. Sehen wir uns nach edleren Richtungen im damaligen protestantischen Deutschland um. —

Studium der Heiligen Schrift.

Viel Verdienstliches wurde für den echten Text der Heiligen Schrift und dessen richtige Erklärung geleistet von protestantischen Theologen. Die Einwürfe der englischen Deisten nöthigten dazu, man konnte sie nicht mit bloßen Machtsprüchen abweisen. Nicht bloß, was die Bibel lehrte, sondern sie selber, ihre Entstehung, die Geschichte der einzelnen Bücher und ihre Sammlung kamen in Frage, die Art ihrer Vervielfältigung, die richtige Lesart unter den vielen abweichenden, dann die Erklärung, die so verschieden war im Laufe der Zeiten: — war die buchstäbliche die richtige, war es die allegorische? Bibel.

Zunächst die Richtigkeit des Textes. Seit Bezas Ausgabe war nichts dafür gethan worden von Gelehrten lutherischen Bekenntnisses. Der Streit gegen die Katholiken nahm die besten Kräfte in Anspruch: der herkömmliche Text [2]) wurde einfach nachgedruckt aus der dritten Ausgabe des Robertus Stephanus. Englische Gelehrte, welche mit Walton sich zur Ausgabe einer Polyglotte verbanden, behandelten den Text zuerst wieder mit mehr Sorgfalt, verglichen viele Handschriften, theilten die abweichenden Lesarten mit, und führten so die Welt zu einer genaueren Kenntnis, wie es sich mit der Sicherheit des Textes verhalte. [3]) Ein gründlich gelehrter Schwabe, Bengel, griff da die Frage auf, und führte sie mit Scharfblick und unermüdlichem Fleiße der Lösung entgegen: er bemerkte, dass gewisse Handschriften in diesen oder jenen Erscheinungen zusammentreffen und sich durchs Ganze ziemlich gleich bleiben, und unterschied nun zwei Familien, von denen er die eine die afrikanische, die andere die asiatische Text. Polyglotte. Bengel.

[1]) Frank, l. c. S. 343.
[2]) Textus receptus.
[3]) Fell und Mill erwarben sich hier namentlich Verdienste. Vergl. Hug, Einleitung in das Neue Testament, 3. Aufl., I, S. 330 - 335.

nannte, was das kritische Verfahren vereinfachte, indem es die Zahl der Zeugen auf einige wenige Stimmen zurückführte. So kam er auf gewisse Regeln der Kritik, die sich seitdem als zuverlässig bewährt haben.

Bengel. Johann Albrecht Bengel,[1]) geboren 1687 zu Winnenden, neigte sich als Student in Tübingen der Richtung Speners zu, hielt sich aber frei von ihren Einseitigkeiten, und die hohe Achtung, die er vor der Heiligen Schrift hegte, ließ ihn dann in der kritischen Richtung für die Reinheit des Textes arbeiten, ohne dass er im Zweifel erkaltete. Sein Glaube war innig.

„Die Gottseligkeit", meinte er, „lässt den rechten Unterricht finden, indem sie zur Selbstkenntnis hinführt und zur Erkenntnis der Schrift; sie befördert auch die Übung, indem sie der Seele die rechte Ruhe und den rechten Frieden schenkt, womit man ungestört, ohne Zerstreuung dem Nachdenken und der Arbeit sich hingeben kann. Dem Gottseligen müssen alle Dinge, so auch die Gelehrsamkeit, zum Besten dienen." Statt todter Orthodoxie wollte Bengel lebendiges Christenthum.

Duldung. Gegen die orthodoxen Polterer meinte er, in der Bibel komme lange nicht so viel vom Satan vor, als in den Predigten ordinärer Kanzeleiferer, welche den Teufel nicht oft genug meinten anbringen zu können. Er warnte vor raschem Verdammen: einem rohen Menschen, dem die Wahrheit gleichgiltig sei, komme es nicht sauer an, alle möglichen Lehrsätze zu unterschreiben, aber in der Bekehrung werde dem Menschen die Wahrheit theuer, er möchte gerne damit pünktlich und vorsichtig, wie mit einem kostbaren Kleinod, umgehen. — Da gehe es nicht mehr so leicht. Im Gegentheil, es müssten alle Lehrsätze durch einen Kampf gehen und ihre Wahrheit aufs neue errungen werden. Das geschehe oft sehr langsam, und leicht werde man für heterodox gehalten. Über solche subtile Seelen dürfe man nicht so leicht herfallen, sondern man müsse ihnen die Zunge lüpfen, damit sie Vertrauen gewinnen und sich zurechtweisen lassen. Bengel lobt die Art Speners, durch Privaterbauung die Wahrheit an die Herzen zu bringen. Die Orthodoxen hätten ihn allerdings verketzert und all den Feuereifer, den sie sonst gegen die Katholiken losließen, gegen ihn gerichtet. Als die Wolfische Philosophie aufkam, seien sie dann froh geworden über die gesunden Grundsätze Speners. Die Hallische Art sei nun für die Zeit allerdings zu kurz geworden; auch werde Zinzendorf seinen Plan nicht durchführen, nämlich eine Brunnenstube zu errichten, in die er die Bächlein des Lebenswassers zusammenleiten, von dem er die ganze Welt wieder bewässern wollte. Der Karren der Kirche sei verfahren; man helfe ihm aber nicht durch gesetzliches Stürmen und Poltern. Das sei dem Geiste des Evangeliums, welcher ein Geist der Liebe sei, zuwider. Man dürfe aber auch nicht müßig auf- und abgehen und den Karren stehen lassen.

Zustände der Kirche.

Was räth also Bengel an? „Gut Freund sein mit allen, die Jesum lieb haben; alle sind eins, die einander in ihm begegnen." Bengel hatte als Klosterpräceptor, dann als Prälat eine weitreichende Wirksamkeit, mehr noch als Schriftsteller. Seine Erklärung der Offenbarung Johannes' ist 1836 wiedergedruckt worden. In einem Hauptpunkte aber hat er sich verrechnet:

Apokalypse.

[1]) Burk, Leben Bengels. Stuttgart 1832. S. 17. — Hagenbach, die Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, 2. Aufl., I, S. 378.

er bezeichnet nämlich das Jahr 1836 als das, wo das tausendjährige Reich eintreten werde. Übrigens gibt er zu: „Sollte dieses Jahr ohne merkliche Veränderung vorbeistreichen, so wäre in seinem System ein Hauptfehler, man müsse dann sehen, wo er stecke und wo eine Scheibe gesprungen."

Wettstein.

Bengels Arbeiten für die Reinheit des Textes setzte Johann Jakob Wettstein,[1]) der Sohn eines Pfarrers in Basel, fort, der nach dem Unterricht, welchen er an der dortigen Universität, namentlich unter Buxtorf, genossen, sich durch Reisen weiter ausbildete und in London die Bekanntschaft des berühmten Philologen Bentley machte, für den er Nachforschungen auf den Bibliotheken zu Paris übernahm, dann Feldprediger bei den Schweizertruppen in Holland wurde, und 1720 das Diaconat zu Sanct Leonhard in Basel erhielt. Hier arbeitete er an einer Ausgabe des griechischen Neuen Testaments. 1730 wurde er jedoch vom Gerichte seiner Stelle enthoben, auf die Anklage hin, er verbreite Irrlehren. Wettstein gieng nach Amsterdam, wo er die Stelle des verstorbenen Leclerc am Collegium der Remonstranten erhielt. Hier gab er 1751 sein Neues Testament heraus, das einen europäischen Ruf erlangte. Er hat dafür nicht weniger als vierzig Handschriften zum erstenmal verglichen und dabei noch das Verdienst, daſs er eine Menge erläuternder Stellen aus den Profan-Autoren, Kirchenlehrern und rabbinischen Schriftstellern aus seiner reichen Gelehrsamkeit zur Erklärung beizog.

Griesbach, Professor in Jena, vereinigte den Reichthum Wettsteins mit den kritischen Beobachtungen Bengels, erfaſste fein den Ton der einzelnen Schriftsteller und wählte die Lesearten danach aus. Neben den beiden von Bengel schon bezeichneten Familien von Handschriften wies er auf eine dritte hin, die er als die constantinopolitanische bezeichnete.[2]) — In dieser Richtung arbeitete Christian Friedrich Matthäi, Matthäi.
Professor der Philologie an der hohen Schule zu Moskau, weiter, und verglich einige siebzig Handschriften, die in der Bibliothek der Heiligen Synode und anderen aufbewahrt waren.[3]) — Karl Alter, Professor in Wien, verglich dreiund- Alter.
zwanzig griechische Handschriften der Hofbibliothek. — In ähnlicher Weise war Andreas Birch, Professor in Kopenhagen, thätig und verglich Handschriften Birch.
aus Rom, Venedig, Florenz, aus dem Escurial.

So kann man in der That mit Hug dieses Zeitalter ein „goldenes für die Kritik" nennen,[4]) wo die Gelehrten miteinander wetteiferten, die Denkmale aus ihrer Verborgenheit herbeizuziehen, und sie zum allgemeinen Gebrauch der Welt zu übergeben. All diese Arbeiten vereinte am Abend seines verdienstvollen Lebens Griesbach zu einer zweiten Ausgabe des Neuen Griesbach.
Testamentes, die wohl an Menge des kritischen Stoffes, aber „schwerlich an feinem und richtigen Urtheil" übertroffen werden kann.

Bengel bezeichnet die Abnahme des positiven Glaubens unter den Protestanten in seiner originellen Weise mit den Worten: „Die Art, Böses zu thun und es zu behaupten, gewinnt immer mehr das Ansehen einer Kunst . . .

[1]) Hug, l. c. I. S. 336—341.
[2]) Ibid. I, S. 340.
[3]) Ibid. I, S. 341.
[4]) Ibid. I, S. 343.

Sinken des Glaubens.

Es ist, wie wenn es im Geistlichen dem Winter zugienge, es ist eine elende, kaltsinnige Zeit; es muss ein Wecker kommen. Die Zeitungsschreiber, die so im Taglohne Journale schreiben, haben viel an dem Geschmacke verdorben, so wie man aus ihren Blättern hinwiederum den Zeitgeist kennen lernen kann. Dieser Geist wird je länger je mehr Skepticismus und Naturalismus, die Heilige Schrift kommt in klägliche Verachtung, und wird auch von denen, die noch etwas darauf halten, oft so misshandelt, dass viele sich ärgern und irre werden; die Kräfte der Vernunft und Natur werden über die Maßen erhöhet, so dass man bald nicht mehr weiß, was Glaube und Gnade, mit einem Worte, was übernatürlich ist. Die Werkzeuge, durch welche der große Gott an seinem Volke so große Wohl- und Wunderthaten erzeigt hat, werden verschmäht: der eine macht sich an Joseph, der andere an Moses, der dritte an David, und was Gott durch sie ausgerichtet, wird zu politischen Staatsgriffen und Staatsstreichen gemacht. Was ein jeder nur für Einfälle hat, das wird mit dem größten Leichtsinn zur Belustigung und Zerrüttelung der menschlichen Gemüther zu Markte gebracht, und davon werden auch die Lehrer und Vorsteher eingenommen, dass sich das Urtheil sogar bis auf den niedrigsten Pöbel ergießt und heilsame Zucht und Lehre ihrer guten Wirkung, bei allem Ruhm zunehmender Geschicklichkeit, beraubt. Viele machen sich an den Herrn Christum selbst, und es ist nicht rathsam, zu sagen, was für Reden von frechen Leuten geführt werden. Es fehlt nicht viel, dass Leute, die den Grund der christlichen Religion mit der Feder umreißen, vollends öffentliche Pensionen dafür von Ihresgleichen bekommen; heimlich werden sie schon unterstützt. Der Artikel vom heiligen Geist ist ganz dahin, der Artikel von Christo geht auch auf die Neige, und der Artikel von der Schöpfung hängt nur an einem Fäserlein. Man sieht im Herzen die Religion als einen Zaum des Pöbels an, und sogar viele Geistliche denken ebenso, und trauern darüber, dass sie nicht auch weltlich sind. Allenthalben kommt man auf eine bloße Moral und natürliche Ehrlichkeit heraus, so dass man alles Höhere verlacht und namentlich die große Heimsuchung Gottes in Christo Jesu tief heruntersetzt. Man macht recht eigentlich ein Stück Politik daraus, sich in seinem Thun und Reden so zu verhalten, dass man einem weit und breit nichts von Religion, nichts von Gott und Christo anspüren möge." —

Angriffe auf die Bibel.

Basedow und das neue Erziehungs-System im Philanthropin.

Alte und neue Erziehung.

Bengels Sorge, dass der christliche Geist aus allen Classen der Gesellschaft schwinde, war nur zu sehr begründet. Damals wurde in Deutschland ein Erziehungs-System ausgebildet, das, statt des bisherigen auf positiv-christlicher, auf philosophischer, sogenannt menschenfreundlicher, Grundlage

ruhte. Die alte Methode hatte vor allem den Menschen zum wahren Christen zu machen gesucht, die neue strebte bloß, ihn für die Welt zu erziehen und für das praktische Leben tüchtig zu machen. Die alte Methode meinte, dem Kinde die Lehre der Religion nicht früh genug einprägen zu können, die neue wollte von positivem Glauben wenig wissen, der Gedanke an Gott sollte sich erst später im Kinde von selber entwickeln und zwar so, dass aller confessionelle Gegensatz aufhöre. Die alte Methode gieng von der Anschauung aus, die Neigung zum Bösen sei im Menschen vorwiegend über die Neigung zum Guten, und suchte zuerst den Eigenwillen zu brechen; die neue sah im Menschen vorwiegend edle und gute Triebe, von deren Entwickelung man nur das Böse ferne halten müsse, damit sie sich rein entfalten. Die alte Methode suchte von außen nach innen zu wirken, die neue von innen nach außen; jene sah Strenge und körperliche Züchtigung als Zuchtmittel an, diese wollte nur von Belehrung wissen, von Mahnung und Handeln aus Überzeugung; jene wollten Christen bilden, diese reine Menschen. Die Idee der reinen Menschheit ist zwar eine christliche, sie wurde aber jetzt dem positiven Glauben als Gegensatz gegenüber gestellt. Humanität ist ja der Ruf des Jahrhunderts. Die Grundanschauung der neuen Erziehung hat Rousseau in seinem „Emil" aufgestellt und wir sahen früher,[1]) welche Theilnahme, welches Aufsehen er damit in der Welt erregte und welche Veränderung er in der Erziehung der Kinder in Frankreich bewirkte. In Deutschland hat Basedow Rousseaus Gedanken im Philanthropin als einzig mustergiltig zu verwirklichen gesucht. Humanität.

Man machte im Erziehen offenbar manche Fehlgriffe, woran nicht die Kirche, sondern die Lehrer schuld waren, welche richtige Grundsätze übel anwandten, und darum fand die neue Methode so viele Bewunderer und Freunde, bis sich schließlich doch zeigte, dass die alte kräftigere Charaktere und schärfere Geister gebildet habe, und dass das flache, unnatürliche und absurde Machwerk von natürlicher Religion die stärkende Kraft des alten Glaubens nicht besitze.

Johann Bernhard Basedow ist als Reformator auf dem Gebiete der Erziehung und als Streiter auf dem Boden der Theologie in dieser Zeit merkwürdig. Er hat manche Verdienste und viele Gebrechen. Basedow.

Er ist geboren zu Hamburg 1723. Etwas Abenteuerliches lag in der Familie: sein Urgroßvater soll Baron gewesen sein, aber aus Noth seinen Edelsitz Basedow verkauft haben; sein Großvater war Ostindienfahrer, soll dreimal reich gewesen und wieder arm geworden sein; sein Vater war Perückenmacher, orthodox, heftig und streng, dass die Gattin schwermüthig wurde und der feurige Sohn aus dem väterlichen Hause entfloh und Dienst nahm bei einem Landphysicus in Holstein, der bald die ausgezeichneten Fähigkeiten des Knaben bemerkte,

[1]) Vergl. Bd. XII, S. 163 dieses Werkes.

und ihn seinem Vater mit einer Mahnung zurücksandte, so dass dieser ihm jetzt gestattete, das Gymnasium in Hamburg zu besuchen, und in ihm dereinst einen Geistlichen sehen wollte. Basedow hatte aber wenig Lust zu Anstrengungen und studierte unordentlich, half sich jedoch durch mit seinem guten Kopf; er erwarb sich Geld mit Gelegenheitsgedichten und verthat es wieder, und war, wie er selbst erzählt, ein lustiger Bruder und fröhlicher Gesellschafter. Unter seinen Lehrern war auch Reimarus, der wahrscheinliche Verfasser der „Wolfenbüttler Fragmente". 1744 und 1746 finden wir ihn an der Universität Leipzig, wo er Theologie studierte, aber unregelmäßig. Er half sich mit Privat-Lectüre, gieng überhaupt seinen eigenen Weg und las durcheinander, was ihm in den Wurf kam. So gerieth er bald in „Zwiespalt zwischen Christenthum und Naturalismus" und gewann „ungelernte Meinungen", hegte aber auch schon die Idee, dass er ein großer und berühmter Mann werden müsse. Im sechsundzwanzigsten Jahre wurde er Hofmeister bei einem Herrn von Quaalen in Holstein. Hier kam er auf den Gedanken, seinem siebenjährigen Zögling das Latein zuerst durch Sprechen und Lesen zu lehren und dann erst mit ihm die Grammatik durchzugehen, überhaupt sich zur Fassungskraft der Kinder herabzulassen und ihnen das Lernen gleichsam spielend beizubringen.[1]) Das Resultat war günstig und Basedow versäumte nicht, es in einer eigenen Schrift zu rühmen: sie machte Aufsehen. Schon 1753 wurde darum Basedow Professor der Moral und schönen Wissenschaften in Soroe. Hier kam er aber bald in Streit mit den Theologen; denn er wollte nur lehren, was er wirklich glaubte — dies gab ihm 1753 Anlass zur Schrift, ob die Philosophie zur Freigeisterei führe, der bald die „Praktische Philosophie für alle Stände" folgte, in welcher der Kern seiner Ansichten enthalten ist. Basedow war sehr rasch im Arbeiten: es folgten schnell hintereinander die „Neue Lehrart und Übung in der Regelmäßigkeit der deutschen Sprache", die „Politischen und moralischen Studien". Der Oberhofmeister der Akademie hielt aber seine Richtung für gefährlich und so wurde Basedow 1761 als Professor nach Altona versetzt. Der Staatsminister Bernstorff schützte den kecken Neuerer, der durch sein literarisches Wirken die Theologen reizte, indem er bald die Lehre von der Trinität, bald die von der Ewigkeit der Höllenstrafen, von der Inspiration, von der Taufe und dem Abendmahle angriff, so dass gegen ihn von den Kanzeln gepredigt, er und die Seinen vom Abendmahle ausgeschlossen wurden, und als Bernstorff ihn nicht mehr halten konnte, enthob er ihn unter dem Vorwande, ihm Muße für seine pädagogischen Bestrebungen zu lassen, von seinen Amtspflichten und ließ ihm seinen Gehalt von

Reimarus. Studien. Lehrer. Professor, gegen die Offenbarung.

[1]) Die alte Methode mit Strafen war damals allerdings in schrecklicher Blüte. Von einem Schulmann Häuberle wird berichtet: „Um diese Zeit starb Häuberle, Collega jubilaeus zu ****, einem Städtlein in Schwaben. Während der 51 Jahre 7 Monate seiner Amtsführung hat er, nach einer mäßigen Berechnung, ausgetheilt: 911.527 Stockschläge, 124.010 Ruthenhiebe, 20.989 Pfötchen und Klapse mit dem Lineal, 136.715 Handschmisse, 10.235 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen, 1,115.800 Kopfnüsse und 22.763 Notabenes mit Bibel, Katechismus, Gesangbuch und Grammatik; 777mal hat er Knaben auf Erbsen knien lassen und 613 auf ein dreieckig Holz; 5001 mussten Esel tragen und 1707 die Ruthe hochhalten — einiger nicht so gewöhnlicher Strafen, die er zuweilen im Falle der Noth aus dem Stegreif erfand, zu verschweigen. Unter den Stockschlägen sind ungefähr 800.000 für lateinische Vocabeln und unter den Ruthenhieben 76.000 für biblische Sprüche und Verse aus dem Gesangsbuche ausgetheilt worden. Schimpfwörter hat er etwas über 9000, davon ihm sein Vaterland ungefähr zwei Drittel geliefert hatte, ein Drittel aber von eigener Erfindung war." — Raumer, l. c. II, S. 278.

1800 Thalern auf Lebenszeit. Basedow hatte mit seinen Zweifeln Aufsehen erregt und vertheidigte mit Schärfe und derben Anklagen gegen die „Leisetreter, welche zwar seine Ansicht theilten, aber nicht zu äußern wagten", die Freiheit der Meinung.

Nun hatte er Muße zu seinem Hauptwerk, mit welchem er den ganzen Unterricht reformieren wollte, und erließ, um die Kosten dieses Elementarwerkes zu decken, seine „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und ihren Einfluss auf die öffentliche Wohlfahrt, mit einem Plane eines Elementarbuches der menschlichen Erkenntnis". Er brachte nach und nach 15.000 Thaler dafür zusammen; Hohe und Niedere steuerten bei: das Reich 7000 Thaler, Christian VII. von Dänemark 900 Thaler, Katharina II. 1000, Großfürst Paul 500, der Abt von Einsiedeln 42 Thaler. Es erschien das „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker" und das „Elementarwerk mit Kupfern für Kinder", eine neue Art Encyklopädie, alles für Kinder Wissenswürdige enthaltend, wie der „Orbis pictus" des Comenius, dem 1771 der „Agathokrator oder von der Erziehung künftiger Regenten" folgte, worin er die Erziehung eines „alethinischen Prinzen", die Vorbereitungen dazu und die Wirkungen derselben beschrieb. Aufruf.

Was Basedow in der Erziehung zu erreichen hoffte, zeigte seine Schrift: „Die ganze natürliche Weisheit im Privatstande der gesitteten Bürger." Hervorragende Männer schrieben zu seinen Gunsten. Der berühmte Kant ließ in die „Königsberger Zeitung" 1777 einen Aufruf an das gemeine Wesen drucken, dass es in den gesitteten Ländern von Europa nicht an Erziehungs-Anstalten und an wohlgemeintem Fleiß der Lehrer fehle, dass sie aber insgesammt im ersten Zuschnitt verdorben seien, weil darin alles der Natur entgegenarbeite, und darum bei weitem nicht das Gute aus dem Menschen gebracht werde, wozu die Natur die Anlage gegeben. Wäre aber eine naturgemäße Erziehungsmethode in Schwang, so würden wir in kurzem ganz andere Menschen um uns sehen. Im Schulwesen sei nicht eine langsame Reform, sondern eine schnelle Revolution nöthig und dazu sei geboten die Bildung von Lehrern in einer Musterschule, die von aufgeklärten, pflichteifrigen und nicht von lohnsüchtigen Männern geleitet, ein Samenkorn bilde, aus dem ein ganzes Land in kurzem mit guten Schulen bedeckt werden könne. Zu einer solchen Musterschule sollten alle Länder beisteuern, um ihr bald alle nöthigen Mittel zur Vollkommenheit zu reichen. Kant.

Kants Aufruf wirkte. Ein junger Fürst, Leopold von Dessau, welcher die Erziehung der Jugend und die Bildung des Volkes als die erste Pflicht des Regenten ansah, berief Basedow mit einem Gehalt von 1100 Thalern nach Dessau, um ihn bei Verbesserung der Landesschulen und Lehrer-Seminarien mit Rath und That beizustehen, ohne ihn an amtliche Pflichten zu binden: er sollte vollkommene Muße haben zur Vollendung seines Werkes. So kam Basedow 1771 nach Dessau, und als er eine Musterschule errichten sollte, gewährte ihm der Fürst 12.000 Thaler, Gebäude und Garten. Der Fürst von Dessau. Philanthropin.

Für diese Musterschule stellte Basedow 1774 sein „Elementarwerk in vier Theilen mit hundert Kupfertafeln" zusammen, das großes Aufsehen erregte, ins Lateinische, ins Französische, ins Russische übersetzt wurde,

und unternahm zugleich Reisen, um einflussreiche Männer für seine Musterschule
Goethe. zu gewinnen. Damals kam er in Frankfurt mit Goethe und Lavater zu-
sammen und reiste mit beiden nach Ems. Goethe hat diese Männer, den Auf-
klärer Basedow, der für Toleranz eiferte und in seinen Äußerungen die lebendige
Lavater. Intoleranz war, und den feinen, bibelgläubigen Lavater, der jede Ansicht an-
hören konnte, ohne in der seinen erschüttert zu werden, der von Gebetserhörung
überzeugt war,[1]) unübertrefflich geschildert. „Wenn Lavaters Gesichtszüge sich dem
Beschauenden frei hergaben, so waren die Basedow'schen zusammengepackt und wie
nach innen gezogen. Lavaters Auge war klar und fromm unter sehr breiten Augen-
lidern; Basedows aber tief im Kopfe, klein, schwarz, scharf, unter struppigen
Augenbrauen hervorblickend, da hingegen Lavaters Stirnknochen von dem sanftesten
braunen Haarbogen eingefasst schien. Basedows heftige, rauhe Stimme, seine
schnellen und scharfen Äußerungen, ein gewisses höhnisches Lachen, ein schnelles
Herumwerfen des Gesprächs und was ihn sonst noch bezeichnen mochte, alles war
den Eigenschaften und dem Betragen entgegengesetzt, durch die uns Lavater ver-
wöhnt hatte. Seine Geistesgaben wurden bewundert — aber er war nicht der
Mann, die Gemüther zu lenken, noch zu erbauen. Ihm war einzig darum zu
thun, jenes große Feld, das er sich bezeichnet hatte, besser anzubauen, damit die
Menschheit künftighin besser und naturgemäßer darauf wohnen könne, und auf
Basedow. diesen Zweck eilte er nur allzugerade los. — Mit seinen Plänen konnte ich mich
nicht befreunden, ja mir nicht einmal seine Absichten deutlich machen. Dass er
allen Unterricht lebendig und naturgemäß verlangte, konnte mir wohl gefallen.
Dass die alten Sprachen an der Gegenwart geübt werden sollten, schien mir
lobenswert, und gern erkannte ich an, was in seinem Vorhaben zur Beförderung
der Thätigkeit und einer frischeren Weltanschauung lag. Allein mir missfiel, dass
die Zeichnungen seines „Elementarwerkes" noch mehr als die Gegenstände selbst,
zerstreuten. — Noch schwerer als seine Lehre zu begreifen, war sein Betragen.
Er wusste von seinem Vorhaben groß und überzeugend zu sprechen, aber auf die
unbegreiflichste Weise verletzte er die Gemüther der Menschen, denen er eine Beisteuer abgewinnen wollte. Ja, er beleidigte sie ohne Noth, indem er seine Neigungen und Grillen über religiöse Gegenstände nicht zurückhalten konnte. — Er fühlte den unruhigsten Kitzel, alles zu verneinen, und sowohl die Glaubenslehren als die äußerlichen und kirchlichen Handlungen nach eigenen, einmal gefassten Grillen umzumodeln. Am unbarmherzigsten jedoch und am unvorsichtigsten verfuhr er mit denjenigen Vorstellungen, die sich nicht unmittelbar aus der Bibel, sondern von ihrer Auslegung herschreiben, mit jenen Ausdrücken, philosophischen Kunstworten oder sinnlichen Gleichnissen, womit die Kirchenväter und Concilien sich das Unaussprechliche zu verdeutlichen oder die Ketzer zu bestreiten gesucht haben. Auf eine harte und unverantwortliche Weise erklärte er sich vor jeder-

[1]) Lavater schreibt: „Wer Christum lieb hat und ihn von Herzen seinen Herrn nennt und sich von seiner Lehre bestimmen lässt, ist ein Christ oder Heiliger — er heiße Jesuit oder Akatholicus, Vernunftheld oder Schwärmer." Man sieht, er war kein Dogmatiker, sondern mehr Mann des Gefühls. Spalding schrieb über ihn nach neunmonatlichem Umgange: „Noch nie habe ich an Jemand von seinem Alter eine solche Reinigkeit der Seele, eine solche Lebhaftigkeit und Thätigkeit des moralischen Gefühls, eine solche offenherzige Ergießung der innersten Empfindung, eine solche heitere Sanftmuth und Annehmlichkeit in jedem Umgang, kurz ein so edles und einnehmendes Christenthum kennen gelernt. Und dieses ganz warme Leben seines Herzen stand dennoch zu jener Zeit so völlig unter der Regierung einer aufgeklärten, überlegenden und ruhigen Vernunft, dass auch nicht die kleinste Spur von einem Hang zur Schwärmerei zu finden war."

mann als den abgesagtesten Feind der Dreieinigkeit und konnte gar nicht fertig werden, gegen dies allgemein zugestandene Geheimnis zu argumentieren. — Welchen Unterschied fand ich aber, wenn ich der Anmuth gedachte, die von Lavater ausgieng! Reinlich, wie er war, verschaffte er sich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. — Dagegen war es Basedows tief gewurzelte Eigenheit, dass er gern zu necken und die Unbefangenen tückisch anzustechen beliebte. Ruhen konnte er niemand sehen; durch grinsenden Spott, mit heiserer Stimme reizte er auf; durch eine überraschende Frage setzte er in Verlegenheit und lachte bitter, wenn er seinen Zweck erreicht hatte, war es aber wohl zufrieden, wenn man, schnell gefasst, ihm etwas dagegen abgab." [1])

So war Basedow; er wollte ein Muster-Erzieher sein und war selber ungezogen. Im December 1774 wurde das Philanthropin eröffnet. Er hatte drei Gehilfen: Wolk, Simon und Schweighäuser; der erste war der thätigste. Was zu erreichen sein werde, zeigte Basedow an seiner Tochter Emilie, die wahrscheinlich nach Rousseaus „Emil" benannt wurde, und die ihr Vater in Schriften und im Leben als Wunderkind öffentlich ausstellte: sie habe schon mit dreieinhalb Jahren angefangen, die Fehler der unrichtig Sprechenden sowohl in der französischen als in der deutschen Sprache zu bemerken. Emilie sollte einst Lehrerin anderer Töchter werden und ihr Vater prophezeite, sie werde mit neun Jahren lateinische Schriftsteller fertig im Deutschen herlesen können. Aber noch immer blieb die Theilnahme der Menge aus. Es waren im ganzen nur dreizehn Zöglinge, seine Tochter miteingerechnet. Da erließ Basedow einen Aufruf im „Philanthropischen Archiv", welches den Regenten gewidmet war: Joseph II., „dem Landesvater von Germanien, den er verehre als den vornehmsten der Weltbürger und einen der besten, als seinen mittelbaren Oberherrn und Beschützer, als den Grund seiner Hoffnung auf bessere Zeiten in Deutschland"; der Kaiserin Katharina, welcher er ein „Katharineum für Weltbürgerinnen" zu stiften verspricht. — Um Theilnahme zu erwecken und Schüler und Beisteuer zu erhalten, lud Basedow zu einer öffentlichen Prüfung auf den 13. bis 15. Mai 1776 ein, wobei er sagte: „Für die väterliche Religion eines jeden Zöglings sorgt die Geistlichkeit hiesigen Ortes. Die natürliche Religion aber und die Sittenlehre ist der vorzüglichste Theil der Philosophie, wofür wir selbst sorgen. Im Philanthropin ist anfangs erst Erbauung zum Glauben an Gott den Schöpfer, Erhalter und Herrn der Welt. Wenn wir aber erst eine von geltenden Personen in allen Kirchen gebilligte, allgemeine, christliche, philanthropinische Liturgie haben, so versprechen wir auch eine allgemeine christliche Privaterbauung zu halten, welche, wegen Verschweigung der Unterscheidungspunkte, weder einen Katholiken, noch Protestanten, noch Griechen ärgern, sondern vielmehr einem jeden Christen, wenn sie auch noch so weit verschieden sind, als Zinzendorf und Foster, nothwendig gefallen muss. Zuletzt erst können Geistliche die Kinder verschiedener Confessionen von der väterlichen Religion belehren, bereden und überzeugen." — Also zuerst der Deismus, der Glaube an den Allvater; nachher kann der engherzige confessionelle Unterricht beginnen!

Emilie Basedow.

Aufruf.

Joseph II.

Religion im Philanthropin.

Den philanthropinischen Gottesdienst lernen wir näher in einer Schilderung Basedows kennen, die er von der Betkammer entwirft, wo jeder

[1]) Goethes Werke, S. 273—280, 291.

Deistischer Cult.

Gegenstand lehrreich und bedeutsam sei: die Decke bedeute den Himmel oder die erhöhte Glückseligkeit der Tugendhaften nach dem Tode; die Hauptfarbe der Wände sei mit schwarzen Streifen vermischt, um das Übergewicht des Guten vor dem Übel im irdischen Leben darzustellen; die Mitte des Fußbodens habe das Bild eines Sarges, um — zur Beförderung der Weisheit — die Menschen an den Tod zu erinnern. Hinter dem Sitze des Liturgen, welcher den Gottesdienst abhält, an erhöhtem Ort, sei eine Lade, worin das Gesetz- und Verheißungsbuch Gottes (die Bibel) liege; der aufgeschlagene Deckel habe einen Spiegel, die Nothwendigkeit unserer Selbstprüfung nach den Gesetzen Gottes anzuzeigen.[1]) An der Seite dieser Lade sollen zwei Kerzen brennen, die beiden Erkenntnisarten der Religion, durch fremde Belehrung und durch eigene Einsicht, zu bedeuten. Über der Lade an der Wand sollen in Statuen, Gemälden oder Worten die vier Haupttugenden, 1. die Bedachtsamkeit, 2. die Mäßigung, 3. die Gerechtigkeit, 4. die Wohlthätigkeit, dargestellt werden. Wer in der Betkammer ist, muss reinlich gekleidet sein und darf der Lade nicht den Rücken kehren. — Basedow meint, diese Liturgie werde sich halten, wenn auch jetzt mancher darüber lächle. Die Nachwelt habe auch für das kopernikanische System entschieden. Wir finden diese Symbolik armselig — der Tiefe der Gedanken im katholischen Gottesdienste gegenüber. Basedow hat auch religiöse Lieder zur Erbauung herausgegeben, sie sind ohne allen poetischen Wert; es ist wasserhelle gereimte Prosa.[2]) Ein Liturge sang zuerst mit einigen erfahrenen Gottesverehrern, dann mit der Gemeinde. Die Gottesverehrung sollte den Oberrabbi, den Mufti, den Katholiken, wie den Socinianer erbauen! Die Juden und Freimaurer unterstützten auch Basedow nach Kräften.

Was Basedow verspricht.

Im Aufrufe verspricht Basedow, durch seine Unterrichtsweise in vier Jahren einen gewöhnlichen Kopf für die Universität und zwar für das Fachstudium reif, der deutschen, lateinischen und französischen Sprache mächtig, in Kenntnis der Natur, der Kunst, der Mathematik tüchtig zu machen, denn was man in der philosophischen Facultät erlerne, das werde im Philanthropin schon

---

[1]) Ob Basedow dabei der Spiegel in buddhistischen Tempeln in Japan nicht vorschwebte? Vergl. Bd. I, S. 151 dieses Werkes.

[2]) Ein solches Lied heißt:

Gib finstern Völkern heilsam Licht,
Die Zweifler führ' herbei!
Der Glaubenszwang verewige nicht
Durch Noth die Heuchelei!
Die Jugend wachs' an Wert und Stärk'
In weiser Zucht vor dir,
Der Schulen gutes, wichtiges Werk
Zu bessern gib Begier!
Schaff Jugendfreunden Hilf und Rath
Und nicht zu schwere Pflicht!
Jetzt wird verachtet unsere Saat,
Die Ernte werd' es nicht! —

mitgetheilt und zwar ohne Zwang, mit Lust, ohne viel zu sitzen, ohne viel auswendig zu lernen, mit noch so viel Fortgang, als in allen anderen Erziehungsanstalten. Eine Sprache koste, wenn sie durch grammatikalische Übungen nicht zur genauesten Richtigkeit gebracht werden solle, im Philanthropin sechs Monate, um in ihr wie in seiner Muttersprache etwas Gehörtes und Gelesenes zu verstehen und sie ohne Regeln nach und nach auch selbst reden und sprechen zu lernen. Dann seien noch sechs Monate grammatischer Übungen nothwendig, um einen so vollkommenen Franzosen oder Lateiner zu liefern, als er ohne besonderes Genie, Bemühung und Glück aus den gewöhnlichen Schulen nicht kommen könne. Man lernte also im Philanthropin Latein, wie es Montaigne[1]) gelernt hatte, indem man mit dem Lesen und Sprechen begann und dann erst die Grammatik eintreten ließ, und indem beim Sprechen der Lehrer zugleich Bilder der Gegenstände zeigte, über die man sprach, um durch die Anschauung das Gedächtnis zu unterstützen. — Raumer sagt:[2]) „Nirgends paßt der vornehm thuende Spiritualismus weniger hin, als in den Jugendunterricht; er verschmäht das Bild und verlangt unvermittelt den Begriff; die Jugend bedarf aber das schönste und klarste Bild als ein Symbol des klarsten und wahrsten Begriffes."

Der angekündeten öffentlichen Prüfung wohnten viele angesehene Männer bei. Der Erfolg war günstig. Gegenüber der Mode der Schnürbrust, des Zopfes und Puders erschienen die Kinder alle mit kurz geschnittenen Haaren, mit offenem Halse, ohne Halsbinde, den Kragen über ihr Hemd zurückgeschlagen. Was sie in Sprachen leisteten, setzte in Erstaunen; auch der Fürst war anwesend und zufrieden. Zum Schlusse führten die Kinder zwei Lustspiele, eines in französischer, eines in deutscher Sprache auf. Man sah, die Lehrer hatten mit Eifer gearbeitet, und der Grundsatz, dass man vor allem die Lust zum Lernen wecken müsse, war richtig. Raumer bemerkt jedoch sehr gut, sie hätten sich aber in den Mitteln, Lernlust einzuflößen, vielfach vergriffen. „Einzig nach dem Triebe der Kinder fragen, führt zum servilen Verziehen derselben, einzig ihre Gewissenhaftigkeit in Anspruch nehmen, zum Verkennen und Vernachlässigen der individuellen Gaben, dazu, dass man tyrannisch alles von allen fordert. Im ersten Falle vernachlässigt man den Willen der Kinder und behandelt sie nur als personificierte, vegetierend sich entwickelnde Fähigkeiten, denen der Lehrer überall nachgehen und sich selber ganz unterordnen muss. Im zweiten Falle dagegen betrachtet man die Kinder als personificierte Willen, muthet ihnen alles zu, auch das Unmögliche zu wollen und zu leisten, so dass man wohl vom Blinden verlangt, er solle kraft seines Willens ein Maler werden. Im Philanthropin hat man nun das ethische Element beim Lernen verhältnismäßig vernachlässigt, zu sehr Lust und Gefallen, zu wenig die gewissenhafte Entschlossenheit in Anspruch genommen, ja selbst die heillose Eitelkeit zuhilfe gerufen."[3]) — Leichte Classiker wurden

Prüfung.

[1]) Vergl. Bd. IX, S. 551 dieses Werkes.
[2]) Geschichte der Pädagogik, II, S. 282.
[3]) Raumer, l. c. II, S. 280.

allerdings bald verstanden, aber das Philanthropin hat keinen einzigen gründlichen Kenner des Alterthums, keinen tiefen Gelehrten hervorgebracht. Mit der Religion fehlte die Tiefe. „Das Haus war in einzelnen Theilen hübsch, aber im ganzen unsicher und unheimlich, weil auf Sand gebaut."

Basedows Ende.

Übrigens wurden die Leistungen in Zeitungen hoch gepriesen, aber Basedow war entmuthigt, der Sache überdrüssig, weil die Mittel fehlten, die Anstalt so großartig zu machen, wie er wollte; er trat zurück und Campe, bisher Garnisonsprediger in Potsdam, an seine Stelle. Basedow hatte seinen Collegen Versprechungen gemacht, die er nicht erfüllen konnte, und wurde öffentlich darob angegriffen; er selber war durch Überarbeiten noch reizbarer und zornmüthiger geworden. Nun aber gab er sich der theologischen Schriftstellerei hin, wozu es ihm an den Studien und an der Tiefe des Sinnes gebrach: er schlug derb aus nach rechts und links, wollte ein ganz guter Christ sein, leugnete aber die wichtigsten Dogmen; er nannte sein Christenthum „die allernatürlichste Religion". Die religiösen Zänkereien verbitterten seine letzten Jahre, er erlag einem Blutsturze in Magdeburg 1790. Seinem Sohne sagte er, er könne freudig und getrost in den Grundsätzen seiner Religion sterben, und sprach den Wunsch aus: „Ich will seciert sein, zum Besten meiner Mitmenschen." [1])

Campe.

Johann Heinrich Campe,[2]) geboren 1746 in Deensen bei Stadtoldendorf in Braunschweig, studierte in Helmstädt und Halle Theologie, wurde 1773 Feldprediger zu Potsdam, dann in Tegel Lehrer des Wilhelm und Alexander von Humboldt. Rousseaus „Emil" ergriff ihn tief und darum nahm er auch die Einladung des Fürsten Franz von Dessau an, bei der Leitung des Philanthropin theilzunehmen; nach Basedows Abzug gieng sie ganz in seine Hände über. Campe war besonnen, verträglich, sparsam, und hob das Philanthropin, dass es schon im nächsten Jahre fünfzig Zöglinge zählte; er huldigte damals dem Nützlichkeitssystem beim Unterrichte sosehr, dass er sich zur Äußerung verstieg, das Verdienst dessen, der das Spinnrad erfand oder den Kartoffelbau bei uns einführte, sei höher anzuschlagen, als das Verdienst des Dichters der Ilias und Odyssee. Basedow, der noch in Dessau war, verleidete ihm durch seine Anmaßung den Aufenthalt und 1777 verschwand Campe plötzlich „aus Gewissensdrang"; 1778 finden wir ihn in Hamburg mit Erziehungsschriften beschäftigt. Da übergab ihm ein reicher Kaufmann namens Böhl seine Söhne und die Kinder zweier Freunde zur Erziehung in einem Landhause bei Hamburg. Diesen Kindern ist sein „Robinson" erzählt, Lotte ist Campes eigene Tochter. Johannes Böhl, sein Liebling, wurde aber trotz Campes Religionsunterricht 1813 katholisch. Den „Robinson" wählte der Lehrer, weil Rousseau in seinem „Emil" dessen Aufenthalt auf einer einsamen Insel als höchst wünschenswert für die Erziehung des Naturmenschen erklärt hatte, da keine Berührung mit der verderbten Gesellschaft stattfinde. Dieses Buch fand solchen Beifall, dass 1875 die neunzigste Auflage erschien. Auch seine „Entdeckung von Amerika" gefiel. Sechzehn Bände einer „Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens" erschienen von ihm 1785—1791, und 1783 sein „Theophron oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend", 1789 sein „Väterlicher Rath für meine Tochter". Der Herzog Ferdinand von Braunschweig berief ihn 1786 als Schulrath

[1]) Max Müller in der Deutschen Biographie, II, S. 124.
[2]) Hallier, Campes Leben und Wirken. Soest 1862.

und ernannte ihn 1805 zum Dechant des Stiftes von Braunschweig. Doch fand Campe die Schwierigkeiten, welche der beabsichtigten Schulreform entgegenstanden, zu groß und zog sich zurück. Die Bibliothek des Waisenhauses wandelte er in die Braunschweigische Schulbuchhandlung um, deren besten Absatz seine eigenen Werke bildeten. Vieweg erhielt sie mit seiner Tochter. 1789 war Campe mit Wilhelm von Humboldt in Paris und von der Schwärmerei für die Revolution ergriffen. Campe starb 1818 und ist in seinem Garten in Braunschweig begraben. Seine Jugendschriften umfassen siebenunddreißig Bände. Die Sprache ist angenehm und das Bestreben, die Jugend sittlich zu machen, ist anerkennenswert; gegen alles Katholische jedoch ist er feindselig. Perthes schildert ihn als einen langen, hageren, aber schönen Mann, über dessen ganzes Wesen Würde ausgegossen sei. Sein „Robinson" ist noch immer das Entzücken der Jugend und wird seinen Namen noch lange in Ehren erhalten, wenn auch viele seiner Ansichten veraltet sind.

Christian Gotthilf Salzmann eröffnete 1784 ein Philanthropin in Schnepfenthal. Er starb 1811. Unter Leitung seines Sohnes Karl hob sich die Anstalt wieder. Keine dieser Anstalten wollte übrigens recht gedeihen: sie waren auf zu lockerem Grunde gebaut. Pestalozzi[1]) gieng auf Basedowische Gedanken ein, bemerkte aber später doch den Hauptfehler, dass diese Schule nicht auf religiösem Grunde ruhe. Er selber sagt von seinem Entwickelungsgange: „Ich gieng schwankend zwischen Gefühlen, die mich zur Religion hinzogen, und Urtheilen, die mich von ihnen wegzogen, den todten Weg meines Zeitalters. Ich ließ das Wesentliche der Religion in meinem Innern erkalten."[2]) — Er sagt 1818, nach einem Leben reich an Irrthümern und Verdiensten und nach vielfachen Versuchen, als dreiundsiebzigjähriger Greis: „Unser verkünstelter Zeitgeist hat auch den Einfluss, den der religiöse Sinn unserer Väter auf diesen Mittelpunkt des menschlichen Wohlstandes macht, zernichtet. Dieser religiöse Geist, der das Heil der stillen, beschränkten, häuslichen Verhältnisse machte, ist in unserer Mitte, alles inneren Lebens beraubt, zu einem rüstigen Raisonniergeist über alles Heilige und Göttliche versunken; doch müssen wir auch gestehen, die erste Quelle des eigentlichen Giftes unserer Verkünstelung, der irreligiöse Sinn der Zeitwelt, scheint im Innersten seiner verderblichen Kräfte erschüttert; der Segengeist der wahren Christuslehre scheint mitten im Verderben unseres Geschlechtes wieder tiefere Wurzeln zu schlagen und in tausend und tausend Menschen inneres, reines Leben zu erhalten, und es ist wahrlich nur allein von dieser Seite zu erwarten, dass wir uns der Volksbildung halber wirklich zu Maßregeln erheben werden, die geeignet sind, mit genügsamer Kraft in die Ansichten, Gesinnungen, Gelüste und Gewohnheiten unseres Zeitlebens einzugreifen, die wir als die Urquelle unseres Volksverderbens und unseres Zeitunglückes ansehen und anerkennen müssen." —

Pestalozzi.

für religiöse Erziehung.

[1]) Sein Bild ist in Raumers Pädagogik, II, S. 287—305 aus dem Leben gezeichnet.
[2]) Ibid. II, S. 380.

Apologeten, Rationalisten, Kirchenhistoriker. Abnahme des positiven Bewusstseins.

Apologeten. Es gab aber auch tüchtige Vertheidiger des positiven Christenthums, und zwar gehörten sie zu den würdigsten, begabtesten und tiefsten Denkern des Jahrhunderts. Wir dürfen nur den Namen Isaak Newton nennen, den tiefsinnigen Entdecker der großen Gesetze der Natur, dann Leonhard Euler, den berühmten Mathematiker, und Albrecht von Haller, den Gründer der Physiologie und Dichter.[1])

Euler. Von Newton wurde eingehend früher gesprochen.[2]) Leonhard Euler, geboren 1707, war der Sohn eines Pfarrers in Riehen bei Basel, wo er auch seine Bildung erhielt und von Johann Bernoulli in die Tiefen der Mathematik eingeführt wurde. Doch hatte er in der Heimat ein Schicksal, ähnlich wie Wettstein. Darum suchte er Stellung im Auslande und arbeitete an der Akademie in Petersburg, bis ihn Friedrich II. 1741 nach Berlin berief. Hier schrieb er: „Die Rettung der Offenbarung gegen die Einwürfe der Freigeister." Diese Apologie geht von einem ganz selbständigen Gedanken aus. Die Offenbarung ist ihm berechnet nicht bloß auf unsere Erkenntnis, sondern auch auf unseren Willen: nur wo der Verstand auf die Erkenntnis Gottes gerichtet und der Wille dem göttlichen Willen unterworfen ist, nur da sei Glückseligkeit. Das Missverhältnis zwischen Wollen und Erkennen sei das Unglück. Der Verstand könne es in der Erkenntnis sehr weit bringen, ohne dass darum der Wille gebessert werde. Die scharfsinnigen Menschen seien oft am allerwenigsten tugendhaft. Eine Offenbarung, die bloß die Erkenntnis vermehren würde, ohne Einfluss auf unseren Willen zu üben, würde dem Menschen eher zum Verderben, als zum Heile gereichen, denn mit dem Maße unserer Erkenntnis wachse auch das Maß unserer Schuld. Die christliche Offenbarung ziele auf die Besserung des Willens ab und eröffne uns von den unendlichen Offenbarungen Gottes nur so viel, als wir bei unserem verkehrten Willen fassen können, ohne unsere Verbrechen zu vermehren. Die Heilige Schrift schließe uns den Quell der Liebe Gottes auf, welche die klügsten Männer aller Zeiten nicht entdeckt haben. Sie verzeichne nicht bloß unsere Pflichten, sondern verzeichne auch die rechten Beweggründe zum Guten; sie nähre den Geist der Liebe in uns durch den Glauben an die Vorsehung, die nur unser Bestes wolle, und durch den beständigen Verkehr und Umgang mit dem höchsten Wesen, den sie vermittle. Ein Buch, das solche Gesinnungen in uns erweckt und stärkt, könne kein Werk des Betruges sein: wir müssten ihm darum glauben, auch wo es uns von Wundern erzähle. Daran stießen sich allerdings die Freigeister, aber eine Offenbarung, die ihnen willkommen sein würde, wäre gewiss keine göttliche. Die Abneigung gegen die Offenbarung bei vielen Menschen habe ihren letzten Sitz im Willen. Leute dieser Art stoßen sich an allem, was in der Schrift steht, zeigen sich aber in Beziehung auf andere Dinge höchst leichtgläubig; bei ihnen nütze kein Beweis zur Vertheidigung des Christenthumes, bevor nicht die sittliche Wiedergeburt stattgefunden. Allerdings fänden sich in der Heiligen Schrift viele Schwierigkeiten, die sobald nicht gelöst werden könnten.

---

[1]) Hagenbach, l. c. I, S. 322.
[2]) Vergl. Bd. XI, S. 264 ff. dieses Werkes.

Die Geometrie sei sicher die evidenteste aller Wissenschaften — und doch gebe es auch in ihr Schwierigkeiten, die einem schwächeren Kopfe unauflöslich erscheinen und dem gemeinen Verstande sich sogar als Widerspruch darstellen und mit denen es doch seine Richtigkeit habe, wenn man sie genauer erforsche. Wer werde wegen solcher Schwierigkeiten die Geometrie als unnütze Wissenschaft bei Seite werfen? Sollen wir wegen einiger Schwierigkeiten in der Bibel die Heilswahrheit bezweifeln? — Das sind die Grundgedanken dieser Apologie, deren Verfasser durch Einfachheit des Sinnes, durch Bescheidenheit, Friedfertigkeit, Heiterkeit, Liebenswürdigkeit und Geduld im Leiden der Sache, die er vertheidigte, alle Ehre machte.[1])

Albrecht von Haller.

Diesen beiden Naturforschern schließt sich würdig als dritter Albrecht von Haller an, der Sohn eines Patriciers und Rechtsgelehrten in Bern, geboren 1708. Früh schon hohe Begabung kundgebend, wusste er bereits im neunten Jahre das griechische Neue Testament zu erklären und bezog bereits im sechzehnten Jahre die Universität Tübingen, um dort Medicin zu studieren. Boerhaves Ruhm lockte ihn nach Leyden. Nach seinem Zeugnisse war dieser große Arzt auch ein Verehrer des Evangeliums; er schreibt über ihn: „Noch schwebt mir die ehrwürdige Einfalt des beredsamsten aller Ärzte vor meinen Augen; wie oft sagte er uns und berief sich auf die Lehren des Heilandes: „Jener, der die Menschen besser kannte, als Sokrates.“ Mit neunzehn Jahren war Haller schon Doctor der Medicin und kehrte, nach einer Reise durch England und Frankreich, über Basel, wo er noch bei Bernoulli sich in die Mathematik vertiefte, nach Bern zurück, das aber für seine Verdienste blind war: ein Poet, hieß es, könne kein guter Arzt sein. — 1736 folgte er darum einem Rufe nach Göttingen, wo er schnell zu Ruhm, Ehren und Würden emporstieg: er wurde Leibarzt des Königs, Staatsrath, Kanzler an der Universität, Mitglied der Akademien zu Upsala, Stockholm, Berlin, Bologna, Paris, Florenz, Parma, Kopenhagen, Petersburg. Friedrich II. hätte ihn gerne in seine Dienste genommen, aber Haller zog einen Ruf in seine Heimat vor. Er starb in Bern 1777. Er ist der Begründer der Wissenschaft der Physiologie. Als Dichter ist er gedankenreich und erhaben. Aus seinem Tagebuche, das Heintzmann herausgab, sehen wir seinen innigen Glauben und wie sein Herz nach Gott rang: denn ohne Gott sei das Menschenherz ein unaufhörlich stürmendes Meer, und solange man sein Glück im Eiteln suche, solange lebe man ohne Ruhe und Seligkeit. Schwere Schicksalsschläge, den Tod seiner beiden Frauen und Kinder, hat er mit der Fassung eines Christen ertragen, aber auch sich durch hohe Ehren nicht zum Taumel der Eitelkeit verleiten lassen. Über den Besuch Kaiser Josephs II. fand man in seinem Tagebuche die Bemerkung: „Meiner Eitelkeit und Eigenliebe ist etwas Schmeichelhaftes widerfahren. Aber lass mich nicht vergessen, o mein Gott, dass mein Glück nicht von Menschen abhängt, von deren Gunst oder Ungunst ich in wenigen Minuten nichts mehr werde zu fürchten, noch zu hoffen haben. Erinnere mich, dass dies allein das wahre Glück ist, dich zu kennen, dich zu lieben, deiner Gnaden versichert zu sein und dereinst an dir einen versöhnten Gott und Richter zu finden.“ Seine „Vertheidigung über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung“ erschien schon 1772; seine „Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freigeister wider die Offenbarung“ erschienen 1775. Er bekämpft insbesondere den Hochmuth der neuen Weisen, welche das Verderbnis des mensch-

[1]) Hagenbach, l. c. I, S. 324—329.

lischen Herzens leugnen oder dasselbe nur auf die größten Missethäter oder auf ihre Feinde beschränken, „denn an denen, die sie hassen, finden sie das Laster in einer kolossalen Größe wieder". Originelle und edle Gedanken finden sich genug in dieser Schrift. Vor allem, meint Haller, müsse man die Beweise der Religion selbst einsehen und fühlen, selbst mit allen Kräften des Verstandes und Herzens bejahen, wenn man ihre Kraft und Größe würdigen wolle. Da erst empfinde man die Trefflichkeit und Einzigkeit der Lehre Christi gegenüber allen anderen Sittenlehren.

Gellert. Unter die Apologeten wird auch Christian Fürchtegott Gellert gerechnet, der Sohn eines Predigers im Städtchen Heinichen im sächsischen Erzgebirg, geboren 1715, gestorben 1769 als Professor der Moral an der Universität Leipzig. Seine Fabeln sind weltbekannt. Auch Friedrich II. hatte Gefallen daran, und der König, der sonst nur bei Franzosen allein Geist und Eleganz fand, meinte nach einer Audienz, zu der er Gellert berief: „Das ist der raisonabelste deutsche Gelehrte, der mir je vorgekommen." Nicht minder gefielen seine christlichen Lieder, die rasch Aufnahme in das Gesangbuch fanden: auch Katholiken hatten Gefallen daran: ein katholischer Pfarrer aus Böhmen schrieb dem Dichter, er möge doch zur katholischen Kirche übertreten, weil diese die guten Werke, die er in seinen Liedern anempfehle, besser zu würdigen wisse, als die Protestanten. Sie geben seine christlichen Gefühle und erlebten Wahrheiten in lebenswarmer, aber so einfacher Sprache wieder, dass auch ein jedes Kind sie verstehen wird. Manche Strophe kommt uns zwar wie gereimte Prosa vor; das Körnige und Markige des alten Kirchenliedes fehlt; man hat auch bemerkt, dass sie mehr zum Clavier, als zur Orgel passen, mehr in die Kammer, als in die Kirche;[1]) aber sie regen immer zu edlen Stimmungen an. Seine moralischen Vorlesungen, die oft von vierhundert Studenten besucht wurden, packen heute nicht mehr, waren aber damals von großer Wirkung, wozu allerdings der Ton der Überzeugung und der Anblick des liebevollen, tadellosen Lehrers vieles beitrug.

Haller. Die Apologien Hallers und Eulers sind nicht nur ihres Inhaltes, sondern auch ihrer Verfasser wegen merkwürdig. Beide waren tief und vielseitig angelegte edle Naturen, die Leistungen beider sind bahnbrechend geworden. Haller war Meister in der Anatomie, Medicin, Botanik und Chirurgie, groß als Entdecker und Schriftsteller, bedeutsam wegen der wichtigen Anregungen, die er gab. Haller errichtete in Göttingen das anatomische Theater und eine damit in Verbindung stehende Zeichenakademie, eine Entbindungsschule, den botanischen Garten; er namentlich war thätig an der Gründung der Gesellschaft der Wissenschaften und der gelehrten Anzeigen. In jedem Gebiete der medicinischen Wissenschaften machte er große Entdeckungen: sein Hauptwerk, die „Physiologie", führt hundertneunzig eigene Experimente auf hinsichtlich der Sensibilität und Irritabilität, und wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Der Mann hatte aber nicht bloß Sinn für die medicinische Wissenschaft: nach seiner Rückkehr nach Bern wurde er Salzwerkdirector zu Roche und seine Beschreibung der Salzwerke zu Ällan enthält die wichtigsten Unterweisungen und führte zu den gewinnreichsten Resultaten.

[1]) Hagenbach, l. c. I, S. 340.

Als Landvogt und Gubernator bewies Haller Takt und Umsicht wie als Forscher über die Anatomie des Auges oder der Knochen oder über Meteorologie. Überhaupt sind Vielseitigkeit und Gründlichkeit — sonst so selten bei einander — in ihm vereinigt, tiefe Studien und diplomatische Gewandtheit: er konnte über seltene Münzen Bescheid geben und zugleich die sichersten Anordnungen gegen eine Epidemie treffen. Seine Bücherkenntnis war riesenhaft: 52.000 Werke hat er ausgezogen, besprochen und beurtheilt. Sein Hauptwerk ist die „Physiologie", in der er bis heute quantitativ und qualitativ als erste Größe gilt. Die Zahl seiner Werke ist 199. — Der Ernst seiner Religiösität steigerte sich in seinen letzten Jahren. Haller starb 13. December 1777. „Deutschlands Männer", heißt es im „Deutschen Museum", „gestehen, dass seit Leibnizens Tod das Vaterland keinen empfindlicheren Verlust erlitten hat."[1]) Sein Verkehr mit Gelehrten war großartig; in der Berner Bibliothek sind allein 13.202 Briefe von 1209 Gelehrten an ihn in 64 Bänden gesammelt. Als Dichter gab er mit seinen tiefen, gedankenreichen Poesien weithin Anregungen. 1749 hat ihn der Kaiser in den Adelstand erhoben.

Eulers Apologie.

Eulers „Rettung der Offenbarung gegen die Einwürfe der Freigeister", unter der Regierung Friedrichs II. 1747 herausgegeben, ist nicht bloß wegen der darin enthaltenen schönen Gedanken, sondern auch als Zeichen seines sittlichen Muthes merkwürdig, denn Berlin war ein Hauptsitz der Spötterei über alles Positive, und ist die Arbeit eines Geistes, der auch sonst den schärfsten Blick in die Natur der Dinge warf und einer Reihe großer Entdeckungen sich rühmen kann. Schon in seinem zwanzigsten Jahre veröffentlichte er einen Quartband über die „Natur des Schalles", der ihm das Lob der Akademie zu Paris eintrug. Siebenmal erlangte er in Paris den Preis für Abhandlungen reich an Entdeckungen, zum Beispiel über Ebbe und Flut, über den Magnet, über den Planeten Saturn. Es ist kein Gebiet in der Mathematik, in welchem Euler sich nicht durch große Entdeckungen auszeichnete und, wollten wir sie alle nennen, hätten wir einige Seiten zu füllen. Das Verzeichnis seiner sämmtlichen Schriften nimmt in Poggendorffs „Biographischem Handwörterbuch" vierzehneinhalb Spalten ein. Seine wissenschaftlichen Arbeiten, die Frucht seiner unermüdlichen Thätigkeit, umfassen 32 Quart- und 13 Octavbände, und seine zum Theile sehr umfangreichen Abhandlungen übersteigen die Zahl 700. Dem Grafen Orlow hatte Euler versprochen, er werde so viel Manuscript hinterlassen, dass die Akademie zwanzig Jahre lang daran zu drucken habe — und er hielt sein Wort: noch 1830 erschienen in den Schriften der Petersburger Akademie Abhandlungen von Euler. Es war daher wohl-

Entdeckungen.

Werke.

[1]) Zum Centenarium Hallers 1877 erschien denn auch eine Schrift von mehreren: Dr. Blösch schilderte seinen Lebenslauf, Dr. Hirzel seine Bedeutung als Dichter, Dr. Valentin seine Leistungen im Gebiete der medicinischen Wissenschaft, Dr. Fischer seine Leistungen in der Botanik, Dr. Bachmann seine Leistungen in mineralogisch-geognostischer Richtung.

Daschkow. gethan, wenn die Fürstin Daschkow, welche Katharina II. zum Director der Akademie ernannt hatte, sich unter den Schutz Eulers stellte, und als ein unbedeutender Mann, auf Grund seiner Anstellung von Peter III. her, den Vorrang ansprach, zu Euler sagte: „Setzen Sie sich, wohin Sie wollen; der Sitz, den Sie wählen, wird natürlich der erste von allen.“ [1])

Und dieser große Mathematiker war in seinen späteren Jahren blind! — Schon 1735 verlor er durch Überarbeitung das eine Auge. Die Regierung verlangte nämlich in Bälde die Ausfertigung astronomischer Tafeln. Jeder der Akademiker forderte eine Frist von einigen Monaten, um sie zu liefern; Euler versprach, in drei Tagen damit fertig zu sein, und hielt sein Wort, Katharina II. aber mit dem Verluste des rechten Auges infolge der Anstrengung. Katharina ließ Friedrich II. keine Ruhe, bis er ihr 1766 Euler abtrat. Dieser erhielt einen Jahresgehalt von 3000 Rubeln, die Zusicherung einer Pension von 1000 Rubeln für seine Witwe und die vortheilhafte Anstellung seiner drei Söhne, die alle tüchtige Männer wurden: Johann, Director der Sternwarte, Karl, Leibarzt des Kaisers, Christoph, Director der Waffenfabrik zu Siftebeck und General der Artillerie. Zum Ankaufe eines Hauses schenkte die Kaiserin dem großen Mathematiker 8000 Rubel. Kaum hatte er es bezogen, so verlor er das linke Auge. Es gibt zwei Mathematiker, die blind waren: Nikolaus Saunderson und Leonhard Euler; jener hat mehr darum einen Namen, weil er mit Zahlen umgehen konnte, obschon er sie nicht sah; bei diesem aber sind die riesigen Entdeckungen ohne Hilfe der Augen erstaunlich. Das Auge seines Geistes schien sich zu verschärfen, seit seine leibliche Sehkraft erloschen war. Ein wunderbares Gedächtnis unterstützte ihn. Er wusste zum Beispiel die ganze Äneide auswendig herzusagen und den ersten und letzten Vers auf jeder Seite seiner Handausgabe zu nennen. Er berechnete in einer schlaflosen Nacht im Kopf die sechs ersten Potenzen aller Zahlen unter zwanzig. Er spielte Schach, blind, mit einer Kunst, als ob er das Schachbrett übersehe. Dann unterstützte ihn der Eifer und die Anhänglichkeit seiner Schüler: er zeichnete auf einem großen, runden, mit einer Schiefertafel bedeckten Tische mit Kreide in groben Zügen die Skizze seiner Gedanken und seine Schüler führten dieselben durch. So entstand eines seiner Meisterwerke, die „Mondtheorie“. Seine Sätze blieben bestehen, wenn man jetzt auch mehreres andere beweist. So war Euler: groß als Mathematiker,[2]) fromm und demüthig als Christ, liebenswürdig als Gesellschafter. Er leitete jeden Abend die Hausandacht selber in seiner Familie.

---

[1]) Memoiren der Fürstin Daschkow, II, S. 34.

[2]) Nikolaus Fuß hielt ihm die Lobrede in der Petersburger Akademie., Sie erschien deutsch mit Zusätzen 1786. — In Paris hielt Condorcet 1783 die Eloge de Monsieur Euler. Vergl. in Band VI der Allgemeinen deutschen Biographie den Aufsatz von Cantor.

Die freiwilligen und weltlichen Vertheidiger waren wirkungsreicher als die eigentlichen Hüter des Wortes Gottes. Doch gab es auch unter diesen Männer, die durch Rede und Schrift weithin wirkten. Apologeten.

So Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, geboren 1709 zu Osnabrück, Hofprediger des Herzog Karl von Braunschweig und Erzieher von dessen Söhnen, ein Mann, der sich um das Armenwesen sehr verdient machte und als Consistorialrath von den Theologen eine vielseitigere Bildung verlangte. Seine „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" wurden viel gelesen und in mehrere Sprachen übersetzt; seine Predigten zeichnen sich durch Einfachheit, Würde und Klarheit aus, sind aber mehr im Ton von philosophischen Abhandlungen, fern von dogmatisch strengen Lehrbestimmungen — so hält er die Lehre von der Dreieinigkeit nicht für etwas der Theologie Wesentliches, so spricht er unbestimmt vom Tode Jesu, bloß als der größten Wohlthat, welche der Menschheit zutheil geworden — ein Beweis, wie die Strenge des Lehrbegriffes damals bei hervorragenden Predigern fehlte. Strenger als in der Dogmatik, war er in seinem Leben, ergeben in Gottes Willen und von einem andern Leben innig überzeugt. — Der Selbstmord seines Sohnes gab Goethe die Anregung zu „Werthers Leiden". Jerusalem.

So der Oberhofprediger August Wilhelm Friedrich Sack, dessen „Vertheidigter Glauben der Christen" auch von Wieland als reich an rührenden Lehren gepriesen wurde. Seine Predigten galten als musterhaft. — So Johann Joachim Spalding (1714—1804), dem sein Buch über „Die Bestimmung des Menschen" (1748) den Ruf als Propst an der Nikolaikirche in Berlin verschaffte. Gegen die Schwärmereien der Pietisten schrieb er 1761 die „Gedanken über den Wert der Gefühle im Christenthum", die nach Tholucks Zeugnis dazu beitrugen, der Religion einen kälteren, aber auch reineren Charakter zu geben. Seine „Nutzbarkeit des Predigtamtes" (1772) will, die Geistlichen sollen keine besondere Priesterkaste, sondern der Lehrstand in der Kirche sein, „die Depositäre der öffentlichen Moral".[1]) Herder, der in den Priestern Boten Gottes sah, fragte entrüstet, warum man die Geistlichen nicht gar am Ende „zu geheimen Finanz- und Polizeibedienstеten, zu Bau- und Wasserräthen" mache. Der immer mehr aufkommenden Freigeisterei galten Spaldings „Vertraute Briefe über die Religion" und „Die Religion eine Angelegenheit der Menschen". Steffens erzählt,[2]) wie Spaldings Schriften einen großen Einfluss auf seine religiöse Entwickelung geübt haben. Spalding war ein Mann von tiefreligiösem Gefühle, aber kein strenger Dogmatiker, darum zählen ihn auch kurzweg viele zu den Aufklärern. Sack. Spalding. Herder. Steffens.

In die Reihe dieser Männer gehört auch Zollikofer, geboren 1730 in Sanct Gallen, zum Theologen gebildet an der Universität Utrecht, Prediger an der reformierten Kirche zu Leipzig bis zu seinem Tode 1788. Er suchte die Göttlichkeit des Christenthums namentlich dadurch zu beweisen, dass er die sittliche Wirkung der Religion bis in die kleinsten Einzelnheiten hervorhob. So wurden seine Predigten philosophierende Abhandlungen zum Beispiel über die Würde des Menschen, über Erziehung, über gesellige Vergnügungen. Der Ton ist nüchtern; aus lauter Sorge, ja nicht dem Pietismus zu verfallen, kämpft der Zollikofer.

[1]) Hagenbach, l. c. I, S. 359.
[2]) Steffens, Was ich erlebte. I, S. 258.

Mann gegen das Gefühl an. Prediger seiner Art suchten die Gebildeten wieder für das Christenthum zu gewinnen oder noch dabei festzuhalten. Steffens bemerkt jedoch ganz richtig: „Die wohlmeinenden Schriftsteller dieser Art bedachten nicht, dass alle Religion ein Ursprüngliches und Unmittelbares ist, und dass, wenn der innerste Kern des Glaubens verschwunden, er sich so wenig wieder erzeugen lässt, wie das entwichene Leben etwa durch eine chemische Composition."

Teller. Wilhelm Abraham Teller, 1767 von Helmstädt, wo er Professor der Theologie war, als Propst nach Berlin berufen, predigte und schrieb eine „Religion der Vollkommenen", ganz in den Grundsätzen des Deismus. In seinem „Wörterbuch zum Neuen Testamente" verflacht er oft die neutestamentlichen Begriffe: aus der Heiligung zum Beispiel macht er eine Ausbesserung; aus der Wiedergeburt — den Entschluss ein anderes Leben zu führen. — Er soll eine Anzahl Juden in Berlin auf ein bloß deistisches Glaubensbekenntnis hin in die reformierte Kirche aufgenommen haben. So sehr war Predigern dieser Art damals das Bewusstsein des positiven Glaubens abhanden gekommen.

Hegels Urtheil. So ist der Sinn in der Herrschaft des Rationalismus. Hegel sagt über Philosophen und Theologen dieser Richtung:[1] „Die philosophischen Untersuchungen hierüber waren zu einer Mattigkeit der Popularität herabgesunken, die nicht tiefer stehen konnte; sie zeigten eine steife Pedanterie und verständige Ernsthaftigkeit ohne Geist. Die Deutschen sind Bienen, die allen Nationen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, Trödler, denen alles gut genug ist und die mit allem Schacher treiben. Von fremden Nationen aufgenommen, hatte alles dieses die geistreiche Lebendigkeit, Energie und Originalität verloren, die bei den Franzosen den Inhalt über die Form vergessen machte. Die Deutschen, die ehrlicherweise die Sachen recht gründlich machen, und an die Stelle des Witzes und der Lebhaftigkeit Vernunftgründe setzen wollten, da ja Witz und Lebhaftigkeit nichts beweisen, bekamen auf diese Weise einen so leeren Inhalt in die Hände, dass nichts langweiliger als diese gründliche Behandlung sein kann."

Berlin, Sitz der Aufklärung. Der Hauptsitz dieser Richtung war lange Zeit Berlin. Hatte doch Friedrich II. schon als Kronprinz an Voltaire geschrieben: „Die Fürsten des Nordens sind unstreitig den übrigens armseligen Leuten Luther und Calvin große Verpflichtung schuldig; denn einestheils sind sie durch dieselben von dem Joche der Priester befreit, andererseits haben sie infolge dessen durch die Einziehung der Kirchengüter ihre Einkünfte bedeutend vermehrt. Ihr Religions-System freilich ist darum von Aberglauben und Bigotterie nicht gereinigt. — Man muss indessen solche Ansichten geheim halten, um sich nicht zur Unzeit Feinde zu machen."[2]

Wie der positive Gehalt allmählich ganz aus dem Bewusstsein der tonangebenden Männer schwand, sieht man auch aus den Werken berühmter und

---

[1] Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, III, S. 379.
[2] K. A. Menzel, Neuere Geschichte u. s. w., X, S. 365.

ſonſt verdienſtvoller Kirchenhiſtoriker, zum Beiſpiel aus Mosheim, Semler und dem jüngeren Walch.

Laurentius von Mosheim, geboren 1693 zu Lübeck, dann Profeſſor der Kirchengeſchichte[1]) und ſpäter Kanzler der aufblühenden Univerſität Göttingen, beredter Prediger von feinem Sinn und Geſchmack, der deutſche Tillotſon und Bourdaloue genannt, als Mann, der bei orthodoxem Glauben doch mild war, mit Melanchthon verglichen, wird nicht mit Unrecht als der Vater der neueren Kirchengeſchichte bezeichnet. Seinen proteſtantiſchen Vorgängern iſt er an Unparteilichkeit, an Reichthum des Wiſſens, an Geſchick, geiſtige Bewegungen zu ſchildern, an der Gabe pragmatiſcher Darſtellung gewiſs überlegen. Auch iſt ſein Streben nicht mehr, wie bei ſeinen Vorgängern, nur die katholiſche Kirche anzugreifen und den Papſt wie den Antichriſt darzuſtellen. An Gebrechen fehlt es übrigens ſeinem gelehrten Werke nicht: einige ergeben ſich ſchon aus ſeinem Begriff der Kirchengeſchichte. Dieſe iſt ihm „die klare Erzählung deſſen, was ſich in der Geſellſchaft der Chriſten äußerlich und innerlich ereignet hat, in ſolcher Weiſe, daſs wir aus dem Zuſammenhange der Urſachen und Wirkungen die göttliche Vorſehung kennen lernen und weiſer und frömmer werden!“ Die Kirche iſt nach ihm eine Geſellſchaft, wie der Staat; was ihr von außen begegnet, Glück oder Unglück, gehört in die Hauptabtheilung des Äußeren; was ſich auf die Veränderungen des Chriſtenthums als Religion bezieht, gehört in die Hauptabtheilung des Innern der Kirchengeſchichte. Wie der Staat ſeine Regenten, ſo hat die Kirche ihre Lehrer; wie der Staat ſeine Geſetze, ſo hat die Kirche ihre Glaubens- und Sittenlehre; wie der Staat ſeine Unruhen und Kriege, ſo hat die Kirche ihre Streitigkeiten und Häreſien. Häretiker nennt Mosheim diejenigen, „welche durch eigene oder fremde Schuld Unruhen und Streitigkeiten in der chriſtlichen Kirche veranlaſst haben“. Die Häretiker ſtellt er nicht mit Vorliebe als die Verfolgten dar, wie Arnold;[2]) nicht mit Gehäſſigkeit, wie deſſen Vorgänger, ſondern mit Ruhe und Umſicht. Einige Abſchnitte, wie die über die Manichäer, über die Gnoſtiker, über den Einfluſs der griechiſchen Philoſophie auf die Glaubenskämpfe, ſind für jene Zeit vortreffliche Leiſtungen. Überhaupt iſt es ſein Beſtreben, aus der Philoſophie jener Zeit, aus der Lage der allgemeinen Weltverhältniſſe die Geſchichte der Kirche zu beleuchten. Er ringt nach Objectivität, die Darſtellung iſt darum auch ruhig und gemeſſen, aber indem ihm die Kirche nur ein anderer Staat iſt, wird ihm der Begriff der Kirche ſelbſt ein äußerlicher und unlebendiger. Wir hören nur von Veränderungen in der Kirche, finden aber nicht das bewegende Princip; woher kommen jene, wohin zielen ſie, warum gibt es überhaupt eine Geſchichte der Kirche? Dieſe Unklarheit geht aus der Identificierung der Kirche mit dem Staate hervor, ebenſo die mangelhafte Eintheilung. Der Begriff der Kirche iſt bei ihm verflacht. Da waren die alten Kirchenhiſtoriker folgerichtiger. „War ihnen die Kirche das ſichtbare Reich Gottes in ſeinem Gegenſatz zum Reiche des Satans, ſo haben wir hier nur eine Geſellſchaft von Menſchen; iſt dort der ſubſtantielle Inhalt der Kirche das geoffenbarte Wort Gottes, deſſen Gefäß gleichſam nur die Kirche iſt, ſo iſt hier von Geſetzen die Rede, nach welchen die Kirche regiert wird; ſind dort die Häretiker diejenigen, welche ſich am In-

Mos-heim.

Kirchen-geſchichte.

Vorzüge und Gebrechen.

[1]) Mosheim, Institutiones hist. eccl. antiqu. et recent. libb. IV. 1754. Deutſche Bearbeitung in 9 Bänden.

[2]) Vergl. Bd. XI, S. 485 dieſes Werkes.

halt der göttlichen Lehre versündigen, so sind sie hier nur die Friedens- und Ruhestörer, wie wenn, damit nur nicht Streit und Unruhe entsteht, überhaupt nichts geschehen dürfe, wodurch der ursprüngliche Zustand der Kirche sich ändert." [1]

Semler

Johann Salomo Semler (geboren 1726) gieng von den Pietisten aus, zu denen sein Vater, ein Prediger in Saalfeld, übertrat und ihn mitzog. Er hat später selber beschrieben, wie es in diesen Versammlungen der Erweckten hergieng, wie sie einander ihre Seelenzustände auf Stunde und Minute eröffneten, wie er aber — eine nüchterne, verständige Natur — es nie zur „Versiegelung" oder zur unmittelbaren „Gewissheit von der Kindschaft Gottes" bringen konnte, wie er oft zu Hause einsam und unter Thränen niederkniete und Gott bat, ihn dieser Gnade zu würdigen, wie er aber immer unter dem Gesetze blieb; wie er sich aufs genaueste untersuchte, ob er noch wissentlich einer geistlichen Unart anhienge oder einen Bann behielte, und es fortwährend für seine Pflicht hielt, recht traurig zu sein. So kam er mit siebzehn Jahren nach Halle, wo aber durch die Wolfische Philosophie die Macht des Pietismus schon gebrochen war, und schloss sich dem gelehrten und nüchternen Baumgarten eifrig an, sosehr ihn auch die Pietisten mahnten, „das unnütze Studieren zu lassen"; er machte sich unter schweren inneren Kämpfen nach und nach vom Pietismus los, dem er namentlich vorwarf, dass er aus Mangel wahrer Seelenkunde alle inneren Zustände über einen Leisten schlagen wolle. [2]

zuerst Pietist.

Subjectivismus.

Semler kam nach und nach zur Überzeugung, dass man ein frommer Christ im Herzen und mit der That und doch über gewisse Glaubenssätze mit sich im Zweifel sein könne, und hält von da an dieser Unterscheidung zwischen Privatreligion und öffentlich geltender Theologie fest, rechtfertigt also dem gemeinsamen Bekenntnisse eines Glaubens gegenüber die davon abweichende Gesinnung, das Recht der subjectiven Auffassung, das Recht, nach eigener Façon selig zu werden, das Recht der Privatüberzeugung gegenüber der Kirchenlehre. Wenn aber die Privatüberzeugung mit dem geltenden Dogma im Widerspruch sei, so müsse man sich eben, so gut es gehe, dem gemeinsamen Sprachgebrauche accommodieren. So blieb der Protestantismus äußerlich stehen, innerlich fielen die Geister von ihm ab. So wurde der Protestantismus des achtzehnten Jahrhunderts ein anderer als der des sechzehnten. Die Minderheit protestierte auf dem Reichstag zu Speier 1529 gegen die Beschlüsse der Mehrheit für die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein und jeder Geistliche unterschrieb fortan das Bekenntnis, dass der Mensch durch die Erbsünde von Natur zu allem Guten unfähig, [3] dass die Vernunft zur Erkenntnis alles Göttlichen völlig blind und verfinstert sei. Aber wie reden die Theologen des achtzehnten Jahrhunderts auf einmal ganz anders! Manche unterschreiben allerdings mit dem Beisatz „weil und sofern sie übereinstimmen mit der Heiligen Schrift". [4]

Accommodation

Protestantismus einst und jetzt.

---

[1] Baur, Die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung. Tübingen 1852. S. 127.
[2] Lebensbeschreibung. Halle 1781. — Hagenbach, l. c. I, S. 257—269.
[3] K. A. Menzel, l. c. 1, S. 152.
[4] Quia et quatenus consentiunt cum sancta scriptura.

Früher galt, daſs Gott den Apoſteln die heiligen Schriften eingegeben habe, damit dieſelben für ewige Zeiten eine Quelle des reinen Glaubens ſeien — jetzt aber wurde die Autorität derſelben auch in Deutſchland mit den ſchärfſten Waffen angegriffen.

Rationalismus.

Ein Bahnbrecher in dieſer Richtung, wie im Bruch der Überzeugung des Einzelnen mit der Lehre der Kirche, war Semler. 1752 bis 1791, wo er ſtarb, als Profeſſor in Halle gewiſſenhaft und mit Eifer thätig, entwickelte und verbreitete er ſeine Überzeugungen in Wort und Schrift, durch welche er eines der Häupter des Rationalismus wurde. Nachdem die Kirchenlehre ſeiner Privatüberzeugung nicht mehr entſprach und die Schrift doch Regel und Norm des Glaubens ſein ſollte, ſo wurde der Grundſatz aufgeſtellt: die theologiſche Wiſſenſchaft hat das rechte Verhältnis zwiſchen Schrift und Dogmatik wieder herzuſtellen, die Dogmatik hat jedoch ſich nach der Schrift zu richten und die Schrift darf nicht nach der Dogmatik erklärt werden.

Angriffe auf die Bibel.

Was ſagen alſo die heiligen Bücher? Und da waren wieder Vorfragen: welches iſt der richtige Text? wie entſtand der Canon? wie die einzelnen Bücher? welche ſind echt und was iſt unter Inſpiration oder göttlicher Eingebung zu verſtehen? Da war es wieder Semler, der gewaltig aufräumte mit ſeiner Scheidung zwiſchen dem Bleibenden und Vergänglichen im Chriſtenthume, zwiſchen dem, was für die Zeitgenoſſen Chriſti und der Apoſtel, und dem, was für die Genoſſen ſpäterer Zeiten beſtimmt war: die Bücher des Neuen Teſtamentes ſeien nicht für die ganze chriſtliche Kirche bis ans Ende der Welt, ſondern nur für die Zeitgenoſſen der Apoſtel beſtimmt; auch nicht für alle Chriſten jener Zeit, ſondern nur für einzelne Gemeinden, und nicht für alle Mitglieder dieſer Gemeinden, ſondern vielmehr nur für die Vorſteher, und nicht für einen allgemeinen Zweck, ſondern nur für gewiſſe Orts- und Zeitbedürfniſſe, mit Rückſicht auf gewiſſe Verhältniſſe und Streitigkeiten. Vieles darin ſei daher für uns unverſtändlich und unnütz. Überhaupt habe das Chriſtenthum lange, ehe ein Wort des Neuen Teſtamentes geſchrieben wurde, ſchon beſtanden. Man pflanzte es mündlich fort, lange ehe man an einen chriſtlichen Unterricht denken konnte.

auf einzelne Bücher.

Nun gieng es an die Unterſuchung einzelner Bücher. Die „Offenbarung Johannes“ könne unmöglich vom Apoſtel ſelber verfaſst ſein. Die Bücher „Eſther“, „Esra“, „Nehemia“, die „Chronik“, die letzten Capitel des „Ezechiel“ können nicht für inſpiriert gehalten werden. Der altteſtamentliche Canon ſei in der Zeit zwiſchen dem Exil und der Stiftung des Chriſtenthums durch jüdiſche Rabbiner entſtanden, habe eigentlich nur Geltung für das Judenthum. Man könne Chriſt ſein, ohne etwas vom Alten oder Neuen Teſtamente zu wiſſen. Chriſtus habe nur aus Rückſicht auf die Juden ſich auf das Alte Teſtament berufen. Man müſſe wohl zwiſchen Vorſtellungen des jüdiſchen Volkes und dem ewig giltigen Lehrgehalt des Chriſtenthums unterſcheiden. Jüdiſch ſeien die Vorſtellungen vom Teufel und den Teufelsbeſitzungen, vom Meſſias, von der Bedeutung der Opfer. Paulus habe den größten Theil der Satzungen des Alten Teſtamentes verworfen. Der neuteſtamentliche Canon ſei erſt im vierten Jahrhundert entſtanden; unter vielen Evangelien und Briefen hätten die Biſchöfe für die Zulaſſung der einen und Ausſchließung der andern entſchieden. Aber von dem Einverſtändnis der Biſchöfe hänge doch die Kraft des

Der altteſtamentliche Canon,

der neuteſtamentliche Canon.

Christenthums nicht ab. Die Wahrheit, nicht der Canon, nicht die Zahl der
Luther. biblischen Bücher entscheide. Ähnlich sagt Luther: „Das ist der erste Prüfstein, alle Bücher zu tadeln, wenn man prüft, ob sie Christum treiben oder nicht, sintemal alle Schrift Christum zeiget. Was Christus nicht lehrt, das ist auch nicht apostolisch, wenn es gleichsam Petrus oder Paulus lehrte. Wiederum: was Christus predigt, das ist apostolisch, wenn es gleich Judas, Pilatus oder Herodes thäte.“ [1])

Kirchengeschichte. Der Grundgedanke der bänderreichen Kirchengeschichte[2]) von Semler ist wieder der, dass im Gegensatze zum gemeinsamen Bekenntnis eines Glaubens doch jeder wieder seine eigene Hausreligion, seinen eigenen Kreis von Vorstellungen habe; dass all unsere Bezeichnungen und Ausdrücke ungenügend seien, das genau wiederzugeben, was in unserem Inneren lebt, dass es eine allgemeine objective Religion, welche für alle denselben Wert hätte, nie gegeben habe; dass, wo man eine solche aufstellen wollte, stets eine todte Orthodoxie das lebendige Gefühl erstickt habe. Das Verdienst Christi wäre eigentlich nach Semler nur, dass er für das Bewusstsein der Menschheit das
Subjectivismus. Recht des Individuums aussprach, im Gegensatze gegen alles, was sich als öffentliche Religion geltend macht, seine eigene Privatreligion zu haben; er erkennt als das wahre Wesen des Christenthums nur das, was es zur moralischen Religion macht. Die Stufen der moralischen Wohlfahrt sind unendlich verschieden und all diese Stufen können nicht an dasselbe Maß der Erkenntnis gebunden werden, das durch die Lehrformel irgend einer Kirche bestimmt wurde.

Aus dieser Ansicht folgt naturgemäß die Verwerfung der katholischen Kirche. „Sagte man, die Seligkeit der Christen sei von Gott, von Christus, von irgend einem Apostel an eine einzige, lange nachher festgesetzte Summe von Ideen und Urtheilen gebunden und diese einzige Summe hätte eben die katholische Kirche ganz allein in Händen, um mit ihrer Unveränderlichkeit die Seligkeit aller ihrer Mitglieder zu sichern, so ist dies die allerunwürdigste Behauptung, die je von bösen oder ganz unwissenden Menschen aufgebracht und beibehalten werden kann. Denn es wird die ganze Moralität der neuen geistlichen oder vollkommenen Religion geradehin aufgehoben und es kann keine größere Sünde wider alle historische Wahrheit, wider die wirkliche, wahre Historie der christlichen Religion geben.“ — Nach Semler wurde die Kirche in dem Maße eine unwahre und falsche, des Christenthums unwürdige, als sie zu einer festen, abgeschlossenen Form kam, und da der Grundsatz der Unveränderlichkeit so alt ist als die Kirche, so
Gegen die Urkirche. erklärt Semler es für ein Vorurtheil, die Urkirche für die allervollkommenste zu halten; er sucht jene große Zeit darum im übelsten Lichte darzustellen und die Zahl der Martyrer zu vermindern; er erklärt den Brief des Plinius an Trajan, welcher für die Urkirche ein so glänzendes Zeugnis enthält,[3]) für gefälscht; er findet in der Lehre Jesu selbst nichts Festes und Abgeschlossenes, aber

[1]) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, II. Auflage, VI, S. 156.
[2]) Hist. eccl. sel. capita. Halae 1767. — V. e. f. A. d. Rg. Halle 1773. — V. christl. Jahr. Halle 1782.
[3]) Vergl. Bd. III, S 307 dieses Werkes.

viele Anbequemung an jüdische oder, wie er sie zu nennen beliebt, judenzende Vorstellungen. Dagegen hegt er Theilnahme für die Häretiker, weil sie die Orthodoxie bekämpften, und spricht mit der tiefsten Geringschätzung von den Kirchenvätern. Auf der andern Seite wird Luther gefeiert, nicht weil er den Satz vom alleinseligmachenden Glauben aufgestellt, sondern weil er mit der Tradition gebrochen und die Kirche bekämpft hat, er sei demnach der Held der geistigen Freiheit. — Die ganze Kirchengeschichte wird nur so zur Darstellung des Kampfes von Individuen gegen ein gemeinsames Bekenntnis und verliert ihren ganzen Halt, da sie skeptisch wird. Mit diesem einen Gedanken bindet Semler die Gestalten zusammen, wie Simson die Füchse, die er durch die Weizenfelder der Philister jagt; immer versichert er, dass wir noch keine rechte Kirchengeschichte haben, und unermüdlich ist er, die Quellen zu durchwühlen. Die Darstellung kann nicht harmonisch sein.

Nicht minder fleißig, aber ebenso formlos ist C. W. F. Walch, sonst Walch.
wahrheitsliebend und gewissenhaft, aber auch unerträglich langweilig; alle höhere Idee mangelt eigentlich der „Geschichte der Ketzer",[1]) die er nach Rubriken behandelt, wie ein Polizeibeamter einen Arrestanten, oder wie ein Arzt, der das Spital-Protokoll redigiert nach medicinischen und anatomischen Kriterien. Zweck der Kirchengeschichte wird bei Semler, dass man lernt, wie man sich zu verhalten habe, um seine moralische Privatreligion gegen Beeinträchtigungen sicherzustellen, und bei Walch, dass man fruchtbare Beispiele zu den Regeln eines klugen Verhaltens bei entstehenden Streitigkeiten habe. Also war die Kirchengeschichte nur zur Geschichte von Individuen und für individuelle Zwecke und Bedürfnisse geworden, wie man sich in einem vorliegenden Falle verhalten solle.[2]) —

Lessing und die Wolfenbütteler Fragmente.

So stand es mit der protestantischen Theologie im Zeitalter der Aufklärung; Lessing nennt sie eine Halbheit, „eine unlautere Mischung des Alten und Neuen, eine schwächliche Vertuschung der ursprünglichen Lehre."

Damals rieth der Hofprediger Cramer in Kopenhagen, bei der Lehre von der Nothwendigkeit und dem Dasein eines Erlösers und einer Genugthuung für sie von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schweren fortzugehen und Jesum erst nur als einen frommen und heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund lieben zu lehren, den Gott zur Belohnung seiner unschuldigen Kinder in seinem dreißigsten Jahre mit einer so großen Weisheit, als noch nie einem Menschen gegeben worden, ausgerüstet, zum Lehrer aller Menschen verordnet und zugleich mit der Kraft begabt habe, außerordentliche Thaten zu thun. Da stellte Lessing die Frage:[3]) „Heißt das den geheimnisvollen Begriff eines Erlösers erleichtern? Es heißt, ihn aufheben, es heißt, einen ganz andern an dessen Stelle setzen; es heißt, sein Kind so lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe

[1]) Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzer, Spaltungen und Religionsstreitigkeiten. Leipzig 1762, 2 Bände.
[2]) Baur, l. c. S. 150—151.
[3]) Briefe, die neueste Literatur betreffend. 26. Juli und 2. August 1759.

Lehre fassen kann. Und wann kann es die fassen? In welchem Alter werden wir geschickter dieses Geheimnis einzusehen, als wir es in unserer Kindheit sind? Und da es einmal ein Geheimnis ist, ist es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzuflößen, als die Zeit der sich sträubenden Vernunft damit zu erwarten?"

Lessing selber erregte damals einen Sturm unter den Theologen durch Veröffentlichung der Wolfenbütteler Fragmente. Er wollte von der protestantischen Orthodoxie so wenig wissen, als von deren Gegnern, den Aufklärern.

Über Basedows „Vermächtnis für die Gewissen" schrieb er: „Ich hasse alle die Leute, welche Secten stiften wollen, von Grund meines Herzens, denn nicht der Irrthum, sondern der sectiererische Irrthum, ja sogar die sectiererische Wahrheit macht das Unglück der Menschen. — Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, dass, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisieren werden, als es die Orthodoxen je gethan haben." —

Lessing. Lessing selber war eine unruhig suchende Natur, die lange die Bahn, für die sie geschaffen war, nicht finden konnte. Geboren zu Camenz in der Oberlausitz, von so wunderbarer Begabung, dass seine Mitschüler ihn nur den „admirablen Lessing" nannten und sein Lehrer auf der Fürstenschule zu Meißen äußerte: „Das ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muss; die Lectionen, die anderen zu schwer werden, sind ihm kinderleicht, wir können ihn fast nicht mehr brauchen", —

Jugend. der Sohn eines orthodoxen biederen Predigers und einer frommen Mutter und zum Studium der Theologie bestimmt, sammelte er, statt dem Berufsfache zu leben, in Leipzig einen Kreis von Freunden um sich, der sich in der Dichtkunst übte und in der „Hamburgischen Wochenschrift" die Erzeugnisse veröffentlichte. Statt ein „rechter Gottesmann" zu werden, lernte er reiten und fechten und hatte Verkehr mit Freigeistern, namentlich einem Christoph Mylius, und mit Schauspielern; er nahm das deutsche Theater in seine Pflege, suchte es aus den Kinderschuhen herauszuarbeiten und als ästhetischer Reformator Deutschland von der geistigen Fremdherrschaft zu befreien, namentlich den Aberglauben an die classische Autorität des französischen Dramas zu zerstören.

Dann hielt sich Lessing in Berlin auf, der Metropole der Freigeisterei, was seine frommen Eltern sosehr beunruhigte, dass er ihnen versprach, eine Komödie zu verfassen: „Der Freigeist", welche das Treiben dieser Leute verächtlich machen sollte. Dem Wunsche seiner Mutter zu genügen, studierte dann Lessing einige Zeit Theologie in Wittenberg, wo er Magister wurde, auch Klopstocks „Messiade" ins Lateinische übertrug, um ihr Verständnis zu erleichtern. Aber schon nach einem Jahre finden wir ihn wieder in Berlin im Verkehre mit Mylius, als Redacteur der „Voßischen Zeitung", zum Schmerze seiner Eltern, denen ein Redacteur und ein Komödienschreiber gleich wenig galten. In Berlin kam Lessing vielfach in Verkehr mit den Wortführern der Aufklärung, mit Nicolai und Mendelssohn, mit denen er 1757 die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und 1759 die „Literaturbriefe" herausgab; 1760 wurde er auch Mitglied der Berliner Akademie und war er schon ein gefeierter dramatischer Dichter. Aber seine innere Unruhe ließ ihn nie lange an einem Orte rasten: in jeder Stellung hatte er das Gefühl, dass er zu einer höheren berufen sei. So finden wir ihn denn bald darauf als Secretär des Generals Tauenzien in Breslau. In die Zeit dieses Aufenthaltes fällt die Beschäftigung mit Spinoza, auf den

Studien.

er in seiner Unruhe, oder wie er es nennt, in seinem „Hunger nach Wahrheit" damals gerieth. Den Glauben seiner Jugend hatte er verloren. Von der Inspiration der Evangelien schrieb er damals: „Das ist der breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und so ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir jemand hinüberhelfen, der thue es, ich bitte ihn, ich beschwöre ihn: er verdient einen Gotteslohn an mir." Und wiederum schreibt er: „Ich hungere nach Überzeugung sosehr, dass ich wie Erisichthon alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht." — Lessing blieb Spinozist. „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit", schrieb er, „sind nicht mehr für mich, ich kann sie nicht mehr genießen. Ἓν καὶ Πᾶν. Ich weiß nichts anderes." In dem merkwürdigen „Gespräch Jakobis mit Lessing" [1]) erklärt dieser: „Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weiß ich keinen anderen als Spinoza", und wundert sich, dass Jakobi kein Spinozist sei. Spinozist.

Bald nachher finden wir Lessing wieder in Berlin und 1767 als Dramaturgen in Hamburg und oft im Verkehre mit dem streng lutherischen Pastor Melchior Götze, der, ein tüchtiger und entschiedener Mann, an dem geistreichen Lessing einen Gelehrten fand von mehr Wissen und Tiefe, als die gewöhnlichen Aufklärer, und darum seine Freude an ihm hatte. 1770 wurde Lessing Bibliothekar in Wolfenbüttel und veröffentlichte nach und nach Handschriften, die er dort fand, so die Schrift des Berengar von Tours [2]) über das Abendmahl, deren Herausgabe von den gelehrten Theologen mit Freuden begrüßt wurde; 1777 gab er auch ungenannte Bruchstücke heraus: „Die Fragmente eines Wolfenbüttelischen Unbekannten", die ein gewaltiges Aufsehen erregten: sie enthielten eine scharfe Kritik einiger im Alten und Neuen Testamente erzählten wunderbaren Begebenheiten, z. B. des Durchgangs der Israeliten durch das Rothe Meer, der Auferstehung Jesu, und schlossen mit einem Aufsatze über den „Zweck Jesu und seiner Jünger", nach welchem es das Ziel Christi gewesen wäre, das Judenthum zu reformieren und an die Stelle der römischen Weltherrschaft ein irdisches Messiasreich zu errichten; der Plan sei aber gescheitert, der Urheber am Kreuze gestorben. Jetzt erst hätten die Jünger der Lehre vom Reiche Gottes eine geistige Deutung gegeben und die Geschichte der Auferstehung Jesu erfunden. Die Evangelien wären also nicht das Erzeugnis einer frommen Begeisterung, sondern eines planmäßigen Betruges. — Die Bewegung, welche diese Aufsätze hervorriefen, war außerordentlich, war ja die Bibel der Grund, auf dem die protestantische Kirche baute. Der Pastor Götze erhob für seine Kirche den Handschuh — mit den Fragen, ob die christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verloren gienge? wenn sie längst verloren gegangen wäre? wenn sie niemals gewesen wäre? Lessing antwortete bestimmt mit Ja: „Die ganze Religion Christi war bereits im Gange, ehe einer von den Evangelisten schrieb. Das Vaterunser wurde gebetet, ehe es bei Matthäus zu lesen war, denn Jesus selbst hatte es seine Jünger beten gelehrt; die Taufformel war im Gebrauch, ehe sie der nämliche Matthäus aufzeichnete." Das waren lauter Sätze, welche die Katholiken der Einseitigkeit der Protestanten früher entgegengehalten hatten, nur auf die Bibel und nicht auch auf die Tradition den Glauben zu stützen. „Der Buchstabe", erklärte Lessing, „ist nicht der Geist und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben, gegen die Götze. Bibliothekar. Wolfenbütteler Fragmente. Anti-Götze.

[1]) Über die Lehre des Spinoza in Briefen an Mendelssohn.
[2]) Vergl. Bd. IV, S. 502 f. dieses Werkes.

Bibel und Tradition.

Bibel nicht auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion, denn die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion Gehöriges, und es ist bloß Hypothese, dass sie in diesem Mehreren gleich unfehlbar sein müsse. — — Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste Evangelist schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Canon zustande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so vieles abhängen, so kann doch unmöglich die Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits so vieler Seelen sich bemächtigt hatte und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen, so muss es auch möglich sein, dass alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren gienge und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer inneren Wahrheit müssen die schriftlichen Überlieferungen erklärt werden und alle schriftlichen Überlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat." — So hat denn ein protestantischer Theologe die Lehre der Katholiken von der Tradition gerechtfertigt.

Die Evangelisten sind wahrhaft.

Was aber in den Fragmenten vom Plane einer messianischen Weltherrschaft, von der Absichtlichkeit der evangelischen Berichte steht und dass erst nach dem Tode des Stifters seiner Lehre absichtlich eine ideale Richtung beigelegt wurde, ist gründlich falsch. Die Evangelisten machen sosehr auf jedes unbefangene Gemüth den Eindruck der Ursprünglichkeit und der Natürlichkeit, dass an einen Plan der Täuschung nicht zu denken ist; sie erzählen kunstlos wie Kinder, ohne einen anderen Zweck, als ihren Meister zu zeichnen, wie er war, ohne Färbung, ohne Lobspruch ihre Verehrung für den größten Charakter zu schildern, der je über diese Erde gewandelt ist. Sie schildern ihn nur so, weil er so war, wie sie ihn schildern, und wir werden von dieser Einfachheit und von dieser Naivität nicht mehr so ergriffen, wie wir sollten, weil wir von Jugend auf daran gewöhnt sind und sie lasen, ehe wir fähig waren, ihren inneren Wert, ihre wundervolle Hoheit zu begreifen. „Die Menschen werden weniger bewegt durch die alles erleuchtende Sonne, als durch den Pomp eines Feuerwerkes", sagt sehr gut der Amerikaner Channing.[1]) Der Verfasser der Fragmente, der Gymnasiallehrer Reimarus in Hamburg, fühlte diese Ursprünglichkeit und Wahrheit der biblischen Darstellung nicht mehr, weil er pflichtgemäß die Predigten des Pastors Götze wider den Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen anhören musste, und ergois seine bittere Stimmung, statt über den Pastor, über das Christenthum. Dass aber Lessing diese Aufsätze veröffentlichte, nahmen ihm auch Männer der Aufklärung

Götze.

übel, nicht bloß Götze, den Lessing in seinem „Anti-Götze" als einen zelotischen Ignoranten darstellte, was er nicht war, und dem er den ärgsten Unglauben an das Christenthum vorwarf, weil er glaube, durch solche Untersuchungen könne das Christenthum Schaden leiden. Götze antwortete, nicht die objective Religion, sondern die subjective, die Religion der einzelnen werde dadurch geschädigt, und

Semler.

das war richtig. Semler erzählt, wie durch die Fragmente so mancher junge Theologe in seiner Überzeugung erschüttert wurde und so mancher sich entschloss, einen anderen Beruf zu wählen. Lessing erinnerte an den Arzt, der Kräuter sammle, wenn eine Krankheit im Anzuge ist, der auch giftigen Pflanzen nachgehe und sie zur Kunde der Wissenschaft bringe; an die Stürme, die nothwendig seien,

[1]) Channings Religiöse Schriften, III, S. 6. Berlin 1850.

um die Luft zu reinigen. Semler meinte, die christliche Religion brauche sich nicht Schonung und Barmherzigkeit zu erbetteln durch Erniedrigung und furchtsames Kriechen. Der Tag werde es schon selbst klar machen, wer Gold und Silber, oder Stroh und Stoppeln dem Feuer der Gefahr und der Prüfung entgegensetze.

Niebuhr. Niebuhr schrieb: „Ich bedurfte keiner Wolfenbütteler Fragmente, um die Abweichung der Evangelien wahrzunehmen und die Unmöglichkeit, kritisch auch nur eine haltbare Geschichte des Lebens Jesu zu entwerfen. Wie ich aber die unermessliche Kluft zwischen Erzählung und dem Erzählten, Geschehenen, hier, wie bei jedem historischen Gegenstande, ins Auge fasste, so störte mich das nicht weiter. Der, dessen irdisches Leben und Leiden geschildert wurde, hatte mir eine vollkommen reale Existenz und seine ganze Geschichte dieselbe Realität, wenn sie auch in keinem einzigen Punkte buchstäblich genau erzählt wäre. Daher auch das Grundfactum der Wunder, welches meiner Überzeugung nach zugegeben werden Wunder. muss, wenn man nicht das Unsinnige oder vielmehr Unbegreifliche annehmen will, der Heiligste sei ein Betrüger, oder seine Jünger seien Betrüger oder Lügner gewesen, und Betrüger hätten eine heilige Religion gepredigt, in der alles Entsagung ist und nirgends auf ein Priester-Regiment hingearbeitet wird. Was ein Wunder im strengsten Sinne betrifft, so bedarf es nur einer unbefangenen und scharfblickenden Naturforschung, damit wir einsehen, dass die Erzählungen nichts weniger als widersinnig sind, und einer Vergleichung mit Legendenmärchen oder den angeblichen Wundern in anderen Religionen, um wahrzunehmen, welch ein anderer Geist in ihnen lebt."

Es war nahe daran, dass mit der Klage wegen Anfeindung einer der unter dem Schutze der Reichsgesetze stehenden Religionen gegen Lessing vorgeschritten wurde, und dessen bürgerliche Existenz wäre dadurch in ernste Gefahr gekommen. Um ihn zu retten, verbot ihm der Herzog Karl von Braunschweig, weiter etwas in dieser Frage drucken zu lassen ohne Genehmigung der Censur. Lessing machte seinem Unmuthe über die Angriffe gegen ihn in seinem Drama „Nathan der Weise", Luft, von dem er sagt: „Nathans Äußerung gegen jede positive Religion ist von jeher die meine gewesen." Es ist also ein poetisches Glaubensbekenntnis. Der Kern des Buches liegt in der Geschichte von den drei Ringen, von der Lessing sagte, er wolle damit den Theologen einen ärgeren Possen spielen, als mit noch zehn Fragmenten; sie würden freilich darüber schimpfen, doch es wohl bleiben lassen, sich gegen das Drama öffentlich zu erklären. Wenn er aber meinte, an ihren Wirkungen werde man den Vorzug der Religion erkennen, so darf das Christenthum gewiss kühn es auf die Probe ankommen lassen. Im Gedichte aber ist der Islam in Saladin, das Judenthum in Nathan, die Vernunftreligion in Recha und dem Tempelherrn hochgestellt, das positive Christenthum dagegen im zelotischen Patriarchen und im Klosterbruder Daja erniedrigt. Nathan der Weise.

Lessing sagt, das Aufsuchen der Wahrheit mache ihm mehr Freude, als der Fund und ruhige Besitz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den Zweifel verschlossen hielte, den Trieb nach Wahrheit, auch auf die Gefahr hin immer und ewig zu irren, und ihm die Wahl ließe zwischen Zweifel und Wahrheit.

beiden, er würde ihm in seine Linke fallen und sich den Zweifel ausbitten mit den Worten: „Vater, gib mir den Zweifel, die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein.“ — Das ist Lessingische Eigenthümlichkeit. In der gesunden Menschennatur liegt sonst das Suchen der Wahrheit in der Hoffnung, sie zu finden und in ihrem Besitze glücklich zu sein.[1])

Gedankenreich ist Lessings Schrift über die „Erziehung des Menschengeschlechts“.[2]) Schelling nannte ihre hundert Paragraphen das Tiefste, was im achtzehnten Jahrhunderte geschrieben worden sei; sie ist nicht bloß eine Geschichtsphilosophie, sondern sie ist auch ein Versuch, Philosophie und Offenbarung zu versöhnen; er wollte hier dem Wolfenbütteler Fragmentisten eine freiere Anschauung der Offenbarung, eine tiefere Religionsphilosophie entgegenstellen.

Erziehung und Offenbarung.

Er hebt an mit dem Verhältnis von Erziehung und Offenbarung. Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen, das ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte. — Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen geschieht, und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte und dem einzelnen zutheil wird und geworden ist. Die Erziehung gibt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte, aber sie gibt es ihm geschwinder und leichter; also gibt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch gekommen wäre, aber sie gibt es ihm früher. „Zu allen Zeiten“, sagt Lessing,[3]) „gab es priviligierte Seelen, die aus eigenen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem größeren Lichte entgegen eilten und anderen ihre Empfindungen davon zwar nicht mittheilen, aber doch erzählen konnten.“ — Bei der Erziehung wie bei der Offenbarung ist es nicht gleichgiltig, in welcher Zeit sie die Kräfte des Menschen entwickelt: wie die Erziehung dem Menschen nicht alles auf einmal beibringt, sondern alles in stufenweiser Entwickelung, so macht es auch die Offenbarung — Gott hält dabei eine gewisse Ordnung, ein gewisses Maß inne: er wählte ein einzelnes Volk zu seiner besonderen Erziehung aus, das ungeschliffenste, verwildertste, um mit ihm von vorne anfangen zu können, das jüdische: ihm ließ er sich als den Gott seiner Väter verkünden, um es nur erst mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes vertrauter zu machen, und verkündete sich ihm durch die Wunder als ein Gott, der mächtiger sei als ein anderer — so gewöhnte er sie an den Begriff des einzigen. Kinder müssen durch sinnliche Mittel, durch Belohnungen und Strafen gewöhnt werden — so machte es Gott mit diesem Volke.

Moses.

Erstes Elementarbuch.

Doch beschränkten sich seine Verheißungen und Drohungen auf dieses Leben, der Gedanke der Unsterblichkeit blieb dem Volke fremd. Er bestimmte es zum künftigen Erzieher des Menschengeschlechtes, und als es unter Schlägen und Liebkosungen zu den Jahren des Verstandes gekommen war, stieß er es in die Fremde, in der es erst das Gute erkannte, was es im Hause des Vaters gehabt hatte.

Die Juden im Exil.

[1]) Vergl. darüber die schönen Worte in der „Apologie“ von P. Albert Weiß, III, S. 558. 2. Aufl.; „Lebensweisheit“, III, S. 3.

[2]) Körte behauptete („Albrecht Thaer. Sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirt. Leipzig 1839“), der berühmte Ökonom Thaer sei ihr Verfasser. Guhrauer („Lessings Erziehung des Menschengeschlechts, kritisch und philosophisch erörtert. Berlin 1841“) hat jedoch die Schrift als ein unentbehrliches und unverkennbares Glied der Lessingischen Weltansicht nachgewiesen.

[3]) In den Gegensätzen zum Fragmente II.

Die meisten anderen Völker waren weit hinter ihm zurückgeblieben, andere ihm weit zuvorgekommen, wie es unter Kindern geschieht, die man sich selbst überlässt: die einen bleiben roh, die anderen machen erstaunliche Fortschritte. So wenig solche Kinder, die ohne Erziehung sich glücklich entwickeln, etwas gegen den Nutzen einer guten Erziehung beweisen, ebensowenig beweisen die wenigen gebildeteren Völker im Alterthume etwas gegen die Offenbarung. Selbst dass die Unsterblichkeit der Seele dem Volke Gottes fremd blieb, während sie anderen Völkern früher aufgieng, spricht nicht gegen den göttlichen Plan jener Menschenerziehung. Der Gedanke der Unsterblichkeit war der Bildungsstufe jenes Volkes noch nicht angemessen: es musste wie ein Kind vor allem gehorchen und die Gebote beobachten lernen, weil sie von Gott gegeben sind, das ist etwas Großes an sich. Es war die Zeit, da es seinen Gott mehr fürchtete, als liebte. Unsterblichkeit.

Aber seine Anschauungen sollten erweitert werden — in der Verbannung ward es mit anderen Völkern bekannt, welche geistigere Begriffe von Gott hatten, als das Volk Gottes selber — jetzt erhellte die Vernunft die Offenbarung, wie bisher die Offenbarung die Vernunft geleitet hatte. Das in die Fremde gestoßene Kind sah andere Kinder, die mehr wussten, die anständiger lebten, und fragte sich beschämt — warum weiß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch so? hätte man in meines Vaters Haus mir dies nicht auch beibringen sollen? — Da suchte es seine Elementarbücher hervor, die ihm längst zum Ekel geworden waren, um die Schuld auf sie zu schieben, erkannte aber darin, dass die Schuld lediglich an ihm liege und nicht an den Büchern. — So kam es gebildeter aus der Fremde zurück, als es hingegangen. Im Verkehr mit Persern und Chaldäern und durch die griechische Philosophie in Alexandria wurde es mit der Lehre der Unsterblichkeit vertraut, in seinen heiligen Schriften war sie nur mit Fingerzeigen angedeutet. Fremde Lehren in die heiligen Schriften hineinzutragen — hätte dem Verstande des zum Knaben erwachsenen Kindes eine falsche Richtung gegeben.

Da kam eben um diese Zeit der zuverlässige, der praktische Lehrer der Unsterblichkeit, Jesus Christus, zuverlässig durch die Weissagungen, die in ihm erfüllt schienen, zuverlässig durch die Wunder, die er verrichtete, zuverlässig durch seine Wiederbelebung nach dem Tode, mit welchem er sein Leben besiegelt hatte. Er lehrte die Unsterblichkeit nicht bloß speculativ, sondern brachte sie auch mit der Sittlichkeit in die innigste Verbindung. Die Jünger haben diese Lehre fortgepflanzt und in ihren Schriften überliefert — sie bilden das zweite Elementarbuch der Menschheit, sie haben seit 1700 Jahren den menschlichen Verstand mehr beschäftigt und erleuchtet, als andere Bücher. Es war nöthig, dass jedes Volk dieses Buch für das beste hielt, wie der Knabe sein Elementarbuch, damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu denen er noch keinen Grund gelegt hat. Übrigens mögen die Fähigeren, die sich schon über das Buch hinausdünken, dasselbe doch lieber noch einmal lesen und zusehen, ob nicht noch Mehreres darin stehe, als sie schon zu wissen vermutheten. Zudem sollen die geoffenbarten Lehren, die wir vorerst als Geheimnisse kennen lernten, durch den Gebrauch unser Eigenthum werden, selbsterkannte Wahrheiten, so die Lehre von der Dreieinigkeit, von der Erbsünde, von der Genugthuung. Die Geheimnisse der Religion sind das Facit, welches der Rechenmeister seinen Schülern vorausjagt, damit sie sich im Rechnen einigermaßen danach richten können; wollten sie sich am Facit begnügen, so werden sie nie rechnen lernen. Jesus Christus. Zweites Elementarbuch.

Alle Erziehung hat ein Ziel — die Zeit der Vollendung wird einst kommen,

da der Mensch das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil Belohnungen
Ewiges Evangelium. darauf gesetzt sind; es wird kommen die Zeit des ewigen Evangeliums, die uns in den Elementarbüchern des Neuen Bundes verheißen ist. Vielleicht, dass gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen Evangeliums aufgefangen haben, und gewiss hatten sie keine schlimmen Absichten, als sie lehrten, dass der Neue Bund ebensowohl antiquiert werden müsse (?), als es der Alte geworden, nur dass sie über ihr Ziel hinausschossen. — Christus ist also für Lessing nur ein höherer Pädagog als Moses.

Religion der Vernunft. Von diesem Christenthum der Vernunft, welches Lessing in Aussicht stellt, wo der Schüler nicht bloß das Facit der Rechnung gläubig hinnehmen, sondern die ganze Rechnung mitmachen wird, gibt er selber hinsichtlich der Lehre der
Dreieinigkeit. Dreieinigkeit ein Beispiel: er erklärt Gott den Vater als das ewig vollkommenste Wesen, das von Ewigkeit nur sich selbst denken konnte; Gott den Sohn als das identische Bild, als den ewigen Gedanken Gottes, als ein Wesen, das Gott von Ewigkeit selber schuf, indem er sich selbst von Ewigkeit her in aller seiner Vollkommenheit dachte; Gott den Geist als die Harmonie zwischen Gott dem Vater und dem Sohne, eine Harmonie, in welcher alles ist, was in dem Vater und dem Sohne ist, die also selbst Gott ist — dies sei der Schlüssel der Trinitätslehre. Die Welt ist ihm die Gesammtheit der Wesen, die Gott dadurch
Logos. erschuf, dass er seine Vollkommenheit zertheilt dachte, und zwar so, dass wir sie nach unendlichen Graden des Mehreren und Wenigeren zertheilt denken müssen, die so aufeinander folgen, dass nirgends ein Sprung, eine Lücke sei; aus ihrer Harmonie sei alles zu erklären, was in der Welt vorgehe.

Seelenwanderung. In ähnlicher Weise sucht Lessing sich die Lehre von der Erbsünde und von der Genugthuung zu erklären, kommt aber dabei auf die Seelenwanderung. Die Bahn, auf welcher das ganze Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelange, müsse jeder einzelne Mensch, der eine früher, der andere später, aber nicht in einem und demselben Leben, durchmachen. Aber, warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel? „Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen, geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, dass es der Mühe, wiederzukommen, nicht lohnet, oder darum nicht, weil ich es vergessen, dass ich schon dagewesen? — Wohl mir, dass ich das vergesse! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auch jetzt vergessen muss, habe ich denn das auf ewig vergessen? Oder weil zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? Verloren? und was habe ich denn zu versäumen? ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“ — Auch sein Bruder erzählt nach mündlichen Unterredungen,[1]) er glaubte, die menschliche Seele wäre schon in viele Körper gewandert und immer aus dem letzten vollkommener gekommen, als aus dem vorhergehenden. Es könnte auch sein, dass sie anfangs in thierischen Körpern gewesen und durch Verlassung endlich in menschliche übergegangen, aus denen sie noch in weit edlere Wesen wandeln würde, wenn sie nicht vorsätzlich dieser Veredelung entgegen handeln würde. Lessing beruft sich dabei auf die Natur, die nirgends einen Sprung thue; so werde auch die Seele alle unteren Stufen durch-

[1]) Lessings Leben, II.

gegangen sein, ehe sie auf die gekommen, auf welcher sie sich gegenwärtig befinde. Er redet darum auch mit Leibnitz der Lehre von der ewigen Verdammung Leibnitz. das Wort: in der Welt sei nichts isoliert, nichts ohne ewigen Folgen. „Wenn daher auch keine Sünde ohne Folgen sein kann, können diese Strafen anders als ewig dauern? — „Ein moralisches Wesen kann nicht allein in seinem Fortgang zur Vollkommenheit stocken, nicht allein einige Schritte zurückgehen, sondern ich sehe nicht ein, warum es nicht auch in seinem Rückgang ewig beharren und sich immer weiter von der Vollkommenheit entfernen kann. Gesetzt aber auch, der ewige Rückgang eines moralischen Wesens wäre in sich selbst widersprechend — genug, dass jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit in aller Ewigkeit nicht einzubringen ist und sich also in alle Ewigkeit durch sich selbst bestraft."

So die gewagten Versuche Lessings, christliche Lehrsätze philosophisch zu erklären. Man wird immerdar zugestehen müssen, dass mit ihm eine tiefere Behandlung großer Fragen eingetreten, dass die Zeit der gemeinen Aufklärer vorüber ist. Hamann sagte von ihm: „Es ist Lessing ernst gewesen, eine neue Bahn zu brechen, aber sein Scharfsinn ist sein böser Dämon gewesen." — Gelzer[1]) erklärte diesen bösen Dämon für „das zu große Übergewicht des kritisch zersetzenden Verstandes über die stille, innige Sammlung der Seele, über die selige Ruhe des inneren Schauens, über die Glaubenskraft der Selbsthingebung an die menschgewordene ewige Wahrheit und Liebe."

Auf die kirchlichen und literarischen Zustände unter den Katholiken kommen wir bei Kaiser Joseph II., zu dem wir jetzt übergehen, dem Herrscher, der, um für das Wohl seiner Unterthanen zu sorgen, sein Reich und fremde Länder unermüdlich bereiste und durch Tage der Größe und des Ruhmes seine Regierung unsterblich zu machen suchte. —

[1]) Die neuere deutsche National-Literatur, 2. Auflage, I, S. 277.

Kaiser Joseph II., seine Reformen, seine Politik.

Josephs II. Reise nach Frankreich 1777.

Die Reise des Kaisers nach Frankreich fällt in die Zeit vom 1. April bis zum 1. August 1777. Begleitet war er vom Grafen Josef Colloredo und von Philipp Cobenzl; er reiste als Graf von Falkenstein. Die Fahrt gieng über München, Stuttgart, Straßburg, Nancy und Metz: in Stuttgart besuchte er die Militär-Akademie, in Kehl die verfallenen Werke der Festung, in Straßburg das Grab des Marschalls von Sachsen, in Nancy die Grabkapelle der Lothringer. In Metz wohnte er einer Parade bei; es regnete und ein Officier bot ihm seinen Schirm an: „Ich fürchte den Regen nicht", sagte der Kaiser und alsbald verschwanden all die seidenen Dächer, welche sonst diese Söhne des Mars über ihre niedliche Frisur ausgespannt trugen. Am 18. April traf der Graf von Falkenstein in Paris ein und stieg bei seinem Botschafter ab. Am Tage darauf kam er einfach zur Königin nach Versailles, die ihn zu ihrem Gemahl geleitete. Die Mutter fürchtete, Maria Antoinette möchte entweder den Bruder vollständig gewinnen und seine Liebe dann in dem, was sie tadelnd Verschwendung nannte, bestärken, oder aber der Tadel des Kaisers möchte eine Erkältung der Allianz zur Folge haben.[1]) Und doch wünschte die Mutter nichts sehnlicher als „das Heil der Religion, als das Glück ihrer lieben und geliebten Kinder, als das Wohl ihrer Staaten und ihrer Völker, und dass das Band, welches Österreich und Frankreich verbinde, durch keinen Minister und durch keinen andern, der es darum beneide, aufgelöst werde."

Marie Antoinette.

Maria Theresia.

Joseph hatte einen scharfen Blick und eine scharfe Zunge, und wo es zu tadeln galt, ließ er es gewiss nicht fehlen. In seinen Briefen aus Versailles nennt er die Königin eine sehr hübsche, sehr liebenswürdige Frau, tadelt aber, dass sie gar keinen Wert auf die Gesellschaft des Königs lege und sich an gar keine Etiquette halte: „Sie geht aus, treibt sich umher in kleiner Gesellschaft, ohne irgend welches Kennzeichen ihrer Würde. Ihre Bewegungen sind etwas rasch und für eine Privatfrau wäre das ganz gut; sie aber erfüllt nicht die Aufgaben ihrer Stellung und dies könnte für die Zukunft verhängnisschwere Folgen nach sich ziehen. Ihre Tugend ist unbefleckt, sie ist sogar streng und zwar noch mehr aus Charakter als aus Überlegung, und daher geht bis jetzt alles gut. — Sie ist im

Tadel der Königin.

[1]) So schreibt sie 3. Februar 1777. — Arneth, Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz, II, S. 250.

Besitz einer Rechtlichkeit und einer Tugend, die in ihrer Lage wahrhaft bewunderungswürdig sind. Dazu kommt eine Schärfe des Verstandes und eine Richtigkeit des Urtheils, die mich oft in Erstaunen versetzt." [1]) Vom König findet er, dass er rechtschaffen sei, gute Begriffe, ein gesundes Urtheil besitze, dass er aber denen gegenüber, die ihn einzuschüchtern wüssten, schwach, und daher leicht zu lenken sei. „So kann es auf die Länge nicht weiter gehen," sagte er zur Schwester. „Die Revolution wird grausam sein, wenn ihr derselben nicht vorbaut." — Für die Königin verfasste er einen eigenen Aufsatz, worin er ihr Regeln mittheilte für ihr Benehmen.[2]) Maria Antoinette schrieb darüber ihrer Mutter: „So glücklich war ich während seiner Anwesenheit, dass mir jetzt alles wie ein Traum erscheint. Aber, was niemals ein solcher für mich sein wird, sind die guten Rathschläge, die er mir gab, und die auf immer in mein Herz eingegraben sind. Unschätzbar ist das Glück, das ich genossen, und unbezahlbar sind die Beweise der Freundschaft, die er mir gab. Ich wusste es ja, dass er nur mein Glück wolle, und all seine Rathschläge beweisen mir dies." — Sie schreibt voll Stolz auf den Beifall, den der Kaiser in Paris fand, an die Mutter:[3]) „Gegen jedermann hat mein Bruder ein so vollendetes Benehmen beobachtet, dass er das Bedauern und die Bewunderung aller Stände mit fortnimmt. Nie wird man ihn vergessen." Ludwig XVI.

Maria Antoinette hatte nicht zu viel gesagt. Die Pariser bewunderten den Fleiß, die Einfachheit und die Lernbegier des Mannes mit den schönen blauen Augen und dem hohen Ernst auf der Stirne, der so mächtig sei und so wenig auf Prunk sehe; der im einfachen grauen Gehrocke früh Morgens schon Sammlungen besuche, und wenn sie noch nicht geöffnet seien, sich auf die nächste Bank oder Brunnenschale setze und warte, bis man öffne. Er wollte alles sehen, was die Hauptstadt für einen Staatsmann Wichtiges aufzuweisen hatte. Lob der Pariser.

Das große Invalidenhaus erregte seinen gerechten Beifall, so dass er dem König einen Vorwurf daraus machte, dass er es noch nicht besucht habe. Im Hôtel-Dieu schritt er durch die Säle, die mit Kranken und Sterbenden angefüllt waren, kostete von der Suppe, beobachtete die Wartung, sprach aber herben Tadel aus, als er einen Fieberkranken, einen Todten und einen Genesenden nebeneinander liegen sah, und verließ es mit einem Geschenk von 48.000 Livres. Im großen Krankenhause, das er nachher in Wien errichtete, sind die Fehler des Hôtel-Dieu vermieden. Joseph II. wohnte den Gerichtssitzungen bei und hörte die Reden der Vertheidiger; er ließ sich in der Manufactur der Gobelins alle Leistungen, alle Handgriffe auseinandersetzen; er zeigte besondere Theilnahme für das Taubstummen-Institut, schenkte dem Abbé de l'Epée[4]) sein Bild in Brillanten und bat ihn, ihm einen Lehrer seines Faches von gleichem Eifer nach Wien zu senden. Nach Besichtigung des botanischen Gartens und des großen Naturalien-Cabinets überraschte er den Naturforscher

[1]) Arneth, Maria Theresia und Joseph II, II, S. 132—135. — M. Th., X, S. 254.

[2]) Réflexions, données à la Reine de France 29 Mai 1777. — S. 4—18 im Briefwechsel der Königin mit ihren Brüdern.

[3]) Arneth, Marie Antoinette an Maria Theresia. 14. Juni 1777. S. 208.

[4]) Vergl. später Bd. XV dieses Werkes.

Buffon. Buffon mit seinem Besuch. Als dieser den Schlafrock ausziehen wollte, verwehrte es ihm der Kaiser: ein Lehrer dürfe seinem Schüler gegenüber keine Ceremonien machen. Er wohnte einer Sitzung der Akademie bei, an deren Schluss er länger mit d'Alembert sprach, der darüber an Friedrich schrieb, es sei sehr natürlich, dass der Kaiser, jung und lernbegierig, einen Fürsten, wie den König von Preußen, habe sehen wollen, einen so großen Feldherrn, einen Monarchen von so bedeutendem Ruf, welcher eine so große Rolle gespielt habe.

D'Alembert. Friedrich II. schrieb darauf an d'Alembert:[1] „Ich begreife wohl, dass sich Frankreich jetzt bloß mit dem Grafen von Falkenstein beschäftigt, und wundere mich gar nicht, dass er in Paris so viel Beifall findet. Er hat viel Geist, ist sehr gesellig und zeigt große Begierde nach neuen Kenntnissen. Darum achtet er nicht auf Kleinigkeiten, sondern beschäftigt sich nur mit Gegenständen, welche für die Staatsverwaltung wichtig sind." In seinen „Denkwürdigkeiten" von 1774 bis 1778

Friedrich II. äußert sich Friedrich aber voll Argwohn über Josephs Reise nach Frankreich. Der Kaiser habe die guten Manufacturen, die Handelsanstalten und anderen Beweise großen Nationalfleißes beneidet; auch habe der Anblick der Normandie, der Bretagne, der Provence, Languedocs, Burgunds und der Franche-Comté, die nicht von eigenen Fürsten regiert und jetzt dem französischen Staate einverleibt wären, den Vergleich in ihm erweckt mit dem Deutschen Reiche, dessen Kaiser er zwar sei, aber in welchem sich Könige und Fürsten befinden, die mächtig genug wären, ihm zu widerstehen oder gar ihn zu bekriegen. „Wenn er gekonnt hätte, so hätte er sogleich alle Provinzen des Reiches in seine Herrschaft miteinbegriffen, sich zum Herren dieses großen Körpers gemacht, und durch dieses Mittel seine Macht über die aller Könige Europas erhoben. Dieser Plan beschäftigte ihn fortwährend und er glaubte, das österreichische Haus müsse denselben nie aus den Augen verlieren." Man sieht, wie argwöhnisch Friedrich II. war.

Das einfache Erscheinen Josephs im Theater erregte den Jubel der Pariser. Als in Glucks „Iphigenie" der Chor die Worte sang: „Singen wir ein Lied zum Lob der Könige" — ertönte allgemeiner Beifall. Auch Joseph klatschte. Antoinette ergriff seine Hand und zeigte aus ihrer Loge den Bruder dem Volke. Neuer stürmischer Beifall! Die Pariser fühlten sich geschmeichelt ob dem Lob, das der Kaiser ihren Bauten, Kunstsammlungen, Fabriken, Bibliotheken spendete,

Rousseau. dass er ihre Künstler, ihre Schriftsteller besuchte. Auch Rousseau ward diese Ehre zutheil. Man erzählte eine Menge Anekdoten, wie der Kaiser durch unbekannte Straßen strich oder in einfachen Mietwägen fuhr, Kaffeehäuser besuchte — alles nur, um Paris nach allen Seiten kennen zu lernen. Als ihn jemand für die Colonien gegen die Engländer gewinnen wollte, äußerte er: „Mein Metier erfordert, königlich gesinnt zu sein." Beim Anblicke der Königsgräber zu Saint-Denys sagte er: „Hier sind die Könige von Frankreich gerade so viel, als die Kaiser bei den Kapuzinern in Wien."

Am 31. Mai verließ der Kaiser Versailles. Seiner Mutter schrieb er:[2] „Ich fand bei der Königin eine gewisse Süßigkeit des Lebens. Stunden und Stunden habe ich bei ihr zugebracht, ohne zu wissen, wie sie mir verflossen. Ihr

Joseph II. Schmerz bei der Abreise war groß, aber ihre Haltung gut." — Die Rückreise gieng über Caën, Rouen, Saint-Malo, Brest, Rochefort nach Bordeaux. Überall wollte man ihm Feste bereiten und Lustbarkeiten — er wies

---

[1] Schreiben vom 23. Juni 1777.
[2] Arneth, Maria Theresia, X, S. 257.

alles ab: er sei nicht nach Frankreich gekommen, um zu tanzen, sondern um Kenntnisse zu sammeln; wenn man ihm nicht erlaube, incognito zu sein, so müsse er wieder abreisen; die Zeit sei ihm hier zu kostbar, um sie auf Schauspiele zu verwenden. Er schien nur für Manufacturen, Canäle, Häfen, Dämme, Schiffswerften, Arsenale, Schulen Sinn zu haben. Von Bordeaux gieng er über die Pyrenäen und Bayonne nach Saint-Sebastian, wo er die Cacao- und Eisenmagazine besuchte. — Hierauf sah er in Marseille, Toulon, Lyon alles, was auf den Handel und die Fabriken Bezug hatte, und erregte durch seine Wisbegierde einen Enthusiasmus ohnegleichen. Er selber schreibt:[1]) „Überall habe ich mit den unterrichtetsten Leuten und zwar stundenlang gesprochen, aber an einem Orte nur mit drei oder vier. Diese aber brachte ich zum Reden. Ich gieng auf ihre Sinnesweise ein und habe sie dadurch zufriedengestellt. Sie erzählen es dann weiter, alle Welt hätte mich gern reden gehört und, da dies nicht sein konnte, so galt ich für ein Orakel, ohne es zu sein, denn die Seltenheit ist eine gar zu kostbare Sache. Höchst interessante Dinge habe ich gesehen und beobachtet und eine Bereitwilligkeit, mit mir von den geheimsten Dingen zu reden, die mir ebensosehr genützt, als mich in Erstaunen gesetzt haben." — Der Rückweg gieng nun über Genf, wo der Kaiser den Physiker Saussure besuchte. Voltaire erwartete Josephs Besuch im Ländchen Gex, aber dieser kam nicht: er hatte es der Mutter versprochen, den Feind des Christenthums nicht aufzusuchen. In Bern gieng er zum Dichter Haller, in Schaffhausen sprach er Lavater und besah den Rheinfall; über Constanz kam er dann nach Freiburg und Breisach. In Neubreisach und Hüningen sah er die Garnisonen und kehrte sofort über Innsbruck nach Wien zurück. — Maria Theresia war umsomehr entzückt über den Beifall, den ihr Sohn gefunden, als sie gefürchtet, „seine starre Philosophie und Einfachheit würde den Franzosen nicht gefallen, er wiederum diese Nation nicht nach seinem Geschmacke finden." —

reist durch Südfrankreich,

die Schweiz.

Heimkehr.

Der bayerische Erbfolgekrieg.

Der Versuch Josephs, Frieden und Freundschaft mit Preußen auf die Dauer zu schließen, war misslungen. Schon am Schlusse der polnischen Frage standen sich beide Mächte wieder argwöhnisch gegenüber. Friedrich war im Argwohn immer voraus und oft im Unrecht. So meldet er am Schlusse seiner „Denkwürdigkeiten von 1774 bis 1778", er habe gegen Ende des Jahres 1775 mehrere Gichtanfälle gehabt, die der kaiserliche Gesandte van Swieten für eingewurzelte Wassersucht hielt, weshalb er dem Kaiser dreist meldete, mit dem König gehe es noch dieses Jahr zu Ende. Sogleich seien Truppen in Böhmen gesammelt worden und habe der Kaiser mit Ungeduld die Bestätigung der Nachricht erwartet, um alsbald in Sachsen und von da an die brandenburgische Grenze vorzudringen und dem Nachfolger Friedrichs die Wahl zu stellen: entweder Schlesien an Österreich auf der Stelle zurückzugeben, oder, bevor er sich vertheidigen könnte, niedergeschmettert zu

Friedrich II.

Sein Argwohn.

[1]) Arneth, Correspondenz, II, S. 147—149

werden. Von kaiserlicher Seite wurde diese Absicht entschieden in Abrede gestellt: man denke nicht mehr an Schlesien und habe den Verlust von viel wichtigeren Ländern zu verschmerzen gewusst. Ebenso sah Friedrich in Josephs Reise nach Frankreich, in seiner Reise nach Russland zunächst nur eine Gefahr für Preußen.

Kaunitz. Das Sprichwort sagt: „Wie man in den Wald schreit, so schreit es wieder heraus." Kaunitz machte seine Gesandten darauf aufmerksam, mit Preußen sei kein Einverständnis möglich: die Interessen seien zu sehr im Widerspruch; Friedrich II. sei im höchsten Grade misstrauisch, wetterwendisch, leichtgläubig; jedwedes Mittel zur Erreichung seiner Zwecke sei ihm recht; sein böses Gewissen und seine Angst vor Vergeltung hielten ihn stets im Verdacht gegen Österreich fest, selbst durch offenbar falsche Nachrichten aus diesem Lande werde er beunruhigt; um den Rücken frei zu halten, spiele er

Folgen des Argwohns. den gehorsamen Diener gegen Russland.[1]) — Wie wichtig wäre die Eintracht zwischen Österreich und Preußen, welche Joseph und Kaunitz einmal mit so großem Eifer anstrebten, in den Kriegen gegen die Revolution geworden! Wie viel Niederlagen, wie viel Verluste, wie viel Schmach wären dem Vaterlande erspart worden! So aber, wie Friedrich II. die Lage geschaffen, konnte er nur nach dem Grundsatze handeln: jede Verstärkung Österreichs sei eine Bedrohung Preußens, und die Folge davon war wieder, dass Kaunitz aussprach: jede Vergrößerung Österreichs wäre für dasselbe kein Gewinn, wenn Preußen das Gleiche erhielte, und sogar eine Benachtheiligung, wenn der Zuwachs Preußens ein noch größerer sein sollte. So zog der Einbruch in Schlesien für Friedrich ein Leben voll Kampf, voll Argwohn und voll Hass nach sich. Argwöhnisch belauerte er das Thun des strebsamen Kaisers, und berichtet, wie Wien der Herd von stolzen Entwürfen wäre, wie Joseph II. seine Augen begierig nach Serbien und Bosnien, im Süden nach der Republik Venedig, im Westen nach Tortona und Alessandria richte, und schließt

Böse Träume. seine Anklage mit den Worten: „Im Westen zeigt ihm Bayern einen lockenden Bissen; an Österreich grenzend, eröffnet es ihm den Weg nach Tirol. Im Besitz Bayerns könnte Österreich fast die ganze Donau durch sein Gebiet fließen sehen. Man hielt es auch für dem Vortheil des Kaisers zuwider, Bayern und die Pfalz unter einem Herrn zu belassen, und da diese Erbfolge den Pfälzer zu mächtig gemacht hätte, so schien es besser, dass der Kaiser selber das Land hinnehme. Weiter die Donau hinauf liegt das Wirtembergische, worauf der Wiener Hof gerechte Ansprüche zu haben glaubt. Alle diese Besitzungen würden eine Art Gallerie gebildet haben, welche, von Wien aus die Länder verbindend, ihn bis an den Rhein gebracht hätte, wo das Elsass, ein ehemaliger Theil des Reiches, zurückgefordert werden konnte; von

[1]) Instruction für den Gesandten in Berlin vom 18. September 1777, mitgetheilt von Arneth im X. Bande seiner Maria Theresia, S. 271—272.

da kam man nach Lothringen, das noch kürzlich Josephs Vorfahren besessen hatten. Im Nordosten gedachte er Schlesien bei nächster Gelegenheit zu erobern.“ [1])

So die bösen Träume Friedrichs, die er als volle Wahrheiten hinstellt und mit denen er sich selber plagte. Konnte denn Joseph an eine Wiedereroberung des Elsasses und Lothringens denken, während seine geliebte Schwester auf dem Throne Frankreichs saß und die Allianz mit Frankreich ein Grundzug der österreichischen Politik war! Mit seiner Schilderung sind wir aber mitten in die bayerische Frage hineingerathen, die einen weitblickenden Staatsmann, wie Kaunitz, schon lange vor ihrem Eintreten beschäftigt hatte, und die Friedrich dem österreichischen Gesandten Nugent 1770 selber als Lockspeise hinhielt, indem er sagte: „Bayern wäre ungemein passend für Sie, es würde Österreich abrunden. Und das bayerische Haus ist dem Aussterben nahe.“ Graf Nugent antwortete mit einem Stich auf Friedrichs Einfall in Schlesien: „Österreich wird nie einen unberechtigten Angriff auf einen Nachbarstaat ausüben, aber seine Rechte jederzeit mit allem Nachdruck wahren und zum Beispiel die böhmischen Lehen wieder an sich ziehen“ — worauf Friedrich entgegnete: „Was diese betrifft, so wird Ihnen dieselben niemand bestreiten.“ Nugent.

Das bayerische Haus war in der That am Absterben; es stand auf zwei Augen. Kurfürst Maximilian Joseph III. war kinderlos. Auch sein Bruder Herzog Clemens war 1770 ohne Nachkommen gestorben. Der nächste Erbe war nun Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, derselbe, der seit 1743, wo er die Regierung antrat, als großmüthiger Förderer der Wissenschaft und der Kunst waltete: hatte er doch in Mannheim eine Akademie für physikalische und historische Forschungen gegründet, eine zweite für bildende Künste mit entsprechenden Sammlungen, und eine deutsche Gesellschaft gestiftet, deren Denkschriften tüchtige Leistungen enthalten. Zu diesem Kurfürsten floh Voltaire,[2]) als er von Friedrich in Frankfurt verfolgt wurde, und sah sich in Schwetzingen mit Artigkeiten überschüttet und all seine Dramen aufgeführt; nach Mannheim floh Schiller, um die Beschränkungen seines dichterischen Genius in Wirtemberg zu brechen, und auf der dortigen Hofbühne wurden die ersten Dramen des jungen Dichters aufgeführt. Aber auch Karl Theodor hatte keine legitimen Nachkommen, nur uneheliche Kinder. Der Kurfürst von der Pfalz war aber nur um zwei Jahre älter, als der Kurfürst von Bayern, und es stand in Frage, ob jener nicht früher sterben werde. Jedenfalls war die Vereinigung der Pfalz und Bayern zu einem Gebiete unter einem Österreich abgeneigten Kurfürsten eine sehr ernste Frage. Max Joseph III. Karl Theodor. Mannheim. Voltaire. Schiller.

Übrigens wurde zuerst von bayerischer Seite Österreich Aussicht eröffnet auf die Nachfolge in Bayern und der Plan einer Vermählung des Kronprinzen Joseph mit der um zwei Jahre älteren Josepha, einer Schwester des Kurfürsten, vorgebracht. Aber Joseph vermählte sich mit Isabella von Parma, und Josepha von Bayern.

[1]) Denkwürdigkeiten von 1774 bis 1778. Gegen Ende.
[2]) Vergl. Bd. XII, S. 72 dieses Werkes.

von München aus war man fortan zurückhaltend. Als Isabella starb, fand wieder eine Annäherung statt und kam es wirklich zur Vermählung des Kaisers mit der Plan von Kaunitz. Prinzessin Josepha. Damals betonte Kaunitz[1]) der Kaiserin gegenüber den Vortheil, dass eine beträchtliche Erwerbung an Land und Leuten gemacht werden könnte, dass man wenigstens zum Rückfalle aller böhmischen Lehen und zur Erwerbung des bayerischen Landstriches längs des Inn bis zur tirolischen Grenze gelangen könnte. Nur müsse man den König von Preußen aus dem Spiele halten. Der bekannte Rechtsgelehrte und Geschichtschreiber Schrötter wurde beauftragt, die geschichtlichen Ansprüche, die Österreich auf Bayern machen könne, zu prüfen. Die Ehe des Kaisers mit Josepha war aber nicht glücklich und wurde frühe durch den Tod gelöst. Die Beziehungen Bayerns zu Österreich wurden dadurch kalt, ja fast feindselig. Von Bayern aus wurde jetzt die Erneuerung der alten Erb- Erbverträge. schaftsverträge mit der Pfalz betrieben. Beide Kurfürsten räumten sich selbst und ihren Nachfolgern das Recht der Besitzergreifung auf ihre gegenseitigen Länder ein. Der dritte, gegen welchen diese Verträge geschlossen wurden, war Österreich.[2]) In Wien aber kam die Untersuchung dahin zum Schlusse: Nach Abgang des bayerischen Mannsstammes rückte die Pfalz in die zweite weltliche Kurwürde und in das Erztruchsessen-Amt, erlösche aber die pfälzische, die achte Kur, und falle die obere Pfalz an das kurpfälzische Haus zurück. — Ober- und Niederbayern mit Leuchtenberg und sonstigen Gütern, die Reichslehen wären, seien mit Entwürfe. dem Aussterben des bayerischen Mannsstammes erledigt und könnten ohne Vorwissen und Zustimmung der reichsständischen Collegien nicht weiter vergeben werden. Bis dies geschehe, habe der Kaiser sie zu besetzen, davon die Einkünfte zu beziehen und die Stimme auf dem Reichstage dafür zu führen, und demgemäß ward auch dem Gesandten in München eine Vollmacht ertheilt, die er beim Ableben des Kurfürsten den bayerischen Behörden zu eröffnen habe: dass nämlich die reichslehenbaren Lande den Kaiser als ihren alleinigen Herrn zu erkennen und seine unmittelbaren Befehle zu erwarten hätten. Bis zum Absterben des Kurfürsten sollten jedoch diese Befehle geheim gehalten werden.

Joseph II. Der Kaiser betrieb diese Beschlüsse mit seinem großen Eifer, galt es doch Österreich eine wesentliche Verstärkung zu verschaffen. Die Frage wegen der bayerischen Länder war natürlich Gegenstand vielfacher Besprechungen an den Höfen.

Friedrich II. Friedrich II. machte 1772 dem österreichischen Gesandten den Antrag zum Abschlusse einer Trippel-Allianz zwischen Österreich, Preußen und Russland, und sprach den Wunsch aus, sich über die Nachfolge in Bayern, dann über die Vergrößerung Österreichs gegen Venedig hin mit Wien zu verständigen, das heißt Österreich Besitzerweiterungen zuzugestehen, wenn Preußen auch dabei etwas erlange. Kaunitz aber hielt dies für bedenklich und der Gesandte musste die Frage zu vertagen suchen: der Kaiser werde nur so rathen, wie ihm die Wahlcapitulation vorschreibe; er werde die bayerischen Länder, sofern sie nämlich Reichslehen seien, wenn der Mannsstamm aussterbe, als dem Reiche erledigt halten, bis im Einverständnis mit diesem darüber verfügt werden könne. Der Rückfall der Lehen der Krone Böhmen sei unbestreitbar.

Karl Theodor Indes kam nach Wien der Antrag vom Kurfürsten von der Pfalz zu einer Vereinbarung über die bayerische Erbfolge und die Bitte um Schutz für die Erbfolge in Jülich und Berg gegen Preußen, dessen sich Friedrich II. im Falle

---

[1]) Arneth, Maria Theresia, X, S. 283—286.
[2]) Ibid. X, S. 284—285.

des Todes von Karl Theodor mit Gewalt bemächtigen wolle. Und bald darauf, am 14. Februar 1777, erklärte der Pfälzer, er werfe sich nicht bloß hinsichtlich der Angelegenheit von Jülich und Berg, sondern auch wegen der Frage der Erbfolge in Bayern, ganz in die Arme des Kaiserhofes. Er hatte nämlich nicht bloß Besorgnis vor Preußen, sondern auch vor Sachsen, da die Mutter des Kurfürsten von Sachsen, Maria Antonia, eine Schwester des Kurfürsten von Bayern, ihre Allodial-Forderungen so hoch spannte, dass Karl Theodor von der ganzen Erbschaft wenig oder gar nichts geblieben wäre. Kaunitz rieth nun, aus der Zurückhaltung herauszugehen, dem Kurfürsten Vertrauen mit Vertrauen zu vergelten und ihm die Ansprüche, welche Österreich zu machen hätte, mitzutheilen, um zu einem Vergleiche zu gelangen. bittet um Schutz und Vergleich.

Die Verhandlungen fanden statt auf Grundlage historischer Verhältnisse. Kaiser Sigismund hatte nach dem Tode des ohne Kinder verstorbenen Herzogs Johann von Bayern-Straubingen 1426 seinem Eidam, dem Herzog Albrecht von Österreich, einen Lehenbrief über Niederbayern für sich und seine Erben in männlicher und weiblicher Linie ertheilt, weil die Herzoge von Oberbayern ihres Erbrechtes an Niederbayern durch eine im Jahre 1353 unter den Söhnen Kaiser Ludwigs vorgenommene Theilung verlustig geworden waren. — Nun hatte zwar Sigismund selber 1429 seine Verleihung zu Gunsten der Herzoge von Oberbayern wieder zurückgenommen — sie sollte aber dennoch jetzt in Kraft treten, weil sie nur aus Gnade für die oberbayerischen Herzoge stattgefunden und nicht auf die pfälzischen Linien sich erstrecke. Österreich sprach das Fürstenthum Mindelheim in Schwaben an vermöge einer 1614 vom Kaiser Matthias seinem Hause verliehenen Anwartschaft; es sprach den Rückfall der böhmischen Lehen in der Oberpfalz an die Krone Böhmen an, sobald der damit verliehene Stamm erlösche.[1] Historische Ansprüche.

Diese Ansprüche waren sehr anfechtbar, denn Kaiser Sigismund hatte zu seiner Verleihung kein Recht gehabt und Herzog Albrecht hatte 1430 auf all seine Ansprüche an Niederbayern für sich und seine Nachkommen verzichtet. Kaiser Matthias hatte 1618 die Herrschaft Mindelheim dem Herzog Maximilian von Bayern als ein von der Familie Fugger erkauftes Eigenthum verliehen. Die von Böhmen abgerissenen Lehenstücke waren seit mehr als fünf Jahrhunderten der Oberpfalz einverleibt und durch den Westfälischen Frieden der pfälzischen Linie versichert. Ihre Schwäche.

Maria Thersia legte geringes Gewicht auf diese Ansprüche: sie schienen ihr wenig begründet, ihre Geltendmachung darum der Ehre Österreichs nicht entsprechend. Dass es zum Kriege darüber kommen werde, sah sie mit ihrem Scharfblicke voraus und warnte vor jeder Überstürzung: es handle sich nicht bloß um das Glück und die Ruhe der ihrer Fürsorge anvertrauten Völker, sondern auch derjenigen von ganz Deutschland; man werde sich Tadel und gerechten Unwillen zuziehen; die Länder werden sehr darunter leiden. — „Selbst wenn unsere Ansprüche auf Bayern nachweisbarer und begründeter wären, als sie es sind, sollten wir zögern, um unseres speciellen Vortheiles willen einen allgemeinen Brand zu entzünden. Den von uns in glücklicher Weise wieder hergestellten Staatscredit müssten wir neuerdings untergraben, an seine Stelle die Gewalt setzen, und nie mehr würden wir uns der Ruhe, des Friedens und des Glückes erfreuen, welche mit Treue und Glauben und dem allgemeinen Vertrauen unzertrennlich verbunden sind. Kein bürgerliches, kein politisches Band will mehr halten; die Menschen Maria Theresia.

[1] K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, VI, S. 100—102.

und die Länder sieht man nur immer noch unglücklicher und im Verfall; noch ärger wird das werden, wenn wir ebenso handeln. Ich rede nur nach meinen Erfahrungen in politischen Dingen und als gute Familienmutter. — Ich widersetze mich nicht einer Bemühung, diese Angelegenheit in dem versöhnlichen Wege der Verhandlung zum gegenseitigen Vortheile zu ordnen, aber niemals auf dem der Waffen und der Gewalt — ein Weg, der mit Recht, von unserem ersten Schritte an, die ganze Welt wider uns aufbringen und uns sogar diejenigen zu Feinden machen wird, welche sonst neutral geblieben wären. — Ich gestehe, es würde mich ein Opfer kosten, ein Land zurückzustellen, während wir es jetzt leichtfertig besetzen wollen, ohne uns weder auf bewiesene Rechte, noch auf den Beistand von Verbündeten stützen zu können."

Joseph II.

Diese Worte machen dem Herzen und dem Verstande der Kaiserin Ehre! Aber Josephs Begier, Österreich zu vergrößern und immer neue Gebiete zu erwerben, war mächtiger und sein Wille stärker. Bei ihm stand der Entschluss fest, und Kaunitz gab nach, sobald der Todesfall in München eintrete, den größten Theil von Kurbayern zu besetzen. Noch war der Vertrag mit der Pfalz nicht abgeschlossen, als Maximilian von Bayern erkrankte und unerwartet an den Pocken, die sein Leibarzt als solche nicht erkennen wollte, am 30. December 1777 hinwegstarb, während sein Land seine Genesung feierte. Vier Tage darauf, am 3. Januar 1778, schlossen die Bevollmächtigten mit Kurpfalz den Vertrag ab, wonach Karl Theodor von der Pfalz den Anspruch des Hauses Österreich auf all die bayerischen Länder und Bezirke anerkannte, welche Herzog Johann vermöge der Theilung von 1353 besaß, auch Mindelheim Österreich zu überlassen verhieß und desgleichen den rechtsbeständigen Rückfall der böhmischen Lehen in der oberen Pfalz an die Krone Böhmen anerkannte.

Vertrag vom 3. Jänner 1778.

Trauer.

Ganz Bayern trauerte um den Hingang des guten Kurfürsten Maximilian Joseph, zumal Befürchtungen über die Zukunft des Landes laut wurden. Der frühere Gemeinsinn für das Reich hatte sich in den deutschen Staaten für das engere Vaterland zusammengezogen. Die Bayern fühlten sich als Bayern den Österreichern gegenüber, gegen welche sie in den Zeiten des spanischen und des österreichischen Erbfolgekrieges tapfer gekämpft hatten — und jetzt sollte ein großer Theil des Kurfürstenthums dennoch an Österreich kommen. Die Regierung ließ alsbald nach dem Tode Maximilians den Erben Karl Theodor als Kurfürsten ausrufen. — An das Haus des österreichischen Gesandten dicht mit dem Rücken gelehnt, stießen die bayerischen Soldaten dabei die Gewehre schwer nieder, wie wenn sie Österreichs Vertreter durch Drohungen zum Verschweigen seiner Ansprüche zwingen wollten. Der neue Kurfürst Karl Theodor erschien auch schon am 2. Januar 1778 in München, war aber peinlich berührt dadurch, dass man ihn feierlich in den Formen des Gesetzes in alle Landschaften installiert hatte, denn er hatte es anders mit Österreich verabredet, nämlich die Hälfte des alten Bayern an

Karl Theodor.

Österreich abzutreten, dafür sollte der Rest mit München als Hauptstadt mit den pfälzischen Landen unter ihm zu einem Ganzen vereint werden. Jetzt regte sich aber ernstlich das Stammesgefühl seiner neuen Unterthanen, Bayern sollte ungetheilt bleiben. Er erklärte dem österreichischen Gesandten, dass er unschuldig sei an der Veröffentlichung des Erbvertrages, den er mit Maximilian Joseph nur in der Absicht geschlossen, um die maßlosen Anforderungen seiner Schwester Maria Antonia zurückzuweisen; er habe sogar die Absicht gehabt, den verstorbenen Kurfürsten Maximilian zur Annahme des Vertrages zu bewegen, aber der unerwartet rasche Tod seines Vetters habe es vereitelt. Man möge ihm vertrauen und seine Verlegenheiten nicht durch voreilige Schritte vermehren. Seine Räthe meinten sogar, man solle Österreich, statt Bayern zu theilen, die obere Pfalz und das Sulzbach'sche Gebiet überlassen.

Haß des Kaisers.

Joseph aber war ungeduldig, Österreich zu vergrößern — er trug sich sogar mit dem Gedanken, ganz Ober- und Niederbayern zu gewinnen: die Vortheile der Abrundung wären unbeschreiblich. Er zieh Karl Theodor der Unentschlossenheit und Bangigkeit, dass er den abgeschlossenen Vertrag noch nicht ratificiert habe; er befahl, in München anzufragen, ob er den Vertrag anerkennen oder ablehnen wolle, in welch letzterem Falle ganz Bayern als erledigtes Reichslehen erklärt und bis zum gerichtlichen Austrage sämmtlicher Erbansprüche im Namen des Kaisers in Besitz genommen würde. Am 14. Januar 1778 unterschrieb der Kurfürst den Vertrag. Ehe aber die Nachricht davon in Wien eintraf, am 16. Januar, hatten die Österreicher schon die angesprochenen Landschaften kraft Patentes des Kaisers und der Kaiserin in Besitz genommen und den Eid der Treue gefordert. Das Volk nahm sie mit Kälte auf, aber es würde sich doch nach und nach in die neue Regierung gefügt und für Österreich eine mächtige Verstärkung gebildet haben, wenn nicht Friedrich II. alle Gegner Österreichs vereinigt und seine ganze Macht gegen den Plan aufgeboten hätte.

Einmarsch der Österreicher.

Friedrich II.

Seine Ansprüche an Schlesien 1740 waren nicht besser begründet als die historischen Ansprüche Österreichs an Bayern, aber Joseph II. hatte die Zustimmung des gegenwärtigen Besitzers von Bayern für sich, während Friedrich damals keinen Vertrag mit Österreich vorweisen konnte. Um die Zustimmung der Schlesier hatte er ebensowenig gefragt, als Joseph II. jetzt um die Zustimmung der Bayern. Durch Verträge der Fürsten hatten ja oft Landschaften ihre Herren gewechselt. Der König von Preußen hatte also kein Recht der Einsprache, er nahm sich eines aus seiner Angst, jede Verstärkung Österreichs müsse eine Schädigung Preußens werden, und er, welcher bloß als Eroberer in Schlesien eingefallen war, trat jetzt als Vertheidiger des Rechtes gegen dasselbe Österreich auf. Er schreibt in seinen „Denkwürdigkeiten des Krieges von 1778": „Der Kaiser hatte sich zu offen gezeigt, als dass Europa nicht die Folgen eines solchen Ehrgeizes hätte einsehen sollen. In diesem kritischen Augenblicke musste man sich zu etwas entschließen: entweder dem Strome, welcher, wenn ihn nichts hemmte, alles zu überschwemmen drohte, kräftig entgegen zu arbeiten, oder auf seine Freiheit als Reichsfürst Ver-

zicht zu leisten, weil durch ein Beharren in Unthätigkeit die Reichsstände stillschweigend das Recht zu billigen schienen, das der Kaiser sich anmaßen wollte, über erledigte Erbschaften willkürlich zu verfügen. Dies würde alle Gesetze, Verträge, Verbrüderungen und Privilegien, welche die Besitzungen dieser Fürsten sichern, über den Haufen werfen." Alle diese schlimmen Folgen wären dem Blicke des Königs nicht entgangen. Allein bevor er zu gewaltsamen Maßregeln seine Zuflucht nahm, hatte er erst vorläufige Anordnungen zu treffen. Erst musste der Zweibrücker gegen den Vertrag von München protestieren und Sachsen wegen seiner Allodial-Erbschaft des Königs Beistand anrufen; aber besonders musste man erst die Höfe von Versailles und Petersburg sondieren, um ihre Denkungsart zu erfahren und sich zu vergewissern, was man von ihnen erwarten dürfe.

Austauschverhandlungen.

Während auf diese Art Preußen alle Feinde des österreichischen Planes zu ermuthigen und um sich zu sammeln strebte, wurde zwischen Wien und München über einen Austausch verhandelt, nämlich über den Plan: die Oberpfälzischen, Neuburgisch-Sulzbachischen Länder sollten, als die alten Stammgüter des pfälzischen Hauses, diesem verbleiben und durch einige bayerische Bezirke abgerundet werden, das ganze übrige Herzogthum Ober- und Niederbayern aber, mit Inbegriff einer kleinen Strecke der oberen Pfalz an Österreich fallen; als Ersatz dafür sollte Karl Theodor alle böhmischen Lehen mit Oberhoheitsrecht erhalten; auch wollte Österreich Burgau, Mindelheim, Nellenburg, Freiburg im Breisgau, die Ortenau, die vier Waldstädte, die Anwartschaft auf Wirtemberg, Luxemburg, dann das österreichische Geldern und Limburg an Kurpfalz abtreten und es dahin bringen, dass ihm die Königswürde zutheil würde.[1]) Es wäre also im deutschen Reiche, Preußen gegenüber, ein anderes Königreich entstanden, geeignet, ihm Widerstand zu bieten. Karl Theodor war bereit, Bayern aufzugeben, für welches er keine große Zuneigung zu empfinden schien, hätte aber am liebsten die Niederlande eingetauscht. Joseph II. war geneigt, die Niederlande aufzugeben, sein Bruder Leopold wollte aber nichts davon wissen und Maria Theresia sprach sich mit aller Entschiedenheit dagegen aus. Man bot nun die neuerworbenen Königreiche Galizien und Lodomerien als Austausch, aber davon wollte der Kurfürst nichts wissen: er gebe dem Besitz der Niederlande den Vorzug. Was die Bayern selber anlangt, über welche jetzt hin und her verhandelt wurde, so waren viele der Meinung, ein Theil des Landes könne nicht ohne den anderen bestehen, und es wäre besser, ganz Bayern komme unter Österreich, als nur ein Theil desselben.

Königreich Pfalz.

Einsprache

Während in Wien und München hin und her unterhandelt und untersucht wurde, ob die vorgeschlagenen Austauschgebiete in ihrem Erträgnisse sich

[1]) Arneth, Maria Theresia, X, S. 298—318. — Graf Görtz, Mémoire historique de la négociation en 1778 pour la succession, de la Bavière confiée par le roi de Prusse Frédéric le grand au comte E. Goertz. — Schöning, Der bayerische Erbfolgekrieg, 1854. — Reimann, Geschichte des bayerischen Erbfolgekrieges. 1869. Neuere Geschichte des preußischen Staates, II, 1888.

gleichstellten, gewann Friedrich den nächsten Verwandten des Kurfürsten Karl Theodor, den Herzog Karl von Zweibrücken, zur Einsprache gegen den ganzen Vertrag. Karls von Zweibrücken.

Der König erzählt:[1] „Der Wiener Hof, welcher andererseits mehr übereilt, als klug handelte, hatte es übersehen, sich des Herzogs von Zweibrücken zu versichern, welcher der rechtmäßige Erbe des pfälzischen Kurfürsten war, so daß dessen Beitritt durchaus nöthig war, um den Vertrag von München giltig zu machen. Er hatte den Vertrag auch so wenig geheim und vorsichtig behandelt, daß man seit zehn Jahren, da er mit diesem Plane umgieng, all seine Schritte kannte." — Diese Behauptung ist nicht so richtig. Der Prinz Karl von Zweibrücken kam December 1767 nach Wien[2]) und warb um die Hand der schönen Erzherzogin Amalia, die ihm auch nicht abgeneigt war, und fand am Kaiserhof sehr gute Aufnahme. Joseph II. meinte, als er ihn zum erstenmale sah, er wolle sich ihn genau betrachten, denn er sei berufen, eines Tages eine große Rolle in Deutschland zu spielen, da er wahrscheinlich einst zwei Kurfürstenthümer und eine Macht, so groß, wie die des Königs von Preußen, besitzen werde, und es sei nur zu wünschen, daß er nicht auch den Kopf des letzteren habe. Kaunitz war gegen eine Verbindung der Erzherzogin mit diesem Prinzen: von beiden Kurfürsten sei noch männliche Nachkommenschaft zu erwarten und darum der Bewerber als ein mittelmäßig dotierter Privatmann zu betrachten. Der Prinz erhielt eine abschlägige Antwort und war von da an ein erbitterter Feind des Hauses Österreich. Friedrich II. Kaunitz.

Jetzt bekam er Gelegenheit sich zu rächen. Karl Theodor hatte ihn eben nach München berufen, um ihn, als künftigen Erben, für die Verhandlungen mit Österreich zu gewinnen. Früher hatte Prinz Karl erklärt, er sei mit allem einverstanden, was der Kurfürst für gut halte, jetzt zeigte er sich empfindlich, daß ohne sein, des Zunächstbetheiligten, Vorwissen ein Vertrag abgeschlossen worden sei; es sei dies gegen den pfälzischen Hausvertrag. Er war schon einem Unterhändler des Königs von Preußen, dem Grafen Eustach von Görtz, anheimgefallen. Friedrich II. hatte diesen Vermittler sogleich nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph an Karl Theodor nach München geschickt, um letzterem insgeheim mitzutheilen, Preußen sei erbötig, ihn in der Behauptung all seiner Besitzungen, insbesondere aber der bayerischen Länder, mit allen Mitteln zu unterstützen; an einem Vorwande, den Vertrag mit Österreich rückgängig zu machen, werde es ihm doch nicht fehlen; er möge seine Beschwerden an den Reichstag bringen; keine europäische Macht könne es gleichgiltig mit ansehen, wie Österreich sich vergrößere. Karl Theodor fürchtete aber den König und in Wien wußte man bald von diesen Aufstachelungen, und es ist begreiflich, wenn Kaunitz im Zorn den König den unversöhnlichen Feind nannte, vor dem man stets auf der Hut sein müsse, und wenn er von den wilden und fast wahnsinnigen Ausschweifungen seines Gemüthes sprach, von seinem Menschenhasse. Der Kurfürst wies die Anträge Friedrichs zurück und ließ in Wien erklären, er baue auf Österreichs Schutz mit vollem Vertrauen. Graf Görtz.

Darum wandte sich jetzt Friedrich durch Görtz an den Herzog Karl von Zweibrücken, und es wird begreiflich, wie Joseph II. seinem Bruder schreiben konnte, der König sei der übelsten Laune und klopfe an allen Thüren

[1]) In seinen Denkwürdigkeiten des Krieges von 1778.
[2]) Arneth, l. c. VII, S. 371—373.

an, um zu wissen, ob man mit ihm gemeinschaftliche Sache machen wolle. Der
Herzog Karl. Graf von Görtz erreichte jedoch sein Ziel bei Herzog Karl; dieser schrieb heimlich an Friedrich um Unterstützung in seinem Erbrechte und der König bekam dadurch einen rechtlichen Vorwand einzuschreiten. Görtz hatte dem Prinzen vorgestellt, er stehe am Rande eines Abgrundes, nur der König könne ihn retten; er verliere, wenn er den Vertrag seines Oheims genehmige; er gewinne, wenn er dagegen Verwahrung einlege.

Herzogin Marianna. Eine andere Feindin des österreichischen Planes war die Herzogin Marianna, die Witwe des Herzogs Clemens, des Bruders des Kurfürsten Maximilian. Eine dritte war Maria Antonia,[1]) die Schwester des verstorbenen Kurfürsten, die Mutter Friedrich Augusts, des Kurfürsten und späteren Königs von Sachsen. Sie sprach das Allodial-Erbe an und machte eine Rechnung von 46 Millionen. Karl Theodor wäre fast nichts geblieben, wenn er ihre Forderungen zugestanden hätte. Auf ihre Mahnung warf der Kurfürst von Sachsen sich vollständig in die Arme Preußens. Auch der jüngere Bruder des Herzogs Karl, der spätere König Maxi-
Max von Zweibrücken. milian von Bayern, damals in französischen Diensten, mahnte zum Widerstande. Herzog Karl gab beim Reichstage eine Verwahrung gegen die Verkürzung seines Erbes ein, verweigerte plötzlich den Beitritt zum Vertrage, wies die Annahme des goldenen Vließes, das ihm eben zutheil werden sollte, ab und kehrte eilig nach Zweibrücken zurück, was den Kurfürsten in großen Zorn versetzte.

„Das waren nur politische Scharmützel," sagt Friedrich, „durch welche man Zeit gewinnen wollte, Frankreichs Gesinnung und, wie man in Petersburg darüber denke, zu erfahren. Eine angenommene Unkunde vorschützend, forderte man vom Wiener Hofe Aufklärung über die Rechte, die er an Bayern zu haben glaube." Kaunitz hatte am 20. Jänner in einem Rundschreiben an die Gesandten des Kaiserhofes die Ansprüche Österreichs auf bayerische Gebietstheile, den Einmarsch der Truppen, um sie geltend zu machen, und den
Preußische Antwort Vertrag mit dem Kurfürsten mitgetheilt. In der preußischen Antwort vom 7. Februar 1778 wurden die Ansprüche bestritten und das Ende der militärischen Besetzung begehrt und dass die ganze Frage nur im Einverständnisse mit den Fürsten des Reiches entschieden werde.[2])

---

[1]) Vergl. Bd. XII, S. 503 dieses Werkes.

[2]) Hertzberg, der Vertraute und Minister Friedrichs II., gab als Privatmann seine Ansichten in dieser Frage unter dem Titel heraus: „Betrachtungen über das Recht der bayerischen Erbfolge." Die Schriften des preußischen Hofes enthält der zweite Band des „Recueil des déductions et autres écrits publiés par le Comte Hertzberg." Für den Zweibrücker Hof schrieb der Archivar Bachmann die „Vorlegung der fideicommissarischen Rechte des Chur- und fürstlichen Hauses Pfalz". Für den Kursächsischen Hof verfasste der Minister Freiherr von Gutschmid: „Ihro Churfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen rechtsbegründete Ansprüche an die bayerische Allodial-Verlassenschaft." Für Österreich verfasste Schrötter: „Unparteiische Gedanken über verschiedene Fragen bei Gelegenheit der Succession Maximilian Josephs." Amtliche Hauptschrift des Wiener Hofes war: „Ihro Kaiserl. Königl. Apostolischen Majestät Gerechtsame und Maaßregeln in Absicht auf die bayerische Erbfolge." Die Sammlungen über die ganze Frage sind erschienen in Berlin 1778 und in Frankfurt 1778; die erste ist von Professor Hausen, die zweite von Professor Arndt. Im preußischen Sinne ist die Frage eingehend behandelt von Dohm, im ersten Bande der „Denkwürdigkeiten meiner Zeit", Lemgo 1814. Arneth hat im zehnten Bande seiner „Maria Theresia" die ganze Frage unparteiisch mit einer Fülle neuen Materials dargestellt.

Kaunitz war empört über das Verhalten des Königs von Preußen, noch mehr über das Begehren, Österreich solle die Dinge in Bayern wieder in den Stand zurückversetzen, in welchem sie im Augenblicke des Todes des Kurfürsten Maximilian Joseph gewesen, das heißt die österreichischen Truppen sollten Bayern räumen, und dann sollte die ganze Frage vor dem Reiche behandelt werden. „Österreich würde die allergrößte Niederträchtigkeit begehen, wenn es eine Forderung der allergrößten Unverschämtheit zugestände.“ Die Stellung beider Höfe war demnach so, dass es zum Kriege kommen musste. Cobenzl meldete indes aus Berlin, Preußen rüste zwar, aber der Streit werde sich noch beilegen lassen, wenn Friedrich II. auch mit einer großen Erwerbung bedacht werde. Prinz Heinrich gab dem österreichischen Gesandten Andeutung, dass er selber den Krieg nicht wünsche, dass es aber bei einem Fürsten wie Friedrich nicht bloß auf Gerechtsame, sondern auch auf gegenseitigen Vortheil ankomme. Er glaube, dass dem König die Herzogthümer Jülich und Berg oder die Stadt Danzig in Polen als Schadloshaltung genehm wären. — Da Preußen rüstete, musste auch Österreich alle Vorbereitungen zum Kriege treffen. Kaiser Joseph entfaltete eine wahrhaft aufreibende Thätigkeit. Er wollte zur Armee nach Böhmen gehen, sobald die Nachricht eintreffe, dass Friedrich Berlin verlasse; er machte sein Testament und erklärte, dass er einen Unfall seines Vaterlandes nicht überleben wolle.[1])

Kaunitz. Prinz Heinrich.

Mit Angst sah die Kaiserin Maria Theresia dem Kriege entgegen. Die Armee, meinte sie, sei um 40.000 Mann schwächer, als die preußische, Festungen seien nicht vorhanden, Preußen hetze in Constantinopel; man müsse also nicht bloß gegen Friedrich rüsten, sondern gegen alle, welche Österreich eine Vergrößerung missgönnen, und doch habe man sich jetzt in diese Lage gestellt. Sie wolle nicht mitwirken, ihr Haus und ihre Staaten zugrunde zu richten und zu einer völligen Umwälzung in Europa beizutragen, schreibt sie an Joseph 14. März 1778, und dann kommt ein Satz, in welchem ihr späteres Eingreifen schon angedeutet ist: „Kein Opfer ist zu groß, um dieses Unglück noch rechtzeitig zu verhüten. Bereitwillig werde ich mich zu allem herbeilassen, selbst zur Erniedrigung meines Namens. Man mag mich albern, schwach und kleinmüthig schelten; nichts soll mich zurückhalten, Europa aus dieser gefahrdrohenden Lage zu befreien; ich könnte den Rest meiner unglückseligen Lebenstage in keiner besseren Weise verwenden. Ich gestehe, dieses Opfer kostet mich große Überwindung; aber es ist gebracht und ich werde es aufrecht zu erhalten wissen.“[2])

Maria Theresia.

Indes wurde unterhandelt. Der preußische Gesandte Riedesel erbot sich, alles zu thun, um das gute Einvernehmen zwischen beiden Höfen aufrecht zu erhalten. Prinz Heinrich bot Cobenzl in Berlin zum gleichen Zwecke seine guten Dienste an. Eben demselben Cobenzl bedeutete Knyphausen, der Vertraute des Prinzen Heinrich, der König könne eine Vergrößerung Österreichs unmöglich zugeben, ohne auch selbst einen Vortheil zu erlangen. Auch sei seine Ehre dabei im Spiele: er müsse einen ruhmvollen Abschluss seiner glorreichen Regierung haben.

Unterhandlungen.

[1]) Arneth, Maria Theresia, X, S. 363–370.
[2]) Ibid. X, S. 371.

Es wäre wohl das Angenehmste für ihn, wenn er in den beiden Laufitzen eine
Kaunitz. Entschädigung erhielte.[1]) Kaunitz schloss daraus, Friedrich suche, da er Österreich nicht einschüchtern könne, in Sorge vor seiner Macht, es zu falschen Schritten zu verleiten, um es dann vor der öffentlichen Meinung bloßzustellen. Seine Antwort war entschieden und würdig:[2]) Die Kaiserin glaube nicht, dass die kurfürstliche Würde oder die eines der ersten Reichsstände ein Recht verleihe, sich zum Richter oder Vormund eines Mitstandes aufzuwerfen, oder einem aus ihnen, wer es auch sein möge, die Befugnis zu bestreiten, durch all die Mittel, welche mit den Reichsgesetzen nicht im Widerspruche stehen, ein neues Gebiet zu erwerben. Einer solchen Verletzung des öffentlichen Friedens werde sie mit aller Macht entgegentreten, so sehr sie auch die Ruhe und den Frieden wünsche.

Österreich steht allein.

Das hieß entschieden sprechen! Doch fand Kaunitz bald, dass Österreich allein stehe in dieser Frage.[3]) Von Frankreich war keine Hilfe zu erwarten: einmal waren seine Kräfte durch den Streit mit Großbritannien in Anspruch genommen; dann sah das Cabinet eine Vergrößerung Österreichs nicht gerne. — Ludwig XVI. sprach von seinem Schwager Joseph II., wie wenn er die
Maria Antoinette. polnische Theilung wiederholen wollte. Maria Antoinette zeigte sich zwar sehr eifrig für die Sache ihrer Heimat, desungeachtet ließ Vergennes in Wien durch Breteuil erklären, Frankreich werde neutral bleiben; der zwischen beiden Staaten bestehende Bund gewährleiste nur den Besitz beider Staaten, wie er zur Zeit des Abschlusses war; die Ansprüche, wegen deren man jetzt Krieg anfangen wolle, habe Frankreich damals gar nicht gekannt; es missbillige eine Losreißung bayerischer Gebiete vom Stammlande. Die Freundschaft des Königs für die Kaiserin und den Kaiser sei kein Grund dafür, dass das Blut und Geld seines Volkes geopfert werde.

Sardinien.

Friedrich hoffte sogar, dass Sardinien Österreich in Mailand angreifen werde.[4]) Der Plan auf Bayern solle ja nur einen Weg in die Lombardei bahnen. Der König von Sardinien führte bittere Beschwerde bei Frankreich.[5]) Triumphierend erzählt Friedrich: „Das französische Ministerium war Preußen günstig, weil es sich dem übermäßigen Ehrgeize des jungen Kaisers entgegenstellte, der, wenn er im Anfange seiner Laufbahn nicht aufgehalten wurde, seine Pläne zu weit treiben konnte.“ — Von Russland hatte Österreich keine Hilfe zu erwarten, im Gegentheile — Feindseligkeiten zu fürchten, wegen seines Bundes mit Preußen. Eine Pest, die damals Constantinopel verheerte, verhinderte den Sultan, den Krieg gegen Russland, den er im Sinne hatte, zu eröffnen. Katharina II. hatte also freie Hand, ihrem Verbündeten Friedrich beizustehen.[6])

Friedrich II.

Russland.

Das war für Kaunitz der Grund, dass er Preußen ein Zugeständnis machen wollte. Er bevollmächtigte Cobenzl, den König an das Versprechen

---

[1]) Arneth, l. c. X, S. 384—386.
[2]) Ibid. X, S. 377—383.
[3]) Ibid. X, S. 333—350.
[4]) Denkwürdigkeiten von 1778. — Arneth, l. c. X, S. 264—271.
[5]) Arneth, l. c. X, S. 265—266.
[6]) Denkwürdigkeiten von 1778.

in Neustadt zu erinnern: man wolle einander, um Misstrauen und Zwie- Angebot an Friedrich.
spalt zu verhüten, bei jedem neuen Anlasse vertrauliche und freimüthige Mittheilungen machen. Dass der König die österreichischen Ansprüche bestreite, habe nur zur Folge, dass Österreich sie vertheidige; zuletzt werde es leider, trotz aller Liebe zum Frieden in Wien, doch zum Kriege kommen und nach unnützem Blutvergießen werde man sich doch verständigen müssen. Cobenzl möge daher dem König vorschlagen, dass er den Vertrag vom 3. Jänner und die Besetzung der bayerischen Gebiete durch Österreich anerkenne und dass er den mit dem Kurfürsten von Bayern geplanten Austausch nicht bloß geschehen lasse, sondern auch nöthigenfalls fördere. Dafür wolle dann der Kaiserhof eine dereinstige Vereinigung von Ansbach und Bayreuth mit Preußen und einen etwa beabsichtigten Austausch der Markgrafenthümer gegen anderes Land nicht bloß geschehen lassen, sondern auch fördern.[1])

Friedrich II. war aber schon am 6. April nach Schlesien abgereist. Joseph an Friedrich.
Cobenzl konnte also nicht mehr mit ihm persönlich verhandeln. Das Angebot geschah jetzt durch Joseph, der am 11. April nach Olmütz abgereist war. Sein Schreiben vom 13. April an den König enthielt in höflichster Form dieselben Gedanken. Friedrich antwortete am 14. April aus Schönwalde:[2]) Er wünsche den Antwort.
Frieden und das gute Vernehmen gleichfalls, aber alles habe seine Grenzen und es gebe so schwierige Fälle, in denen der bloße gute Wille nicht ausreiche, den Frieden zu erhalten. Freimüthig wolle Friedrich den Stand der Frage aus einander setzen. Und nun kommt eine ungerechtfertigte Anschuldigung gegen Joseph: „Es handelt sich darum, zu wissen, ob ein Kaiser berechtigt sei, über ein Reichslehen nach Belieben zu verfügen. Bejahe man dies, so sind alle Lehen nichts anderes als Timaren (türkische Lehen), welche nur auf Lebenszeit gelten und über welche der Sultan nach dem Tode des Besitzers verfügt. Dies ist aber den Gesetzen, dem Brauche und dem Herkommen des römischen Reiches zuwider. Kein Fürst wird dies zugestehen, jeder wird sein Lehensrecht in Anspruch nehmen und niemand wird dazu die Hand bieten, die Macht eines Despoten zu befestigen, welche später ihn und seine Kinder ihrer alten Besitzungen berauben könnte. Dies hat alle deutschen Reichsstände über die gewaltsame Besitznahme Bayerns in Bewegung gebracht. Ich, als Mitglied des deutschen Reiches und Erneuerer des Westfälischen Friedens durch den Vertrag von Hubertsburg, fühle mich geradezu verflichtet, die Vorrechte, Freiheiten und Gerechtsame der Reichsstände und die kaiserlichen Wahlcapitulationen, durch welche die Macht des Reichsoberhauptes beschränkt wird, aufrecht zu erhalten, um jedem Missbrauche, den er von seinem Vorrechte machen könnte, vorzubeugen. Das, Sire, ist der wahre Stand der Sache. — — Euere Majestät würden mich als einen feigen, Ihrer Achtung unwürdigen Menschen betrachten, wenn ich so niedrig wäre, die Rechte, Freiheiten und Privilegien, welche wir Kurfürsten von unseren Vorfahren empfangen haben, aufzuopfern. — — Es würde mir gewiss sehr schmerzlich sein, gegen einen so herrlich begabten Fürsten, den ich persönlich hochschätze, zu kämpfen." Im weiteren Verlaufe des Schreibens kommen die Fragen vor: „Könnte man nicht

[1]) Arneth, l. c. X, S. 385—386.
[2]) Briefwechsel über die bayerische Angelegenheit im Anhang zu Friedrichs Denkwürdigkeiten von 1778.

den Herzog von Zweibrücken durch etwas von gleichem Werte entschädigen? Gäbe es kein Mittel, den Kurfürsten von Sachsen schadlos zu halten?"

Joseph an Friedrich.

Friedrich hatte sich in der Übertreibung Blößen gegeben; Joseph hob sie fein in der Antwort hervor: nicht der Kaiser, sondern der König von Böhmen als Kurfürst und der Erzherzog von Österreich habe mit einem Mitstande, dem Kurfürsten der Pfalz, über seine Rechte sich zu vergleichen gesucht, wozu er nicht der Zustimmung eines Dritten bedürfe. Sachsen habe wegen seiner Ansprüche sich an den alleinberechtigten Erben, nämlich an den Kurfürsten von der Pfalz, zu wenden. Der Herzog von Zweibrücken habe, solange der Kurfürst lebe, nicht das mindeste Recht. Das Wort Despotismus sei darum ungeeignet. Kein Reichsgesetz verhindere einen Kurfürsten, mit einem Nachbar ein Übereinkommen, ohne Zustimmung eines Dritten, abzuschließen. Das sei der wahre Stand der Dinge, den verkennend der König Krieg führen und das Schicksal von Millionen Menschen in Frage stellen wolle. Sonst würde er, der Kaiser, erfreut sein, von dem König, von dem er so vieles gelernt, auch noch zum Feldherrn ausgebildet zu werden.

Maria Theresia.

Maria Theresia war entzückt über diesen Brief: „Du konntest nicht mit mehr Sanftmuth und Würde ihm in der Politik eine Lection, Du konntest nicht mit mehr Ironie und Spott Deinen Gefühlen Ausdruck geben. — Erhalte Dich", fährt sie fort, „für den Staat und für mich. Es gibt nur einen Joseph für die Königin und Deine zärtliche Mutter, die Dich liebevoll umarmt."

Antwort Friedrichs II.

Friedrich antwortete schon am 18. April und verwahrte sich gegen den Vorwurf des Ehrgeizes, sich zum Schiedsrichter über die Fürsten aufwerfen zu wollen. „Heftige Leidenschaften sind in meinem Alter erstorben und nicht mehr an der Zeit; mein Verstand hat meinem Wirkungskreise Grenzen zu setzen gewusst." Dann erklärte der König wieder, er habe sich der bayerischen Frage nur angenommen, weil sie mit dem Interesse der Reichsfürsten verwebt sei.

Eine Artigkeit ruft die andere hervor; Friedrich beantwortet Josephs Wunsch, von ihm die Feldherrnkunst zu lernen, mit den Worten: „Euere Majestät haben die Güte zu spassen; nein, Sire, Sie bedürfen nicht des Lehrers, Sie werden Ihre Rollen spielen, weil der Himmel Ihnen die seltensten Talente verliehen hat. Lucull hatte niemals Armeen befehligt, als der römische Senat ihn nach dem Pontus schickte. Kaum war er dort angelangt, als er mit einem Siege über Mithradat sein Meisterstück machte. Mögen Euere Majestät siegen, ich werde der erste sein, meinen Beifall zu zollen, nur nicht über mich."

Verhandlungen in Berlin.

Friedrich schrieb, er sei geneigt zu Unterhandlungen, und diese begannen in Berlin 1. Mai 1778 mit Finkenstein und Hertzberg. Cobenzl machte den obengenannten Vorschlag und verlangte von Preußen Annahme oder Gegenvorschläge. Letztere fielen sehr gering aus: Österreich hätte vieles hergegeben und weniges erhalten. Preußen hätte die Ober- und Niederlausitz erhalten, damit Dresden in seine Gewalt bekommen und Böhmen noch weiter umzingelt. Joseph verwarf diese Vorschläge unbedingt, obschon ihn seine Mutter mahnte, Österreich sei nicht genug zum Kriege gerüstet und bedürfe des Friedens, nur um allmählich sich zum Kriege zu rüsten.

„Die Monarchie", schreibt sie, „ist in erschreckender Weise dem Spinnrocken verfallen. Sie bedürfte Deiner ganzen Thätigkeit und Hilfe. Hiezu brauchen wir

aber den Frieden.“ Ihr graute überhaupt vor dem Kriege. „Zwei Söhne“, klagt sie in jener Zeit, „und einen Schwiegersohn entreißt man mir! Wie oft habe ich an die Frauen denken müssen, denen man ihre Kinder mit Gewalt wegnimmt! Die meinigen gehen freiwillig und sind soviel, als nur immer möglich, geschützt — und doch mangeln sie mir, um mir als Stütze zu dienen. Welch häßliches Gewerbe ist das des Krieges gegen die Menschlichkeit und gegen das Glück!“ Dieser Brief macht dem Herzen Maria Theresias Ehre. Wie ganz anders aber wollte sie in ihrem ersten Kriege sich selbst an die Spitze des Heeres stellen! — allerdings gestärkt durch das Gefühl des Unrechtes, das man ihr anthat, während sie zu dieser bayerischen Frage nie ein rechtes Herz hatte. Klagen der Kaiserin.

Friedrich suchte zu unterhandeln, nur um Zeit zu gewinnen. Als seine Rüstungen vollendet waren, erklärten die preußischen Minister die Verhandlungen für abgeschlossen und am 5. Juli rückte der König mit 80.000 Mann in Böhmen ein. Friedrich fällt in Böhmen ein.

Preußen war unter Friedrich ein vollendeter Militärstaat geworden. Rasch stand ein Heer von 200.000 Mann in Böhmen. Bei Österreich gieng das Zusammenziehen der Truppen langsamer; auch ward beschlossen, nicht anzugreifen, sondern dem König die Offensive zu überlassen, um ihn, den Kriegsführer in einer Sache, die ihn eigentlich gar nichts angieng, als Angreifer vor Europa bloßzustellen, als Ruhestörer und Eroberer.[1]) Da man aber nicht wissen konnte, wo er einbreche, so wurde beschlossen, im nordöstlichen Böhmen das Hauptheer zu versammeln. Die Armeen.

Unter Prinz Albert und Hadik stand eine Armee in Mähren, die einem schwächeren Feinde zu Leibe gehen, einem gleich starken zu widerstehen, einem stärkeren das Vordringen Schritt für Schritt zu bestreiten,[2]) im Nothfalle hinter der March bei Olmütz Stellung zu nehmen, sich nach Proßnitz zurückzuziehen und den Weg nach Brünn und Wien zu decken hatte; würde Böhmen stärker bedroht, so solle ein Theil dieser Armee unter Prinz Albert hinabziehen. Über die Armee in Böhmen übernahm der Kaiser selber den Oberbefehl; der rechte Flügel stand unter Lacy, der linke unter Laudon. Als Prinz Heinrich mit einer selbständigen Armee in Böhmen ankam, wurde Laudon ihm gegenüber bei Reichenberg aufgestellt. Friedrich erzählt,[3]) er habe seinen ursprünglichen Feldzugsplan ändern müssen; er habe vorgehabt, den Krieg eigentlich in Mähren zu führen, wenn ein Treffen günstig ausfiele, ein Corps von 20.000 Mann geradezu auf Preßburg loszulassen, um die dortige Donaubrücke zu besetzen und den Österreichern alle Lebensmittel, die sie aus Ungarn zögen, abzuschneiden, von da Streifzüge nach Wien zu machen und den Hof zu nöthigen, zu seiner eigenen Sicherheit die Truppen vom linken Donauufer nach der Hauptstadt zu ziehen. Dadurch wäre dem Prinzen Heinrich der Feldzug in Böhmen auch leichter geworden. Nach der Aufstellung der Österreicher in Böhmen fürchtete aber Friedrich, daß sie einen Einfall in Schlesien vorhaben könnten, während er nach Mähren ziehe: oder daß sie Dresden wegnehmen wollten, ehe die Preußen den Sachsen zuhilfe Friedrichs II. Kriegsplan.

[1]) Arneth, l. c. X, S. 440.
[2]) Ibid. X, S. 444.
[3]) Denkwürdigkeiten von 1778.

Sachsen. kämen — dann wäre der Kurfürst gezwungen, sich dem Kaiser anzuschließen, oder würde wenigstens der Kriegsschauplatz von Böhmen nach Sachsen verlegt. — Darum musste der König mit seiner Hauptmacht in Böhmen einrücken, sich dem Kaiser gegenüber zeigen und ihn abhalten, Laudons Corps zu verstärken, der alsdann zu schwach blieb, um den Operationen des Prinzen Heinrich Widerstand zu leisten.

Enttäuschung Josephs II. Der Einmarsch war rasch. Am 7. Juli unternahm der König die Recognoscierung — er fand die Österreicher in sorgfältig gewählter, fester, schwer angreifbarer Stellung. Die Vorpostengefechte an diesem Tage widerlegten Josephs bisherige Meinung, Friedrich werde nicht wagen, die Österreicher anzugreifen, man dürfe ihm nur ernste, kaltblütige Standhaftigkeit zeigen. Er empfand jetzt den ganzen Ernst des Krieges, den er hervorgerufen gegen den Willen seiner Mutter, und schrieb jetzt in der ersten Aufregung einen folgenschweren Brief, der zeigt, dass er mehr ein Staatsmann als ein Feldherr, dass er von viel weicherem Stoffe war als sein Gegner, und viel leichter die Kaltblütigkeit verlor,[1]) obschon auch dieser in seiner ersten Schlacht den Kopf verlor und bei Mollwitz vor seinem eigenen Siege floh.[2])

Joseph an Maria Theresia. Auch Prinz Albert war erstaunt, dass der Kaiser, der bisher so viel Ruhe gezeigt, auf einmal so sorglich wurde. „Äußerste Umstände", so schrieb Joseph, „erfordern auch äußerste Mittel. Die Erhaltung der Monarchie hängt jetzt, bei diesem verderblichen und höchst gefährlichen Kriege, von wenigen unglücklichen Augenblicken ab. Der Feind, wider den wir zu thun haben, ist uns an Stärke wirklich überlegen und bekanntermaßen zu allen Mitteln bereit, ja ein großer Kriegsmann. Wir sind wirklich ohne Alliierte, also muss die Monarchie auch in sich selbst ihre Ressourcen holen und darauf allein bauen. Einen Augenblick zu verlieren, selbe aller Orten auf das äußerste zu spannen, wäre unverantwortlich." — Darum verlangt er ohne Aufschub eine neue Recrutierung von 40.000 Mann in allen Ländern, und jeden ohne Rücksicht zu nehmen, der gewehrtauglich sei. Das nöthige Geld müsse mit allen Mitteln, durch Steuern und Anleihen, aufgebracht werden: wenn das Haus brenne, dürfe man nicht lange fragen, ob das Wasser theuer sei.

Also die erste Annäherung des Feindes, die ersten Vorpostengefechte machten solchen Eindruck auf den Kaiser, dass er, statt kühn anzugreifen, von seiner Mutter die äußerste Anspannung jeder Sehne der Monarchie forderte. Hannibal stehe vor den Thoren!

Man mag sich die Stimmung Maria Theresias als Mutter und als Herrscherin denken.

„Das ist es, was ich immer voraussah; aber erst nach einer verlorenen Schlacht war ich darauf gefasst" — schrieb sie an Kaunitz. „— — Ohne Kanonenschuss hält man schon alles für verloren, und Recruten und Insurrection sollen die Monarchie retten, nachdem 170.000 Mann wohl eingeübte Leute in Ver-

[1]) Arneth, Correspondenz Josephs und Maria Theresias, II, S. 325.
[2]) Vergl. Bd. XI, S. 700 dieses Werkes.

wirrung ſich befinden! Leb' wohl, Monarchie! ich ſehe keinen Weg, ſie zu retten. — Wenn ſchon jetzt die Verwirrung einreißt, noch ehe man einen Flintenſchuſs abgefeuert, was können wir uns von der Zukunft verſprechen? ich bin entſchloſſen, das Unmögliche zu verſuchen, um noch einen Bruch zu beſchwören." So Maria Thereſia an Kaunitz.[1]) Ihren Sohn aber muſste ſie zur Ruhe und Standhaftigkeit mahnen: „Von Gott allein erwarte ich Hilfe. Dir, mir und der Armee möge er Stärke verleihen! Im Unglück iſt es, wo der Menſch ſich zeigt. Dein kaltes Blut zu bewahren, iſt jetzt nothwendiger als je. Erinnere Dich an den Prinzen Karl, an Daun, an Browne und an Traun. Mit dieſem Feind iſt nichts zu gewinnen, wenn man ihm Schlachten liefert. Die Zeit iſt es, die ihn mürbe macht, und der Anfang eines Krieges iſt jederzeit ſchrecklich."[2]) — Weiters ſchreibt ſie: „Kannſt Du den Frieden auf dem Schlachtfeld abſchließen, ſo thu es, auf welche Bedingungen es immer ſei. Es würde keine Schwäche dabei ſein, und wäre dies der Fall, dann wälze ſie nur auf mein graues Haupt, das zu nichts anderem mehr gut iſt." — Die gute Mutter, die viel ſtarkmüthiger iſt als der Sohn! — „Fürchte nichts für mich; ich fühle wieder meine frühere Kraft und mit Gottes Hilfe werde ich mich wieder herausziehen; gilt es ja doch die Rettung Joſephs, und da fühle ich dasſelbe Feuer in mir, wie damals, als ich fünfundzwanzig Jahre alt war." — Im nächſten Briefe Joſephs ſteht: „Der Feind iſt überall ſtärker als wir und gleichzeitig überaus kriegserfahren und kühn. Wir werden ſehr große Mühe mit ihm haben; wenn wir hier nicht tüchtig ſtandhalten, müſſen wir ihm Böhmen überlaſſen." — Das Schreiben der Mutter rührte Joſeph zu Thränen: „Wie glücklich bin ich, eine ſolche Mutter und eine ſolche Monarchin zu beſitzen, und welche Vorwürfe müſste ich mir machen, wenn dieſes koſtbare Blut, was in meine Adern gepflanzt wurde, ſich jemals verleugnen könnte! Seien Sie verſichert, ich werde meine Anſtrengungen und meinen Muth verdoppeln, um das zu leiſten, was Sie um mich verdienen. Aber ich wage, zu wiederholen, man muſs das Äußerſte aufbieten, um dieſem Feinde ſtandzuhalten. — Ich ſehe die große, die unvergleichliche Maria Thereſia wieder; ſie wird die nöthigen Mittel finden und anwenden,. um ihre Armeen, ihre Staaten und ihren Ruhm aufrechtzuerhalten."[3])

Entſchluſs Maria Thereſias.

Daſs Maria Thereſia der ihr unerträglich gewordenen Lage durch einen raſchen Friedensſchluſs ein Ende zu machen trachtete, liegt in der Natur der Dinge. Sie war bald entſchloſſen, unmittelbar mit dem König von Preußen um den Frieden zu verhandeln. „Es muſs alles ſcheinen, als ob es von mir käme", ſchrieb ſie an Kaunitz, denn ſie wollte die Ehre ihres Sohnes retten. Der Staatskanzler muſste ſich vor ihrem Willen beugen und wies auf den ſindigen, treuen, dienſteifrigen, verſchwiegenen Thugut als geeigneten Unterhändler hin. Die Kaiſerin ſandte dieſen mit einem eigenhändigen Schreiben an den König und der Vollmacht, einen Vertrag auf Grundlage von ihr feſtgeſetzter Friedensvorſchläge abzuſchließen.

Maria Thereſia will Frieden.

Thugut.

„Ich ſehe mit der äußerſten Bekümmernis den Ausbruch eines neuen Krieges", ſchreibt ſie an Friedrich. „Mein Alter und meine Geſinnungen für die

Maria Thereſia

[1]) Arneth, Maria Thereſia, X, S. 443—445.
[2]) Arneth, Correſpondenz, II, S. 325—327, 331—333.
[3]) Ibid. II, S. 333—335.

schreibt an Friedrich II.

Erhaltung des Friedens sind der ganzen Welt bekannt und ich kann ihr keinen besseren Beweis davon geben, als den Schritt, den ich thue. Mein mütterliches Herz ist bekümmert, bei der Armee zwei Söhne und einen geliebten Eidam zu wissen." — Ohne Vorwissen des Kaisers wende sie sich deshalb an den König um den Frieden und bitte um strenge Geheimhaltung ihres Schrittes; sie wünsche im Einverständnisse mit dem König das gute Einvernehmen der beiden Familien, ja des ganzen Menschengeschlechtes, herzustellen. Thugut sei bevollmächtigt, in ihrem Namen zu unterhandeln. — Thugut reiste mit einem Passe, den ihm der russische Gesandte Galitzin ausstellte, am 13. Juli in das preußische Hauptquartier ab.

Josephs II.

Indes hatte sich Joseph II. von seiner ersten Bestürzung erholt, auch bemerkt, dass doch bei den Gegnern nicht alles so vortrefflich sei, wie er geglaubt hatte. Während sein Heer treu zu ihm hieng, kamen jeden Tag zwanzig bis dreißig Fahnenflüchtige aus dem preußischen Lager und klagten über das dort herrschende Elend; er hoffte, könnte man auch nur drei Feldzüge ausharren, so müsste Friedrich nachgeben. Aber er vernahm bald auch, welche Folgen sein erster Schreckensruf nach sich gezogen hatte.

Unmuth.

Noch ehe Thugut zum König kam, erfuhr Joseph II. vom Entschlusse der Kaiserin und erschrak über die Folgen seines Schreibens: dieses Vorgehen sei schädlich; aufgeblasen über ihr Entgegenkommen, würde Friedrich nur unerträgliche Vorschläge machen. Niederschmetternd für ihn sei, dass seine Mutter missbillige, was er gethan; jetzt seien die Ehre der Monarchie und seine eigene bloßgestellt; fruchtlos sei so viel Geld verausgabt und der Credit verringert, während Preußens Macht und der Despotismus um das Doppelte gewachsen sei; als Unterthan und als Sohn müsse er das hinabschlucken, was ihn wurme. Die halbe Armee würde auseinanderlaufen, wenn sie wüsste, was ihrer harre, während jetzt Officiere und Soldaten vom besten Willen beseelt seien und sich vom Kriege Vortheil erwarten. Joseph droht geradezu nach Florenz abzureisen, ohne Wien zu berühren. In seiner Aufregung theilte der Kaiser dennoch seinen Generälen

Loudon.

mit, was vorgehe, und was er vorhabe. Laudon warnte ihn davor, nach Florenz abzureisen, mahnte ihn, weise nachzugeben und darin eine wahrhaft große Seele zu zeigen und den Frieden dazu auszunützen, dass er die Gebrechen, die

Maria Theresia.

am Armeewesen noch haften, abstelle. Maria Theresia aber schrieb ihrem Sohne: „Ich dachte Dich und die Monarchie zu retten und keineswegs Deinem Ruhm zu schaden oder das, was von Deiner Seite geschah, Lügen zu strafen."

Thugut bei Friedrich II.

Indes war Thugut am 16. Juli unter dem Namen eines russischen Legationsrathes Roßdorf im preußischen Hauptquartier angekommen und hatte dem König das Schreiben der Kaiserin überreicht. Friedrich II. hatte sichtlich eine Freude darüber, und sprach mit dem Ausdruck der Bewunderung von ihr: ihre Vorschläge könnten die streitenden Parteien wohl versöhnen; warum habe man sie aber nicht schon vor einem Monat gemacht? warum habe man es auf das äußerste ankommen lassen? der Kaiser habe große Eigenschaften, liebe aber den Ruhm allzusehr; die Sehnsucht nach glorreichen Thaten sei bei einem jungen Fürsten, der an der Spitze einer großen Armee stehe, begreiflich. Der Kaiserin

Vorschläge.

liege aber das Wohl ihrer Staaten und der Menschheit am Herzen, ihre Vorschläge könnten die Grundlage einer Verständigung bilden, man müsse sich aber noch über einige Vorfragen einigen. Diese bezeichnete Friedrich: zum Vorschlag

der Kaiserin, Bayern bis auf einen Landstrich von einer Million Gulden Ertrag herauszugeben, den Kurfürsten dafür zu entschädigen, und die Forderungen Sachsens auszugleichen, seien folgende Vorfragen zuerst zu entscheiden: a) Wird die Kaiserin von ihren Ansprüchen auf einige Lehen in Sachsen, die sie als Königin von Böhmen geltend macht, nichts aufgeben? b) Wird man den Herzog von Mecklenburg nicht durch ein kleines Reichslehen zufriedenstellen können? c) Wird man sich betreffs der Nachfolge von Bayreuth und Ansbach nach dem Inhalt der Verträge dahin einigen, dass der Kurfürst von Sachsen die beiden Markgrafschaften und der König die Lausitz erhält? d) Wird die Einschließung von Regensburg, wo der Reichstag verhandelt, aufgehoben werden? Im Schreiben an Maria Theresia, die er „Meine Frau Schwester" anredet, sagt der König: „Es war der Denkart Eurer Majestät würdig, nach heldenmüthiger Behauptung des väterlichen Erbtheiles in einer Streitsache wiederum Beweise von Seelengröße und Mäßigung darzulegen. Die zärtliche Liebe für Dero Sohn, den Kaiser, muss Höchstdenselben den Beifall aller gefühlvollen Gemüther zuwenden und vermehrt womöglich die Verehrung für Dero geheiligte Person." — Schließlich verspricht der König, keine Schlacht zu liefern, bis Thugut mit der Antwort auf seine Vorschläge aus Wien zurück sei.

Friedrich II. an Maria Theresia.

Am 18. Juli verließ Thugut den König, von dem er den Eindruck mitnahm, dass er doch eigentlich den Frieden wolle, den auch das Heer wünschte. Jener hatte anerkannt, dass die österreichische Aufstellung fast unangreifbar sei; das Heer litt Mangel: die vielen Überläufer zu den Österreichern legten Zeugnis davon ab.

Am 21. Juli erstattete Thugut dem Staatskanzler seinen Bericht und dieser alsbald der Kaiserin. Man musste sich rasch entschließen; der Entschluss konnte jedoch nur mit Zustimmung des Kaisers gefasst werden, dieser aber war mehr als missstimmt über die Friedens-Verhandlungen, welche die Kaiserin unternommen hatte, ohne ihn zurathe zu ziehen. Er verbat sich, ihn in Zukunft mit Fragen zu belästigen, von denen er nichts wissen und denen er nie zustimmen wolle: „Das Übel ist unheilbar; ich habe an nichts anderes mehr zu denken, als die Trümmer der Ehre des Staates und meiner eigenen zu decken."[1] Gegen den Staatskanzler war der Kaiser verstimmt und Kaunitz darob niedergeschlagen — seine Stellung wurde unangenehm. Die Mutter hatte einen anderen Willen als der Sohn, und er selber stimmte weder mit der Kaiserin vollständig überein, noch mit dem Kaiser. Friedrich stellt in seinen „Denkwürdigkeiten" dieses Krieges mit zu stark aufgetragenen Farben die Sache dar: „Die Kaiserin wünschte aufrichtig den Frieden; der Kaiser, ihr Sohn, dessen Ehrgeiz als Anführer der Truppen sie kannte, ließ sie befürchten, dass sein Ansehen verloren oder geschwächt würde; aber Fürst Kaunitz unterstützte sie nicht gehörig, sondern war, nach Art der Höflinge, mehr dem Kaiser zugethan, von dessen Jugend mehr Glanz für die Familie des Ministers zu erwarten war, als von der bejahrten Kaiserin. Das Schicksal der menschlichen Angelegenheiten ist einmal nicht anders: kleine Ursachen entscheiden über die wichtigsten Dinge. Als der Kaiser von Thuguts

Der Kaiser und Maria Theresia. Friedrich II.

[1]) Arneth, Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz, II, S. 366. „Que me reste-t-il à dire? L'affaire est sans remède; je ne dois plus que penser à sauver les débris de l'honneur de l'Etat et le mien. J'agirai en conséquence dès que je saurai l'affaire encore plus arrangée ou l'armistice décidée."

Unterhandlungen erfuhr, ward er wüthend. Er schrieb an seine Mutter: wenn sie Frieden machen wolle, so werde er nie mehr nach Wien zurückkehren, sondern sich lieber in Aachen festsetzen oder irgend an einem andern Ort, um nie wieder mit ihr zusammenzukommen. Die Kaiserin hatte den Großherzog von Toscana kommen lassen und schickte ihn sogleich zur Armee, um den Kaiser zu beruhigen und ihm friedlichere Gesinnungen einzuflößen. Die Wirkung dieser Zusammenkunft war die Entzweiung der beiden Brüder, die bis dahin im besten Einvernehmen gewesen waren."

Maria Theresia. Das ist zu stark. Der Schmerz des Kaisers war allerdings groß, der Wille seiner Mutter aber gut und edel, und, wie der jetzt vorliegende Briefwechsel beweist, vergaß der Kaiser nie die Verehrung, die er seiner Mutter schuldig war. Die Mutter schrieb ihm die schönen Worte: „Man muss den Muth haben, sich selbst aufzuopfern, um gerecht zu beurtheilen. Wir waren eine große Macht, wir sind es nicht mehr;[1]) man muss sein Haupt beugen, wenigstens die Trümmer davon retten, und die Völker, die uns noch bleiben, glücklicher machen, als sie es während meiner unglücklichen Regierung waren, weil wir, trotz unserer Verluste, uns immer auf der früheren Höhe erhalten wollten. Beginne Deine Regierung damit, die Ruhe, den Frieden, das Glück denjenigen zurückzugeben, die dies so sehr verdienen. Du selbst wirst Dich an dem Glücke der andern erfreuen, sogar auf Kosten Deiner persönlichen Größe. Ich kenne Dein Herz und baue auf dasselbe. Rette Deine Völker und erwirb Dir dadurch größeren Ruhm als durch alle Ansprüche auf den Namen eines Eroberers. Thugut muss zum König zurückkehren. Wenn Du es für gut hältst, möchte ich ihn durch Deine Armeen senden, um ihn über unsere Gedanken besser zu unterrichten. In Bezug auf die Form werde ich mich zu allem herbeilassen, was Du nur wünschest. Ich fürchte mich nicht vor der Schande des Schrittes, den ich unternahm. Um der Sache willen trage ich sie gern. Ich wünsche nichts mit Dir zu theilen, obwohl, offen gestanden, ich nicht einsehe, wie irgend welche Schmach auf Dich fallen könnte. — — Ich bitte Gott, dass er Dein Herz rühre und Dich erleuchte. Nie konnte ich unsere Lage anders beurtheilen, als dass es geboten erscheint, um jeden Preis Frieden zu schließen."

Joseph II. Der Kaiser aber schrieb der Mutter am 26. Juli, sie habe die Macht in Händen und könne thun, was sie wolle; er aber könne und wolle nie den Anschein auf sich laden, dass er dasjenige gewünscht habe, worin er sein ganzes Leben hindurch die Schande und das Verderben des Staates erblicken werde.[2])

So standen sich also Mutter und Sohn in ganz berechtigten Ansichten gegenüber. Da erwirkte Friedrich durch zu weit gehende Forderungen eine Einigung zwischen denselben. Er schrieb am 28. Juli an die Kaiserin seine Vorstellungen und seine viel weiter gehenden Vorschläge.[3])

Was Friedrich vorschlägt. Danach sollte die Kaiserin dem Kurfürsten von der Pfalz alles abtreten, was sie in Bayern und in der Oberpfalz besetzt habe. Dagegen solle ihr der Pfälzer den Kreis Burghausen von Passau an, den Inn entlang, bis zum Einflusse der Salza, und die Salza entlang bis an die Grenze

[1]) Arneth, Correspondenz, II, S. 367—369.
[2]) Ibid. II, S. 371.
[3]) Sie sind abgedruckt im Briefwechsel über die bayerische Angelegenheit im Anhang zu Friedrichs Denkwürdigkeiten von 1778.

von Salzburg, bis Wildshut abtreten. Dadurch erhalte der Wiener Hof eine große und sehr fruchtbare Provinz, welche Österreich so gut abrunde, von einem schönen Flusse begrenzt werde und die Festung Schärdingen und andere ansehnliche Städte enthalte. — Bayern werde dadurch nicht zerschnitten und Regensburg mit dem Reichstag bleibe frei. Sei der Wiener Hof abgeneigt, den Pfälzer durch die Abtretung eines Landes zu entschädigen, so könne er dies dadurch thun, dass er den Lehens- und Oberhoheitsrechten in der Oberpfalz und in Sachsen entsage und dem Kurfürsten von Sachsen eine Million Thaler bezahle. Man könne letzterem noch das Fürstenthum Mindelheim und den Strich Rothenberg hinzugeben. Der Ausgleich zwischen Kurpfalz und Sachsen hätte unter Mitwirkung des Königs von Preußen zustande zu kommen, als Freundes und Bundesgenossen beider Häuser. Österreich und Sachsen hätten dann allen anderen Ansprüchen auf Bayern und die Oberpfalz zu entsagen und dem Herzog von Zweibrücken die Nachfolge in diesen Ländern zuzuerkennen. Der Herzog von Mecklenburg solle ein kleines Reichslehen und das Jus de non appellando im ganzen Herzogthume erhalten. Dann habe der Kaiser und die Kaiserin auf die Lehen und Rechte des Königreiches Böhmen, an die Länder Ansbach und Bayreuth zu entsagen und niemals gegen die Einverleibung dieser Markgrafschaften in Preußen oder dagegen Einspruch zu thun, dass der König mit dem Kurfürsten von Sachsen sich über einen Tausch der Länder Ansbach und Bayreuth gegen die Markgrafschaften Ober- und Niederlausitz verständige. — „Dieser Plan", schreibt Friedrich, „scheint der Billigkeit, den Umständen und dem größten Vortheile des österreichischen Hauses so angemessen zu sein, dass man ihn zur Grundlage eines definitiven Friedensvertrages machen könnte."

Also kein Frieden.

Für Kaunitz war die Antwort des Königs willkommen. Friedrich II. hatte selber die von Thugut erregten Hoffnungen zerstört, dass er den Frieden wünsche, während die Kaiserin eine friedliche Beilegung des Streites in allem Ernste gewollt hatte. Seine Anträge erschienen unannehmbar. Maria Theresia nannte sein Verfahren ein schmähliches: seine Minister seien offenbar an Zweibrücken und Sachsen verkauft. Kaunitz schrieb die Vorschläge den bösen Einflüsterungen Hertzbergs zu.[1]) Doch wollte die Kaiserin den Weg der Verhandlungen nicht gänzlich verlassen: man müsse nur mehr an eine Sicherstellung der Grenzen und nicht an ein Mehr oder Weniger von Einkünften denken. Sie überließ jetzt die Entscheidung ihrem Sohne.

Maria Theresia.

„Du hast jetzt das Schicksal Deiner Staaten in der Hand, aber Du wirst dafür auch Dir selbst und Gott verantwortlich sein. Das Glück so vieler Tausend Seelen ist daran geknüpft." — Sie entschuldigt sich gleichsam über ihre bisherigen Versuche für den Frieden. „Denke mit gesammeltem Geiste darüber nach und Du wirst finden, dass eine zärtliche Mutter, eine vernünftige und redliche Freundin, eine billig denkende Monarchin es ist, welche nach den ihr gegen Gott und die Menschen obliegenden Pflichten zu handeln sich bestrebt. Du fällst jetzt die Entscheidung. — Ich werde Dich unterstützen, so weit meine Kräfte es gestatten; aber lass den Ausspruch klar sein: Krieg oder nicht."[2]) Von Joseph kam keine

[1]) Arneth, Maria Theresia, X, S. 478 ff.
[2]) Ibid. Correspondenz, III, S. 2–6.

Joseph II. freudige Antwort, er meldete nur, dass Laudon vor dem Anmarsch des Prinzen Heinrich sich hinter die Iser habe zurückziehen müssen und er selber, wenn der Feind diesen Fluss überschreite, seine Stellung aufgeben und die reichere Hälfte Böhmens dem Feinde überlassen müsse. Doch werde er nicht ohne eine Schlacht sich dazu entscheiden; erleide er eine Niederlage, so erscheine dann der Rückzug gerechtfertigt.

Diese Nachricht schien der Kaiserin trostlos: sie kam jetzt zum Entschlusse, alles dem Kurfürsten von Bayern zurückzustellen, wenn auch der König von Preußen auf die Vereinigung von Ansbach und Bayreuth mit seinen Staaten verzichte.

Kaunitz. Kaunitz aber meinte, da Friedrich Österreich bisher der Eigennützigkeit geziehen, so werde sich jetzt das Blatt umwenden und sich die angegebene Uneigennützigkeit des Königs im wahren Lichte zeigen. Die Kaiserin solle einfach erklären, sie wolle keine Vergrößerung; sie entbinde den Kurfürsten von der Pfalz von allen Verpflichtungen, gemäß der letzten Übereinkunft. Der König von Preußen solle jedoch für sich und seine Erben und Nachfolger sich gleichfalls anheischig machen und sich feierlich verpflichten, Ansbach und Bayreuth mit der Brandenburgischen Primogenitur so lange nicht zu vereinigen, als noch nachgeborene Prinzen vorhanden sein würden.[1] Der König, wie man ihn kenne, werde dies sicher ablehnen; nehme er es aber an, so habe Österreich wenigstens den Vortheil, dass die ihm feindliche Macht Preußens sich nicht vergrößere.

Thugut wieder bei Friedrich II. In diesem Sinne erhielt Thugut seine Vollmacht zur Unterhandlung. Er traf den König am 10. August in Welsdorf. Friedrich nannte die Bedingungen unannehmbar, denn er habe ein unbestreitbares Recht auf die Vereinigung von Ansbach und Bayreuth mit Preußen, da alle Glieder seines Hauses eingestimmt hätten. Thugut war ein schlauer Unterhändler: der König habe ja immer die Erwerbung in Bayern als für viel bedeutender erklärt, denn die Einverleibung der Markgrafthümer für Preußen. Man biete also mehr an, als man verlange. Auch sei die Trennung der Markgrafthümer durch eine Pragmatische Sanction festgestellt, die durch das Reich genehmigt worden. Der König bestand jedoch darauf, die Zustimmung aller Mitglieder seines Hauses gebe ihm ein Recht; er sagte stets, die Vereinigung der Markgrafthümer mit Preußen sei gerecht und von ihm unwiderruflich beschlossen. Thugut könne in Reichenbach die Frage noch eingehender mit seinen Ministern besprechen. Thugut entgegnete, er sei nur gekommen, um das Gutachten des Königs über den Antrag einzuholen; erkläre er den Vorschlag für unannehmbar, so seien alle Verhandlungen mit den Ministern für nichts. Bitter antwortete Friedrich II., in Wien scheine man jetzt andere Ansichten über den Frieden zu haben; der Widerwille des Kaisers habe ohne Zweifel die Entschlüsse seiner Mutter geändert und Kaunitz darum einen Antrag gestellt, von dem er bestimmt wisse, dass er abgelehnt werde. Thugut erklärte, die letzten Vorschläge des Königs hätten die Hoffnungen auf Frieden zerstört und darum hätte sich die Kaiserin auf ihren einfachen Vorschlag beschränkt.[2]

Thugut. Friedrich erzählt:[3] „Thugut kam mit einer Menge listiger Vorschläge, womit Fürst Kaunitz ihn versehen hatte, zurück. Der König sah aus der Gestalt,

[1] Arneth, Maria Thersia, X, S. 484–481.
[2] Ibid. X, S. 487–492.
[3] Denkwürdigkeiten von 1778.

welche die Unterhandlung annahm, daſs sie nicht gelingen konnte; er mochte auch nicht gern mit Herrn Thugut unterhandeln und schickte ihn daher ins Kloster zu Braunau, um vor seinen Ministern, dem Grafen Fink und dem Herrn von Hertzberg, seine Talente zu entwickeln. Sie schickten ihn aber nach wenigen Tagen fruchtlos nach Wien zurück." — Man sieht, die Schlauheit Thuguts war dem König unbequem. Der Plan, über den Thugut mit den Ministern unterhandeln sollte, betraf die Abrundung Österreichs Bayern gegenüber. Auch Thugut bemerkte gleich, daſs es mit den Unterhandlungen, die in Braunau am 10. August begannen, kein Ernst sei. Als er auf die Anträge hinwies, die der preußische Gesandte Riedesel in Wien gemacht hatte, konnte Hertzberg derselben sich nur dunkel erinnern. Da Thugut sich auf das preußische Manifest berief, sagte Hertzberg, der Krieg habe eine gewaltige Veränderung in der Lage der Dinge herbeigeführt. Am 15. August erklärten die preußischen Unterhändler kurzweg, was Österreich fordere, sei viel zu beträchtlich; was dem Kurfürsten von der Pfalz noch übrig bleibe, sei viel zu gering, als daſs er sich zu einer solchen Vereinbarung herbeilassen könnte. Die Verhandlungen wurden also abgebrochen. Eigenthümlich, daſs der Kurfürst, für den die Preußen so besorgt waren, nichts von ihrem Schutze wissen wollte. Thugut verließ Braunau mit der Überzeugung, daſs es dem König um Frieden gar nicht zu thun sei.[1]

Verhandlungen zu Braunau

abgebrochen.

Aber auch mit dem Kriege war kein rechter Ernst. Friedrich war offenbar der Alte nicht mehr: er war um 40.000 Mann stärker als die Österreicher und doch wagte er ihre Stellung nicht zu stürmen; in seiner Jugend hätte er es mit geringerer Zahl gegen die Übermacht unternommen.

Das sagt auch ein preußischer Officier, der im Lager stand:[2] die Armee habe schon am zweiten Tage gesehen, daſs ihr König zwar an ihrer Spitze stehe, aber nicht mehr der feurige Held sei, der sie zu Wunderthaten führe, sondern ein bedenklicher Feldherr geworden sei, der gern einen Angriff vermeide und um gehörige Sicherheit besorgt sei. Der Ausmarsch sei plötzlich angeordnet worden. Die Armee habe geglaubt, zum Siege zu fliegen; statt dessen habe sie in einem verschanzten Lager exercieren müssen; die Reiterei habe durch Mangel an Futter und beständige Märsche größere Verluste gehabt, als in der Schlacht bei Zorndorf. All das und die unglaubliche Nachlässigkeit, womit die unzähligen Kranken behandelt wurden, habe eine Art Desertionsfieber erweckt und den König noch verdrießlicher gemacht, als er schon war: es habe ihm eine Freude gemacht, jemanden einen Verweis zu ertheilen oder einen Officier ausschelten zu können. Auch habe die gewaltige Abnahme seines Gedächtnisses manche Irrungen veranlaſst, aber niemand habe gewagt, ihn zurechtzuweisen. Friedrich selber gesteht ein, daſs sein Angriff auf die Österreicher nur mit großen Verlusten hätte bewerkstelligt werden können und daſs alle Hindernisse ihn zuletzt auf den Plan brachten, die Gegend zu verwüsten: „Er wollte sein Lager zu Welsdorf nicht eher verlassen, bis er die Gegend von der Elbe bis an die schlesische Grenze ganz und gar ausfouragiert haben würde, besonders da die Österreicher alle Einwohner gezwungen

Kartoffelkrieg oder Zwetschkenrummel.

Verwüstung des Landes.

[1] Arneth, Maria Theresia, X, S. 97.

[2] Briefe eines alten preußischen Officiers, Charakterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend, II, S. 137, bei K. A. Menzel, l. c. VI, S. 108—109.

hätten, sich mit allem Vieh jenseits der Elbe zu flüchten. Der König gewann dadurch so viel, dass es den Österreichern unmöglich wurde, während des Winters hier ein ansehnliches Corps an seiner Grenze zu unterhalten und seine Truppen im Winterquartiere zu beunruhigen." Die Österreicher nennen diesen thatenlosen Feldzug darum den Zwetschkenrummel, die Preußen den Kartoffelkrieg. Er hat aber soviele Menschen durch Krankheiten gekostet, als wenn man sich in eine Hauptschlacht eingelassen hätte.

Abzug der Preußen.

Friedrich zog, als alle Fourage aufgezehrt war, nach Burkersdorf unweit Sorr und hebt hervor, dass der Kaiser unbeweglich in seiner bisherigen Stellung hinter der Elbe blieb und keinen Mann zur Verfolgung herausließ;[1]) er meint also, er sei wie gebannt gewesen vom Schauspiel seiner Kriegergröße. Aus den Briefen, die von Joseph seitdem veröffentlicht worden sind, ersehen wir, dass es dem Kaiser keineswegs an Muth fehlte, dass er aber durch bloßes Ausharren in seiner festen Stellung den König zum Rückzuge zu zwingen gedachte.[2]) Laudon, sonst so kühn in der Schlacht, erinnerte immer an die Überzahl des Feindes und an Bedachtsamkeit, und der Kaiser fühlte sich als Neuling in der Kriegskunst und wollte keinen Schritt unternehmen ohne die Zustimmung seiner Heerführer, namentlich Lacys, der so geschickt war, feste Stellungen auszuwählen und sich darin glücklich zu vertheidigen. Bitter klagt Joseph II. über die Art, wie die Preußen das Land verheerten: die Tataren hätten nicht ärger hausen können. Übrigens rächte sich die Verheerung, die Friedrich anordnete, an ihm selber: er musste sich zurückziehen und nannte in einem Schreiben an seinen Bruder Heinrich den Feldzug einen „albernen".

Laudon. Lacy.

Verluste der Preußen.

Das schlechte Wetter war der beste Bundesgenosse der Österreicher. Ein deutscher Geschichtschreiber bemerkt patriotisch, der Himmel habe zeigen wollen, dass Österreich und Preußen nicht mehr miteinander kämpfen dürfen. Der Verlust an Pferden auf dem Rückzuge war so groß bei den Preußen, dass der Weg, auf welchem Friedrich nach Schlesien heimkehrte, einer Abdeckerei glich. — Prinz Heinrich trat am 10. September den Rückzug nach Sachsen an, bald darauf der König nach Schlesien. Es kam zu kleinen Gefechten, in denen sich der Prinz von Preußen hervorthat; auf österreichischer Seite zeichnete sich Wurmser aus. Im siebenjährigen Kriege kam es nicht mehr zu Gefechten, nachdem einmal die Winterquartiere bezogen waren; in diesem thatenlosen Kriege aber kam es zu Gefechten auch im Winter. Friedrich meint:[3]) „Nachdem der Feind sich während des Feldzuges ganz und gar vertheidigend verhalten, so durfte man vermuthen, dass er jetzt dabei nicht stehen bleiben werde, sondern vielleicht noch einen Plan ausbrüte. Von einem jungen ehrgeizigen Kaiser, der an der Spitze seiner Truppen war und erglühte, sich durch eine glänzende That auszuzeichnen, stand ein solcher Plan wohl zu erwarten. Je weniger man des Feindes Absicht durchschaute, umsomehr musste man jedenfalls auf der Hut sein." — Die Preußen hielten Troppau und Jägerndorf besetzt. Die Österreicher machten im Februar 1779 einen Einfall in Schlesien; doch kam es soweni zu einer großen Schlacht, als im verflossenen Sommer.

Winter 1778/79.

Friedrich II.

Sollte im nächsten Frühjahre der Krieg wieder beginnen? Kaunitz war dafür, man solle den Winter zu Verhandlungen benützen und dabei alle

[1]) Denkwürdigkeiten von 1778.
[2]) Arneth, Maria Theresia, X, S. 510—514, 528—531.
[3]) Denkwürdigkeiten von 1778.

Kräfte sammeln, damit man, wenn jene misslängen, einen entscheidenden Schlag führen und aus der Vertheidigung zum Angriffe übergehen könne.

Plan des Kaunitz.

Dem Pfälzer solle man alle bayerischen Besitzungen zurückstellen, aber unter der Bedingung, dafs er am Vertheidungskriege Österreichs theilnehme. Frankreich gegenüber solle man erklären: nachdem Friedrich die Anträge zum Frieden zurückgewiesen, so habe Österreich das Recht, von Frankreich, laut des Vertrages von Versailles 1756, die bundesgemäße Hilfe von 24.000 Mann zu verlangen; man verzichte jedoch darauf, aber Frankreich möge, als Garant des Westfälischen Friedens, dem Reiche in allem Ernste erklären, wenn England oder Rufsland dem Könige von Preußen Truppen zusenden sollten, so werde es selber Österreich ausgiebig unterstützen. Auch möge Frankreich den Kurfürsten von der Pfalz in seiner guten Gesinnung gegen Österreich befestigen, und den Herzog von Zweibrücken auf Österreichs Seite hinüberziehen. In Rufsland möge man anstreben, dafs es vollständige Neutralität beobachte und sich den Absichten Österreichs in Polen nicht widersetze. In Polen selber aber solle man eine Conföderation gegen Preußen zusammenbringen.[1])

Maria Theresia,

Für Maria Theresias Sehnsucht nach Frieden war das alles zu langsam: sie wollte baldigst Frieden. Sie wollte dem Pfälzer alles in Besitz genommene bayerische Gebiet zurückgeben und dem Könige von Preußen schreiben, dafs sie keine Einwendungen gegen die Vereinigung der Markgrafschaften mit Preußen mache. Kaunitz musste ihr einen Brief in diesem Sinne entwerfen. Sie sandte ihn an Joseph zur Genehmigung. Dieser aber fand ihn „sehr demüthigend und sehr nachtheilig", und die Absendung unterblieb. Als ihr der Kaiser nach dem Abzuge der Preußen die durch sie bewirkte Verheerung des Landes Böhmen schilderte, voll Erbitterung über das böswillig angerichtete Elend, und von Vergeltung schrieb, auch an den Sachsen, antwortete ihm die Mutter: „Häufen wir nicht auf unsere eigenen Häupter solche Verbrechen. Nur Unschuldige würden darunter leiden und der Krieg zu einem der grausamsten werden und ein schmutziges Ansehen gewinnen. Um der Ehre unserer Truppen willen beschwöre ich Dich: verhüte alle Plünderung; wir haben die der Preußen getadelt; sollten wir jetzt noch schlechter handeln?"

ihr Edelsinn.

Rufsland.

Friedrichs II. ganzes politisches Thun hat Rufsland die Thore nach Deutschland geöffnet und die Schranken entfernt, die dieser halbasiatischen Macht den Weg in unser Vaterland verschlossen: er ist nicht umsonst eine Schildwache Rufslands genannt worden. So hoffte er denn auch in diesem Kriege in allem Ernst auf Hilfe von Rufsland.[2]) „Alles, was in dieser Unterhandlung geschehen war, wurde den französischen und russischen Ministern eröffnet, damit sie, von der Uneigennützigkeit Preußens überführt, nicht durch falsche Darstellungen von Seiten der Wiener Minister irre gemacht werden möchten." — Wenn aber Friedrich II. in Petersburg und Versailles den Ankläger Österreichs machte, so mufsten die Kaiserin und der Kaiser ihren Stolz beugen und sich vertheidigen, und so führte dieser Zwist der deutschen Mächte dahin, dafs sie zuletzt die Vermittlung des Auslandes annehmen mufsten;

[1]) Arneth, l. c. X, S. 514—516.
[2]) Denkwürdigkeiten von 1778.

und wie bei den westfälischen Friedensverhandlungen der schwedische Gesandte Salvius und der französische Gesandte d'Avaulx, so entschieden über diesen langweiligen Krieg der Franzose Breteuil und der uns aus der ersten Theilung Polens wohlbekannte Russe Repnin, was Österreich, was Bayern, was Sachsen, was Preußen zu bekommen habe.

Breteuil und Repnin.

Friedrich II. hoffte sicher, dass die Russen in Galizien und Ungarn einmarschieren und den linken Flügel seines Heeres bilden würden, und klagte seinem Bruder Heinrich, als die ersehnte Hilfe nicht kam, „man könne sich von Schildkröten keinen andern Gang als den der Schildkröte versprechen." Endlich regte sich Katharina, aber nur mit einer Erklärung, nachdem man zuerst in Petersburg die Friedensliebe Maria Theresias sehr gelobt hatte:[1]) Sie habe, so erklärte in ihrem Namen Fürst Galitzin in Wien, stets auf eine gütliche Beilegung des Streites zwischen Österreich und Preußen gehofft, sehe aber mit Schmerz, dass die dahin abzielenden Bemühungen fruchtlos blieben. Der Krieg habe seine sehr ernsten Folgen, weil in Deutschland alle Angelegenheiten und Interessen Europas sich berühren. Jede Bewegung, jeder Streit in Deutschland zittere in den Nachbarstaaten nach. Zudem sei Russland ja ein Verbündeter Preußens, darum habe auch die Kaiserin die deutsche Frage in ernste Erwägung ziehen müssen, und nach reiflicher Prüfung gefunden, dass die Forderungen Österreichs nicht hinlänglich begründet und im Widerspruche mit dem Westfälischen Frieden, dem Bollwerke der deutschen Reichsverfassung, seien, deren Umsturz auch für Russland seine Gefahren habe; denen müsse Katharina vorbeugen und lade darum Maria Theresia ein, dem Kriege ein Ende zu machen und sich mit dem König von Preußen zu vertragen, widrigenfalls sie sich genöthigt sehe, den Vortheil ihres Reiches mit allen Mitteln zu schützen und ihre Verpflichtungen gegenüber ihrem Bundesgenossen zu erfüllen.

Katharina II.

mahnt in Wien zum Vergleich.

Das war also Kriegsdrohung. Wenn nur auch Frankreich nicht durch den Krieg gegen England gelähmt und in den Wehen, die der Revolution vorausgiengen, befangen gewesen wäre, so hätte Österreich mit noch mehr Stolz dem kühnen Auftreten Russlands entgegentreten können. Auch waren die damaligen Minister Österreich nicht gewogen, wie wir schon aus der Weigerung sahen, den Vertrag von 1756 auch für den gegenwärtigen Krieg als maßgebend gelten zu lassen. Doch wendete sich die französische Regierung nach und nach in dem Maße Österreich wieder zu, in welchem Russland gegen Österreich drohend auftrat. Maria Theresia hatte nicht umsonst vorgestellt:[2]) Seit siebenunddreißig Jahren mache Friedrich durch seinen Despotismus und seine Gewaltthätigkeiten das Unglück Europas aus und treibe mit jedem Vertrage und jedem Bündnisse sein Spiel; jetzt werfe er sich zum Dictator und Protector von ganz Deutschland auf. Das Haus Habsburg, wie das Haus Bourbon, ihre Völker und ihre heilige Religion würden die Folgen, dass man Österreich im Stiche lasse, gar schmerzlich empfinden. Maria Antoinette war stolz auf das Vertrauen ihrer Mutter und bestürmte mit dem ganzen Feuer ihres Geistes die Minister Maurepas und Vergennes, den erprobten Bundesgenossen Österreich nicht im Stiche zu lassen. Ihre Mutter musste sie warnen, sich nicht allzuweit vorzuwagen. „O Gott," schrieb

Frankreich.

Klagen über Friedrich II.

Marie Antoinette.

[1]) Arneth, Maria Theresia, X, S. 546—547. Présentation présentée par le prince Galitzin le 20. Octobre 1778.

[2]) Arneth, Briefe an Marie Antoinette, S. 253—258. — Arneth, Maria Theresia, X, S. 549—550.

sie, wie gerne möchte ich all mein Blut hingeben, auf dass meine Mutter glücklich sei und die Freude und Ruhe genieße, die sie so sehr verdient!"

Frankreichs Vorstellung an Preußen.

Kaunitz machte vom staatsmännischen Standpunkte Vorstellungen in Versailles über die Lage: wie Preußen ein vollständiger Militärstaat, Österreich hingegen durch die Verfassung Ungarns gelähmt sei; wie Preußen noch verstärkt werde durch seine Verbindung mit Russland und mit allen protestantischen Höfen, und mahnte, eine starke Sprache in Berlin zu führen. Endlich raffte sich die matte französische Regierung zum Entschlusse auf, dem König von Preußen die Annahme der Vorschläge Thuguts anzurathen, wofür Österreich die Vereinigung der Markgrafschaften mit der Primogenitur zugestehe, während Friedrich II. beharrlich erklärte, die Frage der Markgrafschaften stehe mit der bayerischen in gar keiner Beziehung.

Die vermittelnden Mächte.

Maria Theresia sah in düsterer Stimmung der Zukunft entgegen. Da traf am 4. November die Nachricht ein, Katharina sei erbötig, mit Frankreich die Vermittlung in diesem Streit zu übernehmen. Kaunitz stimmte zu. Joseph II., der am 23. November in Wien eintraf, war zur Einsicht gekommen, dass im gegenwärtigen Augenblicke Österreich nicht stark genug sei, gegen Preußen, Sachsen und Russland den Krieg zu führen. Maria Theresia brachte, zum Vortheile Österreichs und ihrer Familie, zum zweitenmale ihren Stolz zum Opfer und stellte es der Czarin anheim, die Mittel zu wählen, die am meisten der Billigkeit entsprächen und am meisten geeignet wären zur baldigen Wiederherstellung des Friedens. Und Katharina und ihre Russen fühlten sich nicht wenig geschmeichelt, auch über Deutschland zu entscheiden. Ludwig XVI. drückte Maria Theresia ihr Vertrauen aus auf seine eifrige Vertheidigung ihrer Ansprüche: nur in dieser Hoffnung habe sie die russische Vermittlung angenommen.

Der Friede schwierig.

Der Friede aber war eine sehr schwere Sache und mehr als einmal schien es, als ob er unmöglich wäre. Der Parteien, zwischen denen vermittelt werden sollte, waren viele: Österreich, Preußen, Bayern, Zweibrücken, Sachsen. Letzteres sprach 64 Millionen an als Allodial-Erbe und Karl Theodor wollte nur eine halbe Million bezahlen. Friedrich II. gönnte Österreich möglichst wenig und wollte doch Garant des Friedens sein. Selbst Zweibrücken sprach dieses Recht an. Ludwig XVI. war entschieden für Österreich, aber sein Bevollmächtigter Breteuil begünstigte doch oft Preußen. Repnin war die personificierte Derbheit, man kann wohl sagen, selbst gegen den Willen Katharinas, welche, geschmeichelt durch die Rolle, so ihr Österreich übertrug, einige wesentliche Forderungen desselben begünstigte. Man blieb jedoch nicht bei den ursprünglichen Vertragspunkten stehen, sondern jeden Augenblick tauchten neue Vorschläge auf. Kaiser Joseph II. klagte seinem Bruder Leopold: „Diese sämmtlichen Herren möchten, da sie es in den wesentlichen Punkten nicht können, uns wenigstens in Formsachen und Nebenbedingungen soviel Unheil bereiten, als nur immer möglich. Die Kaiserin fürchtet sich fortwährend und quält sich selbst und alle diejenigen, welche unglücklicherweise darin irgendwie betheiligt sind, auf die grausamste Art. Zum wahren Job werde ich dadurch: Widerspruch, Kleinmuth, alles wird dabei in Anwendung gebracht. Fürst Kaunitz lässt sich nicht mehr sehen. Jeden Brief, den er empfängt, muss man ihm entreißen, und mit den

Josephs II. Klagen.

Kaunitz.

Antworten verhält es sich ebenso. Es ist, um sich hundertmal dem Teufel zu verschreiben!“[1]) Maria Theresia gab nach, wenn es nur mit der Würde Österreichs verträglich war, denn sie wünschte eifrig den Frieden. Friedrich II. bestand hartnäckig auf so manchen Forderungen, obschon auch er den Frieden wünschen musste: denn er hatte erfahren, dass die russische Armee, welche ihm bei Wiederausbruch des Krieges zuhilfe kommen würde, ihm viel Geld koste; sollte er doch für 16.000 Mann, wenn sie erschienen, jährlich zwei Millionen Thaler und außerdem noch die seit dem Ausbruche des ersten Türkenkrieges an Katharina geleisteten Hilfsgelder mit 480.000 Thalern fortzahlen.

Maria Theresia. Friedrich II.

Während der Verhandlungen dauerte der kleine Krieg fort und traf Joseph mit Eifer die Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge. Friedrich suchte die Österreicher aus ihrer Stellung bei Zuckmandel zu vertreiben, — der damit beauftragte General-Lieutenant von Wunsch vermochte es aber nicht. Zur Vergeltung dafür rückte Wurmser am 17. Januar in die Grafschaft Glatz ein. Seine Obersten Alvinci und Pallavicini überwältigten die preußische Besatzung im Städtchen Habelschwert — und zwang Terzi die Besatzung in Oberschwedelsdorf nach tapferem Widerstande sich zu ergeben. Wurmser gewann im ganzen 7 Geschütze, 10 Fahnen, 34 Officiere und 1000 Mann; ein General, der Prinz von Hessen-Philippsthal, drei Oberste und ein Major mussten sich ihm ergeben. Dafür unternahm Friedrich einen Streifzug nach Böhmen, doch musste er am Schlusse dieses Krieges in seinen Memoiren selber eingestehen, dass die Österreicher im kleinen Kriege den Preußen überlegen seien. „Die Kaiserlichen“, sagt er, „siegten durch Schlauheit im Überfall und Kriegslist, welche doch eigentlich zum kleinen Krieg gehören.“

Kleiner Krieg 1779. Wurmser.

Der Friede wurde abgeschlossen zu Teschen. Dort trafen 10. März Repnin von Seite Russlands, Breteuil von Seite Frankreichs, Riedesel von Seite Preußens ein. Für Sachsen kam Graf Zinzendorf; für den Kurfürsten von der Pfalz der Graf Törring-Seefeld; Karl von Zweibrücken sandte seinen Minister Hohenfels. Für Österreich kam Cobenzl, aber nicht Ludwig, welcher Gesandter in Berlin gewesen war, weil er damals erkrankte, sondern sein Vetter Graf Johann Philipp Cobenzl, dem der Hofrath Herbert aus der Staatskanzlei beigegeben war. Abgeschlossen wurde der Friede am 13. Mai 1779, dem Geburtstag der Kaiserin Maria Theresia.

Friede zu Teschen.

Die einzelnen Punkte des Vertrages waren: Österreich erhielt ein Stück Bayern, das sogenannte Innviertel, nämlich den zwischen Inn, Salza und Donau liegenden Theil des oberbayerischen Amtes Burghausen, ein fruchtbares und es abrundendes Landstück, doch nur dreißig Quadratmeilen groß, statt 250, welche ihm nach dem Vertrage mit Karl Theodor zugefallen wären. Die Nachfolge in Bayern und der Pfalz war dem Herzog von Zweibrücken zugesichert, und so auch allen Seitenzweigen, welche gleiches Recht darauf hätten. Der Kurfürst von Sachsen erhielt als Entschädigung von Karl Theodor die Summe von sechs Millionen Gulden, zahlbar in jährlichen Terminen von einer halben Million. Der Kaiser verzichtete zu Gunsten Sachsens auf das Lehen Schönburg, er anerkannte die Rechtmäßigkeit des Heimfalles der Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth an die Primogenitur des Branden-

Innviertel.

[1]) Arneth, Correspondenz, III, S. 209.

burgischen Hauses im Falle des Erlöschens der dasigen Nebenlinie. Mecklenburg erhielt das Jus de non appellando oder wurde frei von der Gerichtsbarkeit der beiden Reichsgerichtshöfe, des kaiserlichen und des Reichsgerichtshofes. Preußen verzichtete auf seine Ansprüche an Jülich und Cleve zu Gunsten des Zweiges Sulzbach gegen Ernennung der Bürgschaft, welche Frankreich 1741 für Schlesien geleistet hatte.

Alle unzufrieden.

So der Friede von Teschen. Kein Theil war damit zufrieden: Friedrich nicht, weil der Krieg ihn viel gekostet und ihm keinen Ruhm eingetragen hatte; seine Armee nicht, weil sie nicht zu Siegen geführt wurde. Friedrich selber sagt: „Jeder hatte ernst eine Reihe von Feldzügen erwartet, allein es war nichts als eine seltsame Mischung von Unterhandlungen und kleinen Kriegsunternehmungen. Die Officiere schwebten in beständiger Ungewissheit und niemand wusste, ob Krieg sei oder Frieden." Joseph II. war unzufrieden, weil seine hochfliegenden Pläne durchrissen waren, weil ihm keine Gelegenheit gegeben war, den Lorbeer des Sieges zu pflücken. Die österreichische Armee glühte nach Kampf und Sieg, aber auch ihr war keine Gelegenheit gegeben, ihre Tapferkeit zu bewähren. Karl Theodor war unzufrieden, weil er zu viel Geld hergeben musste, und Friedrich von Sachsen, weil er zu wenig bekam.

Maria Theresia.

Nur Maria Theresia pries den Augenblick, da sie den Frieden, die Ruhe für ihre Völker erlangte; sie sah ihn als den Abschluss ihrer ruhmvollen Laufbahn an. Die österreichischen Truppen räumten Bayern in der festgesetzten Zeit, sämmtliche Lehen der ausgegangenen Linie wurden dem pfälzischen Hause wieder verliehen. Auch allen übrigen Bestimmungen des Friedens wurde schnell genügegeleistet. Das deutsche Reich trat 28. Februar dem Frieden von Teschen bei mit der Klausel, „es solle dieser Beitritt den Rechten des Reiches, dem Westfälischen Frieden und den übrigen Grundgesetzen, auch irgend jemand an seinen erweislichen und gehörigen Ortes geltend zu machenden Gerechtsamen jetzt und künftig nicht zum Nachtheil gereichen." Friedrich schöpfte daraus Argwohn, Österreich gebe seine Pläne auf Bayern nicht auf. Dank erntete übrigens Preußen keinen von Bayern, obschon sein Schutz ihm 29 Millionen Thaler und 20.000 Mann gekostet hat; Bayern half nicht lange nachher dem fremden Eroberer, Napoleon I., Preußen zu unterdrücken, wie es gegen Österreich sich feindselig zeigte.

Potemkin.

Der Friede störte Preußens Verhältnis zu Russland. Potemkin hatte den König bisher unterstützt in Hoffnung auf das Herzogthum Kurland oder die Heirat einer deutschen Prinzessin — jetzt hoffte er nichts mehr von ihm. Der Instinct der Macht ließ ihm aber in Josephs weitreichenden Absichten einen Helfer für seine Pläne auf die Türkei erhoffen.[1])

[1]) Blum, Graf von Sievers. Leipzig 1864. S. 214.

Zur Klärung in der Erbfolgefrage dient die nachstehende Genealogie der Wittelsbacher von Ludwig dem Bayern an. Vergl. Dohm, Denkwürdigkeiten, I, Beilage B, und Wendrinski, Kaiser Joseph II., S. 110—111.

Otto I., Graf von Wittelsbach und Herzog von Bayern 1180, † 1183.

Ludwig I., Herzog von Bayern und Pfalzgraf am Rhein 1215, † 1231.

Otto II., Herzog von Bayern und Pfalzgraf, † 1253.

Ludwig
Herzog in Oberbayern und Pfalzgraf, geb. 1229, † 1

Ludwig IV. der Bayer,
geb. 1281, röm. König 1314, † 1347, Stammvater des bayer. Hauses, Herzog in Ober- u. Niederbay

Stephan I. mit dem Hafte, geb. 1320, † 1375

Johann I., geb. 1341, † 1398

Ernst, geb. 1373, † 1438

Albrecht III., geb. 1396, † 1460

Albrecht IV., geb. 1445, † 1503

Wilhelm IV., geb. 1493, † 1550

Albrecht V. geb. 1528, † 1579

Wilhelm V., geb. 1548, † 1626

Maximilian I., geb. 1573, † 1651

Ferdinand Maria, geb. 1636, † 1679

Maximilian Emanuel, geb. 1662, † 1726

Karl Albrecht, geb. 1697, röm. Kaiser 1742, † 20. Januar 1745. Gem. Maria Amalia, Tochter Kaiser Josephs I.

Albrecht I. von Straubing-Holland, geb. 1336, † 1404

Johanna, geb. 1375, Gem. 1395 Herzog Albrecht IV. von Österreich.

Otto Heinrich von Sulzbach, geb. 1556, † 1604 (ihm folgt sein Bruder Philipp in Sulzbach).

Johann I., geb. 1550, † 1604 (stirbt 1661 mit Fried aus).

Maximilian Joseph III., geb. 1727, † 30. December 1777.

Maria Antonia, geb. 1724, † 1780, Gemahl Friedrich Christian von Sachsen.

Maria Josepha, geb. 20. März 1739, Gemahl 23. Januar 1765 Kaiser Joseph II., † 28. Mai 1767.

Ruprecht, geb. 1869.

Adelgunde, geb. 1870.

Maria, geb. 1872.

Karl, geb. 1874.

Franz, geb. 1875.

Mathild geb. 187

Strenge,
mahlin Mechtild, Tochter Rudolfs von Habsburg

Rudolf I. von der Pfalz,
geb. 1274, † 1319, Stammvater des pfälzischen Hauses

Adolf, geb. 1300, † 1327

Ruprecht II., geb. 1325, † 1398

Ruprecht III., geb. 1352, römischer König, † 1410

Ludwig,
geb. 1376, † 1436 (dessen Linie stirbt mit Otto Heinrich 1559 aus).

Stephan von Simmern und Zweibrücken,
geb. 1385, † 1459

Friedrich I.,
geb. 1417, † 1480 (dessen Linie stirbt 1585 mit Karl aus).

Ludwig I. von Veldenz,
geb. 1418, † 1489

Alexander, geb. 1462, † 1514

Ludwig II., geb. 1502, † 1532

Wolfgang, geb. 1526, † 1569

Philipp Ludwig,
1547, † 1614 (Stifter
linie Pfalz-Neuburg,
1742 mit Karl Philipp
erloschen)

Karl von Zweibrücken-Birkenfeld,
geb. 1560, † 1600

Georg Wilhelm,
geb. 1591, † 1669.

Christian I. von Bischweiler,
geb. 1598, † 1654

guft von Sulzbach,
geb. 1582, † 1632

Karl Otto,
† 1671.

Johann Karl von
Gelnhausen,
geb. 1638, † 1704

Christian II.,
geb. 1637, † 1717

Christian August,
geb. 1622, † 1708

Christian III.,
geb. 1674, † 1735

Theodor,
geb. 1659, † 1732

Johann,
geb. 1698, † 1780

Christian IV.,
geb. 1722, † 1775.

Friedrich Michael,
geb. 1724, † 1767

rl Philipp Theodor,
b. 1724, erbt Bayern,
† 16. Februar 1799.

Wilhelm,
geb 1752, † 1837

Karl August,
geb. 1746, † 1795.

Maximilian Joseph I.,
geb. 1756,
1806 König von Bayern,
† 1825

Pius August,
geb. 1786,
† 3. August 1837

Ludwig I.,
geb 1786, resigniert 1848,
† 20. Februar 1868

Maximilian,
Herzog in Bayern,
geb. 4. December
1808

Maximilian II.,
geb. 1811, † 10. März 1864

Elisabeth,
b. 24. December 1837,
mahl Kaiser Franz
oseph von Österreich.

Karl Theodor,
geb. 9. August 1839,
verm. 1874 m. Maria
Josepha v. Braganza.

Ludwig II.,
König von Bayern,
geb. 1845, † 1886.

Otto,
geb. 1848, König 1886 unter
der Regentsch. seines Oheims,
d. Prinz. Luitpold, Bruders
Maximilian II., dessen ältester
Sohn Ludwig, geb. 1845,
sich 1868 vermählte mit der
Erzherzogin Maria Theresia
von Österreich-Este-Modena

olfgang,
b. 1879.

Hildegarde,
geb. 1881.

Wiltrude,
geb. 1884.

Helmtrudis,
geb. 1886.

Gundelinde,
geb. 1891.

Kaiser Joseph II. besucht 1780 Katharina II.

Die Lage.

Der Streit über die bayerische Erbfolge hatte Kaiser Joseph gemahnt, sich um einen Verbündeten umzusehen. Er legte wenig Wert mehr auf die Allianz mit Frankreich: es hatte ihn nur matt unterstützt; er hielt seine Staatsmänner für doppelzüngig, seine Theilnahme am Kriege der Colonien gegen England für unbedachtsam, seine inneren Zustände für verworren und einer großen Katastrophe zutreibend. Gern hätte er eine Allianz mit England geschlossen, aber dagegen war die Mutter zu entschieden, sie hielt das englische Cabinet für zu eigensüchtig: es werde, da es über keine Landmacht verfüge, Österreich, wenn es sich mit ihm verbünde, wieder in große Landkriege verwickeln. Der Kaiser meinte darum, eine Verbindung mit Rußland sei umso vortheilhafter: nur der Beitritt Rußlands habe es Friedrich möglich gemacht, ihn zum Verzicht auf seine bayerischen Pläne zu zwingen. Aber die Anbahnung innigerer Beziehungen hatte umsomehr Schwierigkeiten, als in Petersburg bekannt war, wie streng Maria Theresia das Leben der Kaiserin von Rußland beurtheile, und da sich Friedrich II. so viele Mühe gab, der Abneigung der Czarina gegen Maria Theresia immer wieder neuen Brennstoff zuzuführen.[1]) — Da gab aber die Kunde, daß Katharina nicht mehr so günstig über Friedrich urtheile als zuvor, daß sie von mehreren seiner Maßregeln erklärt habe, sie schmecken nach Barbarei und Altersschwäche, Hoffnung, daß eine Annäherung möglich sei: Rußland und Österreich hatten ja in so manchen Fragen die gleichen Interessen. Joseph beschloß nun 1780 den ersten Schritt zu thun.

Joseph II. sucht eine Stütze in Rußland.

Auf die Nachricht, daß Katharina im Mai und Juni eine Reise nach Weiß-Rußland unternehmen wolle, sagte der Kaiser, ohne Kaunitz und seine Mutter darüber zu befragen, vertraulich zum Gesandten Galitzin, er wäre gesonnen, die Kaiserin auf russischem Gebiet zu begrüßen, um sie kennen zu lernen; er verfolge dabei keinen politischen Plan, er wünsche nur, sie zu sehen. Galitzin sandte umgehend einen Eilboten nach Rußland. Katharina fühlte sich geschmeichelt und antwortete sogleich, Mohilew, wo sie am 7. Juni einzutreffen gedenke, wäre der geeignetste Ort, ihr das Vergnügen zu verschaffen, den Kaiser zu empfangen. Ausgemacht wurde, die Sache sollte nicht als Staats-Action behandelt und darum streng geheim gehalten werden. Maria Theresia war schmerzlich berührt durch den Plan: sie schrieb an Mercy, er könne hier sehen, wie wenig sie im Stande sei, den Ideen ihres Sohnes Einhalt zu thun; diese Reise werde nur die Erbitterung des Königs von Preußen vermehren und Österreichs Alliierte in Unruhe versetzen.[2]) Kaunitz vermittelte zwischen Mutter und Sohn.

Galitzin. Katharina II. Maria Theresia. Kaunitz.

Wie richtig die Mutter aber die Erbitterung Friedrichs II. voraussah, zeigt eine Denkschrift, welche dieser in Rußland überreichen ließ: er selber hätte das

Friedrich II.

[1]) Arneth, Maria Theresia, X, S. 665—669.
[2]) Arneth, Correspondenz, III, S. 404—405. — Maria Theresia X, S. 671.

Glück, die Kaiserin von Angesicht zu Angesicht zu sehen, längst gerne genossen, aber er dürfe sich nicht aus seinen Staaten entfernen — wegen eines an Macht überlegenen Nachbars, dessen Ruhmbegierde und Vergrößerungssucht von Tag zu Tag zunehmen. Die Friedensliebe des Kaisers sei bloße Verstellung: er warte nur auf eine Gelegenheit zu einen Angriff auf Preußen und ziele auf Erwerbung türkischer Provinzen. Man möge sich vor ihm in Russland inacht nehmen: er sei sehr einnehmend und verberge unter dem Scheine bescheidener Mäßigung weitgehende Entwürfe. Friedrich müsste die Lockerung seines Bündnisses mit Russland umso schmerzlicher bedauern, als man ihn wegen seines bisherigen Eifers nur die Schildwache Russlands nenne. — Diese Denkschrift wirkte jedoch nicht gegen, sondern für Österreich. Potemkin schloss daraus, dass in einem Kriege gegen die Türkei Österreich der Verbündete Russlands sein könnte. Denkschrift gegen Joseph II.

Begreiflich erfuhr man in Wien wieder von der Denkschrift und Kaunitz versäumte nicht, zu antworten, wie falsch Joseph II. beurtheilt werde: Österreich habe gar nicht im Plane, Preußen anzugreifen, noch viel weniger, einen Erzherzog oder den Prinzen von Sachsen-Teschen auf den polnischen Thron zu setzen. Kaunitz.

Der Kaiser war durch nichts abzuschrecken — er ließ in Petersburg nur bitten, sein Incognito als Graf von Falkenstein zu respectieren; er brach auf am 26. April 1780. Zuerst gieng die Reise zu Pferd über Ungarn, durch den Jablunka-Pass, dessen Lage und Verschanzungen er sorgfältig untersuchte, vom 5. Mai an aber zu Wagen. Joseph II. war, wie er an den Staatskanzler schrieb, entschlossen, mit der Kaiserin nur über ihr Reich und dessen Einrichtungen auf dem Gebiete des Krieges und des Erziehungswesens zu sprechen, am Ende aber, wenn sich ein Anlass biete, sie lachend zu erinnern an den Unterschied zwischen dem, was man ihr von ihm gesagt, und dem, wie sie ihn nach ihrem eigenen Urheile gefunden habe, mit Potemkin sich in keine politischen Verhandlungen einzulassen, um seinen Gegner Panin nicht zu reizen und den Großfürsten, der an Panin hänge, nicht zu verletzen. Am 25. Mai traf Joseph in Kiew ein, wo er sich drei Tage aufhielt, am 2. Juni in Mohilew, wo ihn Cobenzl und Potemkin trafen; zwei Tage später sah er dem Einzuge der Czarin zu; er suchte sie dann auf in ihrer Behausung. Der Empfang war freundlich. Nach vier Tagen schrieb er an seine Mutter, das Vertrauen der Kaiserin zu ihm nehme zu. Scherzend habe er in der Oper von den Verdächtigungen gesprochen, die Friedrich II. über ihn verbreite. Da habe aber Katharina gemeint, das sei Altweiberklatsch. Friedrich lebe vereinsamt und sei mit jedem Tage mürrischer und werde es zuletzt dahin bringen, dass man ihm auch das Wahre nicht mehr glaube. Er werde von anderen getäuscht und täusche sich zuletzt selber. Reise des Kaisers. zur Czarin. Friedrich II.

Zu politischen Gesprächen kam es dennoch. Katharina warf auf einmal die Frage an Joseph: ob nicht Rom für ihn eine passende Residenz und der Kirchenstaat eine schöne Erwerbung wäre. Durfte aber der römische Kaiser den Papst seines Landes berauben? Joseph wies das Angebot einfach scherzend ab: hätte er auch von Augustus her Anrechte, so dürfe er sie nicht geltend machen — so viele Mächte seien an dieser Frage betheiligt. Leichter könnte Katharina ihr Rom, das heißt Constantinopel, erobern. Katharina kam in Verlegenheit und antwortete, sie denke nicht an diese Eroberung, sie wolle nur den Frieden. Joseph war aber überzeugt, dass sie auf ihrem Plane beharre, auf den Trümmern der Türkei ihr Reich zu errichten, und dass sie Joseph soll Rom nehmen.

ihn mit dieser Frage habe nur zum Reden bringen wollen. Noch einmal kam Katharina auf Italien zurück, wo Joseph ein weites Feld für seinen Ruhm und seine Unsterblichkeit finden würde, und noch einmal wies der Kaiser den Antrag kurzweg ab.

Einladung nach Petersburg.

Vertraulichere Besprechungen waren in Mohilew nicht möglich. „Die Kaiserin", schreibt Joseph II.,[1]) „speist alle Tage mit allen Fremden und allen Herren ihres Gefolges und muss abends beim Spiel oder Ball unter ihnen sein. Sie dringt darum sehr in mich, dass ich nach Petersburg komme: dort lebe sie auf dem Lande, gleichsam in der Stille, dort könne ich sie ungestört sehen und sprechen, und nur in der Hauptstadt könnte ich mir eine Vorstellung machen von den gewaltigen Dingen, welche Peter der Große geschaffen habe. Ohne die Hauptstadt gesehen zu haben, hätte ich keine rechte Vorstellung von Russland. Endlich wolle sie mir ihre drei Flotten zeigen, die zum Auslaufen bereit seien, sie würden mir einen Begriff geben von der Seemacht Russlands."

Der Kaiser nimmt sie an.

Wie war das verlockend für den lernbegierigen und reiselustigen jungen Kaiser! Er willigte ein, entschuldigte sich aber darob im Schreiben an seine Mutter: nur so sei es möglich, ein innigeres Verhältnis mit dieser großen Macht anzuknüpfen, dem König von Preußen entgegenzuarbeiten, den Thronfolger und Panin kennen zu lernen, welche die Kaiserin nicht nach Mohilew begleitet hätten. Joseph fuhr mit Katharina am 10. Juni nach Smolensk, wo sie am 14. eintrafen. Er nennt sie sehr gebildet und liebenswürdig. Eine nähere Verbindung beider Staaten wurde da besprochen. Die Herzen öffneten sich; sie klagte über die Verbindung Österreichs mit der Pforte gegen Russland; er über die Verbindung Russlands mit Preußen.[2]) „Ich glaube, ich habe ihr die Zunge gelöst; sie verbarg mir ihren Unmuth nicht über unsere Verbindung mit der Pforte; sie schilderte mir die Vortheile, welche sie uns angeboten hätte, mit den Worten: ‚unabhängig von jedem anderen Verbündeten'. Damit hätte sie den König von Preußen gemeint. Ihr Volk sei erstaunt gewesen, dass wir ihr gegen die Türken nicht beistanden. — Wahrscheinlich sei Frankreich daran schuld, welches die Türken am meisten liebe. Vielleicht komme nie mehr eine so günstige Gelegenheit, die Türken aus Europa zu verjagen." Als ihr Joseph II. vorhielt, sie habe ja Preußen gerettet gegen Österreich, entschuldigte sie sich damit, bei ihrer Thronbesteigung habe sie nicht anders handeln können; denn alles sei in einem unglaublichen Verfall gewesen. Katharina warf das Wort hin: das lasse sich aber wieder gut machen. Wieder sprach sie davon, dass sie ihm Rom verschaffen wolle — wieder lehnte dies Joseph lächelnd ab, mit dem Hinweis auf Constantinopel. Sie warf hin, wenn sie es erobert hätte, hätte sie es nicht behalten. — Joseph meint, sie trage sich mit dem Plane, das Reich zu theilen und Constantinopel ihrem Enkel Constantin zu verleihen. Näheres hoffe er von Potemkin zu erfahren, der ihn in Moskau herumführen solle, während Katharina nach Petersburg zurückeile.[3])

Vorwürfe.

Entschuldigungen.

Plan auf Constantinopel

Am 17. Juni traf der Kaiser in der alten Czarenstadt ein. Er schreibt seiner Mutter, wie merkwürdig Moskau sei,[4]) viel größer als irgend eine Stadt,

[1]) Arneth, Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz 1778—1780, III, S. 253.

[2]) Arneth, Correspondenz, III, S. 257.

[3]) Ibid. III, S. 258—259.

[4]) Ibid. III, S. 261.

die er schon geschehen; Paris, Rom, Neapel reichten nicht hin an ihren Umfang. Moskau.
Allerdings sehe man da viele unschöne Häuser, dazwischen aber prachtvolle Paläste.
Die Straßen seien schön, weit, wohlgepflastert (mit Holz). Die Trachten, die Sitten
seien höchst merkwürdig. Im alten Schatze der Czaren seien sehr kostbare Dinge,
darunter auch die Kleider der alten Gebieter. Joseph bewundert die gute Ordnung
und den guten Zustand vom Militärhospital und vom Waisenhause; er schildert
die Fröhlichkeit eines Volksfestes, dem er an Pfingsten beiwohnte. Auch die Um-
gebung Moskaus gefiel ihm. Potemkin machte den Führer, doch hörte der Potem-
kin.
Kaiser nichts Neues von ihm: Potemkin sei träge; man könne ihn höchstens
brauchen, um augenblicklich etwas hintanzuhalten, aber nie um eine folgerichtige
Politik durchzuführen. Vom 28. Juni 1780 ist schon ein Brief aus Petersburg Peters-
burg.
an Maria Theresia vorhanden. Joseph findet den Aufenthalt lehrreich und an-
genehm. Die Anstalten und Denkmäler überträfen weit die Vorstellungen, die
man sich im Auslande darüber mache. „Ich bin kein Schwärmer, ich übertreibe
nicht: wer aber lernbegierig schöne und große Dinge sehen will, welche die Seele
erheben, und nicht nach Petersburg geht, thut Unrecht.“ Joseph fand Gefallen Maria
von
am Großfürsten und an seiner Gemahlin, der wirtembergischen Prinzessin. Die Wirtem-
berg.
Besprechungen mit der Kaiserin über Politik wurden häufiger und Joseph schloss
daraus, sie habe allem Groll gegen Österreich entsagt,[1]) sie werde Österreich
ebenso günstig behandeln wie Preußen; sie begreife nicht, warum die Franzosen
die Türken durchaus in Constantinopel haben wollten; sie werde nie ein Bündnis
mit der Türkei schließen, nicht einmal einen Handelsvertrag. An der Grenze gebe
es immer Streitigkeiten, sei man der Türken nie sicher, und sie könne, wenn sie
wolle, einen Kriegsfall aus ihnen machen. Joseph schlug Cobenzl vor, Potemkin
einzuflüstern, beide Staaten könnten sich ihre Besitzungen ge-
währleisten. Bald trat der Großfürst und seine Gemahlin dem Kaiser
näher: sie hätten Geist und Kenntnisse, meint Joseph, und schienen ehrliche
Gesinnungen zu hegen und den Frieden und das Glück der Menschheit jedem
Eroberungsplane vorzuziehen. Die Großfürstin habe einen mächtigen Einfluss
auf ihren Mann und könne eines Tages eine große Rolle spielen. Joseph II.
fühlte aber wohl, dass er ihnen nicht zu nahe treten dürfe, um die Kaiserin
nicht zu verletzen, die offen mit ihm redete über die Thorheiten Peters III.
und über die Art, wie sie den Thron besteigen musste. Schließlich äußerte Potemkin, Das
goldene
Katharina sterbe vor Begier, den Orden vom goldenen Vließ zu erhalten: sie Vließ.
wisse, es sei gegen alles Herkommen; sie verlange auch diese Auszeichnung nur
für sich und wünsche nicht, dass wieder eine Ausnahme gemacht werden solle. Joseph
gab allgemein lautende Antwort und rieth der Mutter einzuwilligen, da doch nichts
an einem Stück Band liege.[2]) Am 18. Juli 1780 fand die Abreise statt.

Der Eindruck, den Joseph zurückließ, war tief, das ganze diplomatische Eindruck
in
Corps in Petersburg achtete darauf. Der englische Gesandte schreibt:[3]) „Der Peters-
burg.
Kaiser beschäftigt alle Gedanken der Kaiserin. Sein Benehmen war weise,
voller Würde und liebenswürdig, und der Eindruck desselben wird nicht so
leicht erlöschen. Dem Einfluss des Königs von Preußen hat er einen harten
Schlag versetzt, so schwer, dass er sich nicht leicht davon erholen wird. Indem

[1]) Arneth, l. c. III, S. 260–262.
[2]) Ibid. III, S. 265–287.
[3]) Harris, später Lord Malmesbury, La Cour de Russie, p. 342.

Abschied. er von der Kaiserin Abschied nahm, sagte er ihr in einfachen und edlen Worten, er habe sich ihr so gezeigt, wie er wirklich sei, ohne Schminke, ohne irgend einen Versuch, ihr Wohlwollen oder ihre Freundschaft zu erhaschen. Sie sei also im Stande, selber über seinen Charakter zu urtheilen, und da er wohl wisse, wie man nach seiner Abreise ihn zu verleumden und anzuschwärzen suchen werde, so bitte er sie, ihrem eigenen Urtheile zu glauben, ehe sie solchem Gerede traue. Er fügte bei, er sei kein Schmeichler, er müsse ihr aber doch offen gestehen, sie habe den hohen Ruhm, den sie genieße, noch übertroffen und er betrachte die wenigen Wochen, die er in ihrer Nähe zugebracht, als die angenehmsten und nützlichsten seines Lebens. Die Kaiserin war von der Art seines Ausdruckes so ergriffen, dass sie Thränen vergoss; sie umarmte ihn tief gerührt. Er küsste ihr die Hand und sie ihm. Das hat mir ein Augenzeuge dieser merkwürdigen Scene erzählt." — Auch beim jungen Hof, und und namentlich bei der Großfürstin, hat der Kaiser einen tiefen Eindruck zurückgelassen.

Joseph Nicht minder wichtig ist, was Robert Keith, der englische Gesandte in Wien, seinem Hofe mittheilt über die Art, wie Joseph II. über Katharina mit ihm sprach.[1]) Der Bericht ist vom 19. October 1780. „Die Kaiserin hat einen ausgezeichneten Geist, aber sie kann allein nicht alles vollbringen. Wer mit ihr verhandeln will, darf nie vergessen, dass eine Frau anders denkt und handelt, als ein Mann. Ich rede aus Erfahrung, wenn ich sage: der einzige Weg, auf gutem Fuße mit ihr zu bleiben, ist, ihr weder zu schmeicheln, noch sie vor den Kopf zu stoßen, sondern ihr in kleinen Dingen den Kopf zu lassen, um sie durch eine Weigerung im großen nicht zu verletzen; sie beständig fühlen zu lassen, man wünsche ihr zu gefallen, und doch zugleich gewisse Grundsätze und ein richtiges Gefühl seines eigenen Rechtes entschlossen festzuhalten; wenn sie einen Wunsch über Katharina. nach etwas ausdrückt, was man ihr gewähren kann, ohne seine Grundsätze aufzugeben, so muss man ihr gefällig sein, wie es sich einer Frau gegenüber schickt; aber wenn sie auf Zugeständnisse dringt, die man ihr nicht machen darf, so muss man sie merken lassen, wo der feste Widerstand anfängt. So allein kann man auf gutem Fuße mit ihr bleiben: wenn man auf der Hut ist vor der Lebhaftigkeit und stürmischen Art ihrer Gefühle und sie stets zu überzeugen versteht, dass in wesentlichen Punkten jeder Fürst ein unbestreitbares Recht hat, die Linie seines Benehmens selber zu ziehen und fest zu verfolgen. Das große Unglück der Kaiserin ist, dass sie niemand um sich hat, der es wagt, die ersten Regungen ihrer Leidenschaft zu dämpfen oder zu verhehlen. Der Graf Ostermann ist ein Strohmann; er thut nichts und hat kein Gewicht. Betzboresko ist ein Emporkömmling, hat ziemlich Talent und Geschäftskenntnis, versteht aber nichts von Politik. Wenn seine Herrin ihm in der ersten Aufregung ihre Gedanken in die Feder dictiert, so hat er weder den Muth, noch das Talent, ihrer Sprache das rechte Maß zu geben; er gibt die ganze rauhe Energie ihrer Rede wieder und denkt wahrscheinlich bei sich selber: die Folgen sollen andere tragen, die Könige von Frankreich und Potemkin. von England und der Kaiser sollen sich herausziehen, wie sie können. Potemkin ist allerdings der Vertraute der Kaiserin, aber er hat wenig Kenntnisse und ist

[1]) La Cour de Russie, p. 344.

sehr faul und sie spricht von ihm, wie von ihrem Schüler in der Politik, also wie von einem Menschen, den man mehr leiten muss, als dass er einen leitet. Als sie einst zu jemand sagte: ‚Potemkin ist mein Schüler, mir verdankt er alle seine Kenntnis der Politik' — erhielt sie die Antwort: ‚Ja, er ist allerdings Ihr Schüler, aber er macht Ihnen wenig Ehre.'" — So der Kaiser über Katharina II.

Friedrich Wilhelm II.

Die preußische Partei that alles, den Eindruck bei ihr zu verwischen. Sechs Wochen nach Josephs Abreise kam deshalb der Kronprinz von Preußen nach Petersburg; es war jedoch ein Schlag ins Wasser. Der Prinz war gar nicht gewandt und recht linkisch. Der Empfang war kalt und stolz. Der englische Gesandte berichtet, die Kaiserin scheine jeden Tag weniger höflich zu werden mit dem Prinzen und vermeide es, mit ihm zusammenzukommen. Bei einem Maskenballe kam sie auch als Maske, nahm den englischen Gesandten beim Arme und sagte: „Seien Sie heute mein Ritter und schützen Sie mich vor diesem langweiligen Menschen." — Umsomehr verkehrte sie mit dem Fürsten von Ligne, der das Talent hatte, ihr in der heitersten Form die wichtigsten Wahrheiten zu sagen. Mit der Aufmerksamkeit gegen den Fürsten wollte sie eigentlich nur dem Kaiser sagen, welches Wohlgefallen sie an ihm hätte.[1])

Der Fürst von Ligne.

Die Reise des Thronfolgers.

Ein Zeichen der Wendung von Katharina gegen Österreich hin ist die Reise, welche der Thronfolger Paul und seine Gemahlin nach Wien machen mussten.

Harris meint, sie sei schon von Joseph II. mit Katharina II. verabredet worden und sollte den Prinzen von seiner Vorliebe für Preußen heilen; sie sei von der Kaiserin in schlauester Weise angeordnet worden. Hätte sie ihrem Sohne selber den Vorschlag gemacht, so hätte er ihn gewiss voll Argwohn abgelehnt. Sie bat also im Vertrauen den Fürsten Repnin, ihrem Sohne den Wunsch nach einer Reise einzuflößen, damit er auch die Höfe kennen lerne und sich auf seinen Beruf vorbereite, und versprach ihm einen ausgezeichneten Beweis ihrer Gnade, wenn er es in der rechten Weise durchsetze. Und Repnin vollzog ihren Auftrag treu und geschickt: er sprach immer von den Schönheiten und Merkwürdigkeiten fremder Länder, was man auf Reisen lernen könne, wie angenehm es sei. Und bald hatten der Großfürst und seine Gemahlin keinen anderen Wunsch mehr, als zu reisen, und keine andere Sorge, als dass die Kaiserin es nicht erlauben möchte. Dann kam auf einmal ein Brief vom Kaiser an den Thronfolger, der ihn mit seiner Gemahlin einlud, nach Wien zu kommen: er werde auch die Verwandten seiner Gattin einladen, dass sie sich dort treffen könnten. Sie fragten Panin um Rath, der die Absicht der Kaiserin nicht ahnte und dachte, die Reise müsse nach Berlin gehen.

Repnin.

Panin.

Bebend vor Angst brachte Paul seiner Mutter den Wunsch vor, sich auf Reisen zu bilden. Katharina schien überrascht, unruhig, gab aber endlich nach: sie sollten beide reisen, aber bald; sie selber werde jedoch die Reiseroute vorschreiben. Beide baten nur, dass Kurakin sie begleite und dass sie auch Frankreich sehen dürften. Die Kaiserin gestand es zu. Als aber die Großfürstin auch von Berlin sprach, wies Katharina dies barsch ab. Friedrich II. bat darum vergebens. Nun kam aber Panin, der Vertreter des Bündnisses mit Preußen, vom Lande zurück, wohin er, im Gefühle, dass er bald sein Amt aufgeben müsse,

[1]) La Cour de Russie, p. 347.

sich zurückgezogen hatte, und flößte Paul und seiner Gattin Angst ein: man wisse nicht, wohin Potemkin trachte. Die Neigung der Kaiserin zu ihm sei maßlos. Der englische Gesandte schreibt, er wage es seiner Feder nicht anzuvertrauen, in welche Angst der Minister Paul versetzt habe: es sei fraglich, ob sie wieder zurück dürften und was aus ihren Kindern würde. Maria von Wirtemberg zerfloss in Thränen. Vor dem Tage, da sie abreisen sollten, erklärten beide, sie würden um keinen Preis aufbrechen, bevor ihre Kinder nicht ganz gesund seien. Am Hofe entstand Verwirrung. Die Kaiserin war in höchster Erregung. Potemkin verlor den Kopf. Der englische Gesandte, welcher bei diesem Anlasse Panin zu stürzen hoffte, rieth, die Kaiserin möge auf der Abreise bestehen. So geschah es, obschon die Thronfürstin ohnmächtig wurde beim Abschied von ihren Kindern. — Einige Tage nachher ward Panin entlassen.[1])

Katharina II.

Panins Entlassung bezeichnete die Erkältung der Kaiserin gegen Friedrich II.: Aus seinem Antrage, das zwischen Preußen und Russland bestehende Bündnis auch auf Polen und die Pforte auszudehnen, schloss sie, er wolle ihr diese Gegenstände ihrer Eroberungslust entwinden. Infolgedessen lehnte sie auch die Erneuerung des Bündnisses mit Preußen beim Ablaufe desselben zur Kränkung Friedrichs ganz ab. —

Erzherzog Maximilian.

So standen sich denn Österreich und Preußen überall wieder wie unversöhnliche Feinde gegenüber, und noch im letzten Jahre fühlte Maria Theresia

Maria Theresia.

bitter den Widerstand des „bösen Mannes",[2]) wie sie Friedrich nannte, in der Angelegenheit ihres Sohnes Maximilian, dessen Zukunft ihr besonders am Herzen lag.

Diesen hoffte sie durch die Hochmeisterei des Deutschen Ordens und die Stelle eines General-Statthalters von Ungarn zu versorgen: beide sollten ihm nach dem Tode des Prinzen Karl von Lothringen zutheil werden. 1769 war Maximilian schon zu dessen Coadjutor gewählt. Die Mutter hätte in ihrem Sohne gern einen großen Feldhelden gesehen und wies ihn immer auf Eugen und andere ruhmreiche Kriegsherren hin. Aber Maximilian war nicht zum Soldaten geboren, obschon er sonst manche löbliche Eigenschaft besaß, bescheiden, gutmüthig, wahrheitsliebend war. Er nahm zwar am Feldzuge 1778 muthigen Antheil, stürzte aber vom Pferde und war längere Zeit krank. Die Mutter musste ihre Hoffnung, diesen Sohn als einen tüchtigen Feldherrn zu sehen, fallen lassen.

Da wurde ihr der Plan nahe gelegt, den sie früher mehrmals zurückgewiesen, ihn zum geistlichen Stande zu bestimmen. 1769 war schon die Anfrage gekommen, ob sie ihn nicht als Coadjutor zu Köln zu sehen wünsche; bald darauf, ob er nicht Coadjutor in Speyer werden wolle: 1771, ob er nicht Capitular des Stiftes Sanct Gereon in Köln werden wolle; 1773, ob er nicht zu einem Canonicat in Bamberg Lust habe, um einst dort Bischof zu werden. 1779 kam

[1]) La Cour de Russie, p. 358–372.
[2]) Le méchant homme.

wieder aus Köln die Mahnung, sich dort zum Coadjutor wählen zu lassen. Kaunitz erinnerte daran, dass dies Österreichs Einfluss in Norddeutschland Kaunitz. stärken und dem Umsichgreifen Preußens Abtrag thun werde. Zu gleicher Zeit wurde aus Münster gemeldet, dass man dort einen Habsburger zum Bischofe wünsche, um vor Preußen und Holland sicher zu sein. Maximilian mochte aber nicht Priester werden und die Mutter ihren Sohn nicht dazu zwingen. Man berieth nun, ob er nicht Dispensation von der Priesterwürde erhalten und Coadjutor bleiben könne, bis einer der Söhne Leopolds (den Erzherzog Karl, den später so berühmten Feldherrn, fasste man damals hiefür ins Auge), an seine Stelle treten könnte.[1])

Die Sache hatte aber ihre großen Schwierigkeiten, nicht von Seite Maximilian Friedrich. des römischen Stuhles, sondern des Kurfürsten von Köln, Maximilian Friedrich, eines Reichsgrafen von Königseck-Rothenfels, der seit 1761 auf dem Kurstuhl thronte, nachdem bayerische Prinzen seit 1583 denselben innegehabt hatten. Ein Coadjutor konnte nur gewählt werden, wenn der Inhaber des Stuhles es forderte, und Maximilian Friedrich hatte öfter erklärt, dass er nur in die Wahl eines Coadjutors willigen würde, wenn er der Erwählung seines Staatsministers in Münster, des Freiherrn Franz von Fürstenberg, gewiss wäre.

Dieser war in der That ein durch Begabung und edles Streben aus- Fürstenberg. gezeichneter Mann. Der Abkömmling eines alten westfälischen Adelsgeschlechtes, dessen Güter von der Weser bis über die Maas hin reichten, durch glänzende Studien und Reisen, namentlich in Italien, gebildet, hatte er, als Domcapitular und Mitglied der Ritterschaft zu den Geschäften gezogen für das Hochstift Münster, welches durch den siebenjährigen Krieg sehr gelitten hatte, um das Land, dessen Verwaltung ihm übertragen war, sich große Verdienste erworben: er heilte die Wunden des Krieges, er gab dem Ackerbau und Gewerbe Ermunterung, Moräste wurden entwässert und urbar gemacht,[2]) Städte und plattes Land erholten sich, Volksmenge und Wohlstand nahmen zu, Recht wurde unparteiisch und rasch gespendet. Das Land genas ohne Anwendung eines gewaltsamen Mittels, die alte Verfassung wurde in Ehren gehalten, der Adel gespornt, sich durch Verdienste um das Land hervorzuthun, und Bürger und Bauern zu edlem Wetteifer angeregt und ein tüchtiger Clerus herangebildet. Namentlich um Hebung der Schulen erwarb sich Fürstenberg Verdienste, und dabei gieng er in allem seinen stillen Weg, nicht auf das Glänzen, sondern nur auf das Gute bedacht. Einen trefflichen Gehilfen fand er in einem Geistlichen Overberg, der in den Ferien Overberg. die Schulmeister in die Normalschule einberief und theoretisch und praktisch unterwies. Kein Geschrei, wie bei Basedow und Bahrdt, aber ruhige Tüchtigkeit und wahre Förderung des Guten! Selbst Nicolai gestand: „Zu unserer Beschämung, die wir uns für klüger halten, finden wir eine der besten Schulordnungen im Hochstift Münster.“ Overberg machte mit Glück den Versuch, auch Frauen in Dorfgemeinden mit dem Schulamte zu betrauen und zu Lehrerinnen für Knaben zu bilden. Stolberg[3]) nennt in einem Briefe sein Gesicht so

[1]) Arneth, Maria Theresia, X, S. 692—699.
[2]) Dohm, Denkwürdigkeiten, I, S 322—323.
[3]) Janssen, Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg. Freiburg 1882. S. 68.

edel, dass es eines Raphaelischen Apostels wert wäre. In Münster ward 1771 eine Universität gegründet, der Fürstenberg seine wärmste Thätigkeit zuwendete, für die er vom Kurfürsten bloß zur Bibliothek 20.000 Thaler erlangte, an der er nicht nur in Lehrstunden öfter zuhörte, sondern bisweilen selber das Lehrgeschäft mit solcher Gewandtheit übernahm, dass sich Schüler und Lehrer gehoben fühlten. Er berief die Lehrer nicht aus der Fremde, sondern bildete sie aus den eigenen Landsleuten. Fand er einen fähigen Jüngling, so gab er ihm oft selbst den ersten Unterricht, sprach ihm Muth ein, sandte ihn auf hohe Schulen des Auslandes und bildete ihn zum Lehrer seiner Landsleute. Friedrich Leopold Graf von Stolberg spricht vom wohlthuenden Eindrucke, den Fürstenberg auf ihn machte, als er 1791 zum Besuche bei ihm in Münster sich aufhielt: „Zweiundsechzig Jahre alt und älter scheinend, klein von Person und voll Seelenadels im schönen, feinen Gesichte, ist er der schönste Greis, den ich je gesehen. Süße nestorische Gesprächigkeit verbindet er mit der thatenreichen Activität, welche ihn noch immer zur Seele des ganzen Landes macht. Alle Departements schöpfen Lust aus seiner Quelle. Die Geistlichen, die er reformierte, sehen in ihm ihren Lehrer und Vater. Er belebt die Schulen, die großen und kleinen, von der Universität an bis zu den kleinen deutschen Mädchenschulen. Gleich bekannt mit der alten Literatur und mit der neueren, spricht er mit Salbung von Dichtern, von Philosophie, welche sein eigentliches Studium ist, von der Religion, welche sein Herz erhellt und durchglüht."

Stolbergs Urtheil.

Alles durch das Volk.

Franz von Fürstenberg gehört zu den seltenen Staatsmännern des vorigen Jahrhunderts, die nicht bloß für, sondern auch durch das Volk wirken wollten, die den Staat nicht als eine Maschine betrachteten, sondern als ein von lebendigen Wesen getragenes Gemeinwesen, das in der Geistesbildung und in dem Ehrgefühle des Volkes seine sicherste Stütze habe. Viel verkehrend mit dem merkwürdigen Grafen Wilhelm von der Lippe,[1]) war er der Ansicht, dass Deutschland unüberwindlich sei, wenn jeder Fürst, groß und klein, sein ganzes Volk unter Waffen hielte und nach seinen Kräften in seinem Gebiete den Widerstand gegen die Feinde möglich machte.[2])

Graf von der Lippe.

Darum ordnete er Turnübungen als Erholung der Schüler an; der Lehrer musste sie an bestimmten Tagen auf den Spielplatz begleiten. Darum schlug er eine Landwehrverfassung 1780 vor, Musterungen und Übungen, und wollte Musterkittel und Gewehre vom gleichen Caliber nicht bloß von allen Pflichtigen angeschafft, sondern auch für die Unvermögenden aus Kirchspielsmitteln aufgebracht und die Übungen, mit Ausschluss der Erntezeit, an Sonn- und Feiertagen vorgenommen wissen.

So war der Mann, den der Kurfürst Maximilian Friedrich sich als Coadjutor allein gefallen lassen wollte. Sein Kanzler Belderbusch dagegen, der immer einen Erzherzog sich als Kurfürsten gewunschen hatte, wusste ihn durch eine List auf andere Ansicht zu bringen. Er ermunterte insgeheim den Prinzen Joseph Christian von Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein, welcher kölnischer Domgraf und Domherr in Straßburg und Breslau war, sich um die Coadjutorie zu bewerben und den Kurfürsten um die Genehmigung anzugehen.

Belderbusch.

[1]) Vergl. über ihn Bd. XII, S. 402—406 dieses Werkes.

[2]) Eisser, Franz von Fürstenberg, dessen Leben und Wirken, Münster 1852.

Hohenlohe gieng in die Falle: er bat den Kurfürsten, sich um die Coadjutorie bewerben und deshalb bei dem Domcapitel Schritte thun zu dürfen. Belderbusch schien überrascht und stellte dem Kurfürsten vor, dahinter stecke sicher der König von Preußen, der durch einen ihm ergebenen Regenten die Regierung dieser Lande an sich zu reißen suche; dies werde dem Wiener Hofe zuwider sein und der Kurfürst die bitteren Folgen davon verspüren. Übrigens sei gegen einen von Preußen begünstigten Bewerber kein Mitglied des Domcapitels stark genug, höchstens ein österreichischer Prinz könne ihm entgegentreten. Dabei wies Belderbusch auf das Treiben des preußischen Generals Wolffersdorf hin, der in Hamm hauste und hin und wieder kölnische und münsterische Unterthanen zur Annahme von Kriegsdienst zwang. Gegen preußische Übermacht und Unterdrückung sei der Schutz eines mächtigen Hauses nöthig.[1] Hohenlohe.

Während der ärgerlichen Stimmung hierüber kam Graf Metternich-Winneburg zum Kurfürsten nach Bonn mit einem Schreiben der Kaiserin, worin sie ihren Wunsch aussprach, ihren Sohn Maximilian zum Coadjutor in Köln und Münster erwählt zu sehen. Der Kurfürst gab alsbald seine Einwilligung, dass Metternich sich beim Domcapitel in Köln um Stimmen bewerbe; zugleich schrieb er an das Domcapitel in Münster und begehrte von demselben einen Coadjutor, dessen er bei zunehmendem Alter bedürfe, und empfahl den Erzherzog. So wurde die Sache ruchbar und alsbald ließ Friedrich II. durch seinen Gesandten von Emminghaus Vorstellungen dagegen beim Kurfürsten machen: wenn ein Coadjutor nöthig, so wäre Hohenlohe der geeignete Mann. Diese Empfehlung einer bestimmten Person schien aber die Wahlfreiheit zu beschränken und war geradezu nachtheilig für Hohenlohe und die preußische Sache. Noch nachtheiliger war, dass General Wolffersdorf sich Drohungen erlaubte. Dohm, welcher in dieser Frage zum erstenmale als Diplomat thätig war und den ganzen Gang der Verhandlungen beschrieben hat,[2] meldete dem König, wie unklug vorgegangen werde; er möge doch erklären, jeder Domherr sei ihm willkommen, welchen seine Brüder als den Würdigsten an die Spitze stellten. Bei Dohm lernen wir auch die Gründe kennen, die von preußischer Seite gegen die Wahl des Erzherzogs vorgebracht wurden: er werde nicht viel Rücksicht auf die Verfassung und Freiheiten des Landes nehmen, da er beim Widerstande auf eine mächtige Hilfe rechnen dürfe; er werde Antheil an den Kriegen seines Hauses nehmen und dadurch das Land in Gefahr bringen; auch müsse man fürchten, er werde einen seiner Vettern zum Nachfolger und die Herrschaft seines Hauses gleichsam erblich machen: man habe am bayerischen Hause ein Beispiel, das seit 1583 nahezu 200 Jahre lang in ununterbrochener Reihe den Hochstuhl besetzt, daneben so viel geistliche Lande unter seinem Scepter vereint und das Stift immer in unglückliche Kriege verwickelt habe. In der That war der 1761 verstorbene Clemens August nicht bloß Kurfürst von Köln und Fürstbischof zu Münster, sondern auch zu Osnabrück, Paderborn und Hildesheim, dann Hoch- und Deutschmeister. Sicher war diese Häufung der Ämter, die nur dem Verdienste und der Tüchtigkeit zutheil werden sollten, in der Hand eines Mitgliedes einer vornehmen Familie nicht im Sinne, noch weniger im Vortheile der Kirche. Nun schloss man ganz richtig weiter: was dem bayerischen Hause möglich war, wird dem österreichischen Hause noch viel leichter sein, denn sein Oberhaupt ist Maria Theresia. Friedrich II. Wolffersdorf. Dohm. Clemens August.

[1] Dohm, l. c. I, S. 312—316.
[2] Denkwürdigkeiten, I.

Kaiser und hat so viele Mittel in der Hand, durch Furcht und Zuneigung die Wahl zu lenken; das Land wird bald nur noch als ein Theil der österreichischen Monarchie erscheinen. Man rechnete darum, dass Frankreich, dass Holland, dass Georg III. von England den Bestrebungen Österreichs entgegentreten würden; auch könne Preußen, das soeben der Vergrößerung Österreichs im Süden Grenzen gesteckt habe, sein Umsichgreifen in Norddeutschland nicht gestatten.[1])

Fürstenberg. Die Bewegung für und gegen wurde lebhaft. Auch Fürstenberg hielt es für seine Pflicht, sich der Wahl eines österreichischen Prinzen zu widersetzen und für den Fall, dass ein Coadjutor gewählt würde, sich selbst um diese Würde zu bewerben. In Hinsicht auf seine siebzehnjährige glänzende Wirksamkeit wünschten viele im Lande keinen anderen als ihn zum Regenten, auf dass er die angefangenen wohlthätigen Entwürfe vollende. Im Domcapitel selber hatte er aber rührige Gegner, denen seine Hinneigung zu Preußen zuwider war: er werde wohl wie Friedrich II. unumschränkt walten wollen — und doch war Fürstenberg kein unbedingter und blinder Verehrer von Friedrich, noch weniger von seinen Regierungsgrundsätzen.[2]) Sein Anhang im Domcapitel schloss sich fest zusammen gegen die Wahl eines Erzherzogs: wenn ein Coadjutor kommen solle, so müsse es Fürstenberg sein. Von ihren Gegnern kam der Domherr Brabeck März 1780 nach Wien mit dem Anerbieten, den Herzog zu wählen, und bat um die Unterstützung des Kaiserhauses. Man wollte sich jedoch die Hände nicht binden und wünschte nur Verbreitung der günstigen Gesinnung im Domcapitel. Dieses beraumte den 16. August 1780 zum Wahltage.

Hohenlohe. Auch Hohenlohe kam nach Wien und bat um Unterstützung für seine eigene Candidatur; als er aber hörte, was die Kaiserin anstrebe, versprach er mit Handschlag und Schrift, für den Erzherzog zu stimmen, ja noch andere zu bewegen, für ihn zu stimmen, hielt aber sein Wort doch nicht, sondern, nach Köln zurückgekehrt, sprach er sich gegen die Wahl eines Coadjutors aus. Als ihm Metternich das Erzbisthum Prag antrug, erklärte er, vom kaiserlichen Hofe keine Wahl in Köln. Gnadenbezeigungen annehmen zu wollen. Doch half all das nicht, am 7. August wurde die Wahl des Erzherzogs Maximilian zum Coadjutor in Köln einstimmig beschlossen.

Fürstenberg. In Münster bestritt Fürstenberg und sein Anhang die dringende Nothwendigkeit und den auffallenden Nutzen einer Coadjutorswahl;[3]) auch sei die namentliche Empfehlung einer bestimmten Person, insbesondere eines so erhabenen Prinzen, dem freien Wahlrecht zuwider; man solle daher den Kurfürsten dringend ersuchen, vom Begehren eines Coadjutors abzustehen, und wenn er auf seinem Wunsche beharre, jedenfalls eine ganz freie Wahl dem Rechte gemäß zu erlauben. Der Antrag entsprach der Mehrheit nicht. Die Minorität wollte nun das Reich ersuchen, die Wahl zu verhindern, zumal das canonische Recht die Häufung der Würden nur in dringenden Fällen gestatte. Den preußischen Gesandten fragte Fürstenberg, ob er auf die Unterstützung seines Königs beim Reichstag rechnen könne. Er glaubte, Friedrich II. werde sich zum Kriege entschlossen zeigen und Maria Theresia es nicht darauf ankommen lassen. Allein der König war Friedrich hilft nicht. gerade bei den Übungen und fern von Berlin; sein Minister Finkenstein wollte nur insgeheim den Bewerbungen des Erzherzogs entgegenarbeiten; dem

[1]) Dohm, l. c. I, S. 303—305.
[2]) Ibid. I, S. 385.
[3]) Bekanntlich verlangt das Concil von Trient eine Urgens necessitas aut evidens utilitas.

Minister Hertzberg warf man ohnehin die Auslagen für den bayerischen Erbfolgekrieg vor. General Wolffersdorf berichtete dem König, man werde in Münster nicht wagen, gegen seinen Willen zu handeln, verletzte aber gerade dadurch in Münster, dass er drohend mit Worten und Blicken die Stadt umritt, wie wenn er schon sie belagern wollte. Das konnte nur die Unparteiischen antreiben, in Österreich eine Gegenmacht zu suchen. Baron von Edelsheim, einst preußischer Gesandter am Wiener Hofe, lehnte eine Mission nach Köln ab, um dort die Wahl zu verhindern. Die holländische Regierung beauftragte ihren Gesandten, ja den Wiener Hof durch keinen auffallenden Schritt zu beleidigen, aber alles gegen die Wahl des Erzherzogs zu thun. Von Seite Hannovers wurde ein allgemeiner Verein aller deutschen Hochstifte für freie Wahl und gegen die Vergrößerungsabsichten des Erzhauses in Anregung gebracht. Das hieß jedoch — die Sache auf die lange Bank schieben. Friedrich II. selbst aber wollte nur die Beschwerden der patriotischen Partei, die er wohl begründet fand, beim Reichstage unterstützen und auf Abhilfe dringen.

Holland.

Hannover.

Fürstenberg hielt das für aussichtslos und wollte seine Anhänger keiner Gefahr aussetzen. Sie hatten sich alle verbunden, einstimmig und gemeinsam zu handeln: darum kündigte er zwei Tage vor der Wahl dem Grafen Metternich an, dass sie alle dem Erzherzog die Stimme geben; erklärte aber mit seinen Freunden: obschon überzeugt von den guten Gründen ihres bisherigen Verfahrens, wollten sie den unglücklichen Folgen einer strittigen Wahl vorbeugen. So wurde denn der Erzherzog in Münster am 16. August einstimmig gewählt, wie er am 7. August in Köln einstimmig gewählt worden. Fürstenberg wollte nun nicht mehr Minister bleiben. Der Kurfürst bat ihn aber, das Generalvicariat und die Leitung des Schulwesens zu behalten. Das entsprach auch den Wünschen des wackeren Mannes, der seine Freunde zum Entschlusse bewog, die neue Regierung, wo es das Wohl des Landes erfordere, nach Kräften zu unterstützen und sie nicht im Sinne des Parteigeistes zu bekämpfen. Auf der anderen Seite rieth Maria Theresia ihrem Sohne, keinem, der ihm entgegen gewesen, Abneigung zu bezeigen; im Gegentheil, durch völlig gleiche Behandlung den Parteigeist zu ersticken. Das befolgte der Erzherzog und ließ den Verdiensten Fürstenbergs alle Gerechtigkeit widerfahren und förderte seine Bemühungen um das Lehr- und Erziehungswesen nach Kräften, und wo immer er konnte, und unterließ nichts, was dem Lande nützen konnte.

Fürstenberg für den Erzherzog.

Maria Theresia.

Für Maria Theresia war diese glänzende Versorgung ihres Sohnes die letzte Freude.[1]) Es wird erzählt,[2]) dass sie dem preußischen Gesandten Riedesel, der drohend fragte, ob sie denn den König von Preußen wieder zwingen wolle, für die Freiheit Deutschlands zum Schwerte zu greifen, die Antwort gab: „Dann wird der König sehen, wie die Löwin ihre Jungen ver-

[1]) Arneth, l. c. X, S. 212.
[2]) Ramshorn, Maria Theresia und ihre Zeit. Leipzig 1861. S. 623.

theidigt." Der Erzherzog reiste über Mergentheim, wo er in die Würde eines Hochmeisters des Deutschen Ordens eingeführt wurde, nach Köln und Münster. —

Kirche und Schule, Kunst und Wissenschaft unter Kaiserin Maria Theresia.

Die Regierung der großen Kaiserin ist nicht bloß durch Kriege, sondern auch durch tiefgehende Regungen im Innern merkwürdig. Der Geist des achtzehnten Jahrhunderts pochte stark an die Thore Österreichs und forderte Einlass, und kaum sind die großen Kämpfe um den Bestand und die Ausdehnung des Staates zu Ende, so kommen die inneren Kämpfe, die Reformfragen, und die Gegensätze zeigen sich selbst in den höchsten Kreisen. Briefe des jungen Kaisers, der vom Geiste der Zeit angehaucht ist, und Maria Theresias, welche der guten alten Zeit eingedenk bleibt, zeigen[1]) einen Gegensatz zwischen Mutter und Sohn, welcher mit den Jahren sich steigert und entweder von Joseph das Zurücktreten von der Regentschaft oder von Maria Theresia das Zurücktreten von der Regierung zu fordern scheint. So trennt die Frage um Gewährung der Toleranz Mutter und Sohn.[2])

Joseph II. für Toleranz.

Joseph verlangte völlige Freiheit des Glaubens: dann gebe es nur noch eine einzige Religion, die darin bestehe, die gesammte Bevölkerung gleichmäßig zum Besten des Staates anzutreiben. „Man muss die Dinge nicht halb thun: entweder völlige Freiheit des Cultus, oder Sie müssen alle aus ihren Ländern vertreiben können, die nicht dasselbe glauben, was Sie, und die nicht die gleiche Form annehmen, um den gleichen Gott anzubeten und dem gleichen Nächsten zu dienen. Wenn man aber, auf dass ihre Seelen nach dem Tode nicht verdammt werden, vortreffliche Arbeiter und gute Unterthanen während der Zeit ihres Lebens vertreibt und sich dadurch aller Vortheile beraubt, die man von ihnen zu ziehen vermöchte, welche Macht maßt man sich dadurch an! Kann man sie so weit ausdehnen, dass man über die göttliche Barmherzigkeit urtheilen, die Menschen gegen ihren Willen erretten, ihrem Gewissen befehlen will? Solange der Dienst des Staates besorgt, das Gesetz der Natur und der Gesellschaft beobachtet wird, solange eurer höchstes Wesen nicht entehrt, sondern respectiert und angebetet wird, was habt ihr, zeitliche Verwalter, euch in andere Dinge zu mischen? Der heilige Geist soll die Herzen erleuchten; eure Gesetze werden nie etwas anderes erreichen, als seine Wirkungen zu schwächen. Das ist meine Gesinnung. Ohne sich dieser Methode zu bequemen, wird man nicht mehr Seelen erretten, hingegen weit mehr nützliche und nothwendige Körper verlieren." — Das war eine entschiedene Sprache.

Nicht minder entschieden antwortete die Mutter: „Du willst nie von deinem Grundsatze der allgemeinen Toleranz abgehen? Ich hoffe es dennoch, und ich werde nicht aufhören zu beten und würdigere Menschen, als ich bin, beten zu

---

[1]) Namentlich die Briefe, welche 1868 in Brüssel erschienen: Lettres inédites de Marie Thérèse et de Joseph II, publiées par le Baron Kervyn de Lettenhove.

[2]) Die Briefe sind veröffentlicht in Arneth, Maria Theresia, IX, S. 140—145.

machen, dass Gott Dich vor diesem Unglücke bewahre, dem größten, welches die Monarchie jemals zu ertragen gehabt hätte. In dem Glauben, Arbeiter zu besitzen, sie zu erhalten, ja sie sogar heranzuziehen, wirst Du Deinen Staat zugrunde richten und schuld sein an dem Verderbnisse so vieler Seelen. — Wozu würde es Dich führen, die wahre Religion zu besitzen, wenn Du sie wenig schätzest und liebst, wenn Dir so wenig daran liegt, sie zu erhalten und zu vermehren? Ich sehe diese Gleichgiltigkeit an den Protestanten nicht; ich wünschte im Gegentheile, dass man sie nachahme, indem gar kein Staat eine solche Gleichgiltigkeit bei sich zulässt. Du wirst dies in dieser häßlichen Schweiz sehen; man beobachtet dort täglich und versucht das, was sich im Deutschen Reiche, in England, in Sachsen, in Baden, in Holland u. s. w. zuträgt, ist aber das Land darum glücklicher? Besitzt es jene Arbeiter, jene Leute, welche dem Staate so nothwendig sind, um ihn blühen zu machen? Es gibt keine weniger glücklichen Länder, keine, die in dieser Beziehung so weit zurück sind, als jene Provinzen. Des guten Glaubens bedarf man und unverrückbarer Regeln. Wo willst Du sie finden oder erhalten?" Maria Theresia dagegen.

Kaiser Joseph war damals auf einer Reise in die Schweiz. Er antwortete der Mutter am 20. Juli 1777 aus Freiburg im Breisgau nicht entschieden, wie man es erwarten sollte, sondern sich entschuldigend, und dankte ihr sehr „für die wahrhaft rührende, heroische, männliche und kräftige Güte, mit der sie ihm gewisse Schlussfolgerungen enthüllte"; — es walte ein Missverständnis ob; sie habe Toleranz in einem ganz andern Sinne genommen, als er. — „Gott bewahre mich davor, zu denken, dass es gleichgiltig sei, ob die Staatsangehörigen protestantisch werden oder Katholiken bleiben, und noch weniger, ob sie dem Cultus anhängen oder ihn wenigstens beobachten, den sie von ihren Vätern überkamen. Alles, was ich besitze, würde ich darum geben, wenn sämmtliche Protestanten Ihrer Staaten zum Katholicismus übertreten würden. Bei mir will das Wort Toleranz nur sagen, dass ich in allen bloß irdischen Dingen jedermann, ohne Unterschied der Religion, anstellen würde, ihn Güter besitzen, Gewerbe ausüben, Staatsbürger sein ließe, wenn er hiezu befähigt und dem Staate und seiner Industrie zum Vortheile wäre. Diejenigen, welche unglücklicherweise einem falschen Glauben anhängen, sind viel entfernter von ihrer Bekehrung, wenn sie in ihrem Lande verbleiben, als wenn sie in ein anderes übersiedeln, wo sie die überzeugenden Wahrheiten des katholischen Glaubens hören und sehen. Ebenso macht die ungestörte Ausübung ihres Cultus viel bessere Unterthanen und lässt sie die Religionslosigkeit vermeiden, welch letztere für die Verführung unserer Katholiken weit mächtiger ist, als wenn man jene ihren Cultus ungehindert beobachten lässt. Wenn die Protestanten in ihren Staaten diese Methode nicht allgemein annehmen, so geschieht dies, weil ihre Leitung die Klarheit und den Scharfblick der unsrigen flieht, und weil es für Republiken schwieriger ist, ähnliche Änderungen zu unternehmen. Wenn ich endlich die Muße hätte, die ein Brief nicht gewährt, so würde ich wohl den Beweis führen können, dass, wie ich die Sache betrachte, ich mich unmittelbar darauf vor dem verehrungswürdigen Richterstuhl einzufinden vermöchte, der über mein ewiges Schicksal entscheiden wird. Gewiss würde dann niemand Lutheraner oder Calvinist werden; in allen Religionen würde es weniger Ungläubige geben und der Staat würde viel dabei gewinnen; ich kann nicht glauben, dass alles dies vereinigt — mich vor den Augen Gottes schuldig erscheinen ließe. Mir wenigstens schiene es weder mit seiner Vollkommenheit, noch mit dem Amte vereinbar, welches er mir übertrug, indem er mich zum Diener von fünfzehn Millionen Menschen gemacht hat." Joseph gibt nach. Toleranz.

Die Mutter antwortet: „Die Toleranz, die Gleichgiltigkeit, das sind gerade die wahren Mittel, alles zu untergraben, auf daſs nichts mehr sich festhalte. Wir andern werden dann am schlimmsten dabei fahren. — Nicht das Edict von Nantes hat Frankreichs Provinzen zugrunde gerichtet, sondern die unglücklichen Pachtungen, die schlechte Verwaltung, die schwachen und ränkesüchtigen Minister, die das Land ruinierten, welches eine so überaus günstige Lage besitzt, der Mangel an Religion bei jenen Beamten, die nur mit ihren eigenen Interessen oder Leidenschaften beschäftigt sind. Welchen Zügel gibt es noch für diese Art von Leuten? Keinen, weder den Galgen, noch das Rad, außer der Religion! Eine solche Kundgebung von Deiner Seite kann das größte Unglück hervorrufen und Dich verantwortlich machen für viele Tausende von Seelen. Was aber habe ich erst zu leiden, wenn ich Dich in so irrigen Meinungen befangen sehe? Es handelt sich nicht bloß um das Glück des Staates, um Deine Erhaltung, um die eines Sohnes, der seit seiner Geburt der einzige Zielpunkt meiner Handlungen ist: es handelt sich um das Heil Deiner Seele. Indem Du überallhin blickst und horchst, indem Du Deinen Geist des Widerspruchs mit dem gleichzeitigen Bestreben vermengst, irgend etwas zu schaffen, richtest Du Dich zugrunde und ziehst zugleich die Monarchie mit Dir in den Abgrund, vernichtest das Resultat all der schweren Sorgen Deiner Vorfahren, die uns mit großer Mühe diese Provinzen hinterlassen und ihren Zustand gar sehr verbessert haben, indem sie, nicht gleich unseren Gegnern mit Kraft und mit Grausamkeit, sondern mit Sorgfalt, Mühe und Auslagen unsere heilige Religion daselbst einführten. Kein Geist der Verfolgung, aber noch weniger einer der Gleichgiltigkeit oder des Tolerantismus! hieran hoffe ich mich zu halten, so lange ich lebe, und ich wünsche nur so lange zu leben, als ich hoffen darf, mit dem Troste hinabzusteigen zu meinen Ahnen, daſs mein Sohn so groß, so religiös sein wird, wie seine Vorfahren, daſs er zurückkehren wird von seinen irrigen Anschauungen, von jenen schlechten Büchern, deren Verfasser ihren Geist glänzen lassen auf Kosten alles dessen, was das Heiligste und Verehrungswürdigste auf der Welt ist, welche eine eingebildete Freiheit einführen wollen, die niemals zu existieren vermag und die in Zügellosigkeit umschlägt und in gänzlichen Umsturz."

Das Recht der Geschichte.

Man hat gefragt, wie solche Gegensätze, wie sie in diesem Briefe sich aussprechen, in der Hofburg zu Wien möglich geworden seien. Die Antwort liegt im Gange der Ereignisse.

Karl VI.

Der Vater Maria Theresias zum Beispiel war ein sehr frommer Katholik, und doch gegen Andersgläubige sehr duldsam. Der Verkehr mit Engländern und Franzosen, die für ihn große Schlachten schlugen, hatte Karl VI. Toleranz gelehrt. Der Anblick, wie England und Holland durch Schiffahrt, Industrie und Handel zu großen Mächten in Europa geworden, ließen ihn Industrie und Handel als Quellen des Reichthums und der Macht erkennen und den Entschluſs fassen, auch in Österreich diese Quellen durch die gleichen Hebel zu eröffnen.[1]) — Er erhob Triest und Fiume 1719 zu Freihäfen und errichtete eine Orientalische Handelscompagnie. Wien wurde in der That bald der Mittelpunkt österreichisch-griechischen Handels. Zu diesem Zwecke muſste er Kaufleute aus den Reichsstädten nach Wien berufen und Arbeiter und so kam ein starkes protestantisches Element in die Hauptstadt.

[1]) Vergl. Jäger, Das Eindringen des modernen kirchenfeindlichen Zeitgeistes. — Zeitschrift für katholische Theologie von Wieser und Stenstrup, II, S. 259 ff.

Die Unternehmer beriefen auch protestantische Arbeiter, und schon 1770 schrieb ein Freund an Büsching: „Die einheimischen Kaufleute, welche den Großhandel zu Wien treiben, sind meist Protestanten und Nachkommen derjenigen, welche Karl VI. aus den Reichsstädten hieherberief.“ [1]) Es versteht sich von selbst, dass mit den Protestanten auch protestantische Bücher und Buchhändler kamen und bald Stimmen sich regten für die philosophische Rechts- und Staatslehre des Jahrhunderts und dass der Jesuiten-Orden, der damals noch die Schulen in Österreich leitete, Gegenstand der Angriffe wurde. Man fragte, woher es komme, dass man in Wien gar keinen Antheil habe an der neuen Morgenröthe, welche der Wissenschaft und Poesie in Deutschland aufdämmere? warum man von Opitz, Haller, Hagedorn, Uz, Kramer, Klopstock in Österreich so wenig Kunde nehme?[2]) Protestanten in Wien.

Diese vermisste Theilnahme fand sich bald. Die neuen philosophischen und staatsrechtlichen Lehren brachen sich Bahn unter der Tochter Karls VI., unter Maria Theresia. Kaum war der österreichische Erbfolgekrieg ausgekämpft, als auch in der Burg der traurige Stand der inneren Angelegenheiten und die fehlerhafte Einrichtung der Regierung zur Sprache kam: es müsse das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben hergestellt werden; die Mittel dazu seien nicht in kleinlichen Verbesserungen und Ersparungsmaßregeln zu suchen, sondern in einer durchwegs besseren Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; die Kaiserin müsse in der obersten Führung derselben durch Personen unterstützt werden, welche in steter Kenntnis der Zustände der Länder und Völker sich befänden, mit anderen Worten: der Kaiserin müsse ein Staatsrath zur Seite stehen,[3]) der weder als Ganzes, noch durch einzelne Mitglieder ein Verfügungsrecht besitze, dessen Mitglieder, den Staatskanzler ausgenommen, kein anderes öffentliches Amt bekleiden und der unter dem unmittelbaren Vorsitze der Kaiserin seine Sitzungen halte. Auf diese Art sei das Haus Brandenburg in kurzer Zeit zu großer Macht emporgestiegen. Maria Theresia gefiel dieser Vorschlag; sie erklärte, sie hoffe mit Hilfe eines solchen Staatsrathes den Untergang des Staates abzuwehren; sie erwarte mit großem Verlangen den Anfang seiner Thätigkeit, als gut für das Heil ihrer Erblande, zur Beruhigung ihres Gemüthes und Gewissens. — So kam man auf den Weg durchgreifender Reformen im Kriegswesen, dann in den Finanzen, dann in der politischen Verwaltung, dann im ganzen Staatsleben. Immer wurde gedrungen auf Vereinigung der Staatsgewalt, Concentrierung statt der bisherigen Zersplitterung im corporativen Leben, und unwillkürlich war man auf einmal beim Hinübergreifen auf kirchlichen Boden angelangt und bei der Theorie: es dürfe kein Staat im Staate bestehen, die Regierung müsse uneingeschränkt sein. Maria Theresia kam bald zur Überzeugung, mit Maria Theresia. Staatsrath.

[1]) Zehden, Die orientalische Handelsakademie.
[2]) Jäger, l. c. II, S 267.
[3]) Der österreichische Staatsrath — eine geschichtliche Studie von F. v. Hock, fortgesetzt von Professor Biedermann in Graz. Wien, bei Braumüller, 1868. I, S. 9.

dem bisherigen Laufen der Geschäfte durch viele Stände und Stellen gehe es nicht, es müsse mehr concentriert werden; und schon 1746 wurde die Veröffentlichung päpstlicher Bullen ohne landesfürstliche Genehmigung verboten und von 1750 an folgte eine Reihe empfindlicher Eingriffe in die Autonomie der Kirche.

Gerhard van Swieten.

Ihr Leibarzt, der Professor der Medicin an der Universität, Gerhard van Swieten, war bei der Kaiserin hier von besonderem Einflusse. Geboren 1700 zu Leyden und dort unter Boerhave gebildet, dann neun Jahre hindurch unter großem Beifall als Lehrer der Medicin thätig, wurde er 1750 an das Krankenbett der Erzherzogin Maria Anna, der Schwester Maria Theresias und Gemahlin Herzog Karls von Lothringen, berufen und durch seine Berichte über den Verlauf der Krankheit der Kaiserin bekannt und auf das Lob von Kaunitz, der, an den Hof der kranken Erzherzogin gesandt, von seiner Wissenschaft und Weisheit sich ganz bezaubert zeigte, von Maria Theresia als Leibarzt für sie und ihre Familie, als Präfect der Hofbibliothek und als Professor an die medicinische Facultät berufen.[1]) Bei der Kaiserin erlangte van Swieten ein seltenes Vertrauen, wenn auch seine Erfolge am Krankenbette ihrer Kinder und Verwandten keine besonderen waren, durch die Art und Weise, wie er oft ihren Lieblingsansichten widersprach, denn sie war dem offenen und ungeschminkten Ausdruck der Meinung anderer in hohem Grade zugänglich. Arneth bemerkt:[2]) „Ihr eigener, edler und wahrhaftiger Sinn ließ sie nicht einen Augenblick darüber in Zweifel, dass nur, wer sich selber unverbrüchlich treu bleibe, dadurch auch dem Oberhaupte des Staates die rechte Treue zu leisten vermöge; wer seiner tief eingewurzelten Überzeugung, selbst wenn deren Kundgebung nicht immer willkommen klingt, jederzeit furchtlos Worte verleiht, von dem lässt sich auch für das Beste des Monarchen und des Staates ganz anderes erwarten, als von jenen kleindenkenden, bei den Höfen freilich oft hochwillkommenen Seelen, die auf nichts anderes ausgehen, als dasjenige zu thun und zu sagen, von dem sie zum voraus erwarten dürfen, dass es von den Höchstgestellten im Leben auch am liebsten vernommen wird." — Van Swieten war Jansenist und hasste die Jesuiten glühend, er arbeitete ihnen entgegen, wo er konnte, und er konnte viel, weil er die Schule und die Censur in seine Gewalt bekam.

Maria Theresia forderte van Swieten auf, ihr einen Reformplan für die medicinischen Studien auszuarbeiten. Van Swieten war 1749 rasch zur Hand: er verlangte, dass die Kaiserin jemand bezeichne, der in ihrem Namen und in völliger Unabhängigkeit von der Facultät bei den Prüfungen, Promotionen und den Wahlen der Decane zugegen sei und den Vorsitz führe, dass sie die Ernennung der Professoren dem Consistorium entziehe und sich selbst vorbehalte, dass sie den neu anzustellenden Professoren einen höheren Gehalt ertheile, dass sie die Jurisdiction der Universität auf wirkliche Mitglieder der Facultät beschränke: mit anderen Worten, dass sie die Selbstregierung der Universität beschränke. Das war eigentlich ein Angriff auf die Jesuiten.

[1]) Arneth, Maria Theresia, IV, S. 116—118.
[2]) Ibid. IX, S. 157.

Die Kaiserin genehmigte den Vorschlag;[1]) eine neue Lehrkanzel für Chemie und Botanik wurde errichtet; für praktische Heilkunde Anton de Haen, einer der größten Ärzte seiner Zeit und ein unvergleichlicher Lehrer, aus Leyden berufen. Die medicinischen Studien nahmen hohen Aufschwung. De Haens (gestorben 1776) Nachfolger wurde Stoll. Gasser hinterließ eine Sammlung wertvoller anatomischer Präparate. Bei seinem Tode 1765 wurde Collin aus Luxemburg sein Nachfolger. Chenot machte die Pest zum Gegenstande seiner eingehenden Forschungen. Crantz wurde eine Berühmtheit im Fache der Geburtshilfe. Jaquin, 1772 für Botanik aus Leyden berufen, wurde wegen der Einrichtung des botanischen Gartens bewundert: vier Jahre hatte er zur Erwerbung seltener Pflanzen in Westindien zugebracht. 1756 wurde das neue Universitätsgebäude bezogen. Die Kaiserin wohnte mit dem Kaiser und ihrem Sohne Joseph der Eröffnung bei. Tausend Ducaten wurden an 372 arme Studenten vertheilt. Van Swieten wurde Studiendirector der medicinischen Facultät und das gesammte Medicinalwesen in Österreich in seine Hände gelegt; kein Arzt wurde ohne Zustimmung van Swietens fürder angestellt. Pater Biel wurde Studiendirector in der Theologie, Pater Franz in der philosophischen Facultät. Trautson wurde zum Protector der Universität ernannt, dessen Weisungen beim Unterrichte die Jesuiten nachzukommen hätten.

Medicinische Facultät. Universität. Studiendirectoren.

Die Censur bestand in Österreich, seit Karl V. im Wormser Edict die Acht über Luther und jedermann, der seine Bücher lese oder verbreite, ausgesprochen. In Wien übte der Bischof diese Censur gemeinsam mit dem Bürgermeister und der Universität. Als Ferdinand II. 1623 die theologische und philosophische Facultät den Jesuiten übergab, kam die Censur über in die Facultäten einschlägige Werke in ihre Hand und wurde der Bürgermeister aus dem Censurcollegium entfernt. Unter Karl VI. wurde die Censur der Bücher, welche sich mit Politik und Nationalökonomie befassten, der Regierung zugewiesen.

Censur.

1749 kam die Einrichtung der Censur wieder in Frage. Graf Haugwitz schlug vor, die theologischen und philosophischen Werke den Jesuiten zu überlassen, die juridischen der betreffenden Facultät zuzuweisen, die historischen und politischen den betreffenden Professoren der savoischen und theresianischen Akademie; für medicinische Werke habe sich van Swieten erboten. Dieser aber sprach sich dagegen aus, dass man „Mönchen von zweifelhafter Bildung und veralteten Grundsätzen" das Recht der Censur übertrage, nur wissenschaftliche Männer eigneten sich hiezu. Die philosophischen Werke erbot er sich selbst zu censieren, die theologischen solle man dem Erzbischofe Trautson überlassen. Dieser war als Gegner der Jesuiten bekannt. Die Kaiserin überließ die Censur der philosophischen Bücher van Swieten mit der Bemerkung, sie könne nicht in bessere Hände kommen. Dem Wortführer der Jansenisten, Abbé Bellegarde, ward später nachgerühmt, er habe van Swieten die Mittel verschafft, „Bücher in den Staaten des Hauses Habsburg einzuschmuggeln, welche eine Revolution in den ultramontanen Anschauungen hervorbrachten."[2]) Der Beurtheilung der Jesuiten überließ die Kaiserin noch die theologischen und philosophischen Werke. Van Swieten wusste aber später die Censur den Jesuiten gänzlich aus der Hand zu winden und von 1764 an befand sich kein Jesuit mehr im Censur-Ausschuss. Van Swieten ver-

Van Swieten. Trautson. Jesuiten.

[1]) Jäger, l. c. II, S. 287. — Arneth, l. c. IV, S. 118. — Kink, Geschichte der Universität, Wien, I, Beil. 88, S. 264—271.

[2]) Jäger, l. c. II, S. 290.

Van Swieten. langte sogar von der Kaiserin, dass das Druck-Privilegium[1]) der Jesuiten aufhöre, und dass diese sich gleichfalls der allgemeinen Censur unterwerfen müssten, und klagte sie an, „der Orden wolle sich nur bereichern, das Beste der Religion habe ihm jederzeit nur zum Vorwand gedient, den frommen Sinn der Kaiserin und ihrer Vorfahren irrezuleiten und zu missbrauchen." — Als die Aufhebung des Jesuiten-Ordens Europa in Bewegung setzte, verlangte Kaunitz, dass in Österreich kein Buch, sei es für, sei es gegen die Jesuiten, gedruckt oder eingeführt werde. — Bei französischen Büchern zeigte sich van Swieten streng: bei Voltaire, Rousseau, Crebillon; er musste den ernsten Sinn der Kaiserin scheuen; dagegen befürwortete er die Zulassung des „Geistes der Gesetze" von Montesquieu. Nicht immer stimmte jedoch die Kaiserin seinen Anträgen zu und meist mit guten Bemerkungen. Als van Swieten die Zulassung satirischer Schriften aus Bayern vorschlug — wahrscheinlich vom Witzbold und Jesuitenfeind Buchner — schrieb Maria Theresia:[2]) „Die Welt ist so leichtfertig, so wenig wohlwollend: alles wird ins Lächerliche hingezogen und als Bagatelle hingestellt. Unsere Deutschen verlieren hiedurch die beste Eigenschaft, die sie besaßen: ein wenig schwerfällig und rauh zu sein, aber gerade, wahrhaft und fleißig. — Ich liebe alles das nicht, was man Ironie nennt. Niemals wird jemand durch sie gebessert, wohl aber geärgert, und ich halte sie für unvereinbar mit der Liebe des Nächsten. Wozu dieser Zeitverlust für diejenigen, die derlei schreiben, und lesen? Es gibt ja noch so viele gute Dinge, welche uns abgehen — auf diese sollte man sich verlegen."

Maria Theresia über Sattren.

Studienhofcommission. Als der Erzbischof Trautson 1757 starb, wurde auf van Swietens Rath zur Leitung aller Schulen eine Studien-Hofcommission errichtet, die das Studienwesen auch in den Provinzen zu regeln hätte. Der neue Erzbischof Migazzi, van Swieten, die Domherren Simen und Stock, die Professoren Bourgignon, Martini und Gaspari, alle, außer Migazzi, Feinde der Jesuiten, waren Mitglieder derselben. Van Swieten, „der nach der gänzlichen Aufhebung des Jesuiten-Ordens glühte", klagte den Pater Franz der Nachlässigkeit in seinem Beruf an, den Pater de Biel, dass er die landesfürstlichen Verordnungen umgehe. Der Verfall der Wiener Universität, die einst die berühmteste in Deutschland gewesen sei, wurde von der Studien-Hofcommission den Jesuiten zur Last gelegt und beantragt, alle Lehrkanzeln sollten durch Concurs vergeben, den Jesuiten also das Recht entzogen werden, ihre Professoren selbst zu bestellen. Die Väter Franz und de Biel wurden 1759 ihrer Ämter enthoben, auch der Professor des Kirchenrechtes wurde entfernt. Und doch war Maria Theresia den Jesuiten zugethan. Als zu Greueln gegen den Orden wie in Portugal gemahnt wurde, erklärte die Kaiserin, sie wolle an solchem Vergehen keinen Antheil haben. Aber so mächtig war der Einfluss van Swietens; doch erlebte er das Ziel seiner Wünsche nicht: er starb 1772, ein Jahr vor der Aufhebung des Ordens.[3])

---

[1]) Arneth, l. c. IX, S. 166.

[2]) Arneth, l. c. IX, S. 165.

[3]) Der Präfect des geheimen Archivs des Heiligen Stuhles, Dr. Augustin Theiner, berichtet über van Swieten (Clemens XIV., 1, S. 270): „Eingeweiht in die Geheimnisse der Philosophie und des Jansenismus, den er aus seinem Vaterland mitgebracht hatte, suchte er beide ebenso gewandt wie heimlich zunächst in Wien, im Staatsrathe, auf der Universität und in den Gelehrtenvereinen zu verbreiten. So verbreitete sich das Gift der Irreligiösität und des Jansenismus allmählich in der Kaiserstadt und bald auch in ganz Österreich" — und berichtet von seinem Sohn, wie er als Secretär der Gesandtschaft in

Zu den Männern, welche den Grundsatz von der Machtvollkommenheit des Staates vertheidigten und für Übergriffe in bisherige Rechte und Befugnisse der Kirche sprachen, gehört vor allen Paul Josef Riegger, seit 1758 Professor des Kirchenrechtes an der Wiener Universität.

P. J. Riegger.

Die Riegger stammen aus Villingen im Schwarzwald. Paul Josef Riegger, zu Freiburg 1705 geboren und erzogen, kam schon 1733 als Lehrer des Natur- und Völkerrechtes nach Innsbruck, zugleich trug er deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte vor.[1]) Dann wurde er 1749 für Kirchenrecht an das Theresianum und 1758 an die Universität berufen und zugleich Hofrath bei der böhmischen und österreichischen Hofkanzlei. Er wirkte als Lehrer und Beamter gleich eindringlich für die Rechte des Staates auch auf kirchlichem Boden, wenn sie nur das Dogma nicht berührten, seine Angelegenheiten selbständig zu ordnen, sowohl in seinem Lehrbuche des Kirchenrechtes,[2]) als in besonderen Schriften und Vorträgen über die Zauberei, über die Kirchenstrafen, über die Concilien, über die Rechte der päpstlichen Nuntien und über diejenigen der weltlichen Macht in geistlichen Dingen, über die Grenzen der päpstlichen Gewalt.

Seine Lehren griffen tief ein und sein Ansehen stieg trotz der vielen Gegner so, dass er 1764 in den Ritterstand erhoben, dass 1767 den Theologen befohlen wurde, das Kirchenrecht mit den Juristen bei ihm zu hören, dass an alle Klöster und Stifte, in welchen das canonische Recht gelehrt wurde, der Befehl ergieng, so viele Exemplare von Rieggers Lehrbuch anzuschaffen, als sie Schüler hätten; jedes andere Kloster müsste binnen vier Wochen mindestens zwei Exemplare besitzen. Nach Riegger wurden alle examiniert, die Priester werden wollten. In Rieggers Geist war 1768, dass ohne Genehmigung des Staates kein Bann verhängt werden dürfe, dass 1768 die Bulle in „Coena Domini“ verboten wurde, dass 1770 die Ehen von Minderjährigen ohne Zustimmung der Eltern und Vormünder für nichtig erklärt wurden, während die Kirche solche Ehen zwar verbot, sie aber nicht für nichtig erklärte, wenn sie schon vollzogen waren; in Rieggers Geist wurde 1769 das Asylrecht als überflüssig und der Rechtspflege nachtheilig aufgehoben[3]) und 1768 die Steuerfreiheit der Geistlichen,[4]) wurden 1769 die Processionen und Bruderschaften beschränkt, nämlich die Processionen in fremde Länder und jene, welche über Nacht ausbleiben, außer der nach Maria-Zell, verboten, und an die Bischöfe die Aufforderung erlassen, durch Lehrbücher der Philosophie, Dogmatik und Moral,

Kein Bann mehr.

Processionen eingeschränkt.

London und Paris mit den Koryphäen der herrschenden Philosophie die innigste Freundschaft schloss und ihren Lehren in Gelegenheitsschriften mit und ohne seinen Namen Weihrauch streute, so dass die Katholiken in Frankreich offen ihre Verwunderung über sein Treiben aussprachen und der Papst Clemens XIV., als van Swieten in der Eigenschaft als Gesandter nach Rom kommen sollte, der Kaiserin erklären ließ, er werde ihn nie als Gesandten annehmen, selbst wenn er seine zum Lob von Marmontels „Belisar“ ausgesprochenen Grundsätze öffentlich widerrufen würde; sie möge seine Talente und Fähigkeiten anderswo verwenden. Maria Theresia ließ ihr Bedauern aussprechen, dass ihr die Grundsätze dieses Diplomaten verheimlicht worden seien, und beförderte ihn fortan nicht mehr.

[1]) Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, Bd. 26. — Arneth, l. c. IX, S. 185. — Wander von Grünwald, Biographie der beiden Ritter von Riegger. Prag 1798.

[2]) Corpus juris publ. et eccles., 1758, 2 Theile, und: Exercitium de juris eccles. origine.

[3]) Jäger, l. c. II, S. 418—420.

[4]) Arneth, l. c. IX, S. 185—188.

durch Verbreitung von Muratoris Buch über „Die wahre Andacht des Christen“ der Unwissenheit der Geistlichen entgegenzuwirken.[1]) — 1753 schon hatte Benedict XIV., dem Wunsche der Kaiserin willfahrend, die Zahl der Feiertage um vierundzwanzig vermindert: in der Frühe sollte an einem solchen Tage Gottesdienst, nachher aber die Arbeit erlaubt sein. Diese Minderung aber genügte noch nicht. Eine Denkschrift von Riegger lag dem Ausschuss für kirchliche Angelegenheiten vor, welcher aus historischen, moralischen und nationalökonomischen Gründen die Aufhebung einer beträchtlichen Anzahl von Feiertagen verlangte, um die wahre Frömmigkeit zu fördern, dem Müßigang zu steuern, Feldbau und Industrie, Wohlfeilheit und Wohlstand zu heben, politische Freiheit und Unabhängigkeit des Staates zu verstärken. Die Kaiserin verwarf anfangs diesen Antrag,[2]) schrieb aber dann auf Kaunitzens Andringen hierüber an Clemens XIV. die Bitte, die Feiertage um dreiundzwanzig zu vermindern. Nach längerer Verhandlung willigte der Papst ein und drang Maria Theresia, um die Maßregel vor ihrem Gewissen verantworten zu können, auf strengere Heilighaltung des Sonntags und der stehengebliebenen Feiertage. — Auch mancher Brauch, der zur Poesie des Volkslebens gehörte, wurde als abergläubisch abgeschafft, wie das aus dem Heidenthume stammende Springen über das Feuer am Johannistag, das Sonnwendspiel, das Neujahrssingen, der Aufzug der heiligen drei Könige, das Aushängen von Wurzeln und Kräutern an Thüren und Fenstern, das Kreuzschleppen bei Wallfahrten.[3])

Weniger Feiertage.

Alte Bräuche.

Eybel. Ein Schüler des älteren Riegger war Johann Valentin Eybel, sein Nachfolger an der Wiener Universität, aber so weit gehend, dass er 1779 seine Stelle aufgeben und als vorderösterreichischer Gubernialrath nach Linz wandern musste. Er war unter Kaiser Joseph einer der ärgsten Klosterstürmer und bereicherte sich dabei, endete aber als Betbruder. Die Klosterfrage kam mehr und mehr in den Vordergrund und ein jetzt veröffentlichter Bericht des Nuntius[4]) erzählt von einem rührenden Briefe des Papstes an die Kaiserin, und wie die Gewissensangst, die Zärtlichkeit, das Bedauern und die innere Überzeugung ihr Thränen auspressten, und er bemerkt, dass die Grundsätze, welche das Ministerium sich angeeignet, von den Gesinnungen Maria Theresias sehr verschieden seien.

Klosterfrage. Es handelte sich um die Frage der Klöster, „deren Untergrabung in dieser Zeit der geheime Gedanke der Männer war, welche der Regierung in den katholischen Staaten vorstanden“,[5]) und zunächst um die Festsetzung des Alters, in welchem bindende Gelübde abgelegt werden dürfen.

Kaunitz. Kaunitz war der Ansicht, die Anzahl der Ordensgeistlichen sei zu groß und ihre Verringerung im Interesse des Staates geboten; werde in katholischen

---

[1]) Jäger, l. c. II. S. 424.

[2]) Arneth, l. c. IX, S. 57—68.

[3]) Joseph Anton Riegger, der Sohn Paul Josephs, geboren 1742 zu Innsbruck, trat schon im fünfzehnten Jahre mit einer Schrift über Plautus und Terenz hervor, wandte sich dann dem Fache seines Vaters zu, wurde mit 24 Jahren Professor des Kirchenrechts in Freiburg, kam aber dort ob seiner weitgehenden Richtung mit den Collegen in Streit und suchte als Professor in Wien anzukommen, was aber die Kaiserin abschlug; sie machte ihn zum vorderösterreichischen Regierungsrath und 1778 zum Gubernialrath und Professor des Staatsrechtes in Prag.

[4]) Theiner, Clemens XIV., II, S. 5.

[5]) Ibid. II, S. 135.

Staaten nicht abgeholfen, so müssten sie schon dadurch allein immer tiefer sinken und die akatholischen Mächte hingegen an Macht und Reichthum zunehmen.[1]) Die Verringerung der Ordensgeistlichen verursache nach keiner Seite hin Nachtheil und sie werde verringert werden, wenn vor Vollendung des vierundzwanzigsten Jahres niemand in ein Kloster treten, jedermann aber vor Vollendung des dreißigsten Jahres das Kloster nach seinem Belieben verlassen dürfe. Diese Neuerung gereiche auch der Religion zum Heile; denn es würden sich in Zukunft nur Männer zum Klosterleben entscheiden, die dazu berufen wären und die dann ihre daraus erwachsenden Pflichten umso eifriger vollzögen. Die Kaiserin habe ein Recht, solches zu gebieten, denn es seien ihre Unterthanen, um die es sich handle. Hinsichtlich des Alters waren die böhmische und österreichische Hofkanzlei anderer Ansicht: die Vollendung des einundzwanzigsten Jahres stellten sie für den Eintritt ins Kloster und des zweiundzwanzigsten für die Ablegung bindender Gelübde als nothwendig dar. Maria Theresia meinte, vor Erreichung der gesetzlichen Großjährigkeit, das heißt vor Vollendung des vierundzwanzigsten Jahres, solle die Ablegung geistlicher Gelübde nicht gestattet werden; immer aber wünsche sie, dass die Regierung nicht selbständig vorgehe, sondern dass man zuvor mit dem Heiligen Vater darüber verhandle, um ihn nicht zu verletzen. Aber da waren andere Kräfte mächtiger, und wir hören von ihr die merkwürdigen Klagen in einem Briefe: „Mir selbst überlassen, bin ich unentschlossen, da ich meine Unzulänglichkeit kenne und nichts besitze als einen guten Willen, den man jedoch leicht ins Schwanken bringen kann, und den Kummer und mein Alter, die mich täglich noch schwächer machen.“[2]) — Clemens XIV. war geneigt, der frommen Herrscherin zu willfahren, wo er konnte, und mahnte sie in bewegten Worten an die Pflichten der Kaiserlichen Majestät, Schirmvogt und erster Vertheidiger der römischen Kirche zu sein, dass er aber nur seine Einwilligung zu Dingen geben könne, die mit den Pflichten seines Oberhirtenamtes vereinbar seien. Kaunitz betonte, die Kaiserin könne aus eigener Macht bestimmen, dass keiner ihrer Unterthanen vor dem vierundzwanzigsten Jahre die Ordensgelübde ablege, und dass der Papst zugestehen müsse, entweder sei ein wahrer Beruf zum Ordensstand vorhanden, und in diesem Falle werde derselbe von der Reife der Jahre nur befestigt und bekräftigt werden, oder es sei kein höherer Beruf vorhanden, und in diesem Falle dürfe man nie eine verführerische Idee und eine jugendliche Phantasie begünstigen.[3]) Clemens XIV. machte die rührendsten Vorstellungen, wie er mit der Reform des Clerus selber beschäftigt sei, wollte aber die Ablegung bindender Gelübde längstens auf die Vollendung des achtzehnten Jahres ausdehnen. Die Verhandlungen zogen sich hin und nahmen zuletzt einen so gereizten Ton an, dass Kaunitz dem Nuntius erklärte, der Kaiser könnte die Wahl eines Patriarchen für ganz Deutschland veranlassen, der an die Spitze aller Bischöfe des ganzen Reiches gestellt würde. Also Drohung mit der Losreißung von Rom.[4])

Maria Theresia.

Clemens XIV.

Kaunitz.

Drohung mit einer Nationalkirche.

---

[1]) Arneth, l. c. IX, S. 70.

[2]) Billet an Kaunitz. Arneth, l. c. IX, S. 76–77.

[3]) Theiner, Clemens XIV., III, S. 10—12.

[4]) Der Papst wies auf den Beschluss des Concils von Trient hin: es habe für das Empfangen der heiligen Weihen das 21. Jahr verlangt, weil die Weltgeistlichen als solche, die inmitten der Gefahren der Welt leben müssen, eine längere Erprobung ihres Berufes nöthig haben. Die Jünglinge aber, welche in ein Kloster treten, trennen sich von jenen Gefahren und seien durch ihre Zurückgezogenheit und ihre Ordensregel vor denselben gesichert. Auch fiengen die Jünglinge von 16 bis 24 Jahren gleichsam durch eine Art er-

Die Drohung mit einem Patriarchen in Deutschland zeigt, dass wir in der Zeit des Febronius angekommen sind.

Während der Papst mit den bourbonischen Höfen im Streite lag, erschien 1763 in Frankfurt am Main ein Werk, welches die Haltung seiner Gegner nur zu bekräftigen geeignet war, darum großes Aufsehen erregte, rasch durch Europa verbreitet, in mehrere Sprachen übersetzt wurde und schon 1765 in zweiter Auflage erschien. Es hatte den Titel: „Des Justinus Febronius Buch über den Zustand der Kirche und die rechtmäßige Gewalt des römischen Papstes — verfasst, um die in der Religion uneinigen Christen wieder zu vereinigen.“ [1])

Febronius,

Bouillon war auf dem Titel als Druckort angegeben, das Buch war dem Papst Clemens XIII. gewidmet. Der Verfasser sprach in der Widmung von seiner tiefen Ehrfurcht vor dem Stuhl Petri, als dem einzigen Mittelpunkt der katholischen Einheit, und von der aufrichtigen Hochachtung gegen den, welcher auf demselben gegenwärtig throne, und doch war das Werk der schärfste Angriff auf die päpstliche Gewalt. Der Verfasser will die Protestanten zur katholischen Kirche zurückführen: Haupthindernis aber sei ihre Abneigung gegen die unumschränkte Papstgewalt, aus der so viele Missbräuche herkämen. Darum müsse man die alte und echte Kirchenverfassung wieder ins Auge nehmen und zu ihr zurückkehren durch Rückstellung der den Bischöfen entrissenen Gewalt. Der Papst möge damit selbst den Anfang machen, sonst erlebe er sicher die Schande, dass ihn die Fürsten dazu zwingen. Die Fürsten aber sollen alles aus dem Wege räumen, was den Frieden der Kirche stören könne, und durch rechtschaffene und gelehrte Männer die wahren Grenzen des Primates bestimmen, nicht aber die Kirche ihrer Staaten vom Papst und seinen Sendlingen misshandeln lassen. Dann werde die katholische Religion allen, welche an Christus glauben, heilig und liebenswürdig erscheinen und Fürsten und Völker zu den Altären ihrer Väter zurückkehren. Die Bischöfe sollen darum nachforschen, ob sie noch all ihre alten Rechte besitzen, und wenn nicht, ob sie ihnen mit Recht oder Unrecht entzogen worden seien; sie sollen die durch Unfug ihnen entrissenen Rechte zurücknehmen, um die getrennten Kirchen zur Wiedervereinigung zu bringen. Dann mahnt Febronius die Lehrer der Theologie und des canonischen Rechtes, dass sie einen großen Theil der Schuld auf sich laden, wenn sie die unumschränkte Herrschaft des Papstes predigen.

Clemens XIII. gewidmet,

eifert für die Urkirche.

Gallicanismus.

So das Vorwort. In dem Buche selber wird in neun Capiteln eigentlich die gallicanische Lehre gepredigt und die monarchische Verfassung der katholischen Kirche bestritten: die Schlüsselgewalt sei von Christus der ganzen Kirche übergeben worden, alle Apostel seien einander gleich gewesen in kirch-

---

worbenen Rechtes vermöge ihres Alters an, sich dem väterlichen Gehorsam und frommen Andachtsübungen, dem täglichen Schulbesuche und den Studien zu entziehen, und nachdem sie einmal das Reizende einer größeren Freiheit, als der im Knabenalter, gekostet, könnten sie schwer dahin gebracht werden, sich einer strengeren Zucht und Zurückgezogenheit in den Klöstern, einem ständigen und pünktlichen Gehorsam gegen die Oberen und den fortwährenden Unbequemlichkeiten des klösterlichen Lebens zu unterwerfen.

[1]) Justini Febronii de statu ecclesiae et legitima potestate Romani ponficis liber singularis ad reuniendos Dissidentes in religione Christiana compositus.

licher Gewalt. Die Kirche sei untrüglich, nicht aber der römische Bischof. Ihm sei keine Gerichtsbarkeit über die allgemeine Kirche verliehen. Der römische Bischof sei unter den Bischöfen der erste, er habe das Band der Einigung zu unterhalten, Berichte über den Zustand der Kirche zu fordern, für Beobachtung der Kirchengesetze zu sorgen und durch Gesandte die ihm zustehenden Rechte auszuüben, aber nicht über die Glaubenslehre allgemein verbindliche Gesetze zu geben. Das sei Sache der Concilien, die über dem Papste ständen, was in Konstanz und Basel, versteckt auch in Trient anerkannt worden sei. Es gelte jetzt die Rechte und Freiheiten der Kirche wieder herzustellen. Das Mittel dazu sei Belehrung des Volkes und der Geistlichen und Einberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung. Die Fürsten sollten zunächst durch Einberufung von National-Concilien den Weg hiezu bahnen. Die angemaßten Rechte müssten dem römischen Bischof entzogen und den Bischöfen zurückgegeben werden. Widerrechtlich habe er angenommen die Reservation von Sünden, die Exemption gewisser Orden, die Verleihung von Präbenden, die Beschränkung der bischöflichen Wahlen, die Annaten. Die Infallibilität sei an sich eine Anmaßung des römischen Stuhles.

Die Bischöfe und der Papst.

Papst und Concil.

Der Papst erhielt das Buch durch einen Eilboten zugesandt und konnte, nach seiner innigsten Überzeugung, dessen Inhalt nur als unrichtig bezeichnen, als feindselig dem Römischen Stuhle, und die Bischöfe auffordern, dasselbe zu widerlegen und zu unterdrücken. Durch Garampi wurde der Name des Verfassers schon 1764 festgestellt. Er hieß nicht Justinus Febronius — den Namen hatte er von seiner Schwester, Justina Febronia, einer Stiftsdame, angenommen — sondern Johann Nikolaus von Hontheim, Weihbischof und geheimer Staatsrath in Trier. Er war geboren 1701, der Abkömmling einer altpatricischen Familie, hatte seine Gymnasialbildung bei den Jesuiten erhalten, ward aber zum Gegner der päpstlichen Gewalt in Löwen durch den Rechtslehrer van Espen gemacht und durch ihn mit den Jansenisten in Utrecht befreundet worden, hatte dann in Trier die Würde eines Doctors erworben und auf Reisen durch Belgien, Holland, Deutschland und Italien sich ausgebildet und hierauf als Professor des Civilrechtes und geistlicher Rath am Consistorium in Trier gewirkt. Bei der Kaiserwahl 1740 soll das Gebaren des päpstlichen Nuntius Doria in ihm den Gedanken wachgerufen haben, die Grenzen der päpstlichen Gewalt zu untersuchen. Der kurtrierische Botschafter soll über die Übergriffe der Curie geklagt und den Wunsch ausgesprochen haben, es möchte ein gelehrter Geistlicher aufstehen und den Unterschied zwischen der wahren und angemaßten Gewalt des Papstes gründlich bestimmen. Hontheim habe beim Weggehen aus der Gesellschaft gesagt: „Ich will es versuchen, der deutschen Kirche einen solchen Geistlichen zu stellen."

Verbot.

Hontheim.

1748 wurde Hontheim Weihbischof und leitete lange Zeit die ganze kirchliche Verwaltung. Er war ein Mann von seltener Arbeitskraft: eine Menge Abhandlungen beweisen es, namentlich aber seine Arbeiten über die Geschichte seiner Vaterstadt. Er sammelte das Material[1]) dazu mit riesigem

Geschichte von Trier.

[1]) „Historia Trevirensis diplomatica et pragmatica", erschien zu Augsburg und Würzburg 1750 in drei Bänden.

Fleiß und bearbeitete es mit Geschick und brach für alle Zeiten die Bahn. Doch erregten diese Werke weniger Aufsehen, als sein „Febronius", der namentlich an den Höfen gefiel und folgenschwer wurde dadurch, dass er die Bourbonen im Glauben an die Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens bestärkte und dem jungen Kaiser Joseph und dem Großherzog Leopold von Toscana die Ideen zu ihren kirchlichen Reformen gab.

Schon 1764 wusste die Curie den Namen des Verfassers, und dass es mit ihren Gewaltthaten nicht so arg war, geht sicher daraus hervor, dass Hontheim ruhig in seiner Stelle verblieb bis an sein Ende 1790. An Schriften von Katholiken und Protestanten, welche seine Irrthümer beleuchteten,[1]) fehlte es nicht. Rom verlangte einen Widerruf und auf Andringen des Kurfürsten erklärte Hontheim, aus übermäßigem Eifer, die Protestanten mit der katholischen Kirche und dem apostolischen Stuhle zu vereinigen, habe er die Gebräuche und Gewohnheiten einzelner Kirchen und auch diese in sehr übertriebener Gestalt auf die gesammte Kirche ausgedehnt, und die Rechte des dem Apostel Petrus und seinen Nachfolgern verliehenen Primates allzusehr verringert, da zwar der heilige Geist die Bischöfe eingesetzt habe, die Kirche Gottes zu regieren, aber nur unter der Bedingung, dass sie dem, der die Schlüssel des Himmelreiches empfangen habe, um sie den anderen mitzutheilen, unterworfen sein sollen. Der Kurfürst lobte dem Papste Hontheims gute Gesinnungen und trefflichen Charakter, und Clemens XIII. erließ ein liebevolles Breve an ihn. Der Widerruf wurde jedoch veröffentlicht, worüber Hontheim verdrießlich wurde. Nun hieß es, der Widerruf sei ihm abgezwungen worden, wogegen Hontheim wieder erklärte, sein Widerruf sei ein freiwilliger gewesen und er sei willens, denselben in einem Werke, das er bereits angefangen habe, zu rechtfertigen und zu erläutern. Joseph II. wollte ihm ein Bisthum verschaffen, Hontheim aber nahm das Anerbieten nicht an. Vielleicht hat des Kaisers Verfahren nach den Grundsätzen des Febronius Hontheim belehrt, dass er in vielen Dingen zu weit gegangen sei. So wird wenigstens seine Erklärung gedeutet:[2]) „Die Sätze meiner Schrift hat die Welt gelesen, geprüft und angenommen; mein Widerruf wird denkende Menschen so wenig bewegen, diese Sätze zu verwerfen, als so manche Widerlegung." Als man Kaunitz erzählte, Hontheim habe den Febronius widerrufen, fragte er: „Hat er ihn auch widerlegt?"

Widerruf.

Sonnenfels.

Zu den in der auflösenden Richtung vorwärtsdrängenden Geistern dieser Zeit gehörte Joseph von Sonnenfels.

Herkunft.

Er ist jüdischer Herkunft. Sein Großvater, Rabbi Michael der Fromme, war 1715 bis 1725 Stadt- und Landrabbiner in Berlin; sein Vater Perlin Lipmann ließ sich in Nikolsburg in Mähren nieder, wurde Katholik, um seine materielle Existenz zu verbessern, während seine Gattin Jüdin blieb; er nahm den Namen Aloys Wiener an. Er gewann durch seinen Übertritt die Gunst der Piaristen in Nikolsburg und die des Hauses Dietrichstein: er zeigte sich eifrig als Schriftsteller und verfasste nicht bloß eine deutsch und lateinisch geschriebene Grammatik der hebräischen Sprache, sondern auch einen „Beweis der

[1]) Verzeichnet in der „Deutschen Biographie", Bd. XIII, von Kraus, und in Otto Majers Febronius, Tübingen 1880.

[2]) Kraus in der „Deutschen Biographie", Bd. XIII, S. 91.

Wahrheit des christkatholischen Schaubrots oder der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahle", und wurde durch Begünstigung Lehrer der orientalischen Sprachen an der Wiener Universität, Dolmetsch für die hebräische Sprache bei den verschiedenen Gerichten und sogar in den Adelstand erhoben: 1753 nannte er sich schon Edler von Sonnenfels.[1] Perlin Lipmann hat zwei Söhne hinterlassen: der jüngere hieß Schmeyr Lipmann, der ältere ist der liberale Schriftsteller Josef von Sonnenfels.

An Selbstgefühl oder vielmehr Eigendünkel hat es dem mit einem schönen Talente, aber nicht mit tiefem Geist begabten Jüngling nicht gefehlt. Über die Piaristen, seine ersten Lehrer, spricht er in einer Selbstbiographie mit Verachtung: „Meine Kindheit war gleich der aller anderen meiner Classe. Ich ward in die Schule zu den dortigen Piaristen geschickt, lernte aber wenig mehr, als was mich ein glückliches Gedächtnis im Vorbeigehen behalten ließ, und so hatte ich die Humaniora vollendet und sprach Latein wie der Hirt auf den ungarischen Heiden: mein Präfect kannte von den classischen Schriftstellern mehr nicht als die ‚Gefangenen des Plautus', ein Paar Stellen aus dem Terenz, etliche Seiten vom bürgerlichen Kriege des Cäsar und die beiden Reden des Cicero für den Murena und Milo. Das stund so ungefähr in meinen Schulbüchern. Virgil hatte ich von jemandem zum Geschenke bekommen und wußte ihn ganz auswendig; aber in meinem Kopfe war es nicht Virgil, sondern es waren abgemessene Zeilen; die Schönheiten des Dichters — wer hätte mir diese sollen bemerkbar machen? Warum nicht gar mein Professor? Die Philosophie, wie man das Schlussdrechseln damals nannte, hörte ich in Wien; Purcholius und Gassendi waren die Helden, die man damals verehrte. Ich war nur dreizehn Jahre alt, als ich die Schulphilosophie vollendete. Da ich, ungeachtet meiner Jugend, eine ergiebige Lunge hatte, so hieß ich einer der besten Studenten. Außer dem in diesen Jahren fast epidemischen Anfalle zum Mönchsstande, der, wie er kam, wieder vergieng, war hier bis in das sechzehnte Jahr ein Stillstand in meinen Studien, der zwar nicht von meiner Schuld war, aber seine nachtheiligen Folgen auf mein ganzes Leben hätte verbreiten können. Ohne Zucht, ohne Leitung, eben in dem Alter, wo ich derselben am meisten bedurfte, auf einem Dorfe, welches mein Vater zu seinem Wohnorte gewählt hatte, mir selbst übergeben, hatte ich beinahe die Sitten meines Gaues angenommen und bald vergaß ich auch alles das Nichts, so ich ohnedies nur durch das Gedächtnis inne gehabt habe. Vielleicht war das ein Glück; die Leinwand, worauf der Maler arbeitet, ist ohne Farbe besser, als besudelt."[2]

Piaristen.

Erste Bildung.

Sonnenfels kam auf den Einfall, Soldat zu werden, er trat in das Regiment Deutschmeister in Klagenfurt und brachte es in fünf Jahren bis zum Unterofficier. Von Lernbegier und dem Drange, aufwärts zu kommen, getrieben, griff er nach jedem Mittel, um seine Kenntnisse zu erweitern, und erreichte in diesen fünf Jahren mit seinem starken Willen vieles. „Der Soldat ist", so erzählt er, „wenn sich die Exercierzeit naht, das geplagteste, zur Winterszeit aber, besonders in kleinen Garnisonen, das unbeschäftigteste Wesen von der Welt. Die Langeweile flüsterte mir den Einfall zu, ich könnte den leeren Raum anwenden, etwas von dem Versäumten nachzuholen. Ich folgte diesem Einspruche; ich lernte von französischen Deserteuren, die als Recruten ankamen, Französisch; von Deserteuren, die aus Italien beim Regimente anlangten, Welsch; von den Mädchen zu Sobotka

Soldat.

[1] W. Müller, J. v. Sonnenfels. Wien 1882. S. 12, 14.

[2] Joseph Feil, Sonnenfels und Maria Theresia. Silvesterspende 1859. Wien 1859.

Lernbegier. und Jungbunzlau Böhmisch. Ich las, was ich zu Händen kriegen konnte, und bildete mir nach dem, so ich las, einen Stil. So schrieb ich Französisch im Tone Lepais, ich schrieb eine deutsche Prosa nach Lohenstein und Klipphausen und machte Verse, die Hofmannswaldau nicht schwülstiger und metaphernreicher hätte machen können. Ich verwahre noch einige meiner Briefe, worin ich Talandern und Neunkirchen zum Muster gehabt. Diese Schriftsteller hatte ich mit großer Mühe aufgetrieben. Ein gutes Buch war damals noch nicht ein nothwendiges Geräth des Officiers. — — Endlich war ich meiner Wache, meiner Zehnkreuzerlöhnung und der Ehre, ein vortrefflicher Exercierer zu heißen, satt, und kam aus Ungarn, wohin das Regiment inzwischen verlegt worden, nach Wien. Die Angelegenheiten meines Vaters hatten während meiner Entfernung eine günstigere Wendung genommen, er konnte mich nun wenigstens mit Kost und Wohnung unterstützen; also bewarb ich mich um meine Entlassung, die ich der Fürstin Trautson und dem Oberstallmeister Grafen Dietrichstein zu verdanken habe. Die fünf Jahre meines Soldatenstandes haben meiner Denkungsart, wenn ich so sagen darf, einen Ton gegeben. Ich war nunmehr einer Überlegung, eines Entschlusses, einer Beharrlichkeit fähig; ich fieng an, mich mit Ernst auf die Jura zu

Martini. werfen. — Martini gefiel mir besonders; sein gedrängter, überzeugender Vortrag hat mich zuerst wahrhaft denken gelehrt.[1]) Und wenn heute Ordnung, Klarheit und Bündigkeit in meinen Schriften und Vorlesungen nicht ganz vermißt werden, so habe ich es viel dem Unterrichte dieses Mannes zuzuschreiben, der dem Staate so viele Jünglinge gebildet hat, die nun mit Ruhm ansehnliche Ämter bekleiden und durch ihre Geschicklichkeit ihren Lehrer ehren."

Karl Anton Martini war ein Südtiroler,[2]) der zuerst in Innsbruck, dann in Wien studierte und nach längeren Reisen 1754 Professor des Naturrechtes und des römischen Rechtes an der Wiener Universität, 1759 Censor, 1760 Mitglied der Studien-Hofcommission, 1764 Hofrath, 1765 Mitglied der „Commission in geistlichen Geschäften" wurde. Er war ein entschiedener Feind der Jesuiten, ein Freund der Neuerungen, doch mehr maßvoll, so dass ihn nicht bloß die Anhänger des alten, sondern auch die ungestümen Neuerer als ihren Gegner betrachteten. Wahrscheinlich hat Martini in Sonnenfels den Ehrgeiz nach einer Kanzel im Rechtsfache erweckt. Nebenher hörte Sonnenfels die Vorträge seines Vaters über die hebräische Sprache, las mit ihm die Rabbiner und den

Dolmetsch. Maimonides und wurde als Dolmetscher der hebräischen Sprache bei der niederösterreichischen Regierung seinem Vater beigegeben.

Ein Zufall führte Sonnenfels auf eine neue Bahn: er las in den „Briefen über die neueste Literatur" von Nicolai den Satz: alle Provinzen Deutschlands hätten sich bemüht, etwas zur Verbesserung der Sprache beizutragen; Österreich

Schriftsteller. aber habe auch nicht einen nur erträglichen Schriftsteller aufzuweisen. — „Diese Nationalbeschimpfung kränkte mich; ich faßte den stolzen Vorsatz, ein Schriftsteller und noch mehr zu werden. Ich ließ also von Stunde an Rechte und alles andere liegen und warf mich ganz auf die deutsche Literatur. Mein erster Entwurf war, immer im Stillen zu arbeiten — solange, bis ich mit etwas Untadelhaftem zu überraschen im Stande sein würde." — Da lud ihn Riegger zum Beitritte in

Deutsche Gesellschaft die Deutsche Gesellschaft ein, die er gegründet hatte.[3]) Hier hielt Sonnenfels den Vortrag: „Von der Nothwendigkeit, seine Muttersprache zu bearbeiten" und

[1]) W. Müller, l. c. S. 14. — Die reiche Literatur bei Feil, l. c. S. 4.
[2]) Arneth, Maria Theresia, IX, S. 191—192.
[3]) W. Müller, l. c. S. 16.

eine Rede auf Maria Thereſia, in welcher er offenbar durch hohes Lob die Kaiſerin auf ſeine Befähigung aufmerkſam machen wollte. — Die Geſellſchaft verfiel wieder. Sonnenfels meint, ſie hätte nützlich werden können, wenn ſie eine tüchtige Unterſtützung und nicht jedes Mitglied „die voreilige Begierde gehabt hätte, ſeine Verſuche im Drucke zu ſehen.“ — Doch wurde ſie nützlich für Sonnenfels, inſofern als ſeine Abhandlung über die deutſche Sprache die Aufmerkſamkeit des Auslandes auf ihn lenkte, und ihn in Verbindung mit Nicolai, dem Mittelpunkte aller literariſchen Bewegung in Deutſchland, brachte. Er bewarb ſich jetzt um eine Kanzel der deutſchen Literatur, ward aber abgewieſen. Er nahm, um leben zu können, eine Rechnungsführerſtelle an, die ihm 400 Gulden eintrug. Dieſe war aber ſein Glück, denn ſie brachte ihn mit dem Freiherrn von Petraſch in Verbindung, der erſter Lieutenant in der Garde, ein ſehr gebildeter Mann und ſelbſt Schriftſteller war; dieſer fand an ihm Gefallen und machte ihn mit dem Staatsrathe Freiherrn von Borié bekannt, der ihn zur neuerrichteten Profeſſur für die Staatswiſſenſchaft[1]) empfahl, mit 1200 Gulden Beſoldung. Nun war Sonnenfels auf dem Gebiete, für das er wie geſchaffen war: er beſaß einen glänzenden Vortrag und verkündete von der Kanzel herab die Ideen der neuen Zeit mit einem Feuer, welches die Jugend feſſelte, ihm aber auch viele Feinde verſchaffte. Tiefe iſt allerdings nicht ſeine Sache. Was er ſprach, iſt den Stimmführern der Zeit entnommen. Seine Gedanken ſind geſammelt in ſeinem dreibändigen „Lehrbuch über Polizei-, Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft“. Der Staat iſt ihm natürlich durch Vertrag entſtanden, um Sicherheit und Bequemlichkeit des Lebens zu erreichen; Vermehrung der Bevölkerung iſt ein Hauptziel ſeiner Wiſſenſchaft, in welcher die Religion als eine höhere Polizei, als wirkſamſtes Mittel daſteht, um einen ſittlichen Zuſtand zu erhalten: ſie predige die Tugend und ergänze das Mangelhafte in der Geſetzgebung und ſei der Leitriemen, den der Regent nie aus ſeinen Händen geben dürfe; darum müſſe er den Clerus immer im Zaume halten. — Sonnenfels iſt Anhänger des Mercantilſyſtems, Eiferer für Zertrümmerung der großen Güter, um die Production zu ſteigern, und dergleichen. Geiſtliche Fragen brachte er gern vor ſeine Zuhörer, um als Held der Aufklärung zu glänzen, um ſie gegen die ſogenannten Anmaßungen von Rom ins Feuer zu ſetzen. So ſprach er gegen die Aſyle derart, daſs der Erzbiſchof der Kaiſerin eine Klage gegen ihn überreichte und die Regierung die Frage zu beantworten hatte, ob ein Profeſſor die beſtehenden Geſetze angreifen dürfe: Maria Thereſia ließ ihm ſagen: ſie wolle die Lehrfreiheit, der Lehrer aber ſolle eine vernünftige Mäßigung beobachten. Damals erſchien ſtatt des „Codex Theresianus“ oder der großen Geſetzſammlung, an welcher ſchon lange gearbeitet wurde, das „Criminalrecht für ſämmtliche deutſch-öſterreichiſche Länder“.[2]) Die Todesſtrafe iſt darin nicht nur beibehalten, denn Maria Thereſia erklärte, „ſie pardonniere einen Mörder nicht leicht, ſondern auch Verſchärfungen, das Verbrennen bei lebendigem Leibe, Viertheilen, Zermalmen der Glieder, Spießen, zur Richtſtatt ſchleifen, Zwicken mit glühenden Zangen, Abſchneiden und Ausreißen der Zunge. Auch iſt die Folter angeordnet als rechtliches Zwangsmittel, um ein Geſtändnis vom leugnenden Übelthäter zu erlangen bei Abgang eines vollgiltigen Beweiſes, doch nur bei einem todeswürdigen Verbrechen, und das Geſtändnis ſolle nur dann rechtskräftig ſein, wenn der Beſchuldigte es nach Überſtehung der Tortur wiederhole. Außerdem ſollte in den meiſten Fällen an die

Petraſch. Profeſſor, oberflächlich über Religion. Migazzi. Lehrfreiheit. Constitutio criminalis Theresiana. Folter.

[1]) Arneth, l. c. IX, S. 261.
[2]) Ibid. l. c. IX, S. 198—212.

Kaiserin zuerst berichtet werden — also war der Gnade ein weites Feld eröffnet. Schon zwei Tage nach der Veröffentlichung des Gesetzes wurde jedoch mit seiner Verbreitung innegehalten, da Kaunitz darauf aufmerksam machte, dass es ihm an Genauigkeit und Deutlichkeit fehle, dass der Willkür der Richter zu viel Spielraum gelassen sei, dass die Verbannung und Brandmarkung noch beibehalten seien, von denen die letztere es dem Bestraften unmöglich mache, sich durch Ergreifung eines ehrlichen Unterhaltsmittels zu bessern, und die erste eine Ungerechtigkeit sei — gegen die Nachbarn und gegen das eigene Land; dem Werke seien Abbildungen des Folterns beigegeben, während es doch den ehrwürdigen Namen der Kaiserin an der Stirne trage! Kaunitz.

Die Todesstrafe und die Folter waren Sonnenfels willkommene Gegenstände der Bekämpfung: er gilt seitdem in Österreich als der Redner und Schriftsteller, der vorzugsweise zur Abschaffung der Folter beigetragen habe;[1] doch ist er nicht der erste. Der tyrolische Kanzler Freiherr von Hormayr hat sich in Österreich zuerst und lange vor Sonnenfels gegen den Gebrauch der Folter erklärt, und vor beiden hat der Jesuit Spee, der 1635 starb, in seiner Schrift über die Hexenprozesse gegen die Grausamkeit des Folterns und Verbrennens geeifert, ebenso der Jesuit Adam Tanner.[2] Der Kanzler Chotek sagte der Kaiserin, sie möge Sonnenfels verbieten, in seinen Vorlesungen die Religion einzumengen, Einwendungen gegen die bestehenden Gesetze zu erheben und die Todesstrafe als etwas äußerst Verwerfliches darzustellen: Gott selber habe im alten Gesetze den Tod auf Mord gesetzt; kein gesittetes Volk sei auf der Welt zu finden, das nicht den vorsätzlichen Todtschläger mit dem Tode bestraft. Auch der Erzbischof Migazzi wandte sich an die Kaiserin gegen Sonnenfels, der mit seinem übel angebrachten Witz und seiner spitzen Feder sich an ein Vorrecht der Kirche wage. Lehren, wie Sonnenfels sie der Jugend predige, gereichten dem Staate zum Verderben und seien von allen katholischen Monarchen verabscheut worden. Er, Migazzi, müsse Vorstellungen machen, so ungern er sonst jemandem schade. Er habe immer lieber vertheidigt, als angeklagt; er sei aber jetzt in der unangenehmen Lage, dass er entweder Gott oder den Menschen missfallen müsse. Chotek. Migazzi.

Unleugbar behandelte Maria Theresia jedoch desungeachtet Sonnenfels mit Gunst, denn sie verordnete, dass sowohl das Studium der Polizei- und Cameralwissenschaft, als auch das Anhören seiner Vorlesungen zur Vorbedingung von Staatsanstellungen auch beim höheren Adel gemacht werden und dass in Zukunft die Bewerber um landesfürstliche Patronatspfarren bei den Concursprüfungen daraus befragt werden sollten, ob sie nun durch Anhören der Vorlesungen oder durch Privatfleiß in den Besitz dieser Kentnisse gelangt seien.[3] Bei Joseph II. war Sonnenfels anfangs besonders in Gunst, weil er von dieser Wissenschaft die Förderung des allgemeinen Wohles erwartete; darum bezeigte er ihm auch in einem eigenhändigen Schreiben nach Erscheinen seines Lehrbuches über die Gründlichkeit und Deutlichkeit desselben sein besonderes Wohlwollen und sprach die Hoffnung aus, dass der dritte Theil bald erscheinen werde. Welche Ermuthigung für den Schriftsteller, in seinen kühnen Vorschlägen beharrlich zu sein und Folter und Todesstrafe zu bekämpfen, auch nach Erscheinen des neuen Strafgesetzes! Als Maria Theresia. Joseph II. Todesstrafe.

[1] Sie dreht sich um den Satz des Hugo Grotius: Mentietur, qui ferre potuerit, et qui ferre non potuerit, mentietur.

[2] Die Mysterien der Aufklärung in Österreich von 1760—1780 von Sebastian Brunner. Mainz 1869. S. 61.

[3] Arneth, l. c. IX, S. 205—207.

die Kaiserin ihm befahl, künftighin in seinen Schriften die Folter und die Todesstrafe nicht mehr zu berühren, reichte er kühn eine Gegenvorstellung ein, dass der Gehorsam gegen das bestehende Gesetz und die Erörterung seiner Irrthümer zwei von einander ganz verschiedene Dinge seien; ohne letztere wäre auf dem Gebiete der inneren Einrichtungen des Staates ein Fortschritt undenkbar. Die Kaiserin habe ihn ja selber angewiesen, in allen seinen Vorlesungen seine Grundsätze zu entwickeln, ohne sich darum zu kümmern, ob dieselben mit den bestehenden Gesetzen übereinstimmten oder nicht; er habe weder die Folter, noch die Todesstrafe in allen Fällen missbilligt; er habe gesagt, die Gerechtigkeit könne gegen den Missethäter das Schwert nur da zücken, wo die Vertheidigung der öffentlichen Sicherheit es nothwendig mache; es solle nur keine Hinrichtung stattfinden, wenn das allgemeine Wohl auch durch andere Mittel festgestellt werden könnte. Was die Folter anlange, so führe er nicht für den Bösewicht, sondern für den Unschuldigen das Wort, den oft schon der Anblick der Folter, ja nur der Gedanke an sie zu unwahren Aussagen treibe. Tortur.

Die Kaiserin verordnete 19. November 1773 die Abschaffung der Intercalar-Tortur und die neue Behandlung der Frage, ob die Tortur nicht gänzlich abzuschaffen oder wenigstens zu beschränken sei, und Sonnenfels sprach infolge dessen mit Feuer gegen die Folter, als die Frage bei der niederösterreichischen Regierung verhandelt wurde, hatte aber dann auch die Keckheit, seinen Vortrag in einer Broschüre erscheinen zu lassen. Die Kaiserin fand seine Entschuldigung, diese Veröffentlichung sei ohne sein Wissen und Willen, wahrscheinlich durch einen Freund geschehen, ungenügend, und ließ ihm wegen dieses „ruhmsüchtigen, übereilten und unanständigen Vorganges", durch welchen das Amtsgeheimnis verletzt werde, eine scharfe Rüge ertheilen. Die Behörden sprachen sich in der Mehrzahl für Beibehaltung der Folter aus, der Staatsrath in der Mehrheit für Aufhebung. Der Kaiser fand letztere gleichfalls für nothwendig, meinte aber, auch die Todesstrafe solle beschränkt werden.[1] Intercalartortur. Amtsgeheimnis.

Die Kaiserin schwankte. Ihr Herz sprach für Aufhebung der Folter, ihr Eifer um die Ruhe des Staates für Beibehaltung. Sie überließ zuletzt die Entscheidung ihrem Sohne und ordnete am 2. Jänner 1776 für die deutsch-österreichischen Erbländer, das Temesvarer Banat und Galizien, das Aufhören der Folter an. Auch über die Abschaffung der Todesstrafe ward wieder verhandelt. Joseph II. wollte den vorbedachten Mord mit lebenslänglichem, qualvollem Kerker bestraft wissen, was viel abschreckender wirke, als die Todesstrafe selbst. Die Folter abgeschafft.

In jener Zeit kam auch die Reform der Mittelschulen in Frage. Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens drängte zu ihrer Lösung, denn nahezu 200 lateinische Schulen waren mit einem Schlage ihrer Lehrer beraubt. Wie sie ersetzen? Zwei Vorschläge kamen da in Berathung. Zunächst war man der Ansicht, der deutschen Sprache müsse der neue Schulplan mehr Aufmerksamkeit schenken und nicht aller Fleiß dürfe auf das Latein verwendet werden, und Geschichte, Geographie und Arithmetik müssten in den Unterricht Mittelschulen.

[1] Arneth, l. c. IX, S. 212.

mit einbezogen, sodann müsse das ganze Lehrwesen dem Staate untergeordnet und von diesem die Lehrer angestellt und entlassen werden.

Pergen. Der Staatsrath Graf Pergen schlug vor, Unterricht und Erziehung müssten den Händen der Ordensgeistlichen, denen sie bisher mit Ausnahme der medicinischen Wissenschaften fast ausschließend anvertraut gewesen, durchaus abgenommen und die Schulen nur mit weltlichen, oder doch mit weltgeistlichen bewährten Lehrern besetzt werden.[1]) Ohne diese Vorbedingung sei eine Studienverbesserung undenkbar. — Aber wo waren denn Lehrer und Studienräthe dazu? Berufung Nord deutscher. Pergen rieth, Ausländer zu berufen, wie Ramler, Büsching, Sulzer in Berlin, Weisse in Leipzig, Wieland, Meusel, Doctor Bahrdt, Ernesti, Semler, Riedel. Von all diesen kam nur letzterer, den wir als Förderer des Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirne von früher her schon kennen lernten, Riedel. mit einem Gehalte von 1500 Gulden als Lehrer der schönen Wissenschaften nach Wien, musste aber bald wegen unsittlichen Lebens abgesetzt werden. Er wurde nach Maria Theresias Tod Vorleser des Fürsten Kaunitz, fiel später in Wahnsinn und starb 1783 im Spital. Als Freiherr Kressel concurrierende weltliche und geistliche Schulen vorschlug und meinte, die Ordensgeistlichen solle man nur in dem Falle entfernen, als sie sich einem solchen Plane nicht fügten, entgegnete Pergen, man müsse seinen Plan vollständig annehmen oder ganz beiseite lassen; sein Gewissen verbiete ihm jede Halbheit.

Heß. Ein anderer Plan war von Matthias Ignaz von Heß aus Würzburg entworfen, der 1774 als Lehrer für allgemeine und Literaturgeschichte an der Wiener Universität Anstellung fand. Er war gegen die Alleinherrschaft der Geistlichkeit in den gelehrten Schulen; selbst Exjesuiten könne man anstellen, nur sollten die Lehrerstellen nichts anders als durch freie Concurrenz besetzt werden. Die Jugend müsse dem öffentlichen Leben zugeführt werden, man solle die alten Klosterideen ausreißen und die Geister nicht mit kleinen Andachtsübungen erdrücken, auch nicht mit trockenem Auswendiglernen plagen, sondern durch die Real- schulen. sokratische Lehrmethode für das Leben heranbilden; das Latein müsse in den Hintergrund gedrängt werden, dafür die deutsche Sprache, Geographie, Geschichte, Physik und Mathematik in den Vordergrund treten. Es wären also aus den Gymnasien Realschulen geworden.

Maria Theresia verwarf diesen Plan. Das Latein blieb Kernpunkt der Gymnasialschulen. Protestanten mochte sie nicht berufen, neue Lehrer hatte man keine und so musste man denn wieder zu den Ordensgeistlichen die Zuflucht nehmen, zu Exjesuiten und Piaristen, die aber seit 1763 ihren Schul- Handels- Aka- demie. plan dem der Jesuiten nachgebildet hatten. Für die Realien ward eine eigene Real-Handelsakademie 1770 in Wien errichtet.

Volks- schulen. Viel mehr geschah für das Volksschulwesen. Joseph II. war der Ansicht, man müsse vor allem dahin trachten, dass alle Unterthanen schreiben, lesen und etwas rechnen lernen, und dazu brauche man keine fremden Gelehrten zu berufen. Man solle zuerst die Volksschulen gut einrichten, fähige Köpfe in ihrer weiteren Ausbildung fördern, dann erst habe man Männer,

[1]) Arneth, l. c. IX, S. 229.

mit denen man das höhere Schulwesen ordnen könne, und dann erst dürfe man auch an Berufung fremder Gelehrten denken.[1])

Die Volksschule lag Maria Theresia am Herzen und zwar billigte sie nicht die enge Ansicht des Grafen Pergen, der Staat solle hier den Unterricht auf das Allernothwendigste beschränken und es sei sogar wünschenswert, den geistigen Gesichtskreis dieser Menschen nicht allzusehr zu erweitern, weil sie sonst ihre Arbeiten nur höchst ungern verrichten würden. Besser war eine andere Ansicht des Grafen: es solle als Unterrichtsregel festgesetzt werden, dass das, was die Kinder bis zum zehnten oder zwölften Jahre zu lernen hätten, für alle Berufsclassen gleich nützlich und heilsam wäre, so dass keiner, der seine Studien auch noch weiter fortsetzen könnte oder wollte, zu anderen bürgerlichen Geschäften unbrauchbar würde.

Woher die Lehrer nehmen, woher die Mittel zur Gründung neuer Schulen? wie sollen diese Schulen eingerichtet werden? — waren die Fragen, über die damals viel verhandelt wurde. Ein Regierungsrath Hägelin legte der Kaiserin Hägelin. einen Lehrplan vor,[2]) wonach alle in den Volksschulen zu lehrenden Kenntnisse in unentbehrliche, nützliche und zierliche, und alle Schulen in Dorfschulen und Pflanzschulen (in jedem Kreise eine) getheilt würden. In der Landeshauptstadt aber solle eine Musterschule errichtet und dort der ganze Umfang der Kenntnisse gelehrt werden, welche überhaupt in den Volksschulen ihren Platz finden könnten. In den Dorfschulen sollten nur die unentbehrlichen, in den Pflanzschulen die unentbehrlichen und nützlichen Kenntnisse gelehrt werden. Maria Theresia aber befahl, dass in jedem Kreise eine Normalschule errichtet Normalschule. werde. Nach der Aufhebung der Jesuiten standen viele ihrer Häuser zur Verfügung. Auch fand man, die Zahl der Gymnasien sei zu groß, und wurden diese Häuser für die Normalschulen in Anspruch genommen.

Als Schulmann hatte damals ein Schlesier, Johann Ignaz Felbiger, Felbiger. Propst zu Sagan, einen Namen. Viele reisten nach Sagan, um seine Lehrweise kennen zu lernen. Als es sich um Einführung neuer Schulbücher, namentlich eines Katechismus, handelte, wandte sich die Regierung 1771 an ihn. 1774 sprach die Kaiserin den Wunsch aus, den Prälaten von Sagan einige Zeit hindurch in Wien zu besitzen, um ihn für das Schulwesen zurathe zu ziehen. Der König von Preußen, dessen Unterthan Felbiger war, musste um seine Genehmigung ersucht werden; er gab sie mit der Bemerkung: er wünsche nur noch mehrere Gelegenheiten zu Friedrich II. erhalten, sich der Kaiserin gefällig zu erweisen und sie von seiner wahren Freundschaft zu überzeugen. Felbiger erschien am 1. Mai 1774 in Wien; sein Wesen und Streben gefiel der Kaiserin: sie übertrug ihm am 1. September 1774 die Einrichtung des deutschen Schulwesens sowohl in Absicht auf die Wiener Normalschule, als die weitere Verbreitung dieses Institutes im Lande, und, wie sie dem ihr Vertrauen ganz gewährte, wem sie es einmal schenkte, so hielt sie Felbiger fest und schützte ihn gegen alle Einflüsterungen des Neides, des Unverstandes und der Bosheit, und ernannte ihn, nachdem 1777 Friedrich II. seine Entlassung

[1]) Josephs Ansichten ausführlich bei Arneth, l. c IX, S. 235—237.

[2]) Helfert, Die Gründung der österreichischen Volksschule. Wien 1855. — Beiträge zur Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens. In der „Deutschen Vierteljahrschrift", 3. Heft. — Arneth, Maria Theresia, XI, S. 244—260.

bewilligt hatte, zum Oberdirector des gesammten Normalschulwesens mit einem Jahresgehalte von 6000 Gulden. Felbiger hatte für Abfassung angemessener Schulbücher, für Anstellung tauglicher Lehrer zu sorgen. Normalschulen wurden in den Hauptstädten der Provinzen errichtet, Hauptschulen in den Städten und Marktflecken, Trivialschulen in den Dörfern. Maria Theresia gab das Beispiel der Opferwilligkeit: wo sie das Kirchenpatronat besaß, ließ sie Schulen erbauen, oder schenkte dazu entbehrliche Gebäude; auf ihren Schlössern errichtete sie Schulen für die Kinder der Diener: sie spornte den Fleiß der Lehrer und Schüler dadurch an, dass sie öfters da und dort eine Schule besuchte, die Schreibhefte der Kinder durchsah, Preise und andere Geschenke vertheilte, aber auch die Eltern strafte, die ihre Kinder der Schule entzogen. Ihrem Beispiele folgten andere Edelleute nach. Bischöfe und Pfarrer zeigten einen rühmlichen Wetteifer. Es war sehr erfreulich, was in kurzer Zeit geleistet wurde. Es gieng voran und die Bevölkerung kam den Absichten der Regierung willig entgegen. — Auch den Soldatenkindern wünschte die Kaiserin die Wohlthat des Unterrichtes zuzuwenden, „damit sie nicht wie Unmenschen aufwüchsen". Seit 1772 wurden die in den Kasernen befindlichen Kinder durch Soldaten in die nächste Schule geleitet oder Regimentsschulen errichtet. Taugliche Soldaten wurden in die Normalschule zu Wien geschickt, um die Lehrmethode kennen zu lernen. 1780 wohnte die Kaiserin selber der feierlichen Prüfung solcher militärischen Lehramtscandidaten bei.

Vorschritt.

Das achtzehnte Jahrhundert liebte es, Akademien zu gründen; auch in Wien wurde der Wunsch nach einer solchen laut, kam aber nicht zur Erfüllung.

Akademie.

1774 trug die Kaiserin der Studien-Hofcommission auf, den Plan einer Akademie zu entwerfen, mit dem Beisatze, es solle jedoch nicht, wie in anderen Ländern, eine Akademie entstehen, die dann bald wieder zugrunde gehe, und die Wissenschaften sollten nie zu Triebfedern des Verderbens, sondern zu wahrem geistlichen und weltlichen Vortheile ausschlagen. Professor Heß entwarf nun einen Plan, nach welchem die Akademie aus zwei Classen, einer physikalisch-mathematischen und einer philosophisch-historischen bestehen sollte. Die Kosten, die er auf 31.500 Gulden veranschlagte, sollten durch Kalenderprivilegien gedeckt werden. Dagegen verwahrten sich aber die Buchdrucker. Ein anderes Hindernis war der Mangel an geeigneten Männern: man hätte vornehmlich zu Exjesuiten greifen müssen, während man doch sonst behauptete, die Jesuiten leisteten nichts in der Wissenschaft. Rautenstrauch wies auf das Erträgnis des Zeitungsstempels hin, das aber nicht ausreichend befunden wurde. So ließ denn Mangel an den nöthigen Geldmitteln und an den geeigneten Männern den Plan auf günstigere Zeiten vertagten. Auch Joseph II. war der Ansicht, die Hebung der Volksschule sei zunächst ein dringenderes Bedürfnis, als die Gründung einer Akademie.

Jesuiter.

Lessing in Wien.

Man glaubte, als Lessing 1775 auf der Durchreise nach Italien mit dem Herzog von Braunschweig in Wien von Maria Theresia und Kaiser Joseph II. empfangen ward, es handle sich jetzt enstlich um die Gründung einer Akademie und Berufung Lessings nach Wien. Die Kaiserin fragte ihn allerdings, wie er mit den Verdiensten der Gelehrten, wie er mit dem Theater in Wien zufrieden sei, und sagte,[1]) als sie in Lessings allgemein gehaltenen Antworten ein ungünstiges

[1]) Arneth, l. c. IX, S. 268.

Urtheil erblickte, dass es in Österreich mit dem guten Geschmacke nicht recht vorwärts gehen wolle; er möge ihr sagen, woran die Schuld liege; sie selber habe alles gethan, was ihre Einsicht und ihre Kraft ihr erlaubten, aber sie denke, sie sei nur eine Frau und könne in derlei Dingen nicht viel ausrichten. — Zu einer Berufung Lessings kam es jedoch nicht — und während die einen muthmaßen, die Abneigung der Kaiserin gegen Berufung von Protestanten sei daran schuld gewesen, weisen andere[1]) mit mehr Grund auf das gespannte Verhältnis Lessings zu Sonnenfels hin, der damals bei der Kaiserin viel galt, und dem es nicht lieb sein konnte, durch den ihm überlegenen Lessing verdunkelt zu werden; man redete damals von seinen heimtückischen Angriffen auf Lessing und dieser vermied den Umgang mit Sonnenfels.

Übrigens war der Plan einer Akademie schon Gegenstand der Besprechung, sobald der Fortbestand Österreichs durch die Siege seiner Heere und den Frieden zu Aachen entschieden war.

Gottsched in Wien.

1759 nämlich war Gottsched in Wien. Maria Theresia liebte die deutsche Sprache und die deutsche Dichtung; mahnte sie doch beständig ihre in nichtdeutsche Länder verheirateten Töchter, die Muttersprache ja nicht zu vernachlässigen.[2]) Begreiflich, dass sie den berühmtesten Vertreter deutscher Dichtung in jener Zeit ehrenvoll empfieng und Gottsched machte sich auch Hoffnung, als Professor der deutschen Sprache und Literatur oder als Erzieher der kaiserlichen Kinder oder als Vorstand der neu zu gründenden Akademie nach Wien zu kommen. Wie die Akademie in Paris sich vorzugsweise mit der Pflege der französischen Sprache, so dachte er sich, dass die Akademie zu Wien, als der Reichshauptstadt, sich vorzugsweise mit der Pflege der deutschen Sprache beschäftigen sollte, und richtete einen in diesem Sinne gehaltenen Entwurf, nebst einem Gedichte auf die Kaiserin, nach seiner Rückkehr nach Wien. Doch wurde hier der Plan für unausführbar erklärt — ohne Zweifel aus Rücksicht auf die Finanzen. Freiherr von Petrasch hatte in Olmütz eine Gelehrtengesellschaft gegründet und sandte den Plan ein zur Gründung einer Akademie in zwei Abtheilungen, deren eine die Philosophie und die Naturwissenschaften, die andere die schönen Künste, die Sprachen, die Rechtskunde, die Geschichte und Erdbeschreibung umfassen sollte. Der Plan scheiterte an der Geldfrage, obschon Petrasch die Kosten nur auf 24.000 Gulden jährlich veranschlagte. Alle Cassen waren erschöpft und man vertagte den Plan auf Zeiten, wo der Zustand ein besserer wäre.

Petrasch.

Eine andere Akademie gedieh dagegen umso besser, nämlich die Maler-, Bildhauer- und Baukunst-Akademie.

Akademie der Künste.

Karl VI. hatte sie 1725 wieder begründet. Während des Erbfolgekrieges war an eine Unterstützung derselben nicht zu denken, ihre Schätze wurden 1748 sogar im Hofstallgebäude untergebracht. Nach dem Frieden von Aachen konnte man ihr jedoch wieder Aufmerksamkeit widmen.[3]) Der Porträtmaler Meytens wurde Director. Aber schon 1770 wurde eine neue Ein-

---

[1]) Kopetzky, Sonnenfels. Wien 1882. S. 193—198. Dagegen deuten die Briefe der Frau König an Lessing auf Riedel hin.

[2]) Arneth, Maria Theresia, IX, S. 259.

[3]) Ibid. IX, S. 277. Meytens starb 1770.

richtung nöthig: Jakob Schmutzer, ein Kupferstecher, von Maria Theresia 1762 zu seiner völligen Ausbildung nach Paris gesendet, legte 1766 nach seiner Rückkehr den Plan zu einer Zeichen- oder Kupferstecherschule in Wien vor, den Maria Theresia guthieß, und so entstand in diesem Jahre die k. k. Kaunitz. Kupferstecher-Akademie, die sich rasch emporschwang. Kaunitz bestellte Sonnenfells zu ihrem Secretär und sein Talent war hier am rechten Platz. Viele Schüler strömten herzu, aber dadurch kam die Maler-Akademie in Schaden, so dass 1770 der Plan auftauchte, sämmtliche Akademien in Wien, auch die Manufactur- und Graveurschulen, in eine Kunst-Akademie zu vereinigen. Kaunitz, den Maria Theresia zu einem Gutachten aufforderte, pries den Nutzen der Künste für den Staat und wies auf die Zeit Ludwigs XIV. hin.[1]) Die großen Künstler jener Zeit, ein Poussin, Lebrun, hätten Frankreich mehr genützt, als all seine großen Feldherren zusammen, denn durch die ersteren wurde Frankreich, welches durch die Kriegskosten verarmt war, in Sachen des Geschmackes die Gebieterin aller Völker. Er beantrage also die Gründung einer Akademie der schönen Künste und Wissenschaften, in welcher die Theorie der Kunst mit der Praxis sich vereinige — und so geschah es. Beide Schulen wurden 1773 vereinigt. Der Sohn des Kaunitz übernahm für den Vater die Stelle des Vorstandes und Sonnenfels wurde Secretär. 1773 bekam diese Akademie eine eigene Bibliothek und bald darauf unternahm sie die Herausgabe der Kunstgeschichte von Winkelmann. 1776 wurde das Belvedere die Stätte für die Gemälde. Joseph II. war schuld an der günstigen Versetzung der schönen Sammlung.

Tonkunst. Die Musik wurde sehr am Hofe gepflegt und sicher hat Österreich große Tondichter aufzuweisen und bekanntlich hat im vorigen Jahrhunderte das deutsche Volk seine Originalität zuerst in der Tonkunst ausgesprochen und fand in ihr die so viel gespaltene Nation wieder ihre Einigung, welche sie in der Religion verloren und in der Dichtung noch nicht gewonnen hatte, und ihr Heiligthum zugleich, in welchem sich ihr edelstes Leben zeigte. „Das Talent, das Genie," sagt Bruno Bauer in seiner „Geschichte Deutschlands",[2]) „die Kraft und das Selbstgefühl retteten sich in die Musik, genossen und Bach. schufen in der Musik. — So kühn und sicher wie Bach hat niemand declamiert und wird in der Musik niemand mehr declamieren. Der entsetzlichen Händel. Vollstimmigkeit und nachdrücklichen Stärke und Muthigkeit der Händel'schen Chöre hatte die Vergangenheit nichts Ähnliches an die Seite zu stellen und wird die Zukunft in dieser Art der Musik nichts an die Seite setzen können." — Österreich hat zu dieser Wiedererstehung der deutschen Nation

[1]) Arneth, l. c. IX, S. 280–284.

[2]) Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts von Bruno Bauer. I. Band: Deutschland während der ersten 40 Jahre des XVIII. Jahrhunderts.

in der Musik seinen mächtigen Beitrag geleistet und Gluck, Haydn und Mozart sind glänzende Sterne am Himmel der Tonkunst.

Glucks Name ist mit dem eines italienischen Dichters innig verbunden, den Maria Theresia „ihren Stolz und den des Jahrhunderts“ nannte, nämlich mit Metastasio. Er war 1698 in Rom geboren, 1729 als Hofpoet nach Wien berufen, wo er fünfzig Jahre — bis zu seinem Tode — blieb. Für Maria Theresia und ihre Schwester Marianna schrieb er 1735 ein Lustspiel, „Le grazie vendicate“, welches sie in der Favorita zum Geburtstage ihres Vaters aufführten. Zur zweiten Vermählung des Kaisers Joseph II. schrieb er 1765 eine Cantate, „Il Parnasso confuso“, mit Musik von Gluck, welche die Erzherzoginnen Elisabeth, Amalia, Josepha und Karolina aufführten. 1767 feierte Metastasio die Wiedergenesung Maria Theresias durch ein schönes Gedicht, wofür sie ihm eine mit ihrem Bildnisse, umgeben von Brillanten, geschmückte Dose übersandte. Metastasio.

Aber auch Gluck war ein Liebling des Hofes. Dieser originelle Tondichter hat eine harte Jugend durchgemacht. Geboren 1714 in Weidenwang, der Sohn eines Försters, hat er den größten Theil seiner Jugend in Böhmen zugebracht, anfangs seinen Vater, Jagd- und Messgeräthe tragend, in den Wald begleitet und an Sonn- und Festtagen in Kirchen und Wirtshäusern singend und Violine spielend. Im waldreichen Lande hat er aber auch den Tönen der Natur gelauscht und dann am Gymnasium unter den Jesuiten in Kommotau solide Bildung und in ihrer Kirche Gelegenheit erhalten, die Orgel zu spielen und schöne Kirchenmusik anzuhören. Dann spielte Gluck wieder in Kirchen und bei Tänzen, wurde von den Bauern oft mit Eiern bezahlt, die er gegen andere Lebensmittel austauschte. Es wurden aber auch Edelleute auf sein Talent aufmerksam und die Familie Lobkowitz hat ihn hauptsächlich unterstützt und seinen Genius für die Kunst gerettet: sie sandte ihn nach Wien, um dort höhere musikalische Studien zu machen; in ihrem Hause lernte er den Fürsten Melzi kennen, der ihn zu seinem Kammermusicus ernannte und nach Mailand mitnahm, wo Sammartino sein Lehrer wurde, und wo der junge Gluck in seiner ersten Oper „Artaserse“ schon seine Originalität und Selbständigkeit kundgab, der innerhalb fünf Jahren acht Opern folgten. Mit dem Fürsten Ferdinand Philipp von Lobkowitz konnte Gluck dann eine Reise nach Paris und London machen, wo eine seiner Opern zur Aufführung kam. Man muss staunen über die Fruchtbarkeit des jungen Mannes, der nach kurzem Aufenthalte in Dresden, wo er für die Vermählung einer Tochter Augusts III. ein Festspiel aufführte, 1748 sich in Wien niederließ und in der „Semiramide riconosciuta“ zum Geburtstag Maria Theresias ein schönes Tonwerk aufführte. Seine Kunst gewann ihm Herz und Hand der Tochter eines reichen Kaufherrn, mit der er 1751 zur Aufführung seiner Oper „La Clemenza di Tito“ nach Neapel gieng, in welcher Caffarelli sang und der Componist die Begeisterung der Stadt entzündete und das Lob der Meister erntete. Dann finden wir ihn wieder in Wien. Meist schrieb Metastasio den Text zu seinen Opern, von denen die „Alceste“ in Wien geradezu nicht bloß Epoche machte, sondern einen rasenden Beifall erregte. In der Widmung der Partitur an Leopold von Toscana sagt er: „Ich gedachte, die Musik auf ihren wahren Beruf zu beschränken, der Poesie bei dem Ausdruck und der Situation der Fabel zu dienen, ohne dass die Handlung unterbrochen oder durch unnütze Verzierungen erkaltet wird, und ich glaubte, sie müsste das thun, was

Gluck. Harte Jugend. Lobkowitz. Alceste.

die Lebhaftigkeit der Farben und der wohl berechnete Gegensatz von Licht und Schatten, welche dazu dienen, die Gestalt zu beleben, ohne deren Umriss zu entstellen, zu einer correcten und wohlgeordneten Zeichnung thut." Eine solche Schöpfung war bis jetzt einzig. Felix Bamberg bemerkt:[1]) „Von dem Zauber, der durch die glänzendste Ausstattung bereicherten Opern jener Zeit haben wir jetzt nur eine unvollkommne Vorstellung, aber wie groß muss der Künstler gewesen sein, der alle diese zum Theil wirklichen, von der Mehrzahl der Kenner für unübertrefflich gehaltenen Schönheiten einem höheren Zwecke, dem der Schöpfung eines musikalischen Dramas, unterordnen wollte, in welchem sowohl die ganze auf Einheit berechnete Handlung, wie die verschiedenen Scenen und Personen musikalisch gestaltet und charakterisiert werden." — Das gesammte Feld der Musik wurde durch Glucks Leistungen erweitert. Leider war der Tondichter nicht immer in der Lage, unabhängig zu schaffen — er musste bestellte Musik schreiben. Eine Freude für ihn war es, Lieder und Oden von Klopstock zu componieren; auch Theile der „Hermannsschlacht" soll er vorgetragen haben, niedergeschrieben hat er sie jedoch nie. — Der Höhepunkt seines Ruhmes war die Aufführung seiner Iphigenie. „Iphigenie in Aulis", 19. April 1774 in Paris. Maria Theresia hatte ihn zu ihrem Kammermusicus mit einem Gehalt von 2000 Gulden ernannt und ihm ein Empfehlungsschreiben an ihre Tochter Maria Antoinette mitgegeben. Diese, ohnehin früher seine Schülerin, verlieh ihrem lieben Lehrer einen Jahresgehalt von 6000 Franken. Schon die Ouverture riss alles zum Erstaunen fort, noch mehr die Einheitlichkeit der Haltung und die unsterblichen Melodien. Nicht mindern Erfolg hatte sein „Orpheus".

Doch kein Licht, ohne dass ihm der Schatten folgt, kein Verdienst ohne Neid! Die Anhänger der bisherigen Musik tobten gegen Gluck. Paris parteite sich. 1776 wurde seine Oper „Alceste" ausgezischt. Gluck stürzte in Verzweiflung in die Straße, und mit den Worten: „Alceste ist gefallen!" einem Freunde in die Arme. „Ja", antwortete dieser, „sie ist vom Himmel gefallen."[2]) Unbestritten dagegen war sein Triumph in „Iphigenie auf Tauris". Sie erlebte in Paris in drei Jahren 151 Vorstellungen, von denen die letzte 15.000 Francs noch eintrug. Bamberg, der bei der Musik des Opferungszuges noch den greisen König Louis Philipp weinen sah, nennt „bewunderungswürdig" die Kunst, mit welcher Gluck „das skythische und das griechische Element, das Finstere und das Unruhige des Thoas, das Marmorhelle und Stillduldende der Iphigenie, das Leidenschwere des Orest und das Sprühende der Freundschaft des Pylades" dargestellt habe. Als man ihm bemerkte, mit den Worten des Orests: „Die Ruhe kehrt in mein Herz zurück" ständen die Bässe in der Begleitung im Widerspruche, entgegnete Gluck: „Orest lügt; die Furien sind stets in ihm, denn er hat seine Mutter ermordet." — In Ehren und glücklichen Verhältnissen brachte Gluck seine letzten Jahre in Wien zu; dort erlag er 1787 einem Schlaganfalle.

Haydn. Auch der Componist der herrlichen Volkshymne war ein Österreicher, Joseph Haydn. Der Text dazu ist von Haschka.[3]) Auch ihn förderte Metastasio, der beobachtete, wie der mittellose, talentvolle Jüngling in seiner Wohnung sich unablässig übte, und aus seiner Beharrlichkeit auf ein tieferes Talent schloss und ihm eine wohlbezahlte Gesangstunde verschaffte, die ihn bekannt machte, bis er zuerst beim Grafen Morzin eine Anstellung fand, dann

[1]) Allgemeine Deutsche Biographie, IX, S. 248.
[2]) „Alceste est tombée!" — „Oui, elle est tombée du ciel."
[3]) Arneth, l. c. IX, S. 285.

Kapellmeiſter beim Fürſten Eſterhazy wurde. Seine Operette „Philemon und Baucis“ erheiterte Maria Thereſia bei einem Ausflug nach Eſterhaz. — Der größte aller deutſchen Tondichter, Wolfgang Mozart, entfaltete ſchon als ſechsjähriger Knabe vor Maria Thereſia und ihrer Familie in der Burg ſeine wunderbare Begabung. 1768 ſpendete ſie ihm Beifall und Bewunderung, nachdem ſie einer Meſſe von ihm beigewohnt. 1771 ſchenkte ſie ihm für die dramatiſche Serenade „Aſcanio in Alba“ eine koſtbare, mit Diamanten beſetzte Uhr. — Mozart.

Mißhelligkeiten zwiſchen Mutter und Sohn.

Der Hof war alſo ſehr muſikaliſch. An Sinn für Harmonie hat es nimmer gefehlt.

Aber große Disharmonie waltete oft zwiſchen der Kaiſerin und ihrem Mitregenten. Jede tiefergehende Frage vergrößerte nur den Gegenſatz zwiſchen Mutter und Sohn. Maria Thereſia klagte oft, daſs geſchehe, was ſie nicht genehmigt habe, und Joſeph klagte in ſeinem Thatendrange über die Unthätigkeit der Mutter.

So ſchüttet ſie 1771 in einem Schreiben ihm gegenüber ihr Herz aus: „Woher kommt es denn, daſs trotz unſerer wahrhaften und ſich gleichenden Abſichten die Dinge einen ganz anderen Ausgang nehmen? Dieſer Punkt beſchäftigt mich ſchon ſeit langer Zeit. Er macht mich noch mehr niedergeſchlagen und ſchwankend, als ich es gewöhnlich ſchon bin. Hat das Übel nicht etwa in uns ſelbſt ſeinen Sitz, indem wir allzuſehr von unſeren eigenen Meinungen eingenommen ſind? Warum wollen wir, daſs die andern ſo denken und handeln wie wir, während wir ſelbſt in unſeren Grundſätzen und in den Wegen, zu ihrer Durchführung zu gelangen, voneinander abweichen. Jedes von uns kennt und befolgt nur ſeine eigene Neigung. Wir beſchäftigen uns mit den Fehlern der andern, ohne unſere eigenen zu erforſchen oder zu verbeſſern. Wir wollen, daſs alle von uns angeſtellten Miniſter ebenſo denken und arbeiten, daſs die Ausgaben ſich verringern. Das ſind unſere Ideen, mit denen wir Tag und Nacht uns beſchäftigen, und warum entſpricht die Wirkung unſeren Abſichten nicht? Du wirſt mir Freude bereiten, mein geliebter Sohn, wenn Du mir die Augen öffneſt über dieſe traurige Lage und mir mit Deiner Thätigkeit und Deinen Rathſchlägen beiſtehſt. Mich beginnt der Muth zu verlaſſen, Du hingegen biſt von ihm erfüllt. Du ſtehſt erſt am Anfang Deiner Laufbahn, während die meine noch unglücklicher endet, als ſie begann. Das Drückende unſerer Lage will ich mit Dir theilen. Meine Erfahrung wird Dir als Rath nützlich ſein können, doch ſoll ſie Dich nicht hindern, dasjenige durchzuführen, was Du nach reiflicher Überlegung für nützlich erkannt haben wirſt. Stellen wir alſo für unſere Ruhe und unſer eigenes Verfahren Grundſätze auf, um unſere Völker glücklicher zu machen, als ſie es ſind. Hiezu iſt es aber nothwendig, daſs wir ſelbſt einig ſeien, und daſs wir uns mit der größten Gleichförmigkeit und Aufrichtigkeit, mit dem größten Vertrauen begegnen. Hievon hängt alles übrige ab; unſere guten und eifrigen Miniſter und Beamten werden ſich auf den gleichen Fuß ſtellen und mit Zuverſicht und Beharrlichkeit arbeiten. Die Art, in der dies jetzt von ihrer Seite geſchieht, iſt Maria Thereſia an Joſeph.

hievon äußerst verschieden." — Wie viel gesunder Sinn, wie viel Lebensweisheit, wie viel Liebe zu ihrem Sohne und zu ihren Völkern liegt nicht in diesen wenigen edlen Zeilen! wie viel Bescheidenheit nicht in den folgenden: „Sage mir aufrichtig, sei es schriftlich oder mündlich, wie ich Dich immer darum bat, meine Fehler, meine Schwächen. Ein Gleiches will auch ich thun, aber dass niemand unter uns glauben oder auch nur ahnen könne, dass eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns herrsche! Im ersten Jahre 1768 gieng alles aufs beste; erst seither gehen die Dinge anders, und zwar weil wir beide an jenem Grundsatze nicht festhielten. Du bist so geeignet, Principien aufzustellen. Gib Dir diese Mühe, mein theurer Sohn, für das öffentliche Wohl und unsere Ruhe! Schreiben wir uns selbst leitende Grundsätze und Regeln vor! Gib Dir die Mühe, sie zu Papier zu bringen. Wir werden sie dann miteinander erörtern, um hieraus eine unveränderliche Richtschnur zu gewinnen." [1])

Ließ sich aber bei so ganz entgegengesetzten Grundanschauungen eine Einigung in einem gemeinsamen Plan erzielen? — Schwerlich. Die Kaiserin ahnt es selber, indem sie noch zusetzt: „Vollständig niedergeschlagen wäre ich, wenn ich nicht einen Sohn hätte, wie Dich, den die Vorsehung mir gab. Und solange Du nicht in Laster verfällst und unserer heiligen Religion Glauben und Treue bewahrst, kann ich nur hoffen, dass Du der Retter Deiner Völker sein wirst. Dieser Gedanke ermuthigt mich, alles anzuwenden, was ich nur immer vermag, um Dir beizustehen: denn ich wäre hocherfreut, meinen Sohn glücklicher zu sehen, als ich es bin."

Solche Worte mussten einen guten Sohn rühren! Eine schriftliche Antwort von Joseph ist nicht mehr vorhanden, die Versöhnung scheint in einer Unterredung stattgefunden zu haben. Mutter und Sohn arbeiteten wieder in Harmonie.

Aber nicht lange. Die Frage wegen der Reform des Staatsrathes frischte die alten Gegensätze wieder auf. Ihm war bei seiner Ungeduld und Raschheit die Mutter nicht entschlossen genug.

Joseph an Leopold,

Er schreibt April 1773 seinem Bruder Leopold: „Ich bin ganz erstarrt über die Ungewissheit, welche hier herrscht. Täglich vermehren sich die Arbeiten und man thut nichts. Täglich bin ich von fünf Uhr morgens bis sechs Uhr abends bei der Arbeit und dennoch geschieht nichts. Kleinliche Ursachen halten alles auf und vereiteln alles, und inzwischen geht alles zum Teufel. Tauschen wir, mein Freund! Meiner Treu, ich trete Dir mein Erstgeburtsrecht ohne Linsengericht ab; denn ich bin von der düstersten Melancholie und ohne Hoffnung für die Zukunft, indem die Dinge nach jeder Richtung hin sich verschlechtern, so dass es bald kein Mittel mehr, vorwärts zu kommen, und keine Hoffnung mehr geben wird, im Leben jemals was Gutes zu schaffen. Lebt wohl, Ehre und Ruhm! Gegen meinen Willen nehme ich theil an dieser Zerstörung und mein patriotisches Herz wird dadurch zerrissen."

will abdanken.

Am 9. December 1773 bat Joseph II. sogar seine Mutter um die Enthebung von der Mitregentschaft: [2])

[1]) Arneth, l. c. IX, S. 298—300.
[2]) Ibid. IX, S. 306, 311—315.

„Ich sah vorher, dass ich, in Anbetracht meiner Stellung und vielleicht auch meiner Denkungsweise, die Rolle meines verewigten Vaters nicht spielen könne. — Was that ich also? ich trachtete zu reisen und mich dadurch selbst dem mir durch Ihre Liebe so wertvollen Verkehr zu entziehen; ich habe jene Unterscheidungen in der Unterschrift aufrecht erhalten; ich habe Zerstreuung gesucht und endlich habe ich sorgfältig jeden Gedanken in Rechnung gebracht, als ob ich Einfluss auf die Denkungsweise Eurer Majestät hätte, indem ich wohl wusste, dass man mich werde verleiten wollen, hievon Gebrauch zu machen, und dass zwei Willen niemals so vollkommen einig sein können, um nicht Anlass zur Ungewissheit zu geben und hiedurch den Cabalen, den Ränken, dem Parteigeist die Thore zu öffnen. — — Ich kann nicht verhehlen, dass die ungeheure Regierungsmaschine der Monarchie nicht so geht, wie sie es sollte. — — Mir scheint, wir beide thun das nicht, was unsere Lage erheischt. Wer bin ich? Das ist es, was ich nicht aufhöre, mir zu sagen; auch vergesse ich nie, wer Sie sind. Thun Sie aber auch desgleichen? Ihre Güte verblendet Sie über das Erste und Ihr Überdruss über das Zweite. Sie halten mich für etwas ganz anderes, als ich sein kann und sein soll. Sie lassen mir keine Gerechtigkeit widerfahren, wenn Sie mich für ehrgeizig oder für herrschsüchtig halten. In dem, was mich angeht, sind Sie blind, wenn Sie mir so viel Talent und Genie zuerkennen, um fähig zu sein, die größten Geschäfte zu leiten. Ich bin davon sehr weit entfernt. Träg von Natur, ohne viel Fleiß, oberflächlich, leichtfertig, muss ich zu meiner Schande gestehen, dass ich wohl mehr Schein als Tiefe besitze, und dass, außer meinem Eifer und meiner Redlichkeit für das Wohl des Staates, nichts recht Solides an mir ist. — — Meine Meinungen und meine Ansichten sind also nichts anderes, als die eines Ihrer Diener. Findet man die Gründe überzeugend, so haben Eure Majestät ohne eine andere Instanz zu entscheiden. Sie entscheiden sich aber oft nicht und heißen die verschiedenen Meinungen ebensowenig gut, als Sie sie zurückweisen. Sofern Ihre Beweggründe dazu im Misstrauen gegen sich selbst wurzeln, sind sie ungerecht, denn Sie begiengen in der That nie einen Irrthum, wenn Sie aus eigenem Antrieb handelten; stammen sie aber aus getheiltem Vertrauen, so können Sie doch meine Unerfahrenheit auf die gleiche Stufe mit dem Ruf und den Erfahrungen Ihrer Minister stellen. Verwerfen Sie also immerhin meine Ideen, ich versichere Sie, dass mich das nicht im geringsten verletzen wird. Verlangen Sie aber meine Überzeugung zu hören, so erlauben Sie mir auch, mich von meiner Überzeugung und meiner Einsicht allein leiten zu lassen. Ich bitte Sie nur um eine Gnade: betrachten Sie mich nur als einen Rath und Diener. Alles, was in irgend einer Richtung geschieht, soll von Ihnen ausgehen. Sie allein können der gemeinschaftliche Mittelpunkt sein. Dorthin soll alles zuströmen und wieder abfließen. So wie wir nur eine Meinung und keinen Willen haben können, so sollen Sie nur einen Willen und keine Meinung haben. Sie werden es selbst einsehen, welche Verwirrung es hervorbringt, wenn man Sie sagen hört, dass Dinge ohne Ihr Wissen und gegen Ihren Willen und Ihre Ansicht geschehen, dass Sie sich in irgend ein Departement nicht mischten oder ähnliche Reden. — — Bin ich, in Anbetracht meiner Geburt und der Rechte, welche die Natur und mein Glück mir noch mehr auf Ihr Herz als auf Ihre Länder verleihen, Ihnen unbequem, oder halten Sie es für gefährlich, meine Ansichten zu vernehmen, so gestehen Sie mir um Gottes und Ihres eigenen Ansehens, um Ihrer Pflicht willen und aus Liebe zu mir, die von mir so sehr gewünschte Entfernung zu! — Keiner von allen, die mir als präsumtive Thron-

Gründe.

Imperium non patitur socium.

erben vorhergiengen, ist in solcher Weise verwendet worden, warum soll denn ich es sein? Überlassen Sie mich meinen Reichsgeschäften, den Büchern und anständigen Vergnügungen. Ich wünsche nichts weiter. Warum mich des angenehmen Lebens berauben, welches ich da zu führen vermöchte? warum mich vor der Zeit in alle Verlegenheiten der Regierung stürzen und mich dem grausamen und schrecklichen Zweifel preisgeben, dass ich das Werkzeug und die Ursache Ihres Kummers, der Verwirrung, Unordnung und Unzufriedenheit bin?"

Maria Theresia will abdanken.

Wie viel Schmerzen dieses Schreiben dem Herzen der Mutter bereitete, geht aus der Antwort hervor, durch welche der Rücktrittsgedanke von der Regierung durchblitzt:[1] „Ich bin bereit, Dir alles zu überlassen, ohne das Geringste für mich zu behalten, ja selbst mich zurückzuziehen, sei es hier oder anderswo; aber Du hast mich so oft versichert, dass Du diesen Gedanken nicht zu ertragen vermagst. Ich schlage Dir ihn noch einmal vor, als eine Sache, die mich allein beruhigen könnte und trösten. Wenn Dir daran liegt, mich zu erhalten, so ist dies hiezu das einzige Mittel. Befürchte niemals irgend eine Reue von meiner Seite. — Ich habe allzusehr erfahren, was die Welt ist, um sie nicht mit der größten Bereitwilligkeit zu verlassen.[2] Zwei Dinge halten mich zurück: Dein Widerstreben und der Zustand unserer Angelegenheiten, die ich jetzt so übel bestellt finde, dass ich Dich in diesem Augenblicke nicht gegen Deinen Willen mit ihnen beladen will. Ich fühle mich neu erfrischt, wenn ich nur auf Deinen Beistand zu zählen vermag. — — Ich muss Dir offen gestehen, dass meine Sinne und

Gründe.

Fähigkeiten, das Gesicht, das Gehör, die Raschheit reißend abnehmen und dass jener Fehler, den ich mein ganzes Leben hindurch fürchtete, die Unentschlossenheit ist, die von Muthlosigkeit begleitet und durch den Mangel von Vertrauenspersonen gesteigert wird. Dass Du und Kaunitz mich verlassen wollen, der Tod aller meiner vertrauten Räthe, die Irreligiösität, die Verderbnis der Sitten, die Redeweise, die man jetzt annimmt, und die ich nur mit Schmerz höre, das alles sind mehr als genügende Ursachen, mich tief danieder zu beugen. — — Hilf also Deiner Mutter, die seit dreiunddreißig Jahren keinen anderen Gegenstand ihrer Sorgen kennt, als Dich, die in Trostlosigkeit leben und sterben wird, wenn sie all ihre Sorglosigkeit und Mühen verloren sieht. Sag mir, was Du willst, dass ich thue. Nichts wird mir ein zu schweres Opfer sein in der grausamen Lage, in der ich mich seit mehr als sechs Jahren befinde."

So gibt es denn keine noch so hohe Stelle, die nicht ihre bitteren Schmerzen hätte, und kein noch so edles Herz, das nicht zu Zeiten von tiefem Leid durchglüht wäre. Joseph und die Mutter versöhnten sich wieder. Da kam eine neue Frage: die Last, unter welcher die böhmischen Bauern schmachteten, und welche die Kaiserin mit vollem Ernste erleichtern wollte und an welcher der Zwiespalt der Ansichten sich von neuem kundgab. Maria Theresia trug

---

[1] Arneth, l. c. IX, S. 312—317.

[2] In dem Gebetbuch, das die Erzherzogin Maria Christina von ihr erbte, waren Betrachtungen von der Hand Maria Theresias. Eine davon lautet: „Gänzliche Ergebung einer Witwe in den Willen Gottes. Nach dem Verlust ihres Gemahls soll Gott ihrer Seele Bräutigam sein. Machen ihr die Kinder Unlust, soll Gott der Schiedsmann sein. Hat sie Unlust vor Verwandten, ist Gott ihr innerster Freund. Wird sie vor Gericht berufen, ist Gott ihr Richter. Ist sie in Verachtung, so ist Gott und gutes Gewissen ihre Ehre, in der Armut ihr Vater, in der Krankheit ihr Arzt; in Gewissensängsten ist Gott ihr Tröster, ja ihr Alles in Allem."

ſich einige Zeit mit dem Gedanken einer völligen Aufhebung der Leibeigenſchaft und entſagte ihm nur mit ſchwerem Herzen. Auch dem jungen Kaiſer war es voller Ernſt, das harte Los der armen Bauern zu erleichtern. Es fragte ſich nur um das Wie, und da zauderte er in dieſer ſchweren Frage mit ſeinen Entſchlüſſen, wie ſeine Mutter, welche in der Art, wie ſie zu helfen gedachte, einen klareren Blick beſaß, als der Sohn. Das Schwanken der Regierung machte die Bauern zuverſichtlich und meuteriſch; es kam zu Zuſammenrottungen. Die Bauern verwüſteten Kirchen, plünderten Schlöſſer, miſshandelten Geiſtliche und Grundherren, erklärten die Robott für aufgehoben und muſsten mit Waffengewalt zu Paaren getrieben werden.[1]) Die Bauern in Böhmen.

„Für die wenigen Tage", ſchreibt Maria Thereſia an Mercy, ihren Geſandten in Paris, „Die mir noch bleiben, könnte man mir wohl noch einige Ruhe vergönnen. Fünfunddreißig Jahre habe ich der Geſammtheit geopfert und bin ſo abgeſpannt, ſo niedergeſchlagen, daſs ich mehr Übles als Gutes vollbringe. — Der Kaiſer, der das Streben nach Popularität allzuweit treibt, hat, ohne zwar dieſen Leuten auf ſeinen verſchiedenen Reiſen Verſprechungen zu machen, doch allzuviel über ihre Freiheit in Religionsſachen ſowohl, als ihren Grundherren gegenüber geſagt. Man ſieht jetzt die Folgen. — — Nicht in Böhmen allein iſt jetzt der Bauer zu fürchten, ſondern auch in Mähren, Steiermark und Öſterreich; vor unſeren Thoren, hier bei uns, wagen ſie die größten Frechheiten zu begehen. Die Keckſten und Schlechteſten haben jetzt leichtes Spiel. Mein Alter, meine Krankheit, meine Abſpannung, die Zärtlichkeit und die Schwäche haben das übrige gethan. Der Staat hat ſehr darunter gelitten. Ich kann dies nicht ſo fortbeſtehen laſſen. — — Allein die Regierungslaſt tragend, wird der Kaiſer auch die Schwierigkeiten ſehen, und ſich nicht mehr hinter mir zu verſtecken vermögen. Er beſitzt zu viel Geiſt und auch ſeine Urtheilskraft iſt noch nicht ſo ſehr geſchwächt, daſs er auf die Länge die Wahrheit nicht erkennen ſollte. Sein Herz iſt noch nicht ganz verdorben, obwohl es in Beziehung auf dieſen letzteren Punkt Zeit iſt, zu einem Heilmittel zu greifen. Verbrennen Sie dieſen Brief."

Mercy rieth ab und auch andere Vertraute, ſo daſs Maria Thereſia zuletzt beſchloſs, ſich in Demuth dem zu unterwerfen, was die Vorſehung füge. Kaiſer Joſeph aber klagte zu gleicher Zeit über die Unentſchloſſenheit der Kaiſerin und daſs er wahnſinnig werden möchte, wenn nicht etwas Philoſophie ihn aufrecht erhielte. So ſtark waren die Gegenſätze! Mercy.

Wie Maria Thereſia 1780 geſtorben iſt.

Maria Thereſias Kraft gieng ſichtlich ihrem Ende entgegen. Ihr Tod war ſchön und edel, wie ihr Leben muſterhaft geweſen war. Die Aufregung wegen des bayeriſchen Erbfolgekrieges hatte an ihrem Leben gezehrt, dazu kam der Zwieſpalt, in dem ſie zu oft über Regierungsgrundſätze mit ihrem

[1]) Arneth, l. c. IX, S. 334—360.

Sohne sich befand, und der Kummer über das, was nach ihrem Tode werden solle, schließlich der Schmerz über den Tod ihres Schwagers Karl von Lothringen.

Gefahr. Ihre Leiden waren Verhärtung der Lunge, Athmungsbeschwerden, Erstickungsanfälle. Im Vorgefühle ihres nahen Todes verfasste sie am 15. October 1780 ihr Testament.[1]) Am 24. November wurde ihre Lage ernst: ein arger Erstickungsanfall und Fieber deutete dies an. Nur Joseph wollte nicht an diese Gefahr Doctor Störk. glauben: er schalt den Doctor Störk, dass er die Lage gefährlicher darstelle, als sie sei, um nachher als Retter mehr zu glänzen. Dieser aber hielt das Wort, das er einst der Kaiserin gegeben, ihr nie eine Unwahrheit betreffs einer Krankheit zu sagen und sie zu verständigen, wenn der Augenblick gekommen sei, dass sie die Beichte ablegen sollte. Sie dankte ihm in den wärmsten Ausdrücken dafür und bat ihn, nur keinen anderen Arzt beizuziehen und sie nicht mit Zugpflastern und Medicamenten zu plagen. Am 25. November früh legte sie ihre Beichte ab, verbarg es aber ihren Kindern. Am 26. verlangte sie die Sterbesacramente. Der Ga- rampi. Nuntius Garampi brachte das Hochwürdigste. Die Kaiserin empfieng das Sacrament auf einem Betschemel kniend, das Haupt mit einem schwarzen Schleier verhüllt. Jetzt erst gieng dem Kaiser das Gefühl vom Ernste der Lage auf: er blieb nun Tag und Nacht im Vorzimmer ihres Schlafgemaches, das er von Zeit zu Zeit betrat, um zu sehen, wie sie sich befinde. In der Nacht vom 27. November schrieb Maria Theresia an ihren Sohn Leopold ihren letzten Brief:[2]) Letzter Brief. „Ihr seid christlich gesinnt und tugendhaft, das tröstet mich", heißt es darin; „ebenso, wie dass Ihr Euer Glück immer in Euch selbst findet. Gott möge Euch erhalten; ich aber gebe Euch Beiden und Euren zehn lieben Kindern meinen Segen." — Die Erstickungsanfälle kehrten häufiger wieder am 27. November. Auf Störks Rath empfieng sie die letzte Ölung. Nach ihrem Wunsche waren ihre Kinder anwesend — sie zerflossen in Thränen. Ihr Schwiegersohn, Herzog Albrecht, sagte, er habe nie einen Mann in Schmerz so aufgelöst gesehen, wie den Kaiser, der schluchzend ihr zu Füßen stürzte. Die Kaiserin allein blieb ruhig. Den ganzen Tag ordnete sie ihre Papiere und schrieb noch einige Vermächtnisse, darunter 100.000 Gulden für den Fond der Normalschule. Die Klarheit ihres Geistes blieb ungetrübt. An ihrer Ruhe sah man, trotz der Schmerzen, die Muth zu sterben. Stärke ihres Willens; sie las und schrieb den ganzen Tag, um ihre Angelegenheiten noch zu beenden. Als eine ihrer Kammerfrauen ihr zuflüsterte, ob sie nicht schlafen wolle, antwortete die Kaiserin: „Nein, ich könnte schlafen, aber ich darf nicht; der Tod ist zu nahe, er könnte mich überraschen; während der letzten fünfzehn Jahre[3]) habe ich mich darauf vorbereitet, ich will ihm wachend begegnen." Sie bezeichnete die Gebete, die man ihr vorlesen sollte. Sie äußerte ihre Hoffnung, Gott barmherzig zu finden, denn sie habe alles in guter Absicht gethan. Sie bat ihre Diener um Verzeihung, wenn sie in der Hitze etwas gegen sie ver- Mutter und Kinder. schuldet habe. Sie sprach noch viel mit dem Kaiser; als dieser mit zitternden Lippen antwortete, sagte sie: „Solche Stimme ist nicht für meine Ohren, sie könnte mich meinen Vorsätzen untreu machen." — Am Abend saß sie am Tische wie gewöhnlich in Mitte ihrer Kinder, die ängstlich auf sie hinblickten. „Glaubt nicht," sagte sie, „dass mein Herz sich ändert, ich liebe euch, wie zuvor. O nein!

---

[1]) Arneth, Maria Theresia, X, Schlusscapitel.

[2]) Arneth gibt ihn am Schlusse des X. Bandes seines großartigen Werkes „Maria Theresia" in photographische Nachbildung.

[3]) Das heißt seit dem Tode ihres Gemahls 1765.

aber ich habe euch Gott geopfert — alles, was mir am theuerſten iſt, und was zu verlaſſen mir ſchwer fällt; darum ſehe ich euch ruhig an." — „Sind das die letzten Züge?" fragte die Kaiſerin in einem Schmerzanfalle ihren Arzt. Als dieſer den Kopf ſchüttelte, ſeufzte ſie: „Mein Gott, wird es denn nicht bald vorüber ſein? Nicht für mich wünſche ich die Beendigung meiner Leiden, wohl aber für die da" — und dabei zeigte ſie auf ihre Kinder und ihre Diener — „ich fürchte, euch zu tödten." Am nächſten Abende lehnte ſie eine Medicin zur Linderung ihrer Leiden ab: „Ich danke ſehr; es ſoll nur dazu dienen, mich noch hier zurückzuhalten, und daher nehme ich es nicht. — Ich bitte Ihn," ſagte ſie zu Störk, „halte Er mir das Licht ein und drücke Er mir die Augen zu, denn das wäre vom Kaiſer zu viel gefordert." Am 29. November, abends neun Uhr, wollte die Kaiſerin vom Seſſel zum Ruhebett gehen, ſank aber an deſſen Rande nieder. Der Kaiſer half, ſie auf das Ruhebett zu legen. „Eure Majeſtät liegen ſchlecht?" fragte er. — „Ja, aber gut genug, um zu ſterben. O Gott, nimm meine Seele auf." Nach wenigen Athemzügen verſchied die Kaiſerin, mit dem männlichen Muthe, den ſie ihr ganzes Leben bewieſen, den blaſſen Boten des Todes erwartend. Der ſchwere Kampf des Lebens war ausgekämpft. Im Vertrauen, einen gerechten Richter zu finden, that ſie muthig den großen Schritt in die Ewigkeit. Eines ihrer letzten Worte war: „Was während meiner Regierung wider die Gerechtigkeit geſchehen, iſt gegen meinen Willen geſchehen, denn meine Abſicht war immer gut." Tod.

Der Schmerz um den Hingang der Mutter zeigte ſich nicht bloß in der Burg bei ihren Kindern, ſondern bei all ihren Völkern, über die ſie mit der Liebe und Pflichttreue einer Mutter im Kreiſe ihrer Kinder waltete, die ſie aber auch wie eine Mutter verehrten. „Mutter!" riefen ihr voll Begeiſterung die alten Krieger zu, die in vielen Schlachten für ſie heldenmüthig geſtritten und geblutet. Maria Thereſia hatte verordnet, ihr keine Leichenreden zu halten. Die Thränen, welche ihrem Andenken floſſen, ſprachen wärmer als aller Pomp der Feſtreden. Noch lange erzählten die Mütter am Herde den ängſtlich lauſchenden Kindern von der guten Kaiſerin und in den Tempeln drängte ſich das Volk, um für ſie zu beten. Von der Adria bis nach Böhmen, von den Karpathen bis in die Städte Belgiens gieng ein Schauer von Schmerz durch die Völker. Als in der Gudulakirche zu Brüſſel nach dem Traueramte der Herold ausrief: „Maria Thereſia iſt todt, betet für ihre Seele", gieng ein tiefes Wehklagen und Schluchzen durch die Hallen.

„Die Gerechten ruhen in Frieden", ſagt die Heilige Schrift, „und ihre Werke folgen ihnen nach." Ihr Werk iſt die Erhaltung, die Vergrößerung, die Kräftigung Öſterreichs; ſie hat das Vertrauen in den Fortbeſtand des Staates wieder erweckt, Liebe zu ihm und Stolz darauf entzündet. Ihr Bild lebt fort im Herzen ihrer Völker und noch in fernen Jahrhunderten wird man unter den Größen ihres Geſchlechtes Maria Thereſia nennen.[1])

[1]) Tiefe, Feuer und Zartſinn, der edle und hohe Sinn der Frau zeigt ſich auch in ihren vielen Briefen, von denen Arneth viele Bände herausgab.

Kaiser Joseph II., 1780—1790.

Lange kniete Joseph schluchzend vor der Leiche seiner Mutter. Dann erhob er sich, um die Zügel der Regierung seiner Erbländer zu ergreifen.

Kaunitz. Zunächst richtete er an Kaunitz folgende Zeilen, durch welche er ihn in seiner Stellung als Staatskanzler bestätigte: „Das schreckliche Unglück, das mich zu Boden drückt, wird Ihnen, mein theurer Fürst, schon bekannt sein. Ich habe aufgehört, Sohn zu sein, und dies war es doch, was ich am besten zu sein glaubte. Bleiben Sie mein Freund, seien Sie meine Stütze und mein Leiter bei Ertragung der Last, die jetzt auf mich fällt. Sie wissen ohnedies, wie ich Sie hochschätze.“ [1])

Charakter des Kaisers. Joseph II. war jetzt Gebieter von ungefähr 25 Millionen Menschen, Herr so vieler schönen Länder; eine tapfere, wohlgeübte Armee stand ihm zu Befehl. Er war vierzig Jahre alt, in der Vollkraft seines Lebens. Sein Körper, von mittlerer Größe, war sehr gut gebaut, nervig, zu stärkster Anstrengung fähig: sein Antlitz, in der Jugend unbeschreiblich schön, fesselte jetzt durch den Ernst der Majestät; die schön gewölbte Stirn, die Adlernase, die großen Augen vom schönsten Blau waren jedem unvergeßlich, der diese Gestalt auch nur einmal gesehen hatte. Der rasche Gang, die kurzen Sätze der ernsten Rede kündigten den Herrscher an, dem die Zeit kaum ausreichte für die Masse der Geschäfte, die er zu bewältigen suchte. Seine Länder hatte Joseph öfter bereist, er kannte ihre Bedürfnisse, wie ihre Sprachen, die Vorzüge und Fehler der Bewohner und ihrer Beamten; sein Gedächtnis schien nichts vergessen zu können, sein Verstand alles zu durchdringen; aber seine Phantasie war nicht minder lebhaft. Männer, die frühe in die Regierung eingeweiht werden, gewinnen rasch eine Übersicht über die Geschäfte, verfallen aber auch gern in ihren Bescheiden in einen sarkastischen Ton — und das war auch bei Joseph der Fall.

Stimmung der Völker. Die Erwartungen der Völker waren freudig gespannt: man kannte seinen brennenden Eifer für das Wohl seiner Mitmenschen: als 1768 in der Nacht

[1]) Beer, Briefwechsel der Kaiser Joseph II. und Leopold II. mit Kaunitz. S. 20. — Arneth, Maria Theresia, IX, S. 631.

des 27. Februar ein Erdbeben die stärksten Gebäude in Wien in ihren Grundfesten erschütterte, die Brücken stürzten und die Fluten der Donau die Leopoldstadt überzogen, war der Kaiser der erste, welcher den schwankenden Kahn bestieg und durch die Eisschollen in die Leopoldstadt fuhr, um Hilfe zu bringen und Maßregeln der Rettung anzuordnen. Als 1779 ein großes Pulvermagazin in der Nähe von Nussdorf in die Luft flog, eilte der Kaiser vor allen an die Stätte des Unglückes, ließ die Verwundeten nach dem Hospitale tragen und spendete aus eigenem Vermögen den Unglücklichen Hilfe. 1775 kam Erzherzog Ferdinand mit seiner Gemahlin Beatrix von Este nach Wien. Maria Theresia sah diese Schwiegertochter zum erstenmale und empfieng sie mit glänzenden Geschenken. Da bat Joseph seine Mutter auch um ein Geschenk — nicht für sich, sondern für die bedrückten Classen, nämlich um den Nachlass ihrer Kopfsteuer. Mit Freude gieng die Mutter auf den Wunsch des Sohnes ein und dieser trug selber ihr Handbillet nach dem betreffenden Amte und ruhte nicht, bis es zu Protokoll genommen war, so dass die Steuer nicht mehr gefordert werden konnte.[1]) Man wusste, dass er die Lasten zu erleichtern suchte, dass er auch im Geringsten aus der arbeitenden Classe den Staatsbürger geachtet wissen wollte: er schien sich sogar zu gefallen im Verkehre mit Bürgern und Bauern: bei einer Reise durch Mähren nahm er in Poßoritz den Pflug und ackerte ein Stück Feld, in Böhmen schwang er die Sense. Während der Regierung seiner Mutter hatte er oft die Klagen von Bedrückten vor den Thron gebracht und als Mittler zwischen ihr und dem Volke Gnade oder Gerechtigkeit erwirkt. Darum die freudige Hoffnung der Völker auf Joseph II.: man trug blaue Kleider in der Farbe der Augen des Kaisers, in Kaiseraugenblau.

Er hilft Menschen.

Bürgerfreund.

Im Eifer für das Gemeinwohl gieng der Kaiser allen voran — die Arbeit schien ihm sein Genuss, Einfachheit sein Schmuck zu sein.

Er stand im Sommer um fünf Uhr, im Winter um sechs Uhr schon an dem Arbeitstische bis zwölf Uhr, den er nur verließ, um im Controlgange Bittschriften entgegenzunehmen und die Überbringer selber anzuhören. Leute aus allen Ständen konnten da ihre Anliegen vorbringen und waren sicher, Gehör und Recht zu finden. Der Gang stand oft gedrängt voll von Menschen. — Um zwölf Uhr fuhr der Kaiser eine Stunde spazieren, wobei er meist selber kutschierte. Um drei Uhr war ein einfaches Mahl, das eine Mundköchin für ihn bereitete, meist in einer halben Stunde beendigt — es galt dem Kaiser ja immer, Zeit zu gewinnen; er aß hastig; in der Stadt speiste er meist allein, nur im Augarten und in Laxenburg, wo er im Sommer wohnte, hatte er Gäste; auf der Reise speisten gewöhnlich seine Secretäre mit ihm. Der Kaiser trank nur Wasser, erst im Türkenkriege vermochten ihn die Ärzte, ein Glas Tokayer zu nehmen. Nach der Tafel liebte er in seinem Zimmer eine Stunde lang Musik, oft geigte er selber mit, er spielte ja mehrere Instrumente. Dann gab er Audienzen oder arbeitete wieder mit seinen Secretären. Um sieben Uhr gieng er ins Theater oder in Gesellschaft bis elf Uhr. Waren wichtige Depeschen eingetroffen, so arbeitete er oft noch stundenlang in die Nacht hinein. In der Nacht stand immer ein Reitpferd für ihn gesattelt, damit er bei einem Unglücke, einer Feuersbrunst, rasch Hilfe bringen könne. Der Kaiser schlief seit dem Tode seines Vaters nur auf einem Sacke mit Stroh von Mais gefüllt, darüber ward eine Hirschhaut und dann ein

Arbeitsamkeit.

Lebensweise.

[1]) Arneth, l. c. IX, S. 394.

Leintuch gebreitet. Sein Kopfkissen war mit Roßhaar gefüllt und mit Leder überzogen. War er auf Reisen, so legte er sich auf einen Bund Stroh, über den die Hirschhaut gezogen ward. Seine Kleidung war einfach, aber nett und reinlich. In seiner Jugend wurde er ungarisch gekleidet, als Mann trug er sich immer deutsch. An Galatagen trug er die Feldmarschalls-Uniform mit den Ordenssternen und Bändern. Ringe mochte er nicht: „dazu gehörten schöne Hände". In seinem Arbeitszimmer trug er meist einen dunkeln Frack; am besten stand ihm die grüne Uniform. Im Sommer war er viel auf Reisen, führte aber auch hier die Staatsgeschäfte fort. Seine Secretäre wurden oft müde, er nie; es gieng Tag und Nacht, bei jeder Witterung voran. Ob er etwas Warmes da finde, wo er übernachten musste, schien den Kaiser wenig zu kümmern.[1])

Kleidung,

Ziel, So lebte Joseph ganz nur den Geschäften seiner Regierung. Österreich so mächtig als möglich, seine Unterthanen so glücklich als möglich zu machen, war sein Ziel. Dabei hielt er es für seine Pflicht, die Einkünfte und Streitmittel des Staates so hoch als möglich zu steigern, damit er die Staatsgewalt in ihrem ganzen Umfange und ohne alle Beschränkung üben könne — zum Wohle der Gesammtheit.

wie erreichbar? Worin er dieses sah, zeigt die Antwort, die er 1784 der Stadt Ofen auf ihren Antrag gab, ihm eine Bildsäule zu errichten: „Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beste werden beigebracht sein, wenn jedermann in einem gleichen Maße das seinige zu den Bedürfnissen des Staates, zu dessen Sicherheit und Aufschwung beitragen wird, wenn Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geistlichkeit und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen, eine bündigere Justiz, Reichthum durch vermehrte Population und verbesserten Ackerbau, Erkenntnis der wahren Interessen des Herrn gegen seine Unterthanen und dieser gegen ihren Herrn, Industrie, Manufacturen und deren Vertrieb und Circulation aller Producte in der ganzen Monarchie werden eingeführt sein, wie ich es sicher hoffe, alsdann verdiene ich die Ehrensäule, nicht aber jetzt, wo die Stadt Ofen, durch Versetzung der höchsten Landesstelle dahin, einen höheren Zins ihrer Häuser erhält." —

Josephs II. Reformpläne.

Friedrich II. Als Friedrich II. die Kunde erhielt von Maria Theresias Hinscheiden, rief er: „Sie hat dem Throne und ihrem Geschlechte Ehre gemacht; ich habe sie bekriegt, aber bin niemals ihr Feind gewesen." — An sein Ministerium schrieb er: „Maria Theresia ist nicht mehr — eine neue Ordnung der Dinge beginnt." — Der König fürchtete die Vergrößerungspläne des Kaisers: man müsse vor den Entwürfen seines Ehrgeizes wachsam sein. An d'Alembert schrieb er von einem Congresse aller Souveräne Europas, den man versammeln sollte; er selber würde dabei in Frieden und Eintracht leben, doch die „Aber" würden in dieser Beziehung nicht enden.

[1]) Johann Pezzl, Charakteristik Josephs II., S. 202—206, 211—213, 228, 231.

Doch der durch die Rücksichten für seine Mutter vielfach zurückgehaltene Thätigkeitstrieb des Kaisers zeigte sich zunächst in dem, was er Reformen in der Religion nannte.

Was Joseph in kirchlicher Beziehung anstrebte, ist in dem vielgerühmten Schreiben an den Cardinal Hrzan ausgedrückt:

Brief an Hrzan.

„Herr Cardinal! Seitdem ich den Thron bestieg und das erste Diadem der Welt trage, habe ich die Philosophie zur Gesetzgeberin meines Reiches gemacht. Infolge ihrer Logik wird Österreich eine andere Gestalt erhalten, das Ansehen der Ulemas eingeschränkt und die Majestätsrechte in ihr erstes Ansehen wieder kommen. Es ist nothwendig, dass ich gewisse Dinge aus dem Gebiete der Religion, die nie dahin gehört haben, entferne. Da ich den Aberglauben und die Sadducäer verachte, so will ich mein Volk davon befreien. In dieser Absicht werde ich die Mönche verabschieden, die Klöster derselben aufheben, und sie den Bischöfen ihres Bezirkes unterwerfen. In Rom werden sie das für Eingriffe in die Rechte Gottes erklären, ich weiß; man wird: ‚Die Herrlichkeit Israels ist gefallen!' laut ausrufen und darüber Klage führen, dass ich dem Volke seine Tribunen wegnehme, und zwischen den Begriffen Dogma und Philosophie eine Grenzlinie ziehe, noch mehr aber erbost werden, wenn ich alles das unternehme, ohne dass ich hierüber die Gutheißung von dem Knechte der Knechte Gottes habe. Wir haben diesen Dingen den Verfall des menschlichen Geistes zu verdanken. Nie wird es ein Diener des Altares zugeben wollen, dass ihn der Staat dahin weiset, wohin er eigentlich gehört, wenn er ihm keine andere Beschäftigung, als das Evangelium allein lässt und wenn er es durch Gesetze verhindert, dass die Kinder Levi mit dem Menschenverstande kein Monopolium treiben. Die Grundsätze des Monachismus von Pachomius an bis auf unsere Zeit sind dem Lichte der Vernunft gerade entgegengesetzt gewesen; sie kommen von der Hochschätzung ihrer Stifter bis zur Anbetung selbst, so dass wir in ihnen die Israeliten wieder aufleben sahen, welche gegen Bethel giengen, um goldene Kälber anzubeten. Diese unechten Begriffe von der Religion verbreiteten sich auf den gemeinen Mann; er kannte Gott nicht mehr und hoffte alles von seinen Heiligen. Die Bischöfe, die ich wieder in ihre Rechte einsetzen werde, müssen die Denkungsart des Volkes zum Theil mit umschaffen; ich werde dem gemeinen Manne statt des Mönches den Priester, für die Romane der canonisierten Leute das Evangelium predigen lassen. Ich werde dafür Sorge tragen, dass das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichte, dauerhaft bleibe. Die Generalseminarien sind Pflanzschulen für meine Priester; die Seelsorger, die darin gebildet werden, bringen einen geläuterten Geist mit in die Welt und theilen ihn durch einen weisen Unterricht dem Volke zu. So werden nach einem Zeitraume von Jahrhunderten Christen sein; so werden, wenn ich meinen Plan vollbracht, die Völker meines Reiches genauer die Pflichten kennen, die sie Gott, dem Vaterlande und ihren Nebenmenschen schuldig sind; so werden uns noch die Engel segnen, dass wir sie von dem übermächtigen Rom befreit, die Priester in die Grenzen ihrer Pflichten zurückgewiesen, und ihr Dortsein dem Herrn, ihr Dasein aber dem Lande allein unterworfen haben. — Wien, im October 1781. — Joseph."

Fälschung.

Dieses Schreiben wird von so vielen, welche des Kaisers Leben darstellen, wortgetreu angeführt und so mannigfach gerühmt, dass ein Aufsatz über Joseph II. für mangelhaft gilt, der es nicht, in seinen Hauptsätzen wenigstens, wiederholt. Es ist aber dennoch unecht, ebenso gefälscht wie das Schreiben,

welches der Kaiser in gleichem Sinne an den Erzbischof von Salzburg erlassen haben soll. Einmal findet sich dieses Schreiben nur in einer Sammlung von Fälschungen.[1]) Dann pflegte Joseph II. überhaupt nicht so declamatorisch zu schreiben, er ist gewohnt zu befehlen und seine Briefe bestimmt zu datieren. Drittens findet sich von Briefen dieser Sammlung, weder im Original noch in Copien, nichts vor im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv, stehen vielmehr mit echten Briefen in schreiendem Widerspruche und wiederholen oft lächerlichen Unsinn. Endlich brauchte diese Tendenz Hrzan nicht erst angekündet zu werden, denn er stachelte längst selber dazu an, er war eine Bedientenseele, der immer dem Herrn nach dem Wunsche redete und berichtete. Josephs Übergriffe auf kirchlichem Gebiete fallen zur Hälfte ihm zur Last. Er, der Priester, versicherte stets, dass ihm der Dienst des Hofes das erste sei, dem jede andere Rücksicht weichen müsse. Joseph II. zollte ihm keine Achtung und behandelte ihn als brauchbaren Spion. Sonst war Hrzan ein feingebildeter Mann mit angenehmen Formen, mehr Diplomat als Mann der Kirche.[2]) — Obiges Schreiben, erst nach Josephs Tod entstanden, schildert jedoch nachträglich, was er anstrebte. — Hrzan.

Papst Pius VI.

In der katholischen Kirche finden Reformen von tiefgreifender Art nur im Einvernehmen mit dem Papste statt. Unter Maria Theresia waren manche Neuerungen eingeführt worden, aber nur nach vorausgehender Einverständigung mit dem Oberhaupte der Kirche.

In allen wichtigen Anlässen zeigte sich die Kaiserin als eine fromme Tochter ihrer Kirche, und so auch nach der Wahl des neuen Papstes, von der sie abends bei einem großen Feste in der Burg Nachricht erhielt und die sie den Gesandten der katholischen Mächte freudestrahlend mittheilte mit den Worten, die Wahl sei auf einen Mann gefallen, der all die seltenen Eigenschaften besitze, welche sein Amt in so schwierigen Zeitverhältnissen erfordere. Pius VI.

Es war Pius VI., der nach langen Berathungen alle Stimmen auf sich vereinte. — Das Conclave, schon am 5. October 1774 eröffnet, kam erst am 14. Februar 1775 zum Schlusse und leistete das heilige Collegium dem Cardinal Braschi die erste Huldigung. Die Parteien unter den Wählern waren die der Zelanti und die der Höfe. An Braschi hatte am Anfange niemand gedacht, dennoch gieng er aus der Urne hervor. Der Cardinal Bernis meldete über den Erwählten: „Man hat allgemein eine günstige Meinung von ihm und einstimmig gesteht man ihm Einsicht, Frömmigkeit und eine nie sich verleugnende strenge Recht- Bernis.

[1]) „Neugesammelte Briefe von Joseph II., Kaiser der Deutschen. Constantinopel, gedruckt in der geheimen Hofbuchdruckerei." Dieselben Briefe erschienen dann 1821 in Leipzig als „Briefe von Joseph II., als charakteristische Beiträge zur Lebens- und Staatsgeschichte dieses unvergesslichen Selbstherrschers" mit dem Beisatze: „Bis jetzt ungedruckt." 1846 kamen diese erfundenen Briefe bereits in dritter Auflage heraus.

[2]) Es ist ein Verdienst Sebastian Brunners, auf die Berichte Hrzans als wichtige Quelle für die Geschichte Josephs aufmerksam gemacht („Theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II. Wien 1868") und das declamatorische Schreiben als ein Falsificat nachgewiesen zu haben.

schaffenheit zu. Als junger Mann verdiente er die Achtung Benedicts XIV. und dieser aufgeklärte Papst eröffnete ihm die Bahn zu hohen Würden. Unter Clemens XIII. konnte man ihn selbst als ausgezeichneten Günstling des Papstes keines Schrittes zeihen, der ihn des Fanatismus verdächtig gemacht hätte. Unter Clemens XIV., der ihn zum Cardinal erhob, aber durch Übelgesinnte gegen ihn eingenommen wurde, trug er sein Missgeschick still und schien sich nur der empfangenen Wohlthaten zu erinnern. Mit Gleichmuth sah er im Anfange des Conclave den Plan seiner Wahl ebenso schnell zerstört, als gemacht; kurz, sein ganzes Betragen zeigt ihn als einen ehrlichen Mann voll Muth, Festigkeit, Klugheit und Mäßigung." — „Ihre Wahl ist für mich unglückselig", sagte Braschi, als die Cardinäle ihm die erste Huldigung leisteten. Die späteren Ereignisse ließen dieses Wort wie prophetisch erscheinen; damals ahnte niemand das Schicksal, das seiner wartete. Viele fanden nur eine üble Vorbedeutung, als er den Namen des sechsten Pius wählte, denn ein Sextus Tarquinius sei durch seine That schuld an der Vertreibung der Könige aus Rom; Alexander VI. sei das Schreckbild der Päpste; mit Urban VI. habe das große Schisma begonnen. Charakter Pius' VI.

Das Volk war entzückt beim Anblicke des neuen Papstes, der, ein bildschöner und immer sittenreiner Mann, die Züge seiner Jugendblüte noch im vierundsechzigsten Jahre im Antlitz trug. Als er zum erstenmale im strahlenden Glanze seiner Würde durch die Straßen getragen wurde, da war ein Jubel der Frauen! „Quanto è bello!" rief die eine. — „Tanto è bello, quanto è santo!" [1]) antwortete die andere. Nie hat ein Papst sich schöner zu repräsentieren verstanden. Es war unmöglich, ohne innere Bewegung ihn seine hochpriesterliche Würde bekleiden zu sehen. Das Volk warf sich bei seinem Anblicke wie niedergedonnert zur Erde und schlug sich an die Brust und folgte seiner Erscheinung wie der eines Gottes — mit entzückten Blicken. Pius VI. blieb aber bei allem Beifalle, der ihn umbrauste, bescheiden, menschenfreundlich, arbeitsam und mäßig. Selbst Protestanten schwärmten für ihn. Friedrich II., dem sonst alles Katholische zuwider war, beklagte einmal, dass einen so wohlwollenden Papst, wie Pius VI., Demüthigungen treffen müssten. Durch die Nachgiebigkeit Clemens XIV. waren die Höfe anmaßend geworden und die Stellung des Papstes ward ihren Gesandten gegenüber, die ihn hofmeistern wollten, ungemein schwierig; schrieb doch Bernis 1777 an seine Regierung: „Immer bewache ich ihn wie ein Kind von sonst vortrefflichen Anlagen, aber von so großer Lebhaftigkeit, dass es sich zum Fenster hinausstürzen würde, wenn man es aus den Augen ließe." — Aber Pius VI. zog durch seine Frömmigkeit und Ausdauer und den unerschütterlichen Glauben an seine Sache zuletzt auch seine Aufpasser auf seine Seite und wandelte sie in seine Vertheidiger um. [2]) Schönheit.

Neben frommem Eifer zierte ihn auch Sinn für die Kunst. Er hat im Museum Pio Clementinum die antiken Statuen zu einer der merkwürdigsten Sammlungen im Vaticau vereinigt und 1783 die schönsten dieser Antiken in Kupfer stechen lassen, zu denen der gelehrte Visconti treffliche Erklärungen, glänzend durch Geschmack und Wissen, schrieb. Nicht minder eifrig war er für die vaticanische Bibliothek. Eine Reise in die Pontinischen Sümpfe Kunstsinn. Antiken.

[1]) „Wie schön er ist!" — „Er ist ebenso schön, als heilig." — Bourgoing, Pius VI. Hamburg 1800. S. 12—36.

[2]) Arneth, l. c. IX, S. 125—136. — St.-Priest, l. c. p. 316—319.

brachte ihn auf den Gedanken, dieselben austrocknen zu lassen, und für dieses wohlgemeinte und schöngedachte Unternehmen hat er seinen Schatz erschöpft.

Pontinische Sümpfe.

Bekanntlich fangen die Pontinischen Sümpfe bei dem asturischen Hafen an, wo einst Cicero enthauptet und Konradin gefangen genommen wurde, und erstrecken sich längs der Küste bis Terracina und der neapolitanischen Grenze. Die Appische Straße zieht mitten durch sie hindurch. Das Austreten zweier Flüsse hat die Versumpfung bewirkt, wie das Herabrieseln vieler Bäche von den Höhen des Apennin. Das Wasser kann auf keiner Seite abfließen und bedeckt eine große Ebene. Fieberluft erzeugt sich, die für die Bewohner tödtlich wird. Es ist das alte Land der Volsker. Dreiundzwanzig Städte standen einst hier und das blühende Land war eine der ersten Kornkammern Italiens. Jetzt ist hier nur Sumpf und Schilf, übrigens seit langem her: schon anderthalb Jahrhunderte nach der Erbauung der Appischen Straße unternahm der Consul Cornelius Cethegus die Austrocknung dieser Sümpfe, doch vergebens; dann wollte sich Julius Cäsar an diese Arbeit machen, aber die Dolche der Verschworenen schafften ihn aus der Reihe der Lebenden. Augustus ließ dann längs der Appischen Straße einen Canal graben, um das Wasser abzuleiten; Horaz befuhr ihn mit Mäcenas und beschrieb diese Fahrt mit Laune in seinen Satiren. Auch Trajan war thätig, diese kranke Gegend gesund und fruchtbar zu machen; dann der ostgothische König Theoderich, dessen Minister die unbeschränkte Gewalt dieses Wassers ein Meer nennt, welches das weite Land beherrsche und schöne Fruchtfelder in eine Wüste verwandle. Auch mehrere Päpste haben sich an dem Unternehmen versucht, zuletzt Pius VI.: er zog holländische Künstler zurathe; er ließ durch einen geschickten Feldmesser die ganze Gegend aufnehmen; er verschaffte dem Wasser an mehreren Stellen Abfluss. October 1778 war schon eine bedeutende Strecke wasserfrei und wurde zum Ackerbau geeignet; da kam aber das regnerische Jahr 1779 und verschlang die aufgewendeten Summen. Pius VI. jedoch war unermüdlich: er bereiste 1780 die Gegend wieder und befahl, noch einen Canal zu graben. Das Unternehmen schien diesmal zu gelingen. Der boshafte Tanucci sprach, um den Papst zu ärgern, für das Königreich Neapel den größten Theil der Pontinischen Sümpfe an, hat aber nie das Geringste für das edle Unternehmen geleistet. Wieder kam ein Regen und bald darauf die Nachricht an den Papst, die versteckten Quellen würden nie versiegen; die Gegend werde ein Sumpf bleiben, denn der Boden sei entschieden niedriger als die Meeresfläche. Der Papst blieb beharrlich; er drängte zu rascherer Arbeit, aber vergebens. Die Schätze waren verschwunden und Pius hatte zuletzt nur Spöttereien anzuhören. Nach so vielen Mühen und Sorgen blieb nur ein kleiner Theil des Landes gerettet. Wenn man bezeichnen wollte, man habe Summen zum Fenster hinausgeworfen, so sagte man damals: „Dieses Geld ist nach den Pontinischen Sümpfen gebracht." Doch über den Misserfolg dürfen wir die gute Absicht des Mannes nicht verkennen.

Cethegus. Julius Cäsar. Augustus. Pius VI. Tanucci.

So war der Papst, mit dem Kaiser Joseph über seine kirchlichen Reformpläne sich hätte verständigen sollen. —

Josephs II. eigenwilliges Vorgehen und religiöse Reformen.

Der Verkehr mit Rom untersagt.

Die erste Verordnung unterband den Verkehr der Bischöfe und anderer geistlicher Oberen mit dem Papste: 26. März 1781 wurde ihnen verboten, päpstliche Bullen, Breven oder Erlässe, sowie Verordnungen von

anderen geistlichen Oberen außerhalb des Landes anzunehmen, sie mögen in was immer für einer Form abgefasst sein, sie mögen dogmatische, kirchliche oder Gegenstände der Disciplin betreffen, ohne die Genehmigung der Landesregierung, das sogenannte Placetum regium, einzuholen.[1]) — Eine Verordnung vom 14. April 1781[2]) hob die Giltigkeit der vom Papste ertheilten Vollmacht zu dispensieren und absolvieren in den dem Papste vorbehaltenen Fällen auf, „da dies schon gegen die eigenen Rechte der Bischöfe an und für sich verstoße"; sie beruhten auf einer an und für sich falschen Voraussetzung und dürften darum nicht geduldet werden. Die Bullen „In Coena Domini" und Unigenitus zählen diese und andere päpstliche Rechte auf. Deshalb ergieng 4. Mai 1781 ein Hofdecret,[3]) die Bulle „In Coena Domini" solle aus den Ritualen vertilgt und ausgerissen, zu dessen Bewerkstelligung sollen im ganzen Lande alle in was immer für Händen befindlichen Exemplare der Landesstelle eingeliefert werden, und wer sodann ein solches uneingeliefertes Ritual nach Verlauf zweier Monate zurückbehalten zu haben betreten würde, der solle für jedes Exemplar mit fünfzig Gulden für den Religionsfonds unnachsichtlich bestraft werden. — Am 4. Mai wurde die Bulle „Unigenitus" verboten, sie solle als gar nicht existierend angesehen werden, es solle nicht dafür, nicht dagegen in den Erbländern gelehrt, geschrieben und gedruckt werden. Die Behörden sind gemahnt, bei schwerer Verantwortung sich nicht die geringste Nachsicht und Saumseligkeit zuschulden kommen zu lassen.[4]) — Zugleich wird den Geistlichen das Lesen aller Bücher erlaubt, welche von der kaiserlichen Censur gutgeheißen sind. Übrigens solle der genaueste Gehorsam und Unterwürfigkeit aller Geistlichen gegen ihre Bischöfe gehandhabt werden. Ein Hofdecret vom 4. September 1781 gab den Bischöfen aus landesfürstlicher Macht den Auftrag, „dass sie in Ehesachen, solange nicht nach dem göttlichen oder Naturrecht ein Hindernis obwalte — in allen übrigen canonischen Hindernissen gegen eine mäßige Taxe für ihre Kanzleien die betreffenden Personen, ohne eine päpstliche Dispensation zu erwarten, bei vorhandenen Beweggründen aus eigenem Rechte von nun an dispensieren sollen, weil einem Staate ungemein viel daran gelegen ist, dass die Bischöfe die von Gott ihnen verliehene Amtsgewalt gebrauchen."[5]) — Eine Verordnung von 26. October 1781 wies die Bischöfe an,[6]) auch von den geheimen Hindernissen zu dispensieren, da keine Ursache vorhanden sei, dass in dergleichen, immer einige Unkosten nach sich ziehenden Fällen, die bisher üblich gewesene Einholung der Dispensation von der Poenitentiaria zu Rom gestattet werden solle. Eine Verordnung vom 26. März 1782 hob alle bisherigen Recurse nach Rom auf.[7])

Placetum regium.

In coena Domini.

Unigenitus.

Erlaubte Bücher.

Ehehindernisse.

Keine Recurse mehr nach Rom.

Jeder Bischof musste vor seiner Bestätigung dem Papste einen Eid der Treue schwören. Eine Verordnung vom 1. October 1781 gebot den Bischöfen hinsichtlich der Literae apostolicae, welchen jedesmal die Eidesformel beigeschlossen war, die Genehmigung der Landesregierung einzuholen, „um zu verhüten, dass der dem Papste zu leistende Eid den Souveränitätsrechten und den Pflichten eines

Eid der Bischöfe.

[1]) Patent vom 26. März 1781. Abgedruckt im „Handbuch aller unter der Regierung des Kaisers Josephs II. für die Erbländer ergangenen Verordnungen und Gesetze in einer systematischen Verbindung. Wien 1785." Bd. II, S. 106—108.
[2]) Handbuch II, S. 100.
[3]) Ibid. II, S 99.
[4]) Ibid. II, S. 101.
[5]) Ibid. II, S. 142.
[6]) Ibid. II, S. 143.
[7]) Ibid. II, S. 143—144

Eid der Bischöfe.

Unterthanes nicht widerstreite." — Ein Hofdecret vom 16. December 1782 setzte dagegen den Eid fest, den die Bischöfe der Regierung zu schwören hätten: dass sie lebenslang getreu und unterthänig sein, dass sie das Beste des Staates und ihres Dienstes nach allen Kräften befördern, dass sie keinen Zusammenkünften, Unternehmungen oder Anschlägen beiwohnen wollten, welche zum Nachtheile des einen oder des anderen gereichen könnten, dass sie vielmehr, wofern etwas dieser Art zu ihrer Kenntnis gelangen sollte, es dem Kaiser ungesäumt eröffnen würden. Der Eid schließt mit der Versicherung: „So wahr mir Gott helfe und die heiligen Evangelien, die ich hier berühre." [1]) — Auch Ehren und Würden sollten kein Band mehr sein, das die Geistlichen an Rom fesste.

Päpstliche Titel und Ehrenämter.

Eine Forderung vom 21. August 1781 besagte:[2]) „Von nun an solle kein Titel eines Hausprälaten, eines apostolischen Protonotars, eines Bischofs in partibus infidelium, der kein eigentliches Bisthum hat, oder sonst eine bloße Würde derart bei dem päpstlichen Stuhle angesucht, noch für eine solche Verleihung die Genehmigung der Regierung ertheilt werden, wenn nicht der mit einer solchen Würde Bekleidete vorher die landesfürstliche Erlaubnis, darum anzusuchen, erhalten und zugleich ein ausführliches Verzeichnis der diesfälligen Kosten zu Rom beigelegt hat. Alle solche Verleihungen sind daher platterdings abzuweisen, alle Handlungen solcher Beamten sind ungiltig."

Collegium Germanicum.

Nicht minder bedeutsam war, dass am 12. October 1781 der Besuch des Collegium Germanicum allen Österreichern ohne Ausnahme verboten wurde. Gegründet von den Jesuiten zur Heranbildung des deutschen und ungarischen Adels für den Priesterstand, von Ferdinand II. mit dem Vorrechte begünstigt, ein Doctorat, dort erlangt, befähige zu allen Kirchenwürden, vom Adel Deutschlands, Österreichs und Ungarns zahlreich besucht, wurde es eine Pflanzschule von Bischöfen und anderen hohen Würdenträgern. Diese Anstalt erschien Joseph für seine Staaten darum gefährlich, weil die jungen Männer hier vom Geiste der Anhänglichkeit an Rom angesteckt würden. Darum befahl ein Hofdecret vom 12. December 1781:[3]) da ohnehin überhaupt schon die Unterrichtung der Jugend außer den Erbländern verboten sei, so könne die fernere Versendung erbländischer Unterthanen in das Collegium Germanicum umsoweniger mehr gestattet werden, als der Kaiser eben im Begriffe sei, in seinen italienischen Staaten eine solche Einrichtung zu machen, in deren Folge auch arme erbländische Unterthanen die nämliche unentgeltliche Erziehung daselbst erhalten, welche ihnen bisher in Rom ertheilt worden ist.

Was für Priester der Kaiser will.

Die Zöglinge sollten „zu guten Geistlichen herangebildet und wohl unterrichtet werden, damit sie zum Vortheil des Staates das Christenthum in Deutschland und Ungarn besorgen". [4]) Der Kaiser gibt übrigens einige gute Anordnungen. Ihre erste Übung solle die reine Meinung sein; jeder solle

[1]) Handbuch, II, S. 97.
[2]) Ibid. II, S. 104—105.
[3]) Ibid. II, S. 23.
[4]) Gesetze des ungarischen-deutschen Collegiums. — Handbuch, II, S. 24-32.

sich die Wahrheit tief ins Herz prägen, dass all seine Handlungen endlich auf den Nutzen der Kirche und das gemeine Beste abzwecken müssen. Joseph II. ordnet den Besuch der heiligen Messe in der Frühe und gemeinsames Abendgebet an; er empfiehlt das Lesen eines geistlichen Buches, namentlich des Neuen Testamentes, vor dem Morgengottesdienste und räth abends eine genaue Gewissenserforschung, am wenigsten einmal des Monats sollen die Studierenden das heilige Abendmahl empfangen. Der Beichtvater soll ein gottesfürchtiger und gelehrter Mann sein, der im Collegium wohne. Keinem soll aber gestattet sein, auswärts einen Beichtvater zu suchen. Jeder soll ein geistliches Buch sich zur besonderen Lectüre auswählen, wie etwa die „Sittenlehre des heiligen Basilius" oder die „Bekenntnisse des heiligen Augustin". Die Jünglinge sollen früh angehalten werden, gut und mit Würde zu predigen. Sie sollen sich mit jenem Ernst, jener Eingezogenheit, Klugheit und Sanftmuth, und jenen sowohl christlichen als geselligen Tugenden schmücken, durch welche sie jedermann nützen und das Christenthum mit mehr Frucht befördern.[1]) Sie sollen alle gleich gehalten sein sowohl am Tisch, wie im Bett, in Kleidung, in Zimmergeräth. Vaterland, Vermögen, Geschlecht sollen gar keinen Unterschied unter ihnen bilden. Jeder soll sein eigenes Zimmer haben, alles soll reinlich sein; bei den Erholungen werden gymnastische Übungen empfohlen „zur Erhaltung der Leibeskräfte und Munterkeit der Seele". — In dem Lesezimmer sollen gute politische, gelehrte und geistliche Zeitschriften aufliegen. Der Kaiser ordnet ein Gebet vor und nach dem Essen an. Der Aufenthalt in der Anstalt währt sieben Jahre, zwei für Philosophie, fünf für Theologie. Die Studenten sollen orientalische und hebräische, namentlich auch die griechische Sprache in dieser Zeit lernen, denn diese Sprachen seien sehr dienlich, die Heilige Schrift und die Werke der Kirchenväter zu verstehen; dabei sollen sie noch das Naturrecht und das Staatsrecht kennen lernen, in der feinen Literatur und der Naturgeschichte nicht unbewandert bleiben, Vorlesungen über Chemie, Botanik, Ackerbau, Mathematik anhören und in der Diplomatik oder dem Lesen der Urkunden geübt werden. Zweimal in der Woche sollen Disputationen stattfinden. Dabei wird aber vor „scholastischem Getös, vor spitzigen Trugschlüssen, vor Händeln und schimpflichen Trugschlüssen" gewarnt. Bei den Prüfungen soll alles deutlich und klar sein und auf die Reinheit des alten Glaubens besonders abgesehen werden. Sie sollen die katholische Glaubenslehre genau kennen und auch die Punkte wissen, worin die verschiedenen Religionsbekenntnisse voneinander abweichen. Dabei soll man ihnen aber Gelindigkeit und Liebe empfehlen und vor dem theologischen Hasse warnen, welcher die Gemüther der Gegner nur noch mehr von uns entfernt und erbittert. „Unterrichtet von dem Wesen der wahren christlichen Toleranz, werden sie Wahrheit und Irrthum nicht gleich schätzen, aber doch Frieden mit den Glaubensgegnern haben, sie mit Gefälligkeit lieben und, kömmt es wirklich einmal zu einem Streite mit ihnen, nicht wie Feinde, sondern friedvoll wie Freunde mit ihnen handeln, und ihre Fehler bestreiten, ohne die Person zu beleidigen, da dieses allein die Art ist, womit man ganz ohne Nachtheil der reinen Lehre jene Scheidewand, die uns trennt, wegräumen und sie nach dem Wunsche eines jeden rechtschaffenen Mannes mit uns vereinigen kann." — Das Regierungsblatt bezeichnet sogar die Werke, welche die Studierenden besonders eifrig lesen

Sprachstudien.

Toleranz.

[1]) Wie die geistlichen Studien der Zöglinge dieses Collegiums sollen eingerichtet sein. — Handbuch, II, S. 32.

sollten, unter den Kirchenvätern: Cyprian, Augustin, Fulgentius; unter den Neueren: Bossuet, Tillemont, Mabillon, überhaupt die Werke der Congregation von Saint-Maur, aber auch die Schriften van Espens.

Diese Verordnung ist darum wichtig, weil sie zeigt, was der Kaiser selber für einen Clerus haben wollte. Eine Verordnung von 1782 beschränkt die Wirksamkeit des Clerus rein auf Kirchensachen: die Nachfolger der Apostel hätten nicht mehr Autorität, nicht mehr Recht als die Apostel selber; diesen Pflichten der Priester. habe aber Christus nur geistliche Verrichtungen aufgetragen, nämlich 1. die Predigt des Evangeliums; 2. die Sorge für den Gottesdienst; 3. die Verwaltung der Sacramente, insoferne sie geistlich sind; 4. die Sorge für die Zucht seiner Kirche; mit Ausnahme dieser vier Gegenstände gebe es also keine Autorität, keine Vorzüge, keine Privilegien, noch irgend ein Recht, welches die Geistlichkeit dem freien Willen der Fürsten nicht unterwürfig mache. — Damit brach also der Kaiser ganz mit dem historischen Rechte.

Mönche. Mönche mochte er keine; das Mönchthum erschien ihm unvernünftig, unnütz und staatsgefährlich.[1])

Er nannte die Mönche Fakire und war entschlossen, ihrem Bestande ein Ende zu machen, da sie, ein todtliegendes Capital, nicht producierten, sondern nur consumierten. Die Raschheit, mit der er auf das ganze Ordenswesen kurz nach seiner Thronbesteigung losschlug, zeigt, dass die Sache längst berathen und beschlossen war. Nüchternen Verstandes und alles nach damaligen Ansichten berechnend, hatte der Kaiser keine Idee von der Bedeutung contemplativer Orden, auch keine wahre Kenntnis der Geschichte; denn nur so konnte er behaupten, die geistlichen Orden seien unter keiner anderen Bedingung in Österreich aufgenommen worden, als dass sie dem Weltpriesterstand in der Seelsorge aushelfen und sich zum geistlichen Beistand für das Volk gebrauchen lassen würden. Der Kaiser war demnach entschlossen, die Mönche zur Auswanderung zu zwingen oder die „beschaulichen Männer" in „wirkende Bürger" umzuschaffen.

Zahl der Klöster, Es gab damals sehr viele Klöster in Österreich — ein Beweis für den frommen Sinn der Bevölkerung; man zählte beim Tode Maria Thereſias deren 2067. Die Zahl der Mönche und Nonnen wird verschieden angegeben: sie ist nicht genau bekannt. Zählt man 15 Köpfe im Durchschnitte auf ein Kloster, so ist die Zahl der Mönche und Nonnen ungefähr 31.000; zählt man 30 Köpfe auf ein Kloster, so steigt die Anzahl der Mönche und Nonnen auf 62.000. Ebensowenig ist genau ihr Vermögen. festzustellen, wie hoch sich das Gesammtvermögen dieser Klöster belief; es war groß, desungeachtet ist es gewiss, dass Joseph den Bestand desselben überschätzte, und dass die Einziehung der Klöster bei weitem das nicht eintrug, was er erwartete — einmal, weil er das Vermögen überschätzt hatte, und dann, weil maßlose Veruntreuungen und Verschleuderungen beim Verkaufe der Kirchengüter und der Habseligkeiten der Mönche vorkamen. Auch wurde vieles zu einem Spottpreise losgeschlagen, da treue Katholiken nicht kaufen wollten.

[1]) Hrzan, statt dem Kaiser Vorstellungen zu machen, stachelte ihn, noch rascher vorzugehen. Vergl. Brunner, Theologische Dienerschaft.

Der erste Schlag gegen die Klöster war die Verordnung vom 24. März 1781,[1]) welcher ihnen jeden Verkehr mit Rom, mit ihren Ordensgeneralen und mit den Klöstern ihres Ordens im Auslande verbot, unter welchem Namen immer solch ein Verkehr stattfinden würde: solche Verbindungen seien bedenklich. Auch dürften sie kein Generalcapitel, noch andere Versammlungen außer Österreich beschicken, noch auch Visitatoren aus fremden Staaten annehmen. Kein Ausländer dürfe in des Kaisers Staaten ein Ordensoberer sein, nur ein Landeskind. Auch seien fortan die Provincialcapitel nur von solchen abzuhalten. Reisen nach Rom oder in auswärtige Staaten seien den Ordensmitgliedern verboten. Den Ordensgeneralen in Rom wurde erklärt, dass ihre Briefe uneröffnet zurückgesendet werden würden. Edict vom 24. März 1781.

Verbindung mit dem ganzen Orden ist gleichsam Lebensluft für die Mönche eines Klosters, ebenso die Verbindung mit dem Oberhaupte der Kirche. Indem Joseph all das verbot, legte er das gesammte Ordenswesen lahm, schädigte er den Lebensnerv. Die Nessel, die recht sengen soll, muss früh sengen, und wer ein guter Mönch werden will, muss es schon in seiner Jugend werden. Das Concil von Trient bestimmte das sechzehnte Jahr als das der Reife für den Entschluss, das Mönchsgelübde abzulegen; Joseph dagegen bestimmte hiefür das vierundzwanzigste Jahr, und dass, wer ein Mönch werden wolle, zuerst in einem Clerical-Seminar studiert haben müsse. Das Band der Einheit und der brüderlichen Liebe, durch welches jeder Mönch mit seinem Orden verbunden sein soll, war damit durchrissen. Abgekühlt, unbotmäßig, oft verderbt kamen die jungen Mönche in ihr Kloster zurück, um sich zu Mönchen weihen zu lassen. Die Orden gelähmt.

Der zweite Schlag war die Einziehung aller Klöster, welche nur ein beschauliches Leben führten.[2])

---

[1]) Handbuch, II, S. 73.

[2]) Sebastian Brunner, der diese Klosteraufhebung zu einem besonderen Gegenstande seiner Studien gemacht hat, spricht in seiner „Geschichte Kaiser Josephs II." darüber also das Endurtheil:

„Man hat sich während der Aufklärungsperiode bemüht, den Klöstern alles mögliche Üble nachzusagen. Wir wollen nicht in Abrede stellen, dass es zu viel Klöster gab, und dass für die Seelsorge des Landvolkes zu wenig Bedacht genommen wurde. War nun hier eine Ausgleichung nothwendig, so hätte diese durch beide Factoren, Kirche und Staat, und zwar in einer Weise geschehen sollen, dass auch der damalige, rechtmäßige Besitzer, wie nicht weniger der Stifter, welche diese Anstalt testamentarisch gegründet hatten, und der Stiftbriefe, in welchen dieselben ihren Willen für die Nachwelt niederlegten, gedacht worden wäre. Von all dem geschah nichts; den Forderungen der Gerechtigkeit und Billigkeit wurde keine Rechnung getragen. Das Vorgehen war einseitig, gewaltsam, rücksichtslos und mitunter sogar grausam. Das ist ungeschminkte Wahrheit, welche durch actenmäßig constatierte Thatsachen durchwegs erhärtet werden kann und hier theilweise auch gezeigt werden wird.

„Die Klöster sind eine wesentliche Unterstützung für die begabteren Söhne des Landvolkes gewesen. Auch außerdem waren diesen Klöstern die mannigfaltigsten Verpflichtungen bezugs Seelsorge und Schule auferlegt, und sie sind denselben bis zu ihrer gewaltsamen Unterdrückung in der Regel getreu und gewissenhaft nachgekommen. Es ist wahr, der Kaiser wollte das aus dem Verkauf der Klostergüter gewonnene Geld nicht für sich auf eigennützige Zwecke verwenden; dasselbe wurde in einem Fond concentriert und dem größten Theile nach in das Staatsschulden-Papiergeld umgewandelt. In dieser traurigen Weise aber musste

Aufhebung der beschaulichen Klöster.

„Alle Ordenshäuser", sagt das Hofrescript vom 30. October 1781 und jenes vom 20. December 1780, „welche weder Schule halten, noch predigen, noch den Beichtstuhl versehen, noch den Sterbenden beistehen, noch sonst in Studien sich hervorthun, alle Karthäuser, Camaldulenser, Eremiten und alle weiblichen Orden der Karmeliterinnen, Kapuzinerinnen und dergleichen, alle diese sollen von nun an allgemein in meinen Staaten aufgehoben sein. — Jene, welche Profess noch nicht abgelegt haben," heißt es weiter, „sollen 150 Gulden nach Anmeldung ein- für allemal beziehen, wenn sie das Kloster verlassen, können aber ihr Eigen-

Los der Mönche und Nonnen.

---

der wirkliche, liegende, reale Besitz durch die Verschleuderung desselben fast zur Hälfte geschädigt werden, während das noch übrige in der alles absorbierenden Sandwüste moderner Finanzwirtschaft verronnen und vertrocknet ist. Staat und Volk haben aus diesem Gebaren keinen Gewinn gezogen, denn die früher aus dem liegenden Kirchengute bestrittenen Verbindlichkeiten in Seelsorge, Schule und Armenpflege wurden nun großentheils dem Volke als neue Steuerbürden auf die Schultern gelegt. So wuchsen auf der einen Seite die Abgaben und verminderten sich auf der anderen Seite die Klosterschulen, welche arme Knaben aus dem Volke, als Chor- und Kirchensänger, und einzelne dieser für die Facultät-Studien vorbereiteten, und andere aus ihnen wieder in je eigener Communität, Lebensbestimmung und Lebensunterhalt verschafften; nun aber war der Hoffnungsstrahl für Väter und Mütter, welche ihre talentvollen Söhne den Studien zuwenden wollten, verschwunden. Die Frauenklöster hinwiederum waren Zufluchtsstätten für die Töchter des armen, ehrbaren Volkes; die Familien, von denen eine Tochter ins Kloster kam, fühlten sich nicht nur geehrt, sondern auch befriedigt. Man hörte gewöhnlich die christlichen Eltern sagen: ‚Die (Tochter) ist im Kloster und mit Leib und Seele versorgt, was wird aber aus der und der werden; sie hat geheiratet, da muss man nun erst warten, was ihr noch alles bevorsteht.' Die Klöster waren auch Zufluchtstätten für die Armen und Hungernden im allgemeinen. An einer Klosterpforte ist keiner ungesättigt davon geschickt worden. Das wird auch jetzt noch bei den bemittelten und auch bei den armen Klöstern auf dem Lande eingehalten. Jetzt gibt es in Österreich tageweit keine Klöster mehr, während die Anzahl der Bettler und Strolche, trotz aller kostspieligen Landpolizei immer mehr im Zunehmen begriffen ist und der Unterhalt dieser Gesellen zu den widerwärtigsten Zwangsabgaben des Landmanns gehört, denn sie bitten jetzt weniger, als sie verlangen und drohen. — Wer sich mit der Geschichte der Klösteraufhebungen unter Joseph II. eingehender beschäftigt, dem wird auffallen, wie die Stiftungen des 1246 ausgestorbenen Hauses der Babenberger bestehen blieben, während gerade die von den Habsburgern gegründeten Ordenshäuser der Vernichtung anheim fallen mussten. Wollte der Kaiser in eben diesem Umstand seine Unparteilichkeit offenbaren, oder folgte er den Andeutungen seiner Geheimen Räthe, oder war er wirklich gegen die, von seinen Vorfahren mütterlicherseits gegründeten Institute besonders eingenommen, das sind offene Fragen, auf welche es schwer ist, klare Antwort zu geben. So fielen im Erzherzogthum Österreich die Habsburgerstiftungen: Tulln, Gamming, Mauerbach, in Steiermark Neuberg. Die Gebeine der Kaiserin Eleonora, Gemahlin Ferdinands II., wurden aus ihrem Sarge geworfen, der Sarg zertrümmert, ihre Stiftung in Wien vernichtet. Wir wiederholen, dass es auch hier ungerecht wäre, die Schuld dem Kaiser allein aufzuladen. Es war damals eben die herrschende Mode. Wer zu jener Zeit das Zerstören ehrwürdiger historischer Monumente und das Alienieren frommer Stiftungen mit dem Namen ‚Impietät' oder gar ‚Frevel' bezeichnete, den nannte man geradewegs für seinen, dem ‚philosophischen Jahrhundert' angethanen Frevel einen ‚Dummkopf', der es nicht verdiene, im Jahrhundert der Denker zu leben.

„Für die größten Philosophen hielten sich zu der Zeit ohne Zweifel diejenigen, bei denen die vorgerücktesten Ansichten über das Eigenthum zum Durchbruch kamen; denn diese verstanden es, die Theorien zu ihrem pecuniären Vortheil in der Praxis zu verwirklichen. Es wäre sehr ungerecht, alle von den theils fanatischen, theils habsüchtigen Staatsdienern verübten Ungerechtigkeiten auf den Kaiser zu schieben, der, wir wiederholen es, für sich und seinen Schatz durchaus keinen Vortheil suchte. Anders ist es mit den Aufhebungs-Commissionen. Selbst die mündliche Tradition hat noch einen Reichthum von hierauf bezüglichen Geschichten bewahrt. — Die Art und Weise dieser Erzählungen gibt Zeugnis, dass das Volk mit dem Gebaren der Commissionen nicht einverstanden gewesen ist. Die Colliers aus Perlen und Edelsteinen, welche von den Madonnenbildern auf den Hals von Maitressen der Aufklärungsapostel wanderten, sind geradewegs sprüchwörtlich geworden."

thum und das, was sie ins Kloster mitgebracht, mitnehmen. Allen Priestern oder in höheren Würden stehenden Geistlichen sowohl als Klosterfrauen, steht es frei, sich außer den kaiserlichen Staaten in fremde Klöster ihres Ordens zu begeben, in welchem Falle sie mit einem Passe und einem der Entfernung angemessenen Reisegeld versehen werden, ohne jedoch eine weitere Pension zu erhalten. Jene, welche in einen anderen Orden übertreten wollen, sollen jährlich mit 150 Gulden unterstützt werden; wollen sie aber Barmherzige Priester oder Piaristen werden, solle jeder jährlich 300 Gulden erhalten; 200 Gulden aber die Nonnen, welche Elisabethinerinnen werden." Jene Mönche, die in den Weltpriesterstand zu treten sich entschließen, sollen, außer dem Tischtitel, jährlich 300 Gulden erhalten, bis sie mit einer Pfründe versorgt sind. Will ein Abt der Karthäuser Weltpriester werden, so erhält er jährlich 800 Gulden, bis man ihn mit einer Pfründe versorgen wird. Jenen Ordensgeistlichen, welche nach ihren Regeln Gott in stiller Ruhe und von allem Weltlichen abgesondert dienen wollen, steht es frei, nach ihren Ordensregeln zu leben, aber in einem andern Kloster, welchem der Staat den für ihren Unterhalt bestimmten Gehalt auszahlen wird.[1]

Religionsfond.

Aus dem Vermögen der Klöster wurde der Religionsfond gebildet[2] oder die Pfarrcassa, aus welcher zunächst Individuen der aufgehobenen Klöster erhalten werden sollten. Der Überschuss und nach deren Tod die sämmtlichen Einkünfte sollten ganz allein zur Beförderung der Religion und des damit verbundenen Wohlbefindens des Nächsten verwendet werden.

So bestimmte das Hofdecret vom 28. Hornung 1782,[3] so wollte es der Kaiser selber aufrichtig. Aber es wurden auch Schulen, Findelhäuser, Kasernen daraus errichtet. Für sich wollte der Kaiser nichts; umso häufiger kam aber der Fall vor, dass die Aufhebungs-Commissäre ihre Taschen füllten. Jäger erzählt:[4] „Ein Marienbild in dem Wallfahrtsort Waldrast in Tirol besaß eine Brillantenschnur von hohem Werte, Opfergabe eines Fräuleins aus Innsbruck, das daselbst Trost im Leiden gefunden hatte. Nicht lange nachher erschien die Gattin eines der Aufhebungs-Commissäre auf Bällen und in Gesellschaften mit einem Halsschmucke, desgleichen in Innsbruck kein zweiter zu sehen war. Der Volkswitz ließ es sich nicht weren, der Dame den Titel ‚die Waldrasterin Muttergottes' zu geben." — Wertvolle Kunstwerke wurden um Spottpreise verschleudert. Juden waren es, welche die glänzendsten Geschäfte machten. Die Lunula einer Monstranz hängte Eybel seiner Maitresse um den Hals. Ritter erzählt eine Geschichte von einem silbernen Engel an einer Monstranze, dessen schöner Kopf beim Fortgehen dem Commissär aus der Tasche schaute.[5] Brunner führt in seinem „Joseph II."[6] mehrere Briefe des Kaisers an, in welchen er sich bitter über das räuberische Treiben der Aufhebungs-Commissäre beschwert. Kirchenraub

Diebstahl.

---

[1] Handbuch, II, S. 125—129.

[2] Das Verzeichnis der in den Jahren 1782 und 1783 aufgehobenen Manns- und Frauenklöster findet sich im Handbuch, II, S. 130—132.

[3] Handbuch, II, S. 133.

[4] Jäger, Kaiser Joseph II. und Leopold II. Reform und Gegenreform. 1780 bis 1792. Wien 1867. S. 78.

[5] Ritter, Kaiser Joseph II., S. 136 ff. zählt mehrere Züge derart auf.

[6] Charakteristik seines Lebens, seiner Regierung, seiner Kirchenreformen. Freiburg 1874. S. 28. — Eine Schrift, die auf wenigen Bogen einen reichen Inhalt bietet.

wirft keinen Gewinn ab, wohl aber Unehre. Friedrich II. äußerte höhnend: „In meinen Staaten ist das Privatvermögen sicher."

Habsburgische Stiftungen.

Selbst Klöster, welche Fürsten oder Fürstinnen aus dem Hause Habsburg gestiftet, wurden so wenig geschont als andere. — Der weise Herzog Albrecht II. der Lahme[1]) bekam mit seiner Schwägerin Elisabeth beim Speisen Gift: sie starb, er blieb zeitlebens gelähmt und sprach

Gaming.

für seine Erhaltung Gott seinen Dank dadurch aus, dass er zu Gamming in Österreich, nahe der steirischen Grenze, ein Kloster für den strengsten der damaligen Orden, für die Karthäuser, gründete. Unter Joseph II. mussten diese frommen Mönche das Kloster verlassen; selbst das Gerippe des Stifters, des Herzogs Albrecht, wurde aus dem bleiernen Sarg, der um einige Gulden an Juden verkauft wurde, herausgeworfen, und die Holzhauer der Umgegend brachen zuweilen Zähne aus der Kinnlade, um „ein Andenken von dem Alten zu haben", bis der Erzbischof Hohenwart den Kaiser Franz auf diesen Missstand aufmerksam machte und dieser seinem Ahnherrn eine geziemende Ruhestätte anweisen ließ. Das Kloster, mit seiner prachtvollen gothischen Kirche und seiner reichen Bibliothek, war eine Lieblingsschöpfung des edlen Herzogs, der gerne in dieser schönen Gegend verweilte und an den eifrigen Mönchen seine Freude hatte und sie mit Schenkungen überhäufte, so dass sie ihm einmal sagten: „Gnädigster Herr, es ist genug, wir haben schon überflüssigen Unterhalt." Der weise Herzog antwortete: „Nehmt, meine lieben Kinder, wenn man euch gibt; es wird eine Zeit kommen, da man euch das, was euch gegeben worden, wieder nehmen wird." Die Voraussage des Herzogs gieng 1782 nur zu genau in Erfüllung — in beklagenswerter Weise! Unersetzliche Alterthümer und Kunstwerke wurden — allerdings gegen den Willen des Kaisers — um ein Spottgeld verschleudert oder vernichtet oder wanderten in die Taschen der habsüchtigen Aufhebungs-Commissäre. Gemälde, Bücher, Waffen — alles verschwand — und doch war hier die Bibliothek, aus welcher Pez einst viele Handschriften und Laz den Reimchronisten Ottokar von Hornek veröffentlicht hatte.

Juden.

An den vielen kostbaren Kirchengefäßen machten die Juden das beste Geschäft. Eine Gesellschaft dieser Leute bot für alle zusammen zwanzig Millionen an und der Kaiser befahl, die heiligen Gefäße vorher entzweizubrechen oder zusammenzubiegen, um allen Missbrauch zu vermeiden.[2]) Klostergüter, Waldungen wurden um Spottpreise verkauft. — Das Erträgnis sämmtlicher Stiftungen für

Messstiftungen.

heilige Messen wurde auf 286.000 Gulden jährlich berechnet. Der Kaiser verordnete,[3]) weil diese Stiftungen an einem Orte oft überhaupt und jedermann im Dunkeln sei, ob und inwieweit die Absicht der Stifter verwirklicht werde, dass diese Erträgnisse den Geistlichen anderer Provinzen übergeben werden, wo an solchen Stiftungen Mangel sei. Daher solle bei der Stiftungsbuchhalterei jedem Stifter oder den Erben desselben der Name und Ort des Geistlichen bekannt gemacht werden, welcher mit Beobachtung ihrer Stiftung beladen sei. Dieser Erlass erregte viel böses Blut, viele Familien fühlten sich in ihren Rechten verletzt. Auch verschwanden viele Stiftungsbriefe sammt den Capitalien in den Händen räuberischer Beamten.[4])

---

[1]) Vergl. Bd. V, S. 381 dieses Werkes.
[2]) Brunner, Joseph II., S. 275—285.
[3]) Hofdecret vom 24. Weinmonat 1783.
[4]) Brunner, l. c. S. 232.

Auch das Kloster Tulln, wo das Herz König Rudolfs I., nachdem Tulln.
es ausgeschlagen, Ruhe fand, von ihm 1278 nach dem Siege über Ottokar gestiftet, verfiel dem Hammer, obschon die dortigen Dominicanerinnen sich bereit erklärt hatten, sich dem Wunsche des Kaisers zu fügen und für den Unterricht der Jugend die Regel der Ursulinerinnen anzunehmen. Die neuen Ursulinerinnen durften keine neuen Mitglieder aufnehmen und nach drei Jahren löste sich das Kloster von selber auf. Hat niemand den Kaiser vom rein habsburgischen Ursprunge dieses Klosters, von seinen dem Erzhause wichtigen Denkmälern und den theuren Reliquien seiner Gruft gesprochen? — Joseph II., der doch sonst so viel Herz hatte für die Freuden und Schmerzen anderer, hörte wahrscheinlich selten ein Wort von den Scenen, die bei der Vollziehung seines Beschlusses in einer Klostergemeinde stattfanden. Abt Reiner von Zwettl erzählt, wie er den Regierungsbefehl im Dominicanerinnen-Kloster in Imbach verlas: „Mein Herz blutete, als die Imbach.
alten und jungen Chor- und Laienschwestern starr vor sich hinblickten, regungslos standen, bis sich der Schmerz durch Thränen Luft machte, als sie mich umringten und nur die Worte stammelten: „Jetzt, da es uns durch Sie gut gieng!“ Ich konnte den Jammer nicht anhören, tröstete sie, so gut ich es vermochte, und ermahnte sie, sich in das zu fügen, was sie nicht ändern könnten, und fuhr nach Goblesburg mit dem traurigen Glauben, dass mein eigenes Stift vielleicht bald ein gleiches Schicksal haben könne.“ [1])

Keine Rücksicht wurde genommen. Die fromme Königin Agnes, die Tochter König Albrechts I., die Witwe des letzten Arpaden, des Königs Andreas des Venetianers, hatte das Kloster der Himmelspförtnerinnen in Wien ge- Klöster in Wien,
stiftet, in welchem sie ihre letzten Jahre zubrachte. Es wurde desungeachtet 1783 verkauft und zu Privatwohnungen verbaut. — Friedrich der Schöne und Otto der Fröhliche hatten das Kloster der Lorenzerinnen gestiftet — desungeachtet verfiel es jetzt dem Lose der Aufhebung; desgleichen das Kloster der Siebenbüchnerinnen, welches Eleonora Gonzaga, die Gemahlin Kaiser Ferdinands II., gegründet und worin sie ihre Witwentage zugebracht und ihre Ruhestätte gefunden hatte; ebenso das Königskloster, welches Elisabeth, die schöne Witwe des Königs Karl IX. von Frankreich, gestiftet und bewohnt hatte.

Und wie in Österreich, so wurde in allen Ländern, die dem Habsburger gehörten, verfahren. Erzherzog Albrecht, Regent der Niederlande, und seine Gattin Isabella Clara Eugenia, Tochter Philipps II., hatten in Brüssel ein Kloster der Karmeliterinnen gestiftet; auch diese Nonnen wurden jetzt in die weite Welt in Belgien.
gestoßen; sie fanden Aufnahme bei den Karmeliterinnen in Saint-Denis. Die Clarissinnen in Gent, die im Rufe der Heiligkeit standen, flüchteten nach Poligny in der Franche-Comté. — Die Schreier des Tages riefen dem Kaiser Beifall zu, dass er dem Fanatismus ein Ende mache; ruhigere Männer, bessere Geister beklagten diese Verirrung. —

Das Censurgesetz und die Schriftstellerei unter Joseph II.

In der öffentlichen Meinung suchte Kaiser Joseph einen Bundesgenossen Censur
für seine Reformbestrebungen; darum berief einer seiner ersten Erlässe eine neue Büchercensur-Hofcommission und schon 11. Juni 1781 erschien ein neues

[1]) Brunner, l. c. S. 258.

Censurgesetz. Danach sollte in Zukunft nur eine Büchercensur-Hauptcommission für alle Erbländer in Wien bestehen, deren Entschließungen in allen Ländern zur gleichmäßigen Richtschnur hinsichtlich erlaubter und verbotener Bücher dienen müssten.

Grundsätze. Als Grundsatz habe zu gelten:[1]) 1. Man soll gegen alles, was unsittliche Auftritte und ungereimte Zoten enthält, aus welchen keine Gelehrsamkeit und Aufklärung entstehen kann, streng, gegen alle übrigen Werke aber umso nachsichtiger sein, wo Gelehrsamkeit, Kenntnisse und ordentliche Sätze sich vorfänden, da letztere schon vorbereiteten Gemüthern und in ihren Sätzen standhafteren Seelen in die Hände kämen. — 2. Werke, welche die katholische und öfters die christliche Religion systematisch angreifen, können ebensowenig als jene geduldet werden, welche die geheiligte Religion öffentlich und, um den zu verbreitenden Sätzen des Unglaubens Eingang zu verschaffen, zum Spotte und lächerlich, oder durch abergläubische Verdrehung der Eigenschaften Gottes und unechte schwärmerische Andächteleien verächtlich darstellen. — 3. Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten bis zum Untersten, sollen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt und sich also für die Wahrheit der Sache als Bürgen darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitsliebenden eine Freude sein muss, wenn ihm solche auf diesem Wege zukommt. — 4. Ganze Werke, periodische Schriften sind wegen einzelner anstößiger Stellen nicht zu verbieten, wenn nur im Werke selber nutzbare Dinge enthalten sind. Wäre ein Stück, als Broschüre betrachtet, selbst zu verbieten, so soll es nur den Personen ausgefolgt werden, die auf das ganze Werk subscribierten, außer wenn es die Religion, die guten Sitten oder den Staat und den Landesfürsten geradezu auf eine gar anstößige Art behandelt. — 5. Alle Werke von einiger Bedeutung, die auf Gelehrsamkeit, Studien, Religion einen wesentlichen Einfluss haben, müssen zur Büchercensur nach Wien zur Genehmigung gebracht werden; doch muss ein jedes aus dem Lande, aus dem es kommt, ein Atteſtat mitbringen, dass nichts wider die Religion, die guten Sitten, die Landesgesetze darin enthalten und dasselbe demnach der gesunden Vernunft angemessen sei.

Nachdruck erlaubt. Der Nachdruck früher erlaubter ausländischer Bücher ward in Österreich gestattet, um durch den Ankauf derselben nicht allzuviel bares Geld aus dem Lande gehen zu lassen. Jede Landesstelle konnte das Recht des Nachdruckes (Reimprimatur) gewähren. Wegen des Nachdruckes früher verbotener Bücher musste man sich aber an die Censur-Hofcommission in Wien wenden.

Diese waltete in sehr liberaler Weise und noch liberaler der Kaiser selber, an welchen man von ihr appellieren konnte. Des Kaisers Absicht dabei war unleugbar gut und edel: er wollte Bildung verbreiten, die freie Presse sollte seine Beamten controlieren. Was man gegen ihn selber schrieb, nahm er mit Geduld hin, selbst die gröbsten Schmähungen. 1. und 13. April 1787 gestattete er sogar die Preſsfreiheit: es wurde den Wiener Buchdruckern nämlich erlaubt, Handschriften vor erlangter Genehmigung (Admittitur) zu drucken und nachträglich die Censur einzuholen: werde von dieser die Verbreitung des Werkes untersagt, so habe derjenige, welcher das nicht zugelassene Werk zur

Preſsfreiheit.

[1]) Hofdecret vom 11. Juli 1781.

Cenſur gebracht, für die Nichtverbreitung im Lande derart zu haften, daſs er für jedes wo immer gefundene Buch fünfzig Gulden Strafe zu zahlen habe.

Des Kaiſers Abſicht war gut, aber viele Miſsgriffe kamen vor und Katholiken klagten nicht mit Unrecht, daſs die Regierung nur gegen ſie nicht liberal, daſs ſie ungerecht ſei.

Indices librorum prohibitorum.

Durch Verordnung vom 20. October 1781 wurden die von den Biſchöfen für ihre Geiſtlichen bisher herausgegebenen Verzeichniſſe verbotener Bücher als wirkungslos und nur die Verbote der Wiener Cenſurcommiſſion als giltig erklärt; am 16. October 1783 wurden die Ankündigungen von Abläſſen und Feſten der Wiener Cenſur unterworfen; am 7. December 1786 wurde der Druck der Verkündigungen von Abläſſen für die armen Seelen verboten. Als Clemens Wenzel, Kurfürſt von Trier, als ſächſiſcher Prinz und Verwandter dem Kaiſer hiegegen in wohlwollender Weiſe Vorſtellungen machte, wie das Urtheil über die Lehre dem Oberhirten und nicht dem Wiener Cenſurcollegium zuſtehe, und kein Biſchof, was dieſen Punkt betreffe, gehorchen könne, ohne ſein Amt zu verrathen und an ſeinem Glauben Schiffbruch zu leiden, antwortete der Kaiſer, 24. Herbſtmonat 1781, höhniſch als „guter Soldat, der den ehrlichen Köhlerglauben und den geſunden Menſchenverſtand an der Hand habe", man müſſe ſich mehr vor dem Verbote als vor ſchlimmen Büchern fürchten, denn gerade die verbotenen Bücher würden am liebſten geleſen. — Es wurde am 8. October 1781 verboten, Breviere, Meſs- und Chorbücher aus dem Auslande zu beziehen, weil anſtößige Stellen darin ſtünden, und bei fünfzig Gulden Strafe bei Nichtbeachtung geboten, in den vorhandenen Brevieren gewiſſe Stellen auszulöſchen oder zu verpicken, zum Beiſpiel, daſs der Papſt die Regierung über die Franken dem trägen und ſtumpfen Chilperich abgeſprochen und ſie an Pipin übertragen habe.[1])

Bollandiſten.

Das war kleinlich, ſehr kleinlich. Nicht minder kleinlich war der Eifer gegen das große Werk der Bollandiſten, die „Acta Sanctorum", ohne welche keine eingehende Geſchichte des Mittelalters geſchrieben werden kann. Die Jeſuiten Bolland, Henſchen und Papebroch hatten dieſes Rieſenwerk begonnen, die Aufhebung der Geſellſchaft es unterbrochen, ein Befehl Maria Thereſias 1779 es wieder hergeſtellt. Aber Joſeph eiferte gegen „die Romane der canoniſierten Leute", gegen „das finſtere und alberne Werk" und verbot die Fortſetzung — am Allerheiligentage. Erſt nach Joſephs Tode 1794 erſchien wieder ein Band, der dreiundfünfzigſte. Die Franzoſen der Revolution haben 1794 das Werk des deutſchen Kaiſers fortgeſetzt, ſie haben alle Bände, welche ſie in Tongern fanden, verbrannt. Das Werk iſt jetzt in neuer Auflage eine Zierde jeder großen Bibliothek, die Schriften der Kloſterſtürmer ſind verſchwunden. Als man einen berühmten Naturforſcher — einen, der nicht mehr Chriſt war — fragte, welche Werke er, wenn er einſam auf einer Inſel leben müſste, mitzunehmen wünſchte, ſagte er: „Außer Homer und Shakeſpeare möchte ich die Bollandiſten haben, um mich immer an Bildern der Hoheit zu erheben, zu der es der Menſch in der Entſagung und im Willen, Gutes zu thun, bringen kann."

[1]) Consultus a Francis, regnum illud a Chilperico, viro stupido et ignavo, ad Pipinum, pietate et fortitudine praestantem, auctoritate apostolica transtulit. — Verordnung vom 16. September 1782. Ähnlich muſste durch Verordnung vom 20. Juli 1782 eine Stelle in festo Gregorii VII. getilgt werden.

Der Kaiser hatte gehofft, durch Freigebung der Presse eine Blüte der Literatur hervorzurufen: er sollte sich bitter täuschen. Eine wahre Schandpresse
Brunner. entstand. Brunner, welcher die literarischen Zustände jener Zeit eingehend beleuchtet hat,[1]) sagt in seiner kräftigen Weise mit Recht: „Da tauchten nun auf einmal, wie Gewürm nach einem Regen, hunderte von erstickten Studenten, Commis, Copisten bei Advocaten und Gelehrten ähnlichen Ranges empor, urtheilten und schmähten über Dinge und Zustände, wenn ihnen auch der ganze Gesichtskreis dazu fehlte. Dass es bei so großen und ausgebreiteten Genossenschaften auch an Schattenseiten nicht fehlen konnte, ist selbstverständlich. Auf diese warf man sich, diese beutete man aus; an den Lichtseiten wurde mit scheuen Augen vorübergegangen.“[2])

Blumauer. Alois Blumauer schreibt über die damalige Wiener Literatur:[3]) „In einem Staate, in welchem Grundsätze und Meinungen lange schon keimten, die man wohl im stillen hegen, aber nicht öffentlich aussprechen konnte, musste auf die Wegräumung der Hindernisse nothwendig eine Überschwemmung von Broschüren
Schreibluft. folgen. Auf welch hohen Grad schon vor dieser Epoche die Schreibluft der Schriftsteller des Landes gestiegen war, beweisen die zahllosen Leichengedichte, Reden, Träume u. dergl. auf den Tod der seligen Kaiserin, mit denen man der Verstorbenen noch ins zweite Jahr nachleierte. Der Ruf der erweiterten Preisfreiheit blies dieser Schreibluft auf einmal in die Segel. Die kleine Schrift: ‚Über die Begräbnisse‘, die am ersten von der Freiheit Gebrauch machte, war der Vorläufer und gleichsam das Zeichen zum Angriffe, das hundert Federn in Bewegung setzte. Man schrieb jetzt von allem und über alles; man nahm den nächsten besten Gegenstand her, goss bald eine längere, bald eine kürzere, bald eine gesalzene, bald eine ungesalzene Brühe darüber und tischte ihn dem damals noch sehr heißhungrigen Publicum auf. Nichts war mehr vor der Feder der Autoren sicher: für zehn Kreuzer konnte man jeden Gegenstand, er mochte groß oder klein sein, durchgebeutelt lesen, und ein vollständiges Verzeichnis all der ‚Von‘ und ‚Über‘, die
Broschüren. damals erschienen, würde ein Gemälde der possierlichsten Composition geben. Ich will zur Probe nur einige dieser Broschürentitel hieher setzen: ‚Über die Stubenmädchen in Wien‘, ‚Über die Kammerjungfern‘, ‚Über die Bürgermädchen‘, ‚Über die Hoffräulein‘, ‚Über die Fräulein in Wien‘, ‚Über das Lamentabel der gnädigen Frauen‘, ‚Über die Schwachheit der gnädigen Frauen des leonischen Adels‘, ‚Über den hohen Adel in Wien‘, ‚Über Doctoren, Chirurgen und Apotheker‘, ‚Über die Kaufleute in Wien‘, ‚Über die Dicasterianten‘, ‚Über die Stutzer‘, ‚Über die Kaufmannsdiener‘, ‚Über die Schneider‘, ‚Über die Bäcker‘, ‚Über die Perückenmacher‘, ‚Über die Friseurs‘, ‚Den Hausherren im Vertrauen etwas ins Ohr‘, ‚Der ehrliche Wastel mit dem Klingelbeutel‘, ‚An Herrn S. (Sonnenfels), Chef der Maulaffenloge auf dem Graben‘, ‚Über die Kleiderpracht im Prater‘, ‚Über die Unterhaltung bei der Tafel von Schönbrunn‘, ‚Über die Feuerwerke des Stuwer und Millina‘, ‚Über das Nationaltheater‘, ‚Über den Misbrauch des Wörtchens »von« und »Euer Gnaden«‘, ‚Über das Gratulieren‘, ‚Etwas über die schopfichten Wienerinnen‘, ‚Philosophie der Modeschnallen‘, ‚Ist der Antichrist blau oder grün?‘, ‚Über die Reliquien, Opfer- und Mirakelbilder‘, ‚Von der Abschaffung der Weihnachtsmetten‘, ‚Die Gelehrten im Nasenlande‘, ‚Der Glückshafen für gelehrte Maulaffen‘, ‚Über die Zehnkreuzer-Autoren‘. Alle diese Broschüren, von denen

[1]) Mysterien der Aufklärung, S. 84—149.
[2]) Brunner, Joseph II., S. 243.
[3]) Jäger, l. c. S. 161—164.

die meisten in die Rubrik ‚Maculatur' gehören, und noch beiläufig dreimal soviel erschienen voriges Jahr in einer Zeit von wenigen Monaten. Man glaube indessen nicht, dass man es bei einer Broschüre über einen Gegenstand bewenden ließ; es war beinahe keiner, über den man nicht wortwechselte. Die Schrift ‚Über die Begräbnisse' zog einundzwanzig Schriften nach sich. Die Schrift ‚Über die Stubenmädchen in Wien' war eine der glücklichsten Speculationen des Herrn Rautenstrauch: fünfundzwanzig Broschüren schlugen sich wider und für diesen Gegenstand, welche deutlich bewiesen, welcher wichtige Theil die Stubenmädchen in Wien sind. Indessen war man doch dieser Speisen bald satt, und da war es eine Freude zu sehen, wie mancherlei Schilde die Herren aushiengen, wie einer des andern Küche verlästerte, wie einer den andern Schmierer schalt und jeder gegen den Schwall von Broschüren loszog, im Augenblicke, wo er ihn durch die seinige vermehren half."

In ähnlicher Weise urtheilt Nicolai in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek"[1]: „Die seit dem Tode Maria Theresias angefangene Epoche des unaufhörlichen Schmierens der Wiener Schriftsteller dauert noch immer fort, so dass eine unsägliche Menge kleiner Schriften in Wien herauskommt, durch die weder wahre Gelehrsamkeit, noch wirkliche Aufklärung der Mitbürger, am wenigsten aber Belehrung der Ausländer bewirkt wird. Man kann oft ein Dutzend solcher Schriften hintereinander lesen, ohne etwas weiter als die trivialsten Gemeinplätze und ganz falsche Ideen zu finden. Nichts zeigt mehr, wie weit das Publicum in Österreich und besonders in Wien noch zurück ist und wie starke Schritte es zur mehreren Aufklärung noch thun muss, ehe es den übrigen deutschen Provinzen gleichkommt, als dass diese Menge von schlechten Schriften so begierig gelesen werden." Nicolai.

Das Toleranzpatent. Die Reise in die Niederlande.

Das Toleranzpatent erschien 1781, am 13. und 27. October für Österreich, Böhmen und Mähren, am 12. November für Belgien, am 21. December für Ungarn. Toleranzpatent.

„Den augsburgischen und helvetischen Religionsverwandten, dann den nicht unierten Griechen wird ein ihrer Religion gemäßes Privat-Exercitium allenthalben gestattet und es soll der katholischen Religion allein der Vorzug des öffentlichen Religions-Exercitiums bleiben. Den beiden protestantischen Religionen aber, sowie der schon bestehenden nicht unierten griechischen ist überall, wo es nach der Anzahl der Menschen und nach dem Vermögen der Einwohner thunlich ist und die Akatholischen nicht bereits im Besitze der öffentlichen Religionsübung stehen, die Privatübung derselben erlaubt."[2]

Diesem Hauptsatze gieng am 30. Juni 1781 ein Hofdecret voraus,[3] welches das ganze bisherige Religionspatent einstellte: „In keinem Stücke solle mehr ein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten gemacht werden"; und ein anderes Hofdecret vom 28. August 1781 erklärte: „Solange sich die irrgläubigen Katholiken und Protestanten sind gleich.

[1] Bd. VI, S. 56 und 219.
[2] Handbuch, II, S. 249.
[3] Ibid. II, S. 248.

Landesinwohner ruhig und friedlich betragen, ist ihre Bekehrung lediglich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes und der bescheidenen Mitwirkung der Geistlichkeit zu überlassen. Wenn sie sich aber unterstünden, andere von dem katholischen Glauben abwendig zu machen und zu verführen, so sind sie nach der Vorschrift gegen muthwillige Aufhetzer und Verführer zu bestrafen. Doch bleibt der Landesstelle über, diese Strafen härter oder linder zu verhängen." [1]) — Aus dem Toleranzgesetze wird dann die Folgerung gezogen: [2]) „Den akatholischen Gemeinden von wenigstens hundert Familien soll erlaubt sein, ein eigenes Bethaus, jedoch (mit Ausnahme von Ungarn) ohne Glocken, Thürme und öffentlichem Eingang von der Gasse, nebst einer Schule zu erbauen, alle ihre Sacramente zu spenden, ihren Gottesdienst auszuüben, den Kranken ihre Tröstungen zu verabreichen und ihre Todten in Begleitung eines Geistlichen zu begraben; sie dürfen aber nie verhindern, dass ein von dem Kranken verlangter katholischer Geistlicher berufen werde. Sie können ihre eigenen Schulmeister bestellen; nur hat die Landes-Schuldirection von der Lehrmethode und Ordnung Einsicht zu nehmen. Sie können ihre Pastoren wählen und unterhalten; sie haben das Recht, Vorschläge zu machen, wenn die Obrigkeit die Pastoren unterhält." [3]) Die Stolgebüren bleiben aber, wie bisher, dem rechtmäßigen Pfarrer. [4]) Alle Reverse wegen Erziehung der Kinder hören bei Heiraten von nun an gänzlich auf. Ist der Vater katholisch, so werden alle Kinder, männlichen wie weiblichen Geschlechtes, fortan in der katholischen Religion erzogen; [5]) ist der Vater protestantisch und die Mutter katholisch, so folgen die Söhne der Religion des Vaters, die Töchter der Religion der Mutter. Die Akatholiken können fortan zum Häuser- und Güterankauf, zum Bürger- und Meisterrecht, zu akademischen Würden und Civilbedienstungen dispensando zugelassen werden und sind zu keiner andern Eidesformel, als die ihrer Religion angemessen ist, noch dazu anzuhalten, dem katholischen Gottesdienste beizuwohnen. Auch soll ohne Rücksicht auf Religion in allen Wahlen und Dienstvergebungen, wie es bei dem Militär stets geschieht, allein auf Rechtschaffenheit und Fähigkeit der Bittsteller der genaue Bedacht genommen werden. Die Seelsorger sind zu ermahnen, dass sie ihre Amtspflichten getreu erfüllen, dass sie allen Anlass zu Zwistigkeiten in Glaubenssachen gänzlich vermeiden und nach dem wahren Sinne der Toleranz stets auch gegen Irrende mit Sanftmuth und wahrer Liebe sich benehmen, folglich sich aller unanständigen Ausdrücke oder Lästerungen der Religionsgegner enthalten, umsomehr aber durch deutlichen und ersprießlichen Unterricht, durch Überzeugung und gute Beispiele, wie es ohnehin die Pflicht eifriger Seelsorger erfordert, die anvertrauten Pfarrgemeinden in der wahren alleinseligmachenden Religion zu stärken oder Irrende zurückzuführen sich bestreben sollen. [6])

Folgerungen.

Gemischte Ehen.

Das sind die Hauptsätze des Toleranzpatentes, welches viele Unzufriedenheit bei Katholiken und Protestanten erregte; jene meinten, es sei zu viel, diese, es sei zu wenig gegeben; jene sagten, ihre Religion sei herabgesetzt, diese, ihre sei nicht würdig genug behandelt. — Die Katholiken klagten, der Kaiser wolle sie zum Protestantismus hinüberführen, wogegen Joseph am

Klagen darüber.

[1]) Handbuch II, S. 248.
[2]) Ibid. II, S. 249.
[3]) Ibid. II, S. 253.
[4]) Ibid. II, S. 255.
[5]) Ibid. II, S. 257–258.
[6]) Ibid. II, S. 248–261.

26. April 1782 in einem eigenen Patente sich beschwerte, man dürfe nicht glauben, dass es dem Kaiser gleichgiltig sei, zu welcher Religion sich seine Unterthanen bekennen, oder dass er den Abfall der Katholiken gern sehe und die Abgefallenen mit Vorrechten begünstige. — Allerdings nahm der Protestantismus rasch zu. Das war aber, weil viele, die man zum Beispiel in Böhmen für Katholiken hielt, auf einmal erklärten, sie seien noch Protestanten. Ähnlich gieng es im Salzkammergut, in Steiermark, in den Fürstenthümern Teschen und Bielitz. Joseph sah sich genöthigt, zu erklären, es sei der landesväterliche Wunsch des Kaisers, dass seine Unterthanen der heiligen Religion, die er selber bekenne, freiwillig anhängen; aber er wolle keinen Zwang anwenden und habe aus Menschenliebe sich bewogen gefunden, denjenigen, welche noch nicht in den Schoß der heiligen Kirche zurückgekehrt seien, Duldung und Übung ihrer Religion zu gewähren.

Deisten.

Aber es traten auch in Böhmen Bauern auf, die erklärten, sie glaubten nur an Gott, nicht auch an die Erlösung durch Christus, und die sich Abrahamiten nannten. Der Kaiser verordnete am 10. Juni 1783: „Wenn sich ein Mann, ein Weib oder wer immer bei einem Ober- oder Kreisamte als Deist, Israelit oder als sogenannter Lampelbruder meldet, sollen ihm ohne weitere Anfrage vierundzwanzig Prügel oder Karbatschstreiche auf den Hinteren gegeben und er damit nach Hause geschickt werden. Dieses soll so oft wiederholt werden, als er neuerdings kommt, sich zu melden, nicht weil er ein Deist ist, sondern weil er sagt, das zu sein, was er nicht weiß, was es ist. Ingleichen ist auch jener, der einen Deisten in der Gemeinde nennt oder angibt, von dem Ober- oder Kreisamte mit zehn Stockstreichen zu belegen."

Reise nach Belgien.

In dieses an Reformdecreten reiche Jahr 1781 fällt auch die Reise Josephs II. nach den österreichischen Niederlanden — auch hier unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein.

Am 22. Mai verließ er Wien, am 24. August kehrte er wieder dahin zurück. Am 17. Juli bestätigte er die Joyeuse Entrée und empfieng die Huldigung zu Brüssel. Seit Philipp II. hatte Belgien keinen seiner Herren im Lande gesehen; umso feuriger flog Joseph II. der Gruß des Landes entgegen, und er that seinerseits alles, um die Herzen an sich zu ketten.

Joseph II.

Er erklärte 15. Juni 1781 Ostende zum Freihafen. Er lehnte in Luxemburg die Einladung zu einem Abendessen mit Ball mit den Worten ab: „Ich bin nicht gekommen, um zu essen, zu trinken und zu tanzen, sondern um ernstere und wichtigere Geschäfte zu besorgen." Er wollte dem Hochamte nicht unter einem für ihn eigens errichteten Himmel beiwohnen, sondern kniete mitten unter dem Volke nieder, „denn vor dem höchsten Wesen sind wir alle gleich." Den Behörden sagte er beim Empfange: „O könnten Sie doch in das Innerste meines Herzens sehen; Sie würden finden, wie sehr es mich schmerzt, dass ich nicht jedermann glücklich machen kann. Seien Sie versichert, meine Herren, dass ich aus allen meinen Kräften mich bestreben werde, es so weit zu bringen." In Namur schickte er die Wachtposten zurück: „Meine Wächter sind meine Unter-

in Belgien,

thanen, auf ihrer Liebe beruht meine ganze Sicherheit.“ In Mons kostete er in der Kaserne das Brot der Soldaten und sagte einem Officier, der einen Gemeinen mit harten Worten anfuhr: „Mein Herr, Sie vergessen sich; dieser Soldat ist so gut ein Mensch, wie Sie; er ist so gut Ihr Bruder, wie er der meinige ist; ich will nicht haben, dass man diejenigen meiner Unterthanen, die sich dem Dienste des Vaterlandes widmen, übel behandle.“ Als ihm einige Stiftsdamen die Hand küssen wollten, zog der Kaiser sie mit den Worten zurück: „Nein, nein, meine Hand ist keine Reliquie.“ In Gent kniete er auf der Straße nieder, als ihm ein Priester mit dem heiligsten Sacramente begegnete. Eine Inschrift bezeichnete nachher die Stelle.

in Holland.

Über Rotterdam, Delft, Haag, Leyden gieng es dann nach Amsterdam: überall wurden Bibliotheken, Kunstsammlungen, Spitäler, Waisenhäuser, Gemäldesammlungen, in Saardam auch die Werkstätte besucht, wo Peter der Große am Schiffsbau gearbeitet hatte. — Am 30. Juni besuchte er in Spaa den Prinzen Heinrich von Preußen, mit dem er in Gesellschaft Raynals speiste. Fünf Tage hielt er sich in Versailles im Kreise der königlichen Familie auf. Es gieng alles im Fluge. Nach kurzem Aufenthalte in Mömpelgard kehrte Joseph nach Wien zurück, wohnte dann einer Armeesammlung in Böhmen bei und empfieng bald darauf den Besuch des Großfürsten Paul und seiner

Katharina II.

Schwiegereltern mit Herzlichkeit und hohen Ehren. Kaiserin Katharina II. dankte ihm für seine bezaubernde Güte gegen ihren Sohn und fand es unbegreiflich, wie der Kaiser die größte Thätigkeit mit einer staunenswerten Gleichförmigkeit des Charakters verbinde, und drückte den Wunsch aus, ihr Sohn möge doch aus dem großen Unterrichte Nutzen ziehen, der in den Worten, den Handlungen und jedem Schritte Kaiser Josephs II. liege. Die Annäherung an Russland war also im Zunehmen.

Vorstellungen gegen das Verfahren des Kaisers. Reise Pius VI. nach Wien 1782.

Es fehlte nicht an Männern, die wohlwollend dem Kaiser zu Gemüth führten, dass es eine Ungerechtigkeit sei, einer Person oder einer Gesellschaft ihr Eigenthum oder ihr Dasein wegzunehmen, wenn diese ihr Eigenthum oder ihr Dasein nicht durch Verletzung der Rechte anderer erworben habe, und durch ihr Wirken die Ruhe ihrer Mitmenschen oder des Staates nicht bedroht sei. Wie man jetzt gegen die Klöster verfahre, so könne man gegen jede Person, jede Familie, jede Körperschaft verfahren. Es gebe dann überhaupt keine Sicherheit des Privateigenthumes mehr. Gesetzt, einzelne Mönche oder Nonnen hätten ihrem Berufe nicht entsprochen, so könne man dafür nicht Unschuldige, nicht ganze Genossenschaften bestrafen.

Die ungarischen Bischöfe.

Die ungarischen Bischöfe meldeten dem Kaiser, dass sie seine Verordnungen in Kirchenangelegenheiten noch gar nicht veröffentlicht hätten und auch ohne Verletzung ihres Gewissens gar nicht veröffentlichen könnten; auch hofften sie, er werde zu einer besseren Überzeugung kommen. Der Primas erinnerte den König, dass seine Anordnungen in Kirchensachen die Grenzen der politischen Gewalt über-

schritten, und er möge sich vor schmeichlerischen Rathgebern hüten. Joseph II. antwortete, mit Zustimmung frommer und weiser Männer habe er seine Verordnungen erlassen; er sei weit davon entfernt, seinen Unterthanen Zwang anzuthun; aber er räume auch jedem Bischofe, der betreffs seiner Verordnungen sein Gewissen nicht beschwichtigen könne, die Freiheit ein, seinem Amte zu entsagen und auszuwandern.

Die katholischen Höfe.

Von den katholischen Höfen kam keine Warnung — sie staunten über die Schläge, welche der Römische Kaiser gegen die Kirche führte, und sahen darin das Zeichen eines ungemessenen Ehrgeizes. Auch Ludwig XVI. schwieg: er fürchtete, wie er seinen Schwager kannte, ihn durch Vorstellungen nur noch zu neuen Wagnissen zu reizen.

Der Papst.

Der Papst aber konnte nicht schweigen. Von allen Seiten wandte man sich mit Klagen an ihn. Die Ordensgenerale verlangten Schutz für ihre Mönche, die Bischöfe für ihre Diöcesen: man müsse dem Gewitter die Stirne bieten.

Pius VI. hieß sie ihren Untergebenen schreiben, sie sollten ihrer Ordensgesetze und ihrer Pflichten eingedenk bleiben; auf der anderen Seite sandte er dem Kaiser eine väterliche Ermahnung, nicht aufzuhören der Schützer der Kirche zu sein. Vom Kaiser kam die Antwort, er begehre keinen Rath in Sachen seiner Staaten. — Schon beschuldigte man den Papst in Rom der Nachlässigkeit. Dieser erklärte, man müsse mit den Waffen der Sanftmuth und Christenliebe kämpfen. Sorge machte ihm das Schreiben des Kaisers um eine Indult, das ihn zur Ernennung zu allen Bisthümern und zu allen Beneficien in der Lombardei bevollmächtige, zumal ihm auch noch des Kaisers Gesandter, der Cardinal Hrzan, sagte, wenn er nicht gewähre, um was der Kaiser bitte, so werde dieser ohne ihn alle lombardischen Beneficien in seinem Namen besetzen. Die Sorge des Heiligen Vaters um Österreich ward jeden Tag schmerzlicher. Dem Kurfürsten von Trier, der ihm Vorstellungen machte, hatte Joseph II. geschrieben, der kürzeste Weg zur Seligkeit sei, die Pflichten seines Berufes zu erfüllen und das Brot zu verdienen, das man esse; der Kurfürst esse nun das Brot der Kirche und es sei leicht begreiflich, wie ihm alle Neuerungen zuwider seien; er aber, der Kaiser, esse das Brot des Staates und habe darum dessen ursprüngliche Rechte zu vertheidigen und zu erneuern.

Hrzan.

Plan der Reise nach Wien.

Was sollte der Papst da thun? In seinem Glauben an das gute Herz des Kaisers und an die fromme Gesinnung des Sohnes einer so herrlichen Mutter beschloss Pius, den Kaiser aufzusuchen und durch Bitten und Vorstellungen auf ihn zu wirken und mündlich die Uneinigkeit zu schlichten und die beiderseitigen Gerechtsame in Übereinstimmung zu bringen.

Joseph II. für und wider die Reise.

Ohne jemand weiter Mittheilung zu machen, meldete Pius VI. dem Kaiser 15. December 1781 seinen Entschluss. Dieser antwortete, er nehme solchen großen Beweis des päpstlichen Wohlwollens in der Überzeugung an, dass der Papst den Beschwerden einer so weiten Reise sich unterziehe, um zu zeigen, wie gerne er im Vereine mit dem Kaiser an der Frömmigkeit und Bildung des Volkes wirke. — Übrigens habe er seine Anordnungen zur Besserung der Kirchenzucht und zugleich zur rechtmäßigen Ausübung der weltlichen Gewalt in seinen Kirchen und Staaten

nur nach reiflicher Überlegung getroffen und sei von der Richtigkeit seiner Grundsätze, Beweggründe und Zwecke so fest überzeugt, dass man unmöglich etwas aussinnen oder beibringen könne, was ihn auf einen anderen Sinn brächte. Hierin lag also eine Zurückweisung des Reiseplanes. Auch die Vorstellungen, die Nuntius Garampi gegen das Vorgehen des Kaisers bei Kaunitz machte, wurden schneidig zurückgewiesen.

Die Lage des Papstes war mehr als schwierig. In Rom sprach man davon, dass die Reise nur das Selbstgefühl des Kaisers steigern und den Heiligen Stuhl demüthigen könne. Man rieth Pius VI. von seinem Vorhaben ab, bis die Meinung der Höfe darüber eingeholt sei. In der Hofburg aber meinte man, der Papst werde sich bloßstellen, wenn er sein gegebenes Wort nicht halte.

Kaunitz' Sorge.

Kaunitz hatte Sorge vor der Ankunft des Papstes in Wien. Er fürchtete die Zusammenkunft der Bischöfe, der Prälaten, der Geistlichen, die dem Papste ihr Missvergnügen und ihre Beschwerden über die Neuerungen in geistlichen Sachen klagen würden, und rieth dem Kaiser, den Befehl zu erlassen: die Geistlichen hätten in ihrer Residenz zu bleiben, ihr Amt ununterbrochen zu versehen und ohne höchste Erlaubnis sich keineswegs während der Anwesenheit des Papstes nach Wien zu verfügen.[1] Joseph II. zeigt sich ehrenvoller und klüger als der Kanzler: er findet diesen Befehl „nicht passend"; ihm erscheint es „nicht rathsam", Besorgnis zu zeigen. Der Aufenthalt des Papstes in der Burg werde manchem vorbeugen, was man befürchte. Die Huldigung des Volkes und des Clerus könne man dem Papste nicht verwehren. Treffe man mit Pius VI. ein gütliches Übereinkommen, so werde dieses durch die Verehrung, die man dem Papste bezeuge, noch viel größeres Ansehen erlangen.[2]

Joseph II.

Plan des Papstes.

Der Entschluss des Papstes war unerschütterlich. Der Tag der Abreise war auf den 27. Februar 1782 festgesetzt. Kein Staatsmann von Fach sollte mitgehen, Pius VI. vertraute bloß auf die Gerechtigkeit seiner Sache und den Schutz des Apostels. Der Papst wollte nicht nach der pomphaften Weise der Fürsten jener Zeit reisen, sondern einfach. Zwei Bischöfe, ein Secretär, ein Oberceremonienmeister, der Leibarzt, der Beichtvater, einige Geistliche, einige Diener waren sein ganzes Gefolge. Wenige Wagen genügten für alle. Die Ausbesserungen, die Pontinischen Sümpfe hatten riesige Summen verschlungen, Pius VI. war also nicht reich, aber er wollte doch nicht ohne Geschenke kommen, ohne Denkmünzen, die auf der einen Seite das Bild der Apostelfürsten Petrus und Paulus, auf der anderen Seite sein eigenes Bildnis trugen, und ohne eine Anzahl von Rosenkränzen aus kostbaren Steinen. Drei Cardinalshüte wurden mitgenommen, bischöfliches Verdienst zu lohnen. Den Cardinälen erklärte der Papst in schöner Rede, dass er „zu seinem und der Kirche Heil" eine Reise nach Deutschland anzutreten gedenke, warum er keinen von ihnen mitnehmen könne, und verordnete, wenn er auf der Reise sterben sollte, dass sie sogleich in Rom in das Conclave zusammentreten müssten, gleich als ob er in Rom gestorben wäre.

Abzug von Rom.

Wie beliebt Pius VI. in Rom war, sah man am Morgen der Abreise. Der ganze Adel fuhr zum Vatican, den Papst zu begleiten. Auch der Groß-

[1] Dr. Sebastian Brunner hat das Verdienst, in seinem „Humor in der Diplomatie" und in seiner „Theologischen Dienerschaft am Hofe Josephs II." eine Reihe wichtiger Actenstücke, welche die gegenseitige Stellung des Papstes zu dem Kaiser und der Bischöfe zum Kaiser in ein neues Licht setzen, veröffentlicht zu haben.

[2] Brunner, Humor, S. 201 ff.

fürst und Thronfolger von Russland, Paul Petrowitsch, und seine Gemahlin Maria von Wirtemberg, die sich längere Zeit in Rom aufgehalten und für Pius VI. die tiefste Verehrung gefasst hatten, kamen, ihm ihre Huldigung noch einmal und einen kostbaren Pelz für die Reise zum Geschenke darzubringen. Der Papst, welchen katholische Fürsten damals so hart bedrängten, war gerührt durch diese Aufmerksamkeit von schismatischen Fürsten. Der Graf von Norden.

Nach einem heißen Gebete am Grabe des Apostels bestieg Pius VI. den Wagen. Das Volk füllte die Plätze und Straßen und rief dem abziehenden Kirchenhaupte die heißesten Wünsche nach. Pius VI. war durch diese Theilnahme zu Thränen gerührt. Der Weg gieng durch die Porta del Popolo nach Ponte-Molle, die alte Straße hinauf nach Etrurien. Die erste Station weit konnte der Wagen nur langsam fahren vor der Menge, die ihn begleitete. Das Volk sprach sich für die Reise aus: ein guter Hirte suche das verlorene Schaf auch auf rauhen Pfaden; der Kaiser, der Sohn einer frommen Mutter, werde den liebevollen Mahnungen eines frommen Vaters sein Herz nicht verschließen. Sollte auch der Papst gar nichts erreichen, so sei es immerhin ehrenvoll für ihn, seine Pflicht erfüllt zu haben. Volk und Kirchenfürst schieden unter Thränen von einander.[1] Theilnahme des Volkes.

Wenn aber der Papst meinte, dass er jetzt rasch reisen könnte, so täuschte er sich. Die Kunde von seinem Plane flog rasch durch die Lande: wohin er kam, erscholl die Luft vom Geläute der Glocken, von den Segenswünschen der Menge, die, von ihren Geistlichen geführt, stundenweit hergekommen war, um das Oberhaupt der Kirche zu sehen, und auf den Knien seinen Segen zu empfangen. Selten hat ein Papst, schon durch die Majestät und Schönheit seiner Gestalt, mehr Eindruck gemacht und in höherem Grade die Gabe besessen, religiösen Enthusiasmus zu entflammen. Sein Kommen schien überall wie die Morgenglocke zu tönen, die zum Gebete aufruft, und wenn man die Berichte der Zeitgenossen von dieser Reise des Papstes und von den Tausenden und Tausenden liest, die kamen, ihn nur zu sehen und seinen Segen zu empfangen, so staunt man über die Siege der Revolution am Ende des Jahrhunderts. Frommer Sinn.

Cordara hat eingehend die Huldigungen verzeichnet von Ort zu Ort. Wir müssen aus Mangel an Raum auf ihn verweisen. Der Weg gieng über die Civita Castellana, das alte Veji, Otricoli, über die rauhen Höhen der Apenninen nach Narni, durch die fruchtbaren Gefilde Umbriens, das liebliche Thal von Spoleto, dann wieder über Felsen und durch enge Schluchten nach Tolentino, durch die reichen Felder Picenums nach Loreto, dessen riesiger Tempel in der Nacht von unzähligen Fackeln beleuchtet in einem Flammenmeere schwamm. Dann gieng es längs der Küste des Adriatischen Meeres nach Sinigaglia, Rimini, der einstigen Keltenstadt; von da nach Cesena, der Fahrt durch den Kirchenstaat.

[1] Cordara, De protectione Pii VI. ad aulam Viennensem, herausgegeben von Josephus Boërus, ins Deutsche gut übersetzt von Karl Ritter in seiner Schrift: „Kaiser Joseph II. und seine kirchlichen Reformen.“ Regensburg 1867.

Heimat des Papstes, die stolz war auf ihren Sohn und deren Menge mit einer Begeisterung ihm weit entgegenzog, die kaum die Feder auszudrücken vermag. Hundert Schritte vor der Stadt fließt der Pisatello, der alte Rubicon, den Cäsar überschritt, um den Krieg nach Rom zu bringen; — jetzt hieß es, der Papst geht über den Rubicon, um dem Cäsar den Frieden zu bringen. In Cesena blieb der Papst einen Tag bei seinen Verwandten, die mit ihm am Mahle theilnehmen durften, während sonst das Ceremoniell fordert, daſs er allein speise. Nach Cesena kam, im Auftrage des Königs von Spanien, den Heiligen Vater zu begrüßen, der Bologneſe Karl III. Graf Zambeccario. Karl III. schrieb dem Heiligen Vater: „Ich beneide den Kaiser um den Genuſs, Sie in Wien zu besitzen; nichts wünsche ich sosehr als die Freude eben dieses Glückes.“ — Dann gieng die Reise über Imola, das freundliche Faenza, das durch sein weißes Geschirr, die Fayence, so berühmt ist, nach Bologna. Überall die gleiche Ehrfurchtsbezeugung bei den Massen. Ferdinand von Parma. Hieher kam aber auch ein Fürst, ihn in Ehrfurcht zu begrüßen: Ferdinand von Bourbon, Herzog von Parma, der sich kaum vom Heiligen Vater zu trennen vermochte. In Ferrara traf ein Schreiben des Kaisers ein. Der Papst, der auf der Reise, als ehemaliger Dominicaner, meist in Dominicanerklöstern abstieg, gedachte, in Wien im Hause der Nuntiatur zu wohnen. Joseph II. aber Einladung in die Burg. bat ihn jetzt, daſs er Wohnung in seiner Hofburg nehme: das sei der beiderseitigen Würde gemäß und der Wohlstand erfordere es unumgänglich; auch könnten sie einander näher, darum vertraulicher unter sich sein. Der Kaiser hatte nämlich damals ein Augenleiden und muſste sich einer lästigen Cur unterziehen. Der Papst war erfreut über diese Einladung: er sollte in Wien die Zimmer der Maria Theresia bewohnen.

Von Ferrara gieng es dann nach den Ufern des Po. Schnellsegler von wunderbarer Pracht waren bereit, die kräftigsten Matrosen in gleichem und schönem Costüme führten die Ruder. Eine kleine Flotte von Booten folgte. An beiden Ufern des Stromes lag die Menge auf den Knien; von allen Thürmen ertönten die Glocken, wie am Sonntag, der Papst muſste in einemfort die Rechte zum Reise durch Venetien, Segnen erheben. Thränen der Rührung rollten über seine Wangen. Es gieng über Chioggia gegen Mestre. Überall, wo er anhalten muſste, hatte die Republik Venedig königliche Pracht entfaltet. So gieng es nach Sacile. Allenthalben auf den Straßen Kopf an Kopf, feurige Zurufe, fromme Lieder, Gebete; die Mütter hoben ihre Kinder empor, die Bäume wollten brechen unter der Last der Neugierigen. In Udine, der Hauptstadt von Friaul, war letzte Rast auf venetianischem Boden. Seinen warmen Dank bezeugte der Papst der Republik in Geschenken.

durch Österreich. In Görz war der Papst zum erstenmale am 14. März in einer österreichischen Stadt. Hier begrüßte ihn sein Nuntius Garampi und der Vicekanzler des Kaisers, Cobenzl. Nobelgarden waren da, um ihn mit all seiner Würde geziemenden Ehre zu geleiten. Von Station zu Station stand Reiterei in Bereitschaft. Ein eigenes Zeichen aber war: der Erzbischof von Görz, der sich geweigert hatte, in seinem Sprengel das Toleranz-Edict zu verkünden, war nach Wien entboten worden, wo man ihm die Wahl ließ, entweder die Verzichtleistung auf seinen Stuhl, oder den Eid des Gehorsams gegen die Befehle des Kaisers zu unterschreiben, und ihm nicht einmal die Bitte um einen Tag Bedenkzeit gestattete, so daſs er den Eid unterzeichnete und gestand, daſs er gröblich ungehorsam gegen den Kaiser gewesen, dessen Gnade er sich überlasse.

Nun erhielt er einen derben Verweis und die Strafe, dass er jährlich 1500 Gulden einer wohlthätigen Stiftung übergebe. Der Papst war empfindlich berührt. „Es geziemt sich," sagte er zwar, „dass man den Befehlen des Fürsten gehorcht" — eine Fürbitte beim Kaiser half jedoch nichts. Das war keine gute Vorbedeutung für den Erfolg der Reise.

Frommer Sinn des Volkes.

Je weiter es nun nach deutschem Gebiet vorangieng, umso größer war das Zuströmen des Volkes, umso feuriger die Zeichen der Verehrung. Cordara meint: „Das ist leicht begreiflich, denn die Erscheinung des Papstes ist eine seltene Sache in Deutschland. Viele machen ja die weite Wallfahrt nach Rom, um den Papst zu sehen. Zudem sind die Deutschen, wenn sie katholisch sind, dies auch in Wahrheit und von ganzem Herzen, nicht nur so oben hin und so oberflächlich; schnell und wundersam wird ihr Gemüth von religiösen Gefühlen bewegt; was Wunder also, wenn sie in dem, welchen sie als obersten Hirten der Kirche, als Petri Nachfolger, als Christi Statthalter auf Erden, endlich als den, welcher unter allen Sterblichen mit der größten Würde bekleidet war, erkannten und verehrten, ein höheres Wesen zu erblicken glaubten." — In Laibach begrüßte ihn des Kaisers Schwester, die Erzherzogin Maria Anna, welche Äbtissin in Klagenfurt war, mit einem glänzenden Gefolge von Herren und Damen. In Graz nahm der Papst Einkehr im Klostergebäude der Cistercienser und begab sich am andern Tag unter großem Volksgedränge zur Kirche Maria-Hilf. In Neunkirchen begrüßte ihn der Kaiser. Sobald er den päpstlichen Wagen erblickte, stieg er aus und eilte dem Papste mit solcher Schnelligkeit entgegen, dass er ihm beim Aussteigen die Hand reichen konnte. Der Empfang war beiderseits warm. Der Papst umarmte den Kaiser und gab ihm drei Bruderküsse. Der Erzherzog Maximilian, Kurfürst von Köln, ergriff die Hand des Papstes, um sie zu küssen, der seinen Gruß mit einem Kuss auf die Stirne erwiderte. Der Kaiser nahm den Papst zu sich in seinen Wagen und setzte sich zu seiner Linken. So fuhren beide, 22. März 1782, drei Uhr nachmittags, in Wien ein. Der Papst hatte sich allen Pomp des Einzuges verbeten, die Bevölkerung aber ließ sich nicht abhalten, ihm eine halbe Meile entgegenzugehen Die Stimmung war feierlich und begeistert, als man die beiden Männer, welche die höchsten Gewalten auf Erden darstellten, in einem Wagen beisammen sah. Der Kaiser und der Erzherzog Maximilian nahmen bei der Hofburg den Papst in die Mitte und geleiteten ihn in die Räume, welche Maria Theresia bewohnt hatte; sie waren prachtvoll hergerichtet. Im Audienzzimmer war ein kostbarer Thron unter einem Himmel, im Schlafzimmer ein Altar und neben vielen Reliquien das berühmte Crucifix, von welchem Ferdinand II. die Worte zu hören glaubte: „Ich werde dich nicht verlassen."

Papst und Kaiser.

Einzug in Wien.

Einen ganzen Monat blieb der Papst in Wien, vom 22. März bis 22. April: diese Tage sind durch die Verhandlungen merkwürdig, die geführt wurden, und durch die Theilnahme der Bevölkerung für den Papst. Die letztere war mit jedem Tag im Steigen.

Zudrang zum Papste.

Man rechnete an Tagen 200.000 Fremde in Wien. Aus den weiten Ländern der großen Monarchie kam, wer konnte, den Heiligen Vater zu sehen, seinen Segen zu empfangen. 30.000 bis 50.000 Menschen drängten sich beständig vor der Burg, und war ein Hause befriedigt, so kam ein anderer. Die Donau war bedeckt mit den Booten auf- und abfahrender Pilger. Die Wiener konnten

sich nicht satt sehen am Papst: man fand seine Miene edel, majestätisch und zugleich bescheiden. Stundenlang harrte die Menge und nicht bloß Bauersleute, sondern Vornehme, Herren und Damen, bis der Heilige Vater erschien und seine Hand zum Segen erhob. Ein Lutheraner aus jener Zeit schrieb:[1] „Die Wirkung von der Gegenwart des Papstes ist unglaublich groß und ich wundere mich nicht mehr, dass sie einst so außerordentliche Veränderungen hervorzubringen vermochte. Mehreremale habe ich den Papst in dem Augenblicke gesehen, wo er dem Volke dieser Hauptstadt den Segen ertheilte. Ich bin kein Katholik, ich bin auch nicht leicht zu rühren; aber ich muss gestehen, dieses Schauspiel hat mich bis zu Thränen erweicht. Sie können sich nicht vorstellen, wie interessant es ist, mehr als 50.000 Menschen in einerlei Absicht, auf einem Platze versammelt zu sehen, aus deren Zügen und Bewegungen der Ausdruck der Andacht und der Begeisterung spricht, mit welchem sie einen Segen erwarten, der, wie sie glauben, ihr Glück auf Erden und in einer andern Welt stiftet. Mit diesem Gegenstande ganz beschäftigt, achten sie nicht das Unbequeme ihrer Lage: aneinander gepresst und kaum noch athmend, sehen sie nur in seinem ganzen Pomp das Oberhaupt der katholischen Kirche erscheinen, gekrönt mit der Tiara, bekleidet mit dem in ihren Augen heiligen, in aller Augen prächtigen Gewand, umringt von den in Wien gegenwärtigen Cardinälen und von der ganzen hohen Geistlichkeit. Der Papst beugt sich zum Gebet nieder, hebt dann die Hände zum Himmel auf, in der Stellung eines Mannes, der tief überzeugt ist, er bringe die Wünsche eines ganzen Volkes vor Gott und der in seinem Blicke das glühende Verlangen nach Erhörung ausdrückt. Man denke sich bei dieser Function einen Greis von majestätischem Wuchs, von der edelsten und angenehmsten Gesichtsbildung, und versage sich, wenn man es kann, eine lebhafte Rührung beim Anblick dieser unermesslichen Menge, die in dem Momente der Segens-Ertheilung auf die Knie niederstürzt, und die ihn mit eben der Begeisterung empfängt, mit der ihn jener zu geben scheint. Der Eindruck dieser Scene auf mich wird für immer unauslöschlich sein."

Protestantische Stimme.

Und Joseph II. schreibt an seine Schwester Maria Christina in Brüssel: „Die letzten Tage war der Zufluss von Menschen vor seinen Fenstern außerordentlich. Es gewährte einen schönen Anblick und in einer Art, wie ich es nie gesehen habe und nie mehr sehen werde. Die Zahl der Leute zu bestimmen, ist unmöglich, es waren gewiss 100.000." — Feßler erzählt: „Nie kämpften Glaube und Unglaube, Jansenismus und Deismus heftiger in mir, als da ich dem Papst bei der Messe zusah, denn noch hörten die Thränen nicht auf, aus meinen Augen zu fließen. Die Andacht war in der heiligen Woche auf dem Gipfel. Am Gründonnerstag empfiengen der Kaiser und sein Bruder Maximilian vom Papste das Abendmahl. Der Papst wusch zwölf armen Greisen, die er selber ausgewählt hatte, und von denen einer hundertsechs Jahre alt war, die Füße und bediente sie bei Tisch. Jeder dieser Armen empfieng aus der Hand des Kaisers zwanzig Ducaten und aus der Hand des Papstes eine goldene und eine silberne Medaille. Namentlich übertraf die Feier am Ostertag alles, was man bisher Glänzendes und Feierliches in Wien gesehen hatte. Der Papst pontificierte beim Hochamt am Altar und alles bewunderte in tiefem Schweigen die hohe Majestät der heiligen Ceremonien. Dann hielt er, auf seinem Throne sitzend, mit Kraft und Begeisterung in lateinischer Sprache eine salbungsvolle Anrede.[2]

Joseph II.

Feßler.

[1] Bourgoing, Pius VI. und sein Pontificat, S. 218—220.

[2] Abgedruckt in: Nova Acta histor. eccles., IX, p. 286. Neulich wieder in Ritter, Kaiser Joseph II., S. 403—411, im Original und in der Übersetzung.

Welch ein Fond von edlen Stimmungen lag nicht in der Bevölkerung jener Zeit! Mit einem Volke von so viel Religiosität konnte allerdings die Dynastie einen Krieg gegen die Revolution von 1792 bis 1815 bestehen und Österreich nach den schmerzlichsten Niederlagen doch immer wieder neugerüstet und kampfesmuthig auftreten; solche Erwägungen waren aber nicht bei den damaligen Leitern seiner Geschicke. Religion gibt Kraft.

In der That verkehrten Papst und Kaiser fast jeden Tag freundschaftlich miteinander, sprachen vertraulich über die ersten Männer Europas, über das Interesse anderer Höfe. Kein Hauch des Misstrauens schien dieses schöne, innige Verhältnis zu trüben. Der Kaiser fragte sogar, ob in all seinen Verordnungen die Glaubenslehre auch nur an irgend einer Stelle angetastet wäre? — und der Papst schien es zuzugeben. „Nun denn, so bin ich doch kein Ketzer, wie man in Rom behauptet." Aus dieser Stelle schloss Pius, dass der Kaiser vielleicht in den Briefen an Garampi diese Anschuldigung finde, und darum ergriff er die Gelegenheit in einem Consistorium, das er in Wien hielt, dem frommen Sinne des Kaisers das obige Lob zu spenden: er ertheilte dabei zwei Cardinälen, Firmian und Batthyany den Hut. Aber für seine Zwecke erreichte der Heilige Vater doch nichts. Joseph wich allen Unterhandlungen aus: er sei kein Theologe und verstehe zu wenig vom canonischen Rechte. Alles, was er in dieser Beziehung gethan, bezwecke bloß das Wohl seiner Unterthanen und betreffe die christliche Lehre gar nicht und werde, wie es nach reiflicher Überlegung begonnen worden, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit festgehalten werden. Wenn Seine Heiligkeit Erinnerungen zu machen habe, so bitte er dieselben schriftlich ihm vorlegen zu wollen, damit er sie durch seinen Kanzler ausführlich beantworten lassen könne.[1]) Er sei sogar erbötig, sie, zur Belehrung seiner Unterthanen, durch den Druck bekannt zu machen.[2]) Papst und Kaiser. Consistorium in Wien.

Das hieß wohl die Entscheidung hinausschieben. Der Papst musste da die Misslichkeit seines Verhältnisses als Gast des Kaisers empfinden, ebenso als die ungarischen Bischöfe ihn fragten, wie sie in Betreff der Entbindung von kirchlichen Ehehindernissen und Klostergelübden sich verhalten sollten. Da trat wieder in den Vordergrund, dass der Kaiser seinen Bischöfen Befugnisse ertheilte, welche ihnen der Papst nach dem römischen Kirchenrechte absprach. Das Ehehindernis wegen Abweichung vom rechten Glauben war ja durch das Toleranz-Edict außer Kraft gesetzt. Der Papst gab deshalb vermittelnde Antwort: die Bischöfe hätten Recht, sich nicht für befugt zu halten, kraft ihres Amtes von Ehehindernissen zu dispensieren; er ertheile ihnen aber die Befugnis zur Dispensation vom dritten und vierten Verwandtschaftsgrade auf fünf Jahre. Als sie aber fragten, was sie nach diesen fünf Jahren zu Frage der Ungarn.

[1]) Wolf, Geschichte der römisch-katholischen Kirche unter Pius VI., Bd. III, S 481.

[2]) Dohm bemerkt (l. c. II. S. 333): „Dieses geschah, brachte aber auch zu keinem Resultate. Dieses war nicht möglich, da gerade die wichtigste Verschiedenheit der Ansichten darin bestand, dass der Kaiser behauptete, es sei eigentlich kein Streit zwischen ihm und dem Papste, weil dieser gar kein Recht habe, über die inneren Einrichtungen, welche jener kraft seiner landesherrlichen Macht in kirchlichen Dingen gutfinde, irgend Etwas zu sagen."

thun hätten, wenn ihnen zum Gesuch um Verlängerung das königliche Placet verweigert würde, verlängerte der Papst diese Frist bis zu dem Zeitpunkte, in welchem ihre Befugnis werde widerrufen werden. Bei der Frage nach der Befugnis, feierlich abgelegte Ordensgelübde aufzulösen, erklärte der Papst, er könne diese den Bischöfen nicht ertheilen, weil er sie selbst nicht habe, und verwies sie auf ein an den Bischof von Brünn erlassenes Breve, wonach Mönche und Nonnen, die aus ihren Klöstern vertrieben wurden, in andere untergebracht und, wenn dies nicht möglich wäre, auch außerhalb des Klosters, soweit es ausführbar, ihre Gelübde, namentlich die der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams, halten sollten. In Betreff der unter dem Kaiser untersagten Verbindung der Regulargeistlichkeit mit ihren Ordensoberen in Rom — sollten die Bischöfe sich leidend verhalten. Ihrer Klugheit überließ der Papst, wie sie die ihnen vom Kaiser übertragene Gerichtsbarkeit über exempte Mönche ausüben wollten. Er hatte auch nichts einzuwenden gegen das Verbot der Bulle „In Coena Domini", sie werde am Gründonnerstage auch nicht mehr in Rom verlesen werden. So nachgiebig und vorsichtig war der Papst gegenüber dem Kaiser.

Die Wiener Presse.

Minder rücksichtsvoll waren die Wiener Schriftsteller: sie suchten den Eindruck abzuschwächen, den Pius VI. überall auf die Bevölkerung hervorbrachte. Valentin Eybel behandelte damals in eigenen Flugschriften die Frage: „Was ist der Papst? was ist ein Bischof? was ist ein Pfarrer?" — und die Antwort lief dahin aus: „Nur in der bischöflichen Macht besteht die gesammte Kirchengewalt, die jeder Bischof für seinen Sprengel und alle Bischöfe zusammen für die ganze Kirche oder für den Theil derselben, welcher deren bedürfe, in

Eybel.

einem Kirchenrathe oder auch außer demselben, durch Übereinstimmung auszuüben haben. Dem bischöflichen Stuhle des alten Rom haben die Väter, weil das eine Kaiserstadt war, manches Vorrecht zugedacht. Wer aber den Papst heutigen Tages für den obersten Richter in Glaubenssachen oder für untrüglich darin ausgeben wollte, der würde als ein Mensch angesehen werden, der von keiner Heiligen Schrift, von keiner Erblehre, von keinen heiligen Vätern, von keiner Kirchengeschichte etwas wüsste." — Das sind die Lehren des Febronius, dem Volke mundgerecht gemacht. Gleichsam um ihn zu verbessern, im Grunde aber um den

Sonnenfels.

Eindruck der Eybel'schen Sätze zu verschärfen, erklärte Sonnenfels, der Hofpublicist, die Frage, was der Papst sei, für überflüssig, „weil in einem Lande, wo die Großen und der aufgeklärte Theil der Nation es sich noch nicht zur Schande rechnen, die Vortrefflichkeit der Religion zu erkennen, und ihre Nothwendigkeit und ihren wohlthätigen Einfluss auf das Wohl der Völker einzugestehen, jedermann wisse, dass der Papst ein Gegenstand der allgemeinen Ehrerbietung sei, als Primas der Kirche, mit der wir in Verbindung stehen, und als Souverän über einen Theil Italiens, der durch die der Zeit trotzenden Denkmäler der einstigen Größe immer berühmt bleiben und durch die geretteten Muster der Künste stets über Europa eine Art Herrschaft behaupten werde." — Also, weil die Italiener noch nicht auf der Höhe der Zeit sind, machen sie sich viel aus dem Bischof von Rom, und weil wir eben noch im Verbande mit der römischen Kirche stehen, müssen wir noch Rücksicht nehmen auf den Papst, welcher souveräner

Fürst des alten Rom ist, wo viel Kunstwerke noch erhalten sind. — Das war in feinerer Sprache dasselbe.

Plumper waren gewisse Straßenanschläge; so am Ostersonntag: als der Papst ein feierliches Amt in der Stephanskirche halten sollte, war an den Ecken zu lesen: „Der Papst wird heute eine große Haupt- und Staatsaction in zwei Aufzügen geben, das Hochamt und den heiligen Segen.“ Am Grünen Donnerstag meldeten Spottschriften dem Volke, Pius VI. werde den zwölf Aposteln der österreichischen Monarchie die Füße waschen. Unter diesen werde der Fürst Kaunitz als Petrus, Sonnenfels als der ungläubige Thomas und Eybel als Judas Ischariot figurieren. Straßenanschläge.

Was ist der Papst? Die Wiener Schriftsteller wollten es nicht verstehen. Ein junger protestantischer Schriftsteller sagte es ihnen, ein Lehrer der Geschichte an der Militärschule im protestantischen Kassel, Johannes von Müller, in einer eigenen Schrift, „Reisen der Päpste“,[1]) worin er die Reise des großen Leo I. zum König der Hunnen 451 und die Reise Stephans zum König der Langobarden 743, die Reise Zacharias zum König Rachis 750, die Reise Stephans III. zu Pipin 753, die Reise Leos III. 799 zu Karl dem Großen nach Paderborn, die Reise Gregors VII. nach Canossa und Heinrichs Abbitte, die Reise Alexanders III. nach Frankreich und Venedig, die Reise Innocenz' IV. nach Lyon 1244 behandelte und den Satz betonte: „Scepter brechen, Waffen rosten; was in den Geist gelegt ist, ist ewig!“ — „Im Mittelalter war eine Freistatt wider den Zorn der Potentaten der Altar, eine Freistatt wider den Misbrauch des priesterlichen Ansehens der Thron; im Gleichgewichte beider Gewalten lag das öffentliche Wohl. Die militärische Gewalt war in den Händen der Fürsten, die Kirche dagegen hatte eine moralische Macht. Auf daſs diese jener ein Gleichgewicht halte, wurde Hierarchie und Immunität erfordert; jene, weil Ordnung Stärke gibt, weil ohne den Papst, ohne Erzbischöfe und Ordensgenerale die Kirche ein unbehilflicher Haufe gewesen wäre. Als der Imperator auch der erste Pontifex war, da war auch die ganze gesittete Welt in Schande, Barbarei, Tod und Ruin verfallen.“ — Das ist ein hoher, edler Standpunkt der Betrachtung! Was ist der Papst? Johannes von Müller.

„Was ist der Papst?“ fragt der Verfasser am Schlusse. „Man sagt, er ist nur ein Bischof, ebenso wie Maria Theresia nur eine Gräfin von Habsburg, Ludwig XVI. nur ein Graf zu Paris, der Held von Rosbach und von Leuthen nur einer von Zollern. Man weiß, welcher Papst Karl den Großen zum ersten Kaiser gekrönt: wer hat aber den ersten Papst gemacht? Ein Bischof war der Papst. Und er war der heilige Vater, der oberste Priester, der große Chalife[2]) aller Königreiche und Fürstenthümer,

[1]) Johannes von Müllers sämmtliche Werke, XXV, S. 13—46.
[2]) Abulfeda, Fürst von Hamath, nennt ihn so.

aller Herrschaften und Städte in dem Lande gegen Abend, welcher die wilde Jugend unserer Staaten durch Gottesfurcht gezähmt. Bittend etwa, dass eine Anzahl Menschen ihre althergebrachten Güter behalte; bittend etwa, dass die Kirche von ihrem obersten Hirten (Vater und Kinder) nicht getrennt werde; versuchend, ob unter dem Gerassel der Waffen unseres Jahrhunderts die Könige auch noch hören, oder nur Gott; weit entfernt von aller Furchtbarkeit, gewaltig nur durch Segen, ist er noch heilig in den Herzen vieler Millionen, groß bei Potentaten, die das Volk ehren, der Besitzer einer Macht, vor der in siebzehnhundert Jahren von dem Hause Cäsars bis auf den Stamm Habsburgs viele große Nationen und all ihre Helden vorübergegangen. Das ist der Papst. Als Cäsar ganz Gallien erobert, Britannien, Germanien, den Pontus gesehen und geschreckt, in Spanien, Thessalien, Ägypten und Afrika gesiegt, die Welt und Rom bezwungen hatte und ersiegt, was mancher gewünscht, wurde er von Cicero einst besucht. Als er nun hörte, dass Cicero im Vorzimmer den bequemen Augenblick erwarte, seufzte Cäsar (gut und groß) und rief aus: ‚Wie kann ich mich geliebt glauben, wenn solch ein Mann warten muss!'"

Kaunitz unartig.

Kaunitz benahm sich unartig gegen den Heiligen Vater und erinnerte alle, die ihn näher kannten, bei diesem Anlasse daran, dass er seine Abende in Paris in Gesellschaft der Encyklopädisten zugebracht hatte. Wie ganz anders hatte er sich unter Maria Theresia betragen, deren höherer Geist ihn offenbar beherrscht hatte. Die Kaiserin hatte manche Schrulle von ihm geduldet, jetzt bewies er aber mehr als Sonderlichkeiten: er war ungezogen. Das Oberhaupt der allgemeinen Kirche durfte doch erwarten, dass während seines Aufenthaltes in Wien der Staatskanzler ihm einen Besuch mache. Der Hochmuth des Kanzlers beugte sich aber selbst vor dem Papste nicht. Pius VI. sah darüber hinaus in seinem Eifer für die Kirche. Er entschloss sich, den Kanzler zuerst zu besuchen, und ließ ihn fragen, wann er die Bilder im Palaste der Staatskanzlei bewundern könne. Jetzt bestimmte Kaunitz Tag und Stunde und Pius VI. stellte sich zur bestimmten Zeit ein. Die Kinder, die Hausgenossen, die Diener erwarten den Papst in tiefster Ehrerbietung, aber den Kanzler zu sehen, muss er durch viele Zimmer gehen. Er trifft ihn endlich und reicht ihm die Hand. Kaunitz, statt sie zu küssen, schüttelt und drückt sie. Bourgoing, der französische Gesandte in Dresden, hörte einige Zeit darauf bei einem Besuche in Wien, Kaunitz sei beim Eintritte des Papstes in seinem Zimmer wie in Gedanken vertieft am Kamin gestanden, sich mit zurückgeschlagenen Rockschößen wärmend, den Hut auf dem Kopfe, den er allerdings im ersten Augenblicke abnahm, aber dann mit der Entschuldigung, er habe einen schwachen Kopf, wieder aufsetzte. Nun zeigte er ihm seine Gemälde, wobei er den Papst bald vor-, bald zurücktreten, bald links, bald rechts, bald rückwärts sich wenden ließ, um ein Gemälde vom rechten Standpunkt aus zu sehen. Bourgoing bemerkt: „Zum erstenmale fühlte sich Pius von einer profanen Hand hin- und hergezogen, er, dem man sich sonst nur mit Ehrerbietung näherte!"[1] Nicht ohne einige Anstrengung behielt er seine Fassung während dieses Auftrittes

[1] Bourgoing, l. c. S. 225—226.

und, um die Kränkung nicht dadurch noch zu vermehren, dass er sie zu bemerken schien, musste er sich dankbar zeigen für die Gefälligkeit des Fürsten.“ [1])

Joseph II. und der Papst.

Offener und herzlicher benahm sich der Kaiser. Er verkehrte fast jeden Tag mit dem Heiligen Vater, ohne aber in dem, was der Papst eigentlich anstrebte, sich nachgiebig zu zeigen.

An seine Schwester, die Erzherzogin Maria Christina in Brüssel, schrieb der Kaiser: „Was die Fragen anbelangt, welche die Kirche und das Reich betreffen, glaube ich, dass wir beide bei unserer Ansicht bleiben werden. Er vertheidigt die Autorität der Kirche, selbst in ihren Übergriffen, und ich nehme die Rechte des Staates wieder auf, dem ich diene. Wir sind persönliche Freunde, handeln aber aus verschiedenen Motiven; nichtsdestoweniger streben beide dasselbe Ziel an: das Wachsthum der Religion, die Belehrung der Völker; er durch Worte, ich durch Thaten.“

Pius VI. über Joseph II.

Der Papst hingegen äußerte sich über Joseph, als er im Kaisersaale ein Consistorium hielt und zwei Cardinäle ernannte: „Wir sind oft um und bei dem Kaiser gewesen und alles fordert uns zu seiner Bewunderung auf — nicht nur die Freundlichkeit, mit der er uns in seiner kaiserlichen Wohnung aufgenommen und verpflegt hat, sondern auch seine besondere Frömmigkeit, sein hoher Verstand, seine unglaubliche Thätigkeit. Welch eine Beruhigung für unser väterliches Herz, dass Gottesfurcht und Religion nicht allein in dieser glänzenden Hauptstadt, sondern auch ebensosehr bei allen Völkern der kaiserlichen Staaten ohne die geringste Beeinträchtigung fortdauern. Nie werden wir aufhören, diese Tugenden zu erheben und sie mit unserem heißen Gebete zu unterstützen. Inbrünstig flehen wir zu dem allmächtigen Gott, er wolle den nicht verlassen, der ihn sucht; er wolle seine kaiserliche Majestät stärken in seinen guten Vorsätzen und sie mit dem fruchtbaren Thau seines himmlischen Segens überschütten.“

Die Wiener.

Die Wiener kümmerten sich dagegen nicht um die Feinde des Papstes, noch weniger aber um ihre so rücksichtslosen, so leichten Pamphletisten: wo immer sich Pius VI. zeigte, drängte sich die Menge, sie schien sich nicht sättigen zu können am Anblicke des edlen Gastes. Dieser besuchte nacheinander das Zeughaus, die Bibliothek, Schönbrunn, die Porzellanfabrik, das vom Exjesuiten Parhammer mit Liebe und Eifer unter militärischer Disciplin geleitete Waisenhaus, die Theresianische Akademie, und an einem schönen Frühlingssonntage, als der Kaiser zum erstenmale wieder nach einem längeren Augenleiden die Burg verlassen durfte, im gleichen Wagen mit ihm den Augarten. Der Jubel des Volkes war unbeschreiblich, als es die beiden höchsten irdischen Größen, den Papst und den Kaiser, mitsammen durch die langen und lieblichen Alleen bald fahren, bald

[1]) Der preußische Diplomat Dohm bemerkt (III, S. 331): „Kaunitz erschien auch nicht ein einzigesmal, um dem Papste aufzuwarten, und da dieser die im Palaste der Staatskanzlei, wo Fürst Kaunitz wohnte befindliche Bildergallerie sah, so sagte man, der Papst habe dem Staatskanzler die erste Visite machen müssen. Natürlich ist dieses nur im Scherz gesagt worden, denn so kindisch eitel auch wirklich Kaunitz war, so lässt es sich doch wirklich nicht denken, dass er im Ernste die Einbildung gehabt habe, vom Papste die erste Visite zu verlangen. Sehr möglich ist es allerdings, dass Kaunitz und seine Schmeichler diesem Besuche der Gallerie gern das Ansehen gaben, als sei er, neben der Absicht, diese zu sehen, auch zugleich dem Minister persönlich bestimmt gewesen“ — und fügt bei: „Kaunitz redete allein von den schönen Künsten, deren Kenner er war und sich gern als solchen zeigte. Wie der Papst das Gespräch auf Geschäfte lenken wollte, brach Kaunitz rasch ab mit der Bemerkung, dass diese auf gelegenere Zeit und Orte verschoben werden müssten.“

gehen sah. Sie schienen durch das Band der Liebe verbunden. Das Volk begriff nicht, welch ein tiefer Gegensatz zwischen beiden waltete.

Vor kurzem hatte der Papst noch einem Diplomaten, der sich nach dem Tage seiner Abreise erkundigte, geantwortet: „Ich bin zwar Papst, aber kein Prophet; meine Abreise hängt vom Gange meiner Unterhandlung ab.“ Diese sah er jetzt hoffnungslos und die Abreise ward auf den 22. April festgesetzt. Der Kaiser überbot sich in Geschenken: er gab dem Papst einen prachtvollen Reisewagen, ein mit Diamanten besetztes Bischofskreuz. Pius VI. sagte: „Ich werde dieses Geschenk nicht als ein persönliches Eigenthum betrachten: dem Heiligen Stuhle soll es zugehören, damit meine Nachfolger es als ein Zeichen des kaiserlichen Wohlwollens bei großen Feierlichkeiten tragen können.“ — Nicht minder weise war es, dass Pius VI. dem Kaiser das Diplom, wodurch sein Neffe Ludwig Braschi zum Fürsten des deutschen Reiches ernannt war, mit den Worten zurückstellte: er möge diese Gnade bis auf bessere Zeiten zurückbehalten: „Ich will nicht, dass man sagen könne, ich hätte mich mehr mit der Erhebung meiner Familie, als mit den Interessen der Kirche beschäftigt.“ — Das war ein Fingerzeig für den Kaiser — nicht minder, dass Esterhazy, Bischof von Erlau, das Großkreuz des Stephansordens, welches ihm der Kaiser verleihen wollte, ablehnte. Die ungarischen Bischöfe waren zugleich unabhängige Magnaten des Reiches und unzufrieden mit dem Gange der Dinge. Darum hatten sie ihre Fragen an den Papst gestellt und der Kaiser musste ihnen gestatten, in unmittelbare Unterhandlung mit dem Heiligen Vater zu treten, von dem sie unter mancherlei Beschränkungen die Erlaubnis erhielten, den landesherrlichen Verordnungen in geistlichen Dingen sich fügen zu dürfen. „Dies war ein Widerspruch gegen den von Joseph behaupteten Grundsatz, nach welchem die Bischöfe kraft eigenen Rechtes und nicht aus päpstlicher Vollmacht bei Dispensationen und in anderen Fällen handeln sollten. Indes war der Monarch zufrieden, durch diesen Mittelweg seinen Zweck vorerst einigermaßen zu erreichen — und der Papst sah es als einen bedeutenden Gewinn an, dass seine Einwilligung und Erlaubnis verlangt worden und durch deren Ertheilung sein Recht anerkannt war.“[1] Die begeisterte Aufnahme des Papstes von Seite der Bevölkerung wie von Seite des Clerus musste ein Fingerzeig für den Kaiser sein und ihn vorsichtiger und zurückhaltender in seinen Unternehmungen machen, und hätte, wie der preußische Diplomat meint,[2] ihn zu noch größeren Rückschritten bewogen, hätte Kaunitz ihn nicht festgehalten. In manchem gab der Kaiser wirklich nach: für die Freiheit, von der herrschenden Kirche sich loszusagen, wurde ein- für allemal eine gewisse Zeit bestimmt, nach deren Ablauf jeder in der katholischen Kirche Geborene als zu derselben gehörend behandelt werden sollte.

Abreise des Papstes.

Geschenke.

Die ungarischen Bischöfe.

Kaunitz

[1] Dohm, l. c. III, S. 336.
[2] Ibid. III, S. 335.

Die Censur ward strenger gehandhabt. Diese Vortheile waren allerdings nicht groß, aber auch nicht unwichtig, und dass ein Reformator wie Kaiser Joseph auch nur aufgehalten wurde in seinen raschen Fortschritten, war schon Gewinn.“ [1])

Die Stunde der Abreise nahte. Ganz Wien wollte den Scheidenden noch einmal sehen. Der Kaiser, der den Papst wie einen Vater zu ehren und zu lieben schien, fuhr in der Frühe des 22. April mit ihm in einem sechsspännigen Wagen aus der Burg nach Mariabrunn. — Das Volk lag überall auf den Knien und rief ununterbrochen Beifall. In der Kirche verrichteten beide ein kurzes Gebet; dann traten sie aus dem Gotteshause und umarmten sich gegenseitig. Der Kaiser fiel auf die Knie und bat um den Segen; der Papst hob ihn auf und küsste ihn nochmals auf das zärtlichste; die Augen voll von Thränen bestieg er den Wagen. Alles Volk schluchzte. Eine Marmortafel an der Stelle des Abschiedes besagte, dass Papst und Kaiser hier, nachdem sie in dieser Kirche ihr Gebet verrichtet, unter den zärtlichsten Umarmungen und unter den Thränen aller Anwesenden voneinander Abschied nahmen. Mariabrunn.

Damit man aber ja nicht meine, dass der Kaiser auf der einmal betretenen Bahn in kirchlichen Sachen stille stehe, zeigte ein Commissär am selben Tage den Mönchen an, dass der Kaiser sie von der Mühe der Selbstverwaltung ihrer Einkünfte entheben wolle — mit anderen Worten, dass Mariabrunn aufgehoben sei. Drei Tage darauf erschien eine Verordnung, welche 150 Klöster in den Niederlanden aufhob. Bald darauf wurden 64 Klöster in Böhmen, 30 in Oberösterreich und im September alle Mendicantenklöster aufgehoben. Den Trinitariern, welche christliche Sclaven loskauften, wurde erklärt: der Kaiser wolle den Raubstaaten kein Geld aus seinen Landen mehr zukommen lassen, er sorge durch Verträge und Consulate für seine Unterthanen.[2]) Mit dem Beisatze: der Staat sorge selber für die Kranken, wurde das Kloster der Barmherzigen in der Leopoldstadt aufgehoben. Die Laienbrüder mussten jetzt in weltlicher Kleidung die Kranken besorgen. Klösteraufhebung.

Die Heimkehr gieng über Mölk, in dessen herrlicher Kirche der Papst celebrierte, nach Enns; in St. Florian empfieng ihn der Bischof von Passau, Cardinal Firmian. Linz zeigte sich von wunderbarer Liebe und Begeisterung erfüllt. In Rieb wurde die Bitte an ihn gestellt, er möge ja Bayern und Augsburg besuchen. Pius VI. willigte ein: einen Tag weilte er in Altöttingen. Am 26. April zog er in München ein. Stundenweit war ihm unter Gebet und Gesang das Volk entgegengezogen, weither waren die Massen gekommen, auf den Knien lagen sie entlang der Straße. Thränen süßer Freude rollten über die Wangen des segnenden Papstes. Sichtlich, das Volk war noch von religiösen Stimmungen durchdrungen. Aber auch der Adel blieb nicht zurück. Karl Theodor, einst der Beschützer Voltaires, wurde ergriffen vom Geiste seines Volkes. Auch der Kurfürst von Trier, Clemens, ein Prinz von Sachsen, kam zur Begrüßung, was den Papst umso mehr freute, weil dieser einst eine Hauptstütze des Febronius gewesen war. Fünf Tage weilte der Heilige Vater in München, und jede Stunde zogen neue Massen aus der Ferne heran, mit wehenden Fahnen, unter dem Gesange Heimkehr. München. Karl Theodor.

[1]) Dohm, l. c. III, S. 327.

[2]) Vergl. Dr. Moritz Gmelin, Die Trinitarier oder Weißspanier in Österreich und ihre Thätigkeit für Befreiung christlicher Sclaven aus türkischer Gefangenschaft. — Österreichische Vierteljahrschrift für katholische Theologie, X. Jahrgang, 3. Heft.

heiliger Lieder, um das Oberhaupt der Kirche zu sehen, es zu verehren, und seinen Segen zu empfangen. Bayern wetteiferte mit Österreich in den Ausdrücken der Verehrung und Liebe: nicht Regen, nicht Schnee, nicht die Beschwerden der Reise hielten die frommen Pilger zurück. Beim Abschiede verehrte ihm der Kurfürst einen goldenen Kelch von nahezu unschätzbarem Werte. Karl Theodor begleitete den Scheidenden bis Schwabenhausen, wo ihn der Kurfürst von Trier, damals auch Bischof von Augsburg, empfieng. Pius VI. war hocherfreut, er nannte München das deutsche Rom.

Augsburg. Über den dreitägigen Aufenthalt Pius VI. in Augsburg, wo er allerseits nicht minder herzlich empfangen wurde, gibt es ein eigenes Buch von Simon Daser. Die Abgeordneten nicht nur des katholischen, sondern auch des lutherischen Magistrats begrüßten den Papst und überreichten das übliche Geschenk, das die Geschenke. Stadt jeweils dem ankommenden Kaiser weihte: acht große Gerichte von Fischen mit Linnen bedeckt, deren je eines zwei Diener trugen, in zweifärbige Gewänder gekleidet; vier Fässer mit Wein auf einem Wagen von sechs Pferden gezogen; Säcke mit Hafer auf zwei sechsspännigen Wagen. Pius VI. dankte herzlich und sandte die Lebensmittel ins Armenhaus; seinen Dank begleitete er mit einem Gebete zu Gott, dass er diejenigen, welche jetzt seine Hausgenossen seien, im Eifer seines Dienstes wachsen lasse, die Gäste und Zukömmlinge aber mit dem Geiste seiner Klarheit erleuchte und auf den Weg des Heiles führe, damit er sich freuen dürfe, alle mit der gleichen Liebe zu umfassen. Die Begeisterung für den Papst Die Protestanten. ergriff aber jetzt auch die Protestanten, viele sahen in der irreligiösen Zeit im Papstthume noch die einzige Stütze des Glaubens. Schon in München hatte sich die Gemahlin des englischen Gesandten mit Gewalt durch das Volk gedrängt, um vor dem Heiligen Vater niederzusinken, seine Hand zu küssen und seinen Segen zu erflehen. Als Pius die berühmte Bibliothek der Stadt besuchte, empfieng ihn der Bibliothekar und zugleich Rector des lutherischen Gymnasiums, Andreas A. Mertens. Mertens, kniend, mit einer begeisterten Anrede im gewähltesten Latein, worin er unter anderem sagte: „O ich Glücklicher, drei- und viermal Seliger, dem es vergönnt ist, den Papst Pius VI., die Wonne des Menschengeschlechtes, den heiligsten Vater, das höchste Oberhaupt der christlichen Religion, berufen, die Leiden der Sterblichen zu heilen, den ein glückliches Gestirn in unsere Stadt gebracht hat, mit gerührtem Herzen hier zu schauen und seine heiligsten Füße küssend, ihm den Tempel der Augustanischen Bibliothek zu öffnen.“ Mertens nannte den Papst den großen Beschützer der Wissenschaften und Künste, was die Päpste in der That gewesen sind. Den Eindruck, den Pius VI. auf die Deutschen machte, bezeichnete Mertens[1]) mit den Worten, dass der Papst zwar allen Sterblichen durch seine Frömmigkeit und innige Freundschaft mit Gott vorangehe und dass er unter den Menschen gleichsam als ein himmlisches Wesen wandle, dass aber die seiner Seele innewohnende Güte und die ihm von oben verliehene Holdseligkeit, die von seiner Stirne leuchte und die der ganze Erdkreis verkünde, auch den Schwächsten und Ärmsten ermuntere, ihm nahe zu treten. Pius VI., ein Kenner der alten Sprachen, antwortete in zierlichem Latein und bewunderte den Reichthum seltener Handschriften. In dem Saale, in welchem die Augsburgische Confession verlesen wurde, welche die Trennung befestigt hatte, tröstete sich der Papst mit dem Gedanken, dass das sächsische Fürsten-

[1]) Der lateinische Text der Rede und eine gute Übersetzung derselben bei Ritter, Kaiser Joseph II.

haus jetzt großen Eifer für die katholische Kirche entfalte und ein Mitglied desselben Hauses das Hochamt gehalten, dem er soeben beigewohnt habe. Als ein Kammerherr des Herzogs von Parma einige Stellen aus der Abhandlung über die „Reisen der Päpste“ von Johannes Müller vorlas, lobte er sie und schrieb sich den Namen und Aufenthaltsort des Verfassers auf. Als ihm einer der Reichsprälaten sagte, dass sechs von den ihm unterstehenden Klöstern in Österreich lägen, schlug Pius VI. die Hände zusammen und rief gegen Himmel blickend: „O geliebteste Söhne, ich habe alles versucht, die Sache auf dem alten Fuße zu erhalten und wieder dahin zu bringen — allein . . . — Die Angelegenheit ist jedoch noch nicht zu Ende — lasst uns beten und hoffen.“

Über Füßen gieng dann die Reise nach Tirol, das in seinem frommen Eifer hinter Bayern nicht zurückblieb und seine Liebe zum Heiligen Vater oft in origineller Weise kundgab. Damit glücklich die Reise ende, hatte ein Bauer in Matrei 1782 Brote zur Speisung der Armen gewidmet und bat, dass Pius diese Brote segne, was er unter einem Sturm von Begeisterung der Bauern auch that. Tirol.

Der Enthusiasmus der Deutschen wirkte wieder über die Alpen auf die Italiener. Aus Verona strömten dem Heimkehrenden Massen entgegen. Der Boden schien zu zittern unter dem Beifallsdonner. 60.000 Menschen lagen in der Arena auf den Knien und baten um den Segen. Cordara bemerkt mit Recht: „Wen sollte der Gedanke nicht ergreifen, dass dieser Riesenbau, der einst in seinen Räumen nur profane Schauspiele und die blutigen Kämpfe roher und wilder Gladiatoren sah, nun, nachdem so viele Jahrhunderte dahingeflossen, das heilige Schauspiel christlicher Pietät erblickte!“ — Über Padua gieng es nach Venedig, das, noch vor kurzem so feindselig gegen den Heiligen Stuhl, jetzt sich in Zeichen der freudigen Hingebung überbot. Bei der Einfahrt in den mit Gondeln bedeckten Canal Grande schienen die Dächer und Häuser einstürzen zu wollen unter dem Jubelrufe, der die Herzen erschütterte. Freude funkelte ihm aus allen Augen entgegen. Es war einer der letzten schönen Tage im Leben der Republik; es waren heilige und erhabene Augenblicke. — Die eigenen Unterthanen waren natürlich entzückt über die Ehren, die ihrem Fürsten angethan worden, und sie wollten nicht zurückbleiben in der Bezeigung ihrer Liebe. Es war von Bologna an ein fortwährender Triumphzug unter Blumengewinden, ein fortwährender rauschender Beifallsruf, ein freudiges Wogen der Menge auf den Straßen, dem Rückkehrenden ihren Willkomm zu bieten. Nie hat ein Triumphator einen herrlicheren Empfang gefunden, als Pius VI., da er am 13. Juni 1782 in Rom einzog. Am Grabe des Apostels hielt er das Dankgebet, ehe er seinen Palast, den Vatican, betrat.[1] Italien. Verona. Venedig.

Jetzt kam aber die Frage: was hat der Papst erreicht? nachdem der erste Enthusiasmus verraucht war. Der Cardinal Bernis meinte: „Ich fürchte sehr, seine noch übrige Regierung wird Pius VI. viele Thränen kosten.“ Der spanische Gesandte Azara äußerte: „Ich zweifle am Nutzen dieser Reise für die Religion und für den Römischen Stuhl.“ — „Lassen Sie mir nur Zeit“, Erfolg der Reise.

[1] Der päpstliche Ceremonienmeister Dini gab die ausführliche Beschreibung der Reise heraus: Diario pieno e distinto del viaggio fatto a Vienna del Sommo Pontefice Pio Papa sesto. Roma 1783. — In Augsburg erschien 1783 von Bauer: Geschichte der päpstlichen Reise.

antwortete der Heilige Vater, „und Sie sollen sehen, dass ich von dem Kaiser viel mehr erlangen werde, als man glauben mag."

Seinen nächsten Freunden sagte der Papst in der ersten Unterredung unbefangen: „Dieser Fürst hat einen großen Fond von Religion; er hat mich versichert, und er hat es mir auch bewiesen, dass er der beste Katholik auf Erden sei. Seine Rathgeber aber haben nach dem Tode seiner ehrwürdigen Mutter ihn irregeleitet." [1]) Joseph hatte tiefen Eindruck auf den Papst auch durch die Worte
Jesuiten. gemacht: „Wäre ich Herr zur Zeit der Unterdrückung der Jesuiten gewesen, so würde sie nicht geschehen sein. Karl III. hat Unrecht gethan, sie so heftig zu verfolgen. Aber die Kaiserin von Russland ist fest entschlossen, wenigstens den Samen davon aufzubewahren." — Die Gesandten von Spanien und Frankreich wurden unruhig über die Äußerung: „Es ist nichts daran gelegen", sagten sie dem Papste, „wenn die Kaiserin von Russland die Jesuiten in ihrem Reiche beibehält, wenn nur Sie dieselben nicht mehr anerkennen." — Nach drei Monaten erstattete der Papst dem Cardinalscollegium Bericht über die Reise, [2]) und sagte darin: „Das
Lob des Kaisers. große Genie des Kaisers Joseph, seine ganz besondere Zuneigung, wovon wir so viele Beweise empfiengen, seine Leutseligkeit, seine Menschlichkeit, schienen uns von der glücklichsten Vorbedeutung zu sein und wir sind schuldig zu gestehen, dass unser Zutrauen nicht getäuscht wurde. Schon jetzt haben wir von seiner Gerechtigkeitsliebe einige wichtige Verwilligungen erhalten und die Hoffnung zu mehreren." Aber die Cardinäle waren unzufrieden. Eines Tages fand der Papst auf dem Betpulte seiner Kapelle ein Blatt voll bitterer Vorwürfe, unter diesen auch
Vorwürfe. den Satz: „Was Gregor VII., der größte aller Priester, gestiftet hat, das hat Pius VI., der kleinste aller Priester, wieder zerstört." — Der Papst schrieb mit Bleistift unter das beleidigende Blatt: „Christi Reich ist nicht von dieser Welt. Er, welcher himmlische Kronen austheilt, raubt die irdischen nicht." — Schmerzlich war für ihn, dass das Buch des Febronius und Eybels Flugschrift: „Was ist der Papst?" in Rom verkauft wurden. —

Drohender Bruch mit der Kirche. Zweite Reise des Kaisers nach Rom.

Papst und Kaiser. Bald zeigten die Ereignisse dem Papste, dass seine Einwirkung auf den Kaiser doch gering war. Joseph begann über die Grundstücke der Kirche zu verfügen. Pius VI. sandte ihm nun ein warmes Mahnschreiben. [3]) „Wie," heißt es darin, „Euere Majestät wollen also beweisen, dass Sie auch nicht die geringste Rücksicht auf meinen Rath nehmen, oder wenigstens, dass Sie ihn nur zu bald vergessen haben? Wo sind sie, jene Versicherungen von Anhänglichkeit an die Reinheit der Religion, jene von Euer Majestät bekannten Grundsätze der Rechtgläubigkeit?" — Joseph antwortete trocken: „Diese

[1]) Bourgoing, l. c. S. 255—256.

[2]) Er liegt offenbar der Schrift von Cordara zugrunde: De profectione Pii VI ad aulam Viennensem.

[3]) Bourgoing, l. c. S. 260—266.

beunruhigenden Gerüchte sind falsch und, ohne in dem vieler Auslegungen und Erklärungen fähigen Text der Heiligen Schrift zu grübeln, sagt mir eine innere Stimme, was ich als Gesetzgeber und als Beschützer der Religion zu thun und zu lassen habe, und mit meinem redlichen und gerechten Charakter kann mich diese Stimme nie zu Irrthümern verleiten." Der Papst wurde durch den kalten Ton dieses Schreibens schmerzlich berührt. Unfehlbarkeit.

Pius VI. wollte nicht glauben, was ihm die Cardinäle sagten, dass Joseph II. ihn getäuscht habe; er glaubte an seine Wahrhaftigkeit, er nannte ihn nur den „unvergleichlichen Joseph". Er glaubte, die Minister des Kaisers hätten das Wesentliche der Verabredungen mit ihm geändert. Da erschien ein Erlass des Kaisers, welcher ihn noch schmerzlicher berührte: er nahm der Dataria die Ernennung zu allen Bisthümern im Mailändischen und im Mantuanischen; er nannte sich in diesem Erlasse „den Obervormund der Kirche und den Verwalter ihrer weltlichen Güter"; er wies das Vermögen der aufgehobenen Klöster dem Religionsfonde zu, der allerdings nur für Kirchen und Schulen bestimmt sein sollte, es aber nicht blieb; er beschränkte die Vorrechte und Gerichtsbarkeit der Nuntien. Pius VI. schrieb ihm vertraulich. Azara und Bernis sagten ihm, er stelle sich durch diesen Briefwechsel nur bloß.[1]) „Wir müssen ihm doch, so gut es angeht, zu wissen thun, was wir denken, um vor Gott und den Menschen vorwurfsfrei zu sein. Will der Kaiser seinen Scherz mit uns treiben, so wird es ihm selbst, wie es bei vielen anderen der Fall war, am schlimmsten bekommen. Darum aber können wir unsere Pflicht nicht versäumen. Vorwürfe bringen ihn nie auf; er hört ruhig und mit Gelassenheit alles an, was man ihm auch sagen mag, und thut hinterher, was er will." Obervormund über die Kirche.

Dass Joseph II. rein seinem Willen folge, zeigte, dass er bald darauf Visconti zum Erzbischof von Mailand ernannte, ohne vorher dem Papste auch davon Mittheilung gemacht zu haben. Seine und Josephs Freunde riethen Pius VI., er solle dem Kaiser schreiben, er werde auf seine Empfehlung hin Visconti im nächsten Consistorium als Erzbischof präconisieren. Pius VI. folgte dem Rathe nicht, sondern sandte ein Schreiben, worin er sich über diese Eingriffe in seine Rechte bitter beschwerte. Der Kaiser sandte ihm aber seinen Brief ohne eine Zeile Antwort zurück[2]) und ließ dabei mündlich bemerken, derselbe könne nicht angenommen werden, weil der Kaiser sich überzeugt halte, diese Schrift sei von einem Übelgesinnten entworfen und vom Papste nur unterzeichnet worden, weil er sie nicht gelesen habe. Bittere Schreiben.

---

[1]) Ein merkwürdiges Schreiben von Bernis an Pius VI. hat Saint-Priest, Histoire de la chute des Jésuites, Paris 1844, p. 320—322 mitgetheilt. Da heißt es: „A l'égard de l'archevêque de Milan, Votre Sainteté doit réfléchir, que l'empereur a pris son parti, qu'il ne reculera pas; qu'Elle ne peut différer longtemps de pourvoir aux églises vacantes, et qu'un refus ouvrirait très-vraisemblablement la porte à une nouvauté très dangereuse, c'est à dire à la consécration et à l'installation d'un archevêque sans l'institution canonique du Saint-Siège, danger qui n'est que trop à craindre dans ces temps malheureux, et qu'il est de première nécessité d'éviter. Pour empêcher ce malheur et ce scandale, très-Saint Père, je répondrais à l'empereur qu'a sa recommandation M. Visconti sera préconisé archevêque de Milan au premier Consistoire."

[2]) Vergl Brunner, Theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II., S. 94—96.

Drohender Bruch.

Jetzt schien der Bruch vollständig. Joseph hatte geäußert, er werde, wenn der Papst sich weigere, den Erzbischof Visconti zu präconisieren, die Bischöfe der Lombardei versammeln, und, nach dem Beispiele der ersten Kirche, von ihnen die canonische Einsetzung denen geben lassen, die er als Oberhaupt des Staates dazu ernenne. Ein Schisma stand bevor. Da erschien Joseph II. unerwartet am 23. December in Rom.

Er war am 6. December von Wien abgereist, über Klagenfurt, Mantua und Bologna den 18. December nach Florenz gekommen. Dort besuchte er mit seinem Bruder Leopold unerwartet den auf der Reise nach Rom befindlichen König Gustav III. von Schweden, der unter dem Namen eines Grafen von Haga reiste. Unangemeldet trat der Kaiser in Uniform und Stiefeln in das Zimmer des Königs. Gustav III. konnte in der Eile nur noch den Nordstern-Orden an seinen Schlafrock hängen. Immer geneigt zu Sarcasmen, sagte Joseph: „Wie, Herr Graf, gehen Sie auf den Maskenball?“ — Keiner von beiden mochte recht den andern. Doch sah es Gustav III. gern, dass Joseph mit ihm in persönliche Berührung trat: dies stellte ihn hoch in den Augen seiner Schweden, sonst machte er sich lustig über den Kaiser, „der in allen Kirchen herumrutsche und doch den rechten Glauben nicht habe.“ Der Kaiser aber ließ in der Oper in Wien nachher einen komischen Helden im Schlafrock mit dem Nordstern-Orden erscheinen.[1]) Er schrieb seiner Schwester Maria Christina: „Der König von Schweden ist mir nicht sympathisch; er ist falsch, klein und kläglich, ein Stutzer vor dem Spiegel.“ Der Papst hatte dem König einen Courier entgegengeschickt. Joseph gab sich für den König aus und traf vor ihm in Rom ein, ehe man im Vatican von seinem Kommen etwas wusste.

Gustav III.

Joseph II. in Rom.

Der Papst erwartete Gustav III. und Joseph II. trat auf einmal in Uniform mit sicherem Schritte in sein Zimmer. „Ich bin wie eine Bombe in den Vatican gefallen, unerkannt, oder vielmehr für den König der Schweden gehalten“, schrieb er.[2]) Der Heilige Vater war überrascht, empfieng ihn aber herzlich, gieng dann mit ihm in die Peterskirche und bot ihm ein Betpult neben dem seinigen. Der Kaiser wies diese Ehre bescheiden zurück und knietę einige Schritte hinter dem Papste auf dem Boden nieder. Denselben Abend besuchte er noch den spanischen Gesandten Azara, dem er mit Wärme seinen Plan entwickelte, seine Staaten vollkommen unabhängig von Rom zu machen und die Zustände der alten Kirche wieder herzustellen:[3]) er wollte nicht die Dogmen, nicht die Hierarchie angreifen, aber seine Unterthanen von der päpstlichen Obergewalt in Kirchensachen, die mit dem Wesen der Religion nichts gemein haben, befreien. Die Kirche sei nicht über dem Staat, sondern in dem Staat, und es stehe ihm, dem Kaiser, zu, sie den weltlichen Gesetzen unterzuordnen und ihre Diener in derselben Abhängigkeit wie die übrigen Unterthanen zu erhalten. Er könne die Oberherrschaft Roms nicht länger anerkennen; er mache sich nichts aus den Blitzstrahlen des Vaticans, die vordem die Welt umstürzten, jetzt aber nur mehr Kinder und alte Weiber erschrecken könnten. Die päpstlich Gesinnten würden ihn für einen Schismatiker erklären, das sei ihm aber gleich-

beim Papste.

Joseph II. bei Azara.

Plan der Losreißung von Rom.

---

[1]) A. Geffroy, Gustave III et la cour de France, 2.me édition, Paris 1867, vol. II, p. 12—14.

[2]) Brunner, Correspondences intimes.

[3]) Bourgoing, l. c. S. 270—272.

giltig. Die Kirche würde dadurch weniger reich, die Priester aber exemplarischer sein. Alles werde dabei gewinnen: die öffentliche Ruhe, die Moral, ja die Religion selbst. Joseph II. war also daran, die Lehre des Febronius in die That überzusetzen, und Azara bemerkt, nie sei Joseph beredter, nie der Reichthum seiner Einsichten glänzender gewesen.

Azaras Warnung.

Azara hörte den Kaiser ruhig an und setzte ihm dann klar auseinander, welche Gefahr für die Ruhe seines Reiches die Ausführung seines Entschlusses nach sich ziehen und wie der Widerstand ihn in seinen anderweitigen Plänen hindern werde. Große Veränderungen in für heilig gehaltenen Dingen seien nur dann möglich, wenn sie das Werk der Zeit, die reife Frucht der wachsenden Aufklärung seien. Wer rasch und gewaltsam alles umstoße, rufe einen Kampf hervor, dessen Ausgang sich nicht vorhersagen lasse. Obschon er den Kaiser bei seinen großen Fähigkeiten diesem Kampfe vollkommen gewachsen halte, so müsse er ihn doch wohlwollend auffordern, alle Gefahren desselben noch einmal zu überlegen und reiflich zu erwägen, ob der Zweck nicht auf leichtere Weise zu erreichen, ob dieser Zweck überhaupt am Ende der Anstrengung und des großen Aufwandes von Kräften, die dazu nothwendig würden, wert sei. Fremde Mächte würden gewiss die durch sein Vorgehen entstehende Gährung und daraus hervorgehende Schwächung benützen.

Bernis.

Die Ruhe und die Klarheit des besonnenen Azara erschütterten doch den Vorsatz des Kaisers. Zu Bernis, den er ebenfalls hochschätzte, sagte er: „Ich kam nach Rom, um zu zeigen, dass ich die Römer nicht fürchte, und dann dem Papste, auf den ich etwas halte, meinen Gegenbesuch zu machen.[1]) In unseren Besprechungen wird der Papst oft hitzig, manchmal gar bös; ich lasse ihn machen, behalte mein kaltes Blut und meinen Entschluss. Ich weiß, er wird mir das Recht geben, zum Erzbisthum von Mailand und zu allen Beneficien in der Lombardei zu ernennen; aber ich will es nicht als Geschenk; es gehört mir als Hoheitsrecht. Auch Ludwig XV. ist ein ähnliches Indult wegen Corsica zugestanden worden.“ — Also der Kaiser wollte nicht einmal dieses Recht als Geschenk vom Papste annehmen. Auch Bernis warnte ihn vor den Gefahren und schweren Folgen eines Bruches, und Joseph wurde nach seinem ersten Aufbrausen nachdenklich. In neuen Verhandlungen mit dem Papste ließ der Kaiser die Worte fallen: „Wir beide sind gute Freunde und wollen es immer bleiben; aber jeder thut in seinen Staaten, was ihm gut däucht.“ — „Nun denn“, sagte der Papst, „wenn Eure Majestät den Erzbischof von Mailand ohne canonische Einsetzung weihen lassen, so wird alle Verbindung mit diesem Prälaten gebrochen und seine Kirche wird wie die zu Utrecht behandelt werden.“

Ausgleich 20. Jan. 1784.

Joseph überlegte es sich. Zuletzt kam es doch zu einem Ausgleich, der die Ehre beider wahrte, und sie schieden als Freunde. Von diesem Augenblicke an wurde aber auch der Kaiser in seinen kirchlichen Reformen kühler. In seiner Erklärung sagte der Papst, er trete kraft seiner apostolischen Gewalt und im Namen des apostolischen Stuhles dem Kaiser Joseph als Herzog von Mailand und Mantua und dessen Nachfolgern die vom Heiligen Stuhle bisher geübten Ernennungen zu erledigten Kathedral- und Metropolitankirchen, Abteien, Klöstern, Prioraten, Propsteien und klösterlichen

[1]) Bourgignon, S. 273—275.

Würden, wie zu anderen kirchlichen Ämtern, als Canonicaten, Pfarreien und Pfründen, ab.

Der Kaiser hatte also gesiegt, der wohlwollende Papst des Friedens halber nachgegeben. Joseph stand dafür vom Vorsatz ab, sich von der römischen Kirche zu trennen. War der Sieg ein wahrer Vortheil für Österreich? — Nein. Ein scharfblickender Italiener sagte darüber: „Der Papst hätte mit seinen Ernennungen sicher Österreich mehr genutzt, als Österreich sich selber genutzt hat. Die Regierung war in der Regel zufrieden, für Bischofssitze Männer zu finden, die ihr ergeben waren; ob Clerus und Volk sie haben wollten, ob sie bei diesen Anklang fanden und sie diesen Bischöfen zugethan sein konnten, darum kümmerte man sich wenig, oft sogar mit einer unklugen, verletzenden Verachtung. — Die Unzufriedenheit hierüber wirkte nachhaltig.“ [1])

Gustav III.

War der katholische Kaiser hadernd gekommen, so brachte der protestantische König von Schweden dem Papste nur Zeichen seiner Verehrung entgegen. Am 25. December kniete er neben dem Kaiser im Hochamte zu St. Peter. Nach demselben machte er — der erste protestantische König — dem Heiligen Vater im Vatican seinen Besuch. Graf Fersen geleitete ihn.[2])

Ein anderer berühmter Fürst, der beharrliche Gegner Österreichs, Friedrich II., benützte den Vortheil, der sich aus Josephs Reformen für ihn ergab.

---

[1]) Brunner, Theologische Hofdienerschaft, S. 97.

[2]) Die nachgelassenen Papiere König Gustavs III. sind fünfzig Jahre nach seinem Tode geöffnet und vom berühmten Geschichtschreiber Geijer im Auftrage der Universität Upsala herausgegeben worden, und auch in deutscher Übersetzung in drei Theilen (Hamburg 1845, bei Perthes) erschienen. Aus Florenz schreibt hier der König (III, S. 68): „Der Kaiser ist incognito, wie ich. Er ist fröhlich, sehr höflich und hat mir sehr schmeichelhafte Dinge gesagt.“ — Aus Rom schreibt Gustav am 27. November 1783: „Seit langer Zeit hat man kein so eigenthümliches und seltsames Schauspiel gesehen, wie das, welches soeben das Weihnachtsfest auszeichnete, wo man unter der Menge, welche dem Hochamte in Sanct Peter beiwohnte, einen Kaiser sah, welcher die heilige Stola abgelegt hatte, und das Oberhaupt der lutherischen Religion, den Erben des Rächers der Freiheit Deutschlands, sich unter die päpstliche Garde mischen und die Rolle ganz einfacher Privatpersonen spielen. — — Die Reise des Kaisers hieher ist, meiner Meinung nach, der größte und kühnste Staatsstreich, den er machen konnte. Er begegnete dem Papste mit der größten Ehrfurcht und lebhaftesten Zärtlichkeit. Er besucht alle Kirchen und liegt vor allen namhaften Altären auf den Knien, wirft Geld unter das Volk oder scheint es vielmehr fallen zu lassen und vollzieht dem Anscheine nach mit einer merkwürdigen Zuneigung alle durch die katholische Lehre vorgeschriebenen Andachtsübungen. Es heißt auch, dass er bei dem frömmsten Mönche, welcher hier ist, beichtet. Gegen mich ist er recht höflich, wir leben wie zwei große Herren miteinander, ohne alle Beschwerlichkeiten. Derjenige, welcher zunächst an der Thüre steht, wird allemal vom andern genöthigt, zuerst zu gehen. Bei uns geben wir einander die rechte Hand.“ — Am 27. Januar 1784 schreibt der König: „Alles scheint eine große Umwälzung vorzubedeuten und des Kaisers Projecte sind so weitreichend, dass eine solche Krisis unvermeidlich sein dürfte. Ich habe diesen Fürsten gesehen, dessen Person ebenso wunderbar ist, wie sein Benehmen. Nachdem er den Papst fast insultiert, nachdem er der römischen Gewalt den letzten Stoß gegeben und den Grundbau der römischen Lehre untergraben hat, sah man ihn hier in der Sanct-Petri-Kirche auf den Knien liegen, von einer Kirche zur andern laufen und mit großem Eifer all die Andachtsübungen vollziehen, welche die katholische Kirche vorschreibt. Ich bin sehr erfreut, ihn kennen gelernt zu haben, aber ich kann nicht leugnen: ich finde, er erweckt Bewunderung, doch nicht Liebe und milden Enthusiasmus.“ Gustav III. wünschte von Katharina zu erfahren, welchen Eindruck er selbst auf den Kaiser in Italien gemacht habe. Sie antwortete ausweichend: „Was ich gewiss weiß, ist, dass das Verdienst dem Scharfsinne eines gründlichen Kopfes nicht entgeht, welcher sich allezeit mit nützlichen Gegenständen beschäftigte und den Nichtigkeiten dieser Welt keine andere Aufmerksamkeit schenkt, als die des forschenden und tiefsinnigen Beobachters.“ — Geijer, III, S. 106.

Zu seinem Verdrusse hiengen noch immer die Katholiken Schlesiens an Österreich und gaben hievon bei jeder Gelegenheit Beweis, bis Joseph die Rechte der Kirche und der Geistlichkeit zu beschränken und die Klöster aufzuheben begann. Dadurch trat eine große Veränderung in den Gesinnungen namentlich bei den Geistlichen ein, sie verglichen die Sicherheit ihrer Rechte und ihres Eigenthums bezüglich mit dem ungünstigen Schicksale ihrer Brüder in Böhmen und Mähren, und Friedrich II. erhöhte diese Stimmung dadurch, dass er am 26. August 1782 dem Weihbischofe von Breslau befahl, sämmtlichen Klöstern und Stiften bekannt zu machen, dass, solange sie sich wie treue und gehorsame Unterthanen verhielten, der König nichts bei ihnen rühren noch ändern, nichts als die eingeführte Steuer von ihnen verlangen, noch weniger ein Stift einziehen werde. Ein feierliches Tedeum wurde ob dieser Erklärung ihres protestantischen Königs in allen Kirchen abgesungen und die Katholiken wurden bald seine treuesten und ergebensten Unterthanen. Pius VI. anerkannte aber von da an die preußische Königswürde, gegen welche der Römische Stuhl zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts förmlich protestiert, der er bei jedem Anlasse widersprochen hatte. Friedrich II. anerkannt als König.

Kaiser Joseph war offenbar mit dem Plane nach Rom gekommen, mit dem Papste vollständig zu brechen. Die herzliche Art, mit welcher ihn der überraschte Pius VI. desungeachtet aufnahm und ihm den Aufenthalt angenehm zu machen suchte, wirkte auf ihn: er konnte fortan nie von ihm sprechen, ohne zu sagen, der Papst sei ein wirklich guter Mann. Was muss man ihm nicht alles gegen die Päpste ins Ohr gesetzt haben! — Nicht minder wirkten die ruhigen Warnungen von Azara und Bernis auf ihn — man sieht, wie Männer, deren Geist und Charakter er achtete, seine feurigsten Pläne, trotz der Lebhaftigkeit seines Geistes und der Hartnäckigkeit seines Willens, umgestalten konnten. Joseph verließ Rom als ein anderer, denn er gekommen war. Allerdings war Kaunitz nicht in seiner Nähe. Dohm rühmt die Selbstüberwindung des Kaisers.[1] Joseph II.,

In Berlin war man offenbar sorglich vor weitreichenden Plänen — man wusste dort ganz gut, dass Katharina ihm das Kaiserthum des Westens in Aussicht gestellt habe, wenn er ihr zum Kaiserthum des Ostens verhelfe. Die Freigebigkeit, die Joseph gegen die Römer bewies, den Jubel, mit dem das Volk ihn „unsern Kaiser“ nannte, brachte man damit sorglich in Zusammenhang: er werde, wie frühere Kaiser, den Kirchenstaat einziehen. Wir wissen aus Josephs Briefen, wie er Katharinas Anträge zurückwies.[2] Er bewegte sich aber gern unter dem Volke: als ihn der Papst vor Banditen warnte und ihm eine Schutzwache anbot, bat er um die Erlaubnis, in Rom ganz nach seiner Weise zu leben. wollte nicht Kaiser des Westens sein.

Was Kaiser Joseph II. für Hebung des Handels that. Der Barrièren- und Scheldestreit.

Handel und Industrie lagen in Österreich im Verhältnisse zu anderen Staaten arg darnieder: es hatte so lange um seinen Bestand und seine Machtstellung schwere Kriege zu führen, dass es an den friedlichen Wettkampf mit anderen Nationen nicht denken konnte. Und doch hatte es riesige Mittel dazu

[1] Dohm, III, S. 332.
[2] Vergl. oben S. 247—248 dieses Bandes.

Warum so wenig Handel

im Naturreichthum seiner Provinzen, Metalle in seinen Bergen, Früchte und Obst auf seinen Feldern, Schiffsbauholz und Wild in seinen Wäldern, Herden von Schafen, Rindern und Pferden auf seinen Weiden, herrliche Wasseradern in seinen großen Strömen, gute Häfen an seinen Küsten. Aber diese riesigen Mittel zum einträglichsten Großhandel blieben lange unbenützt — theils aus falschen Grundsätzen, aus Abneigung gegen Fremde, theils aus Mangel an Unternehmern, oder an den hiezu nöthigen Capitalien. Österreich hatte nicht das Glück, dass ein Colbert seine Quellen zu erschließen verstand. Männer, die Capitalien besaßen, verstanden nicht zu wagen. Der Adel liebte mehr, sich im Kriege oder in der Diplomatie auszuzeichnen, Beschäftigung mit Handel schien ihm den Glanz des Standes zu benehmen. Die Handelsleute aber, welche durch Passivhandel reich geworden waren, suchten den Adel zu erringen, um sich dann von ihrem Geschäfte zurückzuziehen und in Ruhe und Glanz zu genießen. Auch fehlte bei den reichen Handelshäusern der Stolz auf die Ehre des Hauses, das Streben, durch Beisammenhalten des Gesammt-

und Industrie?

vermögens der Familie die Mittel zu großen Unternehmungen dem Hause für die Dauer zu wahren. Es gab hier keine Majorate, das Vermögen wurde immer unter die einzelnen Kinder gleichmäßig vertheilt und dadurch zersplittert. Auch war der Staat ohne die Mittel, große Unternehmer ausreichend zu unterstützen; er schmachtete unter den Verpflichtungen der Vergangenheit; er lebte von der Hand in den Mund. Kaum hatte er sich aus einem großen Kriege herausgerettet, so musste er alle Mittel zur Rüstung zu einem neuen Kampfe zusammenhalten. Das brachte seine Lage inmitten Europas, seine Zusammensetzung und seine Geschichte mit sich.

Was der Kaiser anstrebt.

Unter Kaiser Joseph II. sollte es anders werden: er hatte Verständnis für diese Fragen; er war Anhänger des Mercantil-Systems; sein Eifer war brennend, den Nothständen abzuhelfen. Zwei Provinzen waren es namentlich, welche die Mittel zu einem großartigen Handel besaßen, die österreichischen Niederlande und die Donaulandschaften oder Ungarn. Joseph war entschlossen, die Quellen ihres Reichthums zu eröffnen, Handel und Industrie zu beleben. Österreich sollte einer der mächtigsten Handelsstaaten und zugleich eine große Seemacht werden.

Belgien und Holland.

Er hatte die Donaulandschaften schon als Regent mehrmals bereist, ihren Naturreichthum und die Hindernisse seiner Verwertung durchschaut; er hatte Belgien 1781 bereist. Die Arbeitslust der Bevölkerung, ihr Reichthum hatte ihn erfreut. Aber was war Belgien gegenüber dem kleinen Holland, das durch seinen Handel und seine Industrie noch immer ein großes Wort im Rathe der Völker sprechen konnte! Belgien lag in Fesseln, die ihm Holland angelegt hatte: es konnte sich nicht aufschwingen, wenn der Kaiser nicht Hollands Eigensucht

Barrière.

Schranken setzte. Die Festungen Belgiens fand er von holländischen Truppen besetzt, auf der Schelde durften belgische Handelsschiffe nicht ins Meer fahren. Antwerpen, einst so reich und so mächtig, lag darnieder. Joseph II. war

entschlossen, diese Fesseln zu brechen. Kaunitz, der 1745 bis 1747 als Minister die Niederlande geleitet hatte, kannte die Noth, theilte seine Ansicht und ermunterte ihn zum Vorgehen. Wäre der Kaiser nur vorsichtiger und rücksichtsvoller vorgegangen! Kaunitz.

Früher wurde gezeigt,[1]) wie König Philipp IV. von Spanien die Unabhängigkeit der Vereinigten Niederlande anerkennen und zugestehen musste, dass die zehn katholischen Provinzen, welche ihm blieben, keinen Seehandel treiben, und dass die Holländer das Recht haben sollten, die Mündungen der Schelde, der großen Wasserader des Landes, und aller in die See mündenden Canäle geschlossen zu halten. 1713 kam Belgien an Österreich, aber nur unter der Bedingung, dass die Schelde für Belgien gesperrt bleibe und dass die Generalstaaten zur Sicherung gegen einen Überfall Frankreichs mehrere belgische Grenzfestungen besetzen sollten. Dieser sogenannte Barrièren-Vertrag, vollzogen am 15. November 1715, legte dem Lande eine neue Fessel an. Die Holländer waren eigentlich Herren in Belgien. Kaiser Karl VI. wollte helfen, Karl VI. aber die Handelsgesellschaft zu Ostende, die er errichten half, musste er 1731 der Handelseifersucht Hollands und Englands opfern. Maria Theresia war nicht in der Lage, gründlich den Klagen der Belgier abzuhelfen, und so blieb die Frage in Schwebe, bis 1781 der Kaiser den Holländern den Barrièren-Vertrag plötzlich kündete: er habe bei seiner neulichen Anwesenheit in den Niederlanden sich überzeugt, dass es nicht zuträglich sei, alle Festungen daselbst beizubehalten, er habe daher die Schleifung des größten Theiles derselben beschlossen und den Generalstaaten sei diesfalls Nachricht zu geben, damit sie ihren Truppen die nöthigen Weisungen geben könnten. Auf die Frage, welche Festungen geschleift werden sollten, wurde geantwortet: „Alle, in welchen holländische Besatzungen liegen.“ Auf die Gegenvorstellungen des holländischen Gesandten Wassenaar antwortete Kaunitz: „Der Kaiser will nichts mehr von der Barrière reden hören, sie existiert nicht mehr; jeder Vertrag hört von selbst auf, sobald die Umstände, die ihn hervorgerufen haben, nicht mehr vorhanden sind Der Barrièren-Vertrag war gegen Frankreich gerichtet; unsere innige Verbindung mit diesem Staate hat denselben gänzlich unnütz gemacht und ist für die Generalstaaten viel besser und ungleich sicherer als jene chimärische Verbindung.“ Als Wassenaar daran erinnerte,[2]) dass politische Verbindungen, wie alle Dinge in der Welt, dem Gesetze der Veränderlichkeit unterliegen, antwortete Kaunitz mit Stolz auf sein politisches System: „Nein, das ist hier nicht der Fall. Unsere Verbindungen sind die Folge eines festen und wohldurchdachten Systems; sie sind nicht für kurze Zeit, sondern für ein Jahrhundert und länger gemacht. Wenn auch je einmal ein Minister, sei es an dem Hofe von Wien oder von Versailles, ein solcher Thor wäre — welches doch fast unglaublich ist —, um diese Verbindung zerreißen zu wollen, so wird es ihm nicht gelingen. Man würde ihn ins Irrenhaus sperren. Diese Verbindungen sind fest und unauflöslich. Ich wiederhole es Ihnen, sie sind die beste Barrière, welche Sie je wünschen können. Der Kaiser will Ihnen wohl und Sie haben nie etwas zu fürchten, weder von unserer Seite, noch von Frankreich.“ — Das ward gesprochen 1782, und 1792 standen Österreicher und Franzosen ein- Joseph II. kündet. Kaunitz.

[1]) Vergl. Bd. XI, S. 120—122 dieses Werkes.

[2]) Das Gespräch ward damals schnell auf einem Flugblatte in Holland bekannt gemacht: „Réflexions sur une conversation ministérielle entre le Prince de Kaunitz et le Comte de Wassenaar 1782.“ — Abgedruckt im Anhange zu Dohm, Denkwürdigkeiten, II. S. 485.

ander schon auf zwanzig Jahre in Waffen gegenüber und war die „unauflösliche“ Verbindung für immer durchrissen. Wie kurz reichte doch der Blick von Kaunitz!

Waffenaar. Als Waffenaar bedauerte, dass alle Vorstellungen der Hochmögenden gar keinen Eindruck machten, und bat, wenigstens möge doch Namur Barrièreplatz bleiben, entgegnete Kaunitz, der Gesandte müsste ihm doch selbst Recht geben und die Nichtigkeit dieser Barrière fühlen, und schloss mit den Worten: „Ich habe mit Ihnen als ein ehrlicher Mann ganz offen geredet. Ihre Regierung wird sich wohl befinden, wenn sie dem Kaiser Achtung beweist; es wird sie gewiss nicht reuen, wenn sie in dieser Angelegenheit sich mit Klugheit beträgt.“

Was konnten die Generalstaaten anderes thun, als dem Drängen Österreichs nachgeben, auf dessen Seite die Übermacht war! Ihre Armee betrug höchstens 40.000 Mann, mit ihrem alten Verbündeten England hatten sie

Räumung der Barrière. gebrochen seit dem amerikanischen Kriege. Sie gaben also am 11. März 1782 ihren Truppen in den Barrièreplätzen den Befehl, sich zurückzuziehen, doch erklärten sie, dass dies nur geschehe, um das so lange bestandene gute Vernehmen mit dem Wiener Hofe beizubehalten, und dass sie die Rechte ausdrücklich sich vorbehielten, die ihnen nach dem Barrièren-Vertrage gebürten.

Bedenken. Das Aufsehen war groß. Dass der Mächtigere auf einmal erklärte, er halte sich an einen Vertrag nicht mehr für gebunden, verletzte. Allerdings zog man nicht in Erwägung, wie viel und vergebens lange vorher über das Schließen der Schelde und aller Mündungen der Canäle Belgiens verhandelt worden war,[1]) und wie lästig dieses Besatzungsrecht für den Kaiser sein musste. Die holländischen Truppen wurden allerdings dem Kaiser und der Republik verpflichtet, aber ihre Vertheilung, Abberufung, Erneuerung, die Ernennung ihrer Befehlshaber hiengen von der Republik ab. Diese hatte zu aller Zeit das Recht des Durchmarsches —

Last der Barrière. nach und von diesen festen Plätzen. Ihr waren eigene Posten zur Erhaltung der Verbindung mit denselben, Zollfreiheit für alle ihren Truppen zugeführten Bedürfnisse bewilligt. Die Ausbesserung und Erhaltung der Festungen war der Republik überlassen; nur von den neuanzulegenden Werken musste sie den General der Niederlande zuvor unterrichten. Der Kaiser aber war verpflichtet, zur Bestreitung des Soldes dieser Truppen und zur Erhaltung der Festungen jährlich 1,250.000 holländische Gulden aus den sichersten Einkünften der Niederlande zu zahlen. Die Einnehmer waren angewiesen, bestimmte Summen unmittelbar an Holland abzuliefern, und wenn ein Rückstand erfolgte, so hatte Holland das Recht der gewaltsamen Erhebung.[2]) Da waren eigentlich die Holländer Herren in Belgien. Andere Bedingungen dieses Vertrages sollten „demnächst“ vereinbart werden — die

Belgier Unterhandlungen kamen aber nie zum Abschlusse. Die Belgier meinten, die Habsburger seien einfach durch Erbrecht ihre Herzoge geworden und beim Aussterben der spanischen Linie sei das Erbe an die deutsche gekommen. Die Holländer aber

und Holländer. meinten, das Haus Österreich habe die Niederlande bloß bekommen, weil dies für das Gleichgewicht unter den Staaten als das Zuträglichste erschien. Die Belgier

[1]) Die Bestimmung über die Schelde lautet im Münster'schen Vertrage: „Art. 14. Les rivières de l'Escaut, comme aussi les canaux des Sas, de Swyn et autres bouches de mer y aboutissantes seront tenues closes du côté des dits Seigneurs-Etats.“ Die Barrière aber wurde im Vertrage bezeichnet als: „Oeex, repagulum Galliam a Belgio foederato removens ac separans.“

[2]) Schmaus, Corpus Juris gentium, p. 614. — Dohm, II, S. 163.

klagten über die Unnatur ihrer Lage, ferner, daſs dem Kaiſer Bedingungen aufgezwungen wären, die ſeiner Würde zuwider ſeien, und daſs der Wohlſtand ſeiner Unterthanen durch eiferſüchtige Nachbarn gewaltſam niedergedrückt werde. Mit Unwillen ertrug Maria Thereſia dieſen Zwang. Im Vertrage von Aachen war der Barrièren-Vertrag nicht aufgenommen. Die Barrièreplätze waren während des Krieges meiſt zerſtört worden. — Kaunitz meinte, die Summen, welche man jährlich den Holländern zahle, könnten beſſer für die eigenen Truppen verwendet werden, und dieſe könnten die Niederlande beſſer vertheidigen, als die Holländer. Maria Thereſia hielt die Auszahlung zurück, bis man wegen Aufbau der verfallenen Feſtungen und wegen eines Handelsvertrages ſich geeinigt habe. Kaunitz.

Fortan blieb alles unentſchieden. Öſterreich ſchloſs den Bund mit Frankreich, und England ſchloſs die öſterreichiſchen Niederlande von der Neutralität aus. Holland ſagte ſich aber für den Fall eines neuen Krieges los von der Vertheidigung der Niederlande. Und ſo ſah die Kaiſerin den Vertrag als völlig gelöst an, konnte aber doch nie bewogen werden, den letzten Schritt zu thun und die holländiſchen Truppen auszuweiſen; ſie mochte nicht vollſtändig brechen mit den Seemächten, ſie wollte nicht gänzlich abhängig werden von Frankreich — und ſo blieb die Lage unentſchieden, bis jetzt Joſeph II. die Gunſt der Umſtände mit ſeiner Raſchheit zu benutzen ſuchte, und kündete.[1]) Maria Thereſia.

Weiter blickende Politiker wunderten ſich darüber, daſs Kaunitz dem Bunde mit Frankreich ſo feſt vertraue und die Verbindung mit Holland löſe, die unter Umſtänden für Öſterreich ſehr wichtig ſein konnte. Die Eroberung der belgiſchen Feſtungen hatte den Franzoſen immer viel Zeit und Geld und eine große Armee gekoſtet und den Öſterreichern dadurch Friſt gewährt, ſich zu rüſten; auch war die erſte Gefahr für die eigentlich öſterreichiſchen Lande verſchoben. Solange Öſterreich mit den Seemächten noch Verbindungen hatte, war es nicht vollkommen vom guten Willen Frankreichs abhängig. Wie ganz anders wäre das Schickſal Belgiens und der öſterreichiſchen Monarchie in den Revolutionskriegen geweſen, wenn Joſeph die Feſtungen nicht geſchleift hätte, wenn er, was leicht geſchehen konnte, die Holländer durch Unterhandlungen bewogen hätte, ſie auszubauen und wieder zu vertheidigen! Wahrſcheinlich hätten ſie das Heer der Republikaner geſchlagen und wäre der franzöſiſche Thron ſtehen geblieben und die Geſchichte Frankreichs und Europas wäre eine andere geworden. Auch hätte vor der Revolution Belgien nie die Möglichkeit gehabt, von Öſterreich abzufallen, wenn dieſes ſichere Truppen in ſeinen Feſtungen gehabt hätte. So aber legten ſich Kaunitz und Joſeph, jener mit ſeinem Stolz und Mangel an Vorſicht, dieſer mit ſeiner Raſchheit, ſelber unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg. Fehler von Kaunitz.

Die Holländer räumten alſo Belgien. Die Leichtigkeit, mit welcher er dies erreichte, gab dem Kaiſer Muth zu weiterem Vorgehen.

Es waren noch viele Fragen über Verhalten und Grenze zwiſchen beiden Staaten ungelöst. Zweifel und Irrung walteten über manche Beſtimmungen der Grenzfrage.

[1]) Dohm, l. c. II, S. 168—182.

Verträge von 1715 und 1718. Die Österreicher setzten sich gewaltsam in Besitz einiger Grenzplätze, über die noch Zweifel bestand. Die Holländer schickten, um Ruhe zu haben, am 4. Mai 1784 Unterhändler nach Brüssel, denen der bevollmächtigte Minister eine Reihe von Forderungen, manche aus äußerst entfernten Zeiten, vorlegte. Einmal sollte nur der Grenzvertrag von 1664 gelten und Holland alles herausgeben, was es in Kraft späterer Verträge im Besitz habe; auch sollte es die bisher daraus gezogenen Einkünfte zurückstellen. Unter diesen zurückzugebenden Besitzungen war die Stadt und Festung Mastricht und alles Land über der Maas, das zu Mastricht gehöre. Auch solle der Ertrag der Zölle und Abgaben zurückgestellt werden, welche Belgien nicht bezahlt haben würde, wenn der verlangte Handelsvertrag zustande gekommen wäre. Wer hatte aber mehr Schuld am Nichtzustandekommen des Vertrages, Holland oder Österreich? Diese Forderungen erschienen der Republik befremdend und unerwartet: Manches lasse sich gar nicht mehr ins reine bringen; alles, was mit Billigkeit verlangt werden könne, wolle sie zugestehen; Mastricht werde sie aber nie abtreten, Österreich habe gar keinen Anspruch mehr daran. Frankreich habe die Festung erobert und im Frieden von Aachen sei sie an Holland zurückgegeben worden, ohne daſs Österreich sich dawider geregt hätte.

Mastricht.

Die Verlegenheit der Holländer war groß. Kaunitz aber hatte diese Forderungen bloß gestellt, um die Holländer geneigt zu machen, eine andere, die wegen der Schelde vorgebracht wurde, zuzugestehen.

Scheldefrage.

Am 23. August 1784 ließ Joseph II. plötzlich den Bevollmächtigten erklären: „Das Verlangen, der Republik seine Freundschaft zu beweisen und mit ihr in gutem Verständnis zu leben, habe auf ein Auskunftsmittel geführt, das, wie der Kaiser hoffe, mit Dankbarkeit werde angenommen werden. Er sei bereit, auf alle seine gemachten Forderungen zu verzichten, wenn die Republik dagegen erkläre, die Schelde zu öffnen und die Schiffahrt auf derselben völlig frei zu lassen, auch den niederländischen Unterthanen nicht weiter zu wehren, aus ihren Häfen nach fremden Welttheilen Schiffahrt und Handel zu treiben. Werde dieses bewilligt, dann bedürfe es nichts weiter, als die Räumung und Schleifung einiger alsdann unnütz gewordenen Forts und die Regulierung der Grenzen nach dem älteren Vertrage von 1664, um den Kaiser zu bewegen, allen und jeden übrigen Forderungen an Land- oder Geldentschädigung für immer zu entsagen.“ Aber noch viel härter erschien die nachträgliche Erklärung des Kaisers: „Er stelle die verlangte Freiheit der Schelde nicht als einen Gegenstand neuer Unterhandlungen auf, sondern von jetzt an betrachte er sie bereits entschieden, und jedes Hindernis, das man der Schiffahrt seiner Unterthanen auf diesem Strom entgegensetzen sollte, werde er von diesem Tage an als wirkliche Feindseligkeit, als förmliche Kriegserklärung ansehen und ahnden.“

Angebot des Kaisers.

Diese Rede wurde bald bekannt und erregte großes Misstrauen gegen Kaunitz; wenn die Dauer der Verträge nur vom Vortheil abhienge, welche Bürgschaft hätte man alsdann für die Ruhe Europas?

Diese Betrachtung stellte denn augenblicklich auch in seiner geistreichen und feurigen Art ein junger Schriftsteller an, dessen Schicksale bisher und Reden bald in

ganz Europa Theilnahme erweckten, nämlich Mirabeau:[1]) einmal abgeschlossene Verträge müssen unter allen Umständen beobachtet werden; einem Mächtigen das Gegentheil erlauben, sei Gefahr für alle Staaten Europas. Namentlich hätten Frankreich und England ein hohes Interesse daran, den jetzigen Zustand zu erhalten und nicht zuzugeben, dass Holland durch Übermacht gezwungen werde, seinen wohlerworbenen Rechten zu entsagen. Mirabeau.

Der Kaiser fand aber gleichfalls Vertheidiger: es sei Sache des allgemeinen Menschenrechtes, dass ein Volk einen Strom, der durch seine Fluren läuft, nach Willkür benütze.[2]) Die Natur habe den Belgiern so gut das Recht zum Welthandel gegeben als den Holländern. Warum sollen die Belgier nicht aus ihren Häfen nach fremden Welttheilen schiffen dürfen? Gelang es den Holländern, sich der spanischen Tyrannei zu entwinden, so haben sie dadurch kein Recht gewonnen, den Handel der Belgier in ewige Fesseln zu schlagen. Philipp V. war nicht berechtigt, seine Unterthanen zu verpflichten, dass ihre Schiffe nie den Scheldestrom befahren dürfen. Keinesfalls konnte er das jetzige Haus Österreich dazu verpflichten, das seine Rechte nicht von der spanischen Linie, sondern von der gemeinsamen Stamm-Mutter, Maria von Burgund, ableite. Überhaupt sei der Vertrag an und für sich ungerecht und keine Zeit, noch Verjährung könne ihn schützen. — In diesem Sinne unterstützten Schlettwein,[3]) Professor der Staatswissenschaften in Gießen, und der berühmte Advocat Linguet[4]) in Paris das Verfahren des Kaisers: es empöre den Menschenverstand und das natürliche Gefühl, dass ein Volk sich für seine Nachkommen verbindlich machen solle, einen Fluss seines Landes nimmer zu befahren und aus seinen Häfen nicht, wohin es wolle, Schiffahrt zu treiben, bloß weil ein Nachbarvolk in dieser Beschränkung seinen Vortheil habe. Schlettwein. Linguet.

Diese Ansicht schlug durch. Dem Kaiser aber schadete das Verfahren von Kaunitz, welcher, statt vorher mit Holland zu unterhandeln, lieber schrecken und den Schwachen vergewaltigen wollte.

Die Generalstaaten suchten denn auch den Kaiser als Bedränger hinzustellen: sie könnten auf feierlich erworbene, für die Republik hochwichtige Rechte nicht verzichten; sie vertrauten auf die Gerechtigkeit des Kaisers, dass er diese Verträge nicht eigenmächtig verletze, dass er es nicht als Feindseligkeit gegen ihn ansehe, wenn sie dieselben vertheidigten. Die Regierung in Brüssel antwortete, der Kaiser werde von seiner Forderung nicht abgehen, und demnächst werde ein Schiff unter seine Flagge von der Schelde ins Meer fahren. Die Generalstaaten.

Joseph II. glaubte nicht, dass die Holländer Widerstand wagen würden. Kaunitz aber wurde auf einmal sorglich, allerdings zu spät, und rieth dem Kaiser, die Sache fallen zu lassen, wenigstens zu vertagen, und zunächst wieder

[1]) Doutes sur la liberté de l'Escaut, reclamée par l'empereur. Londres 1785.
[2]) Dohm, Denkwürdigkeiten, II, S. 200—208.
[3]) Die Gerechtigkeit und das allgemeine europäische Staatsinteresse bei dem Streite über Öffnung der Schelde und des Ostindischen Handels für die österreichischen Niederlande. Gießen 1785.
[4]) Considération sur l'ouverture de l'Escaut.

Unterhandlungen zu versuchen. Das aber hielt der Kaiser, nachdem er so weit gegangen, seiner für unwürdig. „Die Holländer werden nicht schießen" — meinte er, und gab Befehl, dass Schiffe unter seiner Flagge die Schelde hinunter- und heraufsahren, bei keiner holländischen Zollstätte anhalten und eine Angabe machen und sich durch nichts als offenbare Gewalt aufhalten lassen sollen. „Wenn man auf mich schießt, so werde ich antworten", schrieb damals der Kaiser an die Czarin.[1])

Holland wehrt sich

Am 6. October 1784 lief unter dem lauten Jubel des Volkes, das eine neue Zeit des Handels und des Wohlstandes erwartete, aus dem Hafen von Antwerpen eine Brigantine aus, „Le Louis", unter kaiserlicher Flagge, geführt vom Capitän Isenghem, die Schelde hinab. Ein holländisches Wachschiff wollte sie anhalten. Der Capitän antwortete: er komme von Antwerpen, fahre ins Meer und habe Befehl von seinem Monarchen, bei keiner holländischen Zollstätte eine Angabe zu machen. Die Holländer gaben nach dreimaliger vergeblicher Aufforderung Feuer und das Schiff musste der Gewalt weichen und nach Antwerpen zurückkehren. Ebenso brachten die Holländer ein kaiserliches Schiff, „L'Attente", auf, das von Ostende in die Schelde einlief, um bis Antwerpen zu fahren, und zwangen es, nach Ostende zurückzukehren. In Brüssel entschuldigten sich die Generalstaaten, sie hätten nur ihre Rechte vertheidigt, keinerlei Feindseligkeiten gegen den Kaiser begehen wollen, seien an den Folgen unschuldig und unterwerfen ihr Verfahren dem Urtheil der neutralen Mächte. Die Regierung in Brüssel aber erklärte, die Flagge des Kaisers sei beleidigt und damit der Krieg erklärt. Der holländische Gesandte verließ Wien und der österreichische den Haag.[2])

Der Kaiser überrascht.

Also war der Kaiser wider Erwarten im Kriege mit Holland. Er war gerade in Ungarn und Kaunitz meldete ihm wie triumphierend: „Die Holländer haben doch geschossen." — Joseph war durch den Widerstand der Holländer überrascht, nicht 16.000 Mann hatte er in Belgien; die Festungen hatte er selber schleifen lassen. Wenn die Holländer im ersten Augenblicke über Belgien hergefallen wären, so hätten sie das ganze Land leicht besetzen können.[3]) Sie wollten aber nicht als die Angreifer, sondern als die durch die Vergewaltigung Bedrängten erscheinen, die nur für die Ehre ihres guten Rechtes eintreten: sie verstärkten ihre Armee, sie setzten ihre festen Plätze in Bereitschaft; der Antrag ward gestellt, alle Männer vom sechzehnten Jahre aufwärts unter die Waffen zu rufen, und fand Beifall. Die junge Mannschaft übte sich überall in Waffen; alle Provinzen boten reiche Beisteuer an; sie durchstachen die Dämme und setzten die Gegend um ihre Festungen unter Wasser. Dadurch wurden auch die belgischen Grenzen geschädigt. Vergebens erbot sich der österreichische General in Antwerpen, der Prinz von Ligne, die vier kleinen holländischen Forts an der Grenze, Lille, Liefkenshoek, Kruitsschanz und Heinrich, rasch zu überwältigen. Die Regierung in Brüssel wollte erst die Genehmigung des Kaisers abwarten, dieser

Holland rüstet.

[1]) Arneth, Briefwechsel, S. 284.

[2]) Borgnet, Histoire des Belges à la fin du XVIII.me siècle. Deuxième édition, 1861.

[3]) Borgnet, l. c. I, p. 88.

aber war in Ungarn. Es kam nur an der Grenze zu kleinen Plänkeleien sieben Tage hindurch. Darum nannte der Prinz von Ligne diesen Krieg, im Gegensatze zum siebenjährigen, witzig den „siebentägigen", wie er den bayerischen Erbfolgekrieg „den Krieg von sieben Monaten" genannt hatte. Siebentägiger Krieg.

Joseph II. hatte in der That nicht darauf gerechnet, dass die Holländer den Muth haben würden, Widerstand zu leisten, und also den Krieg erklärt, ohne zum Kriege gerüstet zu sein. — Jetzt wurden 80.000 Mann entboten, Lascy sollte als Oberbefehlshaber mitziehen. Bis diese aber sammt einer zahlreichen Artillerie von Wien nach Brüssel gelangten, musste geraume Zeit verlaufen. Diese benützten die Holländer zu Unterhandlungen und klopften bei allen Höfen an um Hilfe. Österreich nicht gerüstet.

Mit ihrem alten Verbündeten England waren sie aber seit dem amerikanischen Kriege entzweit. Das Ministerium versprach keine Hilfe, nur strenge Neutralität, obschon fast die gesammte Presse Josephs Verfahren gegen Holland laut missbilligte. Friedrich II. freute sich, in seinem Argwohne vor des Kaisers weitreichenden Plänen, am muthigen Widerstande der Holländer, aber sein Alter verlangte Ruhe. Er wies darum die Bitte des Prinzen von Oranien, des Gemahls seiner Nichte, um Überlassung des Generals Möllendorf als Anführers der Holländer ab, gestattete nur zögernd Werbungen in seinem Lande und in seinem Kreise; dagegen gab er den Rath, die Holländer sollten den französischen General Maillebois, der tüchtig sei, wählen — welchen Wink sie auch befolgten. Zugleich wollte Friedrich II. den österreichischen Truppen den Durchmarsch durch den westfälischen Kreis nicht gestatten, dessen Mitdirector er war. Die Schweiz vermehrte die Truppen, welche im holländischen Solde standen, und versprach im Nothfalle weitere 6000 Mann. Hessen-Kassel lehnte die Bitte ab, der Republik gegen Sold 12.000 Mann zu überlassen. Die russischen Gesandten sprachen sich an allen Höfen für den Kaiser aus. Katharina II. selber drohte, sie werde ihre Kriegsschiffe die Schelde hinauffahren lassen: es schmeichelte ihr wohl, auch in dieser Angelegenheit des fernen Westens wieder ihren Einfluss kund zu geben. Die Höfe. England. Preußen. Schweiz. Russland.

Am wichtigsten war, wie sich Frankreich entschied. Der französische Botschafter im Haag, Vauguyon, befürwortete die Unterstützung der Generalstaaten. Maria Antoinette war Feuer und Flamme für ihren Bruder. Ludwig XVI. war in Verlegenheit, denn Holland hatte im letzten Kriege als Bundesgenossin Frankreichs Verluste erlitten. Sollte aber darum Frankreich den Bund mit Österreich aufgeben, was dann die ganze Machtstellung Europas bedrohte! Die Holländer baten anfangs nur um die Vermittelung Frankreichs, da sie sonst der Macht des Kaisers nicht widerstehen könnten,[1]) und Minister Vergennes erklärte es mit der Ehre und dem Vortheile Frankreichs unvereinbar, Holland dem unberechenbaren Ehrgeize des Kaisers zu opfern. Ludwig XVI. mahnte Joseph vertraulich an Mäßigung. Der Minister aber erklärte dem österreichischen Botschafter Mercy, dass Frankreich seine Vermittelung anbiete, um die entstandenen Irrungen beizulegen, aber zugleich Truppen an der Grenze zusammenziehe, um einen Angriff von Holland abzuwehren. Die Ansprüche, für Frankreich. Vermittlung. Vergennes.

[1]) Borgnet, l. c. I, p. 62.

welche der Kaiser die Öffnung der Schelde als Vergütungsmittel bezeichnet hatte, sollten als Grundlage dieser Unterhandlung dienen.

Also drohte ein Bruch mit Frankreich und die Zerreißung des politischen Systems, welches der Stolz von Kaunitz war! Die Stimmung in Frankreich war eifrig für den Krieg gegen Österreich.[1]) Kaunitz rieth dem Kaiser zur Joseph II. Nachgiebigkeit und dieser, über den Widerstand theils besorgt, theils schon mit einem neuen Plane sich tragend, nämlich **Belgien gegen Bayern auszutauschen**, willigte in die französische Vermittelung.[2])

Verhandlung in Fontainebleau. **Vergennes** begann dieselbe damit, dass von der Eröffnung der Schelde schon gar keine Rede sein könne, sondern nur von den übrigen Forderungen des Kaisers an die Republik. Nun verlangte Österreich die Abtretung von **Mastricht** und eines bedeutenden Landstriches. Die Holländer aber behandelten diese Forderung als unbegründet und als unstatthaft und Vergennes gab ihnen Recht.

Mercy. Schon schienen sich die Unterhandlungen zu zerschlagen, da erklärte **Mercy** im Februar 1785, wenn dem Kaiser wegen der Beleidigung seiner Flagge eine öffentliche Genugthuung gegeben werde, so sei er nicht abgeneigt, wegen all seiner Forderungen sich mit einer Grenzberichtigung und einer Entschädigung in Geld zu begnügen. Die Holländer versprachen diese Erklärung zu geben, in die Grenzberichtigung zu willigen, fanden aber die Forderung von zwölf Millionen Gulden

Ausgleich. unerschwinglich. Da gieng Mercy auf neun und eine halbe Million herunter und verlangte noch eine halbe Million für jene Belgier, welche bei Durchstechung der Dämme Verluste erlitten hätten, und erklärte dabei entschieden, wenn bis am 22. September sich die Generalstaaten nicht dafür erklärt hätten, so werde der Krieg beginnen. Die Verhandlungen waren lang und stürmisch. Die Holländer erklärten, sie dürften die Summe von fünf und einer halben Million nicht überschreiten.

Frankreich hilft aus. Es hätte also Frankreich für sie gegen Österreich Krieg führen müssen, was riesige Summen erfordert oder Holland in die Arme Englands getrieben hätte. Da erklärte **Vergennes**, sein König wolle, um der Republik seine Freundschaft zu bezeugen, die fehlenden **vier und eine halbe Million** selber zahlen. Die Holländer nahmen dies dankbar an.

Friede. So wurde am 20. September 1785 der Friede abgeschlossen, auf Grundlage des Vertrages von Münster vom 30. Januar 1648: die Republik gestand dem Kaiser einen kleinen Theil des Scheldestromes, von Antwerpen bis Saftingen, zu, von da an aber bis zum Ausflusse ins Meer bleibe er geschlossen, wie die Canäle von Saas und Swyn; sie trat ferner dem Kaiser die Forts Lillo und Liefkenshoeck, in dem Zustande, worin sie gerade seien, ferner die Forts Friedrich Heinrich und Kruitsschanz, aber geschleift, ab. Dagegen verzichtete der Kaiser auf seine Ansprüche auf Stadt und Festung Mastricht. Der Barrièren-Vertrag wurde gar nicht erwähnt, also abgeschafft,

[1]) Ibid. I, S. 62—63.

[2]) **Ranke** stellt sogar die Vermuthung auf, der Kaiser habe die Besorgnis vor einem Kriege erweckt, um dasselbe geneigt zu machen, ihn beim Plan des Austausches von Belgien für Bayern zu unterstützen. — Fürstenbund, I, S. 203.

ebenso der Vertrag Karls VI. von 1731 wegen der Handelsgesellschaft von Ostende.[1]) Frankreich und Holland versprachen einander, bei einem etwa ausbrechenden Seekriege für den Grundsatz „frei Schiff, frei Gut" einzustehen. —

Joseph II. versucht Belgien gegen Bayern auszutauschen.

Bayern und Belgien.

Belgien war einträglich, ein alter Besitz der Familie, aber ferne und durch seine Lage geeignet, Österreich immer in Verlegenheiten und Kriege zu verwickeln. Bayern lag nahe, seine kriegstüchtige Bevölkerung war der deutschen in Österreich stammverwandt; sein Besitz hätte Österreich abgerundet und sehr verstärkt, ihm den Weg nach Tirol und Italien und nach den Vorlanden erleichtert. Wir begreifen darum, wie weder der für die Verstärkung Österreichs so wagsame Kaiser, noch sein fürsichtiger, weither seine Pläne anlegender Staatskanzler, trotz aller bitteren Erfahrungen im bayerischen Erbfolgekriege und im Frieden zu Teschen, auf die Erwerbung dieses Kurfürstenthums leicht verzichten mochten.

Kurfürst Karl Theodor

Die Neigung des neuen Kurfürsten kam den Wünschen des Kaisers entgegen. Karl Theodor war in der Nähe von Brüssel geboren; seine liebsten Erinnerungen schlangen sich um das an schönen Kirchen, an Kunstwerken, an anderen Prachtbauten so reiche Land, um das bewegliche, betriebsame und heitere Volk. Er war der Enkel einer Arenberg, der einzigen Tochter des Herzogs Karl Philipp Franz von Arenberg.[2]) — In der Pfalz hatte es ihm als Kurfürst gefallen, doch nicht in dem protestantischen Heidelberg, sondern in Mannheim, wo er Pracht, Kunst und Wissenschaft liebte und Neigungen wie Ludwig XIV. entfaltete, nur dass ihm die reichen Mittel des Franzosen fehlten. München heimelte ihn niemals an, Bayern war ihm eigentlich zuwider. Auf der anderen Seite hegte man auch dort wenig Zuneigung zu ihm: namentlich missfiel es, dass er zu Gunsten eines unehelichen Sohnes, des Grafen Bretzenheim, aus dem Vermögen der aufgehobenen Jesuitenklöster eine eigene Malteserzunge gründete. — Früher ein Verehrer Voltaires, war jetzt Karl Theodor ein eifriger Anhänger des Papstes, von dem er sich für Bayern einen eigenen Nuntius erbat. Von seinem voraussichtlichen Nachfolger Karl von Zweibrücken forderte er das feierliche Versprechen, dass er den bestehenden katholischen Zustand erhalte. Dieser verlangte dafür jetzt schon eine Apanage — der Kurfürst hielt ihn nämlich knapp, weil, was er ihm gebe, doch nur für Pferde und Hunde verwendet werde. Da erklärte Karl Theodor, er wolle mit Geld die Kirchlichkeit seines Vetters nicht erkaufen.

will Bayern abtreten.

Karl von Zweibrücken.

Angebot des Kaisers.

So war die Stimmung Karl Theodors, als ihm der österreichische Gesandte Lehrbach den Plan in Aussicht stellte, er könne als König von Burgund in Brüssel einziehen, wenn er hinsichtlich Bayerns dem Kaiser zu willen wäre. Wie lockend war dieser Plan!

---

[1]) Borgnet, l. c. I, p. 66. — Dohm, l. c. II, S. 243—245.
[2]) Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, I, S. 173.

Bedingungen.

Aber nicht ganz Belgien sollte ihm übergeben werden, denn man rechnete ihm vor, Pfalzbayern habe nur 1,100.000 Seelen, die Niederlande aber 1,800.000 Seelen;[1]) jenes ertrage nur 4,000.000 Gulden, dieses 7,600.000 Gulden. Daher wollte Joseph Luxemburg, Limburg und Namur abzweigen, um es für Salzburg und Berchtesgaden dem Erzbischof zu übergeben, denn auch diese Gebiete sollten mit Österreich vereinigt werden. Der Kurfürst scheint seinen freudigen Eifer nicht verborgen zu haben, denn Lehrbach verlangte auf einmal noch die Oberpfalz, Neuburg und Sulzbach für den Kaiser. „Was bleibt dann mir?" — meinte der Kurfürst. Noch mehr war er gegen den weiteren Vorschlag, dass er die bayerischen Landschafts- und Cameralschulden auf die Niederlande übernehmen solle, dass der Kaiser die Mehrzahl der niederländischen Truppen und die Artillerie mitnehme und das Recht behalte, noch Anleihen in den Niederlanden zu machen.

Salzburg

Kein Abschluss.

Sichtlich überspannte Lehrbach den Bogen! — Karl Theodors Eifer erkaltete, obschon er den Plan eines Austausches nicht ganz verwarf. Der Kaiser sollte ihm die Ortenau, dann Falkenstein und Limburg überlassen und die Zustimmung seines Nachfolgers, des Herzogs von Zweibrücken, erwirken.

Prinz Karl

Das war keine leichte Sache, denn Prinz Karl war in seiner Stimmung gegen Österreich sehr kalt geworden; auch Max war es. Aber beide Brüder waren in der Geldklemme infolge ihres verschwenderischen Hoflebens. Frankreich hatte 2,000.000 Livres, Bern 750.000 Livres, Antwerpen 200.000 Gulden, die Pfalz 150.000 Gulden, die Juden im Elsass hatten 30.000 Gulden an den Prinzen Karl zu fordern; daneben war er noch viel an Pensionen und Zinsen schuldig. Romanzow, ein Gesandter Katharinas II., welche Josephs Plan begünstigte, kam im Januar 1785 nach Zweibrücken und erklärte dem Herzog: der Kaiser habe dem Kurfürsten Karl Theodor angetragen, sämmtliche bayerische Lande gegen die österreichischen Niederlande, nur mit Ausschluss von Luxemburg und Namur, dagegen mit Inbegriff der Vortheile, welche der Kaiser jetzt durch den Frieden mit Holland erlange, abzutreten unter dem Namen eines Königreiches Burgund und mit Beibehaltung aller Stimmen auf dem Reichstage, welche der Kurfürst bis jetzt für seine Lande geführt habe. Der Kurfürst solle für seine Einwilligung überdies 1,500.000 Gulden, der Herzog 1,000.000 und dessen Bruder Max 500.000 Gulden für ihre Zustimmung erhalten; wogegen der Kaiser sich ausbedinge, alle Truppen und alle Artillerie, welche sich jetzt in den Niederlanden befänden, und in Bayern alle Nationaltruppen zu behalten, so dass dem Kurfürsten nur die pfälzischen und in anderen Landen geborenen Soldaten verblieben, welche jetzt in Bayern wären. Auch behalte sich der Kaiser das Recht vor, Anleihen in den Niederlanden zu machen, und jeder Theil solle die Schulden übernehmen, die auf dem Lande haften, das er bekomme. Karl Theodor habe schon in diesen Tausch eingewilligt. Die russische Kaiserin verlange im Namen ihres Bundesgenossen, des deutschen Kaisers, die Zustimmung des Herzogs und rathe sehr, sie zu geben, da der Antrag für ihn und sein Haus so vortheilhaft sei.

verschuldet.

Romanzow.

Harte Bedingungen.

Herzog Karl verlangte angemessene Bedenkzeit, und dass ihm der Gesandte den Antrag schriftlich übergebe, damit er darüber mit seinen Freunden

[1]) Ranke, l. c. I, S. 178.

berathen könne. Das letztere verweigerte Romanzow, Bedenkzeit gab er nur auf acht Tage: übrigens werde die Weigerung des Herzogs doch die Ausführung nicht hindern. Auch betonte er, dass Frankreich zustimme — dessen glaubte man natürlich sicher zu sein. Vergennes soll erklärt haben, er finde in diesem Plane nichts gegen das Interesse des Königs.[1]) Noch vor Ablauf von acht Tagen schrieb aber Herzog Karl an Romanzow, dass er seine altväterlichen Erblande nie vertauschen werde, dass er das Vertrauen zur Großmuth der Kaiserin von Russland habe, dass sie ihren durch den Frieden von Teschen gegebenen Zusicherungen nicht zuwider handle, vielmehr ihn und den Herzog gegen die angedrohte Gewaltthat schütze. Als Romanzow kalt antwortete, er beklage, dass der Herzog so schlechte Entschlüsse fasse, wandte sich Karl an den König von Preußen und bat ihn um seinen Beistand, und damit war die Frage aus dem Kreise geheimer Verhandlungen herausgerissen und an die große Glocke gehängt und regte ganz Europa auf.

Karl lehnt ab,

ruft Friedrich um Hilfe an.

[1]) Dohm, l c. III, S. 30—40.

Katharinas II. Eroberung und Bereisung der Krim.

Bund zwischen Österreich und Russland. Briefwechsel Josephs II. und Katharinas. Plan, die Türkei zu theilen.

Katharinas orientalische Pläne.

Ehe wir die ernsten Folgen dieses Bekanntwerdens auseinandersetzen, müssen wir die Frage beantworten, was Katharina antrieb, so entschieden die österreichischen Vergrößerungspläne zu befürworten. Dies hängt mit ihren großen orientalischen Plänen und dem oben geschilderten Besuche Josephs in Mohilew, Moskau und Petersburg zusammen.

Constantin.

Als ihr ein zweiter Enkel geboren wurde, nannte sie denselben Constantin, ließ nicht weniger als sechs Ammen von den Inseln des Archipels kommen, um ihn mit griechischer Milch zu nähren, und wollte ihn auch nach griechischem Ritus taufen. Sie ließ das Kind abmalen mit der Fahne Constantins in der Hand und

Friedrich II.

mit dem Kreuze und den Worten: „In diesem siege.“ Friedrich II. wurde sorglich, obschon Panin ihm sagen ließ, an die Ausführung des sonderbaren Planes sei nie zu denken. Er schrieb in bitteren Ausdrücken über den Kaiser, der Katharina bethöre. Durch seinen Gesandten Gaffron in Constantinopel wurden auch die Türken mit Sorgen vor des Kaisers Plänen erfüllt: sie sollten ja vor ihm auf der Hut sein, er sei ihr natürlicher und geschworener Feind; er werde mit der Bethörung der Kaiserin den Türken nur Bosnien oder irgend ein anderes Land abschwindeln. Dagegen konnte sein Gesandter Friedrich bald melden, der neue Großvezier sei seiner Gesinnung und seinem Systeme nach durch und durch ein Preuße; er hielt die türkischen Großen mit dem Gaukelbild hin, es werde doch schließlich zu einer Allianz zwischen Preußen, der Türkei und Russland kommen, wenn es seinem Könige gelinge, Katharina von ihrer Bethörung durch Joseph II. zu heilen. Wie weitreichende Pläne aber damals zwischen dem Kaiser und Katharina II. verhandelt wurden, zeigt der Briefwechsel, welcher jetzt veröffentlicht ist.[1]) Friedrich ahnte nur, dass das ganze politische System Europas in Frage stehe und Preußens Machtstellung bedroht sei. Die aufgefundenen Briefe bezeichnen diese Pläne näher.

Dieser Briefwechsel, der 1781 beginnt und mit dem 16. Februar 1790, mit einem Abschiedsbrief von Joseph an Katharina, dem Ausdrucke seiner Be-

[1]) Joseph II. und Katharina von Russland. Ihr Briefwechsel. Herausgegeben von Alfred Ritter von Arneth. Wien 1869.

wunderung für sie und des Schmerzes, ihr niemals wieder schreiben zu können, und mit der Bitte schließt, seinem Bruder und Nachfolger ihren Beistand zutheil werden zu lassen, enthält hunderteinundachtzig vertrauliche Schreiben, von denen einige hochwichtige Actenstücke für die Geschichte des vorigen Jahrhunderts bilden.

Den Ausgangspunkt macht Josephs Reise nach Mohilew und Petersburg, also die erste Zusammenkunft, welche bei beiden im wärmsten und dankbarsten Andenken blieb. Die Kaiserin bewundert Joseph und der Kaiser ist unerschöpflich in den Ausdrücken seiner Verehrung für die Czarin. „Es ist gut", schreibt sie, „mit dem Grafen von Falkenstein bekannt zu sein; es ist angenehm, mit ihm zu thun zu haben.[1]) Ach, wenn Voltaire das Glück gehabt hätte, nur eine halbe Stunde den Mann zu sehen und zu sprechen, über den er sich so sehr täuschte! Gewiss, Voltaire, dessen Seele den Enthusiasmus für das Große und Schöne hatte, würde die Bescheidenheit, die mit so hohen Tugenden verknüpft ist, als himmlisch betrachtet und sogleich mit uns in den Lobgesang eingestimmt haben: ‚Selig ist der Leib, der Dich getragen hat.'" — Katharina findet, dass Joseph alle Geister und alle Herzen sich leicht unterwerfe; die enthusiastische Aufnahme und die allgemeine Bewunderung auf seinen Reisen seien Zeugen dafür.[2]) Sie zählt ihn zu den großen Seelen, denen gegenüber alle Schwierigkeiten nur vorhanden zu sein scheinen, um überwunden zu werden. Sie findet es begreiflich, wenn sie auf sein Walten hinsieht, dass das Alterthum die großen Männer vergötterte.[3]) Der Tag, wo sie ihn zuerst in Mohilew traf, sei der schönste und denkwürdigste ihres Lebens gewesen. Es ist viel Schmeichelei in diesen Worten, aber man sieht auch, welch einen Zauber der Kaiser auf alle, die mit ihm in Berührung kamen, auszuüben vermochte.

Wie die Czarin dem Kaiser schmeichelt.

Nicht minder begeistert schreibt Joseph an die Czarin: er verdanke ihr das Glück seines Lebens; ihre Briefe rühren ihn zu Thränen; ihre Freundschaft, ihre Achtung sei genug für seine Eigenliebe. Er bewundert ihre Weisheit, ihren Schnellblick, ihre Thatkraft. Was würde er nicht geben, um nur eine Stunde wieder mit ihr zu sprechen, in ihren Blicken den Entscheid über seine Gedanken und Pläne zu lesen.[4]) — Der Ton der Bewunderung ist beiderseits nicht ganz rein, beide halten einander für eitel. Joseph sagt sogar in einem Schreiben an Kaunitz, in welchem er ihm den Entwurf eines Briefes an die Kaiserin mit der Bitte vorlegt, zu streichen oder zuzusetzen, was er wolle, er möge immer bedenken, dass man es mit einer Frau zu thun habe, die sich nur um sich selber kümmere. „Ihre Eitelkeit ist ihr Götzenbild: ein rasendes Glück und übertriebene Huldigungen haben sie verdorben. Man muss mit den Wölfen heulen, vorausgesetzt, dass man dadurch etwas Gutes bewirkt; auf die Form, unter der man es verlangt, kommt es dabei nicht an."[5])

Wie der Kaiser der Czarin schmeichelt.

Der Verkehr wird mit jedem Monate wichtiger seit dem Tode Maria Theresias, der Ton vertraulicher; sie theilen sich alle wichtigen Vorgänge mit. Joseph verspricht ihr das freimüthigste Vertrauen und die innigste Freundschaft: kein

Inniger Verkehr.

---

[1]) Arneth, l. c. S. 21.
[2]) Ibid. S. 90.
[3]) Ibid. S. 108.
[4]) Ibid. S. 27—29.
[5]) Ibid. S. 35

Hehl soll zwischen ihm und ihr sein.[1]) Er meldet ihr voll Freude, dass England ihr das Schiedsgericht in der großen Frage übertrug, für welche es gerade Krieg führte.[2]) Beide tauschen gleiche Gedanken aus über Toleranz.[3]) Katharina spricht hin und wieder mit einem Zuge von Spott über ihre Stellung als Oberhaupt der griechischen Kirche.[4]) Er bemerkt spöttisch, dass der Papst kommen wolle, der ihn so wenig bekehre, als er die Kaiserin bekehren würde. Nicht der Unterschied in Glaubenssätzen trenne ihn von Pius VI., sondern seine Ansichten über das Kirchenrecht und über die Grenzen der geistlichen und weltlichen Gewalt. Katharina dagegen wünscht,[5]) der Papst möge dem Kaiser die Schlüssel von Rom bringen und ihn mahnen, die Feinde des christlichen Namens aus Europa zu verjagen. Bald wird Politik der einzige Stoff der Unterhaltung, die gegenseitige Garantie des Besitzes, der gegenseitige Vortheil Russlands und Österreichs.[6]) Joseph versichert 19. Februar 1782, sein höchstes Glück bestehe darin, ihren Plänen nützlich zu sein. Und sie sagt ihm gerade, was sie von ihm erwarte: er werde nur große und gute Dinge thun, sie brauche ihn nicht erst anzustacheln, werde aber stets sein Lob verkünden, und sie hoffe von ihm, dass er seine mächtige Stimme in Constantinopel dafür erhebe, dass die Türken pünktlich den Vertrag von Kainardsche erfüllen, an dem sie beständig herummäkeln, bald in dieser, bald in jener Form.[7]) Er meldet ihr, dass er schon Befehl seinem Nuntius gegeben habe, derb-deutsch mit den Türken zu reden,[8]) da das Französische zu weich und salbungsvoll für diese tauben Ohren sei. Joseph klagt bitter über Friedrich II., der beharrlich feindselig auftrete, wo Österreich irgend einen Vortheil zu erlangen scheine, und in Constantinopel wie in Paris immer seine Pläne auf das Boshafteste entstelle. Auch Katharina hat Beschwerden über Friedrich,[9]) namentlich über sein Verhalten in Polen. Joseph aber drängt auf Geheimhaltung seiner Briefe, denn der Preußenkönig erfahre alles. Und dieser war in der That gut bedient und fortwährend in Sorge vor der „ehrgeizigen Vergrößerungswuth" Josephs II., der auf seinen siebzigjährigen Schultern liege, dessen Angriffen er aber mit nicht geringerer Lebhaftigkeit zu begegnen suche.[10]) „Wir streiten jetzt, wer Russland auf seiner Seite haben wird. Wir sind in den Schranken; wir müssen sehen, wer von uns beiden den Sieg davon trägt." Friedrich ahnte, dass über einen großen Plan verhandelt werde, der ganz Europa verwirren müsse: „Gewiss will Russland die Pforte angreifen und denkt an nichts Geringeres als daran, den Frieden in Constantinopel zu schließen. Der Kaiser zeigt sich sehr lecker auf Bosnien, Serbien und Belgrad."[11])

Der Papst. Politik. Friedrich II.

Etikettestreit.

In der That wurde das innigste Schutz- und Trutzbündnis verhandelt. Dass ein Etikettestreit hervorgesucht worden ist, um dem Anschein nach

[1]) Ibid. S. 32.
[2]) Ibid. S. 32—35.
[3]) Ibid. S. 47.
[4]) Ibid. S. 38.
[5]) Ibid. S. 121.
[6]) Ibid. S. 48
[7]) Ibid. S. 38.
[8]) Ibid. S. 45—46.
[9]) Ibid. S. 52, 70—71, 123.
[10]) Ranke, l. c. I, S. 148.
[11]) Ibid. I, S. 147.

die Verhandlungen für abgebrochen zu erklären, und sie dann vertraulich desto eifriger fortzuführen und die weittragenden Pläne im Dunkel zu verhüllen, möchte man fast sicher annehmen.

Der Kaiser verlangte, dass ihm in allen diplomatischen Acten, also auch bei der Unterzeichnung dieses Bundesvertrages, der Vorrang eingeräumt werde. Die Kaiserin erklärte, ein solches Verlangen sei unzulässig; sie unterhandle nur auf dem Fuße vollständiger Gleichheit; auch der Sultan habe sie nie anders wie seinesgleichen behandelt; die Czare hätten sich mit den Kaisern für ebenbürtig gehalten. Schon in einem ähnlichen Streite mit Frankreich habe die Kaiserin, die sich doch an Rang den Kaisern von Byzanz gleichstellen dürfe, erklärt, dass sie alle gekrönten Häupter für gleich halte;[1]) sie wolle sich über keines derselben erheben, aber auch keinem nachstehen. Joseph beklagte, dass er auf einen Anspruch nicht verzichten könne, für den er seinen Wählern als Kaiser verantwortlich sei. So lange es einen Kaiser gebe, könne er nicht auf diesen Anspruch verzichten. Sie wisse ja selber, wie wenig Wert er an und für sich auf solche Etikettefragen lege. Gern würde er seinen Wählern und dem Reiche diesen Titel zurückgeben, der auf einmal zwischen ihnen beiden diese Schwierigkeiten hervorrufe.

Österr.-russisches Bündnis.

Joseph schlägt darum vor, dass sie beide, statt feierliche Verträge abzuschließen, die alsbald bekannt und missdeutet würden, sich einfach in Briefen, die unter ihnen durch ihre Unterschrift den Wert eines Vertrages haben, sich gegenseitig verbindlich machen[2]) — und so meldet er ihr in einem Schreiben vom 21. Mai 1781 seinen Beitritt zu einem Schutz- und Trutzbündnis. „Wir verhandeln geradezu miteinander in der Form von Briefen, in welchen wir unsere Versprechen niederlegen und uns und unsere Erben für das Einhalten derselben verbindlich erachten, und diese Briefe sollen uns ebenso heilig sein, als ob sie die Form von Staatsverträgen hätten."[3]) So verspricht er Freundschaft und aufrichtige, dauernde Verbindung zwischen beiden Reichen aufrecht zu erhalten und alles zu entfernen, was diese innige Verbindung schwächen könnte, und bei jeder Gelegenheit für den Nutzen und die Ehre Russlands zu sorgen, sofern es mit dem Wohle und Vortheile seines eigenen Reiches verträglich wäre. Joseph macht sich und seine Nachfolger verbindlich, zu gewährleisten und zu vertheidigen gegen Angriffe jeder Macht alle Staaten, Länder und Herrschaften, welche Katharina II. jetzt besitzt, mit einziger Ausnahme ihrer Länder in Asien. Sie beide wollen das Mögliche thun, um den Frieden in Europa aufrecht zu erhalten. Wenn dies aber nicht möglich ist und die Staaten der Kaiserin angegriffen werden, so verpflichtet er sich, ihr mit 10.000 Mann zu Fuß, 2000 Mann zu Pferd und den nöthigen Feldgeschützen zuhilfe zu kommen; sie hingegen müsse diese Mannschaft als be-

Hilfe.

[1]) Zinkeisen, l. c. VI, S. 303—305.

[2]) Arneth, l. c. S. 54—56, 68—69: „. . . . savoir comprendre en forme de lettres toutes les promesses obligatoires qui mutuellement auraient fait l'essence du traité projeté et de l'article secret."

[3]) Arneth, l. c. S. 72 und 73.

freundet behandeln und für ihre Verpflegung sorgen. Drei Monate, nachdem diese Hilfe erbeten, müssten die Truppen auf dem Marsche sein — nur machen die Monate December, Januar und Februar wegen der Strenge der Jahreszeit eine Ausnahme. Würden ihre Länder in Asien oder im Norden von Schweden angegriffen, wohin die Österreicher nur schwer gelangen könnten, so verpflichte sich der Kaiser, jährlich eine Summe von 400.000 Rubeln zu übersenden. Werde aber der Kaiser wegen dieser Hilfeleistung selber in einen Krieg verwickelt, so sei er zur Hilfeleistung nicht verpflichtet. Reiche die Hilfe, die er der Kaiserin sende, nicht aus, so werde er auf Verlangen nach vorausgegangener Verabredung mehr senden und verpflichte sich, weder Frieden noch Waffenstillstand ohne ihr Mitwissen abzuschließen. Desgleichen macht er sich verbindlich, für die Aufrechthaltung der Ruhe und der Verfassung in Polen sich zu bemühen, wie sie 1773 festgestellt worden sei, ebenso für die Aufrechthaltung des Besitzes, wie er 1773 ausgemacht worden sei. In allen großen Fragen werden Russland und Österreich nach Verabredung gemeinsam handeln. Dieser Vertrag solle acht Jahre hindurch streng innegehalten und dann wieder erneuert werden, wenn nicht Abänderungen an demselben sich als unumgänglich nöthig erweisen.[1])

Vertrag gegen die Türkei.

In einem Schreiben vom 21. Mai 1782 ist ein noch innigeres Bündnis geschlossen gegenüber der Türkei. Alle Verträge, die Russland mit der Pforte schloss 1704, 1774, 1775, 1779, sind hier gewährleistet. Der Kaiser und seine Nachfolger werden für die Aufrechterhaltung derselben einstehen. Wenn die Pforte diese Verträge bricht, so wird ihr Österreich den Krieg erklären und mit einem gleich starken Heere dem russischen zuhilfe kommen — nur soll es dann auch eine gleich große Entschädigung erhalten wie Russland. Wird Russland wegen des Krieges mit der Pforte von einer anderen europäischen Macht angegriffen, so wird Österreich mit seinem ganzen verwendbaren Heere gegen diese Macht auftreten und nicht Friede nach Waffenstillstand machen, ohne Russland mit einzuschließen.

Die Kaiserin antwortete in zwei Briefen am 24. Mai 1781 mit dem gleichen Versprechen in den gleichen Ausdrücken. Diese Briefe hatten also die Bedeutung von Staatsverträgen.[2])

In einem Schreiben vom 19. Februar 1782 verspricht Joseph noch einmal, all seine Kräfte zu Katharinas Dienst aufzuwenden, und 12. Juli 1782[3]) erbittet er sich ihre Pläne hinsichtlich der Vorgänge in der Krim und

[1]) Der Wortlaut des Schreibens Arneth, Briefwechsel, S. 72—73.

[2]) Oder waren, wie ein Gesandter witzig bemerkte, Staatsverträge in Form von Billets-doux.

[3]) Il ne me faut ni délibération, ni combinaison, ni calcul, quand mon coeur sent et qu'il s'agit de servir, j'ose dire, mon Impératrice, mon amie, mon alliée, mon héroïne. Oui je suis prêt toujours et de quelconque façon de m'entendre avec votre Majesté Impériale sur tous les événements possibles. Arneth, l. c. S. 136.

erklärt sich bereit, sich rasch mit ihr über die nöthigen Maßregeln zu verständigen.

Wie Katharina von der Türkei denkt,

Katharina faßt den Kaiser beim Wort; sie meint, der Augenblick sei gekommen, das türkische Reich zu zertrümmern, und macht ihre Vorschläge. Sie hat Beschwerden gegen die Pforte hinsichtlich des Handels und der Schifffahrt in der Meerenge von Constantinopel, hinsichtlich des Aufstandes in der Krim und hinsichtlich der Moldau und der Walachei. Sie verlangt Josephs Unterstützung in ihren Beschwerden bei der Pforte. Wenn aber diese störrig bleibt, so hofft sie, dass der Kaiser sein gegebenes Versprechen halte, das heißt, dass sie gemeinschaftlich den Kriegsplan verabreden und sich über die Entschädigungen für den Friedensbruch vereinbaren. Polen könne sie nicht hindern, ihnen aber nützlich sein für die Verproviantierung der Armeen; man könne ihm dafür einen günstigen Handelsvertrag in Aussicht stellen und Schutz gegen Misshandlungen von Seite Preußens.[1] In Dänemark sehe sie einen treuen Verbündeten, der im Stande wäre, Schweden im Zaume zu halten, den Sund zu schließen und die Ruhe auf der Ostsee zu wahren. Schweden könnte gefährlich werden, wenn eine feindliche Macht ihm Geld spendete. Da müsse der Kaiser in Versailles die Überzeugung erwecken, dass alles Geld, welches es für Schweden ausgebe, zum Fenster hinausgeworfen sei. Friedrich II. sei eifersüchtig über die Verbindung Russlands mit Österreich, aber sein Alter rathe ihm zur Ruhe, wenn nicht Frankreich oder England ihn aufstacheln. Bei den bourbonischen Höfen müsse der Kaiser wirken, dass sie der Türkei nicht zuhilfe kämen, ebenso dass in Deutschland kein feindseliger Bund sich bilde.[2]

was sie vom Kaiser wünscht.

Türkische Zustände.

Dann geht Katharina an die Schilderung der türkischen Zustände, die jetzt, wie nie, einem Angriffe sichere Aussichten böten.[3] „Dieses einst so furchtbare Reich, der Schrecken der Schwachen, leidet gegenwärtig an Übeln, die auch die festesten Monarchien zugrunde richten können. Das Meer scheidet die Türkei in zwei Hälften. Die Mehrzahl der Paschas in den Provinzen heuchelt nur einen Gehorsam gegen die Pforte und wartet auf einen günstigen Augenblick, um sich unabhängig zu machen, um der Beraubung ihrer Güter zu entgehen, durch welche der Sultan seine leeren Cassen füllt. Die Christen hegen die gleiche Gesinnung, und ihrer sind fünf- bis sechsmal mehr als der Türken. Der Handel ist vernichtet durch Monopole und Plackereien jeder Art. Räuber plündern die Landschaften. Die Bauern wollen nicht mehr säen, weil die Ernte unsicher ist, und fliehen in die Städte, wo sie die Unordnung, die Verwirrung und die Theuerung der Lebensmittel vermehren. Die Zucht in dem Heere, wie auf der Flotte ist dahin. Die Janitscharen treiben Handel und verlassen ungern ihr Geschäft, weil sie wissen, dass sie nur mit Worten bezahlt werden. Die Lehenstruppen wollen nicht aufbrechen und keine Steuer zahlen, sobald sie für ihre Besitzung zu fürchten

[1] Arneth, l. c. S. 143—148.
[2] Ibid. S. 149—152.
[3] Ibid. S. 152.

haben. In den Rath des Großherrn kommen jedes Jahr mehr Leute, die es besser verstehen, mit Raub umzugehen, als den Gebrechen eines zusammenstürzenden Reiches abzuhelfen; Leute, die nur Verse aus dem Koran zu citieren wissen, statt politische Heilmittel aufzufinden. Bei jeder Aussicht auf Krieg setzen alte Weissagungen den Diwan und das Serail in Schrecken; und doch braucht man nur Ränke und Arglist, um alle beliebigen Verträge, unter deren Schutz allein sie Ruhe genießen, wirkungslos zu machen." [1])

Wie die Türkei zu theilen sei.

Dann bespricht sie die Frage, wie beim Siege das türkische Reich vertheilt werden solle. Einmal solle mit der Hauptstadt Constantinopel ein neues griechisches Kaiserthum errichtet werden und zwischen Österreich-Russland und diesem Kaiserthume ein sie trennendes, aber immerhin unabhängiges erbliches

Dakien.

Königreich Dakien sein, bestehend aus der Moldau, Walachei und Bessarabien, unter einem Fürsten griechischer Religion, auf dessen Person und Treue beide Kaiserhöfe sich verlassen können. Dieser König (sie dachte dabei offenbar an ihren Liebhaber Potemkin) solle von den Kaiserreichen unabhängig, sein Land nie mit Russland oder Österreich vereint oder von irgend einem Staate abhängig sein; seine Grenzen von Seite Polens und Russlands sollen der Dniestr und das Schwarze Meer sein und die Aluta bis zur Einmündung in die Donau und dann dieser Strom. Das Schwarze Meer solle die Grenze zwischen Russland und dem neuen griechischen Kaiserthum bilden. Russland wünscht dagegen vom türkischen Reiche nichts als Oczakow mit dem Gebiete zwischen Bug und Dniestr und für die Sicherheit und Leichtigkeit seines Handels eine oder zwei Inseln im Archipel. Offen habe damit Katharina ihre Wünsche ausgesprochen.

Nun möge auch der Kaiser sagen, was ihm genehm sei, und sie werde keinen Augenblick zögern, seine Wünsche zu erfüllen, wenn man nur einmal Europa vom Feinde des christlichen Glaubens befreit und die Türken aus

Neubyzantinisches Reich.

Constantinopel verjagt habe. Auf den Trümmern des türkischen Reiches solle ein neues griechisches Reich entstehen, in voller Unabhängigkeit von Russland. Ihr jüngster Enkel, der Großfürst Constantin, solle diesen

Constantin.

Thron besteigen, nachdem er sich vorher verpflichtet, nie einen Anspruch an Russland zu machen, denn beide Kaiserreiche dürften nie unter einem Haupte vereinigt werden. Dasselbe müsste Großfürst Paul beschwören und dessen Sohn Alexander. Dieses neue griechische Reich solle das Schwarze Meer im Norden zur Grenze haben und die Donau; die Grenze im Westen solle Joseph bestimmen, dem sie gern auch einige Plätze im Mittelmeere gönne. Wolle irgend eine Großmacht diesem Vorgehen Widerstand leisten, so müsse man sie eben mit gemeinsamen Mitteln bekämpfen — für zwei wahrhaft vereinigte Großmächte gebe es wohl wenige Dinge, die ihnen unmöglich seien.[2]) So der Theilungsplan der Kaiserin.

[1]) Arneth, l. c. S 153.
[2]) Ibid. S. 154—157.

Joseph II. eilte nicht mit der Antwort, die erst 22. November 1782 von Wien abgieng. Er entschuldigt die Verzögerung allerdings durch eine Krankheit, an der er damals litt, einen Rothlauf am Kopfe, der ihn am Lesen und Schreiben hinderte. Zuerst versichert er seine Bereitwilligkeit, dem Wunsche der Kaiserin, wo es immer möglich sei, zu entsprechen. Dann lobt er ihre richtigen Bemerkungen hinsichtlich Polens, Dänemarks und Schwedens, sagt aber freimüthig, dass er ihre Ansicht hinsichtlich Preußens und Frankreichs nicht theile, dieser Staaten, die ihrem Plane am meisten Hindernisse in den Weg legen könnten. Das Alter werde Friedrich II. ebensowenig hindern, als die Gutmüthigkeit und Dankbarkeit Ludwigs XVI., Österreichs Länder anzugreifen. Die bourbonischen Flotten können den Türken zuhilfe kommen. Den König von Preußen könne man allenfalls im Schach halten durch Truppen, die man in Böhmen und Livland aufstelle. Sachsen müsse man von Preußen losmachen. Ohne eine Verständigung mit Frankreich könne aber der Plan unmöglich gelingen: man müsse ihm von der Beute ein Stück versprechen, nämlich Ägypten. Was Oczakow und einige Inseln im Archipel anlange, habe Joseph nichts dagegen. Die Gründung des Königreiches Dakien und des neuen byzantinischen Reiches hänge vom Erfolge der Waffen ab.[1]) Sei dieser für Russland, so wolle Joseph den Wünschen der Kaiserin keinen Einhalt thun. Für die österreichische Monarchie ist Chocim und ein Gebiet, das Galizien und die Bukowina decke, ein Bedürfnis, ebenso ein Theil der Walachei bis zur Aluta und das Land von Nikopolis bis Belgrad donauaufwärts — das Ufer rechts und links drei Meilen breit, die Städte Widdin, Orsowa und Belgrad, um Ungarn zu decken; von Belgrad an müsse man die geradeste und kürzeste Linie zum Adriatischen Meere ziehen, den Golf von Trina mit eingeschlossen. Österreich bekäme dann venetianische Besitzungen auf dem Festlande und Istrien und Dalmatien, und hätte so einen Absatz für seine Früchte. Die Venetianer könnte man hingegen mit Morea, Cypern und Candia entschädigen. Österreich könnte dann auch durch eine Flotte im Mittelmeere Russland unterstützen. So Josephs II. Plan, das türkische Reich zu theilen.

Joseph II. Antwort. Ägypten für Frankreich.

Katharina II. antwortete am 4. Januar 1783.[2]) Sie dankt für das Vertrauen; des Kaisers Brief sei ihr eine Bürgschaft der Verbindung ihrer Staaten. Sie erlaubt sich nur einige Bemerkungen. Vor allem müssten sie beide ihre Grenzen decken. Friedrich II. könne man im Nothfalle gewinnen, man dürfe ihn nur beruhigen für seinen Besitz. Sachsen müsse man nur hindern, mit einer feindlichen Macht sich zu verbinden. Joseph hatte verlangt, dass der Handel längs dem ganzen Laufe der Donau frei sein müsse bis zu ihrer Mündung ins Schwarze Meer und der Mündung der Dardanellen und dass die beiden neuen Staaten sich verpflichten, niemals die freie Fahrt österreichischer Schiffe auf der Donau zu hemmen. Katharina stimmt vollkommen zu und gönnt ihm einige Häfen am Mittelmeere, aber man müsse Venedig schonen, denn es könne ein wichtiger Bundesgenosse im Kriege gegen die Türken werden. Auch dürfe man das neue griechische Reich nicht sogleich schwächen, indem man ihm Morea, Candia und Cypern wegnehme!

Antwort Katharinas.

Billig fragen wir, wie sich der sonst so gemessene Kaunitz der hochfliegenden Politik seines Kaisers gegenüber verhielt. Zinkeisen[3]) führt eine

Kaunitz.

[1]) Arneth, Briefwechsel, S. 169–175
[2]) Ibid. S. 182–188.
[3]) Zinkeisen, l. c. VI, S. 346–347.

Depesche von ihm an, die im November 1782 in Petersburg eingetroffen sein soll und den österreichischen Gesandten zwischen den Kaiser und den Kanzler gestellt und arg in Verlegenheit gebracht haben müsste. Sie lautet: „Da der Zweck der Verbindung zwischen den beiden Kaiserhöfen endlich so weit ruchbar geworden, dass ganz Europa über ihre ehrgeizigen Absichten unterrichtet ist, so sehe ich mich genöthigt, auf diesen Gegenstand ausführlicher einzugehen. Sie haben das, was ich Ihnen sagen werde, als die wahren, unveränderlichen Grundsätze zu betrachten, von denen mein Hof nie abgehen wird. Die Allianz zwischen ihm und Frankreich ist als das vortheilhafteste System anerkannt und man hat sich dabei immer wohl befunden; der Kaiser selbst hat den Nutzen derselben eingesehen; er wünscht zwar die Freundschaft und selbst die Allianz der Kaiserin, um mit dieser Macht auf gutem Fuße zu stehen und vielleicht aus anderen mir unbekannten Gründen; aber niemals würde er ihr das gegenwärtige System zum Opfer bringen, was der Fall sein würde, wenn mein Hof auf die ehrgeizigen und weitreichenden Pläne der Kaiserin von Russland eingehen wollte, denn dieselben sind selbst den Interessen Russlands zuwider und würden nur darauf hinauslaufen, ganz Europa in Verwirrung zu bringen.[1]) — Ohnedies wird es aber gar nicht möglich sein, das türkische Reich zu vernichten und das orientalische Kaiserthum, welches den Gegenstand des Ehrgeizes der Kaiserin bildet, herzustellen. Ich benachrichtige Sie daher, dass der Kaiser, mein Herr, die Interessen seines Reiches zu gut kennt, als dass er sich auf so widersinnige, für seine eigene Monarchie so gefährliche und mit dem gegenwärtigen System und der Ruhe Europas so wenig verträgliche Pläne einlassen sollte. Dieser Fürst ist überhaupt zu weise, als dass er sich von einer Fürstin hinreißen lassen sollte, die sich nur von ihrer Eitelkeit leiten lässt. Ich zweifle nicht, dass der Einfluss, welchen der Kaiser auf den Geist dieser Fürstin zu gewinnen gewusst hat, hinreichen wird, sie zurückzuhalten; sollte dies aber nicht der Fall sein, so wird er sicherlich sich nicht weiter mit fortreißen lassen, als es seine wahren Interessen erlauben. Ich glaube endlich, dass ich wagen kann zu sagen, dass mir vierzig Jahre der wichtigsten, zur Zufriedenheit des Kaisers selbst dem Staate geleisteten Dienste die Gewissheit verschafften, dass man mich anhören und nicht von den Grundsätzen abweichen werde, welche man bisher als die einzigen, dem Heile der Monarchie zuträglichen betrachtet hat. Ich mache Ihnen daher als Minister und als Freund zur Pflicht, in Ihren Äußerungen und in allen Reden, welche Sie über diesen Gegenstand gegen das russische Ministerium zu führen Gelegenheit haben dürften, die größte Umsicht zu beobachten, damit sie sich nicht irgend etwas erlauben, was die Personen desselben, mit denen Sie darüber zu sprechen hätten, im geringsten zu dem Glauben verleiten könnte, dass man sich von den Absichten der Kaiserin hinreißen lassen und darauf eingehen wolle.“ —

Russland gewinnt die Krim.

Krim. Aus der Wolkenhöhe ihrer Pläne griff aber Katharina II. gern in die nackte Wirklichkeit und fasste jede sich bietende Gelegenheit, eine Eroberung zu machen, an der Stirnlocke. So wusste sie jetzt die Krim zu

[1]) A bouleverser toute l'Europe.

Rußland zu schlagen. Die Tataren waren nach dem letzten Frieden unabhängig, nur sollte die Pforte dem Chan die religiöse Investitur ertheilen. Der neugewählte Chan Schahin-Girai erregte das Mißvergnügen des Volkes durch seine Manie, es europäisch machen zu wollen: er nahm den Rang eines Oberstlieutenants im Leibregimente der Kaiserin an und trug russische Uniform und russische Orden; er wollte seine an freie Bewegung gewöhnten Tataren durch russische Officiere drillen lassen. Schon 1781 erregte das Erscheinen einiger türkischen Schiffe an den Küsten der Krim eine Schilderhebung. Sie ward zwar unterdrückt, aber die Unzufriedenheit gesteigert. Daß Rußland zu der Bewegung hetzte, war leicht ersichtlich. Schahin-Girai legte seine Residenz nach Kaffa, um beim Ausbruche einer neuen Bewegung schnell russische Truppen in der Nähe zu haben.[1]) Russische Regimenter zogen an die Grenze. Man sagte, der Chan wolle dem Glauben Mohammeds absagen und zur russisch-griechischen Kirche übergehen, wie er überhaupt vieles antastete, was seinem Volke von den Vorfahren her ehrwürdig war. In seinem Eifer für Aufklärung faßte er sogar den Vorsatz, die große französische Encyklopädie ins Tatarische übersetzen zu lassen. Schahin-Girai.

Da ließ ein Bruder des Chans sich im Kuban von den Stammhäuptern der Horden zum Gegenchan ernennen, Behadir-Girai; er erschien im Mai 1782 mit seinem Anhange vor Kaffa und der russische Resident setzte dem bedrohten Schahin auseinander, nur durch schleunige Flucht könne er sich vor der Wuth des Eroberers retten, und Schahin hatte denn nichts Eiligeres zu thun, als auf einem Schiffe mit seiner Familie und seinen Schätzen nach Jenikala zu fliehen. Behadir-Girai.

Die Myrsen erklärten, Schahin-Girai habe die Würde eines Chanes entehrt, als er die Stelle eines Hauptmannes bei der Leibwache der Kaiserin annahm. So war denn der eine Dschinggise entehrt in russischer Gewalt. Genaue Kenner der Sachlage behaupteten jedoch,[2]) auch sein Bruder, der ihn stürzte, sei am russischen Leitseil gegangen. Man habe ihm bedeutet, die Kaiserin stehe nicht an, ihn als Chan anzuerkennen, sofern er sich verpflichte, die Schulden zu bezahlen, welche sein Bruder bei ihr gemacht habe, und man berechnete diese auf zwanzig Millionen Rubel. Behadir nahm die Schuld auf sich und so war er gleichfalls in der Gewalt der Russen. In Constantinopel aber erklärte der russische Gesandte, seine Regierung mische sich nicht in diesen Streit, nur verlange sie, daß man der freien Wahl der Tataren den Lauf lasse, worauf die Pforte antwortete, auch sie mische sich nicht in den Streit, obgleich derselbe insbesondere die Verletzung der religiösen Verhältnisse betreffe. Die Minister in Petersburg äußerten, man müsse die Pforte angehen, im Vereine mit Rußland die Wiedereinsetzung des Schahin-Girai zu vollziehen. Krim. Die Pforte.

[1]) Zinkeisen, Geschichte des Osmanischen Reiches, VI, S. 316.
[2]) Ibid. VI, S. 316—317.

Entschluss der Czarin.

Katharina II. aber wollte etwas anderes. Der Schlag war gethan — jetzt galt es zuzugreifen. Zwar that sie, als ob sie gar keinen großen Wert der Sache beilege, heimlich aber sandte sie sechs Couriere nacheinander an Potemkin, dass er schleunigst komme. Im tiefsten Geheimnisse besprach sie mit ihm, was nun geschehen müsse. Schahin-Girai, ihr gefügiges Werkzeug, durfte zunächst nicht preisgegeben werden; darum wurde jetzt erklärt, die Ehre der Kaiserin und des Reiches verlange seine Wiederherstellung.

Katharina II. an Joseph II.

Wie Österreich sich dazu verhalte, war jetzt von größter Wichtigkeit. Darum schrieb Katharina 15. Juni 1782 an Joseph II. über die Verjagung Schahin-Girais: „Man muss annehmen, dass diese Empörung unter der Hand von der Pforte angestiftet und von ihr fortwährend geschürt wird. Jedenfalls muss ich Maßregeln zum Schutze meiner Grenze vor den Einfällen der Tataren treffen, zugleich auch thun, was die Klugheit für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Unabhängigkeit der Krim gemäß des Vertrages von Kutschuk-Kainardsche zu thun gebietet. Schon hat Schahin-Girai, der nach Kertsch floh, um meinen Schutz und meine Hilfe gebeten. Ich muss sie ihm zutheil werden lassen, da dieser Fürst stets unwandelbar dem Grundsatze von der Unabhängigkeit der Tataren anhieng. Obschon die ersten Nachrichten die Absichten der Pforte noch nicht klar erkennen lassen, indem sie die Sache ganz schlecht und den Streit mit der Türkei als unvermeidlich darstellen, so macht gerade dieser Umstand es mir zur Pflicht, Ihnen sowohl die Umstände dort mitzutheilen, als die Folgen, die daraus hervorgehen müssen, damit wir uns jetzt gleich vereinbaren.“ [1])

Zugleich setzte die Czarin ihre Truppen in Bewegung, aber in einer Weise, dass man schließen musste, sie strebe mehr an, als die bloße Wiedereinsetzung Schahin-Girais. — Drei Armeecorps setzten sich gegen die Krim in Marsch, 60.000 Mann standen zur Beobachtung unter Repnin bei Mohilew, 50.000 zogen vom Kaukasus her nach dem Kuban, achtzig Geschütze wurden eiligst auf Schlitten nach dem Süden geschafft, eine außerordentliche Aushebung ward durch das ganze Reich vorgenommen. Potemkin reiste eilig nach Cherson, um sich der Lage des Heeres zu vergewissern. Er war jedoch wenig damit zufrieden. In Oczakow soll ihm Schahin-Girai, der in Geldnoth war, für 50.000 Rubel den Theil von Bessarabien abgetreten haben, zu dem Oczakow gehörte.[2]) Im October war Potemkin wieder in Petersburg; siegesgewiss sagte er von der Türkei, sie befinde sich jetzt in derselben traurigen Lage, wie das byzantinische Reich kurz vor seinem Untergange; die Türken seien tiefer gesunken als die Polen, denn man könne sie misshandeln, wie man nur wolle.[3]) — Fünfzig Millionen Rubel Papiergeld wurden neu ausgegeben, um die Kriegskosten zu decken. Die Boten, welche Behadirs Wahl zum Chan anzeigen und ihre Zustimmung erbitten sollten, wurden von Katharina gar nicht angenommen; der Pforte ließ sie erklären, dass sie Schahin wieder einsetze und dass sie nur in gutem Einvernehmen mit ihr stehen werde, wenn die Pforte keinen anderen als Chan anerkenne.

Potemkin.

Die Türken.

Dieses Drohen reizte in Constantinopel, Janitscharen und Volk schrien laut nach Rache und Krieg, man solle den Sultan entthronen, wenn er sich Behadirs nicht annehme. Der neue Großvezir Jegen-Mohamed-Pascha stillte nur

[1]) Arneth, Briefwechsel, S. 134.
[2]) Zinkeisen, l. c. VI, S. 329.
[3]) Ibid. VI, S. 330—334 nach einer Depesche von Görtz

dadurch die Gährung, dass er einige Hundert der ärgsten Schreier ohneweiters ins Meer werfen und jeder Orta der Janitscharen 1000 Piaster als Geschenk auszahlen ließ. Man sagte in Stambul, 90.000 Tataren seien von Russen zusammengehauen worden. Dem war übrigens nicht so. Behadir räumte ohne Schwertstreich vor den Russen Kaffa und floh nach dem Kuban. 400 Tataren wurden bei einem Zusammenstoße allerdings und zwar nutzlos zusammengehauen, die Russen selber wollten nur zwei Mann verloren haben. Mit 5000 Russen setzte Samoiloff im Spätjahre 1782 den Schahin-Girai wieder als rechtmäßigen Chan ein, nahm aber dabei zugleich militärischen Besitz von der Krim. Schahin wieder in der Krim.

Schahin-Girai konnte in aller Ruhe sich in der alten Residenz Baktschiserai niederlassen, aber nicht auf lange, denn die Czarin war entschlossen, diesmal die Krim zum russischen Reiche zu schlagen. Die Pforte war in Sorge vor einem Kriege mit Österreich und Russland und war geneigt, diese Fußtritte hinzunehmen, nur um den Streit zu vermeiden — aber die öffentliche Stimmung zwang sie, sich zu rüsten — man hoffte, bis im Frühjahre 300.000 Mann und 40 große Schiffe beisammen zu haben. Die Pforte rüstet.

Kapudan-Pascha Hassan galt als der Mann der That, als die Stütze des Thrones, und er hoffte zu zeigen, dass die Türken noch Türken seien. Er gieng mit dem Plane um, das Janitscharencorps aufzuheben und das ganze Heer in europäischer Art einzurichten. Friedrich II., um einige tüchtige Artillerie- und Ingenieurofficiere gebeten, wollte als Verbündeter Russlands sich nicht dazu verstehen, rieth aber, nur guten Gehalt und freie Rückkehr nebst Entschädigung zu bieten, dann könnten sie aus Hamburg und Frankfurt tüchtige Männer genugsam bekommen. Die Türken baten Friedrich als ihren mächtigsten und treuesten Freund um seinen Rath — er aber wollte neutral bleiben. „Die zwei furchtbarsten Staaten der Welt haben den Plan gefasst, uns zu vernichten — kann der König dem mit Gleichgiltigkeit zusehen?“ fragte der Kapudan-Pascha den preußischen Gesandten Gaffron. Hassan. Friedrich II.

In drohender Form brachte der russische Gesandte drei Forderungen an die Pforte: 1. dass sie der Durchfuhr von Kriegsbedürfnissen und der freien Schiffahrt zwischen dem Schwarzen und dem Weißen Meere ferner kein Hindernis mehr in den Weg lege; 2. dass sie sich in Zukunft nie mehr, weder offen noch insgeheim, in die Angelegenheiten der Krim mischen und Schahin-Girai als völlig selbständigen Fürsten anerkennen wolle, dieser ihr aber keine Rechenschaft schuldig sei; 3. dass die Verhältnisse der Moldau und Walachei endlich einmal streng nach den Bedingungen des letzten Friedens geordnet und namentlich ihr Tribut an den Großherrn genau festgesetzt werde.[1] Was Russland December 1782 fordert.

Österreich unterstützte diese Forderungen, ja Joseph II. ließ durch seinen Internuntius der Pforte erklären, er sei mit Russland so innig verbunden, dass ein Bruch mit diesem auch einen Bruch mit Österreich zur Folge habe. — Weil man Sorge hatte vor einem russisch-österreichischen Bund gegen die Türkei, so beschleunigten Frankreich und England den Abschluss des Friedens, was Joseph II.

[1] Zinkeisen, l. c. VI, S. 348–350.

mehr da sei, den Türken den Krieg zu erklären. Offenbar ist er für die Vertagung des großen Theilungsplanes. „Ein Jahr früher oder später macht oft einen großen Unterschied bei politischen Unternehmungen. Immer aber und bei jedem Anlass soll die Kaiserin an ihm, als ihrem treuen Verbündeten, nichts vermissen.“ [1]) Am 29. Februar 1783 antwortet Katharina II., der das Aufgeben ihres Lieblingswunsches wehe that: „Allerdings haben die gemeinsamen Vorstellungen bei der Pforte gewirkt, aber eine langjährige Erfahrung hat mich belehrt, wie wenig man sich auf die Versprechungen der Türken verlassen kann; darum habe ich, erfüllt von der größten Achtung und von dem ausgedehntesten Vertrauen auf Joseph II., mich an Eure Majestät gewendet, indem ich nicht zweifelte, dass bei Ihnen, wie bei Cäsar, kein Zwischenraum ist zwischen der Durchführung und Gutheißung eines nützlichen Planes, der groß und würdig ist eines Cäsar. Ein Augenblick hat all meine Hoffnungen zerstört. Eure Majestät findet, dass die Dinge jetzt ein anderes Gesicht haben. Ich weiß wohl, dass man sie von verschiedenen Standpunkten ins Auge fassen kann. Übrigens wird die Erinnerung an Ihre Freundschaft immer tief in mein Herz eingegraben bleiben, und ich werde, was ich versprochen, beharrlich halten.“ — Joseph entschuldigt sich dann am 8. April: er täusche sich vielleicht in seinem Glauben an die Türken, aber er sei überzeugt, dass sie in Zukunft demüthiger und pünktlicher den Frieden halten, jedenfalls könne die Kaiserin immer auf ihn als ihren Freund rechnen. Er versüßt seine abschlägige Antwort mit einem Lob: „Wie hat die russische Monarchie seit zwanzig Jahren nicht an Kraft und an Ansehen in der öffentlichen Meinung gewonnen! Wie ist dagegen die Angst vor England, seiner Macht und der Vortrefflichkeit seiner Machtmittel gesunken! Das sagt uns allen: ahmen wir Russland nach, nicht England!“ [2])

Krimzug. Jetzt machte sich die Kaiserin an die Eroberung der Krim. Sie kündigte dies Joseph II. am 7. April mit den Worten an: [3]) „Ihr letztes Schreiben drängte das Gefühl meiner eigenen Erfahrungen zurück; jetzt benehmen mir aber die Thatsachen jede Täuschung und bestätigen mir wieder, wie viel ich auf türkische Versprechungen bauen kann und darf. Als Freundin und Verbündete muss ich Eurer Majestät jetzt mittheilen, dass unter den schönsten Betheuerungen die Pforte nicht gezögert hat, einen Officier mit ausreichender Mannschaft nach Taman. Taman zu senden, der im Namen des Sultans die Insel in Besitz nahm und die willkürliche Vollgewalt der Pforte dort ausübte. Als der Chan der Krim einen seiner Officiere dahin beorderte, um nach dem Grund dieser Besitznahme zu fragen, ließ der türkische Befehlshaber ihn in Fesseln legen und ihm dann auf öffentlichem Platze den Kopf abschlagen. Eure Majestät urtheilen selber, ob ein so empörender Vorgang ungeahndet bleiben darf; ich gestehe freimüthig, dass, da ich sehe, wie die Versprechungen der Türken nur dahin abzielen, Zeit zu den nöthigen Rüstungen zu Land und zur See zu gewinnen, ich jetzt gezwungen bin, mich anders gegen die Pforte zu benehmen. Ich muss mir Genugthuung und Sicherheit verschaffen. Will die Pforte bei diesem Anlasse lieber Frieden als Krieg, so will ich sie sicher nicht reizen, bin im Gegentheil geneigt, sie so nachsichtig als möglich zu behandeln; zieht sie aber den Krieg vor, so sind meine Heere bereit, zu Felde zu ziehen und jeden Angriff zurückzuschlagen. Die Lage der Dinge in Europa ist unsern großen Plänen nicht mehr so günstig, wie im vorigen Jahre.

[1]) Arneth, l. c. S. 190.
[2]) Ibid. S. 195.
[3]) Ibid. S. 196.

Folglich fordert es die Klugheit, sie gegenwärtig zu beschränken und auf ein Maß herabzusetzen, welches unsere Nachbarn nicht zur Eifersucht und zum Widerstande aufreizt. Ich gestehe gerne zu, dass die Lage Ihrer Staaten mehr Rücksicht verlangt als mein Reich. Ich bin auch weit davon entfernt, zu verlangen, dass aus Zuneigung für mich — Sie sich einer großen Gefahr aussetzen, wie ich auch überzeugt bin, dass Eure Majestät nie Opfer derart von mir verlangen werde." Mit andern Worten: „Ich nehme jetzt die Krim hinweg, Eure Majestät bekommen dabei nichts." Dann hebt die Czarin hervor, dass Frankreich nichts machen werde, wenn man nicht die ganze Türkei zertrümmern wolle, und dass Joseph in Versailles das Vorgehen in Taman im rechten Lichte darstellen möge. Übrigens sei Frankreich erschöpft und werde sich selber sagen müssen, dass es seiner Vorliebe für die Türken nicht die österreichische Allianz opfern dürfe. — Friedrich II. werde ruhig bleiben; er wisse wohl, dass er, wenn er jetzt Österreich angreife, Russland auf dem Halse habe. Sie hoffe durch ihr Heer die Türken zu einem sichern und ruhmvollen Frieden zu zwingen. Da sie aber die große Seele des Kaisers Josephs II. kenne und lebhaft theilnehme an seinem eigenen Ruhme und an der Wohlfahrt seines Staates, dessen Glück so innig mit dem Vortheil Russlands verknüpft sei, so hätte sie gar sehr gewünscht, dass er seine beglückende Regierung durch glänzende Siege und nützliche Eroberungen merkwürdig mache.[1]

Frankreich.

Friedrich II.

Also Katharina II. Im nächsten Brief vom 26. April kündet sie die Eröffnung des Feldzuges nach der Krim an, damit man nicht glaube, dass sie sich fürchte oder dass sie sich am Leitseil führen lasse. Der Kaiser ahme niemand nach, er rage durch sich selber hervor, sein Schicksal sei in den Sternen geschrieben und sie lese darin schon lange, dass es nur von ihm abhänge, die Bresche wieder auszufüllen, die der Feind des christlichen Namens in die österreichische Monarchie gebrochen habe: so schwer trennte sie sich von ihrem Lieblingswunsche. Die Einsackung der Krim gieng übrigens jetzt rasch vor sich. Die Art und Weise erinnert an den Fuchs und an den Löwen.

Schahin-Girai war nicht auf Rosen gebettet: er musste als Fürst thun, was der russische Wächter befahl, und Dinge anordnen, die zu Unruhen führen sollten. So wurden die Myrsen, die sich gegen ihn aufgelehnt hatten, trotzdem man ihnen Vergeben und Vergessen gewährt hatte, gefangen gesetzt und hingerichtet. Bald hassten die Tataren niemand bitterer als ihren Fürsten, und Schahin-Girai blieb nichts übrig, als sich ganz in die Gewalt der Russen zu begeben. Auf Taman, wo noch türkische Bevölkerung war, brach ein Aufstand gegen Schahin-Girai aus; die Myrsen riefen die Hilfe der Türken an; Schahin-Girai aber verlangte, dass alle Einwohner von Taman die Stadt verlassen und anderen Colonisten Platz machen. Die Tataren waren so empört darüber, dass sie dem Officier, der ihnen diesen Befehl brachte, öffentlich den Kopf abschlugen. Alsbald rückten Russen in Taman ein. Es kam zu einem Gemetzel, bei welchem 1000 Türken und Tataren niedergemacht wurden. Das ist das Blutbad von Taman.[2] Die Kaiserin erklärte nun:[3] Türkische Aufhetzung hätten die Empörung und die

Schahin-Girai.

Blutbad von Taman.

[1] Arneth, l. c. S. 195—198

[2] Denkwürdigkeiten des Grafen Görtz, I. S. 215 — Zinkeisen, l. c. S. 389—390.

[3] Martens, Recueil des traités, IV, p. 444.

Was die Czarin erklärt,

Hinrichtung von Schahin-Girais Gewaltboten in Taman hervorgerufen; ein Benehmen dieser Art überzeuge sie, dass den Unruhen, welche seit dem Frieden von Kainardsche ihr nicht bloß das kostbare Blut ihrer Unterthanen, sondern auch bereits zwölf Millionen Rubel kosteten, nur dadurch ein Ende gemacht werden könne, dass sie die entscheidende, ihr abgenöthigte Maßregel ergreife, die Krim, den Kuban und Taman ihrem Scepter zu unterwerfen. Zu diesem Zwecke habe sie dem Fürsten Potemkin die nöthigen Befehle zugestellt. Unterdes habe sich ein Ereignis zugetragen, das sie erst vorgestern durch den Courier erfahren, und das wie durch die Vorsehung herbeigeführt scheine: der Chan

sie besetzt die Krim.

Schahin-Girai habe nämlich wegen der beständigen Unruhen, welche seine Staaten bedrohen, den Entschluss gefasst, seiner Souveränität zu entsagen und sich in die Arme der Kaiserin zu werfen. Die Pforte könne nichts dagegen haben, die Czarin wolle Frieden mit ihr, aber auch jeden Anlass beseitigen, der den Frieden stören könne. Nicht die Absicht, ihr Reich zu vergrößern, bewege sie zu diesem Schritte, nur die Sehnsucht nach Frieden und der Wunsch, des immerwährenden bedeutenden Aufwandes enthoben zu sein, den die Unruhen in der Krim ihr kosteten. Sie könne ihre Truppen nicht zurückziehen, ohne dass ein neuer Aufstand ausbreche.

Schahin-Girai dankt ab.

In der That hatte Schahin-Girai eine Abdankungs-Urkunde ausgestellt, worin er, als „gezwungen durch die von der Pforte in seinem Lande angestifteten Unruhen — zugleich um seine bei Russland gemachten Schulden zu decken", zu Gunsten der Kaiserin auf sein Fürstenrecht verzichtete, wofür sie ihm ein Jahresgeld von 80.000 Rubel und jedem seiner beiden Brüder ein solches von 8000 Rubel zusicherte und ihnen die Rechte der russischen Unterthanen verlieh. Kein russischer Minister wagte die Einwendung, dass der Chan als bloßer Wahlfürst, kein Recht habe, die Oberhoheit über die Krim zu verschenken, dass dagegen im Falle seiner Abdankung die Myrsen oder Stammfürsten alsbald das Recht hätten, einen neuen Chan zu wählen.

Was darüber Katharina schreibt.

Diese Abdankung war von lange her eingeleitet. An Joseph II. schrieb aber Katharina 16. Mai 1783: „Kaum hatte ich beschlossen, in der Krim einzuschreiten, als ich die unerwartete Nachricht vernahm, dass der Chan Schahin-Girai, ohne mit mir oder einem der Meinigen hierüber ein Wort gesprochen zu haben, es für passend erkannte, auf seine Fürstenwürde zu verzichten. Sie können leicht denken, in welche Verlegenheit mich diese Abdankung gebracht haben würde, hätte ich nicht schon zum voraus meinen Entschluss gefasst gehabt. Die Wirren wären maßlos geworden, welche die Pforte schürte; denn es hätte immer Bewerber gegeben um dieses Fürstenthum, und die Pforte hätte ein leichtes Spiel gehabt, immer von neuem zu wühlen. Jetzt thut diese Abdankung Schahin-Girais mir keinen Eintrag. Die Pforte mag nun sich zum Krieg oder Frieden entscheiden,

Joseph II.

wenigstens kann sie mir nicht treulos in der Krim wühlen." [1]) Joseph sandte diesen Brief an Kaunitz mit der Bemerkung: „Man braucht jetzt nicht lange mehr nachzusinnen, welchen Verlauf die Sache nehmen wird."

Die Myrsen.

Nun aber war damit doch nicht die Krum schon unterworfen, denn die Myrsen wollten alsbald zur Wahl eines neuen Chans schreiten und bedeuteten

[1]) Arneth, Briefwechsel Josephs II. mit Katharina, S. 204.

den Russen, man brauche sie nicht mehr in der Krim, sobald sie diese Wahl vollzogen hätten. Da erklärte ihnen aber der russische General Suworow, Suwo-row. er werde sich einer solchen Wahl mit Waffengewalt widersetzen, und sandte an Potemkin, er möge kommen, so schnell als möglich. Der Fürst that Potem-kin. aber nicht eilig: die Pest schreckte ihn, die in der Krim viele dahinraffte; dann wiegte er sich in der Hoffnung, die Myrsen würden nach Cherson zu ihm kommen, um der Kaiserin zu huldigen. Aus diesem süßen Traum ward er jetzt plötzlich durch die Meldung aufgeschreckt: Behadir-Girai sei mit Behadir-Girai. 6000 Tscherkessen vom Kuban aus plötzlich in die Krim eingefallen.[1]) — Sofort brach Potemkin in der Nacht, im Schlafrocke, auf. Mitte Juli traf er in der Krim ein. Behadir war aber mit seinen Tscherkessen, nachdem er einen Theil des Landes verheert, schon in die Gebirge von Kaffa abgezogen, wo er sich sicher wähnte. Ein Kurländer aber, Major Falkenhayn,[2]) Falken-hayn. wagte mit einer kühnen Schar in der Nacht den Marsch in die Schluchten, überfiel Behadir mit seinen Tscherkessen, machte die meisten der letzteren nieder und brachte den Fürsten mit seinem Hofstaat gefangen zu Potemkin, der ihn Huldi-gung. und die Myrsen zwang, der Kaiserin zu huldigen.

Katharina ließ jetzt, am 21. April, ihr Manifest vom 8. April 1783[3]) Manifest bekannt machen, worin sie zugleich heilig und unverbrüchlich versprach „für sich und ihre Thronfolger, die Tataren ihren eingeborenen Unterthanen gleichzuhalten, ihre Personen, Vermögen, Tempel und angeborene Religion, deren freie Ausübung mit allen verordneten Gebräuchen nicht gehindert werden soll, zu schützen und zu vertheidigen, und endlich einem jeden Stande unter ihnen alle Gerechtsame und Vorzüge, die ein solcher in Russland genießt, zu vergönnen; wogegen sie von der Dankbarkeit ihrer neuen Unterthanen fordere und erwarte, da sie in ihrer glücklichen Verwandlung aus Aufruhr und Zügellosigkeit in Friede, Ruhe und gesetzmäßige Ordnung gebracht sind, dass sie sich bestreben werden, durch Treue, Eifer und gute Sitten mit ihren alten Unterthanen und ebenso wie diese ihre kaiserliche Gnade und Mildthätigkeit zu verdienen";[4]) — hochtönende und schöne Worte, mit denen bald die traurige Wirklichkeit in entsetzlichem Widerspruche stand. Wenige Jahre und das Volk der Krim-Tataren war nicht mehr — Ende der Tataren. theils waren sie entflohen, theils giengen sie unter der russischen Herrschaft elend zugrunde. Dass im russischen Volk ein wilder Hass gegen die Tataren glühte, erklärt die entsetzliche Herrschaft, welche diese Wildlinge einst über Russland geübt hatten, und deren Folgen heute die Russen noch nicht vollständig überwunden haben.[5]) „Kratzt den Russen und es juckt den Tataren" — sagte Napoleon I. Insoferne ist der Untergang der goldenen Horde nur eine späte Wiedervergeltung, und haben die Nachkommen gebüßt für das, was ihre Väter am russischen Volke frevelten.[6])

[1]) Zinkeisen, l. c. VI, S 393.
[2]) Ibid. VI, S. 395.
[3]) Vergl. oben S. 361 dieses Bandes.
[4]) Das ganze Manifest im Anhang zur „Petersburger Zeitung" vom 21. Juli 1783, bei Zinkeisen, S. 927—930.
[5]) Vergl. Bd. XI, S. 514 f.; Bd. V, S. 652—653 dieses Werkes.
[6]) Vergl. Bd. XI, S 515—518 dieses Werkes.

Krieg oder Frieden?

So nahm Katharina diese wichtige Halbinsel, von der aus sie Constantinopel bedrohte, in ihren Besitz. Die Frage war nun, ob ein Krieg deshalb entstehe, ob die Pforte zu den Waffen greife, ob Frankreich, Spanien, England und Preußen sie unterstützen. Mittel zum Widerstande waren da. Das Volk in Constantinopel und die Ulemas schrien nach Krieg. Die Tataren im Kaukasus hatten Paul Potemkin geschlagen. Zwar Fürst Heraklius von Georgien hatte die Krone Katharinas angenommen, der Fürst Salomo von Imerete sie jedoch stolz zurückgewiesen. Der Fürst Potemkin wurde fieberkrank nach Smolensk gebracht und Igelström bewachte mit Mühe die Krim.

Schahin-Girais Ende.

Schahin-Girai klagte in Verzweiflung, wie schmählich er von den Russen betrogen sei. 1787 floh er aus Kaluga und entkam nach Constantinopel, von wo ihn die Pforte nach Rhodus bringen ließ, und bald darauf machte dort der Henker dem Leben des unbesonnenen Mannes ein Ende: die Pforte fürchtete, er wolle die Tataren in Rumelien aufwiegeln, und ließ ihm darum den Kopf abschlagen. So erlosch das Geschlecht des großen Dschinggischan,[1]) so endete die Unabhängigkeit der Krim, nachdem erst 1779 Rußland wie die Pforte auf das feierlichste sich verpflichtet hatten, unter keinem Vorwande sich in die inneren Angelegenheiten des Tatarenstaates einzumischen.

Die Friedenspartei.

Es war aber im Rath des Sultans auch eine Partei, die da meinte, man solle Rußland den Besitz der Krim zugestehen, denn sie sei eigentlich nie Eigenthum der Pforte gewesen; man könne mit gutem Gewissen die Tataren ihrem Schicksal überlassen, die mit ihrem leichtfertigen und unruhigen Charakter stets nur eine Verlegenheit für die Pforte gewesen seien. So kam es trotz aller kriegerischen Stimmung doch zu keinem Kriegsbeschlusse. Man wußte vom Bunde des Kaisers mit Katharina und scheute einen Krieg mit diesen beiden Mächten. Zunächst vollzog die Pforte gewissenhaft den Handelsvertrag mit Rußland und ordnete auch die Verhältnisse der Moldau und Walachei;[2]) sie rüstete daneben zum Kriege, wartete aber, ob ihre alten Freunde in Europa sich regten, Frankreich voran. Aber Ludwig XVI. war in Verlegenheit mit dem Vorgehen seines Schwagers Joseph II. und wollte vermitteln; die Stimmung in Frankreich sprach sich nämlich heftig für Unterstützung der Pforte aus, aber es litt noch an den Nachwehen des amerikanischen Krieges und die Wehen der kommenden Revolution waren schon merkbar und lähmten seine Kraft und sein Ansehen nach außen. Die Pforte setzte große Hoffnung auf Preußen.[3]) Friedrich II. aber, bei allem Ärger über seine ehemalige Bundesgenossin, die ihm jetzt den Abschied gegeben habe, und bei all seinem Argwohne gegen Josephs hochfliegenden Ehrgeiz, verharrte doch beim Entschlusse, weitere Vorgänge zunächst abzuwarten, und gab auf dringende Bitte um Hilfe nach Constantinopel die Antwort: das Beste der Pforte bestehe nach seiner Ansicht jetzt nur noch darin, dass der König von Frankreich und alle übrigen Mächte, denen das Wohl der Türken am Herzen liege, sie veranlassen, dieses Ereignis ruhig zu ertragen, von welchem sie bedroht sei.

Friedrich II.

---

[1]) Zinkeisen, l. c. VI. S. 400.
[2]) Die Walachei sollte 309.000, die Moldau 167.444 Piaster Tribut zahlen.
[3]) Zinkeisen, l. c. VI, S. 419.

Die Vermittlung, welche Ludwig XVI. in Petersburg anbot, wurde von Katharina II. stolz zurückgewiesen: sie habe erst nach reiflicher Überlegung sich entschlossen, die Tataren zu unterwerfen, und jetzt, wo dies geschehen sei, könne sie nicht mehr davon abgehen. Diese unabhängigen tatarischen Fürsten seien keineswegs Angehörige der Pforte gewesen und gehen sie gar nichts an. Die Pforte habe sich daher nur ruhig zu verhalten; wolle sie aber Krieg, so werde die Kaiserin so weit gehen, als sie könne! — Sardinien zog aus diesen Verhandlungen den Vortheil eines glücklichen Handelsvertrages mit der Türkei. Hätte nämlich Frankreich für die Pforte zu den Waffen gegriffen, so hätte der Hof von Turin einen Angriff auf Mailand gewagt. Auf der andern Seite trug man sich einige Zeit in Frankreich mit dem Gedanken, bei einer allenfalsigen Zertrümmerung der Türkei die Insel Candia in Besitz zu nehmen. Unter dem Vorwande, die Befestigungswerke von Constantinopel auszubessern und die türkischen Häfen auszumessen, kamen ausgezeichnete französische Officiere nach der Türkei und nahmen genaue Pläne auf, insbesondere von Candia.

Keine Vermittlung.

Sardinien.

Candia.

Zu allerletzt kam es zu einer russischen Erklärung an die Pforte über die Besitznahme der Krim: die Kaiserin habe diese Halbinsel unwiderruflich mit ihrem Reiche vereinigt, wolle aber nichtsdestoweniger den Frieden. Der Fluss Kuban solle die Grenze sein; die Kaiserin verzichte auf die Oberhoheit über die Tataren jenseits desselben. Der russische Gesandte verlangte von der Pforte bestimmte Erklärung, ob sie etwas gegen die Besitznahme der Krim einzuwenden habe. England rieth zur Versöhnung. Noch einmal flammte der Geist der Kriegspartei auf; aber der Sultan wollte Frieden und erklärte dem Kapudan-Pascha, es koste ihm den Kopf, wenn dieser nicht zustande komme. Man beschloss, den Frieden von Kudschuk-Kainardschi zu erneuern, die Sätze über die Krim aber, die darin standen, auszulassen. So verzichtete die Pforte auf ihre Ansprüche auf die Krim, ohne dass im Vertrage der Halbinsel nur gedacht wurde. Sie gab also stillschweigend zu, was sie, von ihren Freunden verlassen, nicht mehr hindern konnte. Dagegen wurde im Vertrage bestimmt, dass Oczakow der Pforte bleibe, dass der Fluss Kuban die Grenze sei zwischen beiden Reichen.

Friede von 1784.

Dieser Friede wurde am 8. Januar 1784 abgeschlossen. Dem Volke sagte man, Russland habe die Krim nur für die Schulden Schahin-Girais besetzt; nach sieben Jahren seien diese abbezahlt, dann trete der frühere Zustand wieder ein. Und die Stimmung wurde ruhiger. So erhielt Katharina II. dieses Kleinod. Die Kaiserin empfieng Potemkin als einen der größten Feldherren, erhob ihn zum Feldmarschall mit dem Beinamen des Tauriers und ertheilte ihm die Statthalterschaften von Taurien (Krim) und Jekatharinoslaw, nebst einem Geschenk von 100.000 Rubeln.

Potemkin der Taurier.

Joseph hatte durch seine Parteinahme wie seine Rüstungen Frankreich zurückgehalten, für die Türkei thatkräftig aufzutreten; weil er selber kein Land erlangt, aber mit der Kaiserin im Bunde war, kam es nicht zu einem allgemeinen Kriege für die Türkei. Er hatte von der Pforte nur die Garantie

Verhalten Josephs II.

des Schutzes österreichischer Schiffe vor den Barbaresken und einen Hafenplatz jenseits Widdin verlangt und erhalten; — einmal zahlte sie ihm sogar 90.000 Piaster Schadenersatz[1]) — aber er hatte kein Fuß breit Landes für sich angesprochen. Er war sich wohl bewusst, welchen wertvollen Dienst er der Kaiserin geleistet hatte.

Der Kaiser bringt ihr am 19. Mai aus Peterwardein seine Glückwünsche dar für die wichtige Vergrößerung, die Russland, ohne eine Schlacht zu schlagen, gewonnen habe.[2]) Seine Freude sei wahr und aufrichtig, seine Anhänglichkeit rein und unantastbar, und er hoffe, dass eine große Seele wie Katharina ihm dagegen auch eine andauernde Freundschaft für die bezeichneten Dienste bewahre, denn sein maßvolles Benehmen habe die ganze Welt zurückgehalten, gegen Russland entschieden aufzutreten.[3]) Sie gesteht auch in einem Schreiben vom 7. Juni 1783 ein, dass sie ihm für die müheloſe Eroberung zum größten Danke verpflichtet sei, und sie werde freudig jede Gelegenheit ergreifen, wo es gelte, seinen eigenen Ruhm und das Wohl seiner Monarchie zu befördern, wenn ihr Vortheil nicht mit dem Vortheile Russlands in Widerspruch stehe. — Joseph sandte diesen Brief an Kaunitz mit den Worten: „Der Widerspruch bezieht sich auf die Moldau und Walachei.“[4]) Am 1. December 1783 schreibt sie nochmals aus Petersburg, dass sie nie versäumen werde, ihre Dankbarkeit zu zeigen und ihm *mit* ebensoviel Erfolg und Eifer zu dienen, wie er ihr gedient habe.[5])

Dank Katharinas.

Eine solche Gelegenheit deutet ihr Joseph am 13. Mai 1784 mit den Worten an: „Es handelt sich um einen freiwilligen Austausch von Bayern und der Oberpfalz, desgleichen vom Erzbisthume Salzburg gegen alle meine Besitzungen in den Niederlanden. Alle Einzelheiten stehen in einer Depesche an Cobenzl, der sie Ihnen vertraulich mittheilen wird.[6]) — Das tiefste Schweigen ist bei dieser Angelegenheit von höchster Wichtigkeit, sowohl dass sie gelinge, als dass ein vorzeitiges Bekanntwerden für mich nicht unangenehm werde. Es wird dem durchdringenden Blicke Eurer Majestät, welche die Dinge im Großen anschaut und die Wirkungen voraussieht und auf die Schwierigkeiten nicht achtet, wenn Recht und Wahrheit mit standhaftem Willen verbunden sind, nicht entgehen, dass der sicherste Vortheil, den ich von diesem Tausche ziehen würde, die Möglichkeit wäre, für Sie eines Tages alle meine Macht aufbieten zu können. Sie kennen die unübersteiglichen Schwierigkeiten, die mir die Lage meiner Staaten darbietet, und ich kann an der Art und Weise, wie Frankreich sich der Pforte gegenüber benahm, schließen, wie es gegen mich gesinnt ist.“ — Joseph will sich also losmachen vom Bunde mit Frankreich und sieht im Aufgeben Belgiens das Mittel, sich von ihm loszuwickeln, und in der Vereinigung Bayerns mit Österreich die beste Art, stark zu werden. Katharina antwortet alsbald, dass sie die ganze Bedeutung dieses Tausches erkenne und sie wohl wisse, wie die Erstarkung Österreichs ein Vortheil für Russland sei. Österreich müsse seine Kräfte zusammenfassen, um sowohl im Reiche, wie in der Nach-

Austausch Belgiens.

Die Czarin will helfen.

---

[1]) Zinkeisen, l. c. VI, S. 402—403.
[2]) Arneth, Russland, S. 202.
[3]) Par ma conduite mesurée qui tient tout le monde en suspens de se décider. — Arneth, l. c. S. 203.
[5]) Arneth, Briefwechsel, S. 206.
[4]) Ibid. S 217.
[6]) Ibid. S. 224.

barschaft seine Gegner zu lähmen. Sie habe schon ihrem Gesandten in Frankfurt, dem Grafen Romanzow, aufgetragen, sich zum Herzoge von Zweibrücken zu begeben und ihm auseinander zu setzen, wie sehr er sein Los verbessern könne, wenn er sich bemühe, die Gnade und den Schutz seines Kaisers zu verdienen.[1] Romanzow.

Wir sahen oben, wie Romanzow Herzog Karl für des Kaisers Pläne gewinnen wollte, aber durch sein Auftreten gerade bewirkte, dass die Sache öffentlicher ernster Verhandlung unterworfen wurde. — Es bildete sich eine Vereinigung deutscher Fürsten im Reiche gegen die Pläne des Kaisers in Staat wie in Religion, der in der Geschichte den Namen hat:

Der Fürstenbund.

Die Freude des jungen Kaisers an seiner Stellung im Reiche war kurz gewesen, und die Hoffnungen, welche Patrioten auf seine Thronbesteigung setzten, hatten sich bald verzogen wie Spiegelungen. An und für sich sollte der Kaiser das weltliche Oberhaupt der Christenheit sein, — in Wahrheit hatte aber jeder kleine Gaukönig mehr Macht und Einkommen in seiner Besitzung, als der Kaiser im Reiche. Dieses bestand aus etwa dreihundert fast selbständigen Staaten, unter denen nur der Kaiser keine Macht und keinen Vortheil hatte. Sein Einkommen belief sich, wenn es hoch gieng, alles in allem auf 13.000 Gulden. Dafür sollte er aber seinen Hofstaat auf seine eigenen Kosten halten und musste, wenn das Reich einen Krieg beschloss, ihn mit seinen eigenen Truppen und auf seine eigenen Kosten führen. Beisteuern erlangte er höchstens durch vieles Bitten und durch langwierige Unterhandlungen.[2] Der Kaiser.

Ohne den seit 1663 immer versammelten Reichstag konnte er in allen wichtigen Angelegenheiten, Krieg, Frieden, Gesetze, keinen Entschluss fassen. Diese Berathungen waren aber höchst langsam und lästig. Immer waltete die Angst vor, der Kaiser möchte in die Rechte der Stände eingreifen. Aus lauter Angst, er möchte etwas Böses thun, nahm man dem Kaiser auch die Gewalt, etwas Gutes zu thun. Er konnte nicht einmal die Männer wählen, durch die er die Reichsgeschäfte betrieb: diese stellte der Erzkanzler des Reiches an, der Erzbischof von Mainz. Er konnte nicht einen Schreiber in der Reichskanzlei anstellen! Ja, Leopold I. war sogar ein Reichs-Vicekanzler aufgedrungen worden, den er sich eigens verbeten hatte. Begreiflich, dass ein Herrscher von so hohem Selbstgefühle und von so glühendem Willen, das Gute und Rechte ins Leben zu setzen, wie Joseph II., durchgreifen, Missbräuche rasch abstellen, jedes entgegenstehende Hindernis zu Boden werfen wollte. Reichstag. Beamte.

Man klagte allgemein über den langsamen Gang der Gerichte, des Reichskammergerichtes zu Wetzlar, wie des Reichshofrathes, welcher letztere

[1] Arneth, l. c. S. 231.

[2] Vergl. Dohm, der die Verhältnisse genau kannte, in seinen Denkwürdigkeiten, III, S. 1—19.

Reform der Reichsgerichte.

allein vom Kaiser besetzt wurde und unter seiner unmittelbaren Aufsicht stand.[1] Rasche unparteiische Rechtspflege war die Losung Josephs II., aber trotz all seiner Bemühungen waren die alten Missbräuche nicht auszurotten. Zwar wurde beschlossen, die vielgerügten Gebrechen abzustellen, und war eine neue Gerichtsordnung längst entworfen. Grundgelehrte und wohlgesinnte Männer[2] wurden hiezu verwendet. Wie es aber an die Entscheidung kam, zeigten sich die politischen und religiösen Spaltungen so mächtig, dass dieser Ausschuss nach neunjähriger Arbeit unter höchster Erbitterung sich auflöste. Ebenso blieben Josephs Bemühungen, den Klagen der Protestanten über Bedrückung durch die Katholiken und der Katholiken über Bedrückung durch die Protestanten abzuhelfen, erfolglos. Zum französischen Botschafter Breteuil sagte er: die Geschäfte, die ihm als Kaiser oblägen, seien ihm jetzt widrig und ekelhaft, weil er mit dem besten Willen und der größten Unparteilichkeit es immer mit der einen oder anderen Partei verderbe. „Gebe ich einem Kapuzinerkloster Recht, weil ich glaube, dass es Recht hat, so sagen die Protestanten, ich gehe damit um, ihre Religion zu unterdrücken. Finde ich einmal die Klagen der Protestanten gegründet, so sagen manche, das Reichsoberhaupt gebe seine Religion auf."[3]

Je länger Joseph regierte, je mehr in ihm die Verbindung mit Russland das Gefühl seiner Macht steigerte, umsomehr gewöhnte er sich, einfach anzuordnen, ohne viel vorher zu verhandeln. Dadurch erregte er aber auch noch mehr bei den Ständen den Verdacht, er steuere auf ein tyrannisches Regiment los, er wolle die Reichsverfassung stürzen.[4]

Die Art, wie er in seinen Erblanden mit der Kirche umsprang, machte ihm nicht bloß die Katholiken abgeneigt, sondern erweckte auch in den Protestanten den Verdacht, er wolle die Reichsverfassung abschaffen, unter deren stützenden Säulen eine der mächtigsten die katholische Kirche war. Und die Folge war eine geheime Einigung protestantischer und katholischer Fürsten gegen ihren Kaiser zur Erhaltung der Reichsverfassung. Katholiken suchten bei Protestanten Schutz für die Erhaltung ihrer kirchlichen Rechte und die Protestanten sahen es gern, dass die Katholiken sich über den Kaiser beschwerten. Toleranz wurde die Losung zwischen beiden und schon wurde darüber verhandelt, ob es nicht auch für die Katholiken am besten wäre, wenn ein Protestant, nämlich der Kronprinz von Preußen, römischer Kaiser würde.[5]

Panisbriefe.

Die Klagen fiengen an mit den Panisbriefen, oder Brotbriefen, wodurch ein Stift angewiesen wurde, einem vom Kaiser Empfohlenen Unterhalt, Kleidung und Wohnung auf Lebenszeit zu geben. Der Gebrauch war uralt. Wir sahen schon, wie Karl Martell im Kampfe auf Leben und Tod gegen den Islam verdiente Heerführer damit belohnte, dass er sie zu Äbten ernannte. Das war nicht gut und nicht gerecht, aber es war doch besser, als dass dieses oder jenes

---

[1] Dohm, Denkwürdigkeiten, III, S. 9—14.
[2] Mehrere bei Dohm genannt, l. c. III, S. 11.
[3] Flassan, Hist. de la diplomatie française, VI, p. 249. — Dohm, Denkwürdigkeiten, III, S. 15.
[4] Dohm, l. c. III, S. 18.
[5] Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund.

Stift in die Gewalt der Saracenen kam. Man nannte solche Stellen Laienpfründen, in Frankreich hießen die Pfründner les Oblates oder Moiens laïques. Mit der Reformation hörte der Gebrauch natürlich in vielen Gegenden auf. — Joseph machte nun dieses durch keinen Vertrag abgeschaffte Recht auf einmal in seiner ungestümen Art geltend und ertheilte verdienten Invaliden Panisbriefe in Deutschland, auch auf Frauenklöster, selbst auf Stifte, die durch die Reformation säcularisiert waren. Statt der natürlichen Verpflegung konnte auch eine jährliche Pension oder eine ein- für allemal abzuzahlende Summe verlangt werden. Von den Stiften in Schwaben wurde sogar eine Summe verlangt für die Paniſten in früherer Zeit, welche die Kaiser hätten ernennen können und nicht ernannt hatten.[1]) Als solche Panisbriefe auch nach Preußen gesendet wurden, verbot Friedrich II. allen seinen Stiften, auf solche Forderungen überhaupt einzugehen, und befahl ihnen, die Panisbriefe an diejenigen zurückzusenden, von denen sie ihnen zugekommen wären: denn der Landesherr habe ihnen verboten, Rücksicht darauf zu nehmen. Dem Beispiele Friedrichs machten es andere protestantische, aber auch katholische Fürsten nach. Friedrich II.

Zuletzt entschied selbst der Reichshofrath, dass der Kaiser in keinem Stifte einen Paniſten ernennen könne, als in welchen er das unbestrittene Herkommen für sich habe, und Joseph II. ließ jetzt diese Forderung fallen, nachdem sie großen Argwohn wider jeden seiner Schritte erregt hatte.[2])

Viel größeres Aufsehen erregte eine andere Maßregel des Kaisers. Die Grenzen der Diöcesen harmonierten nicht mit den Landesgrenzen. Die Sprengel von Chur und Constanz zum Beispiel erstreckten sich tief in die vorderösterreichischen Lande, der Egerer Kreis in Böhmen gehörte zum Sprengel Regensburg und der Bischof von Lüttich hatte Gerechtsame und Einkünfte in den Niederlanden. Die Bischöfe von Gurk, Seckau und Lavant waren Suffragane von Salzburg, der Sprengel des Hochstiftes Passau reichte tief in Österreich hinein. Joseph II. wollte keinen Einfluss fremder Bischöfe auf seine Unterthanen dulden, ihre Hirtenbriefe sollten nur von der Kanzel verlesen werden, nachdem sie die landesherrliche Genehmigung erhalten. Da aber der Kaiser für seine Reformen gegen den Papst ihm ergebener Bischöfe bedurfte, so entschloss er sich, der Einwirkung ausländischer Bischöfe kurzweg ein Ende zu machen. Der Egerer Kreis wurde zum Erzbisthum Prag geschlagen. Den Bischöfen von Constanz und Chur wurde ihre Jurisdiction auf österreichischem Gebiete gekündigt. Gurk, Lavant, Seckau sollten fürder unabhängig sein von Salzburg. Der Erzbischof berief sich vergebens auf sein historisches Recht, auf seine Pflicht und Fürstenehre — die Salzburgischen Güter in Österreich wurden eingezogen. — Noch mehr Lärm machte, was mit Passau[3]) geschah, von dessen Sprengel zwei Drittheile in Österreich lagen. Eingriff in die Diöcesen, und historischen Rechte. Passau.

Passau stand unter Salzburg, bis Karl VI. dafür, dass es einen Theil

[1]) Der älteste noch erhaltene Panisbrief ist von Karl IV.
[2]) Dohm, l. c. III, S. 23—25
[3]) Dohm, l. c. III, S. 24—32.

seines Sprengels an das 1728 neuerrichtete Erzbisthum Wien abtrat, den Papst vermochte, es von Salzburg unabhängig zu erklären. Karl VI. versprach dafür, nie und unter keinem Vorwande das Hochstift zu zerstückeln und seine Diöcesanrechte anzutasten. Dieses Versprechen wurde von ihm und seiner Tochter Maria Theresia treulich gehalten. Anders unter Joseph II.

Als Leopold Ernst Graf von Firmian, Cardinal und Bischof von Passau, 13. März 1783 starb, wurde, was von seinem Sprengel in Österreich lag, theils dem Erzbisthum Wien, theils dem neuerrichteten Bisthum Linz, zu dem ein Graf Herberstein, früher Domherr in Passau, gewählt wurde, zugewiesen. Diesem und dem Erzbischof in Wien, Migazzi, wurde aufgetragen, dem Domcapitel zu Passau keinerlei Ausübung bischöflicher Rechte zu gestatten. Alle Güter des Bisthums auf österreichischem Boden wurden im Namen des Kaisers eingezogen, von ihrem Erträgnis sollte nichts mehr nach Passau verabfolgt werden. Vergebens berief sich das Domcapitel auf die Verfassung des Reiches, auf das Versprechen des Kaisers, die Reichsstände bei ihren geistlichen und weltlichen Würden zu schützen: der Kaiser erklärte, er könne von dem nicht abgehen, was er für das geistliche Wohl seiner Unterthanen als nöthig befunden. Kaunitz mahnte hinsichtlich der mit Beschlag belegten Güter an ein gütliches Einverständnis.[1]) Drohungen schreckten das Domcapitel, dass es seine Klage beim Reichstage zurücknahm, insgeheim aber bat es den König von Preußen — er möge die Besitzungen österreichischer Unterthanen in Schlesien in Beschlag nehmen, bis dem Passauer Domcapitel sein Recht geworden sei. Das war ein falscher Schritt, auch wies Friedrich II. klug den Antrag ab, er sei nicht befugt, in einer ihm fremden Sache Repressalien zu üben; es solle seine Klage an den Reichstag bringen, da werde er es kräftig unterstützen. Ein Graf Joseph Auersperg, bisher Bischof in Gurk, wurde zum Bischof von Passau gewählt und suchte zu vermitteln: er trat den ganzen Theil seines Sprengels im Österreichischen ab, zahlte 400.000 Gulden und erhielt dafür die entzogenen Güter zurück.

Tadel des Kaisers.

Man tadelte in Deutschland darob den Kaiser: die Rechte, welche er antaste, seien vom Reiche verliehen, er habe nicht die mindeste Befugnis, sie außer Wirksamkeit zu setzen.[2]) Dabei erschreckte die Sorge vor der Zahl der Stimmen am Reichstag, die bald dem Kaiser zur Verfügung stehen würden. Maximilian in Köln bewarb sich nämlich auch um Hildesheim, und man sagte, er werbe mit Erfolg auch um Salzburg; Freisingen, Augsburg und Constanz würden den Söhnen Leopolds von Toscana zutheil werden. Man fürchtete in Bälde Übergriffe auch auf dem weltlichen Gebiete. Ranke bemerkt:[3]) „Noch war in dem deutschen Fürstenthum das Gefühl der Selbständigkeit so lebendig wie jemals. Ein jeder wollte etwas sein und war auch etwas, soll man die Wahrheit sagen." Die Angst vor Vergewaltigung trieb zur Verbindung von Bischöfen und protestantischen Fürsten für Erhaltung der

[1]) Über dieses uralte Stift und welche Ansprüche für dasselbe zur Zeit Kaiser Ottos II. Bischof Piligrim machte, vergl. Bd IV, S. 259, 274 dieses Werkes.
[2]) Ranke, l. c. I, S. 93.
[3]) Ibid. I, S. 99.

Reichsverfassung: man wollte eine reichsständische Union stiften, aber ohne die protestantische Feindseligkeit gegen Katholiken; im Gegentheil sollte man beiderseits Toleranz üben, alle religiösen Streitigkeiten ausschließen, jedoch alle Schritte des Kaisers überwachen und sich bescheiden, jedoch standhaft, seinen Übergriffen widersetzen. Bund der Fürsten und Bischöfe.

Ein Freiherr von Edelsheim, Minister des Markgrafen von Baden, war in dieser Beziehung besonders thätig: er hatte Verbindung mit dem Hofe in Zweibrücken; er wusste die Räthe des Kurfürsten von Mainz auszuholen; er kam in Verbindung mit Karl August, dem Herzog von Weimar, und dieser verhandelte wieder im Vertrauen mit dem Kurfürsten von Mainz. Da die kleineren Fürsten, wenn sie dem Kaiser entgegentreten wollten, nothwendig den Halt an einer größeren Macht haben mussten, so wurde beschlossen, der Kur-Erzkanzler solle mit Frankreich, Karl August aber mit Preußen unterhandeln. Die Unterhandlungen mit Frankreich fanden in Straßburg Januar 1784 statt; von dort verlangte man feste Grundsätze und ein sicheres Vorhaben, ehe man Versprechungen machte: jedenfalls wünschte man den König von Preußen von der Sache fern zu halten;[1]) man lehnte nicht ab, sagte aber auch nicht zu; der Minister schien zaghaft; man fürchtete, dass durch Maria Antoinette dem Kaiser alles wieder zukomme. In Berlin schien es, dass man von Friedrich II. nichts zu erwarten habe: er liebe die Ruhe und habe kein Geld. Durch Hertzberg aber, dessen Leidenschaft es war, Österreich zu erniedrigen und Rache an Russland zu nehmen, weil es sich von Preußen losgemacht hatte, kamen jene in Berührung mit dem Kronprinzen von Preußen und wurden ermuthigt durch das Versprechen, wenn er den Thron besteige, werde er in ihrem Sinne wirken — und da kam denn die Wahl eines neuen Kaisers zur Sprache und Karl August wollte dem Kurfürsten bedeuten, dass die geistlichen Fürsten gar nichts verlieren würden, wenn sie den Prinzen von Preußen, trotzdem er Protestant sei, zur höchsten Würde befördern wollten.[2]) Die Räthe des Kurfürsten warfen den Gedanken hin, man solle nicht den Prinzen von Toscana, sondern den Prinzen von Preußen zum König wählen, vorausgesetzt, dass sich derselbe zum Katholicismus bekehre. Der Prinz von Preußen antwortete aber, er danke für das Vertrauen; die Religionsveränderung könne nicht geschehen; das werde den Eifer dieser Herren abkühlen, obschon die katholische Religion nicht gerade zufrieden sein könne mit dem Schutze, den ihr der Kaiser Joseph gewährt habe. Edelsheim. Karl August. Frankreich. Friedrich II. Hertzberg. Friedrich Wilhelm II. Ein protestantischer Kaiser.

Dahin hatte es also Joseph mit seinen Reformen gebracht! Karl August fällt in einem Briefe an Merck ein scharfes Urtheil über den Josephinismus. „Die Handlungen des Kaisers bezeugen eine große Kenntnis, nicht der Menschen, aber doch der inneren Staatsumstände, und sie sind das Gegentheil der Furchtsamkeit. — Ein bischen brutal scheint es mir aber doch mit menschlichen Begriffen umgegangen zu sein. — Mit den sogenannten unnützen Mäulern ist's ein besonder Ding! Man glaubt zwar von Herrschaftswegen, dass alles unnütz sei, was nicht hacke und grabe, und nicht effective die herrschaftlichen Einkünfte vermehre; und ich habe auch für diese allgemeine Finanzübersicht vielen Respect; aber mich dünkt doch, dass, verführe der liebe Gott so finanzialisch scharf mit uns, die großen Herren, welche eigentlich durch die Umstände bloß genießen, Karl August über den Josephinismus.

[1]) Ranke, l. c. I, S. 105.
[2]) Ibid. I, S. 114.

faulenzen und nichts einbringen sollen und gewöhnlich bloß aus Langerweile thätig sind, übel dabei wegkämen. Sie würden wahrscheinlich wie die Pfaffen behandelt, und wie diese jetzt von den Großen, so jene dann von Gott bloß als Sachen angesehen werden, welche einer Existenz unfähig wären. Es möchte wohl alsdann etwas willkürlich mit ihnen verfahren, sie für alle weltlichen Bedienungen ausgeschlossen und bloß zum Beten angehalten werden. — Was die Berechnung der theuren Fastenspeisen anbelangt, die gefällt mir nicht. Wenn ich Unterthan wäre, so zitterte ich, wenn meine Herrschaft so für mich sorgte, denn ich würde fürchten, dass ich das Geld, was ich an der Reinheit meines Glaubens ersparte, wiederum an der Reinheit der Flintenriemen und Montierungen der Armee, welche für meinen Glauben und mein Vaterland streiten müsse, beitragen sollte.[1])

Da drang auf einmal durch die Welt die Nachricht, der Austausch von Bayern gegen Belgien sei wirklich vollzogen, Belgien werde ein neues Königreich, und Luxemburg und Namur kämen an Frankreich. Ja, man sprach davon, dass mit Wirtemberg unterhandelt werde um den Austausch gegen Modena. Es war jedoch an der Sache noch nichts.

Karl Theodor.

Joseph II. klagt 4. October 1784 der Czarin: „Vergebens habe ich von Tag zu Tag auf ein Ja oder Nein des Kurfürsten von Bayern in der großen Frage des Austausches gewartet, aber der gehört zu den Menschen, die keinen Willen haben; und so ist denn dieser Kurfürst, der mich seit Monaten hinzieht und aufhält, indem er doch immer Lust zeigt, zu unterhandeln, ohne je zu einem bestimmten Entschlusse zu kommen.“[2])

Die Welt aber glaubte, dass der Vertrag schon vollzogen sei, und darum wirkte die Nachricht so gewaltig. Österreich hätte sich abgerundet und wäre erstarkt. Durch seinen Bund mit Russland war es im Osten gedeckt, durch

Friedrich II.

seinen Bund mit den Bourbonen im Süden. Friedrich argwöhnte, dass Preußen nun wieder um den Bestand seiner Macht kämpfen müsse, fand die

Plan des Fürstenbundes.

Lage unerträglich und kam sogleich auf den Gedanken, einen Bund mit Hannover, Sachsen, Trier und andern Fürsten gegen das Vorgehen des Kaisers zu schließen.

Hertzberg.

Hertzberg musste seine Gedanken zu einer Urkunde zusammenfassen,[3]) dass nämlich wegen der Gefahren, welche die Freiheit Deutschlands und Europas bedrohen, die Fürsten nöthig fänden, ein Bündnis zu errichten, welches zu niemandes Beleidigung gereichen, sondern lediglich den Endzweck haben solle, die bisherige gesetzmäßige Verfassung des Deutschen Reiches in ihrem Wesen und Bestande zu erhalten.

---

[1]) Wagner, Briefe an Merck, 1838. S. 189—190 Wie Karl August in dieser Frage ganz selbständig auftrat und sein Geheimer Rath Goethe bei einer großen Gelegenheit gar keinen Eifer, gar kein Talent für Politik bewies, darüber finden sich einige treffliche Bemerkungen in Alexander Baumgartners schneidigem Buch „Goethes Lehr- und Wanderjahre in Weimar und Italien“. Freiburg 1882. S 234—240.

[2]) Arneth, Briefwechsel, S. 232.

[3]) Dohm, l. c. III, S. 48—51.

„Nach diesen Grundsätzen verbinden sich diese Fürsten auf ihr altdeutsches fürstliches Ehrenwort, alle und jede, sowohl die hierin verbundenen, als auch jede anderen Reichsstände bei ihrem rechtmäßigen Besitzstande durch alle rechtlichen und möglichen Mittel zu erhalten und gegen jede widerrechtliche Gewalt sie zu schützen. Die verbundenen Fürsten wollen deshalb in wahrer und genauer Freundschaft leben und sich alles, was einem jeden schädlich oder nützlich sein könnte, im Vertrauen eröffnen und mittheilen. Sie wollen besonders alle dienlichen Mittel anwenden, dass die Reichsversammlung in beständiger Thätigkeit erhalten, über alle dahin gebrachten Angelegenheiten berathschlagt und beschlossen, auch die Erledigung der Recurse befördert werde; ferner dahin Bedacht nehmen, dass die beiden obersten Reichsgerichte in gesetzmäßige Ordnung gebracht und darin erhalten, auch immer mit geschickten, redlichen und tapferen Männern besetzt sein mögen. Wenn jemand, wer er auch sei, die verbündeten Fürsten oder auch jedes andere Glied des Reiches, von welcher Religion es sei, geistlichen oder weltlichen Standes, in seinem wirklichen Besitzstande mit eigenmächtigen Ansprüchen, mit Säcularisationen und Entgliederung hoher und niederer geistlicher Stifter, mit willkürlichen und aufgedrungenen Vertauschungen von alten erblichen Landen, den Reichs- und Hausverträgen und den Tractaten zuwider, beunruhigen und die Übermacht dazu missbrauchen wollte, so verbinden sich die vereinigten Fürsten, dass sie alle reichsgesetzmäßigen Mittel und auch alle ihre habenden Kräfte dahin anwenden wollen, um solchen Missbrauch der Gewalt und Macht abzuwenden, um jedes Mitglied des Reiches bei seinem Besitzstande und das gesammte Reich bei seiner in dem westfälischen Frieden, der Wahlcapitulation und den Reichsbeschlüssen begründeten Verfassung zu erhalten und zu handhaben. In jedem besonderen Falle wollen die verbündeten Fürsten sich über die alsdann erforderlichen Mittel auf das schleunigste berathschlagen, entschließen und vereinigen, auch sich dazu im voraus, ein jeder nach seinen Kräften und Umständen, so viel als möglich vorbereiten und einrichten.“ [1] Der Entwurf.

Indessen hatten auch die Stände in München ihren Kurfürsten gedrängt, sich bestimmt auszusprechen — am 12. Februar 1785 erklärte Karl Theodor denn auch alles für falsch, was von diesem Länderaustausch erzählt worden sei. Am 22. Januar schon meldete Joseph II. an Katharina, die Antwort des Herzogs von Zweibrücken habe den Austausch schon so viel als unmöglich gemacht. Kein Austausch. Karl Theodor. Joseph II.

Er bemerkt dabei: „Ich weiß nicht, ob diejenigen, die dem Herzog zu diesem Schritte gerathen haben, ihn entschädigen können oder wollen für die sehr beträchtlichen Vortheile jeder Art, welche er für sich wie für Bayern aus diesem Austausch gezogen haben würde; wenn nicht, so ist er von ihnen vollkommen bethört worden; wenn er es einmal merkt, wird es das sicherste Mittel sein, ihn von seinen Verirrungen frei zu machen und zugleich von jenen, die ihn noch darin festhalten.“ [2] Der König von Frankreich erklärte denn alsbald, dass durch die ablehnende Erklärung des Herzogs die Sache gänzlich beendet sei.[3] Dies gab Karl von Zweibrücken. Ludwig XVI.

[1] Dohm, l. c. S. 42—43.
[2] Arneth, l. c. S. 244.
[3] Sein Schreiben an Joseph II., dass der Austausch das europäische Gleichgewicht stören würde, bei Arneth, Joseph II., Marie Antoinette, Leopold II. Ihr Briefwechsel. Wien 1866. S. 65—68.

Katharina II. Katharina II. Anlass,[1]) Joseph darauf aufmerksam zu machen, dass nur da feste Bande vorhanden seien, wo sie die gleiche wahre Freundschaft der Herrscher
Kaunitz. und der Vortheil der Staaten knüpfen. Auch Kaunitz erklärte den Höfen, es würden dem Wiener Hof Theilungs-, Austausch- und Säcularisationspläne zugemessen, welche die ganze Reichsverfassung zerstörten, — das seien offenbare Verleumdungen. Auf Friedrichs Beschwerung, die Kaiserin möge bei ihrer alten Freundschaft und Allianz, die er noch nicht ganz erloschen glaube, einen so gefährlichen Entwurf nicht zugeben, welcher ihr glorreiches Werk, den Teschener Frieden, ganz zerstöre, ließ Katharina II. in Berlin erklären:[2]) sie sei weit entfernt, dem Frieden von Teschen entgegenzuhandeln, noch den Herzog von Zweibrücken zwingen zu wollen, irgend etwas einzugehen, was er seinem Vortheile zuwider halte; sie habe aber geglaubt, ein freiwilliger und billiger Tausch könne mit jenem Frieden sehr wohl bestehen, und nach den Bedingungen, welche der deutsche Kaiser aufgestellt, habe sie den Tausch als vortheilhaft für das pfälzische Haus angesehen. Da aber der Herzog die Sache anders betrachte, so verstehe es sich von selbst, dass davon nicht weiter die Rede sein könne, auch bestehe der Kaiser nicht mehr auf derselben.

Hass des Königs wider den Kaiser. So war denn auch dieser Plan des Kaisers vereitelt. — Friedrich II. und Joseph II. waren wieder unversöhnliche Feinde. Der König schreibt an seinen Staatsminister Fink von den Absichten „des vom Teufel besessenen Joseph“:[3])

„O ihr Götter, mit welchem ruchlosen Gesindel haben wir es zu thun und wie sind wir von feigen und käuflichen Canaillen umgeben! Wie sollen wir da allein die deutsche Verfassung aufrecht erhalten und uns allein dem wahnsinnigen Raubsysteme dieses verfluchten Wiener Tyrannen[4]) entgegenstellen können! Ich gestehe Ihnen, all das bringt mich ganz außer Fassung; denn in einem solchen Durcheinander hat man kaum genug Haltpunkte, um klare Schlüsse zu machen.“ — Wie würde Friedrich sich erst über den König von Preußen geäußert haben, wenn er an der Stelle Maria Theresias gewesen wäre, bei seinem Einfalle in Schlesien! — Bitter beklagt sich Joseph über den König von Preußen in einem Schreiben an Katharina, über die Anschwärzungen, die von Potsdam ausgehen gegen all seine
Klagen Josephs über Friedrich. Entwürfe. „Das bringt viele Köpfe in Verwirrung und sicher ist der König von Preußen, obschon er am meisten thut, als ob er den Frieden und die deutsche Verfassung aufrecht erhalten wollte, derjenige, welcher einige Mächte und Fürsten des Reiches zu falschen Schritten zu verleiten sucht, welche Verwirrungen hervorrufen und ihm dadurch Gelegenheit geben, im Trüben zu fischen.“[5]) — Der Kaiser beschwert sich bitter über den Fürstenbund, der auf lauter falschen Voraussetzungen beruhe und die traurige Wahrheit beweise, dass die Menschheit mehr durch Triebe, als durch Vernunft geleitet ist, und dass man nur ihren Schwächen und Leidenschaften schmeicheln muss, und seien auch die Mittel noch so dumm und die Folgen noch so schädlich, so finde man immer Leute, die sich

---

[1]) Arneth, l. c. S. 246.
[2]) Dohm, l. c. III, S. 48—49.
[3]) Ces vûes de Joseph l'Endiablé.
[4]) ... et nous opossér au brigandage efrené de Ce Maudit Tirran Viennois. — Vergl. Analekten zum zweiten Bande von Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, I, S. 352. Friedrich II. schreibt bekanntlich nicht correct.
[5]) Arneth, l. c. S. 251.

täuschen lassen. Diese Art, aus den Menschen Gewinn zu ziehen, sei das Grundgesetz der preußischen Politik und habe ihn um die Anhänglichkeit, den Glauben und das Vertrauen der ansehnlichen und mächtigen Höfe gebracht und dem König von Preußen den Einfluss und die Herrschaft über eine Zahl kleiner Fürsten eingetragen, welche durch sich selber nicht bestehen können und an irgend jemand sich anhängen müssen.[1]) „Wenn der König von Preußen die Hölle gegen mich und diejenigen, welche mit mir in einem freundschaftlichen Verhältnisse stehen, aufhetzen könnte, so würde er es gewiss thun, ohne dass er auf die Folgen blickte, die daraus entstehen können — wenn er nur seine Wuth befriedigen kann. Der sogenannte Fürstenbund wird mit der größten Leidenschaft von ihm aufgestachelt; er möchte ihn sogar auf Constantinopel ausdehnen und die Türken zu Schritten verleiten, die den Krieg gegen mich zur Folge haben würden. Zum Glücke ist diesmal der Divan besser unterrichtet, als selbst der Kurfürst von Mainz.“[2])

Vertrag zu Berlin 1785.

Übrigens erreichte Friedrich sein Ziel. Georg III., König von England, ließ sich als Kurfürst von Hannover zu Verhandlungen in Berlin herbei, denen sich der Kurfürst von Sachsen anschloss, und am 23. Juli 1785 wurde der Vertrag unterzeichnet, wonach diese drei Kurfürsten in wahrer und genauer Freundschaft leben, in vollkommenem Einverständnisse und vertraulichem Briefwechsel sowohl über die allgemeinen wie geheimen Angelegenheiten sich gegenseitig alles mittheilen und eröffnen und darüber rathschlagen wollen, was einem jeden nützlich oder schädlich sein kann, und dahin arbeiten, dass die Reichsversammlung in gesetzmäßiger Thätigkeit erhalten, die Recurse erledigt und alle unerheblichen Weiterungen und Willkürlichkeiten vermieden werden. Sie wollen dahin arbeiten, dass die Reichsgerichte erhalten, dass unparteiisch Recht gesprochen, dass die Reichskreise in ihrem Bestande und ihrer Verfassung bewahrt und nicht mit unbilligen Zumuthungen beschwert werden. Sie versprechen sich, sorgfältig darauf zu sehen, dass die Stände des Reiches in ihren Gerechtsamen erhalten und nicht durch Zudringlichkeit, ungegründete Ansprüche, Drohungen und Thätlichkeiten unrechtmäßig gedrängt und vergewaltigt werden; dass ferner den Ständen der Gebrauch ihrer Stimmfreiheit verbleibe, der Besitz ihrer Lande und Leute und der davon abhängigen Gerechtsame gegen jede willkürliche Zumuthung, gegen jede Beunruhigung in ihrer Haus-, Familien- und Successions-Verfassung. Wo sie von einer Bedrohung dieser Rechte hören, werden sie mit allen rechtlichen Mitteln auf das standhafteste und kräftigste dies hintertreiben. Sie haben nur die Absicht, die Reichsverfassung zu erhalten; darum sollen auch andere gleichgesinnte patriotische Stände des Deutschen Reiches, ohne Unterschied der Religion zum Beitritte eingeladen und mit freundschaftlichem Vertrauen aufgenommen werden.

Fürstenbund.

In „geheimen“ und „geheimsten“[3]) Artikeln verpflichten sich die Mit-

[1]) Arneth, l. c. S. 265—266.
[2]) Ibid. S. 269.
[3]) Dohm, l. c. III, S 185—196, 206—220

Geheime Artikel.

glieder, dass der beabsichtigte Austausch von Bayern gegen die Niederlande und ähnliche Entwürfe von Ländervertauschungen, Säcularisationen und Zergliederungen unmittelbarer deutscher, geistlicher Stifte, welche von jemand, wer es auch sei, entworfen werden möchten, jederzeit zu verhindern und im Einverständnisse zu hintertreiben seien. Jede dieser drei Mächte wird eintretenden Falles 12.000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter stellen, wenn zur Anwendung thätiger Kräfte geschritten werden müsste, und dieser geheimste Artikel soll dieselbe Kraft haben, wie der Hauptvertrag; im Nothfalle wolle man noch diese Kräfte vermehren, um das Ziel zu erreichen. Also Krieg gegen den Kaiser! Dann kommen noch drei separate und geheime Artikel: die drei Kurfürsten versprechen einander, bei Erledigung des deutschen Thrones ein gemeinschaftliches Einverständnis zu pflegen, keiner ohne den anderen auf eine Neuwahl einzugehen und sich nur gemeinschaftlich über Zusätze zur Wahlcapitulation einzulassen. Auch wolle sich keiner allein ohne die anderen zur Errichtung einer neuen Kurwürde, werde diese vom kaiserlichen oder irgend einem anderen Hofe vorgeschlagen, ohne die anderen einzulassen. Das sind die Urkunden des Deutschen Fürstenbundes.

Neue Mitglieder.

Nun galt es, den Beitritt deutscher Fürsten zu gewinnen. Friedrich II. sandte einen gewandten Unterhändler, den Geheimrath von Böhmer, welcher sein Ziel beim Markgrafen Friedrich von Baden, bei den Fürsten von Anhalt, bei dem Landgrafen von Hessen-Kassel, bei dem Markgrafen von Ansbach-Bayreuth, bei den Herzogen von Mecklenburg, bei dem Herzog von Braunschweig erreichte. Karl August von Weimar war schon früher für den Bund eifrig gewesen. Der Herzog von Gotha schloss sich auch an; er war besonders kriegslustig: noch fließe deutsches Blut in seinen Adern und wolle er es für das Vaterland gerne vergießen. Die deutschen Fürsten müssten eine Armee aufstellen, um ihre Länder und Personen vor dem Joche Josephs II. zu sichern.[1] Karl von Zweibrücken und sein jüngerer Bruder wurden dazu benützt, noch besondere Urkunden auszustellen,[2] als Schmerzenskinder unter den damaligen deutschen Fürsten eine Rolle zu spielen. Großen Eindruck machte, dass der Kurfürst und Erzbischof von Mainz, Joseph Freiherr von Erthal, der früher ein treuer Anhänger des Erzhauses war, dem Bunde beitrat, mit ihm sein Bruder, der Bischof von Würzburg, denn die Eingriffe des Kaisers in den Besitz der Sprengel Passau und Salzburg hatten sie dem Hause Österreich abwendig gemacht.

Mainz.

Streitschriften.

Mit dem Austausche Bayerns gegen Belgien war es somit nichts. Schwerter wurden darum für diese Frage nicht gezückt, aber umsomehr Federn für und gegen in Bewegung gesetzt. — Kaunitz stellte in den Noten an die Höfe den Fürstenbund als reichsverfassungswidrig und aus ungegründeten Besorgnissen hervorgegangen dar, aber die Wiener Erklärung fand wenig Glauben mehr. Hertzberg musste den Bund vertheidigen: der bayerische Austausch-Entwurf habe hinlänglichen Grund zu Besorgnissen gegeben, und der neue Bund sei nicht gegen

[1] Ranke, Fürstenbund, I. S. 218.
[2] Dohm, l. c. III, S. 197—200.

Kaiser und Reich, noch gegen irgend einen Stand: er sei nur für die Aufrechterhaltung der Reichsverfassung.

Gemmingen.

Von katholischer Seite schrieb das stärkste ein Alamanne, Otto Freiherr von Gemmingen.[1]) Er griff die ganze Geschichte des Hauses Brandenburg an: es habe den deutschen Rittern und damit allen edlen Familien Deutschlands ihr gemeinsames Eigenthum entrissen; es habe Magdeburg, Halberstadt und andere Stifte weggenommen und Schlesien von einer Erbschaft weggeraubt, deren Rechtmäßigkeit es vorher anerkannt und selbst gewährleistet hatte. Zeuge seiner Vergrößerungsbegier und Erwerbungsart sei die Theilung Polens. Wer habe Kirche und Adel mehr gekränkt und mehr Kirchengüter säculariſiert als das Haus Brandenburg? So sei dieses Haus allmählich herangewachsen. Österreich dagegen habe alles, was es erworben, auf rechtmäßige Art bekommen. Friedrich breite stets Verdacht aus, nur damit die Kaiserkrone im Hause Österreich eine eitle und lästige Zierde bleibe.

Dohm.

Solche Vorwürfe riefen weitere Gegenschriften hervor. Friedrich II. beauftragte Dohm mit einer Widerlegung, welcher die Sätze Gemmingens wörtlich aufnahm und zu entkräftigen suchte.[2]) Darin kommt das merkwürdige Geständnis vor: „Es ist für das Gleichgewicht Europas von der äußersten Wichtigkeit, dass Frankreichs Macht gegen Österreich nicht allzusehr geschwächt werde. Allen Mächten muss daran gelegen sein, dass Österreich seine schwache Seite durch den Besitz der Niederlande nicht verliere und durch den Erwerb von Bayern nicht Frankreich für immer außer Stand setze, im deutschen Reiche Bundesgenossen zu haben, und wenn unter diesen, wie natürlich, der Regent Bayerns sich befindet, durch den Besitz der Donau gesichert, bis ins Herz der österreichischen Staaten einzudringen. Ein schon mehr als einmal entworfener und in der That sehr einfacher Plan, der bisher nicht durch die Stärke der Vertheidigung, sondern bloß durch die Fehler der Angreifer missglückt ist." — 1805 und 1809 haben die Franzosen bekanntlich diesen Plan verfolgt und haben Bayerns Krieger, als Bundesgenossen der Fremden, gegen die Österreicher gestritten.

Die Urkunde des Fürstenbundes stellte die deutsche Verfassung als bedroht war. Dagegen mahnte ein Rundschreiben des Kaisers vom 11. Mai 1785 alle Stände, die wirklich eine Besorgnis hegten, sich mit ihm, dem Reichsoberhaupte, zu verbinden und damit den thätigsten Beweis der Sorgfalt für die Reichsverfassung zu geben. Darauf aber mochte Friedrich II. nicht eingehen: er wollte seinen besonderen Bund haben, an dessen Spitze er eine Art Gegenkaiser wurde. Bei längerem Leben Friedrichs II. und Josephs II. wäre ein Krieg von Deutschen gegen Deutsche unvermeidlich gewesen. Das Reich war durch diesen Bund durchrissen. Der Kaiser war als der Feind allerdings in der Urkunde nicht genannt, aber gemeint: offene Verbindungen der Fürsten gegen den Kaiser waren ja durch die Reichsverfassung untersagt.

Friedrichs II. Endzweck.

[1]) Der Stammsitz der Gemmingen ist bei Eppingen in der badischen Pfalz. Otto Freiherr von Gemmingen, geboren 1755, war Hofkammerrath in Mannheim, 1799 bis 1805 badischer Gesandter in Wien. Er war früher thätiges Mitglied der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft, eifrig für Schillers erste Dramen, dichtete selber einige Stücke Er starb in Heidelberg 1836. Vergl. Weech, Badensische Biographien.

[2]) Dohm, Denkwürdigkeiten, III. Beilage, S. 220—360

Gegner des Bundes.

Viele Fürsten und Stände traten nicht bei. Ihre triftigen Gründe gegen den Bund hat Dohm ehrlich genug mit den Worten angeführt:[1]) „Wenn der neue Bund keinen anderen Zweck hat, als die Verfassung des Reiches zu behaupten und jedes Glied desselben bei seinen Rechten und Besitzungen zu erhalten, so ist ja gerade eben dieses der Zweck des ganzen Reichsverbandes. Wozu vereinen sich also einzelne Stände zu eben dem, zu welchem sie schon ohnehin mit allen ihren Mitständen und ihrem Oberhaupte verbunden sind? — Glaubt man wirklich, dass die Erhaltung des Reiches neuer Stützen und einer weiteren Fürsorge, als schon in der Verfassung liegt, bedürfe? Warum trägt man die Besorgnisse und Vorschläge nicht dem gesammten unter seinem Oberhaupte versammelten Reiche vor und unterlässt dessen Entscheidung, was deshalb zu thun sei? — Dass man diesen einfachen und verfassungsmäßigen Weg nicht wählt, sondern dass nur einige sich verbinden, eben das thun zu wollen, was unstreitig allen obliegt und von allen ungleich besser erreicht werden kann, beweiset hinlänglich, dass bei dem neuen Bunde andere Absichten verborgen sind, als die angegebenen. Da der Kaiser selbst sich zu einer Verbindung mit allen Reichsständen, welche die Verfassung in Gefahr glauben, erboten hat, warum will man dieses Anerbieten nicht benützen und dadurch allem Misstrauen und aller Spaltung zuvorkommen? Warum zieht man einen Bund vor, der offenbar gegen das Reichsoberhaupt selbst gerichtet ist, wenngleich man dieses mit klaren Worten nicht auszudrücken wagt? Haben einige Handlungen des Kaisers wirklich Besorgnis erregt und können seine über dieselben gegebenen Erklärungen nicht beruhigen, warum äußert man sich nicht mit Offenheit gegen ihn selbst, oder bringt die Gründe der Besorgnisse an den Reichstag, damit alle Stände ihrem Oberhaupte Vorstellungen thun, die ohne Zweifel mehr wirken würden, als der Verein einzelner, welcher seine wahren Absichten unter allgemeinen Ausdrücken verbirgt? — Und was ist denn, fragte man weiter, wirklich geschehen, was so große Besorgnisse erregen und neue Vorsorgen und Verbindungen nöthig machen könnte? Österreich hat dem pfälzischen Hause einen freiwilligen Tausch angetragen, den es für beide Theile vortheilhaft hielt; das Haupt dieses Hauses hat denselben angenommen, aber ein Glied desselben war anderer Meinung und hat den Tausch ausgeschlagen. Sofort hat Österreich seinen Tausch fallen lassen und öffentlich erklärt, nicht weiter daran zu denken. Wo liegt in dieser Handlung etwas Unrechtliches, etwas Gewaltsames, etwas die Freiheit und Rechte aller Bedrohendes? Ein Tausch ist eine Handlung, die vom freien Übereinkommen zweier Theile abhängt; so wie niemand zu einem solchen gezwungen werden darf, so darf auch niemanden gewehrt werden, dem anderen einen Tausch anzubieten. Findet dieser andere denselben für sich zuträglich, so kann derselbe statthaben; wenn er dies nicht findet, so ist von demselben nicht weiter die Rede. Dies ist ein natürliches Recht aller Menschen und aller Staaten; wie können einige Reichsstände sich herausnehmen wollen, diesen oder jenen Mitstand ihres natürlichen Rechtes zu berauben?“

Zur Rechtfertigung der Verhandlung Josephs II. und Karl Theodors um den Austausch wurde noch hervorgehoben, dass im spanischen Erbfolgekriege der Kurfürst von Bayern, Max Emanuel, als Verbündeter Frankreichs in die Reichsacht erklärt, von Philipp V. von Spanien die Niederlande abgetreten erhielt und durch den Frieden von Rastadt und Baden in all seine

[1]) Dohm, l. c. III, S. 129—131.

bayerischen Lande wieder eingesetzt wurde, mit dem Zusatze, dass wenn, das bayerische Haus es für gut finde, einen Tausch wegen seiner Lande einzugehen, der König von Frankreich nichts dagegen habe. Das Reich nahm diesen Frieden an, also hielt man auch zum voraus jeden Tausch von Bayern als von dem Reiche genehmigt.[1]) —

Der Tod Friedrichs II.

Die Stiftung des Fürstenbundes war die letzte hervorragende That des Königs von Preußen. Sein Leben gieng der Neige zu. Unermüdlich war er aber in der Arbeit bis zu den letzten Stunden seines Daseins. Sonst ward es einsam um ihn. Seine Vertrautesten waren längst dahingeschieden. Mit dem Tode d'Alemberts hörte auch sein vertrauter Verkehr mit den Franzosen auf. Einer der letzten, von welchen wir einen anziehenden Bericht über den König haben, ist der Graf Ségur, welcher, zum Gesandten in Petersburg ernannt, auf der Durchreise in Potsdam vor den König kam.[2])

Alter. Einsamkeit.

Ségur fragte im Vorsaale den Adjutanten des Königs, den Obersten Goltz, nach den besonderen Formen der Etikette bei einer Vorstellung. „Ach," sagte Goltz, „das Wort Etikette kennen wir nicht. Will der König Sie empfangen, wie die Mehrzahl der Fremden, so kommt er heraus und spricht mit Ihnen in diesem Saale; beachtet er ihre Eigenschaft als Gesandter, so ruft er Sie mit mir in sein Zimmer. Will er Sie mit besonderer Auszeichnung behandeln, so behält er Sie dann bei sich allein." — Letzteres geschah denn bei Ségur. Dem König lag offenbar daran, den geistreichen Mann zu gewinnen, der jetzt als Gesandter in Petersburg für ihn bei Katharina, die dem preußischen Bündnisse abgeneigt wurde, ein Wort einlegen konnte. An Frankreich und Russland wollte ja Friedrich immer sich anlehnen, um gegen Österreich auftreten zu können. Frankreich war ihm aber durch Marie Antoniette abtrünnig geworden und die Czarin hatte ihm Joseph II. abgewendet. Der König hub an: „Ich sehe Sie mit Vergnügen bei mir. Ich habe immer Frankreich geliebt und den Charakter der Franzosen und ihre Sprache, ihre Kunst, ihre Literatur. Niemand hat dem Kriegsfeuer Ihrer Nation mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als ich. Es gibt kein glänzenderes Volk, alles gelingt ihm, was es unternimmt. Aber man hat ihm immer auch ein wenig Leichtsinn und Unbeständigkeit vorgeworfen. Es ist beweglich, wie seine Einbildungskraft." — Ségur entgegnete, auch große Männer hätten ihre Unvollkommenheiten und die Franzosen hätten sich auch über seine Unbeständigkeit zu beklagen, wo er doch ihr Verbündeter gewesen, und versüßte diesen Vorwurf mit dem Beisatze: „Nur der Ruhm hat den König immer treu gefunden." Der König lächelte, seine blauen Augen glänzten von mildem Feuer. Ségur erzählt: „Ich sah mit einer lebhaften Neugierde den Mann an, der groß durch sein Genie, klein von Gestalt, gebückt und gleichsam niedergebeugt unter der Last seiner Lorbeeren und langen Mühen dastand. Sein blauer Rock,

Ségur. Lob Frankreichs. Friedrich als Greis.

[1]) Dohm, l. c. III, S. 67.
[2]) Mémoires ou souvenirs et anecdotes par M. le comte de Ségur, II, p. 130.

alt und abgetragen wie sein Körper, seine langen Stiefel, die ihm bis über die Knie giengen, seine mit Schnupftabak bedeckte Weste bildeten ein seltsames, aber merkwürdiges Ganzes und ich sah am Feuer seines Blickes, dass sein Geist noch nicht gealtert sei. Wenn schon seine Haltung die eines Invaliden war, so fühlte man doch, dass er noch kämpfen könne, wie ein junger Soldat. In seiner kleinen Gestalt erkannte man noch den hervorragenden Geist." — „Wissen Sie," sagte er zu mir, „dass die Regierung Ihres jungen Königs gut anfängt; er hat meine Befürchtungen getäuscht, meine Hoffnungen überrascht.[1]) Er hat die Fehler der Engländer benützt, um ihnen dreizehn Provinzen zu entreißen; soeben hat er Holland unterstützt und den Entwürfen Österreichs Halt geboten. Das ist nicht leicht; seine Standhaftigkeit in seinen Ansichten könnte uns noch viel zu schaffen machen." — Dann kam der König auf die französischen Schriftsteller zu sprechen, deren Geist er lobte, deren Mangel an Menschenkenntnis er aber tadelte, da sie glauben, man regiere die Menschen so leicht, als sie über dieselben schreiben; „sie begreifen nicht, dass ein Fürst, wenn er auch aus Neigung ein Philosoph ist, aus Pflicht ein Staatsmann und mit Nothwendigkeit ein Krieger sein muss. Der ewige Friede, den diese Philosophen predigen, ist eben so ein Traum wie die menschliche Vollkommenheit." Ihr Haupt, Voltaire, sei jetzt todt und es werde lang gehen, bis ein anderer ihn ersetze. Er, der König, habe sich zwar über ihn zu beklagen, aber er habe sich zuletzt wieder mit ihm ausgesöhnt und ihm sein Unrecht vergeben und denke nur noch an das Vergnügen, das er aus seinen Werken schöpfe. „Sie werden jetzt in Russland seine große Bewunderin sehen; sie bezahlte seine schmeichlerischen Huldigungen und Spöttereien über die Türken mit angenehmen und süßen Geschenken. Mich hat sie nicht so gut behandelt und ein einziger Besuch des Kaisers hat mir ihre Freundschaft genommen. Die Frauen sind eben launisch, wie das Glück, und gerade diese ist nicht besonders um Treue besorgt. Treue ist ihr Vorzug nicht." — Ségur sprach dann vom Genie dieser Frau, die über einen stürmischen Hof die Herrschaft errang und die Zuneigung eines ungeheueren Volkes zu gewinnen, die über die Osmanen zu triumphieren wusste und deren Bund und Hilfe jetzt von den ersten Monarchen Europas gesucht sei. Es sei nur traurig, dass ihre wunderbare Regierung mit einem Morde begonnen habe. — Da rief der König: „Nein, in diesem Punkte muss ich sie vertheidigen, wenn wir jetzt auch miteinander zerfallen sind. Man kann der Kaiserin weder die Ehre, noch das Verbrechen dieser Revolution mit Grund zurechnen. Sie war jung, vereinsamt, fremd, abgeschlossen und ihre Scheidung stand bevor. Die Orlow haben alles gethan. Katharina konnte noch nichts leiten, sie war denen in die Arme geworfen, die sie retten wollten. Die Verschwörung war eine Tollheit und schlecht geplant. Der Mangel an Muth allein hat Peter III. trotz der Rathschläge des tapferen Münnich zugrunde gerichtet. Er hat sich entthronen lassen, wie ein Kind sich zum Schlafen ins Bett legen lässt. Katharina war jetzt frei, wurde gekrönt und meinte, wie eine unerfahrene junge Frau, jetzt sei alles zu Ende. Ein so kleinmüthiger Feind erschien ihr nicht gefährlich. Aber die Orlow, die schärfer sahen und kecker waren, mochten nicht, dass man aus diesem Fürsten eine Fahne gegen sie mache, und haben ihn niedergeschlagen. Die Kaiserin wusste nichts von diesem Morde und ihre Verzweiflung war nicht verstellt, als sie davon hörte. Sie fühlte mit vollem Rechte, dass die Welt jetzt ihr die That zuschreibe, weil sie die Früchte derselben ernte.

Lob Ludwigs XVI.

Tadel der Philosophen.

Friedrich über Katharina II.,

über den Mord Peters III.,

[1]) Ségur, Mémoires, II, p. 134.

Um Stützen zu haben, musste sie die Mörder schon bei sich sehen, weil diese allein sie retten konnten. — Reden sie hierüber nur mit Kaiserlingk, der in der Nähe von Mietau wohnt; er hat alles erfahren und alles mitangesehen und war damals gerade der Vertraute des Kummers der Kaiserin." So Friedrich über Katharina.

Scharf ist sein Urtheil über Polen. „Es ist ein seltsames Land, ein freies Land, in welchem aber das Volk in Sclaverei lebt, ein Freistaat mit einem König, eine weite Ebene ohne zahlreiche Bevölkerung; es liebt den Krieg und führt ihn seit Jahrhunderten mit Ruhm, und hat doch keine Festungen und zum Heere nur das Aufgebot eines feurigen Adels, der sich an Kriegszucht nicht gewöhnt, der immer in Parteiungen und Bündnisse gespalten ist und der für eine Freiheit ohne Regel schwärmt, denn auf ihren Landtagen kann das Veto eines einzigen Polen dem allgemeinen Willen entgegentreten. Die Polen sind tapfer, ihre Stimmung ist ritterlich, aber sie sind in der Regel unbeständig und leichtsinnig. Ihre Frauen dagegen beweisen eine erstaunliche Festigkeit des Charakters. Diese Frauen sind wahrhaft Männer." — Zum Schlusse warnte der König, Ségur möge ja den Schilderungen seines Gesandten Görtz nicht trauen, denn dieser sei gereizt und schwarzgallig, und er wünsche dem Franzosen Erfolg, damit er ihm helfe, ein Gegengewicht gegen Österreich zu bilden. — Man sieht, die Angst vor Josephs Erfolgen trübte die letzten Jahre Friedrichs II.[1]

über Polen.

über Görtz.

Religiöser Trost ward dem König in den Beschwerden des Alters bei seiner materialistischen Anschauung nicht zutheil.

Er schreibt an seinen Bruder Heinrich, er beklage sich nicht über seine Leiden; wer die Welt kenne, sei bald enttäuscht. An Stelle des vermeintlichen Glückes sehe man das Nichts der menschlichen Eitelkeit. „Unser Dasein ist weniger als ein Zwickern der Augen, zu gering, um bemerkt zu werden. Wer sollte glauben, dass ein erbärmliches Wesen, in dem elendesten Zustande vegetierend, in seinem Stolze sich den Göttern gleichstellt!" Dieses Sichgleichstellen mit den Göttern kann nur den Sinn haben, dass der Mensch sich für unsterblich hält, und danach muss auch der Satz in seinem Testamente erklärt werden: „Ohne Bedauern gebe ich den Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur zurück, die mir ihn verliehen, und meinen Körper den Elementen, aus denen er zusammengesetzt ist."

Alter ohne Trost.

Das Leiden, dem der König erlag, war dasselbe, an dem auch sein Vater gestorben war: die Wassersucht. Die Schmerzen derselben ertrug er wie ein Stoiker; über die peinvolle Schlaflosigkeit scherzte er nur: „Wenn Ihr vielleicht einen Nachtwächter braucht, so würde ich gut dazu passen." Mit gewissenhafter Ausdauer arbeitete Friedrich, solange er bei Bewusstsein war; der Morgen eines jeden Tages war der Arbeit gewidmet und dictierte der König auf die eingelaufenen Berichte seine Befehle. Zuletzt mussten die Secretäre um vier Uhr in der Frühe kommen. „Mein Zustand", entschuldigte er sich, „nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die aber für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige. Die Zeit, die ich noch habe, muss ich benützen; sie gehört nicht mir, sondern dem Staate."[2]

Wassersucht.

Arbeitsamkeit.

---

[1]) Ségur, Mémoires. II, p. 141.
[2]) Preuß, l. c. IV, S. 257.

Wenn der Kranke das Leid, die Schmerzen unerträglich findet, so schreibt er eher dem Arzt als sich die Schuld zu. Friedrich wandte sich von seinem Leibarzte weg an Zimmermann in Hannover, ob er auf vierzehn Tage zu ihm kommen und sich an ihm versuchen wolle. Es ist derselbe Zimmermann, der die Bücher über die Einsamkeit, über den Nationalstolz, über seine Unterredungen mit Friedrich, über Erfahrungen in der Arzneiwissenschaft herausgegeben hat — ein Schweizer aus Brugg im Canton Bern, geboren 1728, sechzehn Jahre Arzt in seiner Vaterstadt, dann von Georg III. als Leibarzt nach Göttingen berufen, ein Schüler des berühmten Haller. 1771 war er wegen einer Cur längere Zeit in Berlin und hatte eine Besprechung mit dem König in Potsdam und durfte sich rühmen, dass derselbe fünf Viertelstunden hindurch sich mit ihm unterhalten habe. Der König hatte selber manche Kenntnis in der Medicin und liebte es, mit den Ärzten über ihre Methode zu sprechen; und da stellte er, der einen Witz, auch wenn er beleidigte, schwer unterdrücken konnte, damals an ihn die Frage: „Wie viel Friedhöfe haben Sie schon angefüllt?“ — worauf der Schweizer mit Glück antwortete: „Vielleicht manche in meiner Jugend, aber jetzt geht es besser, denn ich bin mehr furchtsam als kühn“, was dem König gefiel, worauf er ihn examinierte, als wenn Zimmermann erst bei ihm das Doctorat erlangen wollte. Im ganzen hatte damals der Schweizer auf den König einen guten Eindruck gemacht, darum ward er jetzt berufen. Siebzehn Tage war er 1786 in Potsdam und hatte dreiunddreißig Unterredungen mit dem König, aber er konnte auch nicht helfen und verdarb es mit ihm, als er ihm sagte: „Ihre Köche sind Ihre ärgsten Feinde“, denn Friedrich bezwang seine Essgier nach stark gewürzten, schwer verdaulichen Speisen nicht. Der König schrieb über ihn an seine Schwester, die Herzogin von Braunschweig: „Der hannoverische Doctor hat mir nichts genützt. Die Alten müssen den Jungen Platz machen, damit jedes Geschlecht für sich Raum findet. Und wenn wir den Lauf des Lebens genau besehen, so besteht er darin, dass man seine Mitgeschöpfe sterben und geboren werden sieht.“

Doctor Zimmermann.

Friedrichs II. Tod.

Friedrich II. starb einsam 17. August 1786: Kinder hatte er keine, die ihm das Auge hätten zudrücken können; von der armen Königin[1]) hatte er sich immer ferne gehalten. Vom Kronprinzen trennte ihn eine weite Kluft, er blieb von aller Kenntnis der Geschäfte ausgeschlossen,[2]) seit er einmal über eine Sitzung des höchsten Departements sich ungenügend ausgesprochen. Nur ein Kammerlakai, Strutzki, war um den Kranken, der, als der König röchelnd in die Ecke des Stuhles zurücksank, auf dem er die letzten Tage und Nächte zubrachte, ihn auf seine Knie nahm und zwei Stunden hielt, während des Königs rechter Arm um des Dieners Hals lag, bis das Athmen aufhörte, Donnerstag den 17. August 1786, Früh 2 Uhr. — So endete Friedrich II. nach sechsundvierzigjähriger Regierung. Er war vierundsiebzig Jahre und sechs Monate alt. Gegen seine Bestimmung, in Sanssouci begraben zu werden, wurde seine Leiche in der Garnisonskirche zu Potsdam, neben dem Sarge seines Vaters, beigesetzt.

---

[1]) Die gute Elisabeth von Braunschweig. Vergl. Bd. XI, S. 679 dieses Werkes. Sie lebte in Schönhausen.

[2]) Dohm, l. c. IV, S. 566.

Friedrich lebte nur für die Größe seines Staates und für seinen eigenen Ruhm. Er war ein Franzose auf einem deutschen Throne. Er liebte nur die französische Literatur, für die deutsche hatte er nichts gethan, für die Volksbildung wenig.

Gute Vorsätze.

Zwar schrieb er an d'Alembert am 6. October 1772: je älter man werde, desto mehr erwäge man den Nachtheil, den die vernachlässigte Erziehung der Jugend der menschlichen Gesellschaft zufüge; er wende darum jetzt all seine Kräfte an, um diesem Missbrauche möglichst abzuhelfen; er verbessere die Bürgerschulen, die Universitäten und sogar die Dorfschulen. Aber es gehörten dreißig Jahre dazu, um die Früchte davon zu sehen, und er werde sie nicht genießen. Doch er werde sich damit trösten, dass er seinem Vaterlande diesen ihm noch mangelnden Vorzug verschafft habe. — Das war aber nur entweder eine augenblickliche Aufwallung, oder wurde geschrieben, um in den Augen des Präsidenten der Pariser Akademie als Förderer der Volksbildung zu glänzen.[1]) In Wahrheit hat Friedrich für die Bildung der Jugend blutwenig gethan. Das muss selbst Dohm zugestehen, der doch in den fünf Büchern seiner Denkwürdigkeiten so viel Talent und Eifer aufwendet, Friedrichs Thun immer von der schönsten Seite darzustellen.[2]) Er kann sich den Widerspruch zwischen jenem Vorsatze und dem Umstande, dass der König für die geistliche und sittliche Bildung seines Volkes fast gar nichts gethan, nur damit erklären, dass die Kriege und die hohe Politik seine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch nahmen und das Heer seine Geldmittel aufzehrte. Die Volksschullehrer waren kläglich bezahlt — ihr Gehalt belief sich in der Regel nicht auf siebzig Thaler des Jahres. Von den deutschen Professoren sagte der König nur wenig Gutes: die am Gymnasium füllten den Kopf mit Kenntnissen, bildeten aber das Urtheil nicht; an den Universitäten herrsche Roheit und Ungeschliffenheit. Am günstigsten urtheilte er über den Unterricht der Jesuiten: sie erschienen ihm sehr tauglich zur Bildung der Jugend; wie wir oben schon sahen,[3]) wollte er den Orden in Preußen erhalten und erklärte seinen philosophischen Freunden in Paris, die ihn drängten, dem Beispiele der anderen Monarchen nachzueifern, die Aufhebung des Ordens sei kein Sieg der Philosophie, sondern, wie er beweisen könne, ein Sieg der Eitelkeit, geheimer Rachsucht, der Ränke und des Eigennutzes.[4]) — Die Akademie, in welche er die von Leibniz gegründete Societät der Wissenschaft umwandelte, durfte ihre Arbeiten nur in lateinischer oder französischer, nicht aber in deutscher Sprache herausgeben. Seine eigenen Werke ließ Friedrich in französischer Sprache erscheinen und Dohm übersetzte sie ins Deutsche. Von der

Friedrich über die Jesuiten.

[1]) Onno Klopp, Friedrich II. und die Wissenschaften.

[2]) Dohm, l. c. IV, S. 130.

[3]) Vergl. oben S. 85 dieses Bandes.

[4]) Nicht lange vor seinem Tode sagte Friedrich noch zum Fürsten von Ligne: „Man muss sich hüten, so leicht zu zerstören. Warum hat man diese Bewahrer der schönen Literatur Roms und Athens (ces dépositaires des graces d'Athènes et de Rome), diese ausgezeichneten Lehrer der Humanität, diese ehemaligen ehrwürdigen Herren abgeschafft! Die Erziehung der Jugend wird dadurch verlieren. Aber meine Brüder, die katholischen, sehr christlichen, sehr gläubigen und sehr apostolischen Könige, haben sie davongejagt und ich, der Ketzer, ich hebe sie auf, solange ich kann, und man wird mir vielleicht noch eines Tages dafür Dank wissen. Ich sammle diese Leute und ich sagte zu meinen Jesuiten: ‚Einen Rector, wie Sie, kann ich leicht wieder so und so hoch verkaufen, einen Provincial, wie Sie, um das Doppelte.' Wenn man nicht reich ist, so speculirt man." — Mémoires et mélanges historiques du prince de Ligne. Paris 1826. I, p. 39.

deutschen Sprache schrieb er, sie sei ein Kauderwälsch, ohne Zier und Schmuck, und die schönen Wissenschaften wollten auf deutschem Boden nicht gedeihen; wir hätten keinen Virgil, Anakreon, Horaz, Demosthenes, Cicero, Thukydides und Livius. Nur im kleinen Genre der Fabel hätten wir Gellert, der sich neben Phädrus und Aesop stellen könne; Canitz sei auch erträglich, er suche in schwacher Weise den Horaz nachzuahmen. — Der König sprach vor Hertzberg seinen Ärger darüber aus, dass man in deutscher Sprache die „abscheulichen Stücke" von Shakespeare aufführe, die gegen alle Regeln des Theaters, namentlich gegen die drei Einheiten verstoßen. Er begreife nicht, wie das ganze Auditorium beim Anhören dieser lächerlichen Possen, die der Wilden von Canada würdig seien, vor Freuden außer sich komme. Er sah in Goethes „Götz von Berlichingen" nur „eine abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke" und er ärgerte sich, dass das Parterre Beifall klatschte und mit Begeisterung die Wiederkehr dieser ekelhaften Plattheiten verlange. Als ihm Müller 1784 die erste Ausgabe des Nibelungenliedes übersandte, schrieb er ihm: „Meiner Ansicht nach sind solche Gedichte nicht einen Schuss Pulver wert und verdienen nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Bücherssammlung würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden, sondern hinausschmeißen." — Für die französischen Schriftsteller warf er große Summen hinaus; für die deutschen hatte er kein Geld. Als ihn die Dichterin Karsch um eine Unterstützung bat, sandte er ihr zwei Thaler! Sie schickte ihm das Geld wieder zurück.

über Shakespeare.

über das Nibelungenlied.

Unbeachtet vom Könige nahm damals die deutsche Literatur ihren Aufschwung zu unsterblichen Leistungen. Es war ein Franzose, der ihn auf denselben aufmerksam machte, Mirabeau, der im April 1786 zweimal bei Friedrich war. Der König geizte nicht nach dem Ruhme der Mediceer. Und doch schreibt er einmal: „Wenn wir wieder Medici haben, werden wir wieder Talente sprießen sehen. Auguste riefen Virgile hervor." Es ist der Ruhm der deutschen Literatur, dass sie ohne einen Medici ihren Aufschwung nahm; sie hat dadurch ihre Unabhängigkeit, ihre Selbständigkeit bewahrt, sie ist nicht in Schmeichelei versunken. —

Friedrich Wilhelm II. tritt die Regierung an. Joseph II. trägt sich mit dem Plane einer Aussöhnung und innigen Verbindung zwischen Österreich und Preußen.

Friedrich II. hatte die Schuld des unglücklichen Rückzuges aus Böhmen mit Unrecht auf seinen Bruder August Wilhelm geworfen und ihm deshalb harte Vorwürfe gemacht. Der Kummer darob stürzte den Prinzen 1758 ins Grab. Der Sohn dieses Prinzen war der Thronfolger Friedrich Wilhelm, jetzt dieses Namens der Zweite. Geboren 1744 war er in vielem ganz das Gegentheil vom verstorbenen König, nicht witzig, aber gutmüthig, kein Spötter über Religion, sondern frommen Stimmungen hingegeben. Friedrich II. hatte, in seiner Überzeugung, das protestantische Bekenntnis eigne sich am besten für

einen absolut regierten Staat, hinsichtlich der Erziehung des Thronfolgers verordnet: „Wenn der Knabe ein fanatischer Calvinist würde, so wäre alles verloren. Es ist sehr nothwendig, auch den Geistlichen zu hindern, dass er nicht frommerweise Injurien gegen die Papisten vorbringe. Aber der Oberst-hofmeister muss seinen Zögling geschickt zur Überzeugung führen, dass nichts gefährlicher ist, als wenn die Katholiken die Oberhand im Staate haben, wegen der Verfolgung und des Ehrgeizes des Papstes, und dass ein protestantischer Fürst weit eher Herr ist in seinem Hause, als ein katholischer. — Dem Prinzen war es aber Bedürfnis, sich mit religiösen Fragen zu beschäftigen, und derlei Berechnungen waren nicht seine Sache.

Friedrich Wilhelm II.

Der junge König war kein Freund des Krieges wie sein Oheim, aber er war nicht ohne Talent für die Heerführung: im bayerischen Erbfolgekriege hatte er einen schwierigen Marsch so glücklich geleitet, dass ihn Friedrich II., über das Gelingen entzückt, umarmte, und ihm sagte: „Fortan will ich Sie meinen Sohn nennen." Dann hatte ihm aber das Nichtbeantwortenkönnen einer ernsten Frage des Königs Ungnade zugezogen und er ward von den Geschäften fern gehalten, „er ward nicht unterrichtet, aber auch nicht verzogen", wie Mirabeau von ihm sagt, der seinen gutmüthigen Charakter lobt, der ihn geradsinnig, entschieden nennt und vielleicht zu großen Dingen bestimmt.

Keine Trauer um Friedrich II.

Friedrichs II. Regierung lag hart auf dem Volke; es stand ihm darum fern, über seinen Tod zu trauern. Mirabeau, der damals in Berlin war, staunte, dass am Todestage des Helden in der Hauptstadt alles todtenstill war, niemand traurig, alles beschäftigt, dass man nicht ein Bedauern, nicht einen Seufzer, nicht ein Lob zu hören bekam, und meinte:[1] „Also darauf laufen so viele gewonnene Schlachten, so viel Ruhm, eine Regierung von fast einem halben Jahrhundert, voll von einer solchen Menge von Wundern hinaus — man war ihrer bis zum Abscheu überdrüssig." — Derselbe Mirabeau schilderte in einem freimüthigen Schreiben voll Geist dem neuen König die Fehler seiner Vorfahren und was er selber zu thun habe:[2] brechen mit dem Größenwahn, Abschaffen der militärischen Sclaverei, der Monopole; der alte König habe Kriegsruhm und einen gefüllten Schatz hinterlassen, das ganze Staatsgebäude sei aber sehr schwach.

Ein ganz anderes Regiment schien denn auch zu beginnen. Die verhassten Zölle und Accise wurden abgeschafft; der König gieng in die Kirche, worüber das Volk in Jubel gerieth; er mahnte seine Minister, keine Ungläubigen anzustellen, aber auch keine Fanatiker. Die Beamten wurden angewiesen, den Vortheil des Staates mit dem der Bewohner in Einklang zu bringen, auf Gleichheit der Auflagen und Erleichterung der Dürftigen zu

[1] Monarchie Prusienne, I, p. 258.
[2] Vergl. Bd. XV dieses Werkes am Anfang unter „Mirabeaus Jugend".

sehen. Galten beim Vorgänger nur die Franzosen, so antwortete der neue König auf eine Bitte des Dichters Gleim, er werde mit Vergnügen der Schützer der deutschen Literatur sein.[1])

Joseph II.

Das Auftreten des neuen Königs erweckte Vertrauen. Im December 1786 trug sich selbst Kaiser Joseph II. in allem Ernste mit dem Gedanken, Freundschaft zu schließen mit Preußen, und Ranke muss eingestehen:[2]) „Welch eine ganz andere Wendung würden die großen Angelegenheiten genommen haben, wenn der eifersüchtige Hass zwischen den beiden Mächten geschwunden wäre!" Unleugbar geben die folgenden Bemerkungen des Kaisers einen hohen Beweis von seinem Sinn fürs große Vaterland, von einer menschenfreundlichen Fürsorge für seine Österreicher, von einem edlen Schwunge seines Herzens und von einem richtigen Blick in die Lage Europas.

Vortheile der Einigung Österreichs mit Preußen.

Joseph brachte seine Ansichten[3]) zu Papier und sandte sie an seinen Staatskanzler zur Begutachtung. Sie lauten: „Wenn das Haus Österreich und das Haus Brandenburg sich aufrichtig verbinden und nach einem gemeinsamen Plane handeln, so haben sie sich weder von einer, noch vor mehreren verbündeten Mächten zu fürchten und sind nicht bloß die Schiedsrichter über Deutschland, sondern über ganz Europa, müssen von allen Mächten gesucht werden und haben nicht nöthig, sich um die Gunst irgend einer einzigen zu bekümmern. Der Weltfrieden hängt nur von ihrem Willen ab; sie können das Glück ihrer Unterthanen bewirken und ihre Staaten blühend machen. Sie können sich alle ihnen geeignet scheinenden Vortheile und Rücksichten erwerben und nach Belieben Andern Vortheile zuwenden. Das sind unbestreitbare Wahrheiten, die man mathematisch nachweisen kann.

Nachtheile des Zwiespalts.

„Aber man muss eingestehen, dass ihre Eifersucht und Feindschaft, wenn sie fortdauern, sie um all diese Vortheile bringen und ihnen viele Gefahren zuziehen. Denn sie schwächen sich einmal gegenseitig jedes Jahr durch ungeheure Auslagen, welche diese Eifersucht erheischt; durch Demüthigungen und Erniedrigungen, um da oder dort im Wettstreit einen Verbündeten zu finden, selbst kleine Fürsten einander zu entreißen. Dabei müssen sie eine Menge Dinge, die ihnen sonst vortheilhaft wären, vernachlässigen, schädliche dagegen fördern. Es könnte ferner wohl kommen, wenn diese glückliche Vereinigung nicht stattfindet, dass die andern Mächte an die Möglichkeit derselben denken und Maßregeln treffen, dass die beiden, wenn sie sich auch einmal vereinigen wollten, nicht mehr die gleichen Vortheile dadurch erlangen könnten.

Warum man dies erst jetzt einsieht.

„Es ist merkwürdig, dass man diese Vortheile bis jetzt nicht erkannt hat; wenn man aber bedenkt, dass die Fürsten, die über die Völkerbündnisse entscheiden, eben auch Menschen sind, und also auch ihre Schwächen und Vorurtheile haben, so groß sie auch sonst sein mögen, so wird man nicht mehr darüber staunen. Denn wie hätte die selige Kaiserin-Königin je vergessen können, dass ihr der König von Preußen ein schönes Stück ihres väterlichen Erbes weggenommen hat, und

---

[1]) Ranke, Der Fürstenbund, I, S. 284—289.

[2]) Ibid. I, S. 299.

[3]) Sie sind unter dem Titel „Réflexions" in französischer Sprache abgefasst und in den Analecten im zweiten Bande von Rankes Fürstenbund, S. 298—303, im Original mitgetheilt.

wie hätte der König je vergessen können, dass er es mit den Waffen erstritten hat! Wie hätte sie je in allem Ernst auf die Hoffnung verzichten können, dass sie ihr Schlesien wiedersehe, und wie hätte der König, nach den blutigen Kriegen, die sie dafür führte, glauben sollen, dass sie wirklich darauf verzichtet habe. Man musste also den Tod dieser leitenden Persönlichkeiten abwarten, bevor man nur an eine nüchterne und vorurtheilslose Erwägung aller gegenseitigen Vortheile eines Bündnisses denken und bevor man nur an die Möglichkeit der Ausführung dieses Gedankens glauben konnte.

Rascher Friede thut noth.

„Sein Vortheil ist aber so groß und das Schicksal so vieler Millionen Menschen hängt davon ab, dass man die Gelegenheit des Regierungsantrittes des neuen Königs nicht vernachlässigen darf, um sich über diese Gedanken schlüssig zu machen. Kein Bündnis wird je auf einer festeren Grundlage und unter einfacheren Bedingnissen abgeschlossen werden, wie dieses; denn es handelt sich nur darum, dass man gegenseitig die Überzeugung erweckt, dass der wahre Vortheil beider Monarchien in ihrer Vereinigung besteht oder bestehen werde, und dass kein augenblicklicher, noch so großer Vortheil, ja keine andere Allianz je den Verlust ihrer Freundschaft ersetzen könnte. Sie müssen auf jede Vergrößerung auf Kosten des andern verzichten, sich gegenseitig ihre Staaten im gegenwärtigen Umfang gewährleisten. Der Feind der einen Macht muss auch von der andern Macht als ihr Feind betrachtet werden. Ich will dabei gar nicht erwähnen, dass beide Häuser zu demselben Volk gehören, dass sie die gleiche Sprache reden, dass

Beide sind deutsch.

dieselben Religionsbekenntnisse in beiden vorhanden sind. Man darf nicht zögern; denn käme es den andern Mächten zum Bewusstsein, so würden sie um alles in der Welt diese Verbindung hindern. Da würde kein Minister in der Welt es wagen, sie anzurathen. Vom festen und entschiedenen Willen der beiden Fürsten muss der Bund ausgehen. Europa wird staunen; man wird die Gründer bewundern, ihre jetzigen Unterthanen und die zukünftigen Geschlechter werden sie segnen."

Kaunitz.

Kaunitz war betroffen über diesen Plan, der das politische System Europas zu ändern und den Bund Österreichs und Frankreichs, auf dem es beruhte, das Werk und den Stolz des Kanzlers, zu zerreißen drohte. Er erbat sich drei Tage Bedenkzeit, um alle Gründe für und gegen abzuwägen, erinnerte aber jetzt schon den Kaiser, dass er dann auf den Bund mit Frankreich und Russland verzichten müsse, wenn er mit Preußen sich einige, oder dass er zu sehen bekomme, wie seine bisherigen Verbündeten sich gegen ihn vereinigen. Mit diesem Gedanken möge der Kaiser sich jetzt schon vertraut machen, ehe er wieder zu ihm komme, um den Plan zu besprechen. Joseph

Der Kaiser.

antwortete: „Wenn der König von Preußen so tief wie ich selber von den unberechenbaren Vortheilen der Allianz überzeugt werden könnte, so glaube ich, dass man auf jede andere Verbindung verzichten könnte; aber da man dies nicht wissen kann, so darf man vorderhand auf keine verzichten, bis man von der Gesinnung des Königs überzeugt ist. Aber dieselben Vortheile legen es nahe, mit der nöthigen Vorsicht den König zu prüfen, selbst wenn der Plan verrathen würde und die Verbündeten ärgerte. Denn Russland braucht uns für seinen großen Plan, und die Franzosen haben uns jetzt bei

mehreren Anlässen weit nicht jene Treue bewiesen, welche große Rücksichten verdient, wenn man etwas Besseres erzielen kann.“ [1])

Kaunitz bekämpft den Plan.

Am 10. December 1786 sandte Kaunitz dem Kaiser sein Gutachten nebst einem Schreiben, in welchem er sich auf seine Pflicht gegen den Staat und das Vaterland und auf seine bisherige Treue berief: er habe es bisher immer mit dem Kaiser gutgemeint und sage darum freimüthig und offen, der Plan sei unausführbar.

Einmal ändere er nichts an dem Gewaltzustand, in dem beide Staaten gegenseitig sich befinden, und würde keinem von beiden einen wirklichen Vortheil bringen — keine der beiden Mächte könnte im Vertrauen auf den Bund abrüsten. Österreich müsste im Gegentheil seine Streitmacht vermehren statt zu vermindern, da sicher einer oder der andere der bisherigen Verbündeten von ihm abfallen würde, vielleicht gar alle zwei, so dass von einer Ersparung gar keine Rede sei; denn Frankreich würde Österreich in den Niederlanden und Italien angreifen oder in Vorderösterreich, lauter Gebieten, die Österreich nicht ohne Verbündete vertheidigen könne. Man wisse gar nicht, was noch nebenbei in Ungarn und Galizien und anderswo Feindseliges geschehen könne, wo man auf eine ausreichende Hilfe des Königs von Preußen nicht rechnen dürfe, da diese Gebiete von seinen Staaten zu weit entfernt seien. Also an Ersparung sei gar nicht zu denken, vielmehr seien größere Geldmittel erforderlich.

Keine Ersparung.

Aber auch mit den andern Vortheilen, die man erwarte, stehe es misslich. Jede Macht werde den gleichen Vortheil verlangen, wenn sie helfen solle. Nun sei das Abwägen des gleichen Vortheils an und für sich eine schwierige Sache. Hätte nun eine Macht einen größeren Vortheil, so hätte die andere Macht keinen Vortheil, und umgekehrt. Der Umfang beider Staaten sei durch Verträge mit europäischen Mächten, auf deren Wort man sich verlassen könne, gesichert. Eine größere Sicherheit sei also durch einen Bund zwischen beiden nicht zu erzielen. — Zwei Großmächte könnten allerdings in ihrer innigen Verbindung einen gewaltigen Einfluss auf die Angelegenheiten Europas ausüben, nur frage es sich, ob sie immer derselben Ansicht und daher immer einig sein werden. Schon ein und derselbe Mensch denkt zu verschiedenen Zeiten verschieden; wie kann man erwarten, dass zwei Menschen oder zwei Staaten immer die gleiche Ansicht haben, immer den gleichen Plan verfolgen? sind sie aber nicht der gleichen Ansicht, so muss der eine Widerstand leisten oder nachgeben. Alle übrigen Mächte Europas werden aber, ihrer Sicherheit oder ihrer Unabhängigkeit halber, sich gegen das verbündete Österreich-Preußen vereinigen, und dann können diese beiden doch nichts Großes ausführen, auch nicht hindern, dass andere Mächte sich bekriegen oder dass sie selber von ihnen bekriegt werden. Es hängt also der allgemeine Friede nicht von ihrem Willen ab: sie werden nie eines des andern vollkommen sicher sein und dürfen es auch nicht sein; denn es ist unmöglich, das Unrecht zu vergessen, das man erduldet oder das man gethan hat, insbesondere wenn das Unrecht so beträchtlich ist, wie es das Haus Österreich vom Hause Brandenburg erlitten hat, und dessen fast unerträgliche Last nur durch die beträchtliche Schwächung Preußens abgeschüttelt werden kann. Preußen fühlt dies ganz gut und wird sich deshalb nie vollständig auf Österreich verlassen.

Kein Vortheil.

Einigkeit schwierig.

Also kein Vortheil erblüht aus dem Bunde, auch kein Glück für die Unter-

[1]) Ranke, l. c. II, Analecten, S. 302.

thanen, auch kein neues Leben; denn es würde das Gleichgewicht Europas bedrohen, und die anderen Mächte würden sich gegen den Bund zusammenthun, weil sie für ihren Bestand vor ihm Sorge hätten und geheime Artikel vermuthen würden. Also wäre man verlassen von den bisherigen Verbündeten und hätte neue Bündnisse zu gewärtigen, und damit neue Kriege und den Umsturz des bestehenden Zustandes in Europa. Man kann also nur im bisherigen Zustand bleiben, bis eine dieser beiden Mächte der andern sich unterordnen muss. An dieser Lage ändert die Thronveränderung in Preußen nichts. Ein anderer König sei da, aber die preußische Politik bleibe dieselbe. Die Interessen bleiben dieselben, und diese sind sich geradezu entgegengesetzt. — Also muss der Gedanke einer innigen Verbindung mit Preußen als unausführbar aufgegeben werden.

Der Plan unausführbar.

Also Kaunitz: seine kalte Logik war wie Reif auf die frischen Blumen der Vertrauensseligkeit und deutschen Gesinnung des Kaisers. Joseph II. schrieb noch an dem gleichen Tage: „Wenn also ein Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen keine Dauer, keinen Nutzen haben kann, dagegen viel Nachtheil und Gefahr bringt, so muss ich diesen schönen Gedanken, als gegenwärtig unausführbar, aufgeben.“ [1])

Joseph gibt den Plan auf.

Merkwürdig, dass in demselben Spätjahr auch im neuen König von Preußen der Gedanke einer Annäherung an Österreich auftauchte, und dass er erklärte, er wünsche mit Österreich in ein freundschaftliches Verhältnis zu treten, wenn man es ihm nur möglich mache. Da war aber Hertzberg dagegen: Österreich werde Schlesien nie vergessen; dabei schreckte Hertzberg den König mit dem Gespenst einer Universalmonarchie, nach welcher Österreich strebe: es wolle nicht bloß die deutsche Krone behaupten, sondern auch die polnische dazu erwerben.

Friedrich Wilhelm II.

Seine Pläne seien immer zu fürchten, zumal Russland und Frankreich zu ihm hielten. Es wäre sehr zu wünschen, dass man ihm einen dieser Verbündeten abspenstig machen könnte; durch Marie Antoinette sei jedoch der Bund mit Frankreich zu fest gekittet; dagegen lasse sich auf einen Bruch mit Russland rechnen, denn Österreich könne unmöglich die russischen Entwürfe auf die Türkei begünstigen. Sobald dies zutage trete, werde es mit der Allianz ein Ende haben, zumal Russland wie Preußen beflissen sein müssen, den österreichischen Einfluss in Polen auszuschließen. In Polen könne, im Einverständnisse mit Russland, Preußen noch manche Erwerbung erreichen. [2])

Hertzberg.

So hielten denn in Österreich der Staatskanzler, in Preußen Hertzberg, dort gegen den Willen des Kaisers, hier gegen den Willen des Königs, an der Vergangenheit fest und erklärten den Riss, den die Erwerbung Schlesiens durch Deutschland gemacht hatte, für unheilbar. Die holländischen Ereignisse trieben dann im nächsten Jahre Friedrich Wilhelm II. zum Bunde mit England gegen Russland und Österreich. Joseph aber blieb im Bunde mit Ka-

Der Riss bleibt.

[1]) Ranke, l. c. II, S. 303—308.
[2]) Ibid. II, S. 304—306.

tharina und versprach ihr noch am 26. December 1786, dass er sie auf ihrem Triumphzuge nach der Krim in Cherson treffen werde.

Katharina II. ließ es nicht an Aufforderungen fehlen, dem Bündnisse mit Russland getreu zu bleiben. Als Joseph in einem Schreiben am 15. Juni 1786 über Verleumdungen klagte, tröstete sie ihn mit den Worten, diese Verleumdungen glichen dem Staube, der einen Augenblick aufsteige und die Augen hindere, die Dinge klar zu sehen; aber der Regen der guten und edlen Handlungen des Kaisers werde diesen Staub in den Sand niederschlagen und es sei sicher darauf zu rechnen, dass diejenigen, welche ihre Augen verblenden, bald die Dinge sehen werden, wie sie sind.[1]

Katharina II.

Klagt über die Pforte

Im August 1786 theilte sie ihm mit,[2] dass die Lesghier einen Einfall nach Georgien gemacht haben, und dabei von Pascha von Achalzik unterstützt wurden. Das sei offenkundige Feindseligkeit gegen ein Land, welches unter ihrem Schutze stehe; sie habe darum von der Pforte die Bestrafung des Paschas als unerlässlich gefordert. Die Pforte solle ihren Ernst beweisen, den Frieden zu erhalten; aber der Geist des Schwindels habe das türkische Ministerium erfasst. Statt eine Maßregel der Weisheit und der Mäßigung zu ergreifen, wolle es jetzt sogar ihre schutzherrlichen Rechte über Georgien bestreiten. Sie aber müsse ihre Würde wahren und allen weiteren Versuchen der Pforte, die Grenzen ihres Reiches zu beunruhigen, ein Ende machen. Sie habe darum der Pforte bedeutet: dieselbe hätte dem Pascha seine Straffälligkeit kund geben sollen, wogegen sie, Katharina, dann Verzeihung für ihn erbeten hätte. Weil nun die Pforte auf ihre Ansichten so wenig eingegangen sei, so mache sie diese für alle Folgen verantwortlich und erkläre zugleich: Georgien stehe unter ihrem Schutze und sie werde jeden Angriff auf eines ihrer Länder mit allen Mitteln zurückweisen. – Von einer solchen Sprache bis zur offenen Kriegserklärung war der Weg nicht weit. Die Czarin meldete dem Kaiser zugleich, dass Frankreich vermittle, und bat ihn, auch durch seinen Gesandten in Constantinopel eine ernste Sprache zu führen. Die Pforte sehe dann, wenn sie einen der Kaiserhöfe beleidige, habe sie es auch mit den anderen zu thun. Zugleich gab Katharina II. am Schlusse ihres Briefes ihm den Plan, die Krim zu besuchen, und die Hoffnung kund, ihn auf der Reise zu sehen. Joseph meldete ihr, dass sein Gesandter in Constantinopel die Weisung bekommen habe, eine kräftige Sprache zu führen, und sprach seine Freude aus, ihr zu begegnen, wenn nicht seine Pflichten es ihm unmöglich machen sollten.[3]

wegen Georgien,

droht mit Krieg.

Einladung in die Krim.

Zusage.

Am 22. December 1786 sicherte Joseph II. ihr sein Kommen zu.[4] Am 15. Februar 1787 meldete er ihr, sie möge nicht erschrecken, wenn der Graf von Falkenstein sehr heruntergekommen sei im Laufe der Zeit; seine gewöhnliche heitere Stimmung sei dahin; die Anspannung der Arbeit habe ihn früh alt gemacht; eine Perücke bedecke jetzt sein Haupt; nur sein Herz sei immer jung und seine Anhänglichkeit an sie immer beständig.[5] Katharina II. antwortete,

---

[1] Arneth, Correspondenz, S. 272—278.
[2] Ibid. S. 274—276.
[3] Ibid. S. 280.
[4] Ibid. S. 281.
[5] Ibid. S. 283.

ihr Herz zittere vor Freude, ihre Verehrung, ihre Freundschaft sei die gleiche, er möge aussehen, wie er wolle. — Damit kommen wir an die Reise in die Krim, die damals ganz Europa in Spannung hielt. —

Die Reise der Czarin und Kaiser Josephs II. in die Krim.

Katharina wollte ihres Triumphes genießen, zugleich aber auch sehen, wie die Summen verwendet worden, welche ihr die neue Erwerbung bereits gekostet hatte. Die Feinde ihres Lieblings Potemkin hatten verbreitet, das Heer, an dessen Spitze er stehe, sei im Verfalle, die neu erworbenen Provinzen seien Einöden und Wildnisse, und die Summen, die für sie ausgegeben worden, weggeworfenes Geld. Darum wollte die Czarin die Länder selber in Augenschein nehmen. Als sie Potemkin ihren Entschluss kund gab, nach der Krim zu reisen, fuhr er zuerst zusammen, indem er den Plan seiner Feinde durchschaute, fasste sich aber rasch und ermuthigte selber seine Herrin zur Reise und war von da an unermüdlich thätig, alle ersinnlichen Vorbereitungen zu treffen, dass die Reise eine wahre Lustreise werde, dass in dem Gebiete, worin er waltete, ein lachendes Bild nach dem andern das Auge der Kaiserin erfreue. Wir staunen über den Reichthum seiner Phantasie, über seine rastlose Thätigkeit, über die Schärfe, mit der er die Stimmungen der Czarin berechnete und die Saiten anzuschlagen wusste, die in ihrem Herzen wohltönten; wir staunen aber auch über die Rücksichtslosigkeit, mit der er mit Menschen, Thieren, Glück und Eigenthum anderer verfuhr; was er anordnete, um neugegründete Dörfer mit dem Scheine der Wohlhabenheit der Kaiserin vors Auge zu führen, wie er mit dem Menschenwohl und -Weh umsprang, das war nur im absolut regierten damaligen Russland möglich. Auf der andern Seite aber scheint der Nebel der Liebe und des Stolzes Katharinas Auge umhüllt zu haben, dass sie nicht schärfer sah.

Plan der Reise in die Krim.

Potemkin.

Die Reise gibt ein merkwürdiges Bild vom damaligen Russland. Wir finden drei Monarchen dabei betheiligt, mit denen wir uns in diesem Bande oft beschäftigten; drei Gesandte machten auf Kosten der Kaiserin, meist in ihrem Wagen, die Reise mit: Cobenzl, auf dessen Stirne man nie eine Wolke sah, der ernste Engländer Fitz-Herbert und der geistreiche Graf Ségur, der im dritten Bande seiner „Memoiren“[1]) auf mehr denn zweihundert Seiten diese Reise geschildert hat. Jeder von ihnen hatte die Aufgabe, die Absichten der Kaiserin zu erforschen, über die Stärke des Heeres und die Stimmung der Bevölkerung zu berichten; sie übernachteten oft in demselben Raume und jeder machte in anderem Sinne Meldung an seine Regierung. — Die Reise begann am 18. Januar 1787, bei 15 Grad Kälte, die oft bis 24 stieg, aber alle waren derart in feine Pelze gehüllt und es war so gut für ihre Verpflegung und ihre Unterkunft gesorgt, dass

Cobenzl. Ségur.

Heitere Fahrt.

[1]) Mémoires ou Souvenirs et anecdotes par le Comte Ségur, Pair de France. Paris 1826. III, p. 1—209.

die Kälte nicht wehe that. Der Zug bestand aus 14 großen Wagen, die auf gewaltige Schlitten gehoben waren. Solcher Schlitten waren 124 und dazu noch 40 Aushilfsschlitten. Es gieng wie im Fluge durch die ungeheuren Ebenen. 560 Pferde standen bei jeder Post bereit. Die Tage waren kurz, aber man fuhr auch bei Nacht; ungeheure Holzstöße von Tannen, Cypressen, Fichten, Birken, brannten rechts und links an den Straßen und man schien durch ein fortwährendes Feuerwerk zu fliegen, durch weite Ebenen, durch Tannenwälder. Nahte man einem Dorfe, so stand oder kniete die Bevölkerung in der besten Kleidung da, um der Herrscherin zuzujubeln.

Katharina II. über die Türken.

Katharina war heiter, das Gespräch belebt; sie sprach mit Verachtung von der Verweichlichung und Roheit der Moslimen, von der Befangenheit der Sultane, deren Blick nicht über ihren Harem hinausreiche. „Sie sind erschöpft durch ihr üppiges Leben, beherrscht durch ihre Ulemas, gefangen durch ihre Janitscharen. Sie verstehen nicht zu denken, nicht zu reden, nicht zu regieren, nicht zu kämpfen; sie sind ihr ganzes Leben hindurch Kinder.“ [1]) Umso stolzer war sie auf das Gelingen ihrer Pläne. „Wie finden Sie meine kleine Haushaltung?“ sagte sie zu Ségur; „merkt man nicht, dass sie allmählich größer wird und möbliert? ich habe zwar nicht viel Geld, aber es wird gut angewendet.“ — „Das wunderbare Anwachsen Ihrer kleinen Haushaltung“, entgegnete Ségur, „fängt an, die Eifersucht der Großmächte zu erregen.“ — „So?“ sagte sie lachend, „sie wollen eben nicht, dass ich ihre lieben Kinder, die Türken, aus meiner Nachbarschaft fortjage. Sie haben da in Wahrheit liebe Schüler, die machen ihnen Ehre; wenn sie ähnliche Nachbaren in Piemont oder in Spanien hätten, die ihnen jedes Jahr die Pest, Hungersnoth oder Mord ins Land brächten und ihnen jedes Jahr ungefähr 20.000 Menschen tödteten, würden sie es da gut heißen, wenn ich sie unter meinen Schutz nähme? Ja gewiss, sie würden mich als eine Barbarin behandeln.“

über Diderot.

Vielfach drehte sich das Gespräch um Gelehrte, Schriftsteller und Philosophen. Sie sprach mit Wärme von Voltaire, mit Ironie von Diderot, „der in der Rede noch besser war, als in der Schrift, und wenn er in Feuer kam, alles mit fortriss durch die Kühnheit seiner Worte. Ich lud ihn ein, zu mir zu kommen, und unterhielt mich lange und oft mit ihm, aber mehr mit Neugier, als mit Nutzen; hätte ich ihm gefolgt, so hätte ich alles in meinem Reiche umstürzen müssen, Gesetze, Regierung, Politik, Finanzen — an ihre Stelle wären lauter unpraktische Theorien getreten. Indes hörte ich mehr zu, als ich redete, und ein Zuschauer hätte ihn für einen strengen Erzieher und mich für eine demüthige Schülerin halten mögen. Wahrscheinlich glaubte er es selber so. Denn als nach einiger Zeit in meiner Regierung gar keine von den großen Neuerungen eintrat, die er mir anrieth, gab er mir mit einem gewissen unzufriedenen Stolze sein Befremden kund. Da sagte ich frischweg zu ihm: ‚Herr Diderot! ich habe mit größtem Vergnügen alles angehört, was Ihr glänzender Geist Ihnen eingegeben hat, aber mit all Ihren großen Ansichten, die ich sehr wohl erfasse, würde man gute Bücher, jedoch schlechte Geschäfte machen. Sie vergessen bei Ihren Reformplänen den Unterschied unserer gegenseitigen Stellung: Sie arbeiten nur auf Papier, das ist geduldig, glatt, unterwürfig und setzt weder Ihrer Einbildungskraft, noch Ihrer Feder Hindernisse entgegen; aber ich, arme Kaiserin, arbeite auf der Menschenhaut, und die ist sehr kitzlich.‘ Gewiss hat er mich von da an

[1]) Ségur, l. c. III, p. 14, 23, 41—43.

als einen befangenen und gewöhnlichen Kopf bemitleidet, denn von da an sprach er nie mehr über Politik, nur noch über Literatur." — Als des großmüthigen Ankaufs von Diderots Bibliothek[1]) erwähnt wurde, sagte die Czarin: „Ich habe nie geglaubt, dass der Ankauf einer Bibliothek mir so viel Lob eintragen würde. Wie grausam wäre es gewesen, wenn man einen Gelehrten von seiner Bibliothek getrennt hätte. — Was ist denn da Großes daran, wenn man seinem Nächsten etwas von seinem Überflusse gibt?"

Fürsten und Freidenker.

Ségur bemerkt dabei von den Monarchen, welche die Philosophen hätschelten: „Alle Herrscher dieser Zeit sahen, wie unsere Parlamente die verwegenen Bücher dieser Zeit anklagten und verurtheilten, und doch schmeichelten sie eben diesen Philosophen, weil sie dieselben als Posaunen ihres Ruhmes betrachteten. Katharina und Friedrich waren namentlich unersättlich im Ruhm und liebten, wie ihre Götter im Olymp, sich an Weihrauch zu berauschen. Nur um Ruhm zu erlangen, verschwendeten sie ihr Lob an Voltaire, Rousseau, Raynal, d'Alembert und Diderot. Man kann jetzt gut darüber reden; jeder athmet die Luft seiner Zeit ein und wird fortgerissen von ihrem Sturme, und gerade jene waren die eifrigsten, den Gang der Dinge zu beschleunigen, die nachher am meisten darüber geklagt haben. Der Adel folgte dem Beispiele dieser Fürsten und, erst als man den Bau einer neuen Ordnung der Dinge begründet sah, kam man auf den Gedanken, dass man einem Wahne nachgejagt sei."

Die Reise gieng über Luga, Porkoff, Smolensk, Nowgorod nach Kiew. In jeder größeren Stadt wurde gehalten, empfieng die Kaiserin die Behörden, den Adel, die Geistlichkeit, gab eine großartige Tafel oder einen Ball, besuchte die Fabriken, hörte Klagen an, stellte Missbräuche ab, gab nützliche Weisungen, theilte Belohnungen aus. Jeden Morgen arbeitete sie von sechs bis neun Uhr mit ihren Ministern und abends von neun bis eilf Uhr. Überall erkundigte sie sich, hörte Behörden wie Gemeine an und kam so zur Kenntnis einer Menge Missbräuche. „Man muss mit den gemeinen Leuten reden", sagte sie zu Ségur, „und zwar über das, was sie verstehen; da lernt man von ihnen. Wie beklage ich diese armen Gelehrten, die alles wissen wollen und nie sich zu sagen wagen: ich weiß etwas nicht. Ich reise nicht, um die Orte zu sehen, sondern um die Menschen kennen zu lernen. Ich kenne die Orte hinlänglich aus den Beschreibungen; dem Volke aber muss ich Gelegenheit geben, mir nahe zu kommen, seine Klagen anzubringen, und denjenigen, die ihre Amtsgewalt missbrauchen, den Schreck einzujagen, dass ich auf ihre Thorheiten, ihre Nachlässigkeiten und ihr Unrecht komme; — das ist der Nutzen, den ich von meinen Reisen ziehe. Schon die Angst vor meiner Ankunft wirkt gut. — Mein Grundsatz ist: das Auge des Herrn macht die Pferde fett."[2])

Audienzen.

In Smolensk machte Fürst Repnin, den wir von Polen her kennen, die Aufwartung, in Kiew dagegen, der alten Hauptstadt Askolds, Romanzow. Coxenzl fand die Stadt schön und großartig, Herbert traurig, wegen der vielen Ruinen; Ségur nannte sie die Erinnerung und die Hoffnung einer großen Stadt. Eine Unzahl von Fremden harrte da auf die Kaiserin, noch mehr aber von Russen aus der Umgebung. Kosaken vom Don machten mit ihren langen Lanzen ihre Manöver. Tataren brachten ihr Huldigung dar; ein Prinz von Georgien erlegte Tribut von Phasis und Kolchis; Kirgisen und

Repnin. Kiew.

Huldigung von zwanzig Völkern.

[1]) Vergl. Bd. XII, S. 117 dieses Werkes.
[2]) Ségur, l. c. III, p. 45.

Kalmücken, über die sie Heerschau hielt, erinnerten an die alten Hunnen. Der ganze Orient schien herbeigekommen zu sein, um die moderne Semiramis zu sehen, welche die Gesandten von den Monarchen des Abendlandes empfieng. Kiew war wie ein Zauberspiegel, wo Alterthum und neue Zeit, Bildung und Barbarei sich zu mengen schienen.

Kosten der Reise.

Wie hoch die Reise zu stehen kam, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, dass in Kiew jeder der Gesandten sein eigenes Palais, seine Kammerdiener, Köche, Officiere, Lakaien, Kutscher, Wagen, Postillone und Pferde, das schönste Silberzeug, die feinste Leinwand, allerlei Porzellan-Service, ausgesuchte Weine hatte. Keiner der Gesandten durfte einen Heller bezahlen; jeder machte ein großes Haus.[1]) Man begreift die Kosten der Reise, wenn man das Schreiben des Fürsten von Ligne aus Tula liest:[2]) „Seit zwei Monaten werfe ich Geld zum Fenster hinaus, nämlich zum Wagenfenster: im Wagen ist ein Sack, mit Goldstücken gefüllt; die Bewohner der Dörfer von nahe und ferne kommen um der Kaiserin wegen — und da benehmen sie sich derart: eine Viertelstunde, ehe sie kommt, legen sie sich auf dem Boden auf den Bauch und erst eine Viertelstunde, nachdem sie weitergefahren, stehen sie wieder auf; auf den Rücken der den Boden Küssenden werfe ich nun das Gold hinaus — und das geschieht mindestens zehnmal das Tages."

Unter den Fremden, die eintrafen, waren die Franzosen Alexander Lameth und Eduard Tillot; Lafayette hatte zu kommen versprochen, war aber jetzt bei den Notabeln in Versailles. Der Aufenthalt in Kiew währte vom 9. Februar bis zum 1. Mai. Potemkin war bis Kiew der Kaiserin vorangeeilt, um die letzten Anstalten zu ihrem Empfange zu treffen. Romanzow war hier General-Gouverneur; der Held von Kagul war aber wegen Potemkin zurückgesetzt, alle Begünstigungen regneten nur auf die Provinzen Potemkins, während Romanzow nichts erhalten konnte; seine Truppen trugen alte Kleider, seine Officiere wurden nicht befördert. Unter den Fremden, die der Kaiserin nahten, war auch ein Deutscher, der Prinz von Nassau-Siegen; er hatte mit Bougainville die Welt umsegelt; bei Gibraltar hatte er die schwimmenden Batterien befehligt und war vom König von Spanien wegen seiner Tapferkeit zum Granden ernannt worden. Jetzt, da es wieder zu einem Kriege gegen die Türken zu kommen schien, bot er der Czarin sein Schwert und sie nahm ihn wohlgefällig auf.

Potemkin. Romanzow. Prinz von Nassau.

Fürst von Ligne.

Von Wien kam der Fürst von Ligne, ein tapferer Soldat, ein geistvoller Schriftsteller und gewandter Hofmann, der mit seinem Witz alle Gesellschaften erheiterte. „Er gab allem Leben", sagt Ségur,[3]) „und allem Vergnügen Feuer. Wir meinten, mit seiner Ankunft sei der Frühling gekommen." — Abends wurden jetzt Verse gemacht, lebendige Räthsel aufgeführt, Billard gespielt und über Literatur gesprochen. Da galt keine Etiquette. Die Czarin hatte jetzt den Gedanken, französische Gedichte machen zu lernen. Acht Tage hindurch gab sich jedoch Ségur mit ihr vergebens Mühe — sie brachte keinen ordentlichen Vers zusammen. „Ihr Hirn", sagt Ségur, „war ganz angefüllt von Politik, Vernunft, Staatsklugheit." Sie fand keine Bilder, um ihre Gedanken zu bereichern. Ihr Geist schien unter der Mühe des Versmaßes und des Reimes zu erliegen. „Madame", sagte der englische Gesandte, „man darf nicht daran denken, jede Art von Ruhm zu erwerben." Ségur rieth ihr, in Zukunft darauf zu verzichten, anders Gesetze und

Katharina will dichten.

[1]) Ségur, Mémoires, III, p. 51—58.
[2]) Mémoires et Mélanges historiques, I, p. 93.
[3]) Ségur, l. c. III, p. 71.

Eroberungen zu machen, als in Prosa. Der Fürst von Ligne aber schüttelte Gedichte aller Art nur aus dem Ärmel. „Er war Höfling aus Gewohnheit", sagt Ségur, „Schmeichler aus Grundsatz, gut von Charakter und Philosoph aus Neigung. Seine Witze machten lachen und verwundeten nie."

Miranda.

Auch ein Südamerikaner wurde vorgestellt, Miranda,[1]) wie Ségur bemerkt, der ihn von Amerika her kannte, ein geistreicher, gebildeter, aber ränkesüchtiger und kecker Mann. Die spanische Regierung kam darauf, dass er den Engländern Karten und Pläne von Cuba vermittelt habe. Der Verhaftung und dem Tode entgieng er nur durch die Flucht. England warf ihm einen Jahresgehalt aus; jetzt bereiste er die Höfe, um gegen Spanien aufzureizen, und trug sich mit dem Plane, einen Aufstand in seiner Heimat Caraccas zu erregen. Durch Potemkin wusste er zur Kaiserin zu kommen, der er sich als ein Opfer der Inquisition darstellte.

Potemkin.

Von Potemkin erzählt Ségur, wie launisch er durch den Besitz der Gunst der Czarin und der Gewalt wurde. Bald erschien er im vollen Staate des Marschalls, bedeckt mit Orden und Diamanten, gepudert wie ein Höfling der alten Art; bald wieder empfieng er Besuche bloß in einen großen Pelz gehüllt, barfüßig, mit bloßem Halse, mit ungekämmtem Haare, auf einem breiten Diwan liegend, während die höchsten Officiere und die ersten Männer des Staates ehrerbietig um denselben herumstanden.

Suworow.

Auch ein anderer merkwürdiger Mann traf in Kiew ein, Suworow.[2]) Ségur bemerkt:[3]) „In seinem schäumenden Muthe, in seiner Geschicklichkeit, in der Siegeszuversicht, die er den Soldaten einflößte, hatte er in einer absoluten Monarchie, wo alles nur nach Gunst gieng, das Mittel gefunden, rasch emporzusteigen, obschon er ohne Vermögen war, ohne Gönner, und aus einer Familie stammte, die kein Ansehen genoss. — Er hatte jeden höheren Grad auf der Spitze seines Schwertes davongetragen. So oft es besondere Gefahren zu bestehen, irgend einen schwierigen Befehl auszuführen, irgend einen kühnen Erfolg zu versuchen

---

[1]) Ségur, Mémoires, III, p. 77—78.

[2]) Seine Familie stammt aus Schweden: im Jahre 1622 wanderte ein Suwor von dort nach Russland ein, von ihm stammen die Suwórow (der Accent ruht auf der Mittelsilbe, in Deutschland ist die Form Suwarow üblich geworden). Der Vater unseres Helden, Wasilij Iwanowitsch Suworow, trat in die Armee und brachte es vom Gemeinen bis zum General und Senator. Sein berühmter Sohn Alexander Wasiljewitsch, 24. November 1729 in Finnland geboren, zeigte, gegen den Willen des Vaters, der ihn zum Staatsmann erziehen wollte, früh schon Neigung für den Krieg: Cäsar, Hannibal, Karl XII. waren seine Lieblinge, Montecuculis „Feldzüge" las er mit Vorliebe, wie Rollins „Römische Geschichte", aber auch die Werke von Leibniz und Wolf. Bei seinem Eifer für Studien war er selten in Gesellschaft und ungelenk, man nannte ihn nur den Scheuvogel. Mit 17 Jahren kam er zur activen Armee und lenkte durch seine Regsamkeit und Tapferkeit bald die Achtung der Oberen auf sich. — „Suworow", sagte General Berg von ihm, „ist kühn und schnell beim Recognoscieren, tapfer in der Schlacht und verliert nie die Gegenwart des Geistes." — 1762, im siebenjährigen Kriege, wurde er Oberst. Im Krieg in Polen erstürmte er Krakau und schlug die beiden Pulawski, 1771 überraschte er bei Kolowicze den Großfeldherrn Oginski, 1772 eroberte er Tyniek und Czenstochau. Sein Ruhm stieg, als er 1773 die Türken bei Turtukai und Hirsowa schlug, und 1774 bei Kolibsche — in diesem Jahre wurde er zum Generallieutenant befördert. Wie er dann in der Krim und am Kaukasus kämpfte, sahen wir oben. Seine Taktik fasste Suworow in die Worte zusammen; „Überblick, Schnelle, Nachdruck" — so übersetzte er Cäsars „Veni, vidi, vici". — Vergl. Schmitt, Suworow und Polens Untergang. Nach archivalischen Quellen. Leipzig 1858. Kleinschmidt, Geschichte des russischen Adels, S. 287—295.

[3]) Ségur, Mémoires, III, p. 65—78.

galt, war der Name Suworow der erste, an den seine Oberen dachten. Da er aber vom Beginne seiner ruhmvollen Laufbahn an wohl fühlte, wie er der Gegenstand der thatkräftigen Eifersucht mehrerer Höflinge wurde, die stark genug waren, seinem Emporkommen entgegenzutreten, so fasste er den seltsamen Plan, sein alle Erwartungen übertreffendes Verdienst mit den kecken Formen der Narrheit zu bedecken. Es gab nichts Lichtvolleres als seine Pläne, nichts Tieferes als seine Auffassung, nichts Rascheres als seine That; aber im gewöhnlichen Leben und vor der Welt trugen seine Haltung, seine Geberden, seine Worte ein solches Gepräge der Originalität und man kann sagen der Übertreibung, dass die Ehrgeizigen aufhörten, ihn zu fürchten und ihn wie ein nützliches Werkzeug betrachteten, um dreinzuschlagen, aber unfähig, ihnen zu schaden und ihnen den Genuss der Ehrenstellen, des Ansehens und der Macht zu bestreiten. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen gebrauchte dieser Held des Despotismus, um sich zu erheben, emporzukommen und Ruhm zu erlangen, dieselbe Maske, mit der sich der Held der Freiheit, Brutus, unter der Regierung des Tarquinius seine wahre Gestalt verhüllt hatte. Voll Achtung gegen seine Oberen, leutselig gegen die Soldaten, zeigte sich Suworow gegen seinesgleichen hochmüthig und formlos und setzte die, welche ihn nicht kannten, durch die Vielseitigkeit und die rasche Folge der Fragen, die er an sie richtete, in Staunen, als ob er das Recht gehabt hätte, eine Art Verhör mit ihnen anzustellen. Das war seine Art, in einem Augenblicke die Geister kennen zu lernen; auf diejenigen, die er in Verlegenheit brachte, hielt er nichts, fasste aber Achtung für jene, welche ihm pünktlich und rasch antworteten. Ich fragte ihn einmal, ob es wahr sei, dass er bei der Armee nur auf dem Stroh schlafe und, um seine Natur zu bezähmen, ohne Noth weder seine Stiefel, noch seine Waffen ablege? — ‚Ja', sagte er, ‚ich hasse die Faulheit, und aus Furcht einzuschlafen, — habe ich in meinem Zelte einen Hahn, der mich öfter und pünktlich weckt. Wenn ich hin und wieder der Trägheit nachgeben und mich bequem ausstrecken will, so ziehe ich nur einen meiner Sporen aus.' Als Suworow Marschall wurde, feierte er diese Erhöhung in Gegenwart seiner Soldaten in der seltsamsten Weise. Er stellte im Schiffe der Kirche hintereinander so viele Stühle, als es ältere Generale gab, trat in der Weste in den Tempel, sprang von hinten wie ein Turner über jeden Stuhl, wie wenn die Knaben einander über den Rücken springen, und nachdem er so flink daran erinnert hatte, wie viel Nebenbuhler er übersprungen, zog er die große Uniform als Marschall an, setzte die vielen Orden darauf, die man ihm verliehen hatte und lud dann voll Ernst die Geistlichen ein, mit dem Tedeum diese Feier zu schließen. — Als ihm der Kaiser von Österreich den höchsten seiner Orden sandte, schlug Suworow sich vor einem großen Spiegel selber zum Ritter.[1])

Halbnarr mit Überlegung.

ein Brutus.

Das russische Cabinet.

Europa erwartete ganz wunderbare Dinge von der Reise. Eines Tages kam die Rede darauf bei Katharina. Die drei Gesandten waren der Meinung, man erwarte, dass sie, die Czarin, und der Kaiser Joseph die Türkei, Persien, vielleicht selbst Indien und Japan erobere; ihr reisendes Cabinet beunruhige alle übrigen Cabinete. „Das Cabinet von Petersburg, welches jetzt auf dem Dniepr dahinschwimmt, scheint also doch groß genug, weil es den anderen so viele Sorge macht." — „Ich kenne ein kleineres Cabinet," sagte witzig der Prinz von Ligne, „denn es hat nur einige Zoll im Durchmesser und reicht nur von einer Schläfe bis zur andern und von der Wurzel der Nase bis zur Wurzel der Haare", mit

[1]) Ségur, Mémoires, III.

andern Worten, in Katharinas Haupt sei alle Einsicht und aller Wille der russischen Regierung.

An Ränken fehlte es nicht, insbesondere von Seite der Polen. Der arme König Stanislaus sollte ja kommen — und eifrig arbeiteten ihm seine Unterthanen entgegen. Der Fürst von Ligne sagt: „Einige berüchtigte Männer dieses Landes, die sich täuschen, die man täuscht und die daher auch andere täuschen, alle sehr liebenswürdig, aber bei weitem nicht so, wie ihre Frauen, wollen dessen sicher sein, dass die Kaiserin nicht wisse, wie sie von ihnen am letzten Reichstage beschimpft worden sei. Sie haschen nach einem Blicke von Potemkin, der ihnen schwer zutheil wird, denn der Fürst hat etwas vom Einäugigen und etwas vom Schielenden. Die Frauen möchten gerne das Band der heil. Katharina haben, um sich schön damit zu schmücken und ihre Verwandten und Freundinnen eifersüchtig zu machen. Man wünscht den Krieg und fürchtet ihn. Man beschwert sich über die Gesandten von Preußen und England, welche die Türken hetzen, und dabei reizt man sie beständig.“ [1] Polen.

Ségur weiß mehr davon zu erzählen und aus seinen Angaben geht hervor, dass der russische Gesandte in Constantinopel zweierlei Weisungen bekam: Katharina und das Ministerium riethen zu vorsichtigem und tactvollem Verhalten, Potemkin aber zu polterndem, herausforderndem Auftreten. Er wollte Krieg, denn er wollte den Georgs-Orden, der seine Brust allein noch nicht schmückte, auf der sonst zahlreiche Orden prangten. Und so groß war das Ansehen des Mannes, dass der Gesandte in seinen Rathschlägen die eigentliche Willensmeinung der Kaiserin zu erblicken wähnte. Potemkin und die Pforte.

Endlich löste sich das Eis auf dem Dniepr. Kanonenschüsse verkündeten, dass die kaiserliche Flotte jetzt abfahre, 80 Schiffe mit 3000 Mann. „Mögen die Galeeren abfahren!“ [2] sagt der Prinz von Ligne. Nie gab es eine schönere, nie eine angenehmere Fahrt! Er und Ségur hatten eine Galeere für sich und auf jedem dieser Schiffe waren zwölf Musikanten, — „Unsere Kleopatra reist nicht, um einen Marcus Antonius, einen Octavian, einen Cäsar zu entführen; unser Kaiser ist schon aus lauter Bewunderung für sie verführt.[3] Unsere Kleopatra verschlingt keine Perlen, sondern sie verschenkt deren viele. Sie gleicht der Kleopatra des Alterthumes nur darin, dass sie eine schöne Fahrt zu Schiff, dass sie die Pracht und dass sie das Studium liebt“, sagt der Fürst von Ligne. In demselben Sinne schildert Ségur die Fahrt: „Unter den achtzig Schiffen waren sieben besonders groß und schön, die allen voranfuhren; sie waren von Künstlern bemalt, Gold und Seide funkelten auf dem Verdeck. Fahrt auf dem Dniepr.

Es war der 1. Mai 1787, da man von Kiew abfuhr. Die Kanonen donnerten; eine Unzahl von Kähnen fuhren neben dem Schiffe der Kaiserin auf und ab; schön gekleidete Knaben und Mädchen sangen Lieder zu ihrem Lobe. Am Ufer lag auf den Knien des Volkes zahllose Menge und rief ihr Segenswünsche zu. Neugekleidete Reiterregimenter machten auf der Ebene längs des Stromes kriegerische Bewegungen. Dann fuhr man wieder an lauter Blumengewinden und Triumphbögen vorüber, hinter denen man schöne Gärten, neugebaute Paläste sah. Ein lachendes Grün bedeckte die Ebene. Süße Musik tönte ans Ohr; die Luft war durchdrungen von Wohlgerüchen. Die Haltepunkte waren 1. Mai 1787.

[1] Mémoires et mélanges historiques et littéraires par le prince de Ligne. Paris 1827. I, p. 46.

[2] Voguent les galères! — De Ligne, l. c. I, p. 51.

[3] Notre Empereur est déjà séduit par l'admiration. — Ibid. I, p. 52.

so gewählt, dass man entweder romantische Naturschönheiten sah oder schöne Dörfer, in denen der Wohlstand zu herrschen schien. Der Frühling gab allem Frische. Freude strahlte auf jedem Antlitze. Die Kaiserin war heiterer, die Unterhaltung war belebter als je, und streifte über die Spitzen der wichtigsten Fragen aller Zeiten hin. Ségur erzählt:[1]) „Wir verglichen die alten Zeiten mit den neuen, Frankreich mit Athen, England mit Karthago, Preußen mit Makedonien, das Reich Katharinas mit dem des Kyros. Wir sprachen vonden wilden Stämmen, die noch die weiten Länder ihres Reiches bewohnten.' — ‚Die Zeit ist für diese Nomaden noch nicht gekommen", sagte sie; „seit man sie kennt, haben sie noch immer dieselbe Einfachheit der Sitten bewahrt: sie weilen unter ihren Zelten, leben vom Fleisch und der Milch ihrer Herden, stehen unter Häuptlingen, die eher Familienväter als Herren sind, und man kann sie für glücklich halten, denn sie haben nur wenige Bedürfnisse und ihre Wünsche sind leicht zu befriedigen. Ich weiß nicht, ob ich sie nicht verdorben hätte, wenn ich sie civilisiert hätte, wie ich anfangs wollte. Die leichte Abgabe in Pelzen, die sie bezahlen, macht ihnen keine Mühe, denn die Jagd ist ihre Gewohnheit und ihre Leidenschaft. Nur die Hunnen, Kirgisen und Tataren erfuhren eine Veränderung. Durch ihre Räubereien und ihre Wanderungen waren sie der Schrecken der Welt. Jetzt hat diese civilisierte, erleuchtete und bewaffnete Welt ihnen jede Gelegenheit der Eroberung benommen. Jetzt sind sie so wenig kriegerisch, dass sie nicht einmal mehr gern unter sich einen Kampf anfangen.' — Wir sprachen von ihrer Religion, von ihren Schamanen und ihren Götzenbildern. Die Kaiserin erzählte, dass einer dieser Stämme sehr schwer verständliche Gebete hatte. „Ihre Priester bewahrten seit den ältesten Zeiten eine Sammlung von Gebeten, von Lehren und Gesängen, deren Kenntnis seit alten Zeiten verloren war und die sie wie üblich hersagten, ohne sie zu verstehen. Das erregte meine Neugier: ich fragte die Gelehrten, die in diesem Punkte, wie in vielen anderen, nichts wissen; ich ordnete weitere Untersuchungen an. Endlich wurde es festgestellt, dass diese Gebete in der alten und heiligen Sprache Indiens, im Sanskrit abgefasst waren.'"[2]) So weit Ségur. Seitdem wissen wir, dass Katharina eine große Summe auswarf — zur Herstellung eines Sanskritwörterbuches. Erst im letzten Jahrzehnte kam das Riesenwerk zur Vollendung durch Professor Roth in Tübingen. — „Rathen Sie einmal, was wäre ich in der Welt geworden, wenn ich als Mann in niederem Stande auf die Welt gekommen wäre?" fragte die Czarin. Der englische Gesandte meinte: ein tiefsinniger Gesetzgeber; der österreichische: ein großer Minister oder Gesandter; Ségur versicherte, sie wäre ein großer Heerführer geworden. „Sie täuschen sich alle", entgegnete Katharina, „denn ich kenne meinen Kopf, er ist heiß; ich hätte alles daran gesetzt berühmt zu werden, und da ich nur Unterlieutenant gewesen wäre, so hätte ich mir eine Kugel durch den Kopf geschossen." — Eines Abends kam man auf die Frage, warum man im Umgange in der Mehrzahl miteinander rede, warum man denn das Du verbannt habe. Ségur meinte, mit Hohen rede man noch Du, z. B. mit Gott im Gebete. „Also", sagte die Kaiserin, „behandeln Sie mich auch wie eine hohe Person!" — und fieng gleich an zu ihrem Großstallmeister zu sagen: „Gib mir das und das" mit Du. Und so gieng kurzweg das Dutzen an unter schallendem Gelächter. Ségur gebrauchte den Ausdruck: „Deine Majestät" und bemerkt dabei: „ob sie nun dutzte oder gedutzt werde,

Die Nomaden.

Gebet im Sanskrit.

Dutzen.

---

[1]) Ségur, l. c. III, p. 316.
[2]) Ibid. III, p. 115—118.

man fühlte doch immer, daſs sie die Selbstherrin von Rusland und die Herrin der Welt sei."

Endlich kam man nach Kanieff; dort harrte seit drei Monaten der arme Polenkönig Stanislaus Poniatowski mit einem Hofstaate, unter dem besonders viele schöne Damen waren, welche die Zierde eines Balles zu Ehren der Kaiserin bilden sollten. Drei Millionen kostete ihn diese seine Artigkeit und nur drei Stunden konnte er die Kaiserin sehen. Kanieff.

Auch Stanislaus wollte incognito kommen und sagte zu den vornehmen Russen, die ihn abholten: „Meine Herren, der König von Polen hat mich beauftragt, Ihnen den Grafen Poniatowski zu empfehlen." Der Glanz seiner Umgebung, die prachtvolle polnische Reiterei, die aufgestellt war, der Kanonendonner, der von den Schiffen, wie von den Mauern von Kanieff erscholl, paſste aber schlecht zu diesem Incognito. Zwanzig Jahre her waren es, seit eine tiefe Zuneigung den schönsten der Polen zur Großfürstin Katharina hingezogen, die Eifersucht sie getrennt und der Haſs sie verfolgt hatte. Welche Ereignisse lagen dazwischen! Die Großfürstin war Kaiserin und der Gegenstand der staunenden Bewunderung von Europa geworden. Ihre Gunst hatte ihn auf den Thron erhoben, aber wie klein hatte er sich darauf benommen und wie sehr die Erwartungen derer getäuscht, die ihr Vaterland feurig liebten! Der Polenkönig.

Wir begreifen, daſs alle mit Spannung dem Augenblicke der Begegnung dieser Majestäten entgegensahen. Wie wurden sie getäuscht! Katharina reichte dem König mit majestätischer Kälte die Hand und führte ihn in ihr Gemach; als sie dann nach einer halben Stunde ihm ihre Begleitung vorstellte, sah man auf dem Antlitze des Königs den Ausdruck der Traurigkeit und Verlegenheit, doch hatte seine Lage die Kaiserin gerührt und sie hatte versprochen, ihn gegen seine Feinde in Polen zu halten, er ihr dagegen Hilfe gegen die Türken verheißen, die er ihr nachher nicht zu leisten vermochte. Kalte Begegnung.

Man gieng zur Tafel auf der Festgaleere. Die Stimmung war verlegen. Die Kaiserin trank auf die Gesundheit des Königs und dreimal donnerten die russischen Kanonen. Der König lud die Kaiserin ein, doch einige Tage in Kanieff zu verweilen.[1]) Sie lehnte es ab, da der Kaiser sie in Cherson erwarte. Beim Aufstehen von der Tafel reichte er der Kaiserin die Handschuhe und den Fächer, konnte aber seinen Hut nicht finden, den die Kaiserin zuerst sah und ihm überreichte. „Sie sind zu gütig und verpflichten mich zu großem Danke," sagte der König, „da Sie zweimal mein Haupt schmückten",[2]) indem er auf das Geschenk der Krone aus ihrer Hand anspielte. Die Einladung zum Balle in Kanieff lehnte Katharina ab. In der Nacht strahlte ihr zu Ehren das ganze Gebirge hinter Kanieff im Glanze eines Feuerwerks. 100.000 Raketen stiegen vom Gipfel empor. Man glaubte einen Vulcan zu sehen. Es war in der Nacht heller als am Tage. Auch die russische Flotte war beleuchtet. Die Berge, die Ebenen, das Wasser, Abschied. Feuerwerk.

[1]) Ségur, Mémoires, III, p. 124—126.

[2]) Mémoires du prince de Ligne, I, p. 53: Deux fois couvrir ma tête, ah! Madame, c'est trop me combler de bienfaits et de reconnaissance.

die ganze Natur schien in Flammen zu stehen. Man wusste nicht mehr, was Nacht sei.[1])

Stanislaus und Joseph.

Von Katharina hat also Poniatowski eine Gnadenfrist auf dem Throne und auch das Band des Andreas-Ordens erlangt. Er reiste jetzt dem Kaiser entgegen, um auch von dieser Seite alle Gefahr für Polen abzuwenden. Joseph II. nahm ihn freundlich auf und gab ihm die Versicherung, dass er nicht an eine weitere Theilung Polens denke, ja dass er jedem Versuche, Polen zu verstümmeln, sich widersetzen werde. Voll Zuversicht kehrte Stanislaus in seine Residenz zurück, ohne zu bedenken, dass ein König, der also um Gnade bei anderen bettelt, statt charakterfest zum Schwert zu greifen, schon verloren ist.[2])

Fest in Kremenschuk.

Dann begann wieder die Fahrt auf dem Strome — bis Krementschuk. Hier gab Potemkin der Kaiserin ein Fest. Seine Gewalt, sein Machtgebot hatte in der von Grün und Blumen lachenden Ebene einen englischen Park hervorgezaubert. Bäume, dick wie er selber, hatte er aus der Ferne hieher verpflanzt, Bäche durchrieselten das Grün, Wasserfälle schienen der Natur Leben und Bewegung zu geben. Die Reiter, die in der Nähe auf den Wiesen sich tummelten, waren alle neu gekleidet. Kaufleute aus allen Theilen des Reiches hatten einen großen Markt eröffnet. Das Volk schien freudetrunken über die Ankunft der Kaiserin, die in der Meinung, ihr Liebling habe wie mit einer Zauberruthe neues Leben in seiner Statthalterschaft hervorgerufen, nach Petersburg schrieb: „Bis Kiew glaubte ich, die Sprungfeder meiner Regierung sei schlaff und abgenützt; hier finde ich sie wieder kräftig, in neuer Spannung und Stärke.“[3])

Der Kaiser kommt.

Endlich kam man nach Kaydak. Joseph II. war von Cherson zu Wagen dahin aufgebrochen. Die Kaiserin eilte ihm entgegen. Am 19. Mai trafen sich Joseph und Katharina beim einsamen Hause eines Kosaken. Der Kaiser hatte nur zwei Diener und den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Kinsky bei sich. Im Wagen mit der Kaiserin fuhr er dann nach Kaydak.

Das Küchenpersonale war noch nicht dahingekommen und in der Eile versuchten Potemkin, der Prinz von Nassau und der polnische General Branicki ihre Kochkunst, und Joseph schreibt an Lascy,[4]) das Diner, sei eine Zusammensetzung von ungenießbaren Speisen gewesen. — Am 20. Mai wurde der Grundstein zur jetzigen Stadt Jekatharinoslaw gelegt.[5]) Nach einem Gottesdienste legte Katharina den ersten Stein und Joseph den zweiten zur Hauptkirche. Die Fahrt auf dem Strome musste jetzt unterbleiben, denn die nun beginnenden Wasserfälle waren gefährlich. Hier war einst der Staat der Zaporoger, das heißt der Kosaken an den Wasserfällen, und sie sollen es verstanden haben, trotz der Felsen und dem abschüssigen Laufe des Flusses, sicher die Schiffe hindurchzuführen. Man fuhr jetzt durch die Steppe, jene weite Ebene, die im Frühjahre

Jekatharinoslaw.

Zaporoger.

---

[1]) Ségur, Mémoires, III, p. 127.
[2]) Ibid. III, p. 129.
[3]) Ibid. III, p. 130—131.
[4]) Arneth, Correspondenz, S. 353.
[5]) Ségur, Mémoires, III, p. 138.

eine wogende Grasfläche, im Sommer eine trostlose Wüste ist,[1]) in der man Meilen braucht, bis man auf ein Haus stößt. Man war im Mai und die Steppe war bedeckt mit frischem Grün und Blumen aller Art; Herden von Schafen, Pferden und Rindern belebten die Gegend; das stete Einerlei aber stimmte melancholisch. Von Zeit zu Zeit sieht man einsame, spitzige Hügel: es sind Gräber der Skythen. Die Steppe.

Am Bache Kaminka überschritt man die Grenze, die einst die Kosaken von den Tataren trennte. Man nahte Cherson. Der Anblick dieser Stadt unterbrach die ernste Stimmung. Diese Stadt war ein Werk Potemkins. Kasernen waren gebaut für 24.000 Mann, eine Admiralität mit großen Magazinen, ein Arsenal mit 600 Kanonen; im Hafen lagen ungefähr 200 Handelsschiffe, zwei Kriegsschiffe waren gebaut, die vom Stapel gelassen werden sollten. Mehrere Kirchen von edler Bauart waren der Vollendung nahe. Das Thor gegen Süden trug die bedeutungsvolle Inschrift: „Weg nach Constantinopel." Katharina staunte voll Freude. Joseph II., der sich allein oder mit seinem Adjutanten Kinsky alles ansah, war nüchterner in seinem Urtheile. Er fand,[2]) man merke allem die Hast an, mit der es gebaut sei; die Wälle ruhten auf Sand und hätten schlechte Böschung; sie würden in den Graben stürzen, wenn man die Kanonen darauf abfeure; man habe nicht Kugeln und Pulver genug zu den Kanonen und die Lafetten müssten erst aus dem Norden herbeigeschafft werden. Das Holz an den Kriegsschiffen sei ganz grün, sie würden darum bald verfaulen. Man hätte die ganze Stadt und Festung dreißig Werst weiter abwärts am Flusse bauen sollen, denn die Schiffe könnten nicht leicht in den Dniepr hinauffahren. Cherson. Josephs Urtheil.

Der Hof blieb fünf Tage in Cherson. Zwei Schiffe wurden vom Stappel gelassen. Katharina wollte von da nach Kinburn, aber eine türkische Flotte manövrierte im Liman und hätte die Kaiserin sammt dem Kaiser und dem ganzen Hof abfangen können. Die Türken wollten offenbar der Kaiserin ihre Macht zeigen. Joseph II. benützte diese Zeit zu Ausflügen in die Umgebung mit Ségur. Dieser bemerkt treffend:[3]) „In Kanieff sah ich einen ohnmächtigen und schwachen König, aber umgeben vom Glanze der größten Herrscher; in Cherson ganz im Gegensatze dazu einen mächtigen Kaiser, der, einfach in seinen Formen, bescheiden in seinem Benehmen, Vertrauen erweckte beim ersten Begegnen, einen Feind aller Förmlichkeit, der dem Gespräche die freieste Wendung gestattete und nach keinem anderen Glanze trachtete, als welchen ein ausgebreitetes Wissen, ein sicheres Urtheil und reiche Gaben des Geistes verleihen. Als Katharina in Kaydak mich ihm vorstellen wollte, sagte er: „Madame, ich bin hier nur der Graf Falkenstein und muss dem französischen Gesandten vorgestellt werden." — Sein Incognito war ihm ebenso bequem als nützlich, um alles richtiger zu sehen und zu hören, und er duldete nicht, dass man ihn als Herrscher, sondern nur als einfachen Reisenden behandelte. Jeden Morgen kam er zur Vorstellung zu der Kaiserin und mischte sich wie ein Fremder unter den Hof." Ségur fand die Anschauungen des Kaisers treffend. — „Constantinopel", sagte Joseph II. zu ihm, „ist ein Gegenstand der Eifersucht und des Streites, der stets eine Übereinstimmung der Großmächte in der Theilung der Türkei unmöglich machen wird." Hinsichtlich der Gründungen Potemkins meinte er, es sei mehr Glanz darin, als sicherer Aufbau: „Der Prinz Potemkin ist thätig, aber mehr geeignet, große Der Kaiser und der Polenkönig. Joseph über die Türkei.

[1]) Vergl. Bd. I, S. 655 dieses Werkes. — Ségur nennt die Ebene une immense mer de verdure, l. c. III, p. 141.

[2]) Arneth, Briefwechsel, S. 355.

[3]) Ségur, Mémoires, III, p. 188.

über Potemkin.

Arbeiten zu beginnen, als zu vollenden. Übrigens scheint alles leicht, wenn man in seiner Art Menschen und Geld verschwendet. Wir könnten in Deutschland oder Frankreich nie versuchen und wagen, was man hier ohne jeden Widerstand wagt. Der Herr befiehlt hier und Soldaten, die Sclaven sind, arbeiten; man zahlt sie niedrig oder gar nicht; man nährt sie schlecht und sie wagen nicht einen Laut des Unmuthes auszustoßen, und doch weiß ich, dass in den letzten drei Jahren in dieser neuen Statthalterschaft die Anstrengungen und die ungesunde Ausdünstung der Sümpfe 50.000 Menschen das Leben gekostet haben, ohne dass sie sich beschwerten, oder dass man wagte, davon zu reden." — Eines anderes Tages sagte der Kaiser über Potemkin: „Ich begreife, wie dieser trotz seiner Launen und Seltsamkeiten hervorragende Mann eine solche Macht über die Kaiserin errungen und bewahrt hat. — Er hat einen starken Willen und eine lebhafte Einbildungskraft. Mit diesen ist er nicht bloß nützlich, sondern auch nothwendig, denn, Sie kennen die Russen und müssen eingestehen, es wäre schwer, unter ihnen einen Mann zu finden, der im Stande wäre, ein so rauhes Volk zusammen niederzuhalten, das eben erst mit der Civilisation in Berührung kam, und einen Hof zu beherrschen, bei dem die Verschwörungen seit lange zur Gewohnheit geworden waren."

Katharinas Freude über Land und Volk.

Katharina war hochentzückt über das Land und die Bevölkerung; sie schrieb an den Statthalter in Moskau: „Man muss das alles mit eigenen Augen gesehen haben; man hat uns gesagt, wir würden eine unerträgliche Hitze finden, und wir fanden warme Luft und frühlingsartige, höchst angenehme Temperatur. Wahr ist es, die Steppe ist holzleer, aber der Boden so gut, dass er alles ohne große Mühe hervorbringt. Man hielt sie für wasserlos, aber wir haben überall Bächlein und Flüsse gesehen, an deren Ufer nicht wenig Colonien liegen." — Sie findet, dass die Einwohner ohne Ausnahme ein frischeres und gesünderes Aussehen haben, als in Kiew, und überhaupt thätiger und lebendiger sind. Sie ist überzeugt, dass die Vortheile der großen Unternehmung sich bald zeigen werden, wenn sie auch der Menge nicht sogleich in die Augen springen. Sie wünscht, dass der Statthalter von ihrem Briefe Gebrauch mache, um die Vorurtheile zu widerlegen, die so arg auf die Gemüther der Menschen wirken. Namentlich gefällt ihr das rasche Emporkommen Chersons. „Vor acht Jahren existierte dieses Kindlein noch nicht; ich kann aber sagen, meine Entwürfe für diese Gegend sind so vollkommen ausgeführt, dass ich es nicht ohne schuldiges Lob lassen kann."[1])

über Cherson

Die Steppe.

Am 29. Mai gieng die Fahrt von Cherson durch die nogaische Steppe. Ein Trupp Tataren aus den ersten Familien ritt der Kaiserin entgegen, um ihr zu huldigen und ihr als Deckung zu dienen. Gerastet wurde in einem Lager, das aus zierlichen und reichgeschmückten Zelten gebaut war. Fünfzig Abtheilungen donischer Kosaken erschienen in malerischer Tracht, auf flinken Rossen, und führten kriegerische Bewegungen aus. Potemkin hatte es angeordnet, nur um die düstere Stimmung, welche die Steppe erzeugt, zu verscheuchen. Am Abend nahm der Kaiser den Grafen Ségur am Arm, um mit ihm sich in der Steppe zu ergehen. „Welch merkwürdige Reise," sagte er: „wer hätte je gedacht, dass ich mit Katharina II. und dem englischen und französischen Gesandten durch die Steppe der Tataren wandeln werde; das ist ein ganz neues Blatt in der Geschichte." Ségur aber meinte: „Mir kommt es vor, wie ein Blatt aus ‚Tausend und einer Nacht', ich hieße Giafar und gienge mit dem, nach seiner Gewohnheit

Joseph II.

Ségur.

[1]) Ségur, Mémoires, III, p. 159.

verkleideten, Chalifen Harun-al-Raschid spazieren." — „Ich weiß wirklich nicht, ob ich wache, oder ob ich jetzt etwas sehe aus ‚Tausend und einer Nacht'", entgegnete Joseph und dabei deutete er auf ein großes Zelt, das auf sie zukam. Es war eines jener großen Tatarenzelte, die man, ohne sie auseinanderzulegen, von innen vorwärtsschieben kann. Beide traten ein, fanden die Einrichtung vortrefflich und ließen sich von den Tataren alles erklären. Wandelndes Zelt.

Bei Perekop kam man über den Graben und durch die Befestigung, welche sonst früher die Halbinsel absperrte. Jetzt war man in der eigentlichen Halbinsel, welcher die Tataren den Namen Krim, das heißt Festung, gegeben hatten,[1]) der aber die Kaiserin den alten Namen Taurus wieder geben wollte. Im Norden sind Salzseen. Je weiter man nach dem Süden kommt, umsomehr erfrischt die gesunde Luft; der Himmel ist rein, die Natur fruchtbar, die Berge ragen majestätisch empor.[2]) Die zahlreichen Thäler, welche sie trennen, sind reich an Blumen, an Früchten, an Wäldern, an Wasserfällen, an Anbau. Zwischen dichtbelaubten Bäumen, lachenden Gebüschen, Lorbeerbäumen und Weinreben, die an diesen emporwachsen, sieht man hübsche Gärten und heitere Landhäuser. Hat man die Berge hinter sich, welche die rauhen Winde des Nordens abhalten, so glaubt man im Klima von Neapel zu sein, und findet die ganze reiche und üppige Pflanzenwelt des Südens und im Hintergrunde das blaue Meer. Scharen tatarischer, schmuckgekleideter Reiter kamen, um der Kaiserin zu huldigen und sie zu begleiten. Der Fürst von Ligne traute nicht ganz; er meinte, es könnte diesen Leuten wohl einfallen, den Kaiser, die Kaiserin und die drei fremden Gesandten zu packen und zum Sultan zu bringen, wie auch die Kaiserin ohne jedes Recht ihr Land eingezogen, ihren Fürsten entthront und sie um ihre Unabhängigkeit gebracht habe.[3]) Die Czarin aber traute, wenigstens zeigte sie keine Spur von Furcht, auch nicht, als die Pferde den steilen Abhang hinab rannten, der nach der Hauptstadt Baktschiserai führte, und nicht mehr zu halten waren, und sie mit dem Kaiser verloren schien: sie blieb ruhig sitzen; zwei Pferde stürzten um, aber dem Wagen geschah nichts. Perekop. Krim. Tauris. Schönheit der Natur. Tataren. Katharina muthvoll wie Joseph.

So war die Czarin denn in der Residenz der alten Feinde Rußlands. Mit dem Stolze einer Kaiserin, einer Frau und einer Christin, setzte sie sich auf den Thron der alten Chane der Tataren,[4]) die so manches Jahrzehnt hindurch die Russen mit Füßen getreten und ihr Land verwüstet hatten. Ihr Hochgefühl strahlte aus ihren Blicken. Wenn sie aber glaubte, daſs die Tataren gedemüthigt oder auf den Anblick der neuen Herrscherin neugierig seien, so irrte sie sich; sie blieben ruhig vor ihren Häusern sitzen und sahen sich nicht um nach ihr — war sie doch eine Ungläubige. Sie schrieben nur dem Schicksale diese Veränderung zu; keine Spur von Freude oder Zorn zeigte sich auf ihren Mienen. Baktschiserai.

Fünf Tage ward gerastet im alten Palaste: er war in halb maurischem und halb sinesischem Stile gebaut und trug die Inschrift: „Trotz der Eifersüchtigen

[1]) Bamberg erklärt Krim durch das türkische Kirim (= Bruchstück Landes). Rußlands Machtstellung in Asien. Leipzig 1871. Περικοπή entsprechend gibt es ja eine Stadt Perekop. Eskikrim = das alte Krim.
[2]) Ségur, Mémoires, III, p. 163.
[3]) Ibid. III, p. 169.
[4]) Ibid. III, p. 170.

Der Palast der Chane.

hört man in der ganzen Welt, dass in Ispahan, in Damascus, in Constantinopel nichts so reichhaltig ist, wie dieser Herrschersitz.“ Um den Palast war ein Garten mit vielen Rosenstöcken, Orangen- und Lorbeerbäumen, Jasminpflanzungen und Springbrunnen.

Baktschiserai ist im Jahre 1252 von Batu, dem Sohne Dschudschis und dem Enkel von Dschingischan, erbaut worden.[1]) Seine schönste Zierde war der prachtvolle Springbrunnen, welcher den Namen Selsebil, das heißt die Quelle des Paradieses, erlangte. Die Stadt ist sehr wasserreich und man zählt nicht weniger als 119 Springbrunnen, deren Kühle und stetes Murmeln in Reisebeschreibungen viel gelobt wird. Der Name Baktschiserai selber bedeutet Gartenstadt. Die Zahl der Chane, die hier hausten, ist vierundfünfzig oder, wie die Tataren sagen, sechsmal neun, denn die Neun ist ihre heilige Zahl, wie bei den Türken und dem Kaiser der Mongolen. Neunmal berührte man zum Zeichen der Ehrfurcht die Erde mit dem Kopfe vor dem Chan; neun Städte zählte man auf vor der Gründung Sebastopols, nämlich: Baktschiserai, Kaffa, Karasu, Göslewe, Orkapui, Baliklawa, Sudak, Kerdsch und Jenikala; neun Nationen zählte man auf als Bewohner der Krim, nämlich: Tataren, Türken, Abasen, Nogaien,[2]) Tscherkessen, Griechen, Armenier, Juden und Franken; in neun Dingen bestand die Auszeichnung des Chans: Pelz und Pferd, Kalpak und Reiher, Trommel und Fahne, Bogen und Pfeil und die neun Knöpfe des Kleides.[3]) Neun waren die höchsten Würden des Reiches: der Chan, der Kalga,[4]) der Nureddin, der Chanaga, der Orbeg, der Schirinbeg, der Bezir, der Defterdar, und der Kadhi. Neun ist die Zahl der großen Chane der Krim: Hadschi-Girai, der Stifter der Dynastie; Mengli-Girai, der sich mit dem Lande Mohammed II. dem Eroberer unterwarf; Dewlet-Girai, Bora-Gasi-Girai, Behadir-Girai, Islam-Girai, Selim-Girai, Dewlet-Girai und Krim-Girai. „Der Name Girai oder Gerai ist der Zuname tatarischer Padischahe“, heißt es im Persisch-türkischen Wörterbuche bei Gerai, „wie Mohammed-Girai, Selim-Girai; auf diese Weise haben die Padischahe jedes Landes einen besonderen Namen, wodurch sie sich von anderen unterscheiden; so hießen die Padischahe der Tataren Girai,[5]) die der Perser Kesra (Chosrôes) und Kei, daher die zweite Dynastie der alten persischen Könige die Keianen hießen. Die Padischahe von Turan werden Chakan, die von Sina Fagfur,

Neunzahl.

Die großen Chane.

Girai.

---

[1]) Hammer-Purgstall, Geschichte der Chane der Krim unter osmanischer Herrschaft. Wien 1856. S. 23.

[2]) Über Nogajer, Kumanen und Tataren vergl. das gelehrte Werk des Grafen Geza Kuun d'Osdola: Codex Cumanicus. Budapestini 1880

[3]) Diese heilige Zahl blieb auch bei der Ausstattung der Töchter der Chane der Krim. Ihre Ausstattung bestand in neunmal neun Pelzen, neunmal neun Kaftanen, neunmal neun Hemden, neunmal neun Matrazen, die mit Gold, neunmal neun Matrazen, die mit Silber, neunmal neun Matrazen, die mit Seide überzogen waren, und neunmal neun Paaren von Leintüchern.

[4]) Kalga heißt Thronfolger von dem Wort Kalgai oder Kalga = „er bleibe“. Als man nämlich von Constantinopel aus den Mengli während eines Feldzuges fragte, wer in seiner Abwesenheit das Land verwaltete, antwortete er: „Mein Sohn Mohammed bleibe (kalga).“ Die Würde des Thronfolgers wurde immer dem ältesten Gliede der Familie, sei es einem Oheim, sei es einem Bruder des Chan, übertragen. Der Nureddin ist der zweite Thronfolger. Der Defterdar ist der Buchführer. Der Schirinbeg ist der erste der Sandschakbege oder Fahnenfürsten. Der Chanaga ist der Sachwalter des Chan.

[5]) Aus dem Eigennamen wurde der Name einer Würde, wie aus Cäsar. So meint Graf Geza Kuun in seiner gehaltvollen Abhandlung „Adalékok Krim Történetéhez“, S. 21.

die von Indien Rai (Radscha), die von Abyssinien Nedschaschi, die von Jemen Tobaa, die von Ägypten Firaun (Pharao), die von Rum (das römische Reich) Kaissar (Cäsar), die des Islam Sultan genannt.“[1]) Chan bedeutet Heeresfürst, Ilchan bedeutet Landesfürst.

Tataren.

Diese Chane waren aus der Familie Dschingischans, daher wurden auch ihre Unterthanen nicht bloß in Russland, sondern in ganz Europa als Tataren bezeichnet, wiewohl sie nichts weniger als Tataren oder Mongolen, sondern ein türkischer Stamm waren.[2]) Ähnlich waren die alten Bewohner von Kasan und Astrachan auch besonderen Chanen unter der Oberherrschaft der goldenen Horde unterworfen. Als Stammvater dieser Chane wird Hadschi-Girai genannt, aus dem Stamme des Dschingischan.[3]) Seine Geschichte ist dunkel: er soll nach dem Tode Edegus, also nach dem Jahre 1430, als die Söhne desselben, wider den Willen des Vaters, die Herrschaft unter sich theilten, aufgestanden und im Jahre 1439 zur Herrschaft der Krim gelangt sein. Nach seinem Tode 1475 stritten sich seine Söhne um die Herrschaft. Mengli-Girai wurde unter Mohammed II. aus Kaffa, wohin er sich zu den Genuesen geflüchtet hatte, nach Constantinopel gebracht und vom Sultan mit Fahne und Rosschweif als Chan der Krim belehnt und mit einigen Truppen zur Behauptung seiner neuen Regierung heimgesandt. Die Bedingungen, unter denen Mengli die Oberherrschaft des Sultans anerkannte, waren folgende: dass der Sultan nur einen Prinzen aus dem Geblüte Dschingischans mit der Herrschaft der Krim belehnen könne; dass der Sultan nie und aus keinem Grunde einen Abkömmling des Hauses Dschingischans zu tödten berechtigt sei; dass die Länder des Chans oder der Prinzen vom Geblüte Dschingischans eine unverletzliche Freistätte seien; dass am Freitage in der feierlichen Bühnenrede (Chuthbah) nach dem Namen des Sultans der des Chans genannt werde; dass eine schriftliche Bitte des Chans nie eine abschlägige Antwort erhalte; dass der Chan fünf Rosschweife führen dürfe; dass zu jedem Feldzuge der Chan 120 Beutel für den Unterhalt seiner Leibwache und 80 Beutel für seine Myrsen und Kapikuli (Pfortendiener) erhalte.[4])

Hadschi-Girai.

Mengli-Girai.

Der Chan und der Sultan.

Die Formen der mündlichen Belehnung gibt die Geschichte Islam-Girais, welcher vor dem Sultan Ibrahim die Erde küsste, dann eine Weile schweigend vor ihm stand, bis Ibrahim sprach: „Schau, Islam, ich habe dich zum Chan gemacht; sei von nun an meiner Freunde Freund und meiner Feinde Feind.“ Der Chan küsste den Boden und sprach: „Gott möge des Padischahs Leib vor Gefahren bewahren. So Gott will, soll's an mir nicht fehlen. Möge mich nur meines Kaisers und Königs guter Wunsch begleiten.“ — „Der ist mit dir“, entgegnete der Sultan, „diene immer nur treu und höre niemandes Wort als meines.“ Dem Chan wurde hierauf der Zobelkalpak mit zwei Reihern aufgesetzt, die rothe Kapanidscha (Pelz der Chane) mit neun goldenen Knöpfen umgeschlagen und der mit Diamanten besetzte Säbel umgürtet.[5])

Islam-Girai.

Form der Belehnung.

[1]) Hammer-Purgstall, l. c. S. 30—31.

[2]) Uebrigens zeigen türkisch-tatarische Namen auf hebräischen Grabsteinen aus dem ersten Jahrhunderte, dass dieses Volk früh schon in die Krim kam.

[3]) Vergl. Bd. V, S. 632—637 dieses Werkes.

[4]) Hammer-Purgstall, l. c. S. 35.

[5]) Ibid. S. 129—130.

Selbständigkeit.

Die Chane strebten aber trotzdem, dass sie vom Sultan abhängig waren, nach einer gewissen Selbständigkeit im Handeln. Derselbe Islam-Girai[1]) sagte nach der Audienz beim Sultan zum Großvezir Sultansade: „Da Ihr mich zum Tatarenchan gemacht, hoffe ich auch, dass Ihr Euch an das, was ich schreibe, halten und mir etwa nicht Lehren geben werdet, wie ich mich allenfalls mit diesem oder jenem Ungläubigen zu verhalten habe. Mischet Euch nicht etwa heimlich in die Geschäfte meines Landes; ich weiß, was ich zu thun habe. An eine Freundschaft zwischen mir und den Ungläubigen ist nicht zu denken; zwischen mir und denselben waltet künftig nur das Schwert."

Tribut der Russen.

So war es auch in der That. Die Tataren haben ihren Namen mit blutigen Zügen in die Geschichte Russlands, Polens, Siebenbürgens, Mährens, Ungarns eingetragen. Die Russen zahlten an sie lange Zeit jedes Jahr einen Tribut. Sultan Ibrahim schrieb 1644 an den Czar Alexei Michailowitsch: „Ihr sollt die Kosaken an den Ufern Asows und des Schwarzen Meeres im Zaume halten, und die dem Chan der Krim Islam-Girai von altersher entrichteten Abgaben wie gewöhnlich zu seiner Zeit senden." Die Zahl der Gefangenen, welche die Tataren aus Polen und Russland fortschleppten und die sie als Sclaven behielten oder verkauften, belief sich hin und wieder auf 40.000. Wurde unterwegs ein Befreiungsversuch gemacht, so hieben sie alle Gefangenen nieder. Islam-Girai schrieb an den Sultan Ibrahim: „So Gott will, werde ich den Czaren, wie den Wojwoden der Moldau, als abhängigen Statthalter der Pforte einsetzen."[2]) Jetzt saß aber die Herrin der Russen stolz auf dem Throne in Baktschiserai.

Einige dieser Chane waren nicht bloß durch kriegerische Tapferkeit, sondern auch durch poetischen Genius berühmt. Bora-Gasi-Girai,[3]) im Krieg gegen die Perser gefangen und eingekerkert, erhielt den Antrag der Freiheit unter Bedingungen, die ihm aber entehrend schienen. Er antwortete mit den Versen:[4])

„So lang ich, fühllos gegen Gram und Lust,
Der Weltbegebenheiten nicht bewusst,
Hab' ich erprobet, dass in Eurem Land
Die Ruhe nur im Kerker hat Bestand."

Er machte in der Nacht einen kühnen Versuch, und es gelang ihm, frei zu werden — und bald empfanden seine Feinde wieder die Schärfe seines Säbels. Er ist aber auch der letzte Herrscher, in welchem sich das Blut des Dschingis kundgab. Nach ihm erschlaffte der Hochsinn und die Herrscherkraft der Chane, bis der Stamm im kläglichen Schahin-Girai endete und die merkwürdige Halbinsel ein Vorposten des riesig anwachsenden russischen Reiches wurde.

---

[1]) Hammer-Purgstall, l. c. S. 130. — Geschichte des Osmanischen Reiches, VII, S. 347.

[2]) Ibid. S. 134.

[3]) Bora bedeutet im Türkischen wie im Italienischen den Nordsturm, Gasi den Siegreichen.

[4]) Hammer-Purgstall, l. c. S. 70.

Früher mußten die Russen eigene Gesandte beim Chan haben, weil aber Murad-Girai (gestorben 1695) die Vertreter Rußlands mißhandelte, wurden von nun an keine mehr dahin geschickt, sondern der Czar unterhandelte unmittelbar mit dem Sultan in Constantinopel über die Krim.[1] Russische Gesandte.

Das Hochgefühl, das die Kaiserin über das Gelingen ihrer Pläne empfand, rief neue hervor.

Der Prinz von Ligne sagte zu Ségur: „Weißt du, womit sich jetzt die reisenden Herrschaften beschäftigen, der mächtige römische Kaiser und die Selbstherrin aller Reußen? Ich habe ihre Unterredung belauscht. Wer hätte das gedacht? sie verhandeln den schönen Entwurf, die griechischen Republiken wieder herzustellen." Neue Pläne. Eines Tages hörte er die Kaiserin sagen: „Ich habe dreißig Millionen Unterthanen und man sagt, da sei nur das männliche Geschlecht gezählt." — „Und ich habe zweiundzwanzig", entgegnete der Kaiser. — „Ich benöthige ein Heer von wenigstens 600.000 Mann", fuhr die Kaiserin fort. — „Ich habe an der Hälfte genug", erwiderte der Kaiser. — Einmal hörte der Fürst von Ligne, wie die Kaiserin sagte: „Ehe ich die Losreißung der dreizehn Provinzen ruhig unterzeichnet hätte, wie dies Georg III. that, hätte ich mir eine Kugel durch den Kopf gejagt." — Joseph antwortete: „Ehe ich, wie mein Bruder und Schwager, durch die Berufung der Nation meine Abdankung eingereicht hätte, würde ich alles Mögliche gethan haben."

Übrigens fürchteten Joseph und Ségur, daß der Erfolg die Kaiserin Ob Krieg, ob Frieden. berausche und zum Kriege gegen die Türkei verleite. Der Kaiser klagte, daß Cobenzl zu oft vor ihr das Rauchfaß schwinge, daß de Ligne dann auch noch Weihrauchkörner hineinwerfe, daß ihr Ségur dabei geistreiche Lobsprüche spende und zuletzt der englische Gesandte auch noch Schmeicheleien auskrame, die durch ihren spitzigen Ton nur in ihrem Gemüthe noch tiefer haften blieben.[2] Joseph wünschte jetzt Frieden und umsomehr, als ihm üble Nachrichten aus Belgien zukamen. Ségur fühlte das Schwanken der Kaiserin zwischen den entgegengesetztesten Entschlüssen und suchte in ihr dem Friedensgedanken das Übergewicht zu verschaffen: „Eure Majestät hat die traurige Erinnerung an den Frieden vom Pruth ausgetilgt, hat die zaporogischen Räuber in nützliche Unterthanen umgewandelt und die alten Dränger Rußlands, die Tataren, unterworfen. Wohlan, Madame, durch die Gründung von Sebastopol haben Sie im Süden das vollendet, was Peter der Große im Norden begonnen hat. Es bleibt Ihnen kein anderer Ruhm mehr zu erlangen, als die Natur zu besiegen, indem Sie all diese neuen Eroberungen bevölkern und beleben, wie diese wüsten Steppen, welche wir soeben durchwandert haben."[3] — Es lag in diesen Worten zugleich eine Mahnung, das Glück nicht zu mißbrauchen, um am Schlusse einer erfolgreichen Regierung eine Demüthigung zu erfahren, wie sie Peter am Pruth, wie sie Karl XII. bei Pultawa, wie sie Ludwig XIV. im spanischen Erbfolgekrieg über sich hatte ergehen lassen müssen. Der Fürst von Ligne erzählt, wie Schwanken der Czarin. Mahnung Ségurs.

[1] Außer Hammer-Purgstall schrieben noch ausführlich über die Geschichte der Krim: der uns schon bestens bekannte Erzbischof von Mohilew Sieftrzencewicz (Histoire du Royaume de la Chersonèse Taurique) und der Marquis von Castelnau. Letzteres Werk, Essai sur l'histoire ancienne et moderne de la nouvelle Russie, ist Alexander I. gewidmet.

[2] Mémoires du prince de Ligne, I, p. 56—57.

[3] Ségur, Mémoires III, p. 183—184.

Hellas soll aufleben.

in hingeworfenen Worten Katharina den Kaiser ausholen wollte: „Man redete das und jenes von den armen Teufeln, den Griechen, man machte Vorschläge und sah einander an. Als Liebhaber des schönen Alterthums und auch neuer Ereignisse redete ich davon, Griechenland wieder herzustellen. Katharina redete davon, dass wieder ein Lykurg und ein Solon erstehen könne; ich redete von Alkibiades. Aber der Kaiser, welcher mehr an die Zukunft dachte als an die Vergangenheit, mehr an die Wirklichkeit als an schöne Träume sich hielt, sagte: ‚Was Teufels sollen wir denn mit Constantinopel machen?'" [1])

Politik des Kaisers.

Joseph legte Ségur im Vertrauen seine Besorgnisse dar, Potemkins Kriegseifer und ihr eigenes Siegesgefühl möchte Katharina zum Krieg gegen die Türken verleiten. — Ségur theilte diese Besorgnis: oft schien Krieg oder Frieden an einem leichten Faden zu hängen, und meinte, nur der Kaiser selber könne sie zurückhalten. — Joseph II. antwortete: „Meine Nachgiebigkeit in Bezug auf die Wegnahme der Krim macht Sie besorgt, dass ich auch ihre neuen Vergrößerungspläne unterstütze — aber Sie täuschen sich: in allem Ernste wünsche ich die Erhaltung des Friedens. In der Besetzung der Krim durch die Russen sah ich keine Gefahr für mich, sie musste die Türken friedlicher stimmen, indem sie ihnen jedes Mittel zu einem Angriff benahm. Ich sah im Gegentheil ungeheure Vortheile für mich darin: einmal schützte ich dadurch meine Staaten vor jedem Angriff der Türken, durch die Furcht, welche ihnen von der Krim aus die russischen Truppen und Schiffe einjagten, die bereit waren, die Türken im Rücken zu fassen, und dann war ich gewiss, dass ich den Hof von Petersburg von dem in Berlin losschälte und diesem einen mächtigen Bundesgenossen wegnahm. Das sind die wichtigen Gründe, warum ich mich entschloss, Katharina die Krim durch die Pforte abtreten zu lassen. Jetzt ist aber die Lage eine ganz andere. Ich werde nicht dulden, dass die Russen sich in Constantinopel festsetzen. Die Turbane sind als Nachbarn nicht so gefährlich für Wien wie die Hüte. Übrigens kann jener Plan der überreizten Phantasie der Kaiserin nicht in Erfüllung gehen — und wäre auch nur ein Ukas nöthig, um Constantinopel in Besitz zu nehmen und ihren Enkel Constantin zu krönen, denn sie könnte sich dort nicht gegen die vereinte Stärke der Osmanen Asiens behaupten, wie gegen mehrere Großmächte, welche für sie einstehen würden; sie müsste ihr ganzes Reich von Truppen entblößen, die Hälfte aufgeben und die Hauptstadt verändern." [2])

Ségur.

Diese Worte beruhigten Ségur über Constantinopel, aber er fürchtete ein Vorschreiten der Russen bis zum Dniestr, denn das wäre nachtheilig für Frankreich, und bat den Kaiser, zum Vortheile seines Schwagers alles aufzubieten, um einen Bruch zu vermeiden; denn Ludwig XVI. habe ja

---

[1]) Mémoires du prince de Ligne, I, p. 64.
[2]) Ségur, Mémoires, III, p. 209—210.

auch nur des Kaisers wegen den Türken zur Abtretung der Krim an die Russen gerathen.

Joseph II. gab zur Antwort:[1] „Ich thue, was ich kann, aber Sie sehen, wie die Einbildung dieser Frau überspannt ist: die Türken sollen in allen streitigen Punkten ihr nachgeben. Wenn jedoch die Türken sie durch eine Weigerung reizen, wie soll man dann Katharina hindern, ihnen einige Städte wegzunehmen? Sie hat zahlreiche unermüdliche Truppen, die mit Wenigem zufrieden sind und hingehen, wohin man sie führt. Sie sehen, wie wenig man sich hier aus dem Leben und der Noth der Menschen macht: achthundert Meilen fern von der Hauptstadt ziehen sie Straßen, graben sie Häfen aus und bauen sie auf Sümpfen, errichten Paläste, legen mitten in der Steppe englische Gärten an: all das ohne Sold, ohne Bett, hin und wieder ohne Lebensmittel — und stets ohne Murren. Die Kaiserin ist in der That der einzige reiche Herrscher in Europa: sie gibt überall viel aus und bleibt nichts schuldig; ihr Papier gilt so viel, als es ihr beliebt, sie könnte auch aus Leder Geld machen. England ist erdrückt durch die Menge des Papiergeldes. Frankreich gesteht gerade vor aller Welt den kläglichen Zustand seiner Geldwirtschaft ein und ich kann kaum die Einnahmen mit den Ausgaben ins Gleichgewicht bringen, zu denen mich die Ansiedelungen in Galizien und die neuen Festungen zwingen." Joseph über die Macht Russlands.

Ségur meinte,[2] das seien lauter Gründe, dass der Kaiser sich um den Frieden bemühen müsse, und suchte nachzuweisen, dass die Macht Russlands mehr glänzend als fest sei: Potemkin wage mit Hitze, gebe aber auch leicht wieder alles auf; habe in Jekaterinoslaw den Grundstein zu einer Stadt legen lassen, die man nie bewohnen werde, den Grundstein zu einer Kirche, in der man nie eine Messe lesen werde — man habe eine schöne Aussicht an jener Stelle, aber kein Wasser. Cherson habe eine schlechte Lage. Die Steppen seien seit sechs Jahren verödeter als je, die Krim habe zwei Drittel der Bevölkerung verloren; nur Sebastopol habe eine wahre Bedeutung, aber es sei noch lange Zeit nöthig, bis man dort eine rechte Stadt sehe. Man habe alles schön aufgeputzt für die Augen der Kaiserin — sei sie aber einmal abgereist, so werde alles wieder verfallen. Es seien Theaterstreiche, bald werde Potemkin sich einen andern Schauplatz für sein Treiben suchen. Beharrlichkeit und Folgerichtigkeit liege nicht in seinem Charakter, der Krieg sei ihm zur Last, und habe er einmal das große Band des Georgs-Ordens, so werde er den Frieden ebenso eifrig suchen, als er ihn jetzt zu brechen strebe. Der Friede nöthig.

„Ich gebe all das zu", erwiderte der Kaiser, „man hat uns bis jetzt von einer Täuschung zur anderen geführt. Das innere Wesen hat seine großen Gebrechen, außen ist alles Glanz. Der Bauer und Leibeigene sind Werkzeuge, mit denen man niederschlägt, was man will. Der gedemüthigte Adel kennt kein anderes Gesetz als den Willen der Kaiserin, kein anderes Ziel als ihre Gunst. Sie befiehlt und die Truppen brechen auf und die Schiffe werden vom Stappel Russische Macht.

[1] Ségur, l. c. III, p. 210—211.
[2] Ibid. III, p. 211—213.

gelassen. In Russland ist keine Zögerung: der Befehl, so launenhaft er auch sein mag, wird alsbald vollzogen. Stände ein Karl XII. an der Spitze dieses Volkes, so könnte er mit 600.000 Mann den Schrecken bis an die Grenzen Europas tragen.“ [1])

Ségur schloss aus diesen Worten, dass der Kaiser dem Andrängen Katharinas zum Kriege keinen festen Widerstand entgegenstellen würde; Diderot habe allerdings mit Recht Russland einen Koloss mit thönernen Füßen genannt, aber man habe dem Thone Zeit gelassen, fest zu werden wie Erz.

Friedensvorschläge an die Pforte.

Nach langen Verhandlungen wurde der russische Gesandte Bulgakoff mit billigen Vorschlägen nach Constantinopel abgesendet, auf deren Grundlage Frieden bleiben konnte: die Pforte solle den verabredeten Vertrag senden, nämlich, dass sie den Pascha von Achizka anhalte, die Lesghier nicht weiter zu unterstützen; dagegen solle die Frage wegen der Oberhoheit über Georgien mit Stillschweigen übergangen werden. Die Pforte solle die Algierer zwingen, die von ihnen weggenommenen russischen Schiffe zurückzustellen; sie solle gestatten, dass man die Tataren des Kuban züchtige, welche mehr als tausend Russen gefangen mitgenommen hätten; sie solle die Zaporoger jenseits des Bug, welche sich auf ihr Gebiet geflüchtet hätten, im Zaume halten: sie solle in Zukunft in der Krim nicht mehr als die ausgemachte Menge Salz erheben, nämlich für den Bedarf von 100.000 Köpfen, alles übrige aber bezahlen; sie solle nicht weiter auf der Forderung bestehen, dass man ihr den nach Russland entflohenen Hospodar der Moldau, Maurocordato, ausliefere; endlich solle die Pforte die Aufrührer bestrafen, welche sich vor kurzem an den russischen Consuln in Rhodos, Smyrna und Candia vergriffen hätten.[2]) — Das waren vernünftige Bedingungen, bei denen der Friede bestehen mochte; aber man brauchte sie nur in trotzigem Tone vorzubringen — so war die Weigerung da und damit der Krieg — so gereizt waren damals die Türken!

Der Aufenthalt in Baktschiserai dauerte fünf Tage. Der Kaiser benutzte diese Frist, um den Tanz der Derwische zu sehen, um die Moscheen zu besuchen; er wohnte am Freitag dem Gottesdienste bei und war erbaut über den Ernst und die Sammlung der Türken.[3]) Er besuchte die Vorstadt der Karaiten, der Juden, die nichts vom Talmud wissen wollen und sich nur an das Gesetz des Moses halten; er schreibt, sie seien reiche Kaufleute und fleißige Ackerbauer.[4]) — Am 3. Juni wurde aufgebrochen mit Geleit von Tataren und Kosaken, durch die Kabarda, ein anmuthiges Thal, nach Inkjerman, dem alten Theodora, an altberühmten Städten vorüber, nach dem neugegründeten Sebastopol. Joseph II. schreibt: „Sebastopol ist der schönste Hafen, den ich je in meinem Leben gesehen habe; 150 Schiffe haben darin bequem Platz und sind sicher gegen alle Stürme des Meeres und jeden Angriff der Feinde, denn drei Batterien decken den Hafen. Es ist auch ein Hafen da für die Kaufleute und einer für die Quarantaine und

Karaiten.

Sebastopol.

[1]) Ségur, Mémoires, III, p. 213–214.
[2]) Ibid. III, p. 153. — Zinkeisen, l. c VI, S. 624.
[3]) Brief an Lascy bei Arneth, l c. S. 352.
[4]) Ibid. S. 362.

noch ein dritter für das Bauen und Ausbessern beschädigter Schiffe. Man hat hier mehrere Häuser, Magazine und Kasernen gebaut und, wenn man in der gleichen Weise in den nächsten Jahren fortmacht, so wird dieser Platz sicher einer der blühendsten werden. All das macht den französischen Gesandten sehr bestürzt. Die Fahrt von hier nach Constantinopel dauert achtundvierzig, oft nur sechsundbreißig Stunden. Sie können sich denken, welch bittere Gedanken das in meinem Bruder, dem Großherrn, erwecken muss, der nie sicher ist, dass diese kecken Bursche ohne das geringste Hindernis kommen und ihm mit Kanonenkugeln die Fenster einschlagen. Die Kaiserin ist über all das, was sie sieht, und über den neuen Zuwachs von Macht für Russland ganz entzückt. Der Fürst Potemkin ist in diesem Augenblicke allmächtig und gefeiert über allen Glauben. Wäre ich Berlin so nahe und wären die Preußen solche Gimpel wie die Türken, so bekenne ich gerne, ich würde dem Gelüste, mich solcher Nachbarn zu entledigen, schwerlich widerstehen." [1]) Beim Mahle brachte die Kaiserin ein Hoch aus „auf ihren besten Freund". Die Kanonen donnerten; die Fenster im Speisesaale wurden geöffnet und man sah unten Tataren in Reihen, hinter ihnen die weite Bucht und in ihr eine furchtbare Flotte in Schlachtordnung aufgestellt. Sie begrüßte die Kaiserin, welche auf den Balkon trat, mit dem Feuer ihrer Geschütze und ihr Donner schien dem Schwarzen Meere zu sagen, dass es eine Herrin habe, die in wenig Stunden ihre Fahnen vor Stambul aufstellen könne. [2]) Die Tischgesellschaft bestieg ein Schiff und fuhr durch die Reihen der Flotte und begab sich dann auf eine Anhöhe, von der man das neue Sebastopol übersah, und allen erschien ganz wunderbar, was Potemkin in zwei Jahren geschaffen hatte.

Nun folgten Ausflüge in die Umgegend: nach Theodora, dem Eigenthum des letzten Kaisers der Griechen, nach Eupatoria, nach den Höhlen im Gebirge rings um Sebastopol, die vielleicht einst die Wohnungen der Taurier waren, da sie noch als Seeräuber das Schwarze Meer unsicher machten: später waren sie der Zufluchtsort geächteter Griechen und noch später verfolgter Christen: dann nach dem alten Cherson, einst einem der Lieblingssitze des großen Mithradates, unter Constantin der Vorort der umliegenden Städte; endlich nach Parthenion, wo die geheimnisvolle Göttin verehrt wurde. Dort weihte einst eine Jungfrau, der nie die hochzeitliche Fackel geleuchtet, die Schiffbrüchigen als Opfer der Göttin zum Tode. [3])

Partheniza.

Hier spielte die Geschichte der Iphigenie, des Orestes und Pylades, welche von alten und neuen Dichtern wetteifernd besungen wurde. In früheren Jahren hatte der Fürst von Ligne der Kaiserin von dieser Stätte mit Begeisterung gesprochen; und als sie sich zur Reise in die Krim entschloss, hatte sie ihn eingeladen, sie in das Zauberland zu begleiten, dem sie den Namen Tauris gab, und hatte ihm die Stätte, wo die Tochter Agamemnons einst Priesterin war, und ein Stück Land rings umher mit allen Einwohnern zum Geschenke gegeben. Als die Tataren der Czarin huldigten, sprach auch er den Treueid nach, und als Joseph II. darüber lächelte, meinte der Fürst: „Es ist besser für Sie, ich bin hier als in Belgien." — Von hier schrieb der Fürst seinen schönen fünften Brief über die Reise [4]) — „unter dem Schatten riesiger Walnussbäume, bei einer Säule, die der traurige Überrest vom Tempel der Diana ist, rechts vom Fels, wo Thoas

De Ligne.

[1]) Brief an Lascy bei Arneth, l. c. S. 364.
[2]) Ségur. Mémoires, III, p. 180—181.
[3]) Vergl. Bd. I, S 656 dieses Werkes.
[4]) A la marquise de C***. Mémoires, I, p. 68—84.

gelassen. In Russland ist keine Zögerung: der Befehl, so [illegible] sein mag, wird alsbald vollzogen. Stände ein Karl XII. [illegible] Volkes, so könnte er mit 600.000 Mann den Schrecken [illegible] Europas tragen.“ [1])

Ségur schloss aus diesen Worten, dass [illegible] Katharinas zum Kriege keinen festen Widerstand [illegible] habe allerdings mit Recht Russland einen Koloss [illegible] aber man habe dem Thone Zeit gelassen, fest [illegible]

Friedensvorschläge an die Pforte.

Nach langen Verhandlungen wurd[illegible] mit billigen Vorschlägen nach Constanti[illegible] lage Frieden bleiben konnte: die Pfor[illegible] nämlich, dass sie den Pascha von [illegible] zu unterstützen; dagegen solle die [illegible] mit Stillschweigen übergangen w[illegible] die von ihnen weggenommene[illegible] stattten, dass man die Tatar[illegible] Russen gefangen mitgeno[illegible] Bug, welche sich auf ihr[illegible] in Zukunft in der Kri[illegible] nämlich für den Be[illegible] sie solle nicht weite[illegible] Russland entflo[illegible] endlich solle die [illegible] russischen Co[illegible] Das waren [illegible] aber mar[illegible] Weigerv[illegible] Frit[illegible] er[illegible] Karaiten.

[illegible] auf. Selbst [illegible] bauten mit freudigem [illegible], dass er noch nichts so Gross[illegible] wie die letzte war. Allerdings bemerkt [illegible] Russland möglich: Potemkin habe das [illegible]sburg kommen lassen — 2000 Werst weit [illegible]rthin zurück; das Fett zu den Lampen, welche die [illegible], habe er aus Moskau bezogen. Das ganze Gebirg sei [illegible]anden.[2])

[illegible]g es durch die Rebgelände des Sudak nach Star-Krim [illegible]festung), dem Karkupol der Griechen, dem Katharina den Namen [illegible] oder Weißenburg gab; einst eine reiche Handelsstadt, war es jetzt [illegible] Der Kaiser staunt in seinem Schreiben an Lascy[3]) über die schönen [illegible] über welche an diesem Tage die Kaiserin Musterung hielt. Von da gienge [illegible] nach Kaffa, dem alten und berühmten Theodosia; die Tataren nannten es [illegible] entzückt von seiner Pracht, Kerim-Stambuli, das heißt das Constan[illegible] der Krim. Die Milesier hatten es gegründet, es war Jahrhunderte lang der Sitz des Welthandels zwischen Europa und Asien; in seinen weiten und sicheren Hafen brachten die Schiffe die Pelze des Nordens, das Leder aus Russland und den Caviar, die persische Seide und Baumwolle, die Specereien aus Indien; aus Circassien, dem Kaukasus und Georgien kamen die Sclaven. Über Kaffa gieng lange Zeit der Verkehr Europas mit dem Orient.[4]) Ligurer beuteten die Bergwerke des Kaukasus aus. Alanen zerstörten es im ersten Jahrhunderte, die Bosporaner bauten es wieder auf. Die Genuesen gründeten hier unter

[1]) Ségur, Mémoires, III, p 195.
[2]) Arneth, Joseph II. und Katharina von Russland. „Ihr Briefwechsel. S. 367.
[3]) Ibid. S. 368.
[4]) Mit den Chanen mussten die Genuesen, Streitigkeiten zu vermeiden, oft Verträge abschließen. Drei sehr wichtige hat in einer gehaltvollen, ebenso durch Wissen als Scharfsinn ausgezeichneten Abhandlung Graf Geza Kuun („Adalékok Krim Történetéhez“) herausgegeben und zwar zum erstenmale fehlerfrei, während de Sacy und Olivieri nur zwei herausgaben, die sie auch noch für einen einzigen hielten.

eine ganz neue große Stadt, die 40.000 Häuser gezählt haben
el des katholischen Erzbischofs erstreckte sich von Saraïa
h Varna in Bulgarien; auch die Armenier hatten hier
oße Schule.[2]) Als die Tataren es bedrängten, gedachte
Kreuzzug zu seiner Befreiung zu predigen. Je mehr
umsomehr flüchteten sich Griechen nach Kaffa. Sultan
5 insgeheim eine Flotte von 300 Segeln mit Mohammed II.
Genuese Spuerciafico hatte versprochen,
hatte er aus Hass den Genuesen den Aus-
errt und in Genua hatte man das dunkle
vien bedroht sei: ein Hauptmann Cerio
Ungarn, Polen und die Tatarei) Ver-
vermochte diese kleine Anzahl! Ein
Am 4. Juni 1475 ankerte die
Geschütze aufgeführt, in wenig
theidigten noch vier Tage die
doch nicht gehalten. 40.000
antinopel abgeführt, 1500 edle
aren gesteckt.[5]) Die Armenier hatten
— gewiss aus Handelseifersucht. Der Groß-
ad acht Tage nach dem Einzuge den Vornehmsten
yl; beim Abschiede hieß er einen nach dem andern über eine
, unten schlug ihm der Henker den Kopf ab. Spuerciafico ward
nopel enthauptet — der beste Lohn für den Verrath. Die Beute
ermeßlich, im ganzen Norden der Schrecken groß.

Nach Kaffa kamen Tanna (Asow) und Menkub rasch in die Gewalt der Türken. Seitdem verfiel Kaffa. Als es Katharina betrat, war in seinen Straßen nur Gras und herrschte das Schweigen des Todes, sah man nur Trümmer verfallener Herrlichkeit. Es schien, als ob ihr am Ende ihres Triumphzuges eine höhere Fügung durch diesen Anblick des traurigen Wechsels aller Dinge hätte sagen wollen: „Lege ab deinen Stolz und lerne demüthig sein; sieh, das ist das Ende aller menschlichen Größe!“ Thränen stürzten ihr aus den Augen. Der Kaiser schreibt: „Diese Stadt zeigt nur verfallendes Gemäuer, das aber auf den ehemaligen Glanz hinweist. Man sieht noch prachtvolle Moscheen, welche einst christliche Kirchen waren, und großartige Bäder. Die Bucht ist schön und die Rhede ausgezeichnet. Als die Russen sich der Stadt bemächtigten, waren nach ihrer Angabe noch 30.000 Menschen hier, Griechen, Tataren, Armenier; jetzt geben auch die größten Bewunderer zu, dass deren nur noch 400 da sind. Die Häuser sind von den Russen abgedeckt, die das Holz zum Heizen benöthigten, und das andere

Trümmer einstiger Größe.

Katharina II.

Joseph II.

---

[1]) Die Agenten in den Städten, wo Genuesen waren, hießen Titan oder Tutan = der da haltet, Lieutenant. — Geza Kuun, l. c. 21.

[2]) Ségur, Mémoires, III, p. 200.

[3]) Sismondi, Hist. des Républiques italiennes, XI, p. 38. — Hammer-Purgstall, Geschichte des Osmanischen Reiches, II, S. 139.

[4]) Sansovino, Imperio de' Turchi, II, p. 167. — Raynald, l. c. a. 1475.

[5]) Die beste Arbeit über den Untergang Kaffas lieferte ein Dominicaner: „Codice diplomatico delle colonie tauro-ligure durante la Signoria dell' ufficio di S. Giorgio (1453—1475) ordinato ed illustrato dal P. Amadeo Vigna. (Atti della Società Ligura di storia patria. Vol. VII, parte 1, fasc. 1. Genova 1871).“ Vergl. Graf Geza Kuun, l. c. S. 25.

Der Palast der Chane.

hört man in der ganzen Welt, daſs in Jspahan, in Damascus, in Constantinopel nichts so reichhaltig ist, wie dieser Herrscherſitz.“ Um den Palast war ein Garten mit vielen Rosenstöcken, Orangen- und Lorbeerbäumen, Jasminpflanzungen und Springbrunnen.

Baktschiserai ist im Jahre 1252 von Batu, dem Sohne Dschudschis und dem Enkel von Dschingischan, erbaut worden.[1]) Seine schönste Zierde war der prachtvolle Springbrunnen, welcher den Namen Selsebil, das heißt die Quelle des Paradieſes, erlangte. Die Stadt ist sehr wasserreich und man zählt nicht weniger als 119 Springbrunnen, deren Kühle und stetes Murmeln in Reisebeschreibungen viel gelobt wird. Der Name Baktschiserai selber bedeutet Gartenstadt. Die Zahl der Chane, die hier hausten, ist vierundfünfzig oder, wie die Tataren sagen, sechsmal neun, denn die Neun ist ihre heilige Zahl, wie bei den Türken und dem Kaiser der Mongolen. Neunmal berührte man zum Zeichen der Ehrfurcht die Erde mit dem Kopfe vor dem Chan; neun Städte zählte man auf vor der Gründung Sebastopols, nämlich: Baktschiserai, Kaffa, Karasu, Göslewe, Orkapui, Baliklawa, Sudak, Kerdsch und Jenikala; neun Nationen zählte man auf als Bewohner der Krim, nämlich: Tataren, Türken, Abasen, Nogaien,[2]) Tscherkessen, Griechen, Armenier, Juden und Franken; in neun Dingen bestand die Auszeichnung des Chans: Pelz und Pferd, Kalpak und Reiher, Trommel und Fahne, Bogen und Pfeil und die neun Knöpfe des Kleides.[3]) Neun waren die höchsten Würden des Reiches: der Chan, der Kalga,[4]) der Nureddin, der Chanaga, der Orbeg, der Schirinbeg, der Bezir, der Defterdar, und der Kadhi. Neun ist die Zahl der großen Chane der Krim: Hadschi-Girai, der Stifter der Dynastie; Mengli-Girai, der sich mit dem Lande Mohammed II. dem Eroberer unterwarf; Dewlet-Girai, Bora-Gasi-Girai, Behadir-Girai, Jslam-Girai, Selim-Girai, Dewlet-Girai und Krim-Girai. „Der Name Girai oder Gerai ist der Zuname tatarischer Padischahe“, heißt es im Persisch-türkischen Wörterbuche bei Gerai, „wie Mohammed-Girai, Selim-Girai; auf diese Weise haben die Padischahe jedes Landes einen besonderen Namen, wodurch sie sich von anderen unterscheiden; so hießen die Padischahe der Tataren Girai,[5]) die der Perser Kesra (Chosroës) und Kei, daher die zweite Dynastie der alten persischen Könige die Keianen hießen. Die Padischahe von Turan werden Chakan, die von Sina Fagfur,

Neunzahl.

Die großen Chane.

Girai.

[1]) Hammer-Purgstall, Geschichte der Chane der Krim unter osmanischer Herrschaft. Wien 1856. S. 23.

[2]) Über Nogajer, Kumanen und Tataren vergl. das gelehrte Werk des Grafen Geza Kuun d'Osdola: Codex Cumanicus. Budapestini 1880

[3]) Diese heilige Zahl blieb auch bei der Ausstattung der Töchter der Chane der Krim. Jhre Ausstattung bestand in neunmal neun Pelzen, neunmal neun Kaftanen, neunmal neun Hemden, neunmal neun Matrazen, die mit Gold, neunmal neun Matrazen, die mit Silber, neunmal neun Matrazen, die mit Seide überzogen waren, und neunmal neun Paaren von Leintüchern.

[4]) Kalga heißt Thronfolger von dem Wort Kalgai oder Kalga = „er bleibe“. Als man nämlich von Constantinopel aus den Mengli während eines Feldzuges fragte, wer in seiner Abwesenheit das Land verwaltete, antwortete er: „Mein Sohn Mohammed bleibe (kalga).“ Die Würde des Thronfolgers wurde immer dem ältesten Gliede der Familie, sei es einem Oheim, sei es einem Bruder des Chan, übertragen. Der Nureddin ist der zweite Thronfolger. Der Defterdar ist der Buchführer. Der Schirinbeg ist der erste der Sandschakbege oder Fahnenfürsten. Der Chanaga ist der Sachwalter des Chan.

[5]) Aus dem Eigennamen wurde der Name einer Würde, wie aus Cäsar. So meint Graf Geza Kuun in seiner gehaltvollen Abhandlung „Adalékok Krim Történetéhez“, S. 21.

die von Indien Rai (Radscha), die von Abyssinien Nedschaschi, die von Jemen Tobaa, die von Ägypten Firaun (Pharao), die von Rum (das römische Reich) Kaissar (Cäsar), die des Islam Sultan genannt."[1]) Chan bedeutet Heeresfürst, Ilchan bedeutet Landesfürst.

Diese Chane waren aus der Familie Dschingischans, daher wurden auch ihre Unterthanen nicht bloß in Russland, sondern in ganz Europa als Tataren bezeichnet, wiewohl sie nichts weniger als Tataren oder Mongolen, sondern ein türkischer Stamm waren.[2]) Ähnlich waren die alten Bewohner von Kasan und Astrachan auch besonderen Chanen unter der Oberherrschaft der goldenen Horde unterworfen. Als Stammvater dieser Chane wird Hadschi-Girai genannt, aus dem Stamme des Dschingischan.[3]) Seine Geschichte ist dunkel: er soll nach dem Tode Edegus, also nach dem Jahre 1430, als die Söhne desselben, wider den Willen des Vaters, die Herrschaft unter sich theilten, aufgestanden und im Jahre 1439 zur Herrschaft der Krim gelangt sein. Nach seinem Tode 1475 stritten sich seine Söhne um die Herrschaft. Mengli-Girai wurde unter Mohammed II. aus Kaffa, wohin er sich zu den Genuesen geflüchtet hatte, nach Constantinopel gebracht und vom Sultan mit Fahne und Rossschweif als Chan der Krim belehnt und mit einigen Truppen zur Behauptung seiner neuen Regierung heimgesandt. Die Bedingungen, unter denen Mengli die Oberherrschaft des Sultans anerkannte, waren folgende: dass der Sultan nur einen Prinzen aus dem Geblüte Dschingischans mit der Herrschaft der Krim belehnen könne; dass der Sultan nie und aus keinem Grunde einen Abkömmling des Hauses Dschingischans zu tödten berechtigt sei; dass die Länder des Chans oder der Prinzen vom Geblüte Dschingischans eine unverletzliche Freistätte seien; dass am Freitage in der feierlichen Bühnenrede (Chuthbah) nach dem Namen des Sultans der des Chans genannt werde; dass eine schriftliche Bitte des Chans nie eine abschlägige Antwort erhalte; dass der Chan fünf Rossschweife führen dürfe; dass zu jedem Feldzuge der Chan 120 Beutel für den Unterhalt seiner Leibwache und 80 Beutel für seine Myrsen und Kapikuli (Pfortendiener) erhalte.[4])

Tataren.

Hadschi-Girai.

Mengli-Girai.

Der Chan und der Sultan.

Die Formen der mündlichen Belehnung gibt die Geschichte Islam-Girais, welcher vor dem Sultan Ibrahim die Erde küsste, dann eine Weile schweigend vor ihm stand, bis Ibrahim sprach: „Schau, Islam, ich habe dich zum Chan gemacht; sei von nun an meiner Freunde Freund und meiner Feinde Feind." Der Chan küsste den Boden und sprach: „Gott möge des Padischahs Leib vor Gefahren bewahren. So Gott will, soll's an mir nicht fehlen. Möge mich nur meines Kaisers und Königs guter Wunsch begleiten." — „Der ist mit dir", entgegnete der Sultan, „diene immer nur treu und höre niemandes Wort als meines." Dem Chan wurde hierauf der Zobelkalpak mit zwei Reihern aufgesetzt, die rothe Kapanidscha (Pelz der Chane) mit neun goldenen Knöpfen umgeschlagen und der mit Diamanten besetzte Säbel umgürtet.[5])

Islam-Girai.

Form der Belehnung.

[1]) Hammer-Purgstall, l. c. S. 30—31.

[2]) Uebrigens zeigen türkisch-tatarische Namen auf hebräischen Grabsteinen aus dem ersten Jahrhunderte, dass dieses Volk früh schon in die Krim kam.

[3]) Vergl. Bd V, S. 632—637 dieses Werkes.

[4]) Hammer-Purgstall, l. c. S. 35.

[5]) Ibid. S. 129—130.

Selbständigkeit.

Die Chane strebten aber trotzdem, dass sie vom Sultan abhängig waren, nach einer gewissen Selbständigkeit im Handeln. Derselbe Islam-Girai[1] sagte nach der Audienz beim Sultan zum Großvezir Sultansade: „Da Ihr mich zum Tatarenchan gemacht, hoffe ich auch, dass Ihr Euch an das, was ich schreibe, halten und mir etwa nicht Lehren geben werdet, wie ich mich allenfalls mit diesem oder jenem Ungläubigen zu verhalten habe. Mischet Euch nicht etwa heimlich in die Geschäfte meines Landes; ich weiß, was ich zu thun habe. An eine Freundschaft zwischen mir und den Ungläubigen ist nicht zu denken; zwischen mir und denselben waltet künftig nur das Schwert."

Tribut der Russen.

So war es auch in der That. Die Tataren haben ihren Namen mit blutigen Zügen in die Geschichte Russlands, Polens, Siebenbürgens, Mährens, Ungarns eingetragen. Die Russen zahlten an sie lange Zeit jedes Jahr einen Tribut. Sultan Ibrahim schrieb 1644 an den Czar Alexei Michailowitsch: „Ihr sollt die Kosaken an den Ufern Asows und des Schwarzen Meeres im Zaume halten, und die dem Chan der Krim Islam-Girai von altersher entrichteten Abgaben wie gewöhnlich zu seiner Zeit senden." Die Zahl der Gefangenen, welche die Tataren aus Polen und Russland fortschleppten und die sie als Sclaven behielten oder verkauften, belief sich hin und wieder auf 40.000. Wurde unterwegs ein Befreiungsversuch gemacht, so hieben sie alle Gefangenen nieder. Islam-Girai schrieb an den Sultan Ibrahim: „So Gott will, werde ich den Czaren, wie den Wojwoden der Moldau, als abhängigen Statthalter der Pforte einsetzen."[2] Jetzt saß aber die Herrin der Russen stolz auf dem Throne in Baktschiserai.

Einige dieser Chane waren nicht bloß durch kriegerische Tapferkeit, sondern auch durch poetischen Genius berühmt. Bora-Gasi-Girai,[3] im Krieg gegen die Perser gefangen und eingekerkert, erhielt den Antrag der Freiheit unter Bedingungen, die ihm aber entehrend schienen. Er antwortete mit den Versen:[4]

„So lang ich, fühllos gegen Gram und Lust,
Der Weltbegebenheiten nicht bewusst,
Hab' ich erprobet, dass in Eurem Land
Die Ruhe nur im Kerker hat Bestand."

Er machte in der Nacht einen kühnen Versuch, und es gelang ihm, frei zu werden — und bald empfanden seine Feinde wieder die Schärfe seines Säbels. Er ist aber auch der letzte Herrscher, in welchem sich das Blut des Dschingis kundgab. Nach ihm erschlaffte der Hochsinn und die Herrscherkraft der Chane, bis der Stamm im kläglichen Schahin-Girai endete und die merkwürdige Halbinsel ein Vorposten des riesig anwachsenden russischen Reiches wurde.

---

[1] Hammer-Purgstall, l. c. S. 130. — Geschichte des Osmanischen Reiches, VII, S. 347.

[2] Ibid. S. 134.

[3] Bora bedeutet im Türkischen wie im Italienischen den Nordsturm, Gasi den Siegreichen.

[4] Hammer-Purgstall, l. c. S. 70.

Früher mussten die Russen eigene Gesandte beim Chan haben, weil aber Murad-Girai (gestorben 1695) die Vertreter Russlands misshandelte, wurden von nun an keine mehr dahin geschickt, sondern der Czar unterhandelte unmittelbar mit dem Sultan in Constantinopel über die Krim.[1] Russische Gesandte.

Das Hochgefühl, das die Kaiserin über das Gelingen ihrer Pläne empfand, rief neue hervor.

Der Prinz von Ligne sagte zu Ségur: „Weißt du, womit sich jetzt die reisenden Herrschaften beschäftigen, der mächtige römische Kaiser und die Selbstherrin aller Reußen? Ich habe ihre Unterredung belauscht. Wer hätte das gedacht? sie verhandeln den schönen Entwurf, die griechischen Republiken wieder herzustellen." Neue Pläne. Eines Tages hörte er die Kaiserin sagen: „Ich habe dreißig Millionen Unterthanen und man sagt, da sei nur das männliche Geschlecht gezählt." — „Und ich habe zweiundzwanzig", entgegnete der Kaiser. — „Ich benöthige ein Heer von wenigstens 600.000 Mann", fuhr die Kaiserin fort. — „Ich habe an der Hälfte genug", erwiderte der Kaiser. — Einmal hörte der Fürst von Ligne, wie die Kaiserin sagte: „Ehe ich die Losreißung der dreizehn Provinzen ruhig unterzeichnet hätte, wie dies Georg III. that, hätte ich mir eine Kugel durch den Kopf gejagt." — Joseph antwortete: „Ehe ich, wie mein Bruder und Schwager, durch die Berufung der Nation meine Abdankung eingereicht hätte, würde ich alles Mögliche gethan haben."

Übrigens fürchteten Joseph und Ségur, dass der Erfolg die Kaiserin berausche und zum Kriege gegen die Türkei verleite. Der Kaiser klagte, dass Cobenzl zu oft vor ihr das Rauchfass schwinge, dass de Ligne dann auch noch Weihrauchkörner hineinwerfe, dass ihr Ségur dabei geistreiche Lobsprüche spende und zuletzt der englische Gesandte auch noch Schmeicheleien auskrame, die durch ihren spitzigen Ton nur in ihrem Gemüthe noch tiefer haften blieben.[2] Ob Krieg, ob Frieden. Joseph wünschte jetzt Frieden und umsomehr, als ihm üble Nachrichten aus Belgien zukamen. Ségur fühlte das Schwanken der Kaiserin zwischen den entgegengesetztesten Entschlüssen und suchte in ihr dem Friedensgedanken das Übergewicht zu verschaffen: „Eure Majestät hat die traurige Erinnerung an den Frieden vom Pruth ausgetilgt, hat die zaporogischen Räuber in nützliche Unterthanen umgewandelt und die alten Dränger Russlands, die Tataren, unterworfen. Wohlan, Madame, durch die Gründung von Sebastopol haben Sie im Süden das vollendet, was Peter der Große im Norden begonnen hat. Es bleibt Ihnen kein anderer Ruhm mehr zu erlangen, als die Natur zu besiegen, indem Sie all diese neuen Eroberungen bevölkern und beleben, wie diese wüsten Steppen, welche wir soeben durchwandert haben."[3] — Es lag in diesen Worten zugleich eine Mahnung, das Glück nicht zu missbrauchen, um am Schlusse einer erfolgreichen Regierung eine Demüthigung zu erfahren, wie sie Peter am Pruth, wie sie Karl XII. bei Pultawa, wie sie Ludwig XIV. im spanischen Erbfolgekrieg über sich hatte ergehen lassen müssen. Der Fürst von Ligne erzählt, wie Schwanken der Czarin. Mahnung Ségurs.

[1] Außer Hammer-Purgstall schrieben noch ausführlich über die Geschichte der Krim: der uns schon bestens bekannte Erzbischof von Mohilew Sieftrzencewicz (Histoire du Royaume de la Chersonèse Taurique) und der Marquis von Castelnau. Letzteres Werk, Essai sur l'histoire ancienne et moderne de la nouvelle Russie, ist Alexander I. gewidmet.

[2] Mémoires du prince de Ligne, I, p. 56—57.

[3] Ségur, Mémoires III, p. 183—184.

Hellas soll auferleben.

in hingeworfenen Worten Katharina den Kaiser ausholen wollte: „Man redete das und jenes von den armen Teufeln, den Griechen, man machte Vorschläge und sah einander an. Als Liebhaber des schönen Alterthums und auch neuer Ereignisse redete ich davon, Griechenland wieder herzustellen. Katharina redete davon, dass wieder ein Lykurg und ein Solon erstehen könne; ich redete von Alkibiades. Aber der Kaiser, welcher mehr an die Zukunft dachte als an die Vergangenheit, mehr an die Wirklichkeit als an schöne Träume sich hielt, sagte: ‚Was Teufels sollen wir denn mit Constantinopel machen?'“ [1])

Politik des Kaisers.

Joseph legte Ségur im Vertrauen seine Besorgnisse dar, Potemkins Kriegseifer und ihr eigenes Siegesgefühl möchte Katharina zum Krieg gegen die Türken verleiten. — Ségur theilte diese Besorgnis: oft schien Krieg oder Frieden an einem leichten Faden zu hängen, und meinte, nur der Kaiser selber könne sie zurückhalten. — Joseph II. antwortete: „Meine Nachgiebigkeit in Bezug auf die Wegnahme der Krim macht Sie besorgt, dass ich auch ihre neuen Vergrößerungspläne unterstütze — aber Sie täuschen sich: in allem Ernste wünsche ich die Erhaltung des Friedens. In der Besetzung der Krim durch die Russen sah ich keine Gefahr für mich, sie musste die Türken friedlicher stimmen, indem sie ihnen jedes Mittel zu einem Angriff benahm. Ich sah im Gegentheil ungeheure Vortheile für mich darin: einmal schützte ich dadurch meine Staaten vor jedem Angriff der Türken, durch die Furcht, welche ihnen von der Krim aus die russischen Truppen und Schiffe einjagten, die bereit waren, die Türken im Rücken zu fassen, und dann war ich gewiss, dass ich den Hof von Petersburg von dem in Berlin losschälte und diesem einen mächtigen Bundesgenossen wegnahm. Das sind die wichtigen Gründe, warum ich mich entschloss, Katharina die Krim durch die Pforte abtreten zu lassen. Jetzt ist aber die Lage eine ganz andere. Ich werde nicht dulden, dass die Russen sich in Constantinopel festsetzen. Die Turbane sind als Nachbarn nicht so gefährlich für Wien wie die Hüte. Übrigens kann jener Plan der überreizten Phantasie der Kaiserin nicht in Erfüllung gehen — und wäre auch nur ein Ukas nöthig, um Constantinopel in Besitz zu nehmen und ihren Enkel Constantin zu krönen, denn sie könnte sich dort nicht gegen die vereinte Stärke der Osmanen Asiens behaupten, wie gegen mehrere Großmächte, welche für sie einstehen würden; sie müsste ihr ganzes Reich von Truppen entblößen, die Hälfte aufgeben und die Hauptstadt verändern.“ [2])

Ségur.

Diese Worte beruhigten Ségur über Constantinopel, aber er fürchtete ein Vorschreiten der Russen bis zum Dniestr, denn das wäre nachtheilig für Frankreich, und bat den Kaiser, zum Vortheile seines Schwagers alles aufzubieten, um einen Bruch zu vermeiden; denn Ludwig XVI. habe ja

---

[1]) Mémoires du prince de Ligne, I, p. 64.
[2]) Ségur, Mémoires, III, p. 209—210.

auch nur des Kaisers wegen den Türken zur Abtretung der Krim an die Russen gerathen.

Joseph II. gab zur Antwort:[1] „Ich thue, was ich kann, aber Sie sehen, wie die Einbildung dieser Frau überspannt ist: die Türken sollen in allen streitigen Punkten ihr nachgeben. Wenn jedoch die Türken sie durch eine Weigerung reizen, wie soll man dann Katharina hindern, ihnen einige Städte wegzunehmen? Sie hat zahlreiche unermüdliche Truppen, die mit Wenigem zufrieden sind und hingehen, wohin man sie führt. Sie sehen, wie wenig man sich hier aus dem Leben und der Noth der Menschen macht: achthundert Meilen fern von der Hauptstadt ziehen sie Straßen, graben sie Häfen aus und bauen sie auf Sümpfen, errichten Paläste, legen mitten in der Steppe englische Gärten an: all das ohne Sold, ohne Bett, hin und wieder ohne Lebensmittel — und stets ohne Murren. Die Kaiserin ist in der That der einzige reiche Herrscher in Europa: sie gibt überall viel aus und bleibt nichts schuldig; ihr Papier gilt so viel, als es ihr beliebt, sie könnte auch aus Leder Geld machen. England ist erdrückt durch die Menge des Papiergeldes. Frankreich gesteht gerade vor aller Welt den kläglichen Zustand seiner Geldwirtschaft ein und ich kann kaum die Einnahmen mit den Ausgaben ins Gleichgewicht bringen, zu denen mich die Ansiedelungen in Galizien und die neuen Festungen zwingen." Joseph über die Macht Russlands.

Ségur meinte,[2] das seien lauter Gründe, dass der Kaiser sich um den Frieden bemühen müsse, und suchte nachzuweisen, dass die Macht Russlands mehr glänzend als fest sei: Potemkin wage mit Hitze, gebe aber auch leicht wieder alles auf; habe in Jekaterinoslaw den Grundstein zu einer Stadt legen lassen, die man nie bewohnen werde, den Grundstein zu einer Kirche, in der man nie eine Messe lesen werde — man habe eine schöne Aussicht an jener Stelle, aber kein Wasser. Cherson habe eine schlechte Lage. Die Steppen seien seit sechs Jahren verödeter als je, die Krim habe zwei Drittel der Bevölkerung verloren; nur Sebastopol habe eine wahre Bedeutung, aber es sei noch lange Zeit nöthig, bis man dort eine rechte Stadt sehe. Man habe alles schön aufgeputzt für die Augen der Kaiserin — sei sie aber einmal abgereist, so werde alles wieder verfallen. Es seien Theaterstreiche, bald werde Potemkin sich einen andern Schauplatz für sein Treiben suchen. Beharrlichkeit und Folgerichtigkeit liege nicht in seinem Charakter, der Krieg sei ihm zur Last, und habe er einmal das große Band des Georgs-Ordens, so werde er den Frieden ebenso eifrig suchen, als er ihn jetzt zu brechen strebe. Der Friede nöthig.

„Ich gebe all das zu", erwiderte der Kaiser, „man hat uns bis jetzt von einer Täuschung zur anderen geführt. Das innere Wesen hat seine großen Gebrechen, außen ist alles Glanz. Der Bauer und Leibeigene sind Werkzeuge, mit denen man niederschlägt, was man will. Der gedemüthigte Adel kennt kein anderes Gesetz als den Willen der Kaiserin, kein anderes Ziel als ihre Gunst. Sie befiehlt und die Truppen brechen auf und die Schiffe werden vom Stappel Russische Macht.

[1] Ségur, l. c. III, p. 210—211.
[2] Ibid. III, p. 211—213.

gelassen. In Russland ist keine Zögerung: der Befehl, so launenhaft er auch sein mag, wird alsbald vollzogen. Stände ein Karl XII. an der Spitze dieses Volkes, so könnte er mit 600.000 Mann den Schrecken bis an die Grenzen Europas tragen.“ [1])

Ségur schloss aus diesen Worten, dass der Kaiser dem Andrängen Katharinas zum Kriege keinen festen Widerstand entgegenstellen würde; Diderot habe allerdings mit Recht Russland einen Koloss mit thönernen Füßen genannt, aber man habe dem Thone Zeit gelassen, fest zu werden wie Erz.

Friedensvorschläge an die Pforte.

Nach langen Verhandlungen wurde der russische Gesandte Bulgakoff mit billigen Vorschlägen nach Constantinopel abgesendet, auf deren Grundlage Frieden bleiben konnte: die Pforte solle den verabredeten Vertrag senden, nämlich, dass sie den Pascha von Achizka anhalte, die Lesghier nicht weiter zu unterstützen; dagegen solle die Frage wegen der Oberhoheit über Georgien mit Stillschweigen übergangen werden. Die Pforte solle die Algierer zwingen, die von ihnen weggenommenen russischen Schiffe zurückzustellen; sie solle gestatten, dass man die Tataren des Kuban züchtige, welche mehr als tausend Russen gefangen mitgenommen hätten; sie solle die Zaporoger jenseits des Bug, welche sich auf ihr Gebiet geflüchtet hätten, im Zaume halten: sie solle in Zukunft in der Krim nicht mehr als die ausgemachte Menge Salz erheben, nämlich für den Bedarf von 100.000 Köpfen, alles übrige aber bezahlen; sie solle nicht weiter auf der Forderung bestehen, dass man ihr den nach Russland entflohenen Hospodar der Moldau, Maurocordato, ausliefere; endlich solle die Pforte die Aufrührer bestrafen, welche sich vor kurzem an den russischen Consuln in Rhodos, Smyrna und Candia vergriffen hätten.[2]) — Das waren vernünftige Bedingungen, bei denen der Friede bestehen mochte; aber man brauchte sie nur in trotzigem Tone vorzubringen — so war die Weigerung da und damit der Krieg — so gereizt waren damals die Türken!

Der Aufenthalt in Baktschiserai dauerte fünf Tage. Der Kaiser benutzte diese Frist, um den Tanz der Derwische zu sehen, um die Moscheen zu besuchen; er wohnte am Freitag dem Gottesdienste bei und war erbaut über den Ernst und die Sammlung der Türken.[3]) Er besuchte die Vorstadt der Karaiten, der Juden, die nichts vom Talmud wissen wollen und sich nur an das Gesetz des Moses halten; er schreibt, sie seien reiche Kaufleute und fleißige Ackerbauer.[4]) — Am 3. Juni wurde aufgebrochen mit Geleit von Tataren und Kosaken, durch die Kabarda, ein anmuthiges Thal, nach Inkjerman, dem alten Theodora, an altberühmten Städten vorüber, nach dem neugegründeten Sebastopol. Joseph II. schreibt: „Sebastopol ist der schönste Hafen, den ich je in meinem Leben gesehen habe; 150 Schiffe haben darin bequem Platz und sind sicher gegen alle Stürme des Meeres und jeden Angriff der Feinde, denn drei Batterien decken den Hafen. Es ist auch ein Hafen da für die Kaufleute und einer für die Quarantaine und

Karaiten.

Sebastopol.

[1]) Ségur, Mémoires, III, p. 213–214.
[2]) Ibid. III, p. 153. — Zinkeisen, l. c VI, S. 624.
[3]) Brief an Lascy bei Arneth, l c. S. 352.
[4]) Ibid. S. 362.

noch ein dritter für das Bauen und Ausbessern beschädigter Schiffe. Man hat hier mehrere Häuser, Magazine und Kasernen gebaut und, wenn man in der gleichen Weise in den nächsten Jahren fortmacht, so wird dieser Platz sicher einer der blühendsten werden. All das macht den französischen Gesandten sehr bestürzt. Die Fahrt von hier nach Constantinopel dauert achtundvierzig, oft nur sechsunddreißig Stunden. Sie können sich denken, welch bittere Gedanken das in meinem Bruder, dem Großherrn, erwecken muss, der nie sicher ist, dass diese kecken Bursche ohne das geringste Hindernis kommen und ihm mit Kanonenkugeln die Fenster einschlagen. Die Kaiserin ist über all das, was sie sieht, und über den neuen Zuwachs von Macht für Russland ganz entzückt. Der Fürst Potemkin ist in diesem Augenblicke allmächtig und gefeiert über allen Glauben. Wäre ich Berlin so nahe und wären die Preußen solche Gimpel wie die Türken, so bekenne ich gerne, ich würde dem Gelüste, mich solcher Nachbarn zu entledigen, schwerlich widerstehen." [1]) Beim Mahle brachte die Kaiserin ein Hoch aus „auf ihren besten Freund". Die Kanonen donnerten; die Fenster im Speisesaale wurden geöffnet und man sah unten Tataren in Reihen, hinter ihnen die weite Bucht und in ihr eine furchtbare Flotte in Schlachtordnung aufgestellt. Sie begrüßte die Kaiserin, welche auf den Balkon trat, mit dem Feuer ihrer Geschütze und ihr Donner schien dem Schwarzen Meere zu sagen, dass es eine Herrin habe, die in wenig Stunden ihre Fahnen vor Stambul aufstellen könne. [2]) Die Tischgesellschaft bestieg ein Schiff und fuhr durch die Reihen der Flotte und begab sich dann auf eine Anhöhe, von der man das neue Sebastopol übersah, und allen erschien ganz wunderbar, was Potemkin in zwei Jahren geschaffen hatte.

Nun folgten Ausflüge in die Umgegend: nach Theodora, dem Eigenthum des letzten Kaisers der Griechen, nach Eupatoria, nach den Höhlen im Gebirge rings um Sebastopol, die vielleicht einst die Wohnungen der Taurier waren, da sie noch als Seeräuber das Schwarze Meer unsicher machten; später waren sie der Zufluchtsort geächteter Griechen und noch später verfolgter Christen: dann nach dem alten Cherson, einst einem der Lieblingssitze des großen Mithradates, unter Constantin der Vorort der umliegenden Städte; endlich nach Parthenion, wo die geheimnisvolle Göttin verehrt wurde. Dort weihte einst eine Jungfrau, der nie die hochzeitliche Fackel geleuchtet, die Schiffbrüchigen als Opfer der Göttin zum Tode. [3]) Partheniza.

Hier spielte die Geschichte der Iphigenie, des Orestes und Pylades, welche von alten und neuen Dichtern wetteifernd besungen wurde. In früheren Jahren hatte der Fürst von Ligne der Kaiserin von dieser Stätte mit Begeisterung gesprochen; und als sie sich zur Reise in die Krim entschloss, hatte sie ihn eingeladen, sie in das Zauberland zu begleiten, dem sie den Namen Tauris gab, und hatte ihm die Stätte, wo die Tochter Agamemnons einst Priesterin war, und ein Stück Land rings umher mit allen Einwohnern zum Geschenke gegeben. Als die Tataren der Czarin huldigten, sprach auch er den Treueid nach, und als Joseph II. darüber lächelte, meinte der Fürst: „Es ist besser für Sie, ich bin hier als in Belgien." — Von hier schrieb der Fürst seinen schönen fünften Brief über die Reise [4]) — „unter dem Schatten riesiger Walnussbäume, bei einer Säule, die der traurige Überrest vom Tempel der Diana ist, rechts vom Fels, wo Thoas De Ligne.

[1]) Brief an Lacey bei Arneth, l. c. S. 364.
[2]) Ségur. Mémoires, III, p. 180—181.
[3]) Vergl. Bd. I, S 656 dieses Werkes.
[4]) A la marquise de C***. Mémoires, I, p. 68—84.

die Fremden hinunterstürzte“: — es sei der schönste und merkwürdigste Punkt der ganzen Welt. Er sieht die berühmten Stätten des Weltverkehrs dahingeschwundener Jahrtausende und die Vergänglichkeit aller Größe stimmt ihn zur Wehmuth. Alles ist in stetem Flusse und, was nicht steigt, das sinkt; ein Reich, das nicht zunimmt, ist im Verfalle. Aller Ruhm kommt ihm vor wie ein Traum, wie ein vorüberziehender Rauch.

Durch das romantische Thal von Baidar führte Potemkin die Reisenden nach Achmetschet, welchem die Czarin den Namen Sympheropol gab, und
Karasu-Basar. von da nach Karasu-Basar, das die Griechen Mauron-Kastron nannten; unter den Tataren war es der Wohnsitz des Kalga, die Stadt war unregelmäßig gebaut und man sah nur die niederen Häuser der Tataren. Dafür hatte aber Potemkin am Ufer des Karasu einen englischen Park und inmitten desselben einen prachtvollen Palast hinzuzaubern verstanden. Ségur[1]) erinnerte an Armida, die für Rinaldo einen Garten zu zaubern vermocht, jetzt habe es Rinaldo für Armida gethan. Als die Czarin abends im Parke sich ergieng, an der Frische der Luft, der Klarheit des Wassers und am Dufte der Blumen sich erfreuend, erglänzte auf einmal das Gebirge, das hinter Karasu von Baktschiserei bis Star-Krim sich hinzieht, mit drei Reihen farbiger Feuer und ihr Namenszug erstrahlte
Feuerwerk. vom Tschatür-Dag in Flammenschrift. 300.000 Raketen stiegen auf. Selbst die Muselmänner vergassen ihre kalte Gleichgiltigkeit und schauten mit freudigem Staunen dem Feuerwerke zu, und der Kaiser gesteht, dass er noch nichts so Großartiges gesehen habe, solch eine Feuergarbe, wie die letzte war. Allerdings bemerkt er dabei, etwas der Art sei nur in Russland möglich: Potemkin habe das Bombardiercorps dafür aus Petersburg kommen lassen — 2000 Werst weit her — und jetzt reise es dorthin zurück; das Fett zu den Lampen, welche die Soldaten füllen mussten, habe er aus Moskau bezogen. Das ganze Gebirg sei wie in Flammen gestanden.[2])

Von da gieng es durch die Rebgelände des Sudak nach Star-Krim (= der alten Festung), dem Karkupol der Griechen, dem Katharina den Namen Leukopol oder Weißenburg gab; einst eine reiche Handelsstadt, war es jetzt ganz zerfallen. Der Kaiser staunt in seinem Schreiben an Lascy[3]) über die schönen Reiter, über welche an diesem Tage die Kaiserin Musterung hielt. Von da giengs
Kaffa. nach Kaffa, dem alten und berühmten Theodosia; die Tataren nannten es einst, entzückt von seiner Pracht, Kerim-Stambuli, das heißt das Constantinopel der Krim. Die Milesier hatten es gegründet, es war Jahrhunderte lang der Sitz des Welthandels zwischen Europa und Asien; in seinen weiten und sicheren Hafen brachten die Schiffe die Pelze des Nordens, das Leder aus Russland und den Caviar, die persische Seide und Baumwolle, die Specereien aus Indien; aus Circasien, dem Kaukasus und Georgien kamen die Sclaven. Über Kaffa gieng lange Zeit der Verkehr Europas mit dem Orient.[4]) Ligurer beuteten die Bergwerke des Kaukasus aus. Alanen zerstörten es im ersten Jahrhunderte, die Bosporaner bauten es wieder auf. Die Genuesen gründeten hier unter

---

[1]) Ségur, Mémoires, III, p 195.

[2]) Arneth, Joseph II. und Katharina von Russland. „Ihr Briefwechsel. S. 367.

[3]) Ibid. S. 368.

[4]) Mit den Chanen mussten die Genuesen, Streitigkeiten zu vermeiden, oft Verträge abschließen. Drei sehr wichtige hat in einer gehaltvollen, ebenso durch Wissen als Scharfsinn ausgezeichneten Abhandlung Graf Geza Kuun („Adalékok Krim Történetéhez“) herausgegeben und zwar zum erstenmale fehlerfrei, während de Sacy und Olivieri nur zwei herausgaben, die sie auch noch für einen einzigen hielten.

Baldo Doria eine ganz neue große Stadt, die 40.000 Häuser gezählt haben soll.[1]) Der Sprengel des katholischen Erzbischofs erstreckte sich von Saraïa an der Wolga bis nach Varna in Bulgarien; auch die Armenier hatten hier einen Bischof und eine große Schule.[2]) Als die Tataren es bedrängten, gedachte Papst Clemens VI. einen Kreuzzug zu seiner Befreiung zu predigen. Je mehr das Ostreich dem Ende nahte, umsomehr flüchteten sich Griechen nach Kaffa. Sultan Mohammed II. rüstete 1475 insgeheim eine Flotte von 300 Segeln mit 40.000 Mann dagegen aus. Ein Genueſe Spuerciafico hatte versprochen, ihm die Thore zu öffnen.[3]) Längst hatte er aus Haſs den Genueſen den Ausgang aus dem Schwarzen Meere gesperrt und in Genua hatte man das dunkle Gefühl, daſs diese Perle unter den Colonien bedroht sei: ein Hauptmann Cerio hat deshalb ihr zu Land (über Friaul, Ungarn, Polen und die Tatarei) Verstärkung zugeführt: 150 Ritter;[4]) aber was vermochte diese kleine Anzahl! Ein anderes Hilfscorps aus Polen erlag unterwegs. Am 4. Juni 1475 ankerte die türkische Flotte vor der Stadt und wurden die Geschütze aufgeführt, in wenig Tagen war Breſche geschoſſen — die Genueſen vertheidigten noch vier Tage die Mauern, dann ergaben sie sich. Der Vertrag wurde jedoch nicht gehalten. 40.000 Einwohner wurden als Anpflanzer nach Constantinopel abgeführt, 1500 edle genueſiſche Jünglinge unter die Janitscharen gesteckt.[5]) Die Armenier hatten zum Verrathe der Stadt geholfen — gewiſs aus Handelseifersucht. Der Großvezier Achmed Pascha gab acht Tage nach dem Einzuge den Vornehmsten unter ihnen ein Gastmahl; beim Abschiede hieß er einen nach dem andern über eine enge Stiege gehen, unten schlug ihm der Henker den Kopf ab. Spuerciafico ward in Constantinopel enthauptet — der beste Lohn für den Verrath. Die Beute war unermeſslich, im ganzen Norden der Schrecken groß.

Mohammed II.

Nach Kaffa kamen Tanna (Asow) und Menkub rasch in die Gewalt der Türken. Seitdem verfiel Kaffa. Als es Katharina betrat, war in seinen Straßen nur Gras und herrschte das Schweigen des Todes, sah man nur Trümmer verfallener Herrlichkeit. Es schien, als ob ihr am Ende ihres Triumphzuges eine höhere Fügung durch diesen Anblick des traurigen Wechsels aller Dinge hätte sagen wollen: „Lege ab deinen Stolz und lerne demüthig sein; sieh, das ist das Ende aller menschlichen Größe!“ Thränen stürzten ihr aus den Augen. Der Kaiser schreibt: „Diese Stadt zeigt nur verfallendes Gemäuer, das aber auf den ehemaligen Glanz hinweist. Man sieht noch prachtvolle Moscheen, welche einst christliche Kirchen waren, und großartige Bäder. Die Bucht ist schön und die Rhede ausgezeichnet. Als die Russen sich der Stadt bemächtigten, waren nach ihrer Angabe noch 30.000 Menschen hier, Griechen, Tataren, Armenier; jetzt geben auch die größten Bewunderer zu, daſs deren nur noch 400 da sind. Die Häuser sind von den Russen abgedeckt, die das Holz zum Heizen benöthigten, und das andere

Trümmer einstiger Größe.

Katharina II.

Joseph II.

---

[1]) Die Agenten in den Städten, wo Genueſen waren, hießen Titan oder Tutan = der da haltet, Lieutenant. — Geza Kuun, l. c. 21.

[2]) Ségur, Mémoires, III, p. 200.

[3]) Sismondi, Hist. des Républiques italiennes, XI, p. 38. — Hammer-Purgstall, Geschichte des Osmanischen Reiches, II, S. 139.

[4]) Sansovino, Imperio de' Turchi, II, p. 167. — Raynald, l. c. a. 1475.

[5]) Die beste Arbeit über den Untergang Kaffas lieferte ein Dominicaner: „Codice diplomatico delle colonie tauro-ligure durante la Signoria dell' ufficio di S. Giorgio (1453—1475) ordinato ed illustrato dal P. Amadeo Vigna. (Atti della Società Ligura di storia patria. Vol. VII, parte 1, fasc. 1. Genova 1871).“ Vergl. Graf Geza Kuun, l. c. S. 25.

verwendeten, um Kasernen zu bauen. So verfallen denn diese Gebäude und stürzen in Trümmer.“ [1])

Kertsch. Der Anblick war niederdrückend. Ségur erzählt,[2]) wie sie, um sich zu erholen, nach Kertsch wanderten, dem alten Pantikapäon.[3]) Aber auch hier wurden ähnliche Erinnerungen erweckt. In Pantikapäon gab sich in der Verzweiflung Mithradates den Tod und von da sandte sein unnatürlicher Sohn Pharnaces die Leiche des berühmten Vaters an dessen Besieger Pompejus nach Asien, der in würdigerer Haltung Thränen vergoss beim Anblicke der entseelten Hülle des unglücklichen Helden und sie in Sinope mit kriegerischen Ehren bestatten ließ.[4])

Mithradates.

Rückkehr. Katharina hatte auch die Nordküste der Halbinsel besichtigen wollen, dann Tscherskak, den Hauptort der donischen Kosaken, und Asow, aber die vorgerückte Jahreszeit machte die Gegend ungesund und ernste Nachrichten drängten zur Rückkehr nach dem Norden. Von Kaffa giengs über Perekop durch die Steppe der Nogajer.

Abschied des Kaisers. In Kisikermann nahm der Kaiser Abschied von der Czarin; er war bewegt; sie schieden unter Versicherungen inniger Freundschaft. Beide sollten sich nie wieder sehen.[5])

Katharina war zufrieden mit dem Lande, was sie erworben, mit den Einrichtungen, die sie da vorgefunden; sie bereute die Auslagen nicht, welche die Reise gekostet. „Man hat mir alles Mögliche vorgestellt“, sagte sie zu Ségur,[6]) „um mich von der Reise abzuhalten: die Beschwerden, die Ungesundheit des Klimas — aber diese Leute kennen mich schlecht: mir Hindernisse in den Weg legen, heißt gerade mich ermuthigen — jede Schwierigkeit gibt mir nur einen neuen Antrieb.“ Die Rückreise gieng schnell. Nach kurzer Rast in Krementschuk

Poltawa. sah die Czarin am 18. Juni bei Poltawa einem Scheingefechte zu, in welchem

[1]) Arneth, l. c. S. 369.

[2]) Ségur, l. c. III.

[3]) Vergl. Bd. I, S. 657 dieses Werkes.

[4]) Vergl. Bd. II, S. 783 dieses Werkes.

[5]) In Josephs Briefen aus der Krim sieht man immer den Herrscher, der nur daran denkt, wie die Kräfte eines Landes zu wecken, die Blüte des Handels, des Reichthums, des Glückes eines Volkes zu begründen seien. Er will überall sich selber von der Lage der Dinge überzeugen und hat scharfe Augen. Trotz allem Glanz, mit welchem Potemkin die Augen der Majestäten zu blenden suchte, schreibt Joseph an Lascy aus Star-Krim (l. c. S. 370): „Der Zustand der Halbinsel ist also: das Feld ist ohne Arme für die Arbeit, den Häfen und Küsten fehlen die Kaufleute und die Schiffahrer. Hier ist kein einziges russisches Handelsschiff. Alles, was unter russischer Flagge fährt, sind Dalmatiner oder Griechen aus Korfu und Kephalonia, lauter Unterthanen Venedigs, so dass, wenn sie ein Schiff abfahren lassen wollen, sie gezwungen sind, ihre Matrosen von Archangel und Kronstadt kommen zu lassen oder Recruten zu verwenden, welche nie das Meer gesehen haben und nicht wissen, was ein Tau ist.“ — Joseph glaubt, man müsste vor allem in der Krim Straßen ziehen von der Küste in die Berge, Ansiedler in die Thäler und an die Küsten bringen, die fruchtbar seien und Holz, Wein und Früchte aller Art lieferten. Die Steppen seien nur Weideplätze, denn es fehle an Holz und Wasser. Auf diese Art könnte man in der Krim Matrosen ziehen und die Erträgnisse selber ausführen und wäre man nicht länger genöthigt, Dalmatiner und Venetianer zu verwenden — und bekäme erfahrene Seeleute auch zur Leitung der Kriegsschiffe. Wenn die Russen es nicht so angriffen, würden sie niemals die Türken aus Constantinopel verjagen. (L. c. S. 373). — Joseph sah sich auch — unerkannt — die türkische Flotte in der Nähe an und Oczakow. Dennoch war er schon am 24. Juni zurück in Lemberg. (L. c. S. 375).

[6]) Ségur, Mémoires, III, p. 217.

genau jene Schlacht dargestellt wurde, die der heldenmüthige Karl XII. 1709 hier gegen Peter I. verlor, trotz aller Wunder der Tapferkeit seiner Schweden.[1]) Ohne diesen Sieg wäre Russland in die Barbarei zurückgesunken, durch ihn wurde es eine Weltmacht. „Die Freude und der Ruhm", bemerkt Ségur, „strahlte aus den Augen der Kaiserin; man hätte glauben mögen, das Blut Peters des Großen rolle in ihren Adern. Dieses großartige und prachtvolle Schauspiel schloss in würdiger Weise ihre Reise, die ganz wie ein Roman aussieht und die doch historisch ist."[2]) — Potemkin verehrte ihr ein prachtvolles Halsband von Perlen, sie überhäufte ihn mit Geschenken. Auch Suworow wurde von ihr nicht vergessen. Potemkin eilte in die Krim zurück, um alle Vorbereitungen zu einem Kriege zu treffen.

Über Karkoff, Kursk, Orel gieng die Reise der Czarin nach Tula, wo Russland schon Waffen und Stahl verfertigte, die mit den englischen wetteiferten. Hier, wo man ihren Eifer für Hebung von Handel und Gewerbe lebhaft empfand und stolz war auf die Vergrößerung des Reiches, wurde Katharina enthusiastisch empfangen — nicht so in Moskau. Der Prinz von Ligne erzählt, wie schon die Sage umgieng, man habe der Kaiserin bloß gemalte und in der Nacht weiter getragene Dörfer gezeigt, die Schiffe seien ohne Kanonen und die Reiter ohne Pferde gewesen. „Ich bin hier nicht in der Mode", sagte die Kaiserin, „entweder habe ich Unrecht Einigen gegenüber, oder sie haben mich missverstanden."[3]) — Sie wollte große Feste geben, bestellte sie aber ab, als Alexei Orlow ihr meldete, dass in einigen Gouvernements Hungersnoth herrsche. Die Statthalter hatten ihre Befehle hinsichtlich Anhäufung von Getreide nicht befolgt. Als einer der schuldigen Statthalter kam, erwartete man, sie werde ihm vor aller Welt einen Verweis geben: „Nein", sagte sie, „damit warte ich, bis er mit mir allein ist, denn ich lobe und belohne gerne laut und zürne in der Stille." Moskau. Reichthum des Adels.

Zur Feier des fünfundzwanzigsten Jahrestages ihres Regierungsantrittes gab Graf Scheremetoff ihr auf seinem Gute, eine Meile von Moskau, ein glänzendes Fest, aus dessen Schilderung man den Reichthum des russischen Adels begreifen lernt. Schon der Weg dahin, dann der große Park, waren glänzend beleuchtet. Eine Oper, bei der die Musik melodienreich, der Text sinnvoll, die Aufführung wahrhaft glänzend waren, die Costüme, die Schönheit der Gestalten wunderbar, wurde aufgeführt. Dichter, Musiker, Schauspieler, Tänzer und Tänzerinnen — alle gehörten dem Grafen leibeigen. „Sie verdankten ihrem Herrn die Ausbildung ihres Talentes", meint Ségur, „warum gab er ihnen nicht auch die Freiheit! — einen Leibeigenen aufklären, heißt ihm sein Unglück erst recht klar machen."[4]) — Beim Mahle war eine solche Menge der kostbaren Gefäße aus Gold, Silber, Porphyr, Krystall, Alabaster aufgestellt, reich mit Edelsteinen und Perlen besetzt, wie nur ein Lucullus sie einst besessen haben mochte. — Wir begreifen jetzt den Stolz dieses Adels.

Am 22. Juli war die Kaiserin wieder in ihrem Palaste in Petersburg.

So endete diese in ihrer Art einzige Reise, die wie ein Märchen aus „Tausend und einer Nacht" erscheint.[5]) Asien und Europa schillern in diesen Ende der Reise.

[1]) Vergl. über die Schlacht von Pultawa Bd. XI, S. 24 dieses Werkes.
[2]) Ségur, Mémoires, III, p. 223.
[3]) Mémoires du prince de Ligne, III, p. 99—100.
[4]) Ségur, Mémoires, III, p. 232—233.
[5]) Das neueste Werk über Katharina II. betitelt sich: „Le Roman d'une Impératrice. Catherine II. de Russie d'après ses mémoires et correspondance et les

Scenen voll Glanz und Huldigung, die mit Majestät aufgenommen werden; Alterthum und neue Zeit mengen sich in den großen Erinnerungen und in Plänen der Neubelebung uralter Stätten der Cultur. Katharinas Genius zeigt sich in neuem Glanze, wie Josephs friedliche Politik. Der Frieden wurde aber nicht erreicht, denn die Türken empfanden die Reise der beiden Majestäten in die Krim als eine Herausforderung und nahmen sie an mit dem Aufgebot aller Kraft. Auf Feste folgen jetzt Schlachten und Erstürmungen von Städten. Ehe wir diese schildern, wollen wir noch einen Blick auf den Westen von Europa werfen.

documents inédits des archives d'État." Paris 1893. Librairie Plon. Der Verfasser K. Waliszewski sagt von seiner Erzählung: „Ceci est un roman où la fiction n'a aucune part. La legende même n'y tient que la place, scrupuleusement mésurée; qu'on ne saurait lui refuser dans une évocation fidèle du passé."

Holland. Das Reich. Belgien.

Die Unruhen in Holland und die preußische Heerfahrt dahin.

Der Geist der Neuerung, der gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Welt durchbrauste, ergriff auch die sonst so nüchternen und bedächtigen Holländer. Hier lebte der alte Hader der Staaten- und der Statthalterpartei wieder auf, der, wie wir früher sahen,[1]) die Republik mehrmals erschüttert hatte. Die Statthalter strebten nach königlicher Gewalt, die Staaten dagegen sahen in dem Statthalter nur einen Beamten, den sie nach Verdienst belohnen oder absetzen könnten. Im Kriege gegen Spanien war die vollziehende Gewalt in die Hand eines Mannes gelegt worden, Wilhelms I., des Oraniers, und seine Nachfolger hatten viele Macht in der That, geringe Macht nach dem Gesetze. Dieser Widerspruch zwischen der Thatsache und dem Gesetze erweckte wieder und wieder Streitigkeiten. Statthalter. Wilhelm I.

In der Bedrängnis Hollands durch Ludwig XIV. erlangte Wilhelm III. die Verordnung von 1674 und die Verfügung über das Heer für einen Feldzug und die Oranier suchten dieses Recht zu behalten. Dieses führte zur Abschaffung der Statthalterschaft. Im Kriege von 1741 fühlte man aber doch wieder das Bedürfnis eines Heerführers und 1748 ward wieder ein Statthalter in der Person Wilhelms IV. aufgestellt: er wurde zum Generalcapitän und Oberadmiral von Holland ernannt, und Yssel und Utrecht folgten diesem Beispiele; die Generalstaaten stellten ihn an die Spitze der allgemeinen Kriegsmacht, er ward in Seeland wieder erster Edler und Markgraf von Vere und Vlissingen, er ward sogar Obergouverneur des niederländischen Indien — was bisher kein Statthalter gewesen —, er ward Erbstatthalter in der männlichen und weiblichen Linie. Man wünschte dem Staate Glück zur Wiederherstellung einer Regierungsform, „ohne welche er zum Spotte seiner Feinde und zur unnützen Last für seine Freunde geworden". Eine Frau im Haag starb vor Freude, als sie den Prinzen erblickte. Chesterfield bemerkt, es wäre dem Prinzen ein Leichtes gewesen, sich die Souveränität zu erwerben, doch er wollte den Titel nicht führen, obgleich er nicht hindern konnte, daß das Volk ihm die wirkliche Macht übertrug. Wilhelm IV. benahm sich klug und suchte allen Neid von seiner Macht abzuwenden: Wilhelm IV.

[1]) Vergl. Bd. X, S. 254 ff. dieses Werkes.

er sagte oft, er kenne nichts, was dem Ehrgeize eines Sterblichen mehr schmeicheln könnte, als der Gegenstand der Liebe und Hochachtung eines freien Volkes zu sein. Als ihm 1748 ein Sohn geboren wurde, war die Freude unglaublich. Sein Eifer für den Staat und die Güte seines Herzens machten ihn auch dieser Zuneigung würdig und bei längerem Leben würde er gewiss Holland zur früheren Machthöhe erhoben haben, aber er starb schon 22. October 1751.

Wilhelm V.

Da Wilhelm V. erst drei Jahre alt war, übernahm nach der Verfügung von 1741 seine Mutter die Statthalterschaft; die Stelle eines Generalcapitäns jedoch erhielt der Fürst Ernst Ludwig von Braunschweig-Wolfenbüttel. Im eilften Jahre wurde Wilhelm V. in die Versammlung der Staaten zugelassen, im fünfzehnten erhielt er feierlich Sitz im Staatsrathe; 1766, im achtzehnten Jahre, ward er für volljährig erklärt. Braunschweig wünschte aber nicht, entlassen zu werden und lockte dem harmlosen jungen Manne insgeheim eine schriftliche Zusicherung ab, dass er immer seinem Rathe folgen und ihn gegen alle Verantwortlichkeit schützen wolle. Übrigens kamen zunächst keine schweren Fragen und der Bund Österreichs mit Frankreich wiegte die Holländer in die tiefste Vertrauensseligkeit. Die Vermählung des Statthalters mit Friederike Wilhelmine von Preußen erschien als neue Bürgschaft des Friedens. Die Schulden wurden abgetragen, der Credit stand nie höher als in der Zeit von 1760 bis 1780. Handel und Industrie blüten. Wer arbeiten wollte, war seines Unterhaltes gewiss. Es war zugleich eine Zeit der Blüte für die Wissenschaft.

Friederike Wilhelmine.

Der amerikanische Krieg

Diese glückliche Zeit des Friedens war aber von kurzer Dauer. Der Krieg Englands mit Amerika machte ihm ein Ende und Holland wurde wider seinen Willen in denselben hineingerissen, während es nach dem Eingeständnisse der Generalstaaten selber ohne hinreichende Landmiliz und Kriegsschiffe war und sehr schwache Grenzen hatte und ohne Vormauer dastand.

Bruch mit England

Die bundesgemäße Hilfe, welche England 1768 verlangte, wurde abgeschlagen. Die Engländer klagten, dass die Holländer ihre Feinde mit Kriegs- und Schiffsvorräthen unterstützten und ihren Blockade-Decreten nicht folgten, und sagten sich förmlich von allen bisherigen Verträgen und Bündnissen mit der Republik los: sie würden sie nur noch als neutrale Macht, die mit England im Frieden lebe, betrachten. Als aber ein Handelsvertrag von Amsterdam mit den Amerikanern abgefangen wurde und die Stadt sich nur mit der Bedingtheit desselben entschuldigte, — da verließ der englische Gesandte 25. December 1780 den Haag und begannen die Feindseligkeiten gegen holländische Schiffe.

Verluste zur See.

Bald waren 215 Kauffahrer, mit fünfzehn Millionen an Gütern beladen, von den Engländern aufgebracht und hatten die Holländer schnell für ihre Colonien zu fürchten. Die Franzosen nahmen den Engländern einen Theil der Beute ab und gaben sie den Niederländern zurück und das erhöhte die immer mächtiger werdende Zuneigung für Frankreich.

Stimmung gegen Wilhelm V.

Jetzt wendete ſich auch die Stimmung gegen den Statthalter, dem man Zuneigung für England vorwarf, und in gebildeten Kreiſen wurde der Eifer für die Oranier geſchwächt durch die ſtark beſuchten Vorleſungen des Profeſſors Burmann, der die Bewunderung für Oldenbarneveld und de Witt wieder aufzuwecken wuſste. Die Nation wurde unzufrieden mit den Rüſtungen. Amſterdam wagte vom Statthalter die Entfernung des Herzogs von Braunſchweig zu verlangen, den es der Vertrautheit mit dem engliſchen Geſandten und der Anglomanie beſchuldigte. Der Statthalter verehrte den Herzog wie einen zweiten Vater, ſagte ihm alles und der Herzog beſtand auf einer ſtrengen Unterſuchung ſeines Betragens, die aber keinen Fortgang nahm. Braunſchweig muſste zuletzt dem Haſſe weichen.

Haſs gegen Braunſchweig.

Jetzt richteten ſich die Anklagen der Preſſe gegen den Statthalter ſelber, zumal Holland ſchwere Verluſte im Seekriege erlitt und ſeine Frachtſchiffahrt einen empfindlichen Stoß erhielt, während die der Hanſeaten ſich beträchtlich erhob; ohne die Hilfe Frankreichs hätte die Republik gewiſs vier Colonien, ja ſogar Ceylon verloren. Das wurde eine neue Quelle des Haſſes gegen den Statthalter; zugleich wirkte der Glanz der neuen Freiheit aus Nordamerika her. Es kam ſo weit, daſs zum Beiſpiel in Utrecht, wo die Oranier 1747 ſo volksbeliebt waren, 1784 die bewaffnete Bürgerſchaft die ihr von Wilhelm IV. geſchenkte Fahne feierlich verbrannte, weil darauf das Stadtwappen von einem Oranienkranze umgeben war; daſs die Staaten von Holland das Tragen der Oranienfarbe als Zeichen des Aufruhrs verboten; daſs ſie dem Statthalter den unmittelbaren Befehl über die Truppen im Haag entzogen. Wilhelm V. zog ſich nun aus Holland zurück und hielt ſich abwechſelnd zu Breda auf oder auf ſeinem Luſtſchloſſe Loo in Geldern oder in Nimwegen. Als es zu Reibereien zwiſchen den durch den Scheldeſtreit entſtandenen Freicorps und den Truppen des Statthalters kam, klagte Holland über einen „Fürſten, der den verrätheriſchen Bundesgenoſſen und offenen Feind des Staates (nämlich England) mit ebenſovieler Schonung behandelt habe, als er jetzt die Einwohner, die nur ihre heiligen Rechte zurückfordern, mit der möglichſten Eile und Härte bekriege.“

Utrecht.

Holland.

Die Franzoſen ſchürten dieſe Stimmung der Unzufriedenheit. Wir hören den Kern der Anklagen gegen den Statthalter aus den Worten Ségurs heraus, wenn er ſagt:[1]) „Erforſcht man genau den Charakter der Fürſten, welche durch die Revolutionen ihre Macht verloren haben, ſo wird man ſtets einen ungeſchickten Hochmuth bemerken, welcher reizt, eine halbe Thatkraft, welche die Empörung herausfordert, eine Schwäche, welche ihr zum Gelingen verhilft, und Rachſucht, welche jedes Mittel der Verſöhnung unwirkſam macht, indem es jede Hoffnung auf Ruhe wegnimmt. Dieſe Miſchung von Hochmuth, Zorn und Schwäche bildete den Charakter Wilhelms V. und der Prinzeſſin von Oranien, der Schweſter Friedrich Wilhelms II., und ihre falſchen Schritte waren die unvermeidlichen Fehler dieſer Gebrechen, indem ſie nach und nach ein phlegmatiſches und ſchwer aufzuregendes Volk reizten und ihnen zuletzt all ihr Unglück zuzogen, von dem die preußiſchen Waffen ſie nur für einen Augenblick befreiten. Der Statthalter verlor den Hauptzweck, nämlich den Handel der Republik zu heben und ſie zugleich gefürchtet zu machen, aus dem Auge und durch eine engherzige Politik verblendet, opferte er das Streben nach Ruhm, das ihn beliebt gemacht hätte, dem Streben nach Macht, durch welches er verhaſst wurde. — — Die

Klagen gegen Wilhelm V.

[1]) Ségur, Hist. du règne de F. Guillaume II, vol. I, p. 106—119.

Republik fühlte schon lange das Bedürfnis, neutral zu bleiben und diese Unabhängigkeit durch eine mächtige Flotte zu sichern. Frankreich wünschte eine Erstarkung der holländischen Seemacht, damit die Engländer ihre stolze Hoffnung auf die Beherrschung der Meere einmal aufgäben. Frankreich wollte Holland nicht mehr angreifen, demnach war die holländische Landmacht nur Nebensache, höchstens bedrohlich für die innere Freiheit. So war wenigstens die Ansicht der Holländer. Ganz anders wie sein Volk sah aber der Statthalter die Sache an. Die Republik musste eine Seemacht haben, der Statthalter nicht. Er vernachlässigte sie also und kam sogar in den Verdacht, dass er sie opfern wolle. Das Landheer war kein Nutzen für die Republik, für den Statthalter aber ein Mittel, seine Macht zu vermehren; darum wurde es der einzige Gegenstand seiner Sorge, und da England als natürlicher Feind jeder Seemacht ganz auf diese Ansichten des Statthalters eingieng, so folgte daraus von sich selber, dass Wilhelm V. der leidenschaftliche Feind der Franzosen und vom englischen Cabinete dadurch abhängig wurde, während sein Volk jeden Tag England mehr hasste und sich Frankreich näherte." Also Ségur.

Flotte

und Landheer.

Hier ist die ganze Bedeutung des Streites angedeutet. Diese Zänkereien zwischen dem Statthalter und den einzelnen Staaten würde kein Geschichtschreiber mehr erwähnen, hätten nicht England und Frankreich sich in dieselben gemischt. Der Streit zwischen dem Statthalter und den einzelnen Städten und Staaten wurde dadurch ein Streit zwischen England und Frankreich und bekam so eine weiterreichende Bedeutung. Bei der Frage, warum die Franzosen so lebhaft die Holländer unterstützten, kamen die Engländer auf den Gedanken, sie wollten mit Hilfe der holländischen Seemacht ihnen Ostindien wegnehmen.

Pitt.

Darum sagte Pitt:[1]) „Ich meine, die ungeheure Bedeutung Hollands als unabhängiger Staat müsse gewahrt werden. Das ist unleugbar eine Sache von der höchsten Wichtigkeit. Ich trage kein Bedenken, wenn wir überhaupt etwas thun, alles zu thun, was nöthig ist; wollen wir aber etwas thun, so müssen wir den Krieg ins Auge fassen, als eine mögliche, wenn auch nicht wahrscheinliche Sache. Aber schon die Möglichkeit ist ernst genug, damit England alles versuche, bevor es sich bewegt. Man muss reiflich erwägen, ob irgend etwas die Vermehrung in dem zunehmenden Reichthum und Glück, in welchem es jetzt ist, ersetzen kann und ob diese so schnell anwachsen, dass es sie fähig macht, der Stärke zu begegnen, welche Frankreich seither bekam."

Der Statthalter gerieth am meisten ins Gedränge, als die französische Allianz betrieben wurde: die Überzeugung war allgemein, dass er derselben entgegen sei — war doch seine Mutter Anna eine Tochter Georgs II. Die republikanische Partei suchte dem Statthalter darum immer engere Schranken zu ziehen; sichtlich sann sie darauf, mit Hilfe Frankreichs seine Würde ganz abzuschaffen.

Begreiflich, dass der Statthalter und seine Gemahlin in dringenden Briefen die Beeinträchtigung ihrer Rechte Friedrich II. vorstellten und

[1]) Life of the right honourable William Pitt, by Earl Stanhope. Vol. I, 2 edition, p. 340.

ihn um Schutz vor ferneren Beschimpfungen baten. Hertzberg unterstützte sie beim König: der König solle mit Einschreiten drohen und zugleich Truppen in Cleve an der holländischen Grenze zusammenziehen. Aber Friedrich II. war anderen Sinnes: einmal dachte er gering von den Fähigkeiten des Statthalters und meinte, er folge nicht immer klugen Rathschlägen; auch schien ihm sein Recht zur Klage nicht so entschieden; dann ließ er in eine Frage, die einen europäischen Krieg hervorrufen könnte, sich nicht mehr gerne ein. Er mahnte darum in vertraulichen Briefen den Prinzen, sich in seine Lage zu schicken und Nachgiebigkeit zu beweisen, kleinere und zweifelhafte Verletzungen seiner Rechte nicht zu bemerken, dagegen jedes Mittel anzuwenden, um Achtung und Vertrauen der Nation zu erwerben: mit diesen werde er gleich seinen Vorfahren Ansehen und Einfluss auf die Geschäfte genug erringen. Seine Nichte, die Statthalterin, mahnte er, mit nichts könne sie ihrem Gemahle besser zuhilfe kommen, als wenn sie durch gefälliges und einnehmendes Betragen ihm die Herzen gewinne; nur solche Eroberungen schickten sich für eine so geistvolle und liebenswürdige Dame. Den Staaten von Holland aber sprach er, weit entfernt von Drohungen, nur den Wunsch aus, die Irrungen gütlich beigelegt und die Rechte des Prinzen von Oranien nicht gekränkt zu sehen. Sie antworteten ihm achtungsvoll, den Gerechtsamen des Statthalters sei kein Eintrag geschehen, der König sei über diese Streitigkeiten nicht hinlänglich unterrichtet. Friedrich II. sagte lächelnd: „Die Leute haben nicht Unrecht, ich habe ja ihr Staatsrecht nicht studiert.“ [1]) Lafayette, der 1785 in Berlin war, trug er auf, dem Cabinete in Versailles zu versichern, dass er nur dem Statthalter und dessen Kindern eine ehrenhafte Stellung wünsche, aber sich in die inneren Angelegenheiten Hollands nicht einmischen werde, wenn Frankreich nicht die Statthalterwürde abschaffen wolle. Vergennes beruhigte ihn hierüber, obschon er aus den Berichten Vauguyons die Überzeugung geschöpft hatte, dass der Prinz von Oranien und seine Anhänger den englischen Interessen ganz ergeben seien und seine Entfernung von der Statthalterschaft das beste Mittel wäre, dem neuen Bunde mit Holland eine feste Dauer zu geben.

Friedrich II. will nicht helfen.

Vergennes.

Auch Friedrich Wilhelm II. fürchtete, einen allgemeinen Krieg durch sein Einschreiten in Holland herbeizuführen, aber Hertzberg stachelte, und so sandte er den Grafen Goerz, um zu vermitteln. „Aber niemand hatte seine Vermittlung verlangt“, meint Ségur, „und sein Gesandter brachte mehr Befehle als Vorschläge und redete zu den Republikanern wie zu Rebellen und hätte dadurch sicher einen Krieg hervorgerufen, wäre das Cabinet zu Versailles thatkräftiger gewesen, und er hätte den Prinzen von Oranien ins Verderben gestürzt, der, seit die Staaten von Holland ihm Geld und Truppen entzogen hatten, nur über ungefähr 6000 Mann verfügte — aber der französische Gesandte Esterno führte eine so energische Sprache, dass das preußische Cabinet mildere Saiten aufzog und der Streit hätte beglichen werden können, wenn nicht die Umtriebe des britischen Gesandten und der Stolz der Prinzessin von Oranien und die Schwäche Frankreichs den Krieg herbeigeführt hätten.“ Vergebens brachte Rayneval [2]) versöhnliche

Friedrich Wilhelm II.

Frankreich.

[1]) Dohm, l. c. III, S. 256.
[2]) Ségur, F. Guillaume II, vol. I, p. 116—118.

Vorschläge, vergebens suchten gemäßigte Männer, die nur die Liebe zum Vaterlande, nicht Herrschsucht und Leidenschaft leitete, durch den Vorschlag, man solle dem Volke einigen Einfluss auf die Regierungswahlen gestatten, sonst aber die alte Verfassung beibehalten, die Misshelligkeiten beizulegen. Der englische Gesandte wollte den Bruch vollständig und erreichte sein Ziel.

Harris.

Es war seit 1784 Harris, später Lord Malmesbury, der schon in Petersburg Beweise seiner Geschicklichkeit abgelegt hatte. Mit derselben Glut hasste er Frankreich, mit welcher er sein Vaterland liebte. Frankreich hatte durch Amerika England gedemüthigt, es war verbündet mit Spanien und Österreich, es stand auf gutem Fuße mit Preußen und gab den Ton an in Stambul, es besoldete Schweden und war daran, ein Handelsbündnis mit Russland abzuschließen — jetzt schien es ihm auch die Schutzmacht von Holland zu werden, um mit diesem Holland den Engländen Ostindien zu entreißen. Diese Demüthigung sollte England niemals erleben und darum entfaltete Harris all seine Kraft und er war findig und wenig wählerisch in Mitteln, um die Versöhnung unmöglich zu machen. Zunächst suchte er die republikanische Partei zu untergraben, dann Preußen zu einem bewaffneten Einschreiten zu reizen. Die republikanische oder patriotische Partei hatte ihre Stärke in der gebildeten Classe, der Statthalter aber hatte im gemeinen Volke wie im Heere die eifrigsten Anhänger. Nun galt es Orangisten in den Rath der Städte und Provinzen zu bringen, um nach und nach die patriotische Mehrheit zu sprengen, um dadurch dem Prinzen stärkeren und dauernden Einfluss zu verschaffen und allmählich einen vollständigen Umschlag der Dinge zu Gunsten des Statthalters zu erwirken. Darum gründete Harris mit englischem Gelde einen statthalterischen Bund, in welchem sich die Mitglieder gegenseitig ihre Verluste gewährleisteten.

Sorge um Ostindien.

Statthalterischer Bund.

Den Zweck erschauten auch die Gegner, und die Freicorps drängten in Amsterdam zum Ausschluss der Orangisten aus dem Magistrat wie in Rotterdam. Den Patrioten wurde nun alsbald der Vorwurf entgegengeschleudert, die Zusammensetzung der Stände sei ungesetzlich, man sei ihnen also keinen Gehorsam schuldig, und dies hatte neue Wirren zur Folge und Verwicklungen, die zuletzt nur mit dem Schwerte gelöst werden konnten. „Regieren und Waffenübungen waren es jetzt, wofür der bedächtige Holländer sein Gewerbe, seine Handelsgeschäfte und sogar seine Wohnung verließ, um Utrecht gegen die Truppen der Tyrannei zu beschützen. Man wollte keine andere Verbindung als die patriotische, und nahm es höchst übel auf, als die oranische Partei sich dieses nämlichen Übels bediente“ — erzählt der Geschichtschreiber Hollands.[1]) In den Generalstaaten erklärte sich die Mehrheit gegen Hollands Vorhaben. Die Holländer aber wollten den Krieg gegen den Statthalter. Am 9. Mai 1787 kam es zwischen Utrechter Bürgern und Soldaten zum Streit — das erste Gefecht in einem Bürgerkriege seit der Stiftung der Republik; der Statthalter hatte nämlich den Verkehr zwischen Utrecht und Holland unterbrechen wollen. Die Holländer ernannten sofort einen Ausschuss mit dictatorischer Gewalt und entließen die Officiere, welche sich weigerten, den Befehl der Generalstaaten zu missachten und der Provinz zu huldigen. Der Wirrwarr in Holland war unsäglich, Bürger stritten gegen Bürger, Brüder gegen Brüder.

Patrioten.

Gefecht bei Breeswyk.

---

[1]) Geschichte van Kampen, l. c. II, S. 495.

In diesen Streitigkeiten hätte die Republik noch lange wie in einem Fieber ihre Kräfte aufzehren können — da brachte eine entschlossene That der Statthalterin die Krisis: voll Geist und Muth und entschlossen, die Rechte ihres Mannes zum Nutzen ihrer Kinder wieder zur Geltung oder wenigstens die Sache zum Biegen oder Brechen zu bringen, erklärte sie unerwartet den Entschluss, selber nach dem Haag zu reisen. Entweder wollte sie ihre Volksbeliebtheit benützen, ehe es zum Blutvergießen käme, und ihren Anhang sammeln und zur That ermuthigen und die Hochmögenden an ihre Pflicht erinnern, dass sie wie Männer handeln, oder sie rechnete auf eine persönliche Beleidigung, die ihr widerfahren, und die dann ihren Bruder, den König, zu einem Rachekrieg zwingen würde. Die Statthalterin

Harris im Haag war im Einverständnis, und, wie die Franzosen behaupten,[1]) eifrig, die Oranier zum Aufstande anzufeuern. Am 28. Juni 1787 reiste die Prinzessin mit geringem Gefolge von Nimwegen ab. Die erste Wache ließ sie ungehindert durch, erwies ihr sogar militärische Begrüßung; die zweite aber hielt sie an. Der Bürgerwehr-Officier erklärte, er habe Befehl, niemanden durchzulassen ohne Wissen des Generals, der aber nicht zur Stelle war, und geleitete wie eine Gefangene die Prinzessin in ein Pachthaus, bot ihr hier Wein an und ihrem Gefolge Pfeifen und Tabak, setzte sich mit tölpelhafter Artigkeit — er war ein Krämer — an ihre Seite, bis die Weisung vom General kam, welche die Weiterreise verbot. Dies war leicht zu begreifen, denn der Statthalter war ja im Kriege mit Holland und dieses hatte ihn seines Amtes für enthoben erklärt; — sie musste umkehren, in Schonhoven übernachten, dort ward ihr Haus mit Wachen umstellt. Sie meldete, dass man sie, die Schwester des Königs, auf der Reise angehalten, an die Generalstaaten, aber diese waren furchtsam; sie schrieb an den Großpensionär von Holland, aber der antwortete, man müsse erst die einzelnen Stände befragen. Die Prinzessin musste umkehren — am 30. Juni war sie wieder in Nimwegen. auf der Reise angehalten.

Die Beleidigung war geschehen. Im Haag äußerte ein Minister: „Wenn der König von Preußen kein Elender ist, so muss er sie rächen, koste es ihn, was es wolle." Friedrich Wilhelm ließ auch sogleich glänzende Genugthuung fordern: man müsse seine Schwester feierlich einladen, sich nach dem Haag zu begeben; im Weigerungsfalle drohte er mit Krieg und zog 20.000 Mann im Clevischen zusammen. Frankreich machte Miene, ein Heer in Givet zusammenzuziehen. England rüstete: in der Nation herrschte das Gefühl, man dürfe Holland nicht unter französischen Einfluss gerathen lassen, sonst seien die Besitzungen in Ostindien in Gefahr; man zeigte sich geneigt, mitzuwirken, um dem König von Preußen Genugthuung und dem Statthalter Wiederherstellung in seine Rechte zu verschaffen. Diese Annäherung zwischen England und Preußen nahm also eine Wendung gegen Frankreich. Der fran- Friedrich Wilhelm II. England.

[1]) Ségur, F. Guillaume, II, vol. I, p. 116. — Ranke, Fürstenbund, Bd. I, S. 322–328.

zösische Gesandte hatte vergebens versöhnliche Vorschläge in einer Besprechung im Haag gemacht — die Unentschiedenheit Frankreichs ermuthigte Preußen.[1])

Abbitte oder Krieg.

Sein Gesandter Thulemeyer forderte von den Staaten eine glänzende Genugthuung für des Königs Schwester, und dass sie in Sachen des Statthalters die Vermittlung von England und Preußen annähmen. Frankreich rieth zur Annahme dieser Vorschläge. Die Staaten von Holland antworteten, sie könnten die Prinzessin erst nach dem Haag einladen, wenn die öffentliche Ordnung eine solche Reise zulasse. Sie suchten Zeit zu gewinnen zur Rüstung: zwei Gesandtschaften giengen ab, die eine nach Berlin, um den Zorn des Königs zu beschwichtigen, die andere nach Versailles, von Ludwig XVI. Hilfe zu erbitten.

Aber die Preußen wussten wohl, dass von der Schnelligkeit die Erreichung ihres Zieles abhänge.

Schnelligkeit siegt.

Thulemeyer forderte 4. September Gewährung der Forderungen seines Königs binnen vier Tagen und antwortete auf die Frage, ob der Herzog von Braunschweig nach Ablauf dieser vier Tage in Holland einrücken würde, er zweifle nicht daran, worauf der Pensionarius entgegnete, diese Drohung werde in den Beschlüssen der Stände keine Änderung hervorrufen.[2])

Jetzt fiel den Holländern der Schleier von den Augen — auf die Bestürzung regte sich aber bald der Zorn und alles eilte zu den Waffen. Ihre Hoffnung war jetzt nur noch, dass der Feind an Utrecht einen zähen Widerstand finden werde, dass man im Nothfalle die Dämme durchstechen könne, und dass indes ein französisches Hilfsheer zur Stelle sein werde.

Aber all diese Berechnungen erwiesen sich als falsch und all diese Hoffnungen als trügerisch.

Frankreichs Zögern

Zwar hatte Frankreich den Patrioten Hilfe zugesagt, aber Vergennes war todt und Loménie de Brienne verschob von Tag zu Tag den Entscheid und glaubte, dass Androhungen von Rüstungen die Preußen schrecken würden. Montmorin hob vergebens in jeder Sitzung des Staatsrathes hervor, dass man gerüstet dastehen müsse, wolle man den Krieg vermeiden. Der Kriegsminister Marschall Ségur verlangte vergebens in jeder Sitzung die nöthigen Summen, um ein Lager bei Givet zu errichten. Hätte Frankreich den Krieg nicht gefürchtet, so hätte ihn Preußen nie gewagt.

Der Herzog von Braunschweig sandte Officiere aus, um die Rüstungen der Franzosen zu überwachen; er hat später oft gesagt, er wäre stehen geblieben, wenn nur einige Zelte in Givet wären zu sehen gewesen, weil der König ihm gesagt habe, er wolle keinen Krieg mit Frankreich, denn Österreich würde nur Nutzen daraus ziehen; als er aber erfahren, dass Frankreich kein einziges Corps dort unter den Waffen habe, sei er voll Hoffnung geworden, dass in dem raschen

ermuthigt Preußen.

[1]) Ranke, l. c. I, S. 326–337.
[2]) Ségur, Guillaume II, vol. I, p. 129–130.

Vorangehen der Erfolg liege und mit seiner eigenen Kühnheit die Muthlosigkeit der Feinde zunehme.[1]) Endlich rüsteten die Franzosen, aber auch englische Schiffe kreuzten im Canal. Mit England und Preußen zugleich anzubinden, überstieg die Kräfte — die Notabeln waren gerade beisammen und die Geldnoth war groß und die aufsteigende Revolution warf schon ihre Schatten voraus. Weiterblickende waren aber damals der Meinung, ein Krieg leite die revolutionären Gelüste einer verwegenen Jugend ab und gebe ihrem Ehrgeiz eine für Frankreich ungefährliche Bahn und ein Sieg werde das Ansehen der Dynastie wieder befestigen. Unterhandlungen wurden wegen Holland mit Spanien, Österreich und Rußland eingeleitet.[2])

Unglück Hollands.

Aber es war bereits zu spät. In zwanzig Tagen war der ganze Feldzug beendet.

Der August war sehr trocken gewesen und die Durchstechung der Dämme hatten keinen Erfolg im September, denn das Wasser war seicht. Der Beschluß, die Provinzen für Feinde des Staates zu erklären, welche den Durchmarsch nach Holland gestatten würden, half nichts. Das starke Gorkum ergab sich nach geringem Widerstand. Da setzten auf Utrecht und ihren Obergeneral Salm die Holländer ihre Hoffnung. Dieser Rheingraf gehörte zu jenen Fürsten, denen es in ihrer Heimat zu enge war und die im Ausland Macht und Ehre suchten. Calonne hatte ihn nach Holland mit dem Range eines Marschalls gesendet und er hatte bei hoch und nieder Vertrauen zu erwecken gewußt. Vielleicht rechnete er auch darauf, selber Statthalter zu werden. Jetzt, da die Entscheidung kam, bewährte er sich nicht. Sein Kriegsrath erklärte, Utrecht sei nicht verproviantiert, könne sich also nicht halten. Die Kanonen wurden vernagelt, der Rheingraf zog nach Amsterdam ab und der Statthalter hielt unter großem Jubel seinen Einzug. — Der französische Bevollmächtigte schrieb am 26. September aus Antwerpen an Lafayette:[3]) „Gestern Abend sind die Preußen in Utrecht eingezogen: drei Monate früher hatte ich vorgeschlagen, Sie zu berufen; unsere Armee wäre von Givet nachgerückt und unser Bundesgenosse wäre uns für immer zugethan; aber jetzt muß man abwiegeln, denn 40.000 Mann vermögen jetzt nicht mehr, was vor kurzem 10.000 Mann leicht vermocht hätten. Seien Sie auf der Hut, wenn unsere Truppen sich in Bewegung setzen." — Amsterdam war die letzte Hoffnung, denn die Umgebung war unter Wasser gesetzt, es war nur auf sechs schmalen, mit Schanzen durchzogenen und mit Kanonen bespickten Wegen zugänglich; es hatte Mittel, es konnte von der See aus mit allem Nöthigen versehen werden; die entschlossensten Patrioten hatten sich dahin geflüchtet, ein muthiger Soldat konnte hier dem Feinde trotzen und Ruhm erwerben. Aber Rheingraf Salm verschwand bald mit einem ansehnlichen Theil der Casse und war erst in Paris wieder sichtbar. Dann versäumten die Holländer, durch bewaffnete Fahrzeuge ihre Seiten zu decken. Der Herzog wußte den Vertheidigern der besten Brustwehr in den Rücken zu kommen. Das brachte die Entscheidung.

Utrecht.

Salm.

Raschheit Braunschweigs.

Amsterdam.

Die patriotische Partei war verloren, ihre Häupter flohen. 30. September zogen die Preußen ein. Die verjagten Behörden wurden wieder eingesetzt,

[1]) Ségur, Guillaume II, vol. I, p. 132.
[2]) Ségur, Mémoires, III, p. 239.
[3]) Saint-Priest in den Pièces justif. zu Ségur, Guillaume II, Bd. I, p. 387.

durch das ganze Land regte sich die oranische Partei. Die Freicorps wurden entwaffnet. Der Statthalter ward in seiner Würde als Generalcapitän wieder anerkannt, er und seine Gemahlin kehrten unter lautem Jubel des Volkes in den Haag zurück. Die Oranien-Cocarde wurde wieder allgemein getragen. Der Umschwung war so stark, dass die Preußen viele Patrioten vor Plünderung und Verwundung schützen mussten. Sie ließen 3000 Mann zum Dienste der Generalstaaten zurück, die anderen verließen noch vor Ende des Jahres das Gebiet der Republik. Zur selben Zeit wurde eine allgemeine Amnestie erlassen. Frankreich verpflichtete sich, hinfüro keine Partei in der Republik zu unterstützen und von jeder feindseligen Handlung gegen die eine oder andere Partei abzustehen — eine Bedingung, welche für den französischen Stolz sehr schmerzlich war;[1]) doch die Zustände der Finanzen waren derart, dass man keinen Krieg gegen England und Preußen zugleich wagen konnte. — Die Nation empfand es tief, dass die Regierung, vor den Drohungen Englands zurückweichend, den preußischen Truppen Holland überlassen habe.

„England wurde wieder die Herrin der Meere", bemerkt Ségur bitter: „Preußen setzte Europa durch seine Macht in Erstaunen und Frankreich sah das Ansehen schwinden, das ihm dereinst seine Kräfte und seine Lage verliehen." — Der Geschichtschreiber Hollands bemerkt:[2]) „Jetzt war Frankreich der große Freund nicht mehr, von dem man alles hoffte, für welchen man alles feil hatte; England nicht mehr der verrätherische, verhasste Bundesgenosse, dessen Freundschaft man für schlimmer hielt als die Abtretung einer wichtigen Colonie. Aller Argwohn gegen den Statthalter, alle Versuche, seine Machtvollkommenheit zu verkürzen, waren jetzt verbannt."

Die Macht des Statthalters.

Am 15. April 1788 wurde zwischen England, Preußen und Holland eine Trippel-Allianz geschlossen, in welcher die Macht des Statthalters, wie sie 1747 und 1766 festgestellt worden, von den drei Mächten auch gewährleistet wurde.

Der rasche Erfolg war schmeichelhaft für den König von Preußen; großmüthig verlangte er von Holland keine Kriegskosten, nicht einmal den Nachlass einer alten Schuld, die auf Schlesien hypotheciert war. Der Kriegszug war rein im Familien-Interesse unternommen; an freie Schiffahrt, die es den Holländern jetzt abdringen konnte, also an ein nationales Interesse, dachte auch der König nicht. Selbst der Bundesvertrag, dass in einem Kriegsfalle Preußen an Holland 10.000, Holland an Preußen 6000 Mann zuhilfe senden wolle, war mehr vortheilhaft für die Republik als für Preußen.

Diese Heerfahrt wurde aber nicht bloß für Preußens Finanzen nachtheilig, sondern auch für sein Heer. Der rasche Erfolg war schuld, dass man

---

[1]) Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, I, S. 354–395

[2]) Van Kampen, l. c. II, S. 301. — K. A. Menzel, Zwanzig Jahre Preußischer Geschichte.

den Herzog von Braunschweig und dieser sich selbst überschätzte; Preußen sollte 1792 und 1806 die Folgen davon schmerzlich empfinden. Der leichte Sieg über die Holländer war schuld, dass die Armee die Kraft eines Bürgerheeres zu gering anschlug. Auch dieser Irrthum wurde im Argonner Wald und auf dem Schlachtfelde von Jena und Auerstädt bitter gebüßt. —

Friedrich Wilhelm II. Das Religions-Edict. Die Emser Punctation. Zustände in den rheinischen Kurfürstenthümern. Dalberg Coadjutor in Mainz. Fürstenbund und Reichsreform.

Der so rasch und glücklich vollendete Feldzug nach Holland erhöhte das Ansehen Preußens und seines neuen Königs ungemein. Friedrich Wilhelm II. stand da als Eroberer von Holland, als gefürchtet von Frankreich; Spanien bezeugte ihm eine fast ängstliche Beachtung, England pries ihn; die deutschen Fürsten blickten zu ihm empor als dem Beschützer ihrer Freiheit; die Türken flehten seine Hilfe an, Polen seinen Schutz, Schweden befolgte seine Rathschläge, Dänemark fürchtete seine Drohungen; die deutschen Dichter priesen seine Größe und spendeten seiner Abneigung gegen die französische Literatur ihren Beifall — klagte ein französischer Staatsmann jener Zeit.[1] Johannes von Müller aber pries den preußischen Staat, dass er nach dem Hingange des gewaltigen Friedrich II. jetzt einen König habe, dem die Anstrengung seiner Fähigkeiten Gewissenspflicht sei,[2] der, durch den Gedanken des Höchsten zur Fürstenpflicht stark, nur zweierlei nicht wagen dürfe — sein Volk zu unterdrücken, dessen Gott er fürchte, oder zu zweifeln und zu versäumen in der Sache der Verfassung und der Rechte, deren Behauptung sein Ruhm sei vor Gott. Es gebe Kriege Gottes, nämlich die für die Menschheit, für Tractate und Gesetze, ohne die keine Gesellschaft möglich sei. Wer an Gott und an Unsterblichkeit glaube, werde am tapfersten kämpfen und am beharrlichsten und uneigennützigsten seine Pflicht vollbringen. „Es ist sehr in dem Charakter eines guten und weisen Fürsten, die große Mutter der menschlichen Gesellschaft, die Religion, welche den Soldaten an den Feldherrn, das Volk an den König, ihn an die Landrechte und seine Tractate bindet, welche die Mühe des Lebens erleichtert und im guten Glücke die Ordnung erhält, in welcher die meisten Menschen ihre Ruhe, die größte Kraft und Gründe der Selbstaufopferung finden — durch Beispiel und Einfluss zu unterstützen. Der jetzt regierende König von Preußen ist auch in dieser Beziehung der, den das Zeitalter bedurfte.“[3] Der berühmte Geschichtschreiber meint damit des Königs Eifer, in dem fast atheistisch gewordenen Berlin

Friedrich Wilhelm II.

Joh. von Müller.

[1] Ségur, Hist. du règne de Frédéric Guillaume II, vol. II, p. 15—15.
[2] J. v. Müllers Sämmtl. Werke. 1835. Bd. 24, S. 254.
[3] Ibid. S. 253.

Das Religions-Edict. die Religion wiederherzustellen und der Kirche ihren alten Rechtsboden zu sichern.[1])

Dieses vielbesprochene Religions-Edict[2]) fängt einmal mit einer Formel an, welche Friedrich II. aufgegeben hatte, nämlich: „Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen." Dann betont es: „Nachdem wir schon lange vor unserer Thronbesteigung eingesehen haben, wie nöthig es dereinst sein dürfte, nach dem Exempel unserer Vorfahren, besonders aber unseres in Gott ruhenden Großvaters, darauf bedacht zu sein, dass in preußischen Landen die christliche Religion der protestantischen Kirche in ihrer alten ursprünglichen Reinheit und Echtheit erhalten und zum Theile wieder hergestellt werde, auch dem Unglauben, wie dem Aberglauben, mithin der Verfälschung der Grundwahrheiten des Glaubens der Christen und der darauf entstehenden Zügellosigkeit der Sitten, so viel an uns ist, Einhalt geschehe und dadurch zugleich unseren getreuen Unterthanen ein überzeugender Beweis gegeben werde, wessen sie in Absicht ihrer wichtigen Angelegenheit, nämlich der völligen Gewissensfreiheit, der ungestörten Ruhe und Sicherheit bei ihrer einmal angenommenen Confession und dem Glauben ihrer Väter, wie auch des Schutzes gegen alle Störer ihres Gottesdienstes, zu uns, als ihrem Landesherrn, sich zu versehen haben, — nehmen wir nunmehr keinen ferneren Anstand, nachdem wir die dringendsten Angelegenheiten des Staates geordnet haben, an diese unsere Regentenpflicht ernstlich zu denken und im gegenwärtigen Edicte unseren unveränderlichen Willen bekannt zu machen."

König von Gottes Gnaden.

Drei Confessionen. Jetzt folgen die einzelnen Punkte der wichtigen Verordnung. Zunächst wird befohlen, „dass die drei Hauptbekenntnisse, nämlich das lutherische, reformierte und römisch-katholische, in ihrer bisherigen Verfassung bleiben und geschützt werden sollen. Daneben solle aber die dem preußischen Staate von jeher eigenthümlich gewesene Toleranz der übrigen Secten und Religionsparteien aufrecht erhalten und niemand der mindeste Gewissenszwang angethan werden, solange ein jeder ruhig als guter Staatsbürger seine Pflichten erfüllt, seine jedesmalige besondere Meinung aber für sich behält und sich sorgfältig hütet, sie weiter auszubreiten oder andere dazu zu überreden und in ihrem Glauben irre und wankend zu machen. Aber da jeder Mensch für seine eigene Seele allein zu sorgen hat, so müsse er hierin frei handeln können: „Wir als christlicher Regent haben nur dafür zu sorgen, dass das Volk im wahren Christenthume treu und unverfälscht durch Lehrer und Prediger unterrichtet und mithin jedem Menschen die Gelegenheit verschafft werde, selbiges zu erlernen und anzunehmen. Die bisher geduldeten Secten, nämlich die Juden, die Herrenhuter, die Mennoniten, die böhmischen Brüder, sollen also ihre Freiheit bewahren, die dem Staate durchaus nicht schädlich ist. Unser Kirchenrath hat aber darauf zu sehen, dass unter dem Namen einer religiösen Versammlung nicht ein der christlichen Religion und dem Staate schädlicher Verein sich bildet, der Neuerern und anderen schädlichen Menschen Gelegenheit böte, sich Anhänger zu werben. Wir verbieten aber ernstlich bei allen Bekenntnissen jede Art von Proselytismus. Kein Geistlicher oder

Toleranz.

ohne Proselytismus.

Pflicht des Königs.

Secten.

[1]) Sack, Urkundliche Verhandlungen betreffend die Einführung des preußischen Religions-Edictes. „Historisch-theologische Zeitschrift", 1859, I.

[2]) „Das preußische Religions-Edict. Eine Geschichte aus dem achtzehnten Jahrhundert — erzählt für das neunzehnte. Leipzig 1842." In französischer Übersetzung findet es sich in den Pièces justificatives zum 1. Bande der Histoire des principaux évènements du régne de Frédéric Guillaume II, roi de Prusse, et tableaux politiques de l'Europe depuis 1786 jusqu'en 1796, par Ségur, Ex-Ambassadeur. Paris 1790.

Lehrer soll sich in andere Bekenntnisse mengen und die Freiheit des Gewissens antasten. Wenn aber jemand nach seiner freien Überzeugung von einem Bekenntnisse zum anderen übergehen will, so darf man ihm kein Hindernis in den Weg legen; nur muss er seinen Übertritt der zustehenden Behörde anzeigen." Freiheit offenen Uebertrittes.

Ein offenkundiges Zeugnis für die damalige Jesuitenriecherei und Jesuitenangst ist die vierte Verordnung: „Nachdem man den katholischen Geistlichen Proselytenmacherei vorgeworfen hat und jetzt das Gerücht geht, dass verkleidete Geistliche, Mönche, ja sogar Jesuiten, um die vermeintlichen Ketzer zu bekehren, in protestantischen Ländern herumschleichen, und da wir solcherlei Dinge in unseren Staaten nicht zu dulden gesonnen sind, so verbieten wir den katholischen Geistlichen solche Bekehrungen und befehlen unseren Consistorien, unseren Gerichten, unserem Adel und allen Staatsbürgern, sorgfältig auf solche Schliche geheimer Sendlinge zu wachen und sie zugleich der zuständigen Behörde anzuzeigen." Wie Zucker nach einer bitteren Speise mahnt der fünfte Abschnitt alle Bekenntnisse an brüderliche Duldung und Einigkeit in Sachen der Religion. Jesuitenriecherei.

Des näheren wird dann bestimmt, dass bei der reformierten sowohl als bei der lutherischen Kirche die alten Liturgien und Kirchenagenden sollen beibehalten werden. Der König will aber darin nachgeben, dass die bei deren Abfassung noch nicht ausgebildet gewesene deutsche Sprache mehr nach dem Gebrauche der neueren Zeit abgeändert werde. „Mit Leidwesen haben wir schon einige Jahre vor unserer Thronbesteigung bemerkt, dass mehrere protestantische Geistliche ganz zügellose Freiheiten in Absicht des Lehrbegriffes ihrer Confession sich erlauben, dass sie viele wesentliche Stücke und Grundwahrheiten der protestantischen Kirche und der christlichen Religion hinwegleugnen und in ihrer Lehrart einen Modeton annehmen, der dem Geiste des Christenthumes völlig zuwider ist und die Grundsäulen des Glaubens der Christen am Ende wankend machen würde. Man entblödet sich nicht, die elenden längst widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten und anderer Secten mehr, wiederum aufzuwärmen und solche mit vieler Dreistigkeit und Unverschämtheit durch den äußerst gemissbrauchten Namen Aufklärung unter das Volk auszubreiten, das Ansehen der Bibel als des geoffenbarten Wortes Gottes immer mehr herabzuwürdigen und diese göttliche Urkunde der Wohlfahrt des Menschengeschlechtes zu verfälschen, zu verdrehen oder gar wegzuwerfen, den Glauben an die Geheimnisse der geoffenbarten Religion überhaupt und vornehmlich an das Geheimnis des Versöhnungswerkes und der Genugthuung des Welterlösers den Leuten verdächtig oder doch überflüssig, mithin sie davon irre zu machen und auf diese Weise dem Christenthume auf dem ganzen Erdboden gleichsam Hohn zu bieten. Diesem Unsinne wollen wir in unseren Landen schlechthin gesteuert wissen, denn wir halten es für eine der ersten Pflichten eines christlichen Regenten, in seinen Staaten die christliche Religion, deren Vorzug und Vortrefflichkeit längst erwiesen und außer allen Zweifel gesetzt ist, bei ihrer ganzen hohen Würde und ihrer ursprünglichen Reinigkeit, so wie sie in der Bibel gelehrt wird, und nach der Überzeugung einer jeden Confession der christlichen Kirche in ihren jedesmaligen symbolischen Büchern festgesetzt ist, gegen alle Verfälschung zu schützen und aufrecht zu halten, damit die arme Volksmenge nicht den Vorspiegelungen der Modelehrer preisgegeben und dadurch den Millionen unserer guten Unterthanen die Ruhe ihres Lebens und ihr Trost auf dem Sterbebette nicht also geraubt und sie unglücklich gemacht werden. Alte Liturgie. Gegen Neuerung und Abschwächung des Glaubens.

„Als Landesherr und einziger Gesetzgeber in unseren Staaten verordnen wir und gebieten wir also, dass hinfüro kein Geistlicher, Prediger oder Schul-

lehrer, bei unausbleiblicher Cassation und nach Befinden noch härterer Strafe und Ahndung, die namhaft gemachten oder noch mehrere Irrthümer bei Führung seines Amtes oder auf andere Weise öffentlich oder heimlich auszubreiten sich unterfangen sollte. Denn ebenso wie wir für die Wohlfahrt des Staates und zur Glückseligkeit der Unterthanen die bürgerlichen Gesetze in ihrem ganzen Ansehen aufrecht erhalten müssen und keinem Richter oder Handhaber dieser Gesetze erlauben können, an dem Inhalte derselben zu klügeln und sie nach seinem Gefallen abzuändern, ebensowenig und noch viel weniger dürfen wir zugeben, dass ein jeder Geistliche in Religionssachen nach seinem eigenen Kopfe handle und es ihm frei stehen könne, die einmal angenommenen Wahrheiten des Christenthumes dem Volke so oder anders zu lehren, sie nach bloßer Willkür beizubehalten oder wegzuwerfen, die Glaubensartikel nach Belieben in ihrem wahren Lichte vorzutragen oder seine eigenen Grillen an deren Stelle zu setzen. Es muss vielmehr eine allgemeine Richtschnur, Norma und Regel unwandelbar feststehen, nach welcher die Volksmenge in Glaubenssachen von ihren Lehrern treu und redlich geführt wird. Und diese ist bisher die christliche Religion nach den drei Hauptconfessionen gewesen, bei der sich die preußische Monarchie solange immer wohl befunden hat: daher wir schon aus politischen Gründen nicht gewillt sind, dieselbe durch die Aufklärer nach ihren unzeitigen Einfällen abändern zu lassen. Ein jeder Lehrer des Christenthums, der zu einer der drei Confessionen sich bekennt, muss das lehren, was der Lehrbegriff seiner Religionspartei mit sich bringt. Dazu verbindet ihn sein Amt, seine Pflicht und die Bedingungen, unter welchen er in seinem besonderen Posten angestellt ist; lehrt er etwas anderes, so ist er schon nach dem bürgerlichen Gesetze strafbar, folglich kann ein Lehrer der Religion seine Überzeugung auf eigene Gefahr sicher für sich behalten, wenn er von anderen Wahrheiten, als denen seiner Confession überzeugt ist, denn wir maßen uns keine Herrschaft über die Gewissen an; aber er ist verpflichtet, seine Stelle niederzulegen, da er dazu sich unbrauchbar und untüchtig fühlt, denn der Lehrbegriff einer Kirche richtet sich nicht nach den jeweiligen Begriffen dieses oder jenes Geistlichen, sondern umgekehrt. Aus großer Vorliebe für Gewissensfreiheit wollen wir indes solche Geistliche, die vielleicht von den bezeichneten Irrthümern angesteckt sind, noch in ihrem Amte lassen, aber nur unter der Bedingung, dass die Vorschrift des Lehrbegriffes ihnen bei Unterweisung der Gemeinde stets heilig und unverletzbar bleibt: im entgegengesetzten Falle trifft sie die Cassation oder noch Härteres."

Erhaltung der Dogmen.

Eine Nachtragsbestimmung wies das geistliche Departement an, stets ein offenes Auge auf Geistliche und Lehrer zu haben, damit sie ihre Schuldigkeit thun, die Pfarren, die theologischen Lehrstühle an den Universitäten und die Schulämter nur mit solchen Leuten zu besetzen, deren innere Überzeugung von dem, was sie öffentlich lehren sollen, unzweifelhaft sei; alle anderen Candidaten jedoch, welche andere Grundsätze äußern würden, ohne Anstand zurückzuweisen. Eine eigene Prüfungscommission ward eingesetzt, welche nach und nach eine möglichst vollständige Kenntnis von den guten und schlechten Predigern und Schullehrern im Lande erwerben sollte; sie sollte Listen verfertigen: in die erste sollten alle guten Prediger und Schullehrer nach ihrer Rechtschaffenheit, Geschicklichkeit, ihren Verdiensten und vornehmlich nach ihrer Orthodoxie und Anhänglichkeit an den altchristlichen Glauben kommen, um auf die wichtigeren Stellen befördert zu werden; in die zweite Liste sollten alle Theologen und die Rotte der Aufklärer, desgleichen alle diejenigen kommen, deren Lebenswandel anrüchig und nicht rechter Art sei, um ein Auge auf sie zu haben, ob sie nicht ihre neologischen Irrthümer

Gunst für gläubige Candidaten.

weiter verbreiten, oder ob sie ihrer Sitten wegen und nicht erfolgter Besserung dem weltlichen Arme zu übergeben seien. Mit den jungen den Neuerungen ergebenen Candidaten solle man Geduld haben und ihnen Termine, eine zweite und dritte Prüfung gewähren, bis sie für das künftige Lehramt zweckmäßig zubereitet seien. Listen.

Die Absicht des Königs war gut, doch erlangte er bei diesem Feldzuge im Reiche des Geistes nicht den Ruhm des Erfolges wie bei den Holländern, denn man kann den Glauben nicht gebieten, wie man dem Soldaten das Marschieren oder das Abfeuern des Gewehres gebieten kann. Die ihre Überzeugung auf Commando schnell wechseln, sind nicht jene, welche es mit der Wahrheit Ernst meinen. Man warf denn auch sogleich dem Edict vor, dass es nur geeignet sei, Heuchler zu erziehen. Besser hatte die wirtembergische Regierung den Geistlichen nur die Bestreitung der altkirchlichen Dogmen verboten; nach dem Edicte aber durfte der Geistliche das, was er nicht glaubte, nicht bloß nicht bestreiten, sondern er sollte es auch lehren. Darum erhob sich ein wahrer Sturm in der Presse gegen das Edict; Doctor Bahrdt wagte sogar den König darob einen zweiten Nero zu nennen. Die Regierung verlor den Muth, das Edict streng durchzuführen; nur ein Prediger Schulze, der gar zu derb in seinen Predigten mit dem Alten Testamente umgegangen war, wurde abgesetzt, erhielt aber eine Stelle in der königlichen Porzellanfabrik. Das Edict erfolglos. Widerstand.

Mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. wurde das Religions-Edict auch aufgehoben. Nur Semler billigte es nach seiner Lehre von der öffentlichen und von der Privat-Religion. Was ist das aber für ein Glaube, den ich öffentlich predige und heimlich verwerfe! Das Edict ist darum ein Zeichen der Zersetzung des Protestantismus. Das Edict aufgehoben.

Nicht weniger Gährungsstoff war in der katholischen Kirche Deutschlands. Dies beweist die Bewegung, welche die Errichtung einer eigenen Nuntiatur in München hervorrief.

Der Anlass dazu war folgender: Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbayern war in kirchlicher Beziehung ein Anhänger der Territorial-Politik, das heißt ihm war der Einfluss zuwider, den die Erzbischöfe von Mainz und Trier in ihrer Eigenschaft als Bischöfe von Worms und Augsburg in seinem Lande ausübten; nur wollte er seine Pläne nicht wie Joseph II. im Gegensatze zum Papste, sondern im Einvernehmen mit demselben ausführen. Er erbat und erhielt von Pius VI. die Errichtung einer eigenen Nuntiatur für München.[1] Karl Theodor. Nuntius in München.

Darüber beschwerten sich drei geistliche Kurfürsten und der Erzbischof von Salzburg, als über eine Beeinträchtigung ihrer Rechte; denn als unmittelbarer Beauftragter des Papstes war der Nuntius zu Dispensationen, Exemptionen, Absolutionen, Entscheidungen und Genehmigungen befugt, die man früher bei den Bischöfen und Erzbischöfen nachgesucht hatte, und sie klagten beim Papste und beim Kaiser. Pius VI. betheuerte, dass der Heilige Stuhl jederzeit das Recht gehabt habe, seine ihm zustehenden Rechte durch Nuntien auszuüben. Joseph II. meinte, Klage darüber. Pius VI.

[1] Münch, Geschichte des Emser Congresses und seiner Punctation, S. 56—58.

Joseph II. es stehe dem Papste frei, nicht nur einen, sondern sogar zwei und drei Nuntien zu schicken; später, 14. October 1785, versprach er, in Rom zu erklären, dass er die Diöcesanrechte der Bischöfe nie werde stören lassen, dass er die Nuntien nur als politische Abgesandte anerkenne und ihnen weder kirchliche Jurisdiction noch Judicatur gestatte, und versprach ihnen seinen Beistand gegen jeden Eingriff in ihre Rechte.

Im Jahre 1786 kamen nun zwei Nuntien nach Deutschland: Zoglio nach München und Pacca nach Köln, wo übrigens seit und wegen dem Kurfürsten Gebhard[1]) ein Nuntius war. Pacca fand jedoch keine Aufnahme in Köln, wie Zoglio in München: der Kurfürst Maximilian verwehrte ihm den Zutritt in seine Residenz Bonn und Clemens Wenzel von Trier ersuchte ihn, gemäß dem Befehle des Kaisers — sich aller Gerichtsbarkeit zu enthalten.

Emser Punctation. Im Bade Ems kamen dann im August 1786 je ein Abgeordneter der drei Kurfürsten und ein Abgeordneter des Erzbischofs von Salzburg zusammen und vereinigten sich zu folgenden Grundsätzen, die ganz im Sinne des Febronius die Oberherrlichkeit des Papstes angriffen: der Papst bleibe zwar immerdar der Oberaufseher und Primas der ganzen Kirche, der Mittelpunkt der Einheit, und alle Katholiken müssen ihm den canonischen Gehorsam leisten, aber alle andern Vorrechte und Reservationen, die nicht mit diesem Primate in den ersten Jahrhunderten verbunden und bloß Folge der anerkannt falschen pseudo-isidorischen Decretale wären, könnten jetzt nur noch als Übergriffe der römischen Curie angesehen werden und die Bischöfe seien befugt, sich unter dem Schutze des Kaisers in die eigene Ausübung der ihnen von Gott verliehenen Gewalt wieder einzusetzen, nachdem alle diesfallsigen Vorstellungen in Rom doch nichts fruchteten. Demnach seien alle Katholiken in einem Sprengel dem Bischofe unterworfen und hätten keine Recurse nach Rom mit Umgehung der Bischöfe stattzufinden, gälten keine Exemtionen der Mönchs-Orden und seien nur die Bischöfe befugt, Dispensen und Facultäten zu ertheilen, und solle der bisherige Eid der Bischöfe zeitgemäß geändert, sollen die Annaten und Palliengelder herabgesetzt werden. Erst wenn dies durchgesetzt worden, seien die Bischöfe im Stande und wirklich entschlossen, die Kirchendisciplin nach gemeinschaftlichen Grundsätzen zu verbessern, die Mängel in der Seelsorge, die Missbräuche in den Klöstern zu tilgen. Da das Concil von Trient keine Hilfe leistete, so sei eine neue allgemeine Kirchenversammlung oder wenigstens ein National-Concil anzustreben.

Das sind die Emser Pactate, sie fließen aus der Ansicht des Febronius, dass die Bischöfe dem Papste ganz gleich seien, nur sei dieser der Mittelpunkt der Einheit; nur dann, wenn sie ihre Pflicht nicht erfüllen können, sei der Papst befugt, einzuschreiten, etwa einen Nuntius zur Rechtsprechung zu senden, in allen übrigen Fällen sei er ein der Diöcese fremder Bischof — päpstliche Anordnungen seien also ohne Genehmigung des Bischofs der Diöcese ungiltig. Das Kirchenregiment wäre demnach ein aristokratisches, nur durch die Decretale des

Canonisten jener Zeit.

[1]) Vergl. über ihn Bd. VIII, S. 335 dieses Werkes.

falſchen Iſidor ſei es ein monarchiſches geworden. Das ſeien aber nur Anmaßungen des Römiſchen Stuhles — ſo lehrten damals viele Canoniſten. Daher die Mahnungen an die weltlichen Fürſten, den römiſchen Anmaßungen ein Ziel zu ſetzen; ſie ſeien nicht bloß geborene Vertheidiger der kirchlichen Freiheiten, ſie hätten auch die Pflicht, die bedrückte Kirche Deutſchlands zu retten, namentlich ſei dies Sache des Kaiſers.

Wenn ſolches am grünen Holze geſchah, wie wars erſt mit dem dürren! Wenn die Erzbiſchöfe Deutſchlands ſo ſprachen, wer will es dem Kaiſer Joſeph verübeln, daſs er im Sinne des Febronius handelte! Sie ſandten ihm die am 25. Auguſt 1786 unterzeichnete Punctation und er verſprach, ſie zu unterſtützen: weil die in ſeinen Erblanden getroffenen Anſtalten die gedeihlichſten Wirkungen bereits hervorbrächten, ſo wünſche er deren gleichmäßige Verbreitung im deutſchen Reiche umſo ſehnlicher; ſie möchten ſich einſtweilen nur mit den andern Biſchöfen und denjenigen Reichsſtänden vertragen, in deren Länder ihre Sprengel ſich erſtreckten. Joſeph II.

Kaunitz rieth dem Kaiſer ab, ſich in dieſer Angelegenheit allzuweit vorzuwagen: man wolle ihn nur vorſchieben, und wenn er ſein Anſehen eingeſetzt habe, dem kaiſerlichen Hofe die Sorge überlaſſen, wie derſelbe aus den daraus entſtehenden Schwierigkeiten ſich herausheliſe. Bei einem allgemeinen Concile würden die deutſchen Biſchöfe ſicher nicht die Mehrheit der Stimmen haben; bei einem National-Concile wäre es aber fraglich, ob die weltlichen Fürſten in dieſe Veränderung willigen würden, geſetzt auch die geiſtlichen wären einig, und ob der Papſt nicht möglicherweiſe von Kurbrandenburg unterſtützt würde. — So Kaunitz.[1] Einig waren aber die geiſtlichen Fürſten durchaus nicht. Die Biſchöfe merkten bald, daſs ſie Schutz am Papſte gegen den Ehrgeiz der Erzbiſchöfe hätten. Kaunitz.

Die Emſer Beſchlüſſe riefen eine Flut von Schriften hervor: die Lobhudler und Schmarotzer der Biſchöfe, die Rechtslehrer ihrer Hochſchule prieſen die reformatoriſche Weisheit, den hohen ſtaatsmänniſchen Geiſt dieſer Herren, die aber in Wahrheit nur der Revolution vorarbeiteten, von der ſie auch, wie ſie es verdienten, nachher verſchlungen worden ſind. Mehr Geiſt, mehr Geſchichtskenntnis und Gewandtheit war auf Seite ihrer Gegner: ſie ſchimpften nicht, ſie giengen auf die Sache ein, und wieſen die Gebrechen der Emſer Vorſchläge nach.[2] Literatur.

Insbeſondere waren es einige Exjeſuiten, die mit Kraft das Schwert des Geiſtes zur Vertheidigung der Kirche ſchwangen. So Goldhagen in Mainz, Metternich in Bonn, Feller in Lüttich. Exjeſuiten.

Der letztere fand es mit Recht ſeltſam, daſs die Erzbiſchöfe erſt dann, wenn die Emſer Beſchlüſſe durchgeſetzt ſeien, ihr fürſtliches Treiben aufzugeben und ihren geiſtlichen Pflichten nachzukommen gedächten, das heißt im Laufe des Jahres doch auch einigemale zu predigen, ihre Sprengel zu beſuchen, das Sacra- Feller.

[1] Sein Bericht in den Analekten bei Ranke, l. c. II, S. 292—298.

[2] Vergl. Brück, Die rationaliſtiſchen Beſtrebungen im katholiſchen Deutſchland, S. 92—94.

ment der Firmung zu ertheilen, ihren Clerus wirklich zu überwachen, überhaupt die Disciplin der Kirche zu verbessern und Mängeln und Missbräuchen zu steuern. Das hätten sie längst thun sollen und kein Papst würde sie daran gehindert haben. Karl von Borromeo, obschon er in denselben vermeintlichen Ketten und Banden gelegen, wie die rheinischen Erzbischöfe, sei durch keinen Papst gehindert worden, den Gläubigen nützliche Belehrungen zu ertheilen und den Clerus in Zucht zu halten und zu begeistern. Auch war die Bemerkung richtig, dass in Mainz, Bonn und Coblenz die Hofhaltung viel glänzender sei, als in Rom.

Offenbar waren diese drei Kurfürsten sehr ehrgeizig und sahen über dem Lobe, das man ihnen als aufgeklärten Bischöfen spendete, nicht, welchem Abgrund sie zusteuerten, und verstanden nicht die Geister zu prüfen, die sie an ihre Universitäten beriefen. Die Professoren waren Illuminaten und steckten mit ihren Ansichten die Studenten an.

Uni versität Mainz.

Wir erinnern nur hinsichtlich Mainz an die Namen Jung und seine Kirchengeschichte, Becker, Dorsch, Blau, welcher Dogmatik zu lehren hatte, aber allem positiven Glauben Hohn sprach[1]) und später in der Revolution den „Pariser Zuschauer" herausgab und dort 1798 schrieb: „Die papistische Religion muss nach der französischen Verfassung, wo sie hinkommt, zugrunde gehen; nur wäre zu wünschen, dass im Unterrichte die Vernunftreligion sogleich an ihre Stelle gesetzt werde." Er wurde später Theophilanthrop.

Die Jugend.

Was aus einem so gearteten Unterrichte entstehen musste, ist wohl leicht einzusehen. Der Verfasser des „Revolutions-Almanachs für 1800" sagt unter anderem: „So viel ich alte und jüngere Theologen nach dem neuen Schnitte habe kennen lernen, so viel Demokraten und Vertheidiger der französischen Revolution habe ich gefunden — in katholischen Ländern sonderlich unter den Weltgeistlichen, Seminaristen und Studenten. — Die katholischen Anhänger derselben möchten gerne Weiber haben, wie die neufränkischen, und die protestantischen möchten auch Rollen spielen; denn nichts ist stolzer und eigendünklicher, als ein solcher revolutionärer Geistlicher." Der bekannte Verfasser der „Reisen durch Teutschland", ein Augenzeuge, gibt uns hievon noch viele andere Belege, und bemerkt nicht ohne Wehmuth, dass vorzüglich unter der katholischen Geistlichkeit, namentlich der hohen, der Illuminatismus zu Hause war. Nach seiner Aussage wären die meisten Seminaristen Illuminaten.[2])

Der Adel.

Der Adel im Kurfürstenthume Mainz holte meist in Paris seine Ausbildung, und so war denn am Sitze des heil. Bonifacius der Sinn derselbe, wie in Berlin, von dem ein Mitglied des protestantischen Consistoriums, Ulrich,

Voltaire.

in jenen Tagen berichtet: „Voltaire hat mehr Schüler, als man glaubt. Von der Toilette bis zum Weberstuhle wird er gelesen, wiedergekäut und nachgebetet und bis zum Eckel bei allen Gelegenheiten als ein erhabener Reformator der Welt dargestellt. Mit ihm in der Hand scheut sich der Berliner Jüngling nicht mehr aller Sittlichkeit Hohn zu sprechen, die ehrwürdigsten Dinge in der Welt zu lästern, die sichersten Stützen der Ruhe und des Trostes des ganzen Menschengeschlechtes zu untergraben, die kräftigsten Grundsätze des Rechtes, der Ordnung

[1]) Brück, Die rationalistischen Bestrebungen im katholischen Deutschland, besonders in den drei rheinischen Erzbisthümern, in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. Mainz 1865. S. 62—74.

[2]) Theiner, Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten, S. 82.

und des Anstandes über den Haufen zu werfen, über Gott, Unsterblichkeit, Gericht und Vorsehung zu lachen, überhaupt sich eine Ehre daraus zu machen, nichts zu glauben." Unglaube in Berlin.

Im Kölner Kurfürstenthume gieng es gerade so her, wie im Mainzer. Hier war die eigentliche Universität Bonn; die Universität Köln galt für zu orthodox und darum wurde schon unter Max Friedrich 1777 hier eine Akademie auf Kosten einiger Klöster gegründet, welcher der Kaiser 7. April 1784 die Rechte einer Universität ertheilte, als welche sie 1786 eröffnet wurde. Curator war der Illuminat Freiherr Spiegel zum Desenberg. Lehrer des Kirchenrechtes war Philipp Hedderich aus den Minoriten, der auf den Titeln seiner Bücher sich immer rühmte, dass er schon viermal von Rom censuriert worden sei, und nicht bloß febronianische, sondern auch ganz revolutionäre Lehren vortrug.[1]) Professor der Bibelerklärung war Dereser, eigentlich Thaddäus vom heil. Adam, ein Unbeschuhter Karmeliter, ein Exeget, „der mit souveräner Verachtung die Kirchengeschichte behandelte"[2]) und wenn möglich jedes Wunder natürlich zu erklären suchte und verfluchte, wobei er oft derbdreiste Dinge vorbrachte, z. B. die Sarah mit der Ninon de l'Enclos verglich.[3]) Pacca sagt von ihm mit Recht, er habe nur die Systeme der neueren Protestanten angenommen und habe sein ganzes Leben hindurch da, wo der Clerus noch vortrefflich war, ihn verführt und verdorben.[4]) Theiner, der ihn noch kannte, sagt von ihm, er habe mit unglaublicher Verschmitztheit die Katholiken und Protestanten zu verhöhnen gewusst, die ihn gegenseitig fürchteten. Universität Bonn. Dereser.

Welcher Geist damals an den katholischen Universitäten wehte, zeigt der Mann, der an Sinnesart, an Unruhe, an Freude Ärgernis zu erregen, ein katholisches Gegenbild des Protestanten Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirne war, nämlich Eulogius Schneider, oder, wie er eigentlich heißt, Johann Georg Schneider, denn den Namen Eulogius, der Schönredner, erhielt er erst im Kloster zu Bamberg; er gebrauchte ihn aber mit Vorliebe, weil er an seine Beredsamkeit erinnerte. Eulogius Schneider.

Schneider ist geboren 1756 zu Wipfeld, einem Dorfe am Main. Sein Vater war Winzer, nicht reich an Vermögen, wohl aber an Kindern. Ein wohlmeinender Mönch gab dem talentvollen Knaben freiwillig Unterricht in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache und brachte ihn dann in das Juliusspital zu Würzburg, wo er unentgeltlich fünf Jahre hindurch unterrichtet und genährt wurde. Privatunterricht verschaffte ihm die Mittel, leichtsinnig zu leben; er wurde Jurist, besuchte aber die Vorlesungen wenig. In seiner Heimat benahm er sich in den Ferien dann wieder so leichtfertig, dass er zur Warnung der männlichen und weiblichen Jugend durch gerichtlichen Zwang aus dem Dorfe entfernt wurde. Aus dieser Jugendzeit stammen seine ersten Gedichte: sie preisen Wein und Liebe und deuten auf starke Sinnlichkeit hin. Wo es gieng, trieb Schneider unter lustigen Gesellen Hohn und Spott mit den Lehren der Kirche: desungeachtet fasste er, zwanzig Jahre alt, in einer Stunde der Verzweiflung den Entschluss, Mönch zu Jugend, Studien, wird Mönch,

[1]) Brück, l. c. S. 44, 82, 89, 135.
[2]) Ibid. S. 51, 70, 76.
[3]) Ibid. S. 51—55.
[4]) Denkwürdigkeiten, S. 4, 120.

werden, wozu er nicht paſste. Seinen Vater zwang er, den letzten Weinberg zu verſetzen, um die Koſten eines Abſchiedsſchmauſes aufzubringen. Dann trat er als Novize im Kloſter der braunen Franciscaner in Bamberg ein und legte nach einem Jahre die Gelübde der Armut, Keuſchheit und des Gehorſams ab. Eine Zeitlang ſtudierte Eulogius ernſtlich, namentlich auch Sprachen,[1]) die hebräiſche, griechiſche, die romaniſchen, doch war er keine Natur von eiſerner Ausdauer.

haſst bald das Kloſterleben.

Bald gefiel es ihm nicht mehr in der dumpfen Höhle, wie er das Kloſter nannte; umſo glühender aber ſind ſeine Gedichte, bald an eine Babette, bald an eine Lina, bald an eine Agnes und dergleichen. Die Ordensregeln waren ihm begreiflich nur „Feſſeln", das Kloſter „eine heilige Inſel der Bonzen in ewigen Nebel und Nacht gehüllt", wo jedes Gefühl des Schönen, jeder Funken der Freiheit im Herzen getödtet werde. Er ſuchte durch irgend etwas Aufſehen zu erregen und von dem Orden wegzukommen. Das gelang ihm durch eine Rede, die er in Augsburg 1785 am Feſte der heiligen Katharina hielt, in der er aber nicht über die Heilige und ihren muthigen Martertod, ſondern über die Toleranz eine Lobrede hielt, ja ſogar einen Theil der Legende der Heiligen verwarf. Die Rede wurde gedruckt und erregte Aufſehen, wie er es wünſchte. Man erfuhr jetzt, daſs der Mönch mit den Schriften von Voltaire, Rouſſeau, Helvetius, Montaigne, Bayle vertrauter ſei, als mit den Kirchenvätern, daſs er die ganze Patriſtik zur Schriftauslegung für entbehrlich hielt und meinte, man brauche nur eine gute Philologie und eine geſunde Hermeneutik. Der katholiſche Herzog Karl von Wirtemberg wünſchte damals einen tüchtigen Hofprediger. Schneider ward ihm empfohlen, mit einem bedeutenden Gehalt angeſtellt und von den Ordenspflichten dispenſiert, ſolange er dieſe Stelle bekleide. Der Herzog empfieng ihn mit den Worten: „Ich erwarte von Ihm, daſs Er mir die Wahrheit ſagen werde. Fürſten hören ohnehin ſelten die Wahrheit; wenn ſie dieſelbe nicht wenigſtens von der Kanzel vernehmen könnten, ſo würden ſie doppelt unglücklich ſein." — Wie ſagte nun Schneider, der nie Takt und Maß kannte, die Wahrheit? Er predigte nicht das Evangelium, ſondern die Grundſätze Rouſſeaus: wie alle Menſchen mit gleicher Freiheit, gleichen Rechten, gleicher Unabhängigkeit aus dem Schoße der Natur emporgekommen, durch einen freiwilligen Vertrag auf einen Theil ihrer Rechte verzichtet hätten zu Gunſten eines erſten Beamten und Geſchäftsträgers des Volkes, um die übrigen Rechte zu retten. Das Beſte des Staates werde durch Aufklärung, Induſtrie und Volksmenge gefördert. Der Regent habe über die Kirche zu wachen und das Betragen und den Unterhalt der Religionslehrer zu prüfen; er habe die Wahrheit, Freiheit und Gleichheit zu fördern, denn er trage nur des gemeinen Beſten wegen die Krone. Solche Reden, die auch gedruckt erſchienen, waren nicht nach dem Geſchmacke des Herzogs. Die guten Beziehungen lösten ſich ſchnell und ſchon nach zwei Jahren ſuchte Schneider um jeden Preis des läſtigen Amtes los zu werden. Sein Freund Dereſer, Profeſſor an der neugeſtifteten Univerſität zu Bonn, empfahl ihn dem Curator derſelben und dieſer dem jungen Kurfürſten, dem Erzherzog Maximilian, und ſo ward Schneider 1789 als Profeſſor nach Bonn berufen. Die Illuminaten ſollen ihn damals gefördert haben.

Feſtrede in Augsburg.

Hofprediger in Ludwigsburg,

predigt Rouſſeau.

In Ungnade,

kommt nach Bonn.

Es war Schneiders Art, gleich mit der Thüre ins Haus zu fallen — ſo auch in ſeiner Antrittsrede „Über den gegenwärtigen Zuſtand und die Hinderniſſe der ſchönen Literatur im katholiſchen Deutſchland". Da preist er gleich das Jahr 1773, welches die mächtigſte Stütze der

Antrittsrede.

[1]) Lerſch in den Monatsblättern der „Allgemeinen Zeitung", 1845, 12. Heft.

römischen Despotie zu Boden geworfen; seitdem schrumpfe das Reich der frömmelnden Stupidität mehr und mehr zusammen. Die Katholiken hätten von Haus aus so viel Talent als die Protestanten, aber die Cultur der Landessprachen sei in den lateinischen Schulen unterdrückt und die Aufklärung des Volkes gehemmt worden. Auch habe die Mönchsmoral die Liebe und die Ehrbegierde zu Verbrechen gestempelt. Darum ständen die Katholiken in der Literatur den Protestanten nach. Schneider las, um den Ruhm der Allseitigkeit zu erringen, über die verschiedensten Gegenstände, über Dichtkunst und Redekunst, über Philosophie, über lateinische und griechische Sprache. Dabei sah er es mehr darauf ab, die Schüler zu unterhalten und für sich zu gewinnen, als in die Tiefe der Wissenschaften einzuführen: er spottete über Mönche und Nonnen, goss frechen Hohn über das, was er Aberglauben nannte; er erzählte Anekdoten, las ihnen seine Gedichte, ja sogar die Briefe der Mädchen vor, mit denen er in Liebesverhältnissen stand. Begreiflich, dass in seinen Schülern ein keckes, muthwilliges, genusssüchtiges, zu ernster Arbeit keineswegs geneigtes Geschlecht heranwuchs. In seinen Predigten wich er immer weiter von der Lehre der Kirche ab und zog es vor, den göttlichen Stifter der Religion als Menschen zu betrachten und mit dem Glauben Krieg zu führen.

Vorlesungen.

verdirbt die Schüler.

Es gab aber noch immer Männer, die für die Rechtgläubigkeit eintraten. 1790 wurden Schneiders Gedichte in Köln und Bonn verboten. Zur Untersuchung seines Treibens im Lehrsaale kamen Abgeordnete aus Köln. Eulogius drehte, deutete und log in seinen Antworten. Andere halfen ihm. So rettete er sich für den Augenblick seine Stellung, bekam aber amtlich die Warnung, in Zukunft behutsamer sich zu äußern und täglich mit den Studierenden der heiligen Messe beizuwohnen. Aber Vorsicht war bei einer so unruhigen Natur nicht zu erwarten. Im gleichen Jahre erschien sein „Katechetischer Unterricht", in welchem er Christus als einen Mann von besonderen Geistesgaben, von menschenfreundlichem Herzen, als einen Gesandten Gottes darstellte, alle Askese aber verwarf und das Los des Selbstmörders als minder gut darstellte, als wenn er nicht in den Plan der Vorsehung eingegriffen hätte. Das Buch rief eine Menge Streitschriften hervor. Der Kurfürst sah sich genöthigt, es bei hundert Goldgulden Strafe zu verbieten, was wieder nur die Folge hatte, dass es heimlich nachgedruckt wurde und umso rascher abgieng. Schneider erklärte öffentlich, der Kurfürst habe das Buch nur verboten, um die Kölner Domherren zu beschwichtigen. Das gab Anlass zu einer stürmischen Unterredung zwischen dem Kurfürsten und Schneider. Dieser meinte, die Aufklärung lasse sich einmal nicht mehr hemmen.

kommt in Untersuchung.

Seines Bleibens konnte in Bonn nicht mehr sein; er war umso trotziger, da er gerade von den Jakobinern einen Antrag nach Straßburg bekommen hatte. Auf der Reise sollte er zugleich günstige Stimmung für die französische Revolution erwecken, welchem Wunsche er gewiss mit großem Eifer nachgekommen ist. Im Juni 1791 traf Schneider in Straßburg ein. Seine erste Rede im Dome suchte die Übereinstimmung des Evangeliums mit der neuen Staatsverfassung der Franken zu beweisen: beide lehrten die gleichen Grundsätze und hätten die gleichen Mittel und die gleichen Hindernisse zu überwinden. Bischof in Straßburg war, nach Rohans Abgang, Brendel, welcher, nach einer diese beiden Männer bezeichnenden Verhandlung über die Zahl der Sacramente, Eulogius Schneider zu seinem Generalvicar ernannt haben soll. Diese beiden Kirchenväter besprachen sich nämlich über die Sacramente, die man noch gelten lassen wolle. Brendel sagte: „Man muss die Maschine vereinfachen, ich bin für vier Sacramente." Eulogius sagte: „Ich bin noch constitutioneller wie Sie, ich lasse nur noch drei gelten."

Nach Straßburg.

Christenthum und Revolution.

Bischof Brendel

vermindert die Sacramente.

Welche sollten wegfallen? Natürlich die Ehe, denn die war in Frankreich nur noch ein bürgerlicher Vertrag, und die Firmung, denn den heiligen Geist brauchte man nicht mehr. Brendel hätte gern die Priesterweihe beibehalten, denn nur dadurch wahrte er seine Stellung als Bischof. Schneider aber hielt entgegen: die Bestimmung zum Priester sei jetzt Sache der Gemeinde. Die Beichte hielten beide für unbequem, Schneider sogar für gefährlich. Brendel aber meinte, sie sei für die Constitution nothwendig; die Geistlichen könnten dadurch die liberalen Grundsätze im Geiste des Volkes befestigen und die Zweifel schwacher Köpfe heben: sei die Revolution vollendet und befestigt, so könne man die Beichte preisgeben. So wurde die Beichte provisorisch beibehalten. Das Abendmahl, meinte Brendel, sei nöthig zur Unterscheidung vom Protestantismus — das müsse ihm Schneider zugestehen, dann opfere er ihm die letzte Ölung. „Wahrhaftig, ein aufgeklärtes System!" — soll Schneider ausgerufen haben. „Luther und Calvin würden darüber eifersüchtig sein. Also Sie drei Sacramente und ich zwei und ein provisorisches." Demnach waren zwei und ein halb Sacramente das Übereinkommen dieser tiefen Gottesgelehrten! Eifriger noch als auf der Kanzel war übrigens Schneider im Club; hier beantragte er auch die Aufhebung des Cölibates. Die Nationalversammlung, an welche dieser Antrag gelangte, überließ es jedem Priester, sich selbst davon zu befreien.

Gegen das Cölibat.

Friedrich II.

Also begannen auch die deutschen Bischöfe den Kampf gegen den guten Pius VI., ohne an dessen bedrängte Lage zu denken, ohne zu erwägen, wie die allgemein verbreitete negative Richtung alles Kirchenthum bedrohte; hatte doch Friedrich II. noch 1775 in einem Schreiben vom 29. Juli in seiner Spottsucht über sie berüchtigte Worte des bittersten Hohnes geschrieben: sie seien zu kleinen Buben herabgesunken, sie seien die feisten Schweine Zions. — Mit demselben König hatte dann der Nachfolger des heil. Bonifacius sich in ein Bündnis gegen den Kaiser eingelassen, welches unter Friedrich Wilhelm II. zu einer Umgestaltung und Neubelebung der Reichsverfassung erweitert werden sollte. Allerdings war Friedrich Wilhelm II. ein ganz anderer Mann: hatte er doch am 5. Juli 1788 das Religions Edict erlassen, hatte er doch Nicolais „Deutsche Bibliothek" unterdrückt und am 19. December 1788 die Büchercensur wieder in Kraft gesetzt.

Friedrich Wilhelm II.

Febronius.

Die Thätigkeit für den Emser Vertrag sah man in Berlin nicht gerne: man fürchtete, dass der Kaiser ihn benütze zur Erweiterung seiner Macht. Über die Sätze des Febronius war man dort bald im klaren, wie man auch in Frankreich über ihn bald im reinen war. Nicolai mochte ihn in Preußen als den Helden und Riesen der katholischen Kirche, als die Zierde des Jahrhunderts preisen: tiefere protestantische Schriftsteller, wie Lessing, ließen ihm bald die verdiente Würdigung angedeihen. Der französische Clerus verdammte ihn nahezu einstimmig. Der Lehrer an der Sorbonne, Abbé Bergier, schrieb an den Erzbischof von Trier:[1]) „Es ist kein einziger Abschnitt darin, in welchem man nicht Fehler, Widersprüche, Trugschlüsse nachweisen kann. Es ist eine Zusammenstellung ohne Ordnung, ohne gesunden Sinn, ohne Folgerichtigkeit, schlecht bearbeitet und

[1]) Theiner, Geistliche Bildungsanstalten, S. 264.

schlecht beschrieben. Der Verfasser hat sich selber nicht verstanden." — In Berlin wollte man jetzt um keinen Preis einen Streit mit dem Papste, vielmehr ein gutes Einverständnis, denn man bedurfte seiner wegen des Fürstenbundes, der dem König sosehr am Herzen lag, und nun drohte ihm gerade eine Gefahr. Der Kurfürst von Mainz, der Erzkanzler des Reiches, erkrankte nämlich ernstlich. Wie, wenn sein Nachfolger zu Österreich übergieng und vom Bunde abfiel? Der König wollte um jeden Preis den Stuhl von Mainz beim Fürstenbunde erhalten.

Der Fürstenbund und Mainz.

Da waren aber große Schwierigkeiten, die man jedoch klug und durch eifervolle Thätigkeit bald zu überwinden verstand. Wer sollte Nachfolger werden und wie wollte man Rom bewegen, in die Wahl dieses Nachfolgers zu willigen, da der jetzige Erzbischof an der Spitze des Emser Bundes stand, also für einen Feind des Heiligen Stuhles galt?

Ein Coadjutor.

Der Herzog Karl August von Weimar nahm die Sache in die Hand; er schlug Karl von Dalberg als Coadjutor vor. Dieser stammte aus einer alten Familie: die Dalberg waren lange Ministerialen der Bischöfe von Worms und kamen durch Erwerbung der Herrschaft Dalberg (die Burgruine ist noch bei Kreuznach, im Dorfe Dalberg zu sehen) zu Bedeutung; unter Kaiser Maximilian I. erhielten sie 1494 die Ehre, zuerst vor allen anderen deutschen Edelleuten gelegentlich der Kaiserkrönung auf der Tiberbrücke zu Rom, hienach im Dome zu Frankfurt, mit dem Rufe: „Ist kein Dalberg da?" zum Ritterschlage gefordert zu werden. Kaiser Ferdinand III. ertheilte der Familie 1644 den Freiherrntitel.

Dalberg. Seine Familie.

Karl Theodor Anton Maria von Dalberg, den jetzt Herzog Karl August dem König von Preußen als den tauglichsten Candidaten für das Bisthum Mainz vorschlug, war 1744 auf dem Schlosse Hernsheim bei Worms geboren; sein Vater war kurmainzischer Geheimer Rath und Statthalter zu Worms. Er bereitete sich in Göttingen und Heidelberg auf die juridische Laufbahn vor, machte hierauf eine Reise durch Italien, Frankreich und die Niederlande und widmete sich dann in Mainz dem Gerichte. Bald aber wandte er sich dem geistlichen Berufe zu, der mehr Aussicht bot: er wurde 1768 Domherr, 1772 Geheimer Rath und Statthalter zu Erfurt, suchte da Handel, Industrie und Schulwesen zu fördern, stand aber auch mit Gelehrten und Schriftstellern in Verbindung, ja er schrieb selber akademische Abhandlungen in lateinischer und französischer Sprache und ein philosophisches Buch: „Betrachtungen über das Universum", dessen Grundgedanke ist, die Natur suche sich der Einheit in Gott zu nähern, denn die Einheit sei die Grundquelle und der Zweck des Universums; Religion aber sei der Weg zu dieser Annäherung. — Dalberg war innig befreundet mit dem Bruder des Kurfürsten von Mainz, mit dem Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal, demselben, der, ein Muster eines Fürsten, für Verbesserung des Staats-, Kirchen- und Schulwesens in seiner Diöcese so thätig war, der die Universität hob, der Witwen- und Nothcassen, Verpflegungsanstalten für kranke Gesellen und alte Dienstboten, Brand-Versicherungsanstalten, Getreideniederlagen gründete, der Ackerbau und Gewerbe zu fördern und wüste Plätze urbar zu machen verstand und den Satz: „Ich bin nur der erste Bürger und Diener im Staate" zur Wahrheit machte, zugleich als eifriger Priester dem Landvolke predigte, Kranke besuchte auch in der rauhesten Jahreszeit, die Schulen überwachte, die Kinder prüfte und dessen Gebet es war, dass ihm Gott die Gnade gebe, damit er sein Vorsteheramt nicht unwürdig verwalte, nicht selber Ärgernis gebe, während er gegen das Ärgernis predige, nicht andern ein Stein des Anstoßes werde, während er gegen

Jugend. Franz Ludwig Erthal in Würzburg.

die Sünde eifere, und daſs er ſelber das Gute thue, welches er von anderen verlange.[1])

Für dieſen Karl von Dalberg wirkte nun Karl Auguſt von Weimar, weil Dalberg gewandt, geſchäftserfahren, kenntnisreich, zugleich der Anſicht war, dem Adel müſsten die deutſchen Stifte bleiben, ſonſt könne die Verfaſſung des Reiches nicht beſtehen, und lieber wolle er ſich ſelber aufopfern, als die Verfaſſung vernichten laſſen: alſo weil er gegen das Haus Habsburg war, dem man vorwarf, daſs es die Beſetzung der Bisthümer an ſich bringen und die alten Familien unterdrücken wolle, wurde für Dalberg geworben. Welche Mühe es koſtete, den Kurfürſten zu beſtimmen, Dalberg, der ihm zuwider war, zu ſeinem Coadjutor

Vorwahl.

den Wählern vorzuſchlagen, welche Summen es koſtete, um die Wähler zu gewinnen, damit ſie ſich nicht für den öſterreichiſchen Candidaten Fechenbach erklärten, und wie ſchlau und raſch die Sache betrieben wurde, ſo daſs der öſterreichiſche Geſandte davon gar keine Ahnung hatte — das hat alles Ranke in ſeiner feinen Art dargeſtellt.[2]) Das nöthige Geld ſpendete der König von Preußen. Dalberg wurde auf den Vorſchlag des Kurfürſten vorläufig gewählt zum Coadjutor und dann auch zum Biſchof von Worms: er verſprach dafür, als Kurfürſt dereinſt bei der Union zu bleiben und das Mögliche zu thun, daſs die Reichsverfaſſung erhalten und die deutſche Freiheit geſichert bleiben — mit anderen Worten, daſs der Kaiſer ohnmächtig werde. Dahin hatte es aber Joſeph II. mit ſeiner Regierungsweiſe gebracht, daſs man eine Schwächung der Kaiſermacht für die Erhaltung der deutſchen Freiheit hielt.

Wird aber Rom erklären, daſs es nichts gegen die Wahl Dalbergs habe, der für einen Illuminaten galt? Wenn der Kurfürſt die Eligibilitätsbulle erhalten wollte, muſste er vom Emſer Bündniſſe zurücktreten.

Biſchöfe gegen die Erzbiſchöfe.

Der Kurfürſt von Mainz war umſomehr geneigt zurückzutreten von dieſem Bunde, als er ſich in einen Streit mit Pfalzbayern verwickelt ſah, wegen Erhebung vom Zehnten von den Pfarren, welchem ſeine beiden geiſtlichen Mitkurfürſten, ohne ihn zu unterſtützen, ruhig zuſahen. Auch beſchwerte ſich der Fürſtbiſchof von Speier, ein Graf von Limburg-Styrum, 2. November 1786 beim Kaiſer darüber, daſs die Erzbiſchöfe ohne vorgängiges Einvernehmen mit den Biſchöfen Maßregeln verabredet hätten, welche eine Veränderung des ganzen deutſchen Kirchenſyſtems bezweckten, und flehte dringend, daſs der Kaiſer, bevor er einen Entſchluſs faſſe, die Biſchöfe des Reiches mit ihren Bemerkungen und etwaigen

Antwort des Kaiſers.

Anſtänden anhöre. Der Kaiſer antwortete, daſs er die Kurfürſten ſchon an das Einvernehmen mit den Biſchöfen gemahnt habe. Zu gleicher Zeit ſandte der Fürſtbiſchof von Speier an ſeinen Metropoliten in Mainz eine ſcharfe Beurtheilung der Emſer Punctation, die darauf hinauslief, das Oberhaupt der Kirche könne, nachdem es einmal im Beſitze gewiſſer Kirchenrechte ſei, nicht ohne vorgängige Rückſprache aus einem mehr als tauſendjährigen Beſitz geworfen werden.[3])

Mainz tritt zurück.

So trat denn Mainz zuerſt zurück vom Emſer Bunde: er ſuchte um Erneuerung der fünfjährigen Facultäten in Rom nach: er ließ den Informativprozeſs des neuen Coadjutors durch denſelben Nuntius Pacca in-

---

[1]) K. A. Menzel, Neuere Geſchichte der Deutſchen.

[2]) Ranke, Die deutſchen Mächte und der Fürſtenbund, I, S. 364—380. Die Beweiſe in den Analecten, ibid. II.

[3]) K. A. Menzel, l. c. IX, 25. Cap., S. 199—204.

struieren, gegen dessen Wirksamkeit als „ein unberechtigtes Unterfangen“ er noch vor einem Jahre Verwahrung eingelegt hatte. Lucchesini, einer der literarischen Genossen Friedrichs II., musste in Rom um gutes Wetter für den Kurfürsten bitten und erklären, dass derselbe vom Emser Bunde zurücktrete, wenn man in seine Begehren willige, namentlich in die Wahl Dalbergs zum Coadjutor, und dass es ihm lieb sei, wenn das Rechtsverhältnis, wie es früher bestand, wieder eintrete, das heißt, dass kein Nuntius Eingriffe in die Metropolitanrechte des Mainzer Stuhles mache. Preußen verbürgte sich in Rom dafür, dass der Erzbischof und sein Coadjutor von der Vollziehung der Emser Beschlüsse abstehen würden.[1]) Lucchesini.

So eigenthümlich war also damals die Lage, dass ein protestantischer König für die loyale Haltung des ersten Erzbischofs sich beim Heiligen Stuhle verbürgte; ferner dass ein Protestant eigens nach Rom abgesandt wurde, um die Zweifel über die Rechtgläubigkeit des zu wählenden Coadjutors zu zerstreuen und die Eligibilitätsbulle abzuholen. Protestanten für den Papst.

Dieser Protestant war der Geschichtschreiber Johannes von Müller, der durch seine Schrift: „Reisen der Päpste“ beim Heiligen Vater in hohem Ansehen stand. So kam Müller dazu, Rom kennen zu lernen, und brachte von dort das erwünschte Breve nach Mainz. Johannes von Müller.

Dalberg wurde nun in aller Form gewählt zum Coadjutor für Mainz, zum Coadjutor für Worms; 1788 wurde er sogar zum Nachfolger für Roth in Constanz bestimmt, für welches er Heinrich von Wessenberg, den er in Würzburg kennen gelernt hatte, zum Generalvicar ernannte. Constanz war wichtig für die Union: sie suchte ja den ganzen schwäbischen Kreis für sich und gegen den Kaiser zu gewinnen.[2]) So rasch war also dieser Edelmann emporgestiegen: die Fürsten der Union hatten ihn gefördert, damit er wieder die Union befördere, und so eigenthümlich war die Lage, dass der Papst in der Union eine Stütze sah gegen die Eingriffe des Kaisers in die Verhältnisse der Kirche. Dalberg.

Damals schrieb Johannes von Müller sein berühmtes Buch: „Darstellung des Fürstenbundes“, der mit dem Abschnitte: „Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde“ schließt. Hier stellt er den Satz auf: wenn die deutsche Union zu nichts Besserem dienen solle, als den gegenwärtigen Zustand der Besitzungen zu erhalten, so sei sie unter den mancherlei Unternehmungen in Deutschland die unbedeutendste; sie sei wider die ewige Ordnung Gottes und der Natur, nach welcher weder die physische, noch die moralische Welt einen Augenblick im gleichen Zustande verharren, sondern alles im Leben in ordentlicher Bewegung und im Fortschritt sein soll; sie sei wider alle politische Erfahrung, nach welcher, wie physische Körper durch Stockung in Verwesung übergehen, so alle Bündnisse durch Unthätigkeit in Erkaltung, in Privatleidenschaften und zuletzt in unwidertreibliche Selbstauflösung verfallen. Was habe denn die weltgepriesene Union bis jetzt ge- Erwartung vom Fürstenbund.

[1]) K. A. Menzel, l. c. VI, S. 187.
[2]) Ranke, l. c. I, S. 391—392.

Was hat die Union geleistet?

than? Sie habe gemacht, dass Bayern das Glück habe, statt Joseph II. den Herzog Karl von Zweibrücken zum Landesvater zu bekommen, und sie sei bereit, wenn der Kaiser mit rascher Hand, ohne zuvor ein Menschenalter über die Form zu berathen, einen Missbrauch hinwegreißen wolle, diesen Missbrauch aufs äußerste zu vertheidigen, damit er doch seine fünfzig Jahre noch stehen und wirken möge.[1]) Entweder wolle der Fürstenbund nur den bestehenden Zustand erhalten, dann sei sein Lohn dahin bei der Nation und bei der Nachwelt: oder der Fürstenbund sei eine Vereinigung der mancherlei Kräfte verschiedenartiger durch den bisherigen Parteigeist entfernter Stände, um wider alle ungerechte Gewalt und schädlichen Missbräuche mit patriotischer Übereinstimmung zu handeln: „Heil dir alsdann, Vaterland, und Preis den Guten und Großen, den Stiftern und den Beigetretenen, den Werkzeugen, allen Theilhabern der besten, der schönsten, der nothwendigsten That!"

Deutsches Primat.

So Johannes von Müller, hinter welchem eigentlich der Kurfürst von Mainz stand, welcher handeln wollte, dem man sogar den Ehrgeiz zuschrieb, eine deutsche Nationalkirche gründen zu wollen, deren Primas er gewesen wäre. Johannes von Müller ist geneigt, die Wendung deutscher Geschicke in rosigem Lichte zu sehen. Er zieht seine Schlüsse aus dem Charakter der Gründer, selbst

Joseph II.

aus dem Charakter dessen, gegen den der Bund gestiftet worden ist, Josephs II. „Die Größe unseres Kaisers"[2]) beruht auf zwanzig und einigen Millionen Menschen, auf 300.000 Kriegern, auf einem wachsenden Reichthume, auf seinem hochgesinnten Geist, nicht auf einigen Missbräuchen der Reichsgerichte, noch auf dem Drucke und Verfalle hundert kleiner Herrschaften und Städte, die bloß glücklich sein wollen und nie wider ihn gewaltig streiten werden. — Wir haben endlich einen selbstdenkenden Kaiser, dessen geraden Geistesgang die Formalisterei und die Vorurtheile einer kleinen Politik nicht aufhalten. Ruhm sucht er vielleicht? Gibt es einen schöneren, als dass zu seiner Zeit das Reich der Deutschen zu ungewohntem Glanze aufgeblüht sei? Ohne ganz Europa wider sich zu waffnen, kann er nichts von uns wollen, als was wir ihm aufs freudigste geben werden — Bewunderung und Liebe, wenn er zu unserem Besten hilft." — So unser geistreicher Geschichtschreiber.

Die Union hat nichts fürder zustande gebracht. Nicht der Kaiser hat sie gehindert, sondern die Eifersucht der Fürsten und die Verschiedenheit der Ansichten. Was Mainz wollte, das wollte Karl August von Weimar nicht. Der Kurfürst meinte, Mainz solle befestigt werden, damit es nicht in die Hände der Franzosen falle, wenn diese etwa ein Unternehmen des Kaisers auf Pfalzbayern unterstützen wollten.[3]) Karl August aber meinte, das thue weniger noth; man müsse zuerst die Reichsverfassung verbessern, ein gemeinsames Reichsgesetz herausgeben und achten, dass der Kaiser nicht durch den Reichshofrath auf die kleinen Fürsten und den hohen Adel drücke. Der Reichskanzler wollte einen Congress in Mainz und sein Coadjutor; aber wer sollte dazu eingeladen werden? alle Fürsten der Union? Die drei weltlichen Kurfürsten wollten aber die Leitung in der Hand behalten und wollten von einer

[1]) Johannes von Müllers Sämmtliche Werke, XXV, S. 264—265.
[2]) Ibid. XXV, S. 267.
[3]) Ranke, l. c. I, S. 381—407.

Gleichſtellung mit den übrigen Fürſten nichts wiſſen. In Berlin meinte man, Öſterreich dürfe kein Argwohn eingeflößt, es dürfe nicht gereizt werden.

Der Kaiſer war nicht ſchuld, wenn nichts zuſtande kam. Er war damals mit weit ernſteren Dingen als den kleinen deutſchen Streitigkeiten beſchäftigt. Im Weſten drohte ihm die Gefahr, ein Juwel in ſeiner Krone, Belgien zu verlieren, und im Oſten ſtieg das Wetter eines großen Türkenkrieges für ihn auf. Damit kommen wir an die Unruhen in Belgien und an den Krieg, den Rußland und Öſterreich zuſammen gegen die Türkei führten. —

Die Unruhen in Belgien.

Unter den Ländern, bei welchen der Hingang der großen Kaiſerin Maria Thereſia am ſchmerzlichſten empfunden wurde, war Belgien, wie wir oben ſchon ſahen. Dieſem erwerbſamen Volke von etwa 3,500.000 Seelen war es nach den ſchweren Leiden, die es ſeit Philipp II., dann durch die Eroberungsgier Ludwigs XIV., ſpäter im öſterreichiſchen Erbfolgekrieg ob der Kriegsluſt Ludwigs XV. erduldet hatte, wieder einmal wohl geworden. Nach Drangſalen aller Art hatte es nahezu vierzig Jahre hindurch in behaglicher Ruhe gelebt. Kein Volk hieng feſter an ſeiner Religion und an ſeinen Freiheiten als die Belgier, und der frommen Maria Thereſia kam es nicht in den Sinn, dieſe religiöſen Stimmungen des treuen Volkes zu ſtören, oder in die alte Verfaſſung Eingriffe zu machen. Die ſtändiſche Wirkſamkeit blieb ungeſchmälert, die Nation regierte ſich ſelber. Dafür kam der Kaiſerin eine Liebe und Anhänglichkeit entgegen, die ſich namentlich in der ſchnellen Bewilligung der nöthigen Steuern zeigte; der Clerus allein hatte ihr an freiwilligen Gaben während ihrer Regierung über 100 Millionen geſpendet. Die Belgier hiengen an ihr wie gute Kinder an ihrer Mutter, und ſie hinwieder ſchrieb mit ihrem feinen Sinne für den Geiſt ihrer Völker ihrem Schwager Karl von Lothringen, den ſie als Statthalter nach Belgien geſendet hatte: „Begnüge Dich damit, der Hahn im Dorf zu ſein, und laſs die Dinge gehen, wie ſie eben gehen.“ [1]) Karl achtete als Statthalter ſtets die Verfaſſung und das Volk ſchenkte nach und nach der Regierung ſolches Vertrauen, daſs mehrere brabantiſche Städte von ihrem Rechte, Abgeordnete zu ſenden, gar keinen Gebrauch machten.

Belgien glücklich unter Maria Thereſia und Karl von Lothringen.

Dieſe Verfaſſung war die „Joyeuse Entrée“ oder „Blynde Incomste“. Karl und ſeine Gemahlin Maria Chriſtina, die Schweſter Maria Thereſias, beſchworen ſie nach ihrer Ankunft in Brüſſel, 22. März 1744.[2]) Kaum hatte

Blynde Incomste

[1]) „Contentez Vous, mon frère, d'être le coq de village et laissez aller les choses comme elles vont.“ Ruckelingen, Belgien unter Maria Thereſia. Aus dem Vlämiſchen (Belgie onder M. Theresia. Antw. 1858) von Stubenrauch. Wien 1858. S. 188.

[2]) Ruckelingen, l. c. S. 15—19.

oder Joyeuse Entrée. das Fürstenpaar den Reisewagen verlassen, so musste die Erzherzogin noch vor dem Thore in einem eigens hiezu verfertigten Pavillon die österreichische Kleidung mit einem niederländischen Anzug vertauschen, zum Zeichen, dass sie die niederländischen Sitten und Gewohnheiten annehmen wolle, statt dem Lande ihre einheimischen Gebräuche aufzudringen. Der Bürgermeister überreichte dem Erzherzog mit gebeugtem Knie die silbernen Schlüssel zu den Stadtthoren. Die Zünfte waren in der alten Rüstung von da bis zur Gudula-Kirche aufgestellt und ihre Vorstände geleiteten, eine Wachskerze in der Hand, die Staatskutsche, ein Geschenk von Brüssel, bis zum Hauptthore. Dort empfieng der Erzbischof von Mecheln an der Spitze des Clerus den Statthalter; dann fand das „Tedeum" statt, und jetzt folgten drei Tage hindurch mancherlei Feste. Am 20. April fand die Huldigung statt. Prinz Karl wurde nach der Gudula-Kirche vom Adel und den Abgeordneten der Städte geleitet. Vier Äbte, denen dieses Recht verbrieft war, assistierten dem Erzbischof beim Hochamt. Nach demselben nahte sich der Cardinal dem Betschemel des Prinzen und nahm ihm auf das Evangelienbuch den Eid ab, die Rechte und Freiheiten des Clerus von Brabant zu beschützen. Dann gieng der Festzug nach dem Kaudenberg-Platz, auf dem der Prinz mit entblößtem Haupte unter einem Throne hinter einen Tisch sich setzte, auf welchem das Evangelium lag. Rechts nahmen auf bestimmten Bänken die Stände von Brabant Platz, links die Stände von Limburg. Der Markgraf von Wemmel trug die Standarte von Brabant, der Herzog von Ursel das Staatsschwert. Nachdem der erste Waffenherold dreimal Stillschweigen geboten, ergriff Prinz Karl das Wort und sprach von der mütterlichen Fürsorge und Huld der Kaiserin und wie ihr das Wohl ihrer Erblande am Herzen liege. Der Pensionär Van der Broek antwortete mit Versicherungen der Anhänglichkeit der Belgier an ihre Fürstin und verlangte am Schlusse die Vollmacht des Statthalters. Diese wurde übergeben und jedes Mitglied der Stände sah ihre Unterschrift an, ob sie echt sei. Dann verlas ein Mitglied der Stände mit lauter Stimme die Verfassung und fünfmal trat während der Verlesung der Primas von Belgien vor den Prinzen, der stehend und mit entblößtem Haupte in brabantischer und in burgundischer Sprache, die Hand auf dem Evangelium, schwor, dass er die Freiheiten des Volkes handhaben wolle. Dann traten die Mitglieder der Stände, eines nach dem andern, vor, und legten in die Hand des Prinzen das Gelöbnis der Treue ab und der Herold rief nun: „Lange lebe Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen, Herzogin von Brabant und Markgräfin des heiligen römischen Reiches!" — und das Volk antwortete: „Lange lebe Maria Theresia!" Hierauf folgten wieder Volksfeste in der Hauptstadt und in den Provinzen — und von dieser Huldigung an fühlten sich die Belgier an Treue und Gehorsam gebunden, solange der Fürst ihre Rechte achte. Das war also nach Art des Mittelalters ein feierlicher Vertrag zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen, wie das aragonische „Y no, no."

Maria Christina und Karl in Brüssel. Huldigung. Die Stände. Die Vollmacht des Statthalters. Sein Eid. Treueid. Das Volk. Vertrag.

Die Verfassung. Die „Blynde Incomste" stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert[1]) und hatte im ganzen neunundfünfzig Artikel, von denen die wichtigsten besagten, dass das Volk nicht willkürlich, sondern nur mit seiner Zustimmung mit Schatzungen belegt werden dürfe; dass jeder das Recht habe, von seinem eigenen Richter gerichtet zu werden, und niemand, selbst in geistlichen Angelegenheiten, vor ein

[1]) Diese Magna-Charta Belgiens wurde von Johann, dem ersten Herzog von Brabant, 1288 ertheilt und 1355 von Wenzel und Johanna, und nachher von anderen Fürsten erweitert.

ausländisches Gericht gezogen werden dürfe; dass der Fürst ein guter, milder und gerechter Herr sein und die Gebräuche und Vorrechte des Volkes beachten wolle; dass er nicht nach Willkür, sondern nach dem Ausspruche des gewohnten Rechtes richten wolle; dass er ein besonderes Siegel für Brabant führen und einen Kanzler bestellen wolle, welcher der lateinischen, niederdeutschen und wallonischen Sprache mächtig sei; dass der Rath von Brabant nur aus Inländern bestehen dürfe, doch mit Ausnahme von zwei Mitgliedern, die aber der niederländischen Sprache mächtig sein müssten; dass der Herzog zweimal des Jahres die Stände zusammenberufe und ohne ihre Zustimmung weder Krieg erklären, noch Bündnisse schließen, noch Steuern auflegen wolle. Und nun folgt die wichtige Bestimmung: „Im Falle Seine Hoheit, dessen Bevollmächtigte oder Nachkommen, hiergegen handeln, selbst oder durch jemand andern, im ganzen oder theilweise und auf was immer für eine Art, so willige er ein und ertheile er seine Zustimmung allen Prälaten, Baronen, Rittern und Städten, freien Ortschaften und seinen andern Unterthanen, dass sie weder ihm, noch seinen Erben, noch seinen Nachkommen, irgendwelche Dienste sollten verrichten, noch unterthänig sein in irgend einer Sache, die er benöthigen oder von ihnen begehren würde, bis zu dem Zeitpunkt, da er ein solches Gebrechen behoben, berichtigt oder vollkommen wieder ausgeglichen haben würde.“ [1]) Die Stände bestanden aus drei Classen: der Geistlichkeit, dem Adel und den Bürgern. Der dritte Stand war von besonderem Gewichte in Brabant, weil die zwei ersten Stände über Schätzungen oder andere belangreichen Dinge nicht beschließen konnten, ohne Zuziehung des dritten Standes, der bei Verletzung seiner Rechte eine unüberwindliche Hartnäckigkeit bewies.[2])

Rechtspflege. Kanzler. Rath von Brabant. Stände.

Das Land bestand aus zehn Provinzen: Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, Flandern, Hennegau, Namur, Mecheln, Tournay und Antwerpen. Jede dieser Provinzen hatte wieder ihre eigenthümliche Verfassung und ohne ihre Zustimmung konnten keine Steuern und außerordentlichen Abgaben erhoben werden. Da nun niemand ohne Geld regieren kann, so war der Herzog genöthigt, den Willen seines Volkes zu beachten. Streitigkeiten wurden in der Regel immer wieder ausgeglichen; denn das Volk fühlte wohl, dass ohne ein Oberhaupt alles in Verwirrung und zugrunde gehe. Der Herzog und sein Stellvertreter, der Statthalter, konnten Gesetze erlassen, wenn diese mit der Verfassung nicht in Widerspruch waren. Er stand an der Spitze der Kriegsmacht zu Land und zur See und hatte das Recht, Missethäter zu begnadigen und ihre Strafe umzuwandeln. Ihm zur Seite standen drei Rathsversammlungen: der Staatsrath, der Geheime Rath und der Finanzrath. Der Staatsrath bestand

Provinzen. Gesetze. Rechte des Statthalters.

[1]) Französisch heißt dieser Rechtstitel: „S'il arrivait que sa Majesté, ses hoirs et successeurs vinssent, allassent ou fissent à l'encontre (des droits et privilèges contenus dans la Joyeuse Entrée) par eux ou par quelqu'un d'autre, en tout ou en partie, en quelle manière, que ce soit, nous en ce cas consentons et accordons, au nom de sa dite Majesté, aux dits Prélats, Barons et Chevaliers, villes, franchises et à tous autres sujets, qu'ils ne seront tenus à faire aucun service à sa dite Majesté, ses hoirs ou successeurs, ni d'être obéissants en aucune chose de son besoin, et que sa dite Majesté pourrait ou voudrait requérir d'eux. jusqu'à ce qu'Elle leur aura réparé redressé et entièrement désisté et renoncé à l'emprise ci dessus mentionnée.“ Récueil des représentations etc. I, p. 28.

[2]) Hinsichtlich der Standschaft gründete sie sich beim Adel auf den Besitz bestimmter Lehen, beim Clerus auf bestimmte Würden, beim dritten Stand auf die Wahl der Städte, die vertreten waren. — Arendt, Die brabantische Revolution. Raumers Historisches Taschenbuch, 1843.

ursprünglich aus den Mitgliedern der vornehmsten adeligen Familien und entschied über Krieg und Frieden und über Verleihung höherer geistlicher und weltlicher Ämter. Nach und nach gieng aber seine Macht ganz an den Geheimen Rath über, der aus einem Vorsitzenden, sieben Mitgliedern und drei Geheimschreibern bestand und viermal in der Woche zusammenkam. Was die Rechtspflege anbelangt, so hatte jedes Land, jede Stadt, ja oft jedes Dorf, seine besonderen Gesetze und Gebräuche. Der höchste Richterstuhl war der Große Rath von Mecheln.

Fortschritt in Belgien.

So die Grundzüge der Verfassung. Karl beobachtete sie getreu. Gegen Reformpläne, mit denen man von Wien aus sehr freigebig war, seit Joseph Einfluss gewann, sträubte er sich beharrlich. Die alten Freiheiten blieben in Wirksamkeit, der Wohlstand hob sich; es gelang, eine belgische Armee von 25.000 Mann zu bilden; die Finanzen, die anfangs in argem Zustande waren, kamen in Ordnung; das Leben wurde behaglich; Karl war gutmüthig, leutselig, einfach und begünstigte Kunst und Wissenschaft. Die Beziehungen zwischen Österreich und Belgien wurden innig. Man fand einen großen Theil der österreichischen Aristokratie im Sommer in den Bädern von Spaa und viele Familienverbindungen fanden zwischen dem österreichischen und belgischen Adel statt. Viele Schiffe verkehrten zwischen Ostende und Fiume und Triest. Der Hafen von Ostende konnte oft kaum die Menge der Schiffe fassen. Canäle wurden gegraben und erleichterten den Verkehr im Innern; die Küstenschiffahrt hob sich; dem Bauernstand wurden Begünstigungen zutheil, und mit Eifer verlegten sich die Belgier auf den Landbau. Die Bevölkerung der Dörfer wie der Städte nahm zu. Die Sorge Maria Theresias für das Schulwesen wirkte auch auf Belgien: Dorfschulen, Normalschulen, Lehrer-Seminarien entstanden. Die burgundische Bibliothek wurde dem Publicum

Akademie in Brüssel.

wieder zugänglich gemacht. In Brüssel wurde 1767 eine Literarische Gesellschaft gegründet, die bald in eine königliche Akademie der schönen Literatur und Wissenschaften umgewandelt wurde. Doch sind wenig Werke von besonderem

Literatur.

Verdienste zu verzeichnen, wie die „Geschichte der Unruhen in den Niederlanden" des Van der Vynckt,[1]) welcher zuerst die Archive benutzen durfte, wie die „Denkwürdigkeiten der siebzehn Provinzen" von Paquot,[2]) wie die „Geschichte des Herzogthumes Namur" vom Jesuiten de Marne.[3]) Ein Priester Nelis, später Bischof von Antwerpen, schrieb in fließender Sprache die „Entretiens de l'Aveugle de la Montagne". Eine vlämische Sprachlehre und ein vlämisches

Vlämische Literatur.

Wörterbuch wurde von des Roches, dem Sohne einer armen Waschfrau, verfasst, der sein Brot ärmlich bei einem Schuhmacher verdiente, aber von den ersparten Pfennigen Bücher kaufte, die er in der Nacht las. Ein deutscher Priester wurde auf den armen Jungen aufmerksam, unterwies ihn in der lateinischen und französischen Sprache, und bald schrieb dieser in letzterer, als ob sie seine Muttersprache wäre, verschiedene Werke. Johann Neidts dichtete vlämische Singspiele und Schauspiele und führte sie mit großem Erfolge auf. Der Dominicaner de Jonghe verfasste eine „Chronik von Gent", die Jesuiten de Bue und Ghesquières setzten die „Acta Sanctorum" fort. — In Gent entstand

Arbeitshaus.

damals ein Zuchthaus, in welchem man die Verbrecher durch Religion und Arbeit zu bessern suchte. Belgien hat also den Anspruch darauf, zuerst auf das Pönitentiarsystem gekommen zu sein, dessen Erfindung man meist den Amerikanern zuschreibt, während Amerika längst den Belgiern diese Anerkennung

[1]) Histoire des Troubles des Pays-Bas.
[2]) Mémoires littéraires des 17 provinces.
[3]) L'histoiré du duché de Namur.

hat widerfahren lassen. Ein Neuerer bemerkt: „Es ist ein sonderbares Schauspiel, zu sehen, wie Europa voll Bewunderung vor Amerika steht, während Amerika sich vor Europa demüthig neigt und bekennt, dass das Beste, was es diesfalls gethan hat, in nichts anderem besteht, als in der Nachahmung dessen, was bereits 1775 in Europa geschehen ist."

Beliebtheit Karls.

So war Karl von Lothringen, und darum umgab die Liebe der Nation ihren Statthalter. Um ihm zu danken für den muthigen Schutz ihrer Freiheiten, feierten die Belgier das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Statthalterschaft mit einem wahren Enthusiasmus und errichteten ihm ein Standbild, wie sie noch nie ein solches einem Fürsten oder Regenten gewidmet hatten, auf dem Platze von Lothringen, der heute der königliche Platz heißt. In der Ansprache an den anwesenden Regenten hieß es: „Unsere tausendmal sich wiederholenden Freudenrufe sollen dem Auslande die treue Ergebenheit der Unterthanen und die Güte des Herrschers bezeugen. Unsere Enkel sollen knieend sein Andenken segnen, sein Standbild umarmen, und, die Augen in Thränen gebadet, ausrufen: ‚Er hat uns glücklich gemacht!'" Als Karl von Lothringen am 4. Juli 1780 starb, ward er betrauert wie ein geliebter Vater von seinen Kindern. Ein Zeitgenosse erzählt: „Der Schmerz war allgemein, man weinte in den Palästen der Großen wie unter dem niederen Dache der Armen."[1] Am 29. November desselben Jahres folgte Maria Theresia ihrem Schwager in die Gruft. Unter Schluchzen theilte man sich auf den Straßen die Nachricht mit: „Die Königin ist todt!"[2] — Die glücklichen Tage Belgiens waren vorüber. Unter Joseph kamen stürmische Zeiten.

Ende des Glückes.

Von den Talenten des neuen Herrn hatte man viel vernommen, aber auch von seiner Lust, alles umzugestalten. Der belgische Geschichtschreiber schildert die Stimmung mit den Worten: „Man sprach von seiner Leutseligkeit, seiner Güte, seiner Gerechtigkeitsliebe, seiner Gesprächigkeit, sowohl dem schlichten Landmann, als dem Adeligen gegenüber. Auferzogen in der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, hielt er sich selbst für einen großen Philosophen. Überall sah er Missbräuche: in der Kirche, wie im Staat; überall Vorurtheile: bei dem Adel, wie bei der Bürgerschaft. Alle Missbräuche hinwegzuschaffen, alle Vorurtheile auszurotten, kurz alles nach den Begriffen der herrschenden Philosophie zu reformieren, das war sein Traum. Er glaubte dies so leicht bewerkstelligen zu können, wie wenn man einen Mantel umkehrt. Widerstand besorgte er nicht. Alle Einwürfe glaubte er wie Seifenblasen mit dem Hauche seines Athems beseitigen, das Widerstreben der Kurzsichtigen durch Gewalt besiegen zu können."[3]

Sorge vor Joseph II.

Der neue Herr kam aber nicht sogleich in das Land. Graf Starhemberg hatte nach dem Tode Karls von Lothringen infolge geheimer Vollmachten, die nach alter Gewohnheit in der Citadelle von Antwerpen hinterlegt waren für den Fall der Entfernung des Statthalters, als bevollmächtigter Minister interimistisch einstweilen die Geschäfte übernommen, bis der neue Statthalter eintreffe, den Maria Theresia längst für den Fall des Hinganges ihres Schwagers bestimmt hatte. Es war der Gemahl[4] ihrer Lieblings-

Starhemberg.

[1] Ruckelingen, l. c. S. 129—130, 140—141.
[2] Ibid. S. 105.
[3] Ibid. S. 105.
[4] Ein treues Lebensbild beider gibt A. Wolf in „Maria Christina, Erzherzogin von Österreich. Wien 1863."

Maria Christina und Albert.

tochter Maria Christina, Herzog Albert von Sachsen-Teschen. Sie und er hatten beide den Namen Statthalter (Gouverneur); beide waren hochbefähigt und fein gebildet und erglüht vom Gedanken, Gutes zu wirken und die Liebe und Anhänglichkeit der Belgier zu gewinnen. Leider ließ ihnen der Kaiser nur den Schein ihrer Würde und führte seine Pläne durch, ohne sie nur vorher um Rath zu fragen. Sie hatten einen Hof zu halten, bezogen allein vom Lande 385.000 Gulden, waren reich an und für sich, hatten eine Leibwache, Gesandte waren an ihrem Hofe beglaubigt; sie hatten zur Verfügung das Palais-Royal in Brüssel, das Schloss Marimonde, Schloss, Park und Jagd von Thervuren — aber sie hatten keine Macht; ihre Stellung erschien ihnen so demüthigend, dass sie gleich von Anfang an die Würde ablehnen wollten. Nur Bitten, nur Rücksichten auf das unheilvolle Aufsehen, welches dieser Schritt hervorrufen würde, nur der Befehl des Kaisers hielten sie zurück; und es war ein Unglück für ihn und das Land, dass er auf ihre Warnungen nicht hörte.

Maria Christina.

Es waren zwei edelgeartete Naturen. Maria Christina, das vierte Kind Maria Theresias, geboren 1741, war der Liebling der Mutter; dabei ward sie aber streng erzogen, wie es Gebrauch war in der Burg. Sie machte namentlich Fortschritte in Sprachen, Italienisch, Französisch und Englisch; sie zeichnete vortrefflich, sang, spielte Clavier, hatte feine Formen, war schön, voll Phantasie und Verstand, entschieden und selbständig wie ihre Mutter. Gleichheit der Stimmung wie der Ansichten zog sie zur ersten Gemahlin ihres Bruders, zu Isabella von Parma hin: sie lasen, studierten, musicierten miteinander; waren sie getrennt, schrieben sie einander die zärtlichsten Briefe. Als die junge Kaiserin früh hinwegschied, war ihre Freundin monatelang in den tiefsten Schmerz versenkt. Zu ihrem Miniaturbild, das sie immer in ihrem Gebetbuche bei sich hatte, schrieb sie die Worte: „Ich habe die beste und wahrhaftigste Freundin verloren; diese Frau war mit allen Tugenden begabt, sie lebte und starb als wie ein Engel." Das Kind der Abgeschiedenen hütete sie wie eine Mutter.

Isabella von Parma.

Albert von Sachsen.

Das Herz Maria Christinens gewann der Sohn Friedrich Augusts III. von Sachsen-Polen, Prinz Albert, der mit seinem Bruder Clemens, welcher später Erzbischof von Trier wurde, 1760 nach Wien kam. Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, fein gebildet, mehrerer Sprachen mächtig, in den Classikern belesen, für Kunst und Wissenschaft eingenommen, und war immer gerade, rechtlich und sittlich streng geblieben. Maria Theresia bemerkte früh die Neigung ihrer Tochter, bei deren Verbindung nicht die Politik, nur die Rücksicht auf ihr Glück den Ausschlag geben sollte. Aber geraume Zeit vergieng, bis sie dem Prinzen, den sie wie einen Sohn liebte und dem sie ihr liebstes Kind anvertrauen wollte, eine geeignete Stellung verschaffen konnte. Er sollte 1765 an die Stelle des Palatin von Ungarn als Statthalter treten und ward dann 26. December hiezu ernannt; zugleich wurde er Feldmarschall und Generalcapitän. Wie eine liebevolle Mutter richtete die Kaiserin alles für das junge Paar ein, fuhr selbst nach Presburg, um die Einrichtung des Schlosses zu sehen, wo der neue Statthalter hausen sollte. Ihre Lieblingstochter sollte nicht darben: außer den 100.000 Gulden, die jede Prinzessin als Heiratsgut erhielt, außer dem prachtvollsten Schmuck in Gold und Silber, schenkte sie ihr noch vier Millionen

Statthalter in Ungarn.

Aussteuer.

in Gütern und Geld und übertrug ihr und ihren Nachkommen, nur mit dem Vorbehalte der landesherrlichen Hoheit, das der Krone von Böhmen lehenbare Herzogthum Teschen, wovon ihr Gemahl Titel und Wappen führen sollte,[1] ferner die Herrschaften Altenburg und Mannersdorf und zwei Herrschaften in Ungarn. Am 8. April 1766 ward die Vermählung im Schlosse Hof, von wo das junge Paar nach Presburg zur Übernahme der Statthalterschaft zog, die der Herzog mit einer Umsicht, mit einem Verständnisse, mit einem Eifer für das Gute fünfzehn Jahre führte, dass er die Liebe der Ungarn und die Zufriedenheit der Kaiserin gewann. Die Verhaltungsmaßregeln, die Maria Theresia ihrer Tochter gab, gehören zum Schönsten, was sie schrieb, und es stammt doch so viel Schönes aus ihrer Feder.[2] Die Ehe war sehr glücklich. Vermählung.

So war das statthalterische Paar, das nach fünfzehnjähriger, glücklicher Wirksamkeit in Ungarn im Juli 1781 bei Tirlemont den Boden Belgiens betrat, dann am 16. Juli den feierlichen Einzug in Brüssel hielt und die Huldigung der ersten Männer des Landes empfieng. Das Volk kam ihnen mit Vertrauen entgegen, und sie verdienten dasselbe. Im August und September bereisten sie das Land, das sie mit Huldigungen aufnahm. Bald darauf kam der Kaiser selber und besichtigte das Land, dessen Hilfsquellen er erschließen, in dem er Wohlstand und Bildung verbreiten, dessen Verwaltung er verbessern, dessen Bevölkerung er, allerdings nur in seiner Weise, glücklich machen wollte. Zu den Conferenzen, die er mit dem Minister und den ersten Beamten hielt, wurden aber die Statthalter nicht zugezogen. Wenn sie um seine Absichten fragten, so antwortete er, sie würden das Nöthige schon erfahren. In Belgien. Joseph II.

Starhemberg trat 1783 ab; er wusste jetzt, was Joseph wollte, und mochte es nicht länger durchführen. Belgiojoso, bisher Gesandter in London, kam an seine Stelle, aber ohne sein Verständnis und seine Ausdauer in Geschäften. Belgiojoso.

Es kam die Barrièrenfrage und der Scheldestreit. Durch letzteren erwachte der alte Hass gegen Holland in Belgien und wurden die glänzendsten Hoffnungen für eine große Zukunft des Landes in den Herzen rege. Wir sahen oben, wie diese Hoffnungen getäuscht wurden. Missstimmung trat an ihre Stelle — die Belgier sahen jetzt im Vertrage von Fontainebleau einen Verrath an ihrem Lande und die Rede gieng, der Kaiser habe dessen Rechte um zehn Millionen verkauft. Bald darauf wurde bekannt, dass er Folgen des Scheldestreites.

[1] Wolf, Maria Christina, I, S. 28—44.

[2] „Du weißt, dass wir Frauen unseren Männern unterthan sind, dass wir ihnen Gehorsam schuldig sind, dass unser einziges Streben sein soll, dem Gemahl zu dienen, ihm nützlich zu sein und ihn zum Vater und besten Freund zu machen. — Du nimmst deinen Mann aus Neigung, du kennst deinen Mann, du hast alle Ursache zur Hoffnung, so glücklich zu werden, wie man es auf dieser Welt nur sein kann; trachte, dir den geistlichen Segen durch ein christliches Leben zu verdienen. Gib den andern ein Beispiel durch deine Wohlthaten, deine Andacht, durch ein geordnetes Benehmen, eine bescheidene Zurückhaltung. Keine Coquetterie, keine Eitelkeit ist dir erlaubt; habe keine Vertraute: das soll dein Mann allein sein, ich will nicht einmal eine Ausnahme für mich in Anspruch nehmen. Der gütige Gott hat dir einen tugendhaften und liebenswürdigen Gemahl, den Mann deiner Wahl gegeben" u. s. w.

Belgien für Bayern habe austauschen wollen. Das war ein tiefer Schnitt ins Herz des treuen Volkes: also das sei der Dank für so viel Zuneigung und Liebe! —

Joseph II. greift die Kirchenverfassung Belgiens an und will ein General-Seminar einführen.

Kirchliche Reformen.

Nicht minder schnitt dem Volke das ins Herz, was der Kaiser kirchliche Reformen nannte. Der Katholicismus durchdrang das öffentliche und häusliche Leben der Belgier. Bisher konnte nur ein Katholik Staatsbürger sein und kein Mann eines anderen Bekenntnisses Würden oder Ämter bekleiden. Nun wurde 1781 das Toleranz-Edict verkündet, bald darauf der Verkehr mit Rom verboten und wurden die Bischöfe ermächtigt, selber Dispensen zu ertheilen, wurden die Klöster zur Verfügung des Staates gestellt, manche aufgehoben, dagegen die Hirtenbriefe der Bischöfe der kaiserlichen Bestätigung unterworfen. Bald wurde die Jurisdiction den geistlichen Gerichten in Ehesachen entzogen und die Einsetzung der Pfarrer dem Erfolge der Prüfungen unterworfen. Die Bischöfe hatten den Kaiser bei seiner Anwesenheit 1781 vergebens beschworen, von seinen Plänen in Kirchenangelegenheiten abzustehen oder mit Belgien wenigstens eine Ausnahme zu machen. Noch schmerzlicher war dem Volke der Verzicht auf seine liebsten Gebräuche und Feste, namentlich auf die Kirchweihen oder Kirmessfeste, welche in den Niederlanden wahre Volksfeste waren; nur an einem und demselben Tage im ganzen Lande durfte die Kirchmesse noch abgehalten werden. Tausend und tausend bestehende Verhältnisse wurden dadurch niedergedrückt, die durch ihre lange Dauer ein historisches Recht hatten. Joseph glaubte alles nur durch einen Befehl von oben herab erledigen zu können; er gab sich keine Mühe, das Volk von der Richtigkeit seiner Absichten zu überzeugen, oder nur auf die Verordnungen, die bevorstanden, vorzubereiten, oder sich aus Gesinnungsgenossen im Lande eine Partei zu bilden: mit einigen Hieben meinte er den Baum, der so tiefe Wurzeln hatte, umhauen zu können. Das Volk murrte, aber es wagte nicht, sich zu widersetzen — und das ermuthigte ihn wieder zu neuem, rücksichtslosem Vorschreiten.

General-seminar zu Löwen.

Den höchsten Grad erreichte der Unmuth des belgischen Clerus, als der Kaiser am 15. März 1786 den Bischöfen den Entschluss kundgab, alle Studenten der Theologie des Welt- und Regular-Clerus in ein General-Seminar in Löwen zu vereinigen und in ähnlicher Weise eine Filialanstalt desselben in Luxemburg zu errichten, und ein Verzeichnis aller Studierenden der Theologie einforderte. Der Cardinal von Frankenberg ergriff als Primas der belgischen Kirche das Wort und machte, indem er das Verzeichnis der

Theologen einsandte, dem Kaiser die lebhaftesten Vorstellungen gegen die Einführung dieser General-Seminarien.

Einwände dagegen.

Frankenberg sieht in diesen General-Seminarien „eine betrübende Beeinträchtigung der bischöflichen Rechte in Bezug auf die Lehre, eine schreckliche Verminderung der für die Seelsorge erforderlichen Geistlichkeit und eine Art von Unabhängigkeit der jungen Geistlichen in Ansehung ihrer obersten Hirten, welche überdies nicht ermangeln würde, die gute, in der Hierarchie der Kirche eingeführte Ordnung zu zerstören".[1]) Er fragt, warum der Kaiser es den Bischöfen unmöglich machen wolle, ihren Clerus in den wesentlichen Wissenschaften zu unterrichten, was ihnen nach göttlichem Rechte angehöre. Die Universitäten hätten allerdings auch das Recht gehabt, Theologie zu lehren, aber niemals mit Ausschluss der Bischöfe. Wie sollen die Bischöfe die zum Seelenheile nöthigen Diener herbeischaffen, wenn sie in ihren Seminarien nicht stets eine gewisse Anzahl zur Verfügung haben? Er selber habe 500 Dorfpfarren zu besetzen — woher nun schnell diejenigen Vicare, Kapläne und Coadjutoren ersetzen, welche unvermuthet fehlen? Er bemerkt: „Indem ich außerdem die Talente, die Sitten, die Charaktere und die anderen Eigenschaften der jungen in meinem Seminare erzogenen Geistlichen, sowie auch die Eigenschaften der Pfarrer in meiner Diöcese, welche der größeren Anzahl nach daraus hervorgegangen sind, vollkommen kenne, so habe ich stets die Geeigneten mit Rücksicht auf die Verhältnisse der Personen, mit welchen sie zu leben haben, sowie die Ausdehnung der Kirchspiele, die sie verwalten müssen, mit Umsicht wählen können." — Der Cardinal beschwor den Kaiser, von einem so unglückseligen Unternehmen abzustehen.

Die Bischöfe sind die Lehrer der Geistlichen.

Ähnlich schrieb Franz von Nelis, Bischof von Antwerpen, und sagte dem Kaiser geradezu, er könne sein eigenes Seminar nicht aufheben, da seine Diöcese sich auch über einen großen Theil von Holland erstreckte, und alle Missionäre dieses Landes in ihm ihre Erziehung erhielten; auch die Geistlichkeit der Markgrafschaft von Bergen-op-Zoom vollende in ihm ihre Studien. Er könne die katholische Religion in diesen Gebieten nicht der Gefahr aussetzen, unterzugehen, was sicher sich ereigne, wenn er die Geistlichen dieser Lande nicht mehr in seinem Seminare erziehe.

Der Kaiser hatte sonst vor dem Geiste und den Tugenden des Cardinals stets seine Verehrung ausgesprochen. Frankenberg war ein Schlesier, geboren 1726 zu Großglogau; früh bewies er Neigung zur Wissenschaft und zum geistlichen Stande. Seine Studien machte er zu Großglogau und an der Universität Breslau unter Leitung der Jesuiten, dann im deutsch-ungarischen Collegium zu Rom. Mit neunzehn Jahren erhielt er dort die Priester- und Doctorwürde; seine Disputation im canonischen Rechte war so ausgezeichnet, dass ihn dabei Papst Benedict XIV. umarmte und zur Versammlung die merkwürdigen Worte sprach: „Die Kirche wird in diesem Jünglinge einen großen Mann erhalten", und ihn dann öfters zu Besprechungen in den Vatican berief. Frankenberg wurde zuerst Mitgehilfe des Erzbischofs von Görz, 1754 Decan der Collegiatkirche Allerheiligen zu Prag; 1759 ernannte ihn Maria Theresia, auf jedes Verdienst aufmerksam, zum Erzbischof von Mecheln, wo er rastlos für die moralische Bildung des Clerus wie der Gläubigen wirkte und ein Vater der Armen war. — Pius VI. ernannte ihn 1778 zum Cardinal. Joseph II. wollte ihm mit eigener Hand das

Frankenberg.

[1]) Das Schreiben bei Augustin Theiner, Der Cardinal Johann Heinrich Graf von Frankenberg. Freiburg 1850. S. 17—20.

Biret aufsetzen, und lud ihn deshalb nach Wien. — Zu den Tugenden Frankenbergs gehörte auch „der Mannesmuth vor Königsthronen".

Belgiens Stände.

Mit dem Cardinal hielt das ganze Land. Der Rath von Flandern machte den Kaiser in einer Eingabe vom 13. Juli darauf aufmerksam, dass er durch seine Neuerungen das Zutrauen der Nation verliere, ja durch seine eigenmächtigen Eingriffe die Gemüther zur Verzweiflung bringe, indem er die heiligsten Rechte des Eigenthums und der Kirche und frommer Stiftungen verletze.

Universität Löwen.

Presbyterien.

Nichtsdestoweniger erschien 16. October 1786 der Erlass, welcher die Universität Löwen und die bischöflichen Lehranstalten aufhob und ein General-Seminar in Löwen, ein Filial-Seminar in Luxemburg anordnete. Wer nicht wenigstens einen Curs von fünf Jahren in einer dieser Anstalten gemacht habe, könne zu keiner der höheren Weihen gelangen; daher seien die bischöflichen Seminarien für immer aufgehoben und in Presbyterien verwandelt, in welchen sich die Zöglinge des Weltpriesterstandes nach vollendetem theologischen Cursus auf einige Zeit zurückzuziehen haben, um hier unter den Augen ihrer respectiven Bischöfe in den kirchlichen Ceremonien und in anderen zur guten Verwaltung der Seelsorge nöthigen Functionen unterrichtet zu werden. Als Grund der neuen Einrichtung war angegeben, das Sittenverderbnis und die Unwissenheit wären in Belgien beim Volke ebensowohl wie beim Clerus so groß, dass der Kaiser zum Frommen seiner Unterthanen sich genöthigt sehe, diesen Übeln zu

Gründe.

steuern. Nur Erziehung in einer gemeinsamen Anstalt, unter tugendhaften und gelehrten Männern, könne die Jugend diesem Sittenverderbnisse entziehen und ihr eine gründlichere Bildung, Aufklärung und Geistesüberlegenheit verschaffen, als es bisher geschehen, und sie instand setzen, sich dem allgemeinen Sittenverderbnisse, welches Religion und Staat gleich ergriffen habe, zu widersetzen.[1])

Diese Sätze mussten Clerus und Volk verletzen, denn sie schleuderten ihnen die bittersten Vorwürfe zu, die nicht verdient waren.[2]) In der gründlichsten Weise

Frankenberg.

machten denn auch die Bischöfe dem Kaiser Vorstellungen, Frankenberg allen voran in seiner feurigen Art: Seine Majestät werde getäuscht, der ganze Plan sei von den Feinden der Kirche und des Glaubens ausgegangen; werde der Plan ausgeführt, so sei der Untergang alles wahren theologischen Wissens und das größte Unheil für die Kirche zu besorgen und ein schrecklicher Mangel an Priestern. Wieder hob der Cardinal hervor, dass der Unterricht in der Theologie Sache der Kirche und nicht des Kaisers sei. Die Einheit der Lehrweise würde von einer Synode am besten bestimmt. Man sei sorglich vor der Einheit der Lehre, die jetzt aus Deutschland kommen solle, wo man die Folgen des Jansenismus noch nicht zu kosten bekam, wie in Belgien. Die Bischöfe hätten die Pflicht, ihre Herde davor zu bewahren.

Bischof von Namur.

Nicht minder kräftig verwahrte sich der Bischof von Namur gegen das Recht des Kaisers, den Unterricht in der Theologie zu bestimmen: er sei Beschützer und Vertheidiger, aber nicht Herr der Kirche, und erinnerte an das berühmte Wort des Bischofs Hosius von Corduba zum Kaiser Constantius:[3]) „Mische

---

[1]) Theiner, Frankenberg, S. 20—21.

[2]) Der nüchterne Borgnet sagt (Histoire des Belges, I, p. 72): Le clergé belge ne brillait point par la science, mais ses moeurs en général étaient regulières et cette injuste méfiance devait l'indisposer.

[3]) Theiner, Cardinal Frankenberg, S. 26—30.

dich nicht in kirchliche Angelegenheiten; mache keine Ansprüche darauf, uns Gesetze in diesen Dingen zu geben; lerne sie vielmehr von uns. Gott hat dir das Reich gegeben; uns hat er alles, was die Kirche betrifft, anvertraut. Wie demnach derjenige, welcher etwas gegen deine Macht unternimmt, dem Willen Gottes zuwiderhandelt, so sei auch du auf deiner Hut, damit du dich nicht, indem du die kirchlichen Angelegenheiten an dich reißest, mit einem großen Verbrechen belastest." Er stellte dem Kaiser vor, dass er mit dem General-Seminar seinen Zweck nicht erreiche, denn die Menge der Studenten schade der Regelmäßigkeit; auch wäre es für die Directoren unmöglich, den Charakter eines jeden kennen zu lernen und sie alle dem Erfordernis ihres Charakters gemäß zu leiten, während in den Seminarien, wo weniger Studenten seien, dieses erreicht worden sei zum Nutzen der Gemeinden.

Eine starke Sprache gegen den Plan mit den General-Seminarien führten in einem Schreiben an den Kaiser vom 17. November 1786 die Stände: sie hätten seinen Befehl nur veröffentlicht in der Überzeugung, dass er ihn sogleich wieder zurücknehme, denn er rufe eine allgemeine Umwälzung in der Kirche und die Entrüstung der ganzen Bevölkerung hervor, weil die Rechte der Kirche und die Verfassung des Landes darin gleichmäßig verletzt seien.[1] Protest der Stände.

Verleumder und Feinde Belgiens hätten den Kaiser sträflich getäuscht, der Vorwurf der Verwilderung der Sitten die Nation tief verwundet. Es sei allerdings eines großen Monarchen würdig, Künste und Wissenschaften zu begünstigen, welche die Sitten verfeinern und einem Volke Ruhm verschaffen — es sei aber eine Ungerechtigkeit, dem belgischen Clerus Unwissenheit vorzuwerfen — denn er habe die erforderlichen Kenntnisse der Dogmatik und Moral, um mit Erfolg seine Standespflichten zu erfüllen. Fern von jenem falschen Wissen, welches nur aufblähe, verrichte er treu und demüthig seine Pflicht, wenn es sich darum handle, sein Haupt unter das Dach der Strohhütte zu beugen, um die Armen zu besuchen, den Kranken Muth und Geduld einzuflößen, den Sterbenden beizustehen, die Kinder über den Verlust des Vaters oder der Mutter zu trösten. Entschieden verwahren sich die Stände dagegen, dass die Bischöfe nicht mehr die Macht haben sollen, Theologie zu lehren oder lehren zu lassen und keine anderen Zöglinge zu weihen als diejenigen, welche die kaiserlichen Professoren für fähig erachtet haben würden. Das Edict wäre einzig und ohnegleichen in der Welt, wenn es den Bischöfen den Unterricht und die Ordination der Geistlichen entziehen wollte. — Also erklärte als Organ der Stände, der Rath von Flandern, das Concil von Trient habe darüber längst entschieden.

Dann machten die Stände noch darauf aufmerksam, dass eine so geringe Anzahl von Männern, die ohne jedweden Einfluss der Bischöfe ernannt seien, wohl keine Bürgschaft gegen die Verbreitung einer Irrlehre bieten, die dann die ganze in einem General-Seminar zusammengedrängte Jugend ergreifen könne: Schließlich protestieren sie dagegen, dass die Stiftungen gegen den Sinn der Stifter von den bischöflichen Schulen auf das General-Seminar in Löwen übertragen würden: das sei die offenste Verletzung des heiligsten Eigenthums, welche durch nichts gerechtfertigt werden könne, und gegen die Rechte der betreffenden Städte und Familien.

[1] Theiner, l. c. S. 33—34.

Es half aber keine Vorstellung: der Kaiser wollte seinen Willen durchsetzen oder vielmehr jene, welche ihn verleiteten und um die Liebe des belgischen Volkes brachten. Auf den 1. December 1786 wurde die Eröffnung des General-Seminars angekündigt und den Bischöfen der Befehl ertheilt, ihre Theologen zu senden. Die Jünglinge kamen ungern. Briefe aus Österreich hatten gewarnt und die neuen Vorstände und Lehrer, in deren Wahl Joseph keine glückliche Hand zeigte, benahmen sich derart, dass die Belgier jenen Warnungen nur Glauben schenken konnten.

Die Vorstände.

Stöger, der zum Rector bestimmt war, kam von Wien, wo er als Professor der Kirchengeschichte an der Universität 1777 ein Handbuch seines Lehrfaches herausgegeben hatte, welches der Geschichtschreiber und Archivar des Heiligen Stuhles „als eine wahre und ununterbrochene Satire auf die Religion und die Institute der Kirche" bezeichnet, in welcher sich der ganze Schlamm aller Verleumdungen der Feinde aufgehäuft finde.[1]) Auf die Klage des Cardinals Migazzi hatte Maria Theresia ihn von der Universität entfernt. Zum Professor des Kirchenrechtes war Le-Plat bestimmt, ein allerdings gelehrter Mann und bekannt durch eine Sammlung gedruckter und ungedruckter Acten des Concils von Trient, aber auch ein ebenso eifriger Jansenist und Febronianer und Eiferer für die Grundsätze Eybels. Als Vicerectoren waren gekommen ein Österreicher Vonck, ein Savoyarde La-Joie, der, wegen seiner Grundsätze aus der Heimat vertrieben, von Tamburini, dem Haupte der italienischen Aufklärer und Vorstand des General-Seminars zu Pavia, nach Wien empfohlen worden war; endlich ein französischer Jansenist Copin.[2]) Schon die Wahl dieser Männer schreckte die Zöglinge, nach Löwen zu kommen: sie galten als Jansenisten und der Jansenismus war in ganz Belgien verpönt und die Verehrung vor dem Römischen Stuhle theilten alle Classen der Gesellschaft. Le-Plat war die Seele der Jointe[3]) ecclesiastique, einer Art Cultusministerium oder Oberkirchenrath, welche die beiden General-Seminarien, überhaupt die kirchlichen Angelegenheiten, leiten sollte. „Diese Männer verleiteten den Kaiser durch ihre Schmeicheleien, dass er ihnen freie Hand ließ und ihnen sozusagen alle Gewalt abtrat."[4])

Stöger. Le-Plat.

Nochmals forderte Belgiojoso die Bischöfe auf, ihre Theologen nach Löwen zu senden, denn es sei der Wille des Kaisers, dessen Frömmigkeit eine sichere Bürgschaft dafür sei, dass man im Seminare den reinen Glauben lehre, die Überwachung der Bischöfe sei nicht ausgeschlossen. Dreihundert Theologen kamen. Am 1. December 1786 begannen die Vorlesungen.

Eröffnung.

Der Cardinal wohnte der Eröffnung bei. Die Zöglinge beschworen ihn jedoch, sie aus den Händen der Schänder des Heiligthums zu befreien und sie den Bischöfen zurückzugeben.[5]) In solches Ansehen hatten sich die neuen Vorsteher schon gebracht: sie waren hochfahrend gegen die Zöglinge und spotteten bei jedem Anlasse über die Einrichtungen der Kirche. Le-Plat sprach der Kirche

[1]) Theiner, Frankenberg, S. 39.
[2]) Ibid. S. 37—42.
[3]) Vom spanischen Junta
[4]) Theiner, l. c. S. 38.
[5]) Sie wünschten Sanam doctrinam et ut episcopi regant.

den Charakter der Heiligkeit und Katholicität ab. Schon am 5. December äußerte sich der Unwille der Studenten lebhaft: sie würden die Vorlesungen nicht mehr besuchen, wenn man in dieser Lehrart fortfahre.[1])

Zwist. Die Herren geriethen in Eifer und misshandelten die Jünglinge — diese schlugen im Zorne die Fenster ein. Stöger sandte nach Brüssel um Hilfe. Als Gewaltbote der Regierung kam Leclerc und fragte die jungen Theologen, was sie wollten. „Wahre und katholische Lehre", war die Antwort, „und dass wir von unseren Bischöfen regiert werden." Höhnisch entgegnete Leclerc: „Bischöfe, Bischöfe!" Bald flog ein Stein durch das Fenster und Stöger und Le-Plat wurde ein Pereat zugerufen. Leclerc eilte nach Brüssel und kam mit 32 Dragonern zurück, um die Ordnung herzustellen. Die Bewohner von Löwen nahmen dagegen eifrig Partei für die Zöglinge und drohten, deren Misshandlung mit den Waffen zu rächen. Die Regierung hinwieder sandte zur Aufrechthaltung der Ordnung Verstärkung, Jäger, Dragoner, auch sechs Kanonen, die vor dem General-Seminare aufgestellt wurden. Die Mannschaft verhaftete dann 17 Theologen, die man für die eifrigsten hielt: bei Wasser und Brot wurden sie in Stuben eingesperrt und von den Soldaten bewacht. Indes stellte eine kaiserliche Commission eine Untersuchung an, infolge welcher wieder 25 Studenten in Haft kamen. Die Zimmer der Zöglinge wurden durchsucht und alle Bücher weggenommen, welche sie in ihrer streng-katholischen Richtung bestärken konnten.[2]) Als Stöger die Studenten zwingen wollte, die Vorlesungen Le-Plats zu besuchen,[3]) weigerten sie sich entschieden, denn er lehre die Irrthümer von Eybel und diese seien von Pius VI. in der Bulle Super soliditate verdammt. Stöger entgegnete: „Alle Bischöfe Deutschlands und vieler anderen Länder befolgen die Grundsätze von Eybel. Die päpstliche Verdammung der letzteren kann keine Kraft haben, da sie nicht mit königlichem Placet versehen war. Die Päpste ereiferten sich oft über Scheinirrthümer und irrten sich dabei. Die katholische Kirche kann auch ohne das Eine und sogenannte höchste Oberhaupt bestehen: denn wäre dem nicht so, so müsste sie beim Tode eines jeden Papstes aufhören zu sein und zusammenstürzen. Es gibt keine Jansenisten. Diese angebliche Ketzerei ist eine wahre Erfindung. Ihr dummen und abergläubigen Belgier habt unter dieser Fahne nur alle edlen, gelehrten, aufgeklärten und frommen Männer verfolgt und aus dem Lande getrieben."

Tumult.

Verhaftung.

Stöger und L.-Plat.

Das schnitt den jungen Männern ins Herz. — Als Stöger ihnen die Statuten des General-Seminars[4]) mittheilte, die jetzt Gesetzeskraft hätten, und ihre Unterschrift verlangte, forderten alle ihre Entlassung. Neue Soldaten kamen aus Brüssel, um sie zum Bleiben zu zwingen, und verhafteten wieder 21 Theologen. Vergebens. Die anderen fanden dennoch Mittel, zu entfliehen: am 25. Januar waren nur noch 20 Zöglinge in der Anstalt.[5])

Flucht aus dem Seminar.

Vergebens war es, dass die Regierung zu Brüssel im Namen des Kaisers, der noch nichts von den Vorgängen wusste, den Bischöfen befahl, den Zög-

[1]) Theiner, Cardinal Frankenberg, S. 44.
[2]) Ibid. S. 46—47.
[3]) Er kam fortan unter Vortritt von Grenadieren und gefolgt von ihnen auf den Lehrstuhl und hielt Vorlesung zwischen den Bajonneten.
[4]) Plan de l'institut des séminaires généraux.
[5]) Theiner, l. c. S. 53—54.

lingen, die das General-Seminar verlassen hätten oder würden, Obdach, Hilfe oder Unterstützung zu versagen, sonst würden sie als Mitschuldige an der Widersetzlichkeit behandelt werden; vergebens, dass der Kaiser die Bischöfe aufforderte, ein Verzeichnis aller Stiftungen und Stipendien zu Gunsten ihrer Seminarien einzusenden; dass er ihnen untersagte, diesen Flüchtlingen die geringste Unterstützung daraus zu gewähren oder die Geistlichen, welche aus dem General-Seminar entflohen waren, je zum Abhalten einer Beichte oder einer Predigt zuzulassen; dass er ihnen gebot, die Flüchtlinge in das General-Seminar zurückzusenden. Keiner kehrte wieder, kein Bischof sendete Flüchtlinge zurück. Ganz Belgien war für die Flüchtlinge. Gottfried von Alost schrieb im Namen des General-Visitators der Kapuziner der Provinz Belgien an den Kaiser, er werde nie den Befehlen der Menschen gehorchen, welche gegen Gott seien, und bat ihn um Verordnungen, dass er ihm treu dienen könne, denn es sei unmöglich, dem Kaiser treu zu sein, wenn man nicht Gott treu sein dürfe. Der Bischof von Namur gieng nach feierlichem Proteste gegen die Schule der Irrlehre lieber in die Verbannung, als dass er sich beugte. Es war vergebens, dass die Bulle des Papstes gegen Eybel in allen Gemeinden verboten wurde; sie wurde dadurch nur umso bekannter, jede Neuerung umsomehr verwunschen. Man warf dem päpstlichen Nuntius Zondadari vor, er habe hundert Exemplare der Bulle in Brüssel drucken lassen, und er erhielt dafür 14. Februar den Befehl, binnen acht Tagen Brüssel und binnen vierzehn Tagen Belgien zu verlassen. Er schied sogleich, aber die Anhänglichkeit der ganzen Nation an den Römischen Stuhl wurde damit nicht gemindert. Jeder Gewaltschlag reizte nur zu entschiedenerem Widerstande.

Ende desselben.

Frankenberg in Wien.

Der Cardinal Frankenberg wurde nach Wien berufen, um über die Vorgänge in Löwen Rechenschaft abzulegen.[1] Freimüthig setzte er dem Kaiser auseinander, welche Wirren das General-Seminar bringe, und bestand auf dem Rechte der Bischöfe, den Unterricht ihrer Theologen zu überwachen. Der Kaiser schien für seine Vorstellungen empfänglich zu werden. Aber schon wirkte die Verleumdung von Stöger und Genossen aus Brüssel in Wien, Frankenberg sei Hauptursache der Auflehnung gegen die wohlwollenden Absichten des Kaisers. Dieser schrieb an den Rand der Denkschrift, welche ihm der Cardinal gegen das General-Seminar übergeben: „Biegen oder brechen. Es bleibt bei dem Beschlusse, dass der Erzbischof von hier nicht abreisen darf, als bis er sich zum einen oder andern entschlossen hat. Denn es ist ganz gleichgiltig für die Religion und den Staat, ob ein Frankenberg Erzbischof in Mecheln ist oder nicht. Aber es ist sehr wichtig, dass das Oberhaupt der belgischen Kirche von guten Grundsätzen durchdrungen und ebenso gelehrig als eifrig ist, sie zu befolgen und für ihre Durchführung beim gesammten Clerus zu wirken.“[2] Aber alle Höflichkeiten und Versprechungen täuschten die Nation nicht, sie verlangte die Rückkehr ihres Oberhirten und am 8. Juli entließ ihn der Kaiser, und mit Jubel ward der Heimkehrende in Belgien aufgenommen. Die ganze Nation stand hinter dem Cardinale. —

[1] Theiner, l. c. S. 56.
[2] Borgnet, Hist. des Belges à la fin du XVIII.me siècle, I, p. 72.

Joseph II. greift die Landesverfassung Belgiens an. Die Gegner seiner kirchlichen und seiner politischen Reformen vereinigen sich.

Politische Reformen.

Als ob er nicht genug hätte an dem Widerstande, den seine Befehle in religiösen Angelegenheiten fanden, reizte der Kaiser neue Gegner auf durch seine staatlichen Reformen, die auf einmal ins Leben geführt werden sollten, ohne dass er vorher mit den Trägern der bisherigen Gewalten über Entschädigung verhandelt und die Geister auf das, was kommen sollte, vorbereitet hätte. Nicht in langsamen Übergängen, sondern auf einmal sollten durchgreifende Änderungen unter einem Volke eintreten, das wie kein anderes an seiner ruhmvollen Geschichte hieng und bei dem es Grundsatz war, nichts abzuschaffen, was langen Bestand hatte.

General-Gouvernement.

Ein Erlass des Kaisers vom 1. Januar 1787 schaffte mit einem Federzuge die alte Staatsform ab, wie sie seit Philipp II. bestanden hatte, den Staatsrath, den Geheimen Rath, den Rath der Finanzen und das Staats-Secretariat; an ihre Stelle sollten treten eine Gesammtregierung, General-Gouvernement genannt, als einzige leitende Behörde für alle Regierungs-Angelegenheiten. Der bevollmächtigte Minister des Kaisers sollte ihr Vorstand sein. An die Stelle der aus den Deputierten der verschiedenen Staaten gebildeten Collegien bei den drei obersten Räthen sollte eine einzige Deputation treten von fünf Mitgliedern: eines für Brabant, Geldern und Mecheln, eines für beide Flandern, eines für Limburg und Luxemburg, eines für Hennegau und eines für Namur und Tournaisis. Diese Abgeordneten sollten zwar von den Ständen gewählt, von der Regierung aber bestätigt werden und bei der Gesammtregierung die Interessen der Provinzen vertreten. Die uralte Eintheilung in Provinzen sollte aber aufhören und aus den vielen Provinzen ein Staat werden; und doch hatten diese Provinzen ihre eigene alte Geschichte, an der das Volk mit Stolz und Innigkeit hieng. Aber diese Erinnerungen sollten schwinden, es beliebte dem Kaiser zu bestimmen, dass an die Stelle der Provinzen fortan neun Kreise treten sollten: Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge, Tournai, Mons, Namur, Luxemburg und Limburg. An der Spitze jedes Kreises sollte ein Intendant stehen mit nahezu unbedingten Vollmachten, und jeder Kreis in Districte getheilt sein, die je ein Regierungs-Commissär leite. Der ganze Plan sollte aus den verschiedenen Staatengebilden Einen Staat machen, die Kraft der Regierung auf Einen Punkt vereinigen und die ganze Staatsordnung vereinfachen.

Keine Provinz mehr, sondern Kreise.

Intendanten.

In dieser Beziehung hatte die neue Staatsform vor der alten allerdings viele Vorzüge, aber in der Centralisation allein besteht nicht das Glück eines Staates: es muss auch Leben in den Theilen sein; und dieses Leben in den Theilen war den Belgiern lieb, und der Kaiser schnitt ihnen ins Herz mit seiner Anordnung, die er überdies erließ, ohne mit den Ständen sich vorher darüber verständigt zu haben, aus einer Machtvollkommenheit, die sie nicht anerkannten; er war ja nicht König von Belgien, sondern Herzog von

Flandern, Brabant, Markgraf von Antwerpen und dergleichen. Er hatte ja bei seinem Regierungsantritte alle Rechte des Landes bestätigt!

Gerichtswesen.

Nicht minder griff sein Erlass in das Rechtswesen ein. Alle besonderen Gerichte wurden aufgehoben: Territorialgerichte, Lehensgerichte, geistliche Gerichte, eigenes Gericht der Universität Löwen, kurz alle besonderen Gerichte sollten fallen und an ihre Stelle 64 Gerichte erster Instanz treten, über ihnen zwei Appellationshöfe stehen, einer in Brüssel und einer in Luxemburg, und über diesen beiden ein Ober-Appellationsgericht, der sogenannte Revisionshof in Brüssel. Das Rechtswesen war allerdings vereinfacht, aber von einer Unabsetzbarkeit der Richter keine Rede in der Verordnung. Das viel verschlungene frühere Rechtswesen erschien allerdings wie ein Chaos, das neuere war einfacher und regelmäßiger, aber das alte war den Belgiern lieb und im neuern sahen sie keine Bürgschaft der Unabhängigkeit. Es wird als etwas Bekanntes erzählt, dass dem Kaiser, als er 1781 Belgien bereiste, viele Beschwerden über Unrecht überreicht wurden. Joseph hatte den besten Willen zu helfen, aber die Art und Weise war nicht die richtige. Er hätte mit den Ständen verhandeln und allmählich den Umbau vorbereiten sollen. Das so lange Bestehende hatte ja sein historisches Recht. Über 6000 Beamte wurden durch sein Edict mit einem Federzuge ihrer Stellen enthoben und brotlos; viele hatten ihre Ämter gekauft.

6000 Beamte brotlos.

Im Grunde wurde durch diese neuen Anordnungen die ganze alte Verfassung aufgehoben und gieng das Recht der Verwaltung des Landes von dem Volke in die Hände des Landesherrn über, und diese Anordnung, die so viele Interessen verletzte und so große Unzufriedenheit erregen musste, ward getroffen zu einer Zeit, wo man keine Truppen in Belgien hatte, und wo die Regimenter gegen die Türken abziehen sollten. Hätte sie der Kaiser damals getroffen, als seine Armee gegen Holland marschbereit war, und der Hass gegen Holland die Herzen der Belgier ganz beherrschte, so hätte sie vielleicht ins Leben geführt werden können.[1] So aber war jetzt alles überstürzt; denn schon am 1. Mai 1787 sollten die neuen Behörden eintreten.

Missgriffe.

Ein Aufschrei der Entrüstung war die Antwort auf diesen offenbaren Bruch der beschworenen Verfassung. Blitzesschnell ergoss sich die Stimmung des Unmuthes über das ganze Land. Überall gährte es, in Städten und Dörfern nahm man die alten Urkunden vor und besprach die alten Rechte.

„In den Niederlanden war alles Privilegium, die gesellschaftliche Ordnung beruhte darauf.“[2] Jedermann hatte daran seinen Antheil. Der Adel grollte, weil ihm so viele bisherige Ehrenrechte entzogen waren; die Beamten, weil sie ihre Stellen, ihr Brot verloren; die Bürger, weil sie das, was Jahrhunderte hindurch sich erprobt hatte, einer noch unberechenbaren Neuerung geopfert sahen. Die Kaufleute schalten über Zollplackereien. Das Volk meinte, der Kaiser wolle ihm nicht bloß seine Verfassung, sondern auch seine Religion nehmen. Ein Kaufmann, de Hondt, der sich bei Lieferungen für die Armee

---

[1] Vergl. in den Fragmens pour servir à l'histoire des évènemens qui se sont passés aux Pays-Bas depuis la fin de 1787 jusqu'en 1789. I—IV. Par le Comte de Trauttmansdorff. Amsterdam 1792.

[2] Ranke, Fürstenbund, II, S. 24.

hatte Betrügereien zuschulden kommen lassen, wurde in der Nacht verhaftet und in Ketten nach Wien abgeliefert. Da hieß es, das Privilegium des Landes sei verletzt, da kein Belgier dem Richter seiner Heimat entzogen werden dürfe. Die Gegner, des Staates wie der Kirche wegen, vereinten sich zu einmüthigem Widerstande, der so mächtig wurde, daſs der Kaiser zum Schwerte greifen oder nachgeben muſste.

Beschwerden

Eine blutige Verfolgung aller Anhänger des Kaisers hätte alsbald begonnen, hätten die bisherigen Behörden sich nicht an die Spitze der Bewegung gestellt und sie geregelt. Sie richteten aber dringende Vorstellungen und Beschwerden an den Kaiser, wozu sie ein Recht hatten, und warnten vor den Folgen.

der Stände.

So beriefen sich am 19. Januar 1787 die Stände von Brabant auf die „Joyeuse Entrée“: sie habe manche Veränderungen erfahren, aber immer mit Einstimmung der Stände. Wenn also der Kaiser in der feierlich beschworenen Verfassung Veränderungen treffen wolle, so müsse es mit Willen der Stände geschehen und des Volkes, um dessen Rechte und Eigenthum es sich handle. Die Stände von Flandern aber nannten die Ordnung geradezu verfassungswidrig und die alten Freiheiten gefährdet. Auch das Ausland erhob seine Stimme. Das Ausland.
Aus Dublin wurde dem Kaiser die Warnung von einem Vertheidiger des Volkes,[1]) ob er wieder die alte Sprache der Despoten annehme? er kenne nicht die Stärke des Wortes „Volk“. Aus Deutschland rief Spittler ihm zu: „Laſs es Wahn sein, Spittler.
daſs das Herz dieses Volkes an der Verfassung hängt! Es ist das erste Gesetz eines weisen Regenten, einen Wahn nicht anzutasten, der sein Volk zum gefühlvollen, tapferen und edlen Volke macht. Sei es bloße Ahnenthorheit und Alterthumsliebe, daſs der Brabanter seine Verfassung ungekränkt erhalte, daſs er sich nicht mit zauberischer Schnelligkeit in einen Österreicher verwandelt sehen will, so entquillt doch diesem Born so manche treffliche Nationaltugend, daſs ein weiser Regent diese Quelle nicht verschütten, sondern tiefer ausgraben und ergiebiger fließen machen sollte.“

Je näher der Mai kam, umso stärker wurde der Ton der Vorstellungen — sie wurden aber einfach zurückgeschickt.

Steigende Gährung.

Selbst Trauttmansdorff gesteht:[2]) „Hätte man sie gehört, über den Zweck aufgeklärt und ihnen den Nutzen und die Nothwendigkeit der Neuerung nachgewiesen, und nur das davon eingeführt, was wirklich nöthig und nützlich war, so hätte man alles erlangt. Das leicht zu begeisternde Volk wäre den Wünschen des Kaisers entgegengekommen, wenn er sich nur hätte herablassen wollen; aber man steifte sich darauf, niemand anzuhören. Alle Vorstellungen blieben unbeantwortet und wurden auf den bestimmtesten Befehl hin einfach ad acta gelegt. Das wurde von den Belgiern als Zeichen der Verachtung angesehen und reizte noch mehr — und man ließ den Unzufriedenen Zeit, die Menge zu gewinnen. Was hätte man thun sollen? Der Nation sagen, daſs man sie nicht zwingen wolle zu Dingen, deren Nutzen sie nicht einsehe, ihr neue Beweise der Gnade und der Güte geben, und so hätte man seine Würde bewahrt.“

---

[1]) Spittlers Sämmtliche Werke, XI, S. 325.
[2]) Trauttmansdorff, Fragmens, p. 3—4.

Was vorauszusehen war, geschah zuletzt: der Rath von Brabant erklärte, dass er die kaiserlichen Edicte nicht veröffentlichen könne, da sie der Verfassung entgegen wären. Die Stände von Brabant aber erklärten am 19. April 1787, ihr Gewissen verbiete ihnen, die weitere Erhebung der Steuern zu genehmigen — bis alle ihre Beschwerden wegen Verletzung der Verfassung behoben seien. Also Bruch! Ohne Steuern hat die Regierung kein Geld, und ohne Geld lässt sich nicht regieren. Ähnliche Beschlüsse fassten bald die Stände von Hennegau, Tournay, Namur und Flandern.

Steuerverweigerung.

In den Ständen von Flandern wurden die heftigsten Reden gehalten und eine Denkschrift über die alten Rechte des Landes und ihre neuliche Verletzung durch den Kaiser in den heftigsten Ausdrücken vorgelesen und gebilligt. Sie war von einem langen, hageren, hungerigen Advocaten, Henri van der Noot, abgefasst,[1]) einem ehrgeizigen, ränkevollen Mann, bei dem über einem bösen Herzen ein beschränkter Kopf saß: er war wenig gebildet, ein kleinlicher Mensch, aber unermüdlich thätig, und seine derbe Rede war packend für das Volk. Er war es namentlich, der das Volk antrieb, für sein gekränktes Recht sich zu waffnen. Von Frankreich herüber wehte ermuthigend der Geist der Revolution. Von alten Zeiten her bildeten die Zünfte eine Kriegsmacht unter dem Oberbefehl des Bürgermeisters; sie war allerdings verfallen, aber van der Noot bildete in Brüssel einen Ausschuss, sie mit neuen Waffen zu versehen und Freiwillige aufzunehmen — und in kurzem meldeten sich bloß in dieser Stadt mehr denn 1000 Freiwillige.[2]) Andere Städte folgten dem Beispiele von Brüssel. Zum Feldzeichen wurde die altkaiserliche Fahne mit Schwarz-Roth-Gold. Die Bauern kamen mit Knütteln in die Stadt und boten ihre Hilfe an.

Van der Noot. Bürgerwehr Freischaaren Bauern.

Mit anderen Worten: die Revolution pochte an die Thore des Staates. Das Volk sah in den Erlassen des Kaisers den Bruch der Verfassung; wer sie brach, erklärte dem andern Theile den Krieg, und das Volk war entschlossen, den Kampf aufzunehmen für sein altes Recht gegen die drohende unumschränkte Einherrschaft. Das Volk dachte aber auch, dass der Kaiser seinen Glauben bedrohe, und der Eifer für die Religion und jener für das alte Recht schmolzen hier zusammen und gaben dem Widerstand Stärke und Nachhalt.

In Wahrung seiner politischen Rechte wie seiner religiösen Einrichtungen zeigte das belgische Volk eine merkwürdige Eintracht: — Äbte und Versammlungen der Pfarrer sprachen sich geradeso aus wie die Bischöfe, und die Stände klagten über die Eingriffe in die Rechte des Landes.

An die Stände wendeten sich die Theologen, indem sie die Gründe ihrer Flucht aus dem General-Seminar auseinandersetzten, „das besser eine Generalstätte des Chaos, der Unordnung und der Verwirrung heißen könnte", wo „dem

Die Theologen.

---

[1]) Mémoire sur les droits du peuple brabançon et les atteintes portées au nom de S. M. l'Empereur et Roi.

[2]) Fünf Bürgerwehr-Abtheilungen, Sermens genannt, bestanden längst in Brüssel als Stadtwache. Borgnet, Hist. des Belges, I, p. 83.

jungen Theologen die abgeschmackteste Disciplin, eine durch und durch verdächtige Lehre, von fremden, durch die Gewalt der Bajonnette beschützten Obern beigebracht" werden solle, wo „eine mehr militärische als geistliche Behandlung" obwalte. „Für alles, was uns in der Welt am theuersten ist, für das Heil unserer Seelen, umklammern wir Ihre Knie und benetzen sie mit unseren Thränen, o Väter des Vaterlandes!" — heißt es in diesen Eingaben.[1]) Sie beklagen ihr bitteres Los, dass ein Erlass der Regierung sie wegen der Flucht aus dem General-Seminar für immer vom Priesterthum ausschließe: „sie werden im Schoße ihrer Familien in Betrübnis und Trauer jene kostbare Zeit verlieren, die dem Dienste der Altäre, dem Dienste Gottes und des Vaterlandes vorbehalten war, sie werden zu unnützen Mitgliedern des Staates werden, ihren Familien und ihrem Vaterlande zur Last fallen." — „Doch nein, wir leben unter einem gerechten Fürsten, der mit dem Unglücke keines einzigen Unterthanen seine Regierung beflecken will; seine Frömmigkeit ist hintergangen worden und es ist Ihre Pflicht, seine großen und ausgedehnten Entwürfe mit den vaterländischen Verfassungen und dem Wohle der Kirche zu versöhnen. Ist das Concil von Trient nicht feierlich in diesem Lande angenommen? hat es nicht die bischöflichen Seminarien angeordnet?" — Die gleiche Unzufriedenheit über die ruchlosen Lehrer und die schlechten Bücher sprachen die Theologen der Filialanstalt in Luxemburg aus und drohten, wenn man diese Lehrer und ihre Bücher nicht abschaffe, sammt und sonders wie die Zöglinge in Löwen diese Anstalt zu verlassen.

beschwören den Kaiser.

Luxemburg.

Lang verhaltener Unmuth über manches, das man bisher geduldig über sich hatte ergehen lassen, brach jetzt mit Macht sich Bahn.

Der Clerus des Bisthums Brügge forderte in einer Eingabe vom 22. Mai[2]) vom Kaiser und von den Ständen die Abschaffung aller Gesetze, welche die Rechte der Kirche und des Episkopates verletzten; die Wiederherstellung der früheren geistlichen Gerichtshöfe, die Wiedereinsetzung der Bischöfe in alle früheren Rechte, dass sie Hirtenbriefe erlassen könnten ohne Beaufsichtigung der Regierung, dass sie nach ihrem Gewissen die heiligen Weihen ertheilen, dass sie frei sich an den Heiligen Stuhl wenden, dass sie Ehedispensen ertheilen könnten; er forderte für sie die freie und ungehinderte Verwaltung der Kirchengüter, die freie Vertheilung solcher Güter an Männer von Fähigkeit und Verdienst; dass kein Kloster oder fromme Stiftung mehr aufgehoben werden könne, und dergleichen.[3])

Brügge.

Man denke sich jetzt in die Lage der Statthalter Albert und Christina: sie missbilligten im Herzen das Vorgehen des Kaisers und doch waren sie in den Augen des Volkes dafür verantwortlich — mit Unrecht, denn sie hatten stets dem Kaiser abgerathen; sie waren aber ohne Einfluss: zu den Besprechungen des Geheimen Rathes wurden sie nie eingeladen, und jetzt, da die Sache gefährlich zu werden begann, verlangte doch der Minister ihre Unterschrift unter die Weisungen an die Stände und zu den Verfügungen über die bewaffnete Macht. Das Volk aber meinte, sie hätten das Recht, alles zurückzunehmen, was gegen die Verfassung verordnet sei; denn sie hätten dieselbe

Die Statthalter

[1]) Die Eingaben im Wortlaut bei Theiner, l. c. S. 59—68.
[2]) Eingabe an die königlichen Hoheiten — bei Theiner, l. c. S. 68.
[3]) Theiner, l. c. S. 68—70.

beschworen als Stellvertreter, als Gewaltboten des Kaisers, und die Urkunde, in welcher sie als General-Statthalter ernannt waren, wurde abgedruckt und unter dem Volke verbreitet. Zu gleicher Zeit wurden sie an ihre Pflicht als Bürger von Brabant erinnert, die Rechte und Freiheiten des Landes zu vertheidigen. Sie hatten nämlich 1786 beim Ankauf der Grundstücke, auf welchen sie das Schloss Laeken erbauten, die Eintragung in die Liste der Bürger von Brabant, die Brabantisation, verlangt und das Bürgerrecht war ihnen unter festlichen Bezeugungen ertheilt worden — eine Medaille wurde geprägt, um das Andenken an diese Freude des Landes zu verewigen. So wurden sie jetzt daran erinnert, Partei zu nehmen für die Rechte des Landes, während sie als Statthalter über den Parteien stehen sollten. Der Kaiser aber wollte, dass sie seinem Willen nachkämen. Ihm jetzt dringende Vorstellungen über die Lage zu machen, war nicht möglich; denn er war damals bei Katharina in der Krim, 800 Meilen weit von Brüssel. Und doch war die Lage so gefährlich: die Revolution vor der Thüre und wenig verfügbare Mannschaft zur Hand und alle Cassen und Archive in Gefahr. Da bot sich nur ein Ausweg — vorderhand, bis zur Entscheidung des Kaisers, nachzugeben. Den ergriff auch das statthalterische Paar.

in Verlegenheit,

geben nach,

Belgiojoso war unsäglich verhasst und hatte den Muth verloren. Zum erstenmale wurden Albert und Christina für den 28. April zu einer Sitzung des Geheimen Rathes eingeladen. Der Kaiser hatte erklärt, wenn der Befehlshaber der Truppen und der Minister nicht einig wären, hätten die Statthalter zu entscheiden. Sie entschieden nun auf Antrag des Baron Martini, der von Wien gesandt war, die neue Gerichtsordnung einzuführen, diese aufzuschieben und alle Anordnungen gegen die „Joyeuse Entrée" zurückzunehmen. Die Freude über diesen Beschluss war so groß, dass die Stände noch denselben Abend die Steuern bewilligten, nur die Bürger widersprachen und waren, einmal in Erregung versetzt, nicht so leicht zu beruhigen: alle bisherigen Verordnungen des Kaisers sollten zurückgenommen werden. Die Forderungen wurden immer stärker, jedes Zugeständnis schien nur die Gier zu vermehren, am 15. Mai wurde die Beibehaltung der Klöster und Abteien bewilligt, die noch aufgehoben werden sollten. Nicht genug: am 30. Mai ward auch die Entfernung aller Männer gefordert, die das Misstrauen des Volkes sich zugezogen hätten, und dass man das Volk beruhige durch die Erklärung, dass die Statthalter fortan selber die Geschäfte leiten würden. Das hieß viel verlangen — aber die Umstände waren so drohend, dass die Statthalter meinten, nur durch Nachgiebigkeit könnten sie dem Kaiser das Land erhalten oder dasselbe vor den Verheerungen eines Bürgerkrieges schützen:[1]) sie versprachen, bis am Abend Antwort zu geben. In der Be-

in allen Forderungen.

[1]) So sagt das Tagebuch des Statthalters und ein Brief Christinas bei Wolf, l. c. I, S. 255—257.

rathung erklärte Belgiojoso selber, dass er aus Sorge vor der bevorstehenden Revolution allem zustimme, und die Antwort lautete daher: Belgiojoso habe selber wiederholt um seine Abberufung gebeten, der Entscheid des Kaisers sei aber noch nicht eingelangt. — Damit war eigentlich alles versprochen, was die Menge wünschte, und ihr Jubel war maßlos. Belgiojoso dankt ab.

Brüssel wurde beleuchtet. Am nächsten Abend sollten die Statthalter zum Zeichen der Aussöhnung im Theater erscheinen: sie versprachen es, wenn dabei Anhänglichkeit an den Kaiser sich kundgebe. Als sie nun ins Theater fahren wollten, spannten die Bürger die Pferde aus und van der Noot sprang auf den Kutscherſitz, um aller Welt kundzugeben, wie er die Bürger leite. Brüssel schwamm in Jubel. Den Kaiser ließ man hoch leben und feurig ward betheuert, dass man Gut und Blut für ihn opfern wolle. Die Statthalter glaubten, die Revolution sei geschlossen, und hofften, der Kaiser werde ihre Verfügung genehmigen, die sie nur „im Falle der allerhöchsten Bewilligung" erlassen hatten. Hatte doch Kaunitz selber ihr Verfahren gutgeheißen, de Hondt nach Belgien entlassen und den Ständen geschrieben, dass ohne ihre Gutheißung keine Änderung in der Verfassung stattfinden werde. Jubel des Volkes.

Joseph II. erfuhr auf der Reise, was vorgegangen, und sein Zorn flammte hoch auf; sich bewusst, das Beste gewollt zu haben, war er jetzt empört über Undank. Dass dem Volke die alte Verfassung mit all ihren Gebrechen lieber sein könne als die einfache Regierung, die er einführen wollte, welche Belgiens und seine Macht verstärkt hätte, begriff er nicht. Das Centralisieren war bei ihm zur Leidenschaft geworden. Er meinte, die Belgier hätten auf seinen guten Willen bauen können, der nur das Glück seiner Völker anstrebe. Sie dagegen meinten, eine bewährte Verfassung, die jeden Fürsten hindere, schlecht zu regieren, sei eine sicherere Bürgschaft künftigen Glückes, als das Vertrauen auf die Seelengüte des Kaisers und seiner Nachfolger. Joseph fühlte durch das, was vorgegangen, sich nicht bloß in seiner Fürstenehre verletzt, sondern zürnte auch seinen Betrauten über ihre Nachgiebigkeit. Ansicht des Kaisers und der Belgier.

Noch aus Lemberg schrieb Joseph II. 23. Juli an Kaunitz: „Ich habe nie in meinem Leben mit Grund mehr Unmuth empfunden und kann Ihnen meinen Willen erst nach einigen Stunden ruhigen Nachdenkens hier mittheilen. Alles, was in dieser Angelegenheit geschrieben und geschehen ist, kommt mir rein unbegreiflich vor, und scheint, mit kaltem Blute angesehen, von jemand zu kommen, der dem Narrenhause entsprungen ist. Die Regierung hat vollkommen den Kopf verloren; sie gebraucht Worte, wie ‚der unvermeidliche Verlust der Niederlande', um unerhörte Schritte zu rechtfertigen, die keinen Sinn haben, die nichts beweisen und ohne irgend eine Art von Wahrscheinlichkeit nie etwas beweisen könnten. Ich bin unwiderruflich entschlossen, nie das zu genehmigen, was die Regierung zu versprechen gewagt hat, sondern es ist in aller Form abzulehnen. Selbst auf der Bresche der Stadt Wien würde man mich nie dahin bringen, eine so entehrende und erniedrigende Sache zu unterzeichnen; noch viel weniger in dem Zustande, in welchem ich mich jetzt befinde, und mit dem Willen, dem Muthe und der Un- Joseph schreibt an Kaunitz, er werde nie nachgeben,

erschrockenheit, die ich in mir fühle. Wer keine Angst hat für seine Person, der wagt alles: und wer vor keinem Mittel zurückbebt, der vermag viel.“ [1]) Man sieht, welchen Eindruck das durchgreifende Walten der russischen Regierung unwillkürlich auf den Kaiser gemacht hat; darum wirft ihm auch der Vertheidiger der Belgier aus Dublin vor:[2]) „Du hast nie gesehen, was ein Volk vermag: Du hast nur Tyrannen oder Sclaven gesehen. Auf Deinen Reisen lerntest Du Automaten, Unterdrücker, Ungesunde kennen, Du hast kein Volk gesehen.“

tadelt Kaunitz.

Am nächsten Tage wandte sich der Unwille des Kaisers gegen Kaunitz.[3]) „Ich kann Ihnen nicht verhehlen, mein Fürst, wie sehr ich überrascht bin durch den Schritt, den Sie durch die Zurücksendung de Hondts auf sich zu nehmen wagten, ohne meine Befehle vorher abzuwarten. Indem man immer nachgab, wie man es jetzt gethan hat, hat man, wie klar wird, nichts gewonnen, sondern die Sache noch schlimmer gemacht, und das ist ganz natürlich, denn wenn erhitzte und unverschämte Leute sehen, dass man Angst hat, so wagen sie alles, und ich staune, dass das Volk von Brüssel und die Narren, die es aufhetzen, nicht auch noch meine Hosen verlangt haben, und dass die Regierung sie nicht auch noch mit der Weisung beruhigte, ich würde sie jedenfalls schicken. Das, was Sie mir anrathen, mein Fürst, ist eine Feigheit, und, selbst wenn ich den sichern Tod vor Augen hätte, so würde mir niemand die Genehmigung entreißen. Sie werden das Stück, welches meine Schande ausmacht, in Stücke zerreißen, wie es dasselbe verdient, der Regierung zurückschicken, damit sie sieht, wie ich die Sache ansehe. Wer in diesem Tone mit mir zu reden wagt, der ist weder der Freund Josephs, noch der des Kaisers!“ — Wir hören, dass Kaunitz seine Entlassung anbot; über die Verhandlungen, bis er doch zum Bleiben sich bewegen ließ, ist bis jetzt nichts weiter bekannt.

dieser will abdanken.

Etwas ruhiger lautet das Schreiben des Kaisers gleich nach seiner Ankunft in Wien am 30. Juni 1787: „Mein lieber Fürst! Ich bin soeben angekommen. Ich sende Ihnen anbei die Vorstellung der Stände von Brabant — ein langes Gerede, welches im Grunde nichts sagt. Indessen währt die Unverschämtheit und die Meuterei fort, wie ich aus diesem Berichte ersehe, und man ist also nur noch ihr Sclave. So kann es nicht fortgehen, und es gilt jetzt die Ehre und die Mannschaft zu retten, die am Ende zersplittert und entwaffnet werden wird, was der Gipfel der Schande wäre. Ich will morgen darüber mit Ihnen sprechen. Das aber dürfen Sie glauben, dass ich sehr bedauere, anderer Ansicht zu sein als Sie.“ [4])

Zuletzt kam der Kaiser, vielleicht nach manchem inneren Kampfe, doch zu Beschlüssen, die auf Mäßigung und Selbstbeherrschung und, wenn man es schlimm deuten will, auf den Gedanken hinweisen, Zeit zu gewinnen. Die belgischen Provinzen sollten Abgeordnete der Geistlichkeit, des Adels und des dritten Standes nach Wien senden; auch die Statthalter und Belgiojoso, der Minister, sollten nach Wien kommen. Die Regierung schrieb in einem Erlasse alles Vorgefallene Missverständnissen zu und der Kaiser werde keine

[1]) Dieser Brief ist im französischen Originale abgedruckt bei Arneth, Briefwechsel Josephs II. mit Katharina, S. 294.

[2]) Un défenseur du peuple à l'empereur Joseph II. — bei Wuttke, l. c. S. 276.

[3]) Sein Schreiben wieder in französischer Sprache bei Arneth, l. c. 295, auch bei Brunner, Correspodences intimes de l'empereur Joseph II. avec son ami le comte de Cobenzl et son premier ministre le prince de Kaunitz, p. 150.

[4]) Arneth, l. c. S. 295.

Neuerung vornehmen, bis er nicht mit Belgiens Abgeordneten in Wien hierüber berathen. Die Verfassung werde er übrigens aufrecht erhalten, nie sei es seine Absicht gewesen, sie umzustoßen; was er angeordnet, habe bloß den Vortheil seiner getreuen Unterthanen bezweckt. Rescript vom 3. Juli 1787.

An dieses Versprechen knüpfte ein berühmter Geschichtschreiber seiner Zeit, Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler, historische Bemerkungen über die in den österreichischen Niederlanden ausgebrochenen Unruhen,[1]) in denen er die Rechte der Belgier verfocht; und wie Johannes von Müller 1783 für eine hochsinnige Behandlung des Papstes eintrat, so vertheidigte Spittler, auch ein Protestant, jetzt die Rechte der Katholiken Belgiens gegen Joseph. Er schildert die belgische Frage als bedeutsam für ganz Europa: es gelte ein Beispiel, dass nicht der Wille des Regenten das Recht mache; er beruft sich auf die Ehrenhaftigkeit eines Kaisers, der öffentlich erklärt habe, dass er, zu groß für Despotismus, alle despotischen Grundsätze verabscheue, und wenn auch zuerst durch falsche Nachrichten verleitet, doch jeder freiheitliebenden, neuen Belehrung Raum gebe, und freie Menschen als freie Menschen beherrschen wolle. — Der Kaiser sei gebunden durch das, was er vor sieben Jahren bei seinem Regierungsantritte schriftlich versprochen, sowie durch das, was in seinem und ihrem Namen bei der Huldigung in Brüssel seine Statthalter Albert und Maria Christina geschworen. Jetzt habe er am 3. Juli 1787 feierlich erklärt, dass er die Verfassung der Niederlande ungekränkt lassen wolle. Joseph II. sei gewiss ein gerechter Mann, der seine Macht nicht missbrauche. Allerdings habe er 300.000 Soldaten zur Verfügung, und es sei ihm ein Leichtes, jeden Widerstand niederzuschlagen. Das aber wäre des großen Kaisers wenig würdig; der höchste Ruhm des Mannes, der alles wollen und thun kann, sei ein einziger Ruhm, sei nur der, nichts zu wollen und nichts zu thun, als was er nach den strengsten Regeln der Gerechtigkeit thun dürfe. Der Nichtgebrauch einer Macht, die jeder brauchen könnte, welcher auch nicht Josephs II. Geist habe, sei sein Lob, das ihn selbst unter Königen als den Seltenen unter seinesgleichen auszeichnen werde. Es handle sich in Belgien nicht bloß um alte Gebräuche, sondern um heilige, klar geschriebene Rechte, die, wenn überhaupt Recht gelte, von keiner Macht in der Welt gekränkt werden dürfen. Auch der wohlthätigste Regent solle nicht glauben, dass er, um seine Gesinnungen wirksamer zu machen, alle Schranken niederreißen dürfe; was solle dann werden, wenn statt eines wohlthätigen Joseph einmal ein tyrannischer Nachfolger komme, oder ein schwacher Nachfolger, welchen ein tyrannischer Minister missbrauche? Auch der wohlthätigste Plan eines Herrschers sei, wenn dadurch der Grundvertrag des Staates gebrochen werden müsse, des Dankes nicht wert, wie ihn die unverletzte, wenn auch minder bequeme, aber durch Wort und Beispiel, durch Sitte und Gesetz hochgeheiligte Verfassung verdiene. Sechs Jahrhunderte habe das wackere Volk unter tausendfältigen Gefahren seine Verfassung ausgebildet und gerettet. Man könne ein Volk nicht verachten, das sich seinen Charakter nicht habe nehmen lassen. Es dürfe kühn und keck seinen Kaiser fragen, bei welchem der vielen Völker, deren Vater und Regent er sei, Künste und Fabriken mehr blühen, als bei ihm. — Er wolle ihnen ihre altehrwürdige Justizverfassung nehmen. — Welche Nation in der Welt aber würde ruhig bleiben, wenn ihr mit einemmale so urplötzlich,

Spittler

über Belgien.

Joseph II. ist kein Tyrann,

er hält sein Wort.

Das alte gute Recht.

Hochsinn der Belgier.

Recht des Widerstandes.

[1]) In Meiners und Spittlers „Gött. histor. Magazin", I, S. 714—752; auch in Spittlers Sämmtlichen Werken XI, S. 298—344.

als ob ein Blitz aus heiterem Himmel niederschlüge, ihr bisheriges Recht genommen und neues Recht und neue Art der Rechtspflege gegeben werde? Das habe noch kein König, selbst bei einem eroberten Volke, gewagt, und sei es denn unvermeidlich, dass 6000 Männer, die kein richterlicher Spruch verurtheilte, mit einem Befehle außer Amt und Brot gesetzt werden? „Weiser und gerechter Kaiser! lass uns allmählich übergehen zu einer neuen Verfassung. Nimm uns nicht mehr, als Dein gütevoller Plan unvermeidlich macht! Sei gerecht, großer Kaiser!“ Du willst unseren Gottesdienst reinigen, unsere Religion von Aberglauben frei machen? Siehe, wir sind so, wie uns Deine Mutter erzogen hat; strafe uns nicht dafür, dass wir treue Zöglinge Deiner Vorfahren waren; uns scheint heilig, was Dir Aberglaube zu sein scheint. Unsere Überzeugung hat so viel Recht, als die Deinige. Kannst Du Ruhe fordern, wenn Du Deinem Volke seine Heiligthümer nimmst? Lass uns doch all das mit dem lieben Gott alleinig ausmachen; Du sollst von uns alles haben, was Du von guten Bürgern Deines Staates fordern kannst. Lass Licht und Wahrheit frei wirken, nur befiehl uns nicht, Deine Wahrheit — als Wahrheit anzuerkennen. Mag spotten, wer will, über unsere Mönche und Klöster, aber sie sind immer für unsere Nationalrechte und Freiheiten eingestanden, und wenn das alt ersparte Kirchengut jetzt anders verwendet werden soll, so lass auch uns mitsehen und mitsprechen, wie es verwendet werden soll, denn es ist des Landes Gut, nicht Dein Kammergut! — Man mag uns höhnen, dass wir uns nicht aufklären und beglücken lassen wollen; aber ist das Aufklärung, wenn unsere Landstände zu Schattenbildern herabschwinden? Wie soll der Credit des Landes sich erhalten, wenn die ständischen Cassen nicht mehr unter der Aufsicht einer ständischen Deputation stehen? Gründe nicht das Wohl Deiner Unterthanen bloß auf die persönlichen Eigenschaften Deiner Nachfolger oder Statthalter! Müsstest Du nicht ein Volk verachten, das sich alles und alles geduldig nehmen ließe? Wenn wir uns für unser Eigenthum nicht wehren, so würden wir uns auch für Dich und Deine Rechte nicht wehren.“

Bitte an Joseph II.

Schwerwiegende Gründe! Doch die Rathgeber, die damals Josephs II. Ohr besaßen,[1]) stellten ihm nur vor, wie seine Ehre gekränkt und wie die ganze Bewegung nur revolutionär sei, und dass er die Pflicht habe, vor allem Ordnung zu schaffen und auf Gehorsam zu sehen.

Selbst die Czarin hatte geglaubt, ihn an Mäßigung mahnen zu müssen, denn er schreibt ihr am 5. Juli von Wien: „Man hat mit aller möglichen Bosheit meine Entfernung benützt, um die unverzeihlichsten Thorheiten und Ausgelassenheiten zu begehen, während meine Regierung von Anfang an alle Vorsichtsmaßregeln vernachlässigte und mit einer schmachvollen Schwäche nachgegeben hat in allem, was man stürmisch von ihr verlangte, ohne dass sie hiezu die Vollmacht hatte, und sie hat nachträglich noch von mir verlangt, ich solle alles bestätigen, was sie kurzweg versprochen hat. Ich hätte gerne meinem vollen Unmuth über diese Schmach den Lauf gelassen, wäre Ihr Rath zu der Mäßigung,

Katharina II.

[1]) Wie Stellenjäger ihren Vortheil im Bruche Josephs II. mit den Belgiern suchten und fanden, hat Dr. Sebastian Brunner an einem schlagenden Beispiel in seinem reichhaltigen Werke: „Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des achtzehnten Jahrhunderts. Wien 1872“ dargestellt. Ein Schweizer, Dufour, der als Haupt der Jointe (Junta) oder des neuen Oberkirchenrathes in Belgien einige Zeit waltete, dann auch dem allgemeinen Hasse weichen musste, war, nicht vom Kaiser, aber von seinem Rathgeber Kreßl, zum Erzbischof von Mecheln bestimmt.

mit der man in solchen Fällen handeln müsse, nicht tief in meine Seele gegraben. Ohne etwas zu bestätigen, habe ich doch an die Stände von Brabant eine sehr gemäßigte Antwort auf ihren Brief geschrieben und verlangt, sie sollen mir Abgeordnete schicken." [1])

Christina und Albert.

Josephs Unmuth galt nicht bloß den Belgiern, sondern auch seiner Schwester Maria Christina und ihrem Gemahle Albert, die jetzt in Wien waren, und die er kalt und ohne Vertrauen behandelte. Maria Christina klagt ihrem Bruder Leopold von Toscana, wie sie den Kaiser öfter sehen, er aber nur dann und wann ein Wort an sie hinwerfe; wie sie wohl merken, er habe kein Vertrauen in sie und halte sie für schuldig; wie sie sich aber nicht rechtfertigen dürfen, und wie er die schriftliche Vertheidigung ihres Mannes gar nicht angenommen habe, und doch seien sie schuldlos: einmal hätten sie oft nicht handeln können, weil der Kaiser selbst ihnen keine Wirksamkeit gelassen habe, und zuletzt, wo sie handelten, hätten sie nur nach seinen Weisungen und zu seinem Vortheile gehandelt und nicht anders handeln können. „Das macht unsere Herzen traurig und untergräbt die Gesundheit meines Mannes." [2])

Nach manchen inneren Kämpfen blieb Joseph bei seinen Plänen, wenn er sie auch nicht im Augenblicke durchführen konnte, und beschloss, die Bewegung in Belgien mit Gewalt niederzuschlagen. 50.000 Mann erhielten Marschbefehl.

Murray.

Wichtig für den Nachweis seiner Pläne sind insbesondere die Weisungen an Murray, dem er mit dem Befehle über die Truppen auch die Leitung Belgiens übergab und der nur nach den Weisungen des Kaisers handeln sollte. [3]) Murray, ein Schotte, trat frühzeitig in kaiserlichen Dienst, wurde Ritter des Maria-Theresien-Ordens, Freiherr und 1761 Graf. Er kannte die Niederlande, und wurde durch Befehl vom 3. Juli 1787 General-Gouverneur, mit dem Auftrage, für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe rasch und entschieden zu sorgen und nur die Befehle seines Kriegsherrn zu befolgen. „Meine Absicht ist, die unverschämten Dinge, welche die Bürger von Brüssel sich erlaubt und durch die sie der Regierung ebenso ungeziemende und feige Zugeständnisse abgedrungen haben, unbedingt zu unterdrücken." Dazu müsse er in Brüssel, dem Herd der Revolution, immer seine Truppen beisammen, wohlgerüstet, mit dem nöthigen Geschütze versehen halten, und sobald Unruhen ausbrechen, nachdem er zum Auseinandergehen aufgefordert, mit aller Strenge von den Waffen Gebrauch machen. Ein strenges Strafbeispiel sei eine Barmherzigkeit, weil es weitere opfervolle Kämpfe entbehrlich mache. Das Militär müsse in einem solchen Falle durchgreifen; Officiere und Soldaten dürften sich nicht von Ladendienern und Lastträgern zum schmählichen Abfalle verleiten oder aus Feigheit sich entwaffnen lassen. Wäre er im Kampfe unglücklich, so solle er seine Soldaten in ein großes Viereck zusammenziehen, die Cassen und die Beamten in die Mitte nehmen und nach Luxemburg aufbrechen, wo indessen schon Verstärkung aus Österreich eintreffen werde. Eine

---

[1]) Arneth, Briefwechsel Josephs II. und Katharinas von Russland, S. 295—296.

[2]) Leopold II. und Maria Christina. Ihr Briefwechsel 1781—1792. Herausgegeben von Adam Wolf. S. 35—36.

[3]) Ottokar Lorenz, Joseph II. und die belgische Revolution. Nach den Papieren des Generalgouverneurs Grafen Murray. 1787.

Menge Verhaltungsmaßregeln zeigen, daſs der Kaiſer in allem Ernſt zum Kampfe entſchloſſen war.[1])

Abgeordnete nach Wien.

Endlich am 12. Auguſt trafen zweiunddreißig Abgeordnete Belgiens in Wien ein. Es war lange die Frage, ob man überhaupt Abgeordnete ſenden wolle; man erinnerte an die Schickſale Montignys und Bergens:[2]) wenn auch Joſeph II. kein Philipp II. ſei, ſo könnte er doch die Deputierten als Geiſeln zurückbehalten. Die Stände von Brabant verlangten, ein Ausſchuſs aller Staaten ſolle darüber entſcheiden. Nach einer ſtürmiſchen Berathung im Stadthauſe zu Brüſſel wurde am 18. Juli beſchloſſen, daſs zweiunddreißig Abgeordnete des Landes Joſeph in Wien die Wünſche der Nation vorlegen ſollten.[3]) Dem Geiſte der Verfaſſung gemäß ſollte eigentlich über Angelegenheiten des Landes nur im Lande berathen werden. Selbſt Albert und Maria Chriſtina hatten die Belgier nicht ziehen laſſen wollen unter dem Vorwande, ihre Abweſenheit könne das Land in Verwirrung ſtürzen; ſie hatten aber erklärt, ſie würden unbedingt dem Willen des Kaiſers folgen, und die Stände gemahnt, das gleiche zu thun. Sie fürchteten, noch auf dem Wege aufgehalten zu werden.

Albert und Chriſtina.

Erſte Audienz.

Am 15. Auguſt hatten die Belgier die erſte Audienz beim Kaiſer. Seine Miene war anfangs ſtreng. Der Sprecher las eine Denkſchrift vor, worin die Belgier ſich über die Zweifel beklagten, welche der Kaiſer über die Reinheit ihrer Abſichten beim Widerſtande ausgeſprochen hatte. Es hieß nämlich in der Zuſchrift der Regierung an die Stände, der Kaiſer wolle als Vater und Menſch mit dem Unverſtande Mitleid tragen, und bloß Miſsverſtändniſſen und falſchen Auslegungen ſeiner Abſichten das zuſchreiben, was durch Perſonen gegen ihn ausgeſtreut worden ſei, welche mehr ihrem Eigennutz, als dem wahren Wohl des Landes anhiengen. Am Schluſſe bat der Redner um Aufhören der Eingriffe in die Verfaſſung des Landes. Der Kaiſer antwortete: an eine Ausſöhnung ſei nicht zu denken, bevor ſein Wille vollkommen durchgeführt ſei, ſein General-Gouverneur werde ihnen denſelben mittheilen. In der zweiten und dritten Audienz am 17. und 18. Auguſt war der Kaiſer freundlicher, ſprach mit den einzelnen Abgeordneten, erklärte auch, daſs er den verhaſsten Belgiojoſo abberufen wolle. Hinſichtlich des General-Seminars ſcheint der Kaiſer verſprochen zu haben, daſs der Plan desſelben große, den Wünſchen der Biſchöfe entſprechende Veränderungen erleiden würde, wenigſtens meldeten dies die Abgeordneten voll Freude in ihre Heimat.

Zweite und dritte Audienz.

Der Kaiſer ſelber ſchreibt vertraulich an Katharina II.: „Die Abgeordneten, die in Wien waren, ſind wieder abgereist, befriedigt durch die guten Gründe, die ich ihnen auseinandergeſetzt habe, und bei denen ich als Vorausbedingung[4]) die Forderung ſtellte, daſs alles auf den Fuß wieder geſtellt werde, auf dem es ſtand vor den Unruhen, und daſs alles zur Ordnung zurückkehre und daſs die Steuern bezahlt werden. Ich erwarte die Nachricht von der Ausführung dieſer Befehle in wenig Tagen, und ſind ſie vollzogen, ſo wird es mir leicht ſein, Mittel zu finden, um ihre Verfaſſung und ihre Freiheiten mit den Veränderungen und Verbeſſerungen zu verſöhnen, die ich anzubringen wünſchte.“

Der Kaiſer.

Die Belgier waren hoffnungsſelig. Wie waren ſie aber betroffen, als Murray den Ständen am 23. Auguſt die Vorausbedingungen ſchriftlich mit-

---

[1]) Ottokar Lorenz, l. c. S. 20—29.
[2]) Vergl. Bd. VIII, S. 411 dieſes Werkes.
[3]) Borgnet, Histoire des Belges à la fin du XVIII.me siècle. I, p. 84.
[4]) Pour préalables.

theilte, les préalables indispensables:[1]) 1. daſs vorläufig alles in den niederländiſchen Provinzen wieder in denſelben Stand geſetzt werde, wie die Sache am 1. April dieſes Jahres war; 2. daſs die Univerſitäten und das Seminarium zu Löwen nebſt den dabei angeſtellten Perſonen wieder in den Stand geſetzt werden, in dem ſie waren, oder in dem ſie, den Befehlen des Monarchen zufolge, vor dem 1. April hätten ſein ſollen. Ebendasſelbe ſolle in Anſehung des Seminars zu Luxemburg geſchehen. 3. Die Stände aller Provinzen ſollen die Steuern in Richtigkeit bringen; 4. die Bürgerwehren ſollen ihre Waffenübungen einſtellen und ihre Uniformen, Cocarden und alle übrigen Zeichen des Parteigeiſtes ablegen; 5. alle Arten unerlaubter Verbindungen ſollen aufhören und jedem Magiſtrat ſolle zuſtehen, in Ermangelung der Truppen die ſchicklichſten Maßregeln zu treffen zur Aufrechthaltung der Ordnung; 6. die vor dem 1. April aufgehobenen Klöſter ſollen aufgehoben bleiben und die ſeit der Zeit geſchehenen Ernennungen zu den erledigten Abteien ſollen nichtig und für die ernannten Geiſtlichen ohne Wirkung ſein;[2]) 7. alle Civilbeamten, die ſich in ihren Ämtern gegenwärtig nicht befinden, ſollen in ſie wieder eingeſetzt werden, ausgenommen die Intendanten und Glieder der neuen Gerichtshöfe, welche beiden Gegenſtände einer weiteren Berathung vorbehalten werden; 8. alles, was die Bruderſchaften betrifft, oder was eine Beziehung auf die geiſtlichen Perſonen hat, und überhaupt alles, ohne die mindeſte Ausnahme, ſoll wieder auf den Fuß geſetzt werden, wie es in dem benannten Zeitraume war. Préalables indispensables.

Im April aber hatten ſich die Stände erſt recht gegen die Eingriffe in die Religion und Verfaſſung erhoben; ſie hatten das General-Seminar ſchließen und die Univerſität wieder eröffnen laſſen. Es waren alſo all ihre Verwahrungen gegen das Vorgehen des Kaiſers als hochverrätheriſche Handlungen bezeichnet. Mit dem, was die belgiſchen Abgeordneten aus Wien in die Heimat über die Unterredung gemeldet hatten, ſteht dieſer Befehl des Kaiſers in ſo ſchneidigem Widerſpruche, daſs Theiner noch in neuerer Zeit annahm, es liege hier eine Fälſchung vor, ein Werk der Vorſteher und Lehrer des General-Seminars, von welchem Joſeph II. keine Kenntnis hatte, denn er ſei nicht der Mann geweſen, der auf eine ſo freche Weiſe mit ſeinem kaiſerlichen Worte, angeſichts der Vertreter des Landes, geſpielt hätte.[3]) Fälſchung.

Die Entrüſtung war allgemein. Das General-Seminar war jetzt der Stein, an dem der Bürgerkrieg das Meſſer ſchliff. Die Stände von Brabant richteten am 20. September an die übrigen Provinzen die ernſte Aufforderung, Aufregung.

[1]) Der Name kommt von der Wendung der Verordnung in dem Befehle Joſephs: „que sa dignité rendait ces rétablissements préalables absolument indispensables“. — Borgnet, l. c. I, p. 85.

[2]) Im Paragraph 58 der Verfaſſung beſtätigte der Kaiſer und beſchwor ſein Statthalter, „allen brabantiſchen Prälaten, Gotteshäuſern, Klöſtern all ihre Rechte, Freiheiten, Urkunden und Gebräuche zu wahren“. — Dieſe Klöſter hatten alſo das Recht, nicht bloß zu beſtehen, ſondern auch ihren Abt zu wählen.

[3]) Theiner, Cardinal Frankenberg, S. 84.

sich dem General-Seminare mit aller Kraft zu widersetzen und dessen Aufhebung vom Kaiser als unerläßliche Bedingung der Versöhnung des Landes zu fordern, denn es untergrabe die Rechte des Landes und der Religion.

Die Geldfrage.

Die Aufregung war groß und die Lage Murrays war umso schwieriger, als die Regierung Geld benöthigte, nicht bloß die Steuern, sondern mehrere Millionen für den Krieg, wozu sie gern ein Anlehen eröffnet und die Domänen des Landes als Hypothek hingestellt hätte.[1]) Dies war aber nicht möglich ohne Zustimmung der Stände — und mit einem Don gratuit wollte der Kaiser sich nicht begnügen. Zugleich forderte er von Murray, dass er rasch den Vereinen, den Cocarden und Nationalgarden ein Ende mache, wobei Murray jedoch überall auf Widerstand der Behörden stieß.

So wurde die Spannung immer größer. Am 20. September sollte unter großen Kundgebungen des Volkswillens die Beerdigung eines Freiwilligen stattfinden, und der Zulauf von Bewaffneten in die Stadt war so stark, dass Murray überzeugt sein musste, der Kampf werde alsbald beginnen: Barricaden wurden errichtet, bei 50.000 Freiwillige standen unter den Waffen. Er schrak aber vor dem Blutvergießen zurück; wahrscheinlich glaubte er durch Güte zu erreichen, was ihm die Waffen nicht gewinnen konnten; — hatte ihm doch Kaunitz am 10. December geschrieben, der Kaiser sei von seinen früheren Decreten gänzlich abgekommen. Da erließ er, um das Volk zu beschwichtigen, eine Bekanntmachung im Namen des Kaisers, dass die Landesverfassung, Grundgesetze, Privilegien und Freiheiten, kurz die Joyeuse Entrée, sowohl in Ansehen der Geistlichkeit, als des bürgerlichen Standes, unverletzt erhalten bleiben sollen; dass die neuen Gerichtshöfe, die Intendanten und Commissäre gänzlich aufgehoben sein und bleiben sollen; dass die Ordnung der Justiz, die Stände und ihre Deputation, die Verwaltung in den Städten und auf dem Lande in Zukunft auf dem alten Fuße bleiben sollen. Folglich sollen die Stellen der Oberamtleute und Civil-Gouverneure fortdauern, und die Erhaltung der Stände in ihrem unverletzten Zustande begreife ebenfalls die Erhaltung der Abteien, deren Äbte Mitglieder besagter Stände seien, und sie sollen mit Äbten gemäß der Verfassung und ihrer Ordensregeln versehen werden. Wegen Gegenständen, die der Verfassung zuwider wären, werde man mit den Ständen nach Billigkeit sich begleichen.

Was Murray verspricht.

Freude darüber.

Dieser Erlass beschwichtigte die Aufregung. Die Barricaden wurden abgetragen, die Freiwilligen giengen wieder auseinander. Brüssel wurde beleuchtet. Die Kunde von der nahen politischen und religiösen Versöhnung flog rasch durch das Land.

Dankgottesdienste wurden gehalten, die Stände von Flandern sprachen in einer Dankbezeugung an den Kaiser[2]) den Wunsch aus, er möchte doch Zeuge

[1]) Lorenz, l. c. S. 42—44.
[2]) Der Wortlaut bei Theiner, l. c. S. 87—88.

sein vom Jubel eines ganzen Volkes — und hören, wie die Lüfte von seinem Namen wiederhallen und jedermann feurige Gebete dafür zum Himmel erhebe, dass seine Freiheiten gesichert seien und die Religion wieder in ihre Rechte trete. Der Kaiser gebe allen Königen der Gegenwart und der Zukunft die erhabene Lehre, wie sie auf der Hut sein müssen vor der Überlistung und den Plänen der angeblichen Reformatoren der Missbräuche, welche die Throne umgeben, um mittelst ihrer ehrgeizigen Pläne ein glückliches Volk in den tiefsten Abgrund der Erniedrigung und des Elendes zu stürzen. Zugleich baten die Stände um Rückkunft der Statthalter Albert und Maria Christina. Dank der Stände.

Aber Joseph war anderer Meinung. Zur selben Zeit, als sein Gewaltbote in seinem Namen so viele Versprechungen machte, schrieb diesem der Kaiser, es gehe zu langsam voran mit der Ordnung und er sei der schlechten Schritte endlich müde, welche sich die Stände von Brabant erlaubten. Auch könne man die Frechheit des Pöbels nicht länger dulden; und als Joseph II. von den Vorgängen in Brüssel vollkommen unterrichtet war, musste Kaunitz 3. October Murray mittheilen, dass der Kaiser mit seinem Verhalten sehr unzufrieden sei und ihn seiner Stelle enthebe, weil er seine Vollmachten überschritten habe. Joseph unzufrieden, enthebt Murray.

Während die Stände von Brabant ausführlich gegen das General-Seminar Vorstellungen an den Kaiser sandten und die Stände von Namur, Tournay, Flandern ihrem Beispiele folgten, forderte Murray am 17. October sämmtliche Bischöfe auf, für den 1. November die Zöglinge ihrer Seminarien nach Löwen zu schicken. Zur Sicherung, dass dort der Glaube in seiner Reinheit gelehrt werde, könnten Rectoren ihrer Seminarien als Unterrectoren im General-Seminare angestellt werden. Auch stehe es ihnen frei, für die Wahl eines Directors des General-Seminars einige tüchtige Männer in Vorschlag zu bringen. Von diesem Versprechen wollten aber die Bischöfe nichts wissen; sie verlangten den unbekümmerten Fortbestand ihrer Diöcesan-Seminarien. Wieder das General-seminar.

Ihre Pflicht, erklärte Frankenberg[1]) in einer Eingabe an den Kaiser, nöthigte sie, auf ihrer Forderung zu beharren. Die Bischöfe folgten dem Beispiele des Cardinals, und die Stände unterstützten die Bischöfe. „Wenn je ein Clerus sich rühmen könne einer gesunden Moral und reiner Sitten, so sei es der belgische. Die ganze Nation verwahre sich gegen das Vorhandensein einer Ausschweifung der Sitten, wie in dem Edicte des General-Seminars dem belgischen Clerus vorgeworfen werde.“[2]) Die Vorstände der verschiedenen Orden erklärten den Ständen, dass es ihnen unmöglich sei, ihre Zöglinge nach Löwen zu senden. Es war aber alles vergebens. Frankenberg.

Indes trat Trauttmansdorff an die Stelle von Murray, welcher nach Graz versetzt wurde. Die Belgier sahen Murray ungern scheiden: seine Mäßigung hatte ihm ihre Liebe erworben. Trauttmansdorff war sanft und höflich und trat anfangs ganz leise auf, weil er erst die Verhältnisse kennen lernen Trauttmansdorff statt Murray.

[1]) Theiner, l. c. S. 93—96.
[2]) Ibid. S. 96.

wollte. Ein guter Ruf war ihm vorangegangen, und er erzählt, wie er über Erwarten gut aufgenommen wurde,[1]) wie er einen Erfolg nach dem andern erreichte und wie er wahrscheinlich alles wieder in Ordnung gebracht hätte, wenn er allein geblieben wäre: er habe sogleich bemerkt, dass das General-Seminar am meisten Unruhe errege, und er habe es auf sich genommen, einen Aufschub von drei Monaten zu bewilligen, um die Geister ein wenig zu beschwichtigen. Man sei dafür unsäglich dankbar gewesen, und die seit dem 1. Mai verweigerten Steuern seien einstimmig am 3. December[2]) von den Ständen bewilligt worden, mit dem Beisatze: sie wollten dadurch ihren Dank dafür bezeugen, dass man der Nation einen so angenehmen Minister gesandt hatte. Der Kaiser aber habe den Aufschub des General-Seminars nicht bewilligt, sondern die alsbaldige Eröffnung der Anstalt gefordert, folge daraus, was da wolle.[3])

Steuerbewilligung

In der That forderte Trauttmansdorff schon am 3. November die theologische Facultät in Löwen auf, von den Vorlesungen abzustehen, da die vom Kaiser ernannten Professoren lesen würden, und sandte den Bischöfen das Verbot, den Unterricht in den Seminarien fortzusetzen, denn die Theologen müssten im General-Seminare unterrichtet werden.

Die Stände von Brabant aber legten sogleich entschieden Verwahrung ein und forderten dringend die Zurücknahme dieser Verordnung, und ebenso thaten der Clerus und die Magistrate von Westflandern. Daraufhin wurde erklärt, dass das General-Seminar erst 15. Januar 1788 beginnen solle, zugleich sollten die Bischöfe einen Director für die neue Anstalt vorschlagen, und die Rectoren ihrer Seminarien sollten Unterrectoren im General-Seminare sein. Auch wurde der Plan des General-Seminars zu Pavia den Bischöfen mitgetheilt: vielleicht entspreche dieser den Absichten der Bischöfe besser.

Kleine Mittel wirken nicht.

Frankenberg eilte nach Brüssel und machte Vorstellungen. Trauttmansdorff bestand aber auf der Wiedereröffnung des General-Seminars und verlangte, der Cardinal solle den Bischöfen ein Beispiel des Gehorsams geben.[4]) Dieser aber erklärte, sein Gewissen verbiete ihm, die Befehle des Kaisers in dieser Hinsicht zu vollstrecken, denn diese Anstalt werde von jedermann mit Recht als der Ruin der Religion und der kostbarsten Rechte des Episkopates betrachtet; auch wäre seine Mitwirkung unmöglich, ja ganz unnütz wegen des allgemeinen Abscheues, in welchem dieses Institut bei Clerus und Volk stehe; er selbst würde als ein Verräther des Landes angesehen werden. In ähnlicher Weise sprachen sich die anderen Bischöfe aus und ihre Capitel, deren Ansicht sie in dieser wichtigen Angelegenheit einholten.[5]) Trauttmansdorff begriff diesen Widerstand nicht. Er klagte in einem Schreiben, 17. Januar 1788, den Cardinal des Ungehorsams und der Widersetzlichkeit gegen die Befehle des Kaisers an. Feierlich verwahrte sich der Cardinal gegen diesen Vorwurf: er habe stets dem Kaiser gegeben, was

Frankenberg.

---

[1]) Trauttmansdorff, Fragmens, p. 6—7.

[2]) Les subsides refusés depuis le mois de Mai s'accordèrent à toutes voix le 3 Décembre et on ajouta même à l'acte de consentement, que c'était aussi pour témoigner la reconnaissance qu'on avait de l'envoi d'un Ministre si agréable à la Nation. Trauttmansdorff, Fragmens, p. 12.

[3]) Ibid. p. 11—12.

[4]) Theiner, l. c. S. 107—112.

[5]) Ibid. S. 113—127.

ihm gebüre; jetzt sei er in der unerläßlichen Verpflichtung, Gott zu geben, was Gott gebüre. Darauf ward dem Cardinal bei 1000 Thalern Strafe verboten, in seinem Seminare Theologie lehren zu lassen. Feierlich erklärte er diesen Beschluss für widerrechtlich und ungiltig, worauf die Regierung verlegen keine Antwort ertheilte. Die Theologen selber aber protestierten energisch dagegen, dass sie diese Verführungsanstalt noch einmal betreten sollten, und beschworen Bischöfe und Stände, sie aus dieser Qual zu erlösen. Feierlich betonten nun die Stände am 29. Januar den Bruch des kaiserlichen Wortes und dass dieser ihm seine Herrschaft in Belgien kosten könne.

Albert und Christina.

Keine Vorstellung half. Der Kaiser beharrte auf seinem Willen und eine Verwahrung erfolgte nach der andern — umsonst. Albert und Christina, die ungern wieder im Januar zurückgekehrt waren, mussten im Namen des Kaisers die Bischöfe auffordern, seinem Willen nachzukommen: der Herrscher habe das Recht, zu verlangen, dass diejenigen seiner Unterthanen, die sich dem Priesterstande widmen, einen regelmäßigen theologischen Curs an einer Universität durchmachen, zumal den Bischöfen alles überlassen sei, was die Glaubenssachen betreffe; auch geschehe hiedurch weder den Rechten der Verleiher von Beneficien, noch den Familien ein Abbruch. Die jungen Zöglinge aber seien an und für sich verpflichtet, dem Willen ihres Herrschers Folge zu leisten.

5. Febr. 1788.

Da der Kaiser durch den Mund seiner Statthalter den Bischöfen feierlich die Versicherung gegeben hatte, dass im Institute keine anstößige Lehre vorgetragen werde und dass ihnen die Aufsicht über dasselbe bleibe, so sandten sie, der Gewalt weichend und um einen Beweis ihrer Mäßigung zu geben, ihre Zöglinge im Februar dahin.

Der Unterricht begann. Die Zöglinge fanden aber bald, dass er eben so irrthümlich sei, wie früher, nur gewandter ertheilt werde, und verließen, ohne den Lehrern weiter zu widersprechen, im März insgesammt die Anstalt und kehrten in ihre Familien zurück. Nur zwei Studenten waren zurückgeblieben, die aber nicht in gutem Rufe standen, und zwei andere Zöglinge hatte man aus deutschen Provinzen hergebracht. „Alle Welt lachte darüber.“ [1])

März 1788.

Der Streit ruhte auf der Oberfläche, wüthete aber umsomehr in der Tiefe. Albert und Christina warnten den Kaiser. „Es wäre Täuschung, zu glauben, dass die Gemüther befriedigt sind und eine vollkommene Ruhe waltet. Die Geistlichkeit glaubt, ihre Grundsätze nicht aufgeben zu dürfen. Furcht und Misstrauen herrschen überall und es ist schwer anzunehmen, dass eine Rückkehr zu entgegengesetzten Anschauungen, eine Harmonie des Gedankens und des Vertrauens erfolgen werde.“ [2]) — Der Kaiser aber fand immer, die Klagen über Militärherrschaft und Jansenismus seien nicht begründet. Er erinnert an die Wirkung, welche die Züchtigung der holländischen Patrioten hervorgebracht habe, und vergießt, dass der Widerstand in Belgien auf viel tieferen Gründen beruhte. Er hofft,

[1]) Theiner, l. c. S. 137; II, S. 148—149.
[2]) A. Wolf, Maria Christina, I, S. 272.

man werde sich überzeugen, dass, wer die Gewalt in Händen, auch das Recht auf seiner Seite habe, und wenn man fortfahre, mit Festigkeit zu handeln, so würden nach und nach alle diese Geschichten von Misstrauen, Klagen und übler Laune aufhören, und die Belgier würden bald einsehen, dass sie ihm damit keinen Schrecken einjagen.

Gegensätze.

Man sieht daraus, der Kaiser hatte gar kein Verständnis für die Belgier. Ihr tief religiöser Sinn erschien ihm als Aberglaube, ihr Hängen an der alten Verfassung als Eigensinn, und er meinte, wenn er nur mit Kraft und Beharrlichkeit auftrete, seinen Febronianismus und seine Centralisation doch noch durchzuführen. Er war überzeugt, dass er uneigennützig das Beste der Belgier wolle. Sie aber waren überzeugt, dass das Alte, was sie besaßen, besser sei, als das Neue, was ihnen der Kaiser geben wolle, und bestritten ihm das Recht, ohne ihre Zustimmung eine Änderung einzuführen. — So standen sich die Gegensätze noch einige Zeit unversöhnt gegenüber. Erst während des Krieges mit den Türken, der jetzt zu erzählen ist, treten neue Wendungen in dieser Frage ein.

Die Kriegsjahre 1787 bis 1789.

Der Krieg der Türken gegen die Russen 1787.

Wie wir früher sahen, hatten während der Reise in die Krim Joseph und Ségur, der französische Gesandte, das Mögliche gethan, Katharina friedlich zu stimmen und ihren hochstrebenden Ehrgeiz zu mäßigen, und war auch Bulgakow mit Vorschlägen, welche den Frieden erhalten konnten, an die Pforte abgesendet worden. Desungeachtet gewann die Kriegspartei in Constantinopel das Übergewicht. Ségur beschuldigt den englischen und den preußischen Gesandten, zum Kriege gereizt zu haben.[1]) Er läßt den englischen Gesandten Frazer in Petersburg auf den Vorwurf der russischen Minister, daß er in Constantinopel und in Stockholm zum Kriege gereizt habe, die offenherzige Antwort geben: „Was wollen Sie, wir haben die Weisung, in allem das Gegentheil von dem zu thun, was Frankreich wünscht. Es wünschte den Frieden zwischen Ihnen und der Pforte — und darum stachelten wir die Türkei zum Kriege auf. Dagegen hätten wir der Pforte zum Frieden gerathen, wenn Frankreich zum Kriege gereizt hätte."[2]) Er läßt durchblicken, England habe bei dieser Gelegenheit gehofft, die Franzosen zu zwingen, entweder durch Begünstigung der Pforte ihrem Handelsvertrage mit Rußland zu entsagen, oder durch ihre Erklärung für Rußland die Vortheile ihres levantinischen Handels zu verlieren. Gewiß ist, daß die bisherigen Rüstungen das Volk in Constantinopel aufgeregt hatten, daß es davon sprach, Abdul-Hamid abzusetzen, wenn er die Beschimpfung, die ihm Rußland in der Krim angethan habe, nicht räche. Plötzlich entschloß sich der Sultan, der sonst für den Frieden gewonnen schien, zum Kriege; er schrieb dem kriegslustigen Großvezir: „Mache den Krieg, mag da kommen, was da wolle!" Rußland sollte der Oberhoheit über Georgien entsagen, sollte auf die Krim verzichten.

England.

Abdul-Hamid.

Man war nur noch unschlüssig, ob man angreifen, oder sich auf Vertheidigung beschränken wolle. Trotz den Warnungen des französischen Gesandten und

[1]) Ségur, Mémoires, III, p. 354, 358.
[2]) Ibid. III, p. 336–337.

des österreichischen Internuntius vor den Gefahren des Krieges und der Drohung des letzteren, dass der Kaiser im Falle des Krieges genöthigt sei, seine Bundespflicht gegen Russland zu erfüllen; trotzdem, dass man im Jahre schon weit vorgeschritten war, wurde in einem großen Diwan am 13. August der Angriffskrieg beschlossen. Der Beschluss sollte aber noch nicht bekannt werden; über jeden, der nicht darüber schweige, war der Bannfluch ausgesprochen. Die beiden Gesandten kamen jedoch hinter das Geheimnis, versuchten aber vergebens einen Aufschub zu erlangen. Am 16. August musste sich Bulgakow in den Diwan verfügen. Der Großvezir fragte ihn feierlich, ob die Kaiserin von ihren Forderungen abstehe, ob sie auf die Oberhoheit über Georgien verzichte. Russland habe die Verträge gebrochen, die Pforte sei aller Verpflichtungen seit dem Frieden von Kutschuk-Kainardsché entbunden. Damit war auch gemeint, dass Russland auf die Krim verzichten müsse. Bulgakow konnte in der Bestürzung kaum Worte finden. In einem Nebenzimmer, das man ihm anwies, sollte er schriftlich seine Zustimmung zu den Forderungen geben; er weigerte sich jedoch, denn er habe von seinem Hofe keine Weisung dazu; übrigens möge man ihm Zeit lassen, an die Kaiserin zu berichten, und möge ihre Entschließung abwarten. „Diese Ausflüchte haben wir satt," entgegnete der Großvezir, „sie sind nur darauf berechnet, die Verletzung der Verträge und die Truppensendungen nach Georgien zu bemänteln. Bringt den Gesandten ohne Verzug nach den Sieben Thürmen!" — Alsbald ward ein reichgeschirrtes Pferd vorgeführt, Bulgakow daraufgesetzt, und unter einer glänzenden Bedeckung nach dem Gefängnisse der Sieben Thürme abgeführt, dort übrigens auf Kosten des Sultans glänzend bewirtet, ihm sogar ein besonderer Kiosk gebaut, wo er frische Luft schöpfen könnte. Ein Officier des Großherrn stand zu seinem Dienste bereit; der Gesandte konnte seinen Secretär, drei Dragomane und zwei seiner Diener bei sich behalten. Die Bemühungen der beiden befreundeten Gesandten für seine Freilassung waren aber umsonst.

Der Krieg beschlossen.

Bulgakow nach den Sieben Thürmen.

Acht Tage darauf wurde in einem neuen Diwan das Kriegsmanifest beschlossen und wurden darin alle Beschwerden der Pforte gegen Russland aufgezählt und die Fahne des Propheten aufgesteckt, um die Begeisterung auf das Höchste zu steigern und alle Moslimen zum Kampfe aufzufordern.

Manifest der Pforte.

Katharina II. nahm die Kriegserklärung mit Ruhe auf: „Ich wollte den Krieg nicht, aber ich fürchte ihn auch nicht." — „Der Diwan", meinten die Minister, „hat den Kopf verloren und geht von der Angst zur Verwegenheit über." Derselben Ansicht war Ségur selber: „Die Türken", sagt er, „widerstehen schwer zwei Leidenschaften: dem Fanatismus, der in die Irre führt, und der Angst, in welcher man sich gerade in die Gefahr stürzt, die man vermeiden will."[1]) Begreiflich, dass auch Katharina jetzt dem Kriege den Charakter eines Religionskampfes gab, um ihre Truppen zur Tapferkeit und ihre Unterthanen zu Opfern zu begeistern. „Wir setzen unsere feste Hoffnung auf die Gerechtigkeit unserer Sache, auf die Hilfe des Herrn, der unsere Waffen zum Schutze unserer heiligen rechtgläubigen Kirche segnen wird, und auf die Tapferkeit unserer Heerführer und unserer Armee, damit sie in die Fußstapfen ihrer unlängst erfochtenen Siege treten, deren Andenken die Welt noch frisch bewahrt und deren Wunden der Feind noch jetzt an sich trägt."[2])

Katharina II.

Russisches Manifest

---

[1]) Ségur, Mémoires, III, p. 269.

[2]) Das Manifest der Pforte zur Rechtfertigung der Kriegserklärung an Russland im Wortlaute wieder abgedruckt bei Zinkeisen, l. c. S. 944—946. — Die Gegenerklärung Katharinas vom 21. September 1787 — ibid. S. 947—950.

So standen denn beide Mächte sich wieder mit den Waffen in der Hand gegenüber. Die Türkei jedoch bewies wohl Lust zum Krieg, aber keinen ausgezeichneten Plan dazu. Auch hatte sie außer dem Flottenführer, dem bekannten Kapudan-Pascha Hassan, keinen ausgezeichneten Feldherrn; sie war noch nicht hinlänglich gerüstet; sie hatte in Eile den Krieg erklärt, weil sie hörte, dass in Russland Hungersnoth herrsche und dass der Kaiser durch die Unruhen in Belgien in Verlegenheit sei. — Einer Verlegenheit war sie übrigens los, des Streites mit den Mameluken: sie ließ ihnen die Verwaltung Ägyptens gegen einen Tribut von einer Million Piaster jährlich und gegen Stellung von drei Geiseln. Man war schon spät im Jahre, und der Kampf ward nur gegen die Krim, und zwar zur See und zu Land geführt. Die Mameluken.

Aber auch die Russen zeigten sich nicht hinlänglich gerüstet. Potemkin hatte alles gethan, um den Krieg herbeizuführen, und während des Friedens sich immer mit den großartigsten Eroberungsplänen getragen. Jetzt, da der Krieg erklärt war, blieb er wie betäubt vierzehn Tage hindurch schweigsam, unentschlossen, war in Verlegenheit, welche Befehle er geben, woher er Lebensmittel, woher er Brücken und Belagerungszeug nehmen sollte. Zum Glück kam man auf den Gedanken, Kinburn und Cherson für bedroht zu halten und in Vertheidigungszustand zu setzen, hier ungefähr 30.000 Mann zusammenzuziehen und deren Führung Suwarow anzuvertrauen. Eine bessere Wahl konnte man nicht treffen. Die Schiffe in Cherson und Sebastopol wurden in Eile ausgerüstet. Die Russen. Potemkin. Kinburn. Suworow.

Am 30. August wurden vor Kinburn von mehreren türkischen zwei russische Schiffe angegriffen, wehrten sich aber tapfer. Damit war der Krieg eröffnet. Die Russen zeigten zur See in diesem Kampfe Muth und Geschick. Kinburn war der Schlüssel zur Krim. Dieser Festung galt darum auch der erste Angriff. Suworow, kaum in Kinburn angelangt, hatte die Festungswerke verstärkt und auf der Spitze der Halbinsel an den geeignetsten Stellen mit richtigem Blicke verdeckte Batterien aufgeführt. Bald schloss er aus den Bewegungen der türkischen Schiffe, dass eine Landung beabsichtigt sei. Er verbot den Seinigen, zu schießen und die Türken anzugreifen. Wie er geahnt, wurden 5000 Mann Kerntruppen in der Frühe des 12. October 1787 ausgeschifft, die sogleich Staketwerke errichteten, um die fernere Landung zu beschützen, und zugleich Säcke mit Sand mit sich nahmen, die sie als Brustwehren vor sich legten, um sich zu decken, je mehr sie sich der Festung näherten. Zu ihrem Unglücke schickte der Pascha die Fahrzeuge wieder zurück, um ihnen die Flucht abzuschneiden, und ihnen dadurch den Muth der Verzweiflung zu geben. Suworow ließ sie nahe kommen bis auf zweihundert Schritte, dann ließ er plötzlich durch eine allgemeine Artillerie-salve das Zeichen zum Angriffe geben. Es war mittags ein Uhr und ein verzweifelter Kampf begann, in welchem Suworow, allen voran, um sie durch Beispiel und Rath zu ermuntern, in die höchste Gefahr kam. — „Unser General ist unter den Feinden, retten wir ihn!“ riefen die Soldaten. Sie retteten ihn; eine Flintenkugel hatte ihm den Arm durchbohrt; sie führten ihn ans Meer, wuschen die Wunde und verbanden sie mit seinem Halstuche. „Schon gut“, sagte er, „es hat geholfen; jetzt will ich die verwundeten Türken auch sämmtlich ins Meer jagen und die nicht verwundeten dazu!“ — und kehrte wieder unter die Streitenden zurück. Es war ein grimmiger Kampf; die Türken wehrten sich wie Löwen. Fünfzig Derwische waren unter den Janitscharen, die sie durch ihr Wort und Beispiel zum Kampf für das Paradies aneiferten — keiner von ihnen überlebte diesen Tag. Immer mehr wurden jedoch die Türken gegen das Meer gedrängt. So währte Der Krieg beginnt 30. Aug. 1787. Schlacht vor Kinburn. Suworow verwundet.

Niederlage der Türken.

das Morden bis zehn Uhr abends. Zuletzt stürzten sich alle Türken ins Meer und nur 700 retteten sich durch Schwimmen: die anderen waren alle gefallen oder ertrunken. „Ich habe den Türken bei Kinburn die Lust zu Landungen benommen", sagte Suworow, „von denen ich selbst kein Freund bin." — Die Russen hatten 800 Todte und Verwundete.[1])

Siegesjubel.

Dieser erste Sieg schien von guter Vorbedeutung. Jubel herrschte in Russland. — „Suworow hat uns heute zum Knien gebracht", schrieb die Czarin nach dem Siegesfeste; „wie sehr bedauere ich, dass der tapfere Greis verwundet ist." — Sie dankte ihm in einem Schreiben und sandte ihm den Andreas-Orden. — In Constantinopel erregte dieses Unglück Bestürzung. Elf Anführer wurden enthauptet und ihre Köpfe vor dem Serail aufgesteckt. Von weiteren Kriegsunternehmungen in diesem Jahre ist nichts zu melden, außer dass ein Einfall der asiatischen Tataren über den Kuban von den Russen zurückgeschlagen wurde. Die Krim war für Russland gerettet. —

Der Krieg der Österreicher gegen die Türken 1788.

Das Heer an der Grenze.

Kaum hatten die Türken den Krieg gegen Russland begonnen, so ließ der Kaiser seine Truppen an die Grenze abziehen. Fünf abgesonderte Heeresabtheilungen wurden gebildet: eine in der Bukowina unter dem Prinzen von Koburg, eine in Siebenbürgen unter dem General Fabris, die dritte im Temeswarer Banat unter dem General Wartensleben, die vierte in Slavonien unter dem General Mitrowski, die fünfte in Kroatien unter dem General de Vins. Aus diesen Corps, zusammen 160.000 Mann, schuf der Kaiser nach der Ansicht Lacys, seines Lehrers in der Kriegskunst, einen Grenzcordon auf einer Strecke von nahezu zweihundert Meilen. Als Schutz gegen

Das Cordonsystem.

räuberische Einfälle der Türken war dieser Grenzcordon vortrefflich, aber zum activen Kriege taugte er nicht, denn das Heer war verzettelt auf lauter kleine Posten. Wenn die Türken an einem Orte durchbrachen, so kam die ganze Kette in Verwirrung und musste die Armee unter Verlusten sich zurückziehen. Übrigens zog sich auch eine Hauptarmee bei Futak zusammen, ungefähr 60.000 Mann, also standen über 200.000 Mann im Felde. — Nie war eine besser ausgerüstete Armee von Österreich aufgestellt worden.

Joseph II. zum Kriege entschlossen.

Der Kaiser war gleich vom Anfange an entschlossen zum Kriege: er drückte auf die Nachricht von der Verhaftung Bulgakows der Czarin seine Entrüstung aus über den Wahnsinn der Türken: „Warum sind wir in diesem Augenblicke nicht in Sebastopol; wir könnten dann nicht umhin, mit einem guten Wind nach Constantinopel zu segeln und dem Großherrn und seinen unverschämten Rathgebern einen ‚Guten Morgen' zu wünschen."[2]) — Zugleich ließ er durch seinen Gesandten

[1]) Smitt, Suworow, I, S. 283—294.
[2]) Arneth, Briefwechsel, S. 299.

in Petersburg erklären, der in dem Bündnisse vorgesehene Kriegsfall sei jetzt eingetreten.[1]) Am 30. October 1787 meldete der Kaiser der Czarin, er werde die Vermählung seines Neffen Franz mit der Prinzessin Elisabeth von Wirtemberg jetzt früher abhalten lassen, weil er denselben im nächsten Jahre mit sich in den Krieg mitzunehmen gedenke. Er versicherte der Czarin am 7. Januar, dass sie sich ganz auf ihn verlassen könne;[2]) und am 7. Februar meldet er ihr, dass er die Kriegserklärung an die Pforte abgesendet habe, denn wer der Feind sei der Czarin, sei auch sein Feind; sie müssten jetzt beide fortan eine Sprache reden, und gleiche Schritte thun, um alle Gegner einzuschüchtern.[3]) Begreiflich, dass Katharina II. ihr Entzücken ausspricht über „diesen großen Mann", über „diesen treuen Freund, an dessen Hochherzigkeit sie nie gezweifelt habe"; ferner, dass sie ihm gleiche Vortheile in Aussicht stellt: in Bosnien das Land bis zur Unna und die Walachei bis zur Aluta. Von Versailles dagegen bekam der Kaiser Mahnung zum Frieden: durch ihn könne er ohne Kosten die gleiche Erweiterung seines Gebietes erhalten. Katharina II.

Der Kaiser hatte unter Drohung von Theilnahme am Kriege die Freilassung Bulgakows verlangt, was die Pforte „aus Staatsrücksichten" kurzweg verweigerte. Ein Versuch österreichischer Truppen, in der Nacht vom 2. zum 3. December Belgrad zu ersteigen und durch einen Handstreich sich dieser wichtigen Festung zu bemächtigen, die 1739 ohne Noth den Türken zurückgegeben ward, misslang durch das nebelige Wetter. Die Soldaten fuhren in der Nacht an Belgrad vorüber, ohne es zu sehen, bis Panscowa; die türkische Besatzung ward aufgestört durch den Lärm und erschien auf den Mauern. Wäre die Überrumpelung gelungen, so wäre damals schon der Krieg erklärt worden. Jetzt gab der Internuntius erst am 9. Februar 1788 die Erklärung ab, die innigsten Bande der Freundschaft verbänden Russland und Österreich. Die Pforte habe es allein sich selber zuzuschreiben, wenn der Kaiser sich genöthigt sehe, Russland im Kriege zu unterstützen. Versuch auf Belgrad. Kriegserklärung.

Die Pforte gab stolze Antwort: sie habe Österreich immer die unzweideutigsten Beweise von besonderer Gunst und Nachgiebigkeit gegeben, wobei sie an die Bukowina erinnerte; sie habe während fünfzig Jahren großmüthig den Frieden gehalten, auch wo sie Österreich hätte große Verlegenheiten bereiten können; sie überlasse darum mit gutem Gewissen das Urtheil über ihr Verfahren der Einsicht und Billigkeit von Europa. Joseph II. schrieb nach Versailles: „Die Zeit ist gekommen, wo ich als Rächer der Menschheit auftrete, wo ich es über mich nehme, Europa für die Drangsale zu entschädigen, die es ehemals von den Türken hat erdulden müssen, und wo ich hoffe, es dahin zu bringen, die Welt von einem Barbarengeschlechte zu reinigen, das schon lange ihr zur Geißel geworden ist." Antwort der Pforte. Ziel des Krieges für den Kaiser.

Der König von Preußen bot seine Vermittlung an, der Kaiser antwortete aber „dem Herrn Bruder", das Schwert sei gezogen und es solle nicht wieder in die Scheide, als bis er volle Genugthuung erlangt und sich wieder in den Besitz von dem gesetzt habe, was man einst seinem Hause genommen. Sein Unternehmen gegen die Osmanen sei nur ein legitimer Versuch, die Provinzen wieder zu gewinnen, die unglückliche Zeiten und Ereignisse von seiner Krone getrennt hätten. Es sei ein Grundsatz der Türken, und sie ständen vielleicht darin nicht allein, zu gelegener Zeit das wieder zu nehmen, was sie in Zeiten des Un- Friedrich Wilhelm II.

[1]) Arneth, l. c. S. 301.
[2]) Ibid. S. 308.
[3]) Ibid. S. 311.

Gegen Preußens Vermittlung.

glücks verloren. Warum solle er nicht Wiedervergeltung üben? Das Haus Hohenzollern habe auch nie nach anderen Grundsätzen gehandelt. Was hätten denn die Cabinete gethan, die so viel Rühmens vom europäischen Gleichgewichte machen? welche Entschädigung hätten sie Österreich für die Besitzungen gegeben, die es im Laufe des Jahrhunderts verloren? Es habe Spanien durch den Utrechter Frieden abgetreten; Neapel und Sicilien durch den Frieden von Wien; Belgrad und Schlesien einige Jahre später; Parma, Piacenza und Guastalla durch den Frieden zu Aachen; — und welche wichtige Erwerbung habe denn Österreich für diese Verluste gemacht? Es habe nur einen kleinen Theil von Polen erlangt, Preußen aber einen viel besseren. Der König werde darum die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche nicht verkennen und ihm freundlich zugethan bleiben, wenn er, der Kaiser, auch einige Hunderttausende von Orientalen zu Deutschen mache!

Joseph sorgt gut für das Heer,

Davon war aber Joseph II. noch weit entfernt. Zwar die Armee war schön: 250.000 Mann bestens ausgerüstet mit Waffen, darunter 2000 Kanonen, mit Lebensmitteln bestens versehen. Es läßt sich nicht leugnen, daß Joseph die angelegenste Sorge trug für seine Krieger: er scheute keine Kosten für ihre Gesundheit; er ließ, wo sie lagerten, um gutes Wasser sogleich Brunnen graben, und für Kranke hölzerne Baracken anlegen, bis man sie an bequeme Standorte, wo man Spitäler errichtete, abführen konnte. Er verbat sich alle Ehrenbezeugungen, um die Soldaten nicht zu ermüden, um ihre Ruhe nicht zu unterbrechen, wenn er im Lager herumgieng: „Wer liegt, bleibe liegen, wer sitzt, bleibe sitzen" heißt es im Befehl. Er selber gab überall im Lager das Beispiel einfacher Kleidung, der Mäßigkeit im Essen, der Thätigkeit, Genauigkeit, der Tapferkeit in der Stunde der Gefahr. Er theilte alle Beschwerden mit den Soldaten, war Tag und Nacht zu Pferd, wenn es nöthig war; schlief in Zelten oder unter freiem Himmel, wie seine Krieger; kurz sein Benehmen war musterhaft.

hat aber kein Glück.

Der Kaiser sorgte wie ein Vater für seine tapferen Söhne und diese glühten vor Begier, für ihn zu siegen oder zu sterben, und doch verlief das erste Kriegsjahr unheilvoll und hatte der Kaiser nicht das Glück, eine entscheidende Schlacht zu schlagen und den Lorbeer des Sieges, nach dem seine Sehnsucht gieng, sich auf das Haupt zu setzen. Der Kriegsplan war schlecht. Statt sogleich sich auf Belgrad und Orsowa zu werfen und durch ihre Eroberung die Donaulinie zu gewinnen und den Russen die Hand zu reichen, wurde der Nachdruck auf Türkisch-Kroatien und Bosnien gelegt, mit aller Tapferkeit zwar gestritten, aber wenig erreicht, und die Zeit verloren, die im Kriege unschätzbar ist. Man wollte Bosnien erlangen und darum es sogleich besetzen, während nach einem Siege bei Sophia oder Adrianopel es Österreich ohne jeden Kampf mit den fanatischen Bewohnern in diesem wegelosen, gebirgigen Lande zutheil geworden wäre.

Bosnien.

Kriegsanfang.

Die Feindseligkeiten begannen allerdings schon am 9. Februar, aber was nützte es, daß de Vins in Kroatien einrückte und zwei Schlösser eroberte, daß Mitrowski Berbir und einige türkische Schiffe auf der Save wegnahm. Es gab jeden Tag Gefechte, aber auch Verluste, und viele kleine Verluste machen zuletzt eine Summe aus, nicht geringer, als die eine große Schlacht erfordert. Durch Kroatien und Bosnien gieng nicht der Weg der Entscheidung, sondern ent-

lang der Donau. Dennoch gieng der Kaiser selber nicht zuerst an die Donau, sondern am 29. Februar von Wien über Graz und Triest — wo er Vertheidigungsanstalten für das Küstenland anordnete, und die ihn begrüßenden Venetianer abkanzelte, weil die übrigens schon todesmatte Republik nicht um den Preis von Morea oder Candia am Kriege gegen die Türken theilnehmen wollte — nach Zeng, besichtigte von da die ganze Cordonlinie, worauf er nach Semlin, nach Peterwardein, nach Futak, nach Temesvar, dann wieder nach Semlin kam. Als der Kaiser Schabacz angriff und am 23. April mit Sturm nahm, sah man darin ein Anzeichen, jetzt beginne die Zeit großer Operationen — bald werde es Belgrad gelten. Statt dessen blieb der Kaiser, da er vergebens ein Vorschreiten der Türken erwartete, fortan in der Defensive, zum Unglück für die Armee und für ihn selber.

Venedig. Schabacz.

Joseph II. war ein tapferer Mann, aber kein Feldherr, und getraute sich doch die Einsicht zu, den Feldzug anzuordnen. Er hatte einen ausgezeichneten Feldherrn, Laudon, und benutzte ihn nicht sogleich, sondern vertraute dem Pedanten Lacy und seinem unglücklichen Cordonsystem. Er zersplitterte seine schöne und tapfere Armee, statt sie zusammenzuhalten und entscheidende Schläge zu führen. Er blieb in der Defensive, statt sogleich zur Offensive überzugehen, Belgrad wegzunehmen, nach Sophia vorzudringen. — Truppen, die in siegreicher Bewegung sind, überwinden die Krankheitsstoffe, er aber blieb hinter den Flüssen unthätig und in der Sonnenhitze stehen in dem ungesunden Winkel bei Semlin, zwischen der Donau und der Save.

Fehler im Kriegsplan.

Der ehrliche Pezzl sagt: „Das Lager war auf einer Fläche ausgedehnt, wo weder Hügel noch Wiesengrund, weder Bäume noch Bäche sind; die Gegend glich einer Lybischen Wüste. Niemand konnte vor Hitze in den Zelten bleiben; Niemand konnte vor Hitze außer den Zelten ausdauern. Bei den häufigen Erscheinungen der Türken am Ufer und auf den Tschaiken, selbst bei blinden Kanonenschüssen aus Belgrad, mussten manchmal ganze Infanterie- und Cavallerie-Regimenter mit der schweren eisernen Rüstung oft halbe Tage lang in Waffen stehen, bei einer Hitze, die Leib und Seele zu Boden drückte. Männer mit Riesenkräften wandelten wie verdorrte Asiaten im Lager umher." — In solchem Zustande war die Mannschaft vom Mai bis zum August. Die Folge war, dass diese zuletzt 172.000 Kranke und 33.000 Todte zählte. „Die Österreicher verstehen den Krieg gegen die Türken nicht mehr", so gieng die Rede bei den Russen. „Die Österreicher bellen, aber sie beißen nicht", so gieng die Rede bei den Türken. Die Unthätigkeit der Österreicher ermuthigte die Türken zum Vorgehen; der Großvezir Jusuf-Pascha brach über Orsowa mit 70.000 Mann ohne Widerstand in das Banat ein. Wartensleben konnte ihn nicht hindern. Der Kaiser brach schnell mit allen verfügbaren Truppen auf, dem Feinde entgegen. Die Österreicher waren aber schon bis Temesvar zurückgegangen. Die Türken verbrannten über 150 Ortschaften. Am 14. September fand ein unglückliches Gefecht für die Österreicher bei Slatyna statt; sie mussten sich wieder zurückziehen, meist unter verlustvollen Gefechten des Nachtrabes. Die Truppen wurden endlich muthlos. In der Nacht vom 20. auf den 21. September gieng der Rückzug in schöner Mondnacht anfangs in bester Ordnung, als an einer Brücke wegen eines Brantweinfasses Streit zwischen den Husaren und mehreren Soldaten des Freicorps entstand.

Noth in der Saupitze. Die Türken im Banat. Slatyna.

Die Soldaten vom Freicorps zogen sich zurück und schossen auf die Husaren und schrien: „Turci, Turci!“, und die Husaren schossen auch ihre Gewehre ab und sprengten mit dem gleichen Schreckensrufe über die Brücke unter die anderen Truppen; die Worte: „Halt, halt!“ nahmen sie als das türkische Feldgeschrei: „Allah, Allah!“ Ein panischer Schrecken entstand und mit ihm eine unsägliche Verwirrung, welcher der Kaiser vergebens durch Zurufe und Befehle zu steuern suchte. Niemand wollte gehorchen, man hörte nur den Nothschrei: „Die Türken sind da, rettet euch, alles ist verloren!“ Die Packknechte schnitten die Pferde ab und sprengten davon, viele Soldaten warfen die Tornister weg. Wie wahnsinnig rannte die Menge durcheinander. Kugeln pfiffen von allen Seiten. Den Kaiser fand endlich sein Diener bei Karansebes. Den Erzherzog Franz hatte ein Bataillon, das ein Viereck bildete, in die Mitte genommen, und hielt stand bis die Ordnung wieder hergestellt wurde. Die Ebene war bedeckt mit Wagen, Waffen, Sätteln, Koffern. Die Türken, durch das wirre Geschrei ermuthigt, rückten am Morgen nach, wurden aber von den Reitern Kinskys zurückgetrieben. Beim Kampfe gieng Karansebes in Flammen auf. Der Kaiser rüstete jetzt zur Schlacht, aber die Türken zogen sich überall zurück — am 31. October war das Banat geräumt — sie eilten in die Winterquartiere, nachdem sie das Land entsetzlich verheert hatten. Der Kaiser übergab Kinsky das Obercommando über die Armee in Ungarn, der dann einen Waffenstillstand auf zehntägige Kündigung mit den Türken abschloss.

Schreckensnacht von Lugos.

Rückzug der Türken.

Waffenstillstand.

Am 18. November verließ der Kaiser die Armee, die er nicht mehr sehen sollte. Der Aufenthalt an der Save hatte ihm ein Fieber zugezogen, welches die unaufhörliche Anstrengung und der Schmerz über die unglückliche Wendung des Feldzuges verstärkte. Sein Zustand ängstigte ihn so, dass er nicht einmal seinem Geheimschreiber denselben anvertrauen mochte, sondern mit zitternder Hand selber unter einen Bericht, den er an Kaunitz dictiert hatte, die Worte schrieb: „Die größte Plage, die mich in diesem Monate peinigt, ist ein trockener Husten, der das Athemholen beschwerlich macht. Ich magere sichtlich ab, wozu schlaflose Nächte das ihrige beitragen. Dazu hat sich eine Art Quartanfieber gesellt — und das geht jetzt schon einen Monat fort. Das Arbeiten, das ich nicht unterlasse, kommt mir schwer an; steige ich zu Pferde, so bin ich bald müde, wenn ich auch nur einen Schritt reite. Ich gehe dennoch meinen Weg, wenn ich mich auch nur schleppen kann, und ich werde meine Mühewaltung fortsetzen, die in diesem Augenblicke, wie ich glaube, mehr als nöthig ist.“[1]) — Krank kam der Kaiser am 5. December 1788 in Wien an.

Joseph fieberkrank.

nach Wien.

Also hatte die Hauptarmee und der Kaiser gelitten, der sie befehligte. Werfen wir einen Blick auf die Nebenarmeen.

In Kroatien stand ein Corps von 50.000 Mann, über welches Fürst Karl Liechtenstein am 4. April den Oberbefehl übernahm. Er beschloss, Dubizza zu belagern, welches schon einmal, aber ohne Erfolg, beschossen worden war. Am 25. April sollte der Platz erstürmt werden, aber der Versuch blieb wieder ohne Erfolg. Eine Entsatzarmee nahte, wurde jedoch von den Österreichern zurückgeschlagen. Vor einem neuen Entsatzheere räumten die Österreicher das ganze rechte Ufer der Unna. Im August lagerten die Österreicher wieder vor Dubizza, welches am 15. August erstürmt werden sollte. Der Kaiser aber verbot den Sturm,

Armee in Kroatien.

Dubizza.

[1]) Brunner, Correspondances intimes de l'Empereur Joseph II, p. 140—141

als koste er zu viel Menschenleben. Liechtenstein war erkrankt und der Kaiser hatte endlich seinen Blick auf Laudon gerichtet und ihn ersucht, den Befehl über das kroatische Armeecorps zu übernehmen. Laudon, dem mit Recht das Lacy'sche Cordon-System ein Greuel war, nahm das Commando nur an unter der Bedingung, dass er unumschränkt frei über sein Armeecorps verfügen könne und nur dem Kaiser allein verantwortlich sei.[1]) Diesmal war die rechte Wahl getroffen. Der Name Laudon schien die Armee neu zu beleben. „Es ist unglaublich", sagt Pezzl, „welch ein Jauchzen und Freudengeschrei über die Nachricht im Lager erscholl. Jetzt erschien der Türke nicht mehr fürchterlich." — Sie brannten vor Begier nach der Schlacht: „Es lebe der heilige Laudon", „Es lebe der Vater Laudon!" erscholl der Ruf, als der ernste, strenge Mann im Lager erschien. Die allgemeine Begeisterung wirkte selbst auf ihn, dessen Züge sonst unveränderlich die gleiche Melancholie zeigten, Freudenthränen rieselten über seine Wangen. Schon in der Nacht vom 19. August kam es zum Kampfe. Die Türken suchten sein Lager zu überfallen, kamen aber übel weg. Laudon hatte sie erwartet und überschüttete sie mit einem Hagel von Kartätschen, so dass sie flohen, ohne mit den Österreichern auch nur zum Handkuss gekommen zu sein, und 600 Leichen zurückließen. Am Tage darauf begann die eigentliche Belagerung wieder und am 22. waren schon verschiedene Breschen gelegt. Am 25. ergab sich die Besatzung. Die Österreicher hatten nur dreizehn Gemeine und einen Officier verloren und die Belagerung nur fünf Tage gedauert.

Laudon. Dubizza ergibt sich.

Der Kaiser übertrug sofort Laudon auch den Oberbefehl über das slavonische Truppencorps. Schon am 10. September stand der Feldmarschall vor Novi. Am 20. September rüstete man schon zum Sturm. Als Laudon selbst in den Graben hinabstieg, um den Unentschlossenen Muth einzuflößen, fasste ihn ein Artillerist bei der Hand und bat: „Dieser Platz gehört nur für die Artilleristen, nicht für Euer Excellenz." Es waren nämlich fünf Mann in seiner Nähe gefallen. Ein Vorposten der Österreicher ward auf einem bedrohten Punkte von heranziehenden Türken angefallen: kaum hatte der Feldherr von der Gefahr gehört, so eilte er mit einer Abtheilung hinzu und warf die Türken in die Flucht. Ein erster Sturmversuch auf Novi misslang, weil die Träger der Leitern durch das heftige Feuer aus der Festung sich verleiten ließen, die Leitern wegzuwerfen und von ihren Gewehren Gebrauch zu machen. Darum kamen die Sturm-Colonnen nicht voran, und mussten sich unter Verlust von 300 Mann zurückziehen. Einen umso glänzenderen Erfolg hatte der zweite Sturm am 3. October 1788 — die Wälle wurden erstiegen. Damit endete der Kampf. Novi war im Besitze der Österreicher und mit ihm jetzt das ganze Flussgebiet der Unna. Nur Berbir hinderte noch die volle Freiheit des Savegebietes. — In Kroatien ruhte jetzt der Kampf und die Heere bezogen die Winterquartiere.

Novi. Berbir.

Noch müssen wir einen Blick werfen auf das galizische Armeecorps unter Koburg, welches Galizien und die Bukowina gegen die Einfälle der Türken schützen und mit dem russischen Heere am Dniestr in steter Verbindung bleiben sollte. Das Corps war 18.000 Mann stark, das Hauptquartier in Czernowitz. Koburg mochte nicht ruhen: er rückte gegen Choczim vor, um die Türken auf sich zu ziehen und von Einfällen in Galizien abzuhalten.

Galizien. Koburg.

[1]) Janko, Laudons Leben. Wien 1869. S. 399—412.

Choczim

Die Belagerung dieser wichtigen Festung begann am 25. Juni, die Einschließung war vollständig am 2. Juli. Die Beschießung begann am 19. Juli mit solcher Wirkung, daſs die tapfere Besatzung schon am 29. Juli wegen Übergabe zu verhandeln anfieng. Man wurde aber nicht einig, und der Kampf begann ergibt sich. von neuem, bis am 19. October die Festung sich ergab. Achtung vor der Tapferkeit auf der einen Seite und Rücksicht auf die Wichtigkeit des Platzes auf der andern, dann aber das Bedürfnis, einen wahrhaft blendenden Erfolg in diesem Kriegsjahre aufzuweisen, waren schuld, daſs Koburg so milde Bedingungen bot, daſs die Russen darüber lachten. Die Österreicher sollten nämlich die Stadt erst nach zehn Tagen in Besitz nehmen, ferner die ganze Besatzung nebst den Einwohnern mit Frauen und Kindern, Knechten und Mägden, Waffen und Gepäck, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele abziehen lassen, und auf ihrem Marsche bis zum Sereth mit Lebensmitteln versehen und mit Wagen zur Fortschaffung des Gepäckes. In der Festung gewannen die Österreicher 92 Kanonen, 14 Bombenkessel, 2000 Centner Pulver, 80.000 Stück Kugeln. Über den Winter ruhte dann auch auf dieser Seite der Kampf.

Bedingungen.

Enttäuschungen.

So waren denn von den großen Hoffnungen, mit denen der Feldzug 1788 begonnen war, für Österreich nur wenige in Erfüllung gegangen und doch waren die Opfer groß. Der Kaiser hatte von seiner schönen Armee 70.000 Mann verloren, bloß durch Krankheit und kleine Gefechte; denn zu einer großen Schlacht war es ja nicht gekommen. Der Feldzug hatte sechzig Millionen gekostet und 150 Dörfer im Banat waren verheert. Die Eroberung von Choczim, von Schabacz und Dubizza wog diese Verluste nicht auf. Auch die Hoffnungen, die man auf Mahmud, den Pascha von Skutari, gesetzt hatte, daſs er sich gegen den Sultan erheben werde, giengen nicht in Erfüllung: der Unterhändler Brognard ward auf dem Heimweg ermordet. Auch die Montenegriner thaten nicht, was man von ihnen erwartete: sie nahmen wohl die Geschenke, die der Kaiser sandte, erhoben sich aber nicht zum Krieg gegen die Pforte. —

Die Russen erobern 1788 Oczakow.

Die Russen.

Dieser üble Ausgang ward nicht aufgewogen durch die Betrachtung, daſs es auch bei den Russen nicht viel besser gegangen sei. Ihr Ziel musste zunächst Oczakow. Oczakow sein, von wo aus die Türken immer die Krim bedrohen und die Tataren zum Aufstand reizen konnten. Potemkin erhielt auch den Auftrag, Potemkin. aber er versäumte den günstigen Augenblick, diese Festung, außer mit großem Verluste, wegzunehmen.

Suworow.

Im Beginne des Frühlings wäre sie leicht mit Sturm zu nehmen gewesen und Suworow erbot sich auch dazu, aber Potemkin gönnte keinem anderen den Ruhm der Eroberung, als sich selber, und brachte Ausflüchte vor gegen jedes Drängen. Der Fürst von Ligne, der als österreichischer Kriegsbevollmächtigter

bei Potemkin war, schildert ihn uns, wie launisch er war und wie er zögerte.[1] Er begrüßte ihn mit der Frage: „Wann geht es an Oczakow?“ Der Russe antwortete: „Ach, mein Gott! 18.000 Mann Besatzung sind dort; ich habe in meiner ganzen Armee nicht so viel; ich habe Mangel an allem, wenn mir Gott nicht hilft.“ — Und auf de Lignes Mahnung an Kinburn und an den Abzug der türkischen Flotte sprach Potemkin von Tatarenheeren, die zu kommen drohten, und wie ihn nur Gott bisher wunderbar gerettet habe. Dies war überhaupt eine fixe Idee dieses Russen, dass er als Held des Kreuzes gegen den Halbmond unter dem besonderen Schutze Gottes stehe. Er klagte über den gigantischen Ehrgeiz der Kaiserin, welche nicht für die Mittel zur Durchführung ihrer Pläne sorge. De Ligne übergab den Kriegsplan, den der Kaiser entworfen, und verlangte hinwider Potemkins Plan, musste aber nicht bloß Tage, sondern Wochen darauf warten, und erhielt zuletzt kurzweg die Antwort: „Mit der Hilfe Gottes werde ich alles angreifen, was zwischen dem Bug und Dniestr ist.“ — Immer hatte Potemkin die Hilfe Gottes im Munde und nahm, um sie zu verdienen, oft gewaltsame Bekehrungen vor. De Ligne erzählt, wie in seiner Anwesenheit einmal vier gefangene Tataren vor den russischen Feldherrn gebracht wurden. De Ligne dachte, man werde ihnen sogleich den Kopf abschneiden, und die Tataren waren derselben Ansicht, denn sie standen zitternd da. Auf einen Wink Potemkins wurden sie jedoch in eine mit Wasser gefüllte Kufe geworfen. „Gott Lob, jetzt haben sie die Taufe!“ frohlockte der Russe. „Aber auch den Schnupfen“, meinte der Fürst. Er war ein wunderlicher Heiliger und gar wenig geeignet, den Kriegsplan für zwei verbündete Reiche zu entwerfen und zu befolgen. De Ligne schildert die Widersprüche, die in dieser kräftigen Natur waren, meisterhaft mit den Worten: „Er arbeitet immer und bringt doch nichts zustande; er hat keinen anderen Schreibtisch, als seine Knie, und keinen anderen Kamm, als seine Finger; er liegt immer und schläft doch Tag und Nacht nicht, weil der Eifer für den Dienst seiner angebeteten Herrin ihn verzehrt und jeder Kanonenschuss, der nicht ihm selber gilt, ihn unruhig macht, indem er glaubt, es koste das Leben eines seiner Soldaten. Er ist ängstlich für andere, aber tapfer für sich; er setzt sich ruhig dem Feuer einer Batterie aus, um seine Befehle zu geben; doch ist er mehr Ulysses, als Achilles; unruhig vor jeder Gefahr und munter, wenn er darin ist; traurig mitten im Vergnügen, unglücklich durch Übermaß des Glückes; abgestumpft gegen alles und leicht angeekelt; er ist mürrisch, unbeständig, ein tiefer Philosoph, ein geschickter Minister, ein feiner Staatsmann und dabei wieder ein Kind von zehn Jahren. Er ist nicht rachsüchtig, und bittet gern um Verzeihung, wenn er jemand beleidigt hat, und macht schnell eine Ungerechtigkeit wieder gut. Er glaubt Gott zu lieben und fürchtet den Teufel, von dem er sich einbildet, er sei noch viel größer und dicker als der Fürst Potemkin. Während er mit der einen Hand den Frauen winkt, die ihm gefallen, macht er mit der anderen Hand das Zeichen des Kreuzes. Die Wohlthaten ohne Zahl, die er von seiner Herrin empfängt, vertheilt er gleich wieder. Er kauft und verkauft ungeheure Güter, um einen englischen Garten anzulegen, und gibt ihn gleich wieder weg. Er spielt immer und spielt doch nie; er macht gern Geschenke, zahlt aber seine Schulden nicht. Er ist wunderbar reich und hat doch oft keinen Kreuzer; bald gibt er sich dem Misstrauen hin, bald der Gutmüthigkeit, jetzt der Eifersucht und dann wieder

Fürst von Ligne.

Potemkins Zaudern.

Art zu bekehren.

Charakter.

[1] Lettres à l'Empereur Joseph II. au mois de Décembre 1787. — Mémoires et mélanges historiques et litteraires par le prince de Ligne, I, p. 104.

der Dankbarkeit. — Er spricht mit den Generalen von der Theologie und mit den Bischöfen vom Kriege. Er liest nie, fragt aber alle aus, mit denen er spricht, und kommt hinter alles dadurch, dass er ihnen widerspricht. Bald macht er ein finsteres Gesicht wie ein Wilder, dann ist er wieder die Freundlichkeit selber; bald ein stolzer Satrap des Orients, dann wieder der liebenswürdigste Höfling aus der Zeit Ludwigs XIV. Unter allem Anscheine von Härte hat er doch ein gutes Herz. Oft will er alles haben, wie ein Kind, und dann kann er wieder allem entsagen, wie ein großer Mann. Zu Hause sieht man ihn immer im Schlafrocke, im Hemde oder in gestickter Uniform mit allen Orden. Bald findet man ihn niedergedrückt; steht er aber vor seinen Soldaten, so trägt er die Nase hoch, ist stolz, schön und majestätisch wie Agamemnon unter den Griechen. — Wo liegt denn der Zauber, den er ausübt? In seinem Genie und wieder in seinem Genie, in seinem natürlichen Geiste, in seinem seltenen Gedächtnisse, im Schwunge seiner Seele, in seinem neckischen Wesen, das nicht boshaft ist, in seiner List, die nie arglistig wird, in der glücklichen Mischung seiner Launen, die, wenn sie sich zur Gutmüthigkeit wenden, ihm alle Herzen gewinnen, in dem Edelmuthe und der Gerechtigkeit bei Belohnungen. Er hat viel Takt; was er nicht weiß, das ahnt er, und besitzt eine große Menschenkenntnis.“ [1])

So war der Feldherr, der immer noch zögerte, gegen Oczakow aufzubrechen, und, als er endlich aufbrach, zwei Monate brauchte, um einen Marsch zu vollenden, den er in zehn Tagen hätte machen sollen. Er überschätzte offenbar die Stärke der Festung und mochte sich keiner Niederlage aussetzen. De Ligne mit seinem Drängen wurde ihm lästig: er mische sich in alles, wolle alles wissen; und so verstrich die schönste Zeit, und hatte die Pforte Muße, 20.000 Kerntruppen in den Platz zu werfen, und durch französische Ingenieure die Festungswerke zu verstärken. Der Kapudan-Pascha Hassan kam mit einer großen Flotte, um die Russen zu vernichten und Oczakow von der Seeseite her zu decken und mit Zufuhren zu versehen. Die Russen aber hatten damals Glück zur See. Ein junger Amerikaner, der sich bereits im Unabhängigkeitskriege als Freibeuter hervorgethan hatte, Paul Jones, und der Prinz von Nassau-Siegen machten am 18. Juni, als die türkische Flotte unvorsichtig in den Liman eingedrungen war, achtzehn türkische Schiffe kampfunfähig und sprengten drei in die Luft. In einem zweiten Gefechte am 27. Juni fuhren zwei türkische Schiffe auf den seichten Grund auf und wurden nach einem vierstündigen Gefechte mit mehreren kleinen in die Luft gesprengt. Der alte Hassan hatte Mühe, aus dem Liman wieder herauszukommen, und erlitt durch eine Batterie, die Suworow auf der Spitze bei Kinburn angelegt hatte, große Verluste. Mehrere Schiffe wurden in die Luft gesprengt, andere in den Grund gebohrt, und die Schiffe, welche sich unter die Mauern von Oczakow geflüchtet hatten, durch die Kühnheit des Prinzen von Nassau-Siegen vollständig zerstört. „Nassau-Sieger müsste er eigentlich heißen“, meinte de Ligne witzig; „er sei in der Schlacht ein wahrer Zauberer; seine Augen seien da schrecklich für Freunde und Feinde; mit einem Blicke erschaue er den besten Angriffspunkt und sein Muth ohnegleichen reiße alles mit sich fort.“ [2])

Hassan.

Paul Jones.

Seesiege der Russen.

Prinz von Nassau.

Endlich lagerten die Russen vor der Stadt, aber Potemkin ließ wieder nicht mit Ernst angreifen, er meinte, die Festung werde sich endlich von freien

[1]) De Ligne, l. c. I, p. 188—192.

[2]) Cinquième lettre sur la guerre des Turques au Comte de Ségur. — De Ligne, Mémoires, I, p. 187.

Stücken ergeben. Suworow äußerte zornig: „Durch bloßes Anschauen nimmt man keine Festung, da ist stürmen besser und kostet weniger.“ — Die Türken schlugen sich bei Ausfällen sehr tapfer und der Fürst von Ligne hat in den Briefen an Kaiser Joseph die Gefahren, die Entbehrungen ergreifend geschildert. Es kam zwischen ihm und dem Russen oft zu bitteren Bemerkungen, und de Ligne rieth dem Kaiser zuletzt, Potemkin das goldene Vlies oder den Stephansorden in Aussicht zu stellen, um ihn zu stacheln; dem Russen rieth er, einen Scheinangriff von der einen Seite zu machen und von der anderen die Stadt zu überrumpeln. Suworow aber glaubte seinen Oberbefehlshaber fortzureißen und rückte am 7. August, als die Türken einen Ausfall machten, in vier Vierecken gegen die feindliche Verschanzung an, in der Hoffnung, man werde ihn nicht im Stiche lassen. Potemkin ließ ihn aber doch im Stiche. Suworow bekam einen Schuss in den Hals und musste weggetragen werden. Vierhundert der Seinen blieben auf dem Platze und Repnin hatte Mühe, den Rest aus dem Gefechte herauszuwickeln. Suworow wurde noch getadelt, dass er nutzlos Leute geopfert habe. Auch Repnin bekam Vorwürfe. „Ich suche sie zu versöhnen“, schreibt de Ligne, „so viel ich kann mit Hilfe der Bibel, auf deren Aussprüche Potemkin großen Wert legt, und mit Hilfe der Werke Saint-Martins, durch die Repnin ebenso sanft geworden ist, als er früher rauh war. Er legt jetzt seine Demüthigungen am Fuße des Kreuzes nieder, wie er mir sagte, dieser Mann, welcher die größte Pünktlichkeit mit der glänzendsten Tapferkeit vereinigt.“

Suworow. De Ligne. Repnin.

So zog sich die Belagerung in die Länge. Der Winter kam; die Russen litten entsetzlich vor Kälte, täglich erfroren dreißig bis vierzig Mann und viele kamen vor Mangel um. Da wurde am 16. December gemeldet: „Auf den morgenden Tag ist in der Armee kein Stück Holz zur Feuerung mehr und wir haben nur noch Brot für einen Tag.“ — Sich zurückziehen, war nicht möglich. Da wurde in der Verzweiflung der Sturm beschlossen. Die Soldaten vernahmen den Befehl mit Freude.

Der letzte Brantwein ward unter die Armen in der Frühe des 17. December vertheilt; 14.000 Mann stiegen dann bei 23 Grad Kälte in die Gräben hinab und erklimmten die Verschanzungen und vernichteten, wer ihnen entgegentrat, oder wurden vernichtet. Türken wie Russen stritten wie Löwen; es war ein entsetzliches Morden. Das Meiste ward mit dem Bajonnette gethan, man hörte keinen Schuss; man gab und empfieng keinen Pardon: in fünf Viertelstunden waren 10.000 Türken getödtet, 4000 wurden gefangen, 25.000 waren in der Stadt; die Russen hatten 4000 Todte und Verwundete. Das war die entsetzliche Blutarbeit von Oczakow. Potemkin war nicht beim Kampfe, sondern saß auf der Erde, bedeckte das Gesicht mit den Händen und rief in einemfort: „Herr, erbarme dich unser!“ — Erst als der Sieg gemeldet wurde, ritt er in die eroberte Stadt. Zornig fuhr er den Pascha an: „Deiner Hartnäckigkeit verdanken wir dies Blutbad.“ — „Verschone mich mit deinen Vorwürfen, ich habe nur meine Schuldigkeit gethan, das Schicksal hat zwischen uns entschieden.“ — Die Beute war glänzend, der Jubel groß. „Ich war krank,“ sagte Katharina, „aber die Freude hat mich gesund gemacht.“ So viel Blut hat Oczakow gekostet, welches die Russen später zerstörten, damit es ihnen den Besitz der Krim nie wieder gefährden könne. —

Oczakow erstürmt.

Der Türkenkrieg 1789. Die Siege der Österreicher und Russen.

Potemkin. Potemkin hielt als Sieger über Oczakow eine Art Triumpheinzug in Petersburg. Drei Meilen weit waren die Straßen beleuchtet. Die Czarin machte ihm den ersten Besuch und überschüttete ihn mit Zeichen ihrer Gnade.[1] Was er verlangte für den nächsten Feldzug, ward ihm bewilligt, Geld, Truppen, so viel er wollte.

Romanzow. Auch die ukrainische Armee ward ihm untergeben. Der alte Held Romanzow, der sie bisher befehligt hatte, ward für das Heer gegen Preußen bestimmt. Er und Potemkin waren Gegner und Gegensätze: er ebenso bestimmt und klar und genau, als Potemkin phantastisch und unstet. Zunächst begab sich Romanzow nach Stinky bei Jassy; als Fremde ihn besuchen wollten, fragten sie einen unansehnlichen Mann, der Fische angelte, nach dem Feldmarschalle. „Ich bin es selber," sagte er ruhig lächelnd, „einst nahm ich Städte weg, jetzt fange ich Fische."

Suworow. Potemkins Art, mit dem Angriffe zu zögern, zeigte sich auch dieses Jahr. Da war Suworow, der unter ihm eine Division befehligte, ein ganz anderer Mann. Obschon er sechzig Jahre zählte und sein Haar schon weiß war, glühte er vor Thatendrang, und seinem Eifer gegen den Feind des Glaubens, seinem Schnellblicke und seiner unvergleichlichen Energie, und der Tapferkeit der Russen und Österreicher sind die glänzenden Siege des Jahres 1789 zuzuschreiben. Die Türken hatten es in diesem Jahre auf die Russen abgesehen, wie im vorhergehenden auf die Österreicher. Die Wiedereroberung von Oczakow, die Wegnahme von Kinburn und die Besetzung der Krim waren ihre Ziele.

Bessarabien. Moldau. Schauplatz des Krieges wurden die Moldau und Bessarabien, letzteres ein Steppenland, wo sich einst die Skythen und später die Tataren herumtummelten. Auch die Moldau hat viele Ebenen, aber ihre Weiden haben einen üppigen Graswuchs. Dabei ist sie reich an Wald und an Stellen angebauten Landes.

Derfelden. Galacz. Schon im März sandte der Großvezir Streitmassen von Braila aus, die bis nach Berlad drangen und am 16. April von den Russen unter Derfelden bei Marimeni zurückgeschlagen wurden. Die Sieger verfolgten die Türken bis Galacz, welches von ihnen verbrannt wurde. Suworow tadelte die Verbrennung dieser Stadt, denn durch Verheerungen im Feindeslande schade man nur sich selber.[2]

Selim III. Indes war der alte Sultan Abdul Hamid 1. April 1789 gestorben. Sein Nachfolger Selim III., der Sohn Mustafas III., achtundzwanzig Jahre alt, wollte mit dem Feuer der Jugend und dem Eifer der Pflichterfüllung sich selbst an die Spitze des Heeres stellen; der Diwan hielt ihn mit Mühe davon ab. Da gedachte er wenigstens durch eine Mahnung zum Kriege zu befeuern. Alle Gläubigen vom sechzehnten bis zum sechzigsten Jahre wurden unter die Waffen gerufen: sie sollten aus dem Schlafe erwachen, die Schande

[1] Smitt, Suworow und Polens Untergang, I, S. 377.
[2] Ibid. I, S. 381—382.

der Erniedrigung abschütteln und thätig sein zum Kampfe, und nicht eher das Schwert in die Scheide stecken, als bis das Ziel erreicht sei.

Abdul Hamid hinterließ zwei Söhne, Mustafa und Mahmud, aber sie waren unmündig. Darum bestieg sein Neffe Selim den Thron, welchen der verstorbene Sultan selber in die Geheimnisse der Regierung eingeweiht hatte; seine reichen Anlagen hatte der junge Herrscher durch eifrige Studien ausgebildet.

Suworow.

Suworow wäre gern sogleich auf Constantinopel losgegangen, hätte er größere Streitkräfte unter sich gehabt, aber so standen ihm nur 8000 Mann zur Verfügung. „Mit den Türken," sagte er, „muss man gleich anfangs tüchtig zuwerke gehen und ihnen keine Zeit zur Besinnung lassen." — Im Juli bekam er Gelegenheit zum Handeln. 30.000 Türken rückten über die Donau gegen Fokschani, um die Österreicher unter Koburg anzugreifen. Nach der Verabredung sollten die Heere einander unterstützen, und Koburg sandte um Hilfe. Suworow gab kurzweg die Antwort: „Ich komme"; brach sogleich mit 7000 Mann auf, machte mit ihnen in sechsunddreißig Stunden einen Marsch von zehn starken Meilen und nahm am 28. Juli abends 11 Uhr Stellung auf dem linken Flügel der Österreicher. Koburgs Freude über die rasche Erscheinung der Russen war eben so groß, als vorher seine Sorge vor der überlegenen Macht der Türken. Er sandte um eine Unterredung mit Suworow wegen des Kriegsplanes; es kam aber ablehnende Antwort, denn der russische Feldherr fürchtete Einwendungen gegen seinen verwegenen Entwurf und hoffte den Prinzen durch Überraschung mit fortzureißen. Koburg sandte eine zweite Botschaft, da kam die Antwort: „Der General betet"; er sandte eine dritte Botschaft, es hieß: „Der General schläft". Denselben Abend aber erhielt der Prinz von Suworow noch den Plan:[1]) „Die Truppen haben sich hinlänglich ausgeruht, und wir brechen morgen Früh in drei Colonnen auf, die Kaiserlichen zur Rechten, die Russen links. Man zieht gerade auf den Feind los, ohne sich lange mit Durchsuchung der Gebüsche seitwärts aufzuhalten, damit man bei Zeiten die Putna erreiche, früh übergehen und den Feind angreifen könne. Man sagt, der Ungläubigen wären nur 50.000 und andere 50.000 noch dahinter. Schade, dass sie nicht alle beisammen sind, man hätte sie auf einmal geschlagen; da es aber nicht anders ist, so wollen wir mit diesen anfangen und sie mit Gottes Hilfe auseinanderhauen."

Koburg.

Schlachtplan.

Es war Koburgs guter Genius, der ihn über alle Bedenken und über die Rücksicht, dass er Prinz und der ältere General war, und dass er das Hauptcorps befehligte, wegsehen ließ. Man brach am Montag morgens auf; nach einem Marsche von zwei Tagen stieß man schon auf feindliche Streifpartien und erfuhr, dass die Türken in drei verschiedenen Lagern auseinanderstanden, und beschloss, alle zu überraschen. Am 30. Juli stieß man auf das erste Hauptcorps; nach fünfstündigem Gefechte wurden die Türken in die Flucht geschlagen. In der Nacht des 31. Juli wurden Brücken über den Putnafluss gebaut, der Übergang glücklich bewerkstelligt und alsbald die Schlachtlinie gebildet; die Russen machten in schachbrettförmig aufgestellten sechs Vierecken den linken Flügel aus; die Österreicher in gleicher Aufstellung mit neun Vierecken den rechten Flügel. Die Reiterei kam in dritter Linie. Oberst Karatschai unterhielt die Verbindung zwischen Russen und Österreichern. So gieng es unter den Klängen der Musik voran. Bald wirbelte eine Staubwolke gegen die österreichische Aufstellung und der Erdboden dröhnte

Aufmarsch.

Schlacht bei Fokschani.

Karatschai.

[1]) Smitt, Suworow, I. S. 394.

unter den Hufen der Rosse. 15.000 Reiter stürzten auf die österreichischen Vierecke, vermochten aber keines derselben zu sprengen, ließen dagegen Haufen von Leichen zurück und stürzten sich dann auf die Russen, aber auch da wurden mit sicherem Feuer ganze Reihen niedergestreckt, bis sie auch hier zum Rückzuge sich wandten. Unaufhaltsam, rückte die ganze Schlachtlinie vor gegen Fokschani, durch Gestrüpp und Dornbüsche. Nach zwei Stunden sah man die Verschanzungen, hinter denen die Janitscharen standen. Im Sturmlaufe, um schnell aus dem Bereiche der Geschütze herauszukommen, stürzte die ganze Linie unter dem Rufe: „Mit uns ist Gott!“ auf die türkischen Batterien und die Verschanzungen los und tödtete oder verjagte die Janitscharen. Nur in einem befestigten Kloster hielten sich noch die Feinde; es ward erstürmt, die Janitscharen mussten insgesammt über die Klinge springen.

Freude des Sieges.

Neun Stunden hatte der Kampf gedauert. Der Sieg war vollständig. Russen und Österreicher hatten in Heldenmuth gewetteifert. Jetzt erst sahen sich die Feldherrn, umarmten einander und ihrem Beispiele folgten Officiere und Gemeine. Ein Volk pries die Tapferkeit und Selbstverleugnung des anderen. Als Karatschai dem Suworow vorgestellt wurde, drückte ihn dieser wiederholt an seine Brust und pries ihn als einen echten Helden. Koburg ließ vor dem Kloster einen Teppich ausbreiten und ein leichtes Frühstück auftragen. Es war vier Uhr nachmittags. Jetzt erst entschuldigte sich der russische Feldherr, dass er die Unterredung abgelehnt: „Zusammenkünfte sind unnütz; ich war überzeugt, dass mein Freund Koburg nicht eingewilligt haben würde, nach meinen Ideen zu operieren. Mein Angriffsplan war nicht nach den Regeln der Taktik; wir hätten den ganzen Tag über mit diplomatischen und taktischen Streitigkeiten hingebracht, ich wäre überwiesen worden, aber der Feind hätte unseren Streit entschieden und die Taktiker geschlagen. Statt dessen — Hurrah, mit uns ist Gott!“

Suworow gegen die Taktiker.

Größe des Sieges.

In der That der Sieg war glänzend; der Feind hatte 15.000 Todte; viele Hunderte wurden gefangen; 10 Kanonen, 16 Fahnen, das ganze Lager mit vielen Kriegsvorräthen, Vieh und hunderte mit Kriegsgeräthen beladene Wagen wurden weggenommen. Der Feind befand sich auf wilder Flucht und wurde von leichter Reiterei verfolgt. Die beiden Feldherren dagegen blieben fortan Freunde bis zum Tode.

Joseph II. schickte Suworow mit einem glänzenden Geschenk ein Handschreiben, worin er betonte, der Prinz von Koburg wisse nicht genug seine Geschicklichkeit und Tapferkeit zu rühmen. Koburg erhielt das Großkreuz des Maria Theresia-Ordens. Katharina II. äußerte hocherfreut über den Sieg: „Fokschani wird denen den Mund stopfen, die verbreitet haben, wir wären mit den Österreichern nicht einig.“ Suworow meldete den Sieg mit der Mahnung, angreifend vorzugehen, er stehe für den Erfolg: „Warum mit dem stumpfen Ende schlagen, statt mit dem scharfen?“

Katharina II.

Potemkin setzte sich endlich in Bewegung gegen Bender, das er umschloss. Suworow stellte sich wieder in Verlad auf.

Die Türken.

Die Türken wollten den Schlag wieder gut machen. Ein neuer Großvezir kam mit 100.000 Mann nach Braila. Der Kapudan-Pascha sammelte ein Heer in Ismail und brach gegen Repnin in Bessarabien auf, trat aber bald nach einem unglücklichen Reitergefechte an der Salscha wieder den Rück-

marsch an. Suworow schloss bald aus den Bewegungen ganz richtig, der Marsch des Kapudan-Pascha habe nur die Russen nach Bessarabien ziehen sollen, der Hauptschlag werde gegen Koburg geführt werden.

In der That überschritt der Großvezir mit seiner Armee bei Braila die Donau und bezog ein Lager am Rymnik, vier Stunden von den Kaiserlichen. Koburg bat Suworow um Hilfe. Dieser brach noch in der Nacht vom 7. zum 8. September trotz strömenden Regens auf. Unaufhaltsam gieng es zum Berladflusse, dann nach kurzer Rast gegen den Sereth, doch die Pontons waren nicht da, sondern zwei Meilen weiter oben. Man musste also noch einen Marsch machen, bei dem die Soldaten oft bis an die Knie in den Schlamm sanken. Endlich waren die Brücken geschlagen. Mit dem Morgen klärte sich das Wetter; der Fluss wurde überschritten und die Stimmung fröhlich, die Soldaten fiengen an zu singen. Rasch gieng es nun voran und am 10. December 10 Uhr morgens erschien die Spitze der russischen Heeressäule beim österreichischen Lager und wurde die Meldung Suworows abgegeben: „Ich bin angekommen und, um es den Türken anzuzeigen, denke ich sie in einigen Stunden anzugreifen." Aufmarsch.

Koburg eilte, den russischen Feldherrn aufzusuchen; er fand ihn in seinem Zelte auf frischem Heu ausgestreckt, eine Landkarte vor sich. Den Prinzen sehen, aufspringen, ihn umarmen war bei Suworow eins; er ließ ihm aber keine Zeit, ein höfliches Wort zu reden, sondern riss ihn zu sich auf das Heu, zeigte ihm den Schlachtplan und sagte: „Man muss ohne Zeitverlust angreifen, denn wenn der Großvezir bei Martinesti stehen blieb, so geschah dies aus keiner anderen Ursache, als weil er noch Verstärkung erwartet; dem muss man zuvorkommen und ihn angreifen, ehe er sichs versieht, und durch Überraschung ersetzen, was uns an Truppenzahl abgeht." — Als Koburg das Missverhältnis hervorhob, vier gegen eins, entgegnete Suworow: „Desto besser; je mehr Menschen, desto mehr Verwirrung unter ihnen. Übrigens sind ihrer lange nicht so viel, dass sie uns die Sonne verdunkeln." — Jetzt sprach Koburg vom angestrengten Marsche und von der Gefahr, mit ermüdeten Truppen ein verschanztes Lager anzugreifen. Da brach Suworow ungeduldig kurz ab: „Eben deswegen müssen wir sie sogleich angreifen, um ihnen keine Zeit zu lassen, sich noch stärker zu verschanzen. Übrigens, wenn Sie nicht wollen, so denke ich mit meinen Russen die Türken allein anzugreifen und hoffe sie allein zu schlagen." — Der Prinz konnte jetzt nicht mehr zurück, die Schlacht ward beschlossen. Koburg und Suworow. Schlachtplan. Kühnheit Suworows.

Aber wie den Aufmarsch einrichten? Suworow sprang auf den nächstbesten Kosakengaul und jagte mit einigen Officieren zum Rymnik auf einen erhöhten Ort, kletterte auf einen Baum, um die Stellung der Feinde auszuforschen, und fand, dass sie in vier Lagern seien. Dann suchte und fand er zwei Furten, wo er unbewacht von den Feinden die Truppen über den Fluss führen konnte. Die Türken ahnten nicht die Gefahr, die ihnen am Halse hieng. Als man dem Großvezir meldete, Suworow sei im Begriffe zu den Österreichern zu stoßen, entgegnete er: „Der rechte Suworow ist an seinen Wunden bei Kinburn gestorben, es muss also ein anderer Suworow sein." Kundschaftung

Indes rüsteten sich die Verbündeten auf ihrem Lagerplatze in aller Stille zur Schlacht und brachen erst auf, als die Sonne untergegangen war. Trommelschlag, jedes Geräusch ward auf das strengste verboten. Die Russen, 7000 Mann stark, zogen links, die Österreicher, 18.000 Mann stark, zogen rechts. Im Dunkel ward der Rymnik überschritten; nur das Geschütz hinüber zu bringen machte Mühe. Aufmarsch.

Schlacht an der Rymna. Im Grauen des Morgens ward die Schlachtordnung aufgestellt, wie bei Fokschani. Der Marsch gieng über Wiesen und durch Maisfelder. Die Sonne gieng auf und die Blicke glänzten vor Kampfbegier beim Anblicke des ersten türkischen Lagers. Es ward erklettert, die Türken verjagt und die Kanonen genommen. Jetzt kamen aber Reiter, und darunter viele Schwarze, gegen die Russen herangestürmt, — aber sie vermochten kein Viereck zu brechen, sie sanken unter dem Kreuzfeuer zusammen oder wandten sich zur Flucht. Dann brauste ein Corps von 15.000 Reitern gegen die Österreicher heran, aber diese waren zur Stelle und ihr Kanonenfeuer trieb sie nach zwei Stunden zurück. Das war der erste Theil der Schlacht.

Sofort ward die Front verändert und es gieng gegen das Dorf Bochsa. Eine halbe Stunde nur war den Truppen zur Erholung gegönnt. Die Sonne stand schon hoch am Himmel und eine unheimliche Stille herrschte. Im Dorfe standen 15.000 Janitscharen, Dalglitschen genannt, weil sie nur Säbel und Dolch führten; aber ein zahlreiches Geschütz war neben dem Dorfe und hier war der härteste Strauß auszufechten, denn der Großvezir nahte mit 20.000 frischen Reitern. Suworow hatte beschlossen, das Dorf zu umgehen und von hinten anzugreifen. Die Österreicher hatten also allein den ersten furchtbaren Ansturm der Türken auszuhalten. Es war eine schwere Stunde; immer neue Scharen sprengten heran, doch kein Viereck wurde gesprengt, alle Anfälle wurden abgeschlagen. Bald geriethen die Türken in ein vernichtendes Kreuzfeuer. Indes hatte Suworow mit dem Rufe: „Vorwärts Kinder, die Brust jener Ungläubigen erwartet Eure Bajonnette!“ zum Ansturme auf das türkische Lager getrieben. Zuerst drangen die Reiter, dann das Fußvolk hinein, und ein entsetzliches Gemetzel begann, das mit Sieg. allgemeiner Flucht der Türken endete. Vergebens zeigte der Großvezir den Seinigen in der aufgehobenen Rechten den Koran und suchte sie zum Gefechte zurückzubringen — alles floh wild durcheinander, wie die Thiere bei einem Präriebrand. Er ließ mit zwei Geschützen auf die Fliehenden feuern — vergebens, sie waren nicht zum Stehen zu bringen. Bis zur Rymna verfolgten die Sieger die Flüchtlinge. Dann freute man sich des glänzenden Sieges. Kein Wort vermag ihr Hochgefühl auszudrücken — stumm sanken sich die Feldherren in die Arme.[1])

Siegesfreude.

Am Abend hielt Suworow noch auf dem Schlachtfelde einen Dankgottesdienst. Die Beute war übergroß: 100 Fahnen, 80 Geschütze, ganze Herden Beute. von Ochsen und Schafen, Büffeln und Kameelen, eine Unzahl von Waffen und Zelten; auch das prachtvolle Zelt des Großveziers wurde erobert. — Suworow wurde vom Kaiser in den Grafenstand erhoben, von der Kaiserin erhielt er den Namen Rymnikskij und einen mit Brillanten geschmückten, auf 60.000 Rubel veranschlagten Degen mit der Inschrift: „Dem Sieger über den Großvezir.“ — Koburg erhielt von der Kaiserin einen gleichen Degen wie Suworow.

Schlachtbericht. Kurz ist die Meldung, die Suworow an Potemkin über die Schlacht am Rymnik zuschickte: „Fluss Rymnik, Schlachtfeld, 11. September 1789. Nach einer heftigen, den ganzen Tag dauernden Schlacht ist der Vezir von den verbündeten Truppen geschlagen, 5000 getödtet, einige Hundert gefangen, der Troß genommen worden, viele Kriegsvorräthe und 78 Kanonen hat man schon gezählt. Unser Verlust ist gering. Die Barbaren waren viermal stärker.“ Unter den Belohnungen freute ihn am meisten der Beiname Rymnikskij. Man sieht es aus der Freude seines Herzens in den Briefen an sein Töchterlein,[2]) die merkwürdig sind, weil

[1]) Smitt, Suworow, I, S. 441—413. — „Österr. milit. Zeitschrift“, 1826, I. Heft.
[2]) Smitt, l. c. I, S. 462—466.

sie zeigen, wie dieser Mann, in der Schlacht so schrecklich, in der Familie so zärtlich, und wie bewegt sein Herz war, wenn er an seine Kinder dachte, und wie seine Stimmungen oft rasch sind, wie die Bewegungen einer gestörten Magnetnadel, und welchen feinen Sinn er hatte für die Schönheiten der Natur, und wie reichgebildet der Mann war, den man so oft bei Geschichtschreibern als einen rohen, blutdürstigen Unhold geschildert findet, und wie er fromm war zugleich und mahnte: „Bitte zu Gott, dass wir uns wiedersehen", und wie er ihr seine Gefahren nahelegte mit den Worten: „Wir springen auf kleinen Rößlein herum, spielen mit so großen eisernen Kugeln, dass du sie kaum würdest aufheben können, und mit bleiernen Erbsen. Fliegt dir so eine ins Auge, so schlägt sie dir auch die Stirne entzwei." Selten endet ein Brief, ohne einen Beisatz, wie der: „Sei fromm, sittsam und gesund, und Christus sei mit dir." — Diese Züge muss man anbringen, will man ein getreues Bild von diesem außerordentlichen Manne geben.

Suworows Zärtlichkeit. Briefe. Religiös.

Bei diesen Schlachten erkennt man die Tüchtigkeit des Russen zum Kriege. Die Österreicher verstanden sie zu würdigen. Ein Officier schreibt in jener Zeit: „So vortrefflich unsere Mannschaft ist, so wird sie noch von der russischen in einigen Beziehungen übertroffen, deren Gehorsam, Treue, Entschlossenheit und Tapferkeit kein Maß hat. Dazu kommt noch die äußerst frugale Lebensweise dieser Leute. Es ist unbegreiflich, von welcher und wie geringer Nahrung der russische Soldat lebt, und wie leicht er es verschmerzt, wenn er dieselbe einen ganzen Tag nicht erhält. Das hindert ihn nicht, zwölf bis vierzehn Stunden hindurch in einemfort zu marschieren und sonst alles Ungemach ohne Murren auszuhalten. Am Schlachttage sind sie eleganter gekleidet, als unsere Truppen auf dem Paradeplatze. Aber im Angriffe sind sie wieder ganz Skythen. Sie stehen wie eine Mauer und alles muss vor ihnen fallen. Unsere Husaren haben aber den Vorzug vor ihren Kosaken; diese sind zwar äußerst beherzt, aber greifen nicht in geschlossener Ordnung an, wie unsere Husaren, welche hiedurch leichter den Feind werfen." [1])

Vorzüge der Russen.

Potemkin musste doch auch etwas thun. Er gab sich jetzt Mühe um Bender, eine der stärksten türkischen Festungen, welche von 16.000 Kerntruppen und 300 Geschützen vertheidigt war; wahrscheinlich durch Bestechung gewann er den Pascha, da dieser am 14. November die Festung, trotzdem die Besatzung auf das äußerste sich vertheidigen wollte, ergab „rein aus Mitleid für die Weiber und Kinder", um welche sich doch türkische Befehlshaber sonst wenig kümmern; der Pascha wagte auch nicht, nach Constantinopel zurückzukehren, sondern blieb in Russland.

Potemkin. Bender.

Die Nachrichten von den Siegen zu Fokschani und an der Rymna wirkten erhebend auf die österreichische Armee: [2]) sie wollte nicht zurückstehen hinter den Siegern in jenen glänzenden Schlachten. An ihrer Spitze stand jetzt der Mann des allgemeinen Vertrauens, Laudon, der „Soldatenvater", der im Juli 1789 Berbir erobert und den nach Haddiks Erkrankung der Kaiser an die Spitze der ganzen Armee gestellt hatte. Belgrad, das 1717 der unsterbliche Eugen erobert hatte, Belgrad, das im schmachvollen Frieden

Laudon.

[1]) Smitt, l. c. I, S. 443—444.

[2]) Die Schlachtpläne von Fokschani und Martinesti finden sich im ersten Band der von Schels herausgegebenen „Österreichischen Militärischen Zeitschrift" des Jahres 1826.

von 1739 den Türken zurückgegeben worden war, erschien Laudon[1]) schon beim Beginne dieses Krieges als das würdigste Ziel für das österreichische Heer — jetzt sollte es das letzte Blatt im Kranze seiner Siege bilden. —

Laudon erobert 1789 Belgrad.

Als die Türken auch 1789 die Greuel im Banat wiederholen wollten und am 11. August 10.000 Mann das Schupaneker Thal überschwemmten,
Mehadia. um gegen Mehadia vorzudringen, warf sie Clairfayt nach heldenmüthigem Kampfe zurück. Die Türken ließen 1200 Todte, 12 Kanonen, 19 Fahnen und eine ansehnliche Beute in den Händen der Sieger und ihr Erfolg er-
Belgrad. leichterte die Belagerung von Belgrad. Vor dieser Stadt ließ Laudon ein Siegesfest abhalten, um die ganze Armee zu begeistern, denn über das Gesammtheer hatte er endlich den Oberbefehl erhalten,[2]) und nach seiner Ansicht wurde die Wucht des Krieges zunächst auf Belgrad verlegt. Ein großer Erfolg sollte das Zustandekommen des Friedens erleichtern.

„Sein Ansehen", schrieb der kranke Kaiser[3]) an den Feldmarschall, „und jenes der ganzen Armee würde verkleinert, die Feinde des Staates ordentlich gereizt, ihn anzugreifen und seine Freunde von ihm abwendig gemacht, ohne zu rechnen, dass keine Hoffnung zum Frieden dadurch erzielt, so viele Menschen durch Krankheiten nur aufgerieben, Millionen verworfen und die Monarchie, sowohl in ihrem äußerlichen Ansehen, als an innerlichen Kräften herabgesetzt worden wäre."

Laudon. Das Commando war diesmal an den rechten Mann gekommen. Rasch und sicher wurden alle Anordnungen getroffen, nachdem am 23. August der Waffenstillstand für das Gebiet an der Save gekündet war.[4])

Erz-
herzog
Franz. Bei keinem besseren Meister konnte der junge Erzherzog Franz die Schule des Krieges durchmachen: von seiner Hand fiel der erste Kanonenschuss auf die

[1]) „Belgrad hätte schon im April eingenommen werden sollen" — schrieb Laudon 1788 seinem Freunde Haddik, als er mit tiefstem Schmerze die schlimmen Nachrichten vom Heere erhielt. Als ein Freund damals über das bekümmerte Wesen Laudons seine Sorge äußerte, sagte die Gattin: „Sehen Sie, so macht er mir es alle Tage — immerfort sinnt, seufzt und trauert er, und ich kann ihn auf keine Art trösten. Ich bin ein recht geschlagenes Weib." — Janko, Laudon, S. 400.

[2]) Seine frühere Geschichte findet sich Bd. XII, S. 300–303, 328–332, 361 bis 362, 398–399 dieses Werkes. Als Laudon 1788 dem Kaiser seine Dienste antrug, klopfte ihm dieser freundlich auf die Schultern: „Mein lieber Laudon, Sie haben schon das Ihrige gethan. Sie sind schon gebrechlich, genießen Sie lieber Ihre Tage in Ruhe." — Es war schmerzlich für Laudon, dass Österreich im Kriege und er nicht auch dabei war, und darum sagte er zu einem Freunde, der sich beschwerte, dass er die türkische Grenze kenne und nicht verwendet werde: „Was wollen Sie, ich muss auch zu Hause sitzen. Lernen Sie von mir Geduld haben."

[3]) Janko, Laudon, S. 429.

[4]) Die Einzelheiten der Belagerung im zweiten Bande von „Laudons Leben und Thaten", Wien 1790, und in dem schon früher genannten Werke von Janko, Laudons Leben. Nach Originalacten des k. k. Haus-, Hof-, Staats- und Kriegsarchivs, Correspondenzen und Quellen. Wien 1869. S. 421—476.

stolze Festung. Schon am 13. September wurden die feindlichen Vorposten bis an die Stadt zurückgeworfen. Am 18. wurde die erste Parallele gegen die Vorstädte Belgrads eröffnet. Am 30. war die Beschießung riesig. Der hier schon öfter als Zeuge vorgeführte Fürst von Ligne, welcher die Donauflottille befehligte, schreibt 18. October aus Belgrad an den Grafen Ségur:[1] „Jetzt sind wir drinnen, in diesem Walle des Ostens, dessen Thore wir aber nicht mit Rosen eröffneten, wie Aurora, sondern mit Fingern von Feuer. Die Kühnheit und Geschicklichkeit des Überganges über die Save, die Raschheit des Marsches und des Eindringens in die Linien des Prinzen Eugen, die Kühnheit oder die Verwegenheit der Recognoscierung bis zu den Palliſaden, ist die Arbeit von vierzehn Tagen und wahrhaft würdig der schönsten Zeiten des Feldmarschalls Laudon. Er hob uns das Haupt hoch und senkte das der Türken tief.[2] Ich machte nur ihre Kanonen unbrauchbar. Er hat Belgrad angegriffen auf der rechten Seite der Save, und ich auf der linken, wo ich der Adler dieses Jupiter war, dessen Blitz ich trug. Die Einnahme der Festung war gesichert durch die Eroberung der Stadt, die man der glänzendsten, erleuchtetsten und thatkräftigsten Tapferkeit des Grafen Browne verdankt. Ich machte während dieses stolzen und kraftvollen Unternehmens eine Seitenbewegung mit meiner Flotte auf der Donau und, um den Verlust einiger Tage und vieler Leute beim Angriffe des gedeckten Weges zu ersetzen, verdoppelte ich hierauf das Feuer meiner Batterien und legte eine neue an auf einer Insel, 150 Toisen von der Festung, welche alsbald capitulierte. Als Militär sah ich mit großer Freude, als Philosoph mit großem Schmerze 2000 Bomben in die Luft steigen, die ich auf diese armen Ungläubigen abschoss. Ich hörte den Schrei ihres Schreckens, denn die Wehklage der Verwundeten wurde durch das Feuer und den Tod erstickt.“ Also der Fürst von Ligne, der nach Laudons eigenem Geständnisse sich vor Belgrad durch Umsicht und Kühnheit das Commandeurkreuz des Maria-Theresia-Ordens verdiente. Seine Kanonade theilte die Aufmerksamkeit des Feindes.

De Ligne. Die Flotille. Browne.

Des Feuer auf Belgrad war in der That schrecklich, es glich nach der Schilderung eines Zeitgenossen einem Wirbel, kein Schuss konnte mehr von dem andern unterschieden werden. Schon am 5. October waren alle Kanonen der Festung demontiert, und schon am 6. bat der Pascha um fünfzehn Tage Waffenstillstand, um in dieser Zeit die Stimmen seines Volkes wegen der Übergabe zu sammeln. „Nicht fünfzehn Stunden“, sagte Laudon, — er war ernst im Schrecklichen. Der Commandant warte umsonst auf Entsatz; sechs Stunden wolle er ihm Bedenkzeit geben, um den menschenfreundlichen Gesinnungen seines Monarchen zu entsprechen. Nach diesen sechs Stunden solle er freien Abzug erhalten; wenn aber nicht, so sei alles den Soldaten preisgegeben. Laudon schloss aus dem, was er bisher bemerkte, dass noch ein starkes Artilleriefeuer nöthig sei, um denen, die in der Stadt für Übergabe waren, das Übergewicht zu verschaffen, und ein hölliſches Feuer begann, unter dem die Thürme zusammenstürzten, die Häuser in Brand aufloderten, und die Brustwehren in unregelmäßige Erdhaufen verwandelt wurden. Laudon schickte noch eine Forderung, dass man sich ergebe, sonst beginne der Sturm. Schon sollte das Feuer wieder beginnen, als drei vornehme Türken erschienen und den Vertrag der Übergabe rasch abschlossen.

Kanonade.

---

[1]) Mémoires du prince de Ligne, I, p. 224.

[2]) Unübersetzbar ist de Lignes Wortspiel: „Il nous montait la tête et démontait celle des Turcs: je ne démontais que leurs canons.“

Vertrag der Übergabe.

In der Urkunde[1]) erklärte Osman-Pascha, dass durch göttliches Verhängnis die Übergabe der Festung Belgrad von Ewigkeit her einmal beschlossen sei, er sie darum übergebe, und dass alles großherrliche Eigenthum und alle Festungswerke über und unter der Erde dem Sieger gehörten. Laudon aber gewährte in Hinsicht der Gnade und Menschenfreundlichkeit des Kaisers der Garnison ehrenhaften und freien Abzug mit ihren Familien und Habseligkeiten, sie solle nach Orsowa unter hinlänglicher Bedeckung geschafft werden. Christliche Unterthanen, die freiwillig mit ihnen abziehen, sollen nicht gehindert werden. Die serbischen christlichen Unterthanen, die das mohammedanische Glaubensbekenntnis abgelegt haben, sollen nicht zurückgefordert werden. Laudon setzte noch bei: „An Christen, die zum Mohammedanismus übergetreten sind, ist als schlechtem Pack ohnehin nichts gelegen." Laudon stellte dem Osman-Pascha noch das Zeugnis aus, dass er den Platz, so lange es möglich war, wie ein rechtschaffener Mann vertheidigt habe.

Der Vertrag wurde abgeschlossen am 8. October 1789 und von Laudon treu gehalten. Es zogen im ganzen ab 25.000 Menschen.[2]) Die Kriegsvorräthe, die man fand, waren groß, darunter allein 351 Kanonen, so dass Laudon den Pascha fragen konnte, wie er bei so großen Kriegsvorräthen sich entschließen mochte, die Festung so bald zu übergeben. Osman antwortete: „Verzeihe, dein Name war meinen Leuten zu schreckbar, dein Feuer zerschmetterte die Felsen, die Kugeln deiner Kanonen flogen den Bewohnern auf der Straße nach, ich musste ihrem wüthenden Zudringen und ihrer Verzweiflung nachgeben." Laudon hieß bei den Türken „der deutsche Teufel" und sie meinten, er müsse bei Allah besonders beliebt sein, da er eine Festung nach der andern wegnehme. Laudon lud den Osman-Pascha mit dreißig seiner vornehmsten Officiere zur Tafel. Beim Abschiede drang der Türke ihm einen prachtvollen Schimmel mit kostbarem Reitzeuge als Andenken auf, das der Sieger lange sich anzunehmen weigerte. — Der Kaiser hatte Laudon aufgetragen, weder Pulver noch Kugeln zu schonen, wenn nur das Blut seiner braven Krieger geschont werde. Laudon war diesem Wunsche aufs beste nachgekommen.

Beute.

Verluste der Österreicher.

Die Österreicher hatten vom Übergange über die Save bis zur Übergabe Belgrads am 9. October nur einen geringen Verlust, 300 Todte, darunter 11 Officiere, und 760 Verwundete, darunter 28 Officiere. Kaum war der fürchterliche Kampf abgeschlossen, so zeigte sich wieder die Gutmüthigkeit der österreichischen Soldaten. Der Fürst von Ligne schreibt an Ségur aus Belgrad am 18. October:[3])

Verkehr nach der Übergabe

„Welcher Stoff zum Nachdenken! Kaum war das Wort Übergabe ausgesprochen, als schon 10.000 Besiegte mit eben so vielen Siegern freundlich verkehrten. Die Wildheit wich der Güte, die Wuth dem Mitleide, die Kriegslist der Treue und Redlichkeit, die Erbitterung dem Wohlwollen. Man trank Kaffee, man verkaufte und kaufte. Der Türke, der als Kaufmann immer ehrlich ist, bestimmte einen Preis, holte seine kostbaren Sachen aus dem Verstecke in den Casematten, gieng seinen Geschäften nach und bekam, ohne dass er drängte, sein Geld, wenn er zufällig dem Käufer wieder begegnete. Philosophen, ohne sich dafür zu halten, rauchten die reichen Besitzer auf den Trümmern ihres Glückes und ihrer Habe. Osman-Pascha, der einfältige Gouverneur von Belgrad, rauchte mitten in seinem Hofe, wo ihn seine Officiere ehrerbietig umstanden, wie wenn er noch Befehlshaber wäre und wie wenn er sich nicht darauf gefasst machen müsste, einem Kapidschi-Baschi zu begegnen, der ihm im Namen des Sultans Selim das ab-

[1]) Janko, l. c. S. 459—462.
[2]) Ibid. S. 463.
[3]) Mémoires et Mélanges historiques, I, p. 425.

verlangt, was er nicht mehr hatte, den Kopf, denn er hatte ihn schon verloren bei unserem ersten Kanonenschusse. Die Schönheit und Mannigfaltigkeit der grellen Farben der Janitscharen, unsere Grenadiermützen und ihre Turbane, unsere Besatzung, die Spahis, die, obschon geschlagen, doch nicht niedergeschlagen waren; ihre funkelnden Waffen, ihre Rosse, stolz wie sie, ihre sichere und trotz des Unglücks niemals gedrückte Miene, die Ufer der Donau und der Save mit diesen malerischen Figuren und Gestalten belebt, waren eine Weide für die Augen und für die Seele."

Jubel in Wien.

Klebeck, ein Neffe Laudons, brachte am 12. October, begleitet von sechs Postofficieren und vierundzwanzig blasenden Postillonen die Nachricht von der Eroberung Belgrads nach Wien. Schnell verbreitete sich die Kunde unter dem Volke, das von einem Freudentaumel ergriffen schien. Drei Tage stand alle Arbeit still und ergab man sich den Ergießungen der Fröhlichkeit umsomehr, als der klägliche Gang des Krieges im vorigen Jahre die Gemüther niedergedrückt hatte. — Am 14. October wurde die Siegesfeier im Stephansdome gehalten, welcher der Kaiser mit dem Hofe beiwohnte. Das Tedeum zeigte Kanonendonner der Umgebung Wiens an. Bier und Wein floss aus den Brunnen, Geld wurde unter das Volk geworfen. Der Eintritt ins Schauspiel war frei. Abends strahlte die Stadt in unzähligen Lichtern. Die Studenten brachten in der Burg dem Kaiser ein Ständchen, dann der Gattin Laudons, dessen Name mit Segenswünschen von allen Lippen tönte. Aber auch in allen Städten und Dörfern war Siegesfeier. Das Volk schien wie freudetrunken, jeder stolz darauf, ein Österreicher zu sein. Die Tapferen, die den Sieg errungen, wurden nicht vergessen. Patriotische Gaben strömten von allen Seiten der Armee zu. Die Bürger von Ofen allein sandten ihr 1140 Eimer des besten Weines.

Siegesfeier.

Wer aber hatte mehr Grund, sich zu freuen, als der Kaiser! Die Einnahme Belgrads schien wie eine Rechtfertigung seiner orientalischen Politik. Er schrieb seinen Dank dem Feldmarschalle in edlen Worten: der von ihm dem Staate und zum Ruhme der Waffen geleistete Dienst übersteige alle nur möglichen Wünsche und kröne vollkommen seine so ehrenvolle kriegerische Laufbahn. Zugleich sandte er ihm aus dem Familienschatze den großen, ganz aus Brillanten bestehenden Stern des Theresia-Ordens, den nach den Statuten der Großmeister allein tragen durfte. Aber auch gegen andere zeigte der Kaiser sich dankbar. Rouvroy, Feldzeugmeister, wäre Großkreuz des Maria-Theresia-Ordens geworden wegen seiner Verdienste bei dieser Belagerung, wäre er nicht aus dem Leben geschieden. Der Kaiser wies der Witwe nun die Ordenspension an, wie wenn der Verewigte in der Classe gestorben wäre, in welche ihn die Dankbarkeit des Monarchen versetzt hätte. Der Fürst von Ligne wurde Großkreuz des Maria-Theresia-Ordens; er gesteht aber, Laudons Wesen, „der im Kriege mehr einem Gotte als einem Menschen ähnle", habe ihn zu seinem Feuereifer entflammt.

Josephs Dank an Laudon.

Prinz von Ligne.

Die Einnahme Belgrads hatte wichtige Folgen. Der Schlotter fuhr den Türken in den Leib. Man musste jetzt gestehen, die Österreicher verständen wieder den Krieg gegen die Türken. Am 13. October ergab sich Semendria, Abdi-Pascha floh mit 10.000 Mann eilig nach Nissa. Der Kaiser wünschte, dass Orsowa in diesem Jahre noch genommen werde. Laudon erschien daselbst am 31. October mit dem Erzherzoge Franz, welcher den Plan zur Belagerung dieses wichtigen Platzes entwarf, dem Laudon nur wenige Verbesserungen beizufügen hatte. Die Festung, die auf einer schwer zugänglichen Insel liegt, wurde vom Allyonberg bedrängt. Das nahe Kladowa mit bedeutenden Vorräthen

Semendria.

Orsowa.

wurde zur Übergabe gezwungen. Nun kam der ganze Bezirk bis an den Timok mit 150 Marktflecken in den Besitz der Österreicher. Am 9. November flohen die Türken aus Krajowa gegen Widdin und Nikopolis. Am 10. zog bekanntlich Koburg in Bukarest ein und empfieng am 11. den Eid der Treue von den Bojaren.

Maria Theresia-Orden.

Am 3. December hielt Laudon in Belgrad ein Capitel des Maria-Theresia-Ordens ab. Dem Kaiser hat er den Erzherzog Franz vorgeschlagen, weil er nicht bloß die Tapferkeit bewiesen, zu der ihn seine Geburt an und für sich schon verpflichte, sondern weil er auch Gefahren gesucht und sie immer mit heiterem und fröhlichem Gesichte bestanden, die Soldaten durch Beispiel und Worte ermuntert habe. Der Kaiser jedoch in Ahnung seines baldigen Todes gab den melancholischen Bescheid, dass der Erzherzog schon durch seine Stellung in Bälde das Maria-Theresia-Ordenskreuz haben werde. Die Heere bezogen die Winterquartiere. Wallis übernahm das Commando in Belgrad.

Erzherzog Franz.

Laudon trat am 14. December die Rückreise nach Wien an. Sie war ein wahrer Triumphzug und die Bevölkerung zeigte mit einer Innigkeit, die ihn oft zu Thränen rührte, ihr stürmisches Entzücken, den Helden zu sehen. Die Männer giengen ihm in Waffen entgegen. Die Frauen zeigten ihn den Kindern. Die Städte wetteiferten, ihm ihre Liebe zu zeigen; die Bauern rissen sich darum, den Sieger zu führen. Freude auf jedem Antlitze, jubelnder Zuruf und Segenswünsche von allen Lippen. In Pest war die ganze Bürgerschaft in Waffen ausgerückt. „Warum machen Sie sich solche Ungelegenheiten?“ redete Laudon den Stadtrichter an. — „Das Volk thut es nicht anders“, antwortete dieser; „es frohlockt noch immer über den glorreichen Feldzug, es verdankt Ihnen die Sicherheit seines Eigenthums gegen die Türken. Gott lohne es Ihnen, das ist unser Gebet, und wird das Gebet unserer Kinder und Enkel sein.“ Laudon dankte der Bürgerschaft, aber es war dem bescheidenen Manne zu viel. Er fuhr in der Stille der Nacht um Wien herum auf sein Gut Hadersdorf. Es war hier bei seiner Bescheidenheit nicht nöthig, wie bei den alten Triumphatoren, dass ihm ein Sclave zurief: „Gedenke, dass du ein Mensch bist!“ Er verbat sich alles festliche Gepränge, als er am 25. December nach der Burg fuhr, wo ihn der Kaiser mit dem Rufe empfieng: „Willkommen, Eroberer Belgrads.“ Joseph konnte ihm aber nicht mehr entgegengehen, er wurde ihm entgegengeführt. Laudon begann zu weinen, als er den Kaiser so schwach sah; er hat beim Kaiser die Stiftung einer goldenen und silbernen Tapferkeits-Medaille vom Feldwebel abwärts erlangt, in der richtigen Ansicht, dass ein dauerndes Erinnerungszeichen den Tapfern in viel edlerer Stimmung erhalte, als ein augenblickliches Geldgeschenk, und dass sein Anblick die anderen viel mehr sporne, gleichfalls diesen Schmuck zu verdienen. Diese gute Einrichtung besteht heute noch.

Laudons Heimkehr.

Pest.

Laudon beim Kaiser.

Mit Joseph II. gieng es sichtlich zu Ende. Wir haben ein Zeugnis von Ségur,[1]) der damals auf der Rückkehr von Petersburg einige Tage in Wien verweilte und längere Zeit beim Kaiser war. Joseph klagte, dass die Quadrupel-Allianz nicht zustande gekommen sei, welche viel Unglück verhütet hätte. „Ihr Minister haben den Krieg gefürchtet; wäre sie zustande gekommen, so hätten Ihre Parlamente dem Könige das Geld nicht versagen können und die französische Hitze hätte sich im Kriege ausgetobt. Übrigens, wer konnte das voraussehen, was seitdem gekommen ist! Ein allgemeiner Wahnsinn scheint die Völker ergriffen zu

Ségur beim Kaiser.

[1]) Ségur, Mémoires, III, p. 554—555.

haben. Die Brabanter zum Beispiel empören sich, weil ich ihnen das geben wollte, was Ihre Nation mit großem Geschrei verlangt." — Darauf schwieg er lange, wie in düsteres Nachdenken versunken. Ségur fragte, ob er ihm nicht einen Brief an die Königin, seine Schwester, mitgeben wolle, die gegenwärtig in einer sehr ernsten Lage im Parteigetriebe sei, von welchem er nicht berührt sei und ihr darum einige heilsame Rathschläge ertheilen könne. „Sie kommen aus Russland", entgegnete der Kaiser, „und kennen die Aufregung und Unordnung nicht, die Sie in Ihrer Heimat finden werden. Überall hat sich das Volk bewaffnet. Die einen fürchten sich vor Räubern, und die andern plündern Schlösser. Eine Polizei gibt es nicht mehr, weil jeder nach seiner Laune für die Sicherheit sorgen will. Beim geringsten Verdachte wird ein Reisender angehalten; es kann Ihnen auch geschehen, und fände man bei Ihnen einen Brief von mir, so wüsste ich nicht, was Ihnen alles zustoßen könnte." — Als Ségur erwiderte, so möge ihm der Kaiser wenigstens mündlich einige nützliche Rathschläge für den König und die Königin mitgeben, da sagte ihm der Kaiser etwas schroff: „Welche Rathschläge soll ich ihnen geben, wenn ich sie von Leuten umgeben sehe, die ihnen einreden, dass man mit einem Regimente oder mit einer Compagnie Leibgarde, mit einigen Lebehochs und Cocarden, die man bei einem Gastmahle aufsteckt, eine Revolution aufhalten und erlöschen könne? Ich beklage sie, aber ich könnte ihnen aus so weiter Ferne kein anderes Mittel angeben, um sich aus einem Fehltritte herauszuziehen, als viel Klugheit und Festigkeit. Haben sie solche, so lässt sich vielleicht alles noch in Ordnung bringen; haben sie diese nicht, so kann ich ihnen weiter keinen Rath geben."

Der Kaiser über die Revolution.

Die Staaten im Norden.

Schweden. Gustav III.

Plötzlich mengte sich in die russisch-österreichisch-türkische Frage eine Macht, die früher öfter die Ruhe Europas erschüttert und durch glänzende Siege die Welt in Erstaunen gesetzt, die aber seit fünfzig Jahren nur Niederlagen und Demüthigungen erlitten hatte und in dem Rathe der Völker wenig mehr beachtet wurde — es ist Schweden. Sein junger König, Gustav III., glühte vor Ehrgeiz, es wieder in die Reihe der Großmächte einzuführen, und sein eigenes Haupt dabei mit dem Lorbeer des Sieges zu schmücken. Ein Geistesverwandter Friedrichs II. und Josephs II., stand er diesen beiden wenig an Befähigung nach, wohl aber an Ausdauer, an Selbstaufopferung. Nach großen Zielen strebte er übrigens wie beide, nur waren seine Mittel nicht immer im Verhältnisse zu seinen Zwecken.

Gustav III. hatte die Blicke Europas schon auf sich gelenkt durch die schlaue, kühne und rasche Art, mit der er 1772 die verderbliche Adelsherrschaft in Schweden niederwarf. In Schweden finden wir nämlich öfter einen Umschlag von unbedingter Königsherrschaft zu der Schwäche der Krone und dem Drucke einer übermüthigen Aristokratie. Dieses Schwanken zeigt, dass eine der Grundsäulen, welche die Ruhe, die Kraft und den Glanz anderer Staaten tragen, in Schweden fehlt, nämlich eine hohe Aristokratie, die vermittelt. Schweden besaß einst eine solche in den Nachkommen der alten Gaukönige, in den Bischöfen einer reichen Kirche. Die Macht der Bischöfe hat jedoch die Reformation gebrochen; Gustav Wasa hat den größten Theil des Kirchengutes der Krone zuzuwenden gewusst. Aber noch war eine weltliche Aristokratie da, welche Gustav Adolf und seiner Tochter Christina die großen Feldherren stellte und die sich im dreißigjährigen Kriege bereicherte, an die auch die Krone in der Noth ihre Domänen abtreten musste, so dass sie zu einem riesigen Grundbesitze gelangte, der selbst der Krone gefährlich wurde. Karl XI. verstand es jedoch, der alten Aristokratie diesen Reichthum wieder abzujagen. Damit brach er aber auch die Macht des Adels vollständig.

Umschlag in Gegensätze.

Der hohe Adel gebrochen.

In Gustavs III. nachgelassenen Papieren finden sich auch Betrachtungen über die frühere schwedische Geschichte und darin macht er über Karl XI. eine vortreffliche Bemerkung:[1] „Dieser mit großen Eigenschaften begabte Fürst besaß weder die Milde, noch den Edelmuth seines Vaters. Er hinterließ freilich nach seinem Tode einen ungeheuern Schatz, aber der Adel war arm und das Volk war arm. Dieser tapfere Adel, welcher unter seinen Vorgängern für sich allein so viel zu Schwedens glänzenden Fortschritten beigetragen, hatte, man muss es gestehen, die Krone ihrer schönsten Domänen beraubt, aber er hatte auch Provinzen erworben um den Preis seines Blutes. Es war recht und billig, dass der Staat sein Eigenthum zurücknahm, aber man überschritt die Grenzen des Rechtes und der Billigkeit und entzog dem Adel auch dessen eigene Güter. Diese verhasste Ungerechtigkeit wurde in ihren Folgen dem Staate verderblicher als Pultawa[2] und Tönningen."

Karl XI. (1660 bis 1697) und der Adel.

Die Krone war jetzt die einzige Macht im Staate. Diese Macht trug jedoch den Keim ihres Verderbens schon in ihrer Schrankenlosigkeit. Karl XI. verlieh, um den alten Adel herabzusetzen, einer Menge von Günstlingen den Adelstitel und schuf so einen niedern Adel, der aber ehrgeizig rang nach der Macht des alten und dem die Stellung des englischen Parlamentes als ein Ziel für Schweden vorschwebte.[3] Über die Domänen-Einziehung und das Ende Karls XI. sagt schon der scharfblickende Saint-Simon: „Er verlegte sich mit zu großem Erfolge auf die gründliche Vernichtung des alten großen Adels, an dessen Stelle er Habenichtse stellte. Die dunkle und grausame Art der langen Krankheit, an welcher er starb, lässt zweifeln, ob er der rächenden Hand Gottes erlag oder dem Gifte." — Sein tollkühner Sohn und Nachfolger, Karl XII., vergeudete für die Pläne seines Ehrgeizes Schwedens Blut und Vermögen. Das Land hatte nichts davon als den Ruhm seiner Siege, aber seit Pultawa gieng auch dieser verloren.

Übermacht der Krone.

Karl XII. (1697 bis 1718).

Indes hatten sich die Elemente eines Umschlages im Lande gesammelt und es fragt sich, ob Karl XII. durch eine feindliche Kugel vor Christiania sein Leben verlor oder durch die Rachgier des schwedischen Adels.

Dieser Adel benützte jetzt die Gelegenheit, die königliche Macht zu brechen und eine Adelsherrschaft an die Stelle einer unbedingten Königsherrschaft (Envaelde) zu setzen.

War unter Karl XI. eine Stelle aus dem Buche Josua 1. 18 die Rechtfertigung für die Alleinherrschaft: „Wer deinem Munde ungehorsam ist und nicht gehorcht deinen Worten in allem, was du uns gebietest, der soll sterben" — so kam jetzt die Herrschaft der „höchstmachthabenden Stände" und die Theorie:[4] so lange die Stände versammelt wären, käme die Beschlussfassung ihnen, den Ständen, als den höchsten Machthabenden zu; dem Könige stehe nur zu, mit dem Rathe des Rathes zu regieren; der Reichsrath sei nur der Bevollmächtigte der

Umschlag.

Die Stände.

[1] Des Königs Gustav III. nachgelassene und fünfzig Jahre nach seinem Tode geöffnete Papiere. Herausgegeben von C. G. Geijer. I. Theil, S 19.

[2] Vergl Bd. XI, S. 24 dieses Werkes.

[3] Geffroy, Gustave III et la cour de France suivi d'une étude critique sur Marie Antoinette et Louis XVI apocryphes. Paris 1867. Deuxième édition. I, p. 4—5.

[4] Ernst Herrmann, Gustav III. und die politischen Parteien im achtzehnten Jahrhundert. Erste Abtheilung: Schweden in der sogenannten Freiheitszeit. In Raumers „Historischem Taschenbuche", 1856, S. 375 — großentheils Auszug aus Gustavs Papieren.

dass dieser oder jener Beschluss gefasst wurde. So wurde alles käuflich und der Vorschlag zu jeder Stelle ein Handel. Alles ward vom Parteigeiste getrübt. Man nannte diese Zeit die Zeit der Freiheit, es war aber eine Zeit der schmutzigsten Bestechung, der Verwirrung, der Zuchtlosigkeit. Dieser Krankheitszustand des ganzes Volkes dauerte von 1720 bis 1772.

Zeit der Freiheit.

Das Ausland herrscht in Schweden.

Frankreich.

Die Parteien in Schweden standen im Solde des Auslandes. England, Russland ließen sich große Summen kosten, insbesondere aber Frankreich, mit welchem Schweden früh schon in Verbindung stand — war doch Gustav Wasa der Verbündete Franz' I. gegen Karl V., stand doch Gustav Adolf im Solde Richelieus durch den Vertrag von Bärwalde gegen Kaiser Ferdinand II. Die Summen, welche Schweden nach und nach aus Frankreich bezog, sind riesig. In jedem Jahrzehnte wurde ein neuer Subsidienvertrag geschlossen, wie man aus der „Geschichte der französischen Diplomatie" ersehen kann.[1] So verpflichtete sich im Jahre 1747 die französische Regierung, der schwedischen jährlich 1,800.000 Gulden zu zahlen. Dazu kamen 1751 noch 900.000 Livres und dann bis 1758 jedes Jahr 500.000 Livres zu Vertheidigungs-Anstalten in Finnland. Die Anhänger Frankreichs hießen „die Hüte"[2] von der französischen Tracht, die sie liebten, die Anhänger Russlands „die Mützen".[3] Das Parteiinteresse überwog die Rücksicht auf das Vaterland. Anfangs leitete Arwid Horn, ein stolzer Edelmann aus alter Familie, durch seinen Anhang den Staat. Er suchte den Frieden zu erhalten und die Schäden des Krieges zu heilen. Handel und Schiffahrt hoben sich auch wieder und Ausgaben und Einnahmen kamen einigermaßen in das Gleichgewicht, aber bald stand ihm in Gyllenborg ein Haupt des neuen Adels gegenüber.

Hüte und Mützen.

Horn.

Gyllenborg.

Es war das Unglück Schwedens, dass 1719 die fünfzehnhundert Familien des niederen Adels gleichviel Rechte erhielten, wie die zweihundert Familien des alten, mit anderen Worten, dass der Beschluss zustande kam, der Adel bilde einen Stand, eine ungetheilte Körperschaft; denn so begann eine Adelsdemokratie wie in Polen, bettelstolz und bettelarm, der Fluch des Landes.

Adelsdemokratie.

Gustav III. hat als Kronprinz aufmerksam den Gang der Verfassung in seinem Tagebuche beschrieben,[4] und sagt mit vollem Recht, alle Unordnung rühre daher, dass Schweden aus einer Monarchie zuerst eine Aristokratie und dann aus einer Aristokratie eine Adelsdemokratie geworden sei; nach dieser Veränderung existierten weder Freiheit mehr, noch Sicherheit. Die am Ruder stehende Partei verfolgte nämlich jeden Versuch, ihre Macht zu brechen, mit unerbittlicher Härte, mit Verurtheilungen zum Tode und zur Verbannung. Gustav III. bemerkt ferner richtig, der König befände sich außerstand, zum Glücke des Volkes beizutragen. Die Rathsherren befänden sich zufolge ihres Platzes selber allzeit im Gegensatze zu ihrem Könige, allzeit dem

Gustavs III. Kritik der Verfassung.

---

[1] Vergl. Flassan, Hist. de la diplomatie française, insbesondere Bd. V.
[2] Chapeaux — Bonnets.
[3] Vergl. Bd. XI, S. 714 dieses Werkes.
[4] Geijer, l. c. I, S. 73.

Übel ausgesetzt, der Missgunst und Eifersucht bei den Mitgliedern der Stände zu unterliegen, und die Stände wären allzu zahlreich, um anders als getheilt zu sein, und vermöchten niemals nützliche Beschlüsse zu fassen, weil sie stets damit beschäftigt seien, anzugreifen oder zu vertheidigen. Die ganze Geschichte des schwedischen Volkes von 1720 bis 1772 beweist die Richtigkeit dieser Sätze.

Besserung der Verfassung.

Der Kronprinz gibt in seinem Tagebuche auch an, welches die Grundsätze eines gesunden Staatslebens seien. *Zwei Gewalten machen eine jede Regierung aus, die gesetzgebende und die vollziehende. Der Nation komme es zu, die Gesetze zu machen, dem Könige, sie zu vollziehen. Der König regiere nach den Gesetzen des Reiches, und der Reichsrath sei dem Könige und den Ständen für seine Rathschläge verantwortlich. Die Stände dürfen sich nie weigern, auf des Königs Ruf sich zu versammeln; sie bewilligen die Steuern und berathschlagen über die allgemeinen Angelegenheiten. Die Kriegsmacht und die auswärtigen Angelegenheiten stehen dem Könige zu, Gnaden zu erweisen, sei seine Sache allein.*[1]) Damit zeichnete der Kronprinz die Gebrechen Schwedens haarscharf. Aber wie sollte geholfen werden? Die Misswirtschaft war allerdings in die Augen fallend, aber jedem, der gegen sie auftrat, drohte das Blutgerüst. Bei Bessern und Tieferblickenden regte sich hin und wieder der Gedanke, dass nur durch einen kräftigen König Schweden wieder geheilt werden könne, und im Jahre 1748 arbeitete auch der französische Gesandte *Havrincourt* mit seinen Anhängern in diesem Sinne. Aber König *Friedrich* war so schlaff, dass er sich sogar gefallen ließ, dass man mit einem *Stempel* seinen Namen auf Erlasse der Regierung druckte, wenn er aus Gemächlichkeit, Kränklichkeit oder Gleichgiltigkeit nicht unterschrieb. Auch sein Nachfolger musste sich den Beschluss der Stände gefallen lassen, dass künftighin in allen Sachen, die bisher des Königs Handsiegel erfordert hätten, der Name des Königs durch einen Stempel unterfertigt werde, wenn die Unterzeichnung nicht auf das erste oder zweite Ansuchen des Senates stattfinde.[2])

Woher Rettung?

Namensstempel.

Adolf Friedrich von Holstein hieß dieser König, der nun am 25. März 1752 den Thron bestieg. Er hatte ein tiefes Gefühl von der Unwürdigkeit seiner Stellung, aber nicht Kraft des Charakters genug, sich daraus zu ziehen. Reicher begabt war seine Gattin *Luise Ulrike*, eine Schwester Friedrichs II. von Preußen, dessen sie sich auch immer rühmte; sie war sehr schön, hatte viel Geist, Geschmack für Kunst und Wissenschaft, Stärke des Charakters und war eine zärtliche Gattin und Mutter. Ihre Fehler waren allzuviel Lebhaftigkeit und einige Unvorsichtigkeit.[3])

Adolf Friedrich.

Luise Ulrike.

---

[1]) *Geijer*, l. c. I, S. 73—75.

[2]) Ibid. I, S. 57.

[3]) So charakterisiert sie auch ihr Sohn in seinem Tagebuch bei *Geijer*, l. c. I, S. 23. — Von *Ulrike Luise* sind neulich Memoiren herausgegeben worden und Briefe an ihren Bruder *August Wilhelm*. In den Briefen erscheint Ulrike nicht als die stolze und ehrgeizige Fürstin, die kühne und verschlagene Projectenmacherin, sondern in liebenswürdigen Beziehungen als Weib und Charakter. Voltaire rühmte ihren Geist und ihre Schönheit. Andere Berichte rühmen ihren Geist, nennen sie aber dabei zur Intrigue geneigt, herrschsüchtig, hartnäckig in ihren Vorsätzen. Dass sie bei ihrer Schönheit und Begabung bald ihren Mann beherrschte und das Königthum stärken wollte, ist bekannt, ebenso dass sie die

Sie stachelte ihren Gemahl zum Widerstande, aber er war mehr geeignet, sich die Liebe des Volkes zu erwerben als durch kühnes Vorgehen sich eine anständige Macht zu verschaffen. Sein Unmuth erschöpfte sich in Klagen den Ständen und dem Reichsrathe gegenüber. Sobald er es aber als das Recht eines Königs bezeichnete, nach seinem eigenen Gewissen die Meinungen des Rathes zu billigen oder zu verwerfen, da wurde ihm geantwortet: „Wäre das des Königs Recht, so wäre auch sein Gewissen das Gesetz des schwedischen Reiches. Es gebe aber kein freies Volk, das sein Geschick an das Gewissen eines Regenten gebunden habe, und bei den Schweden stehe nicht fest, dass sie nach dem Gewissen des Königs, sondern dass sie nach dem Gesetze des Reiches regiert werden sollen.“[1]

Gewissen des Königs.

Da war seine Gemahlin viel entschiedener, worüber aber die Stände auch bald ihr Missfallen ausdrückten; so verlangten sie 1756 eine Untersuchung der Reichskleinodien, die bei der Vermählung des Königs von der Königin getragen worden seien. Stolz ließ die Königin erklären, sie werde jene Juwelen von den ihrigen ausscheiden und den Ständen zurückgeben. Nun rügten die Stände diese „anstößige Sprache“: die Königin sei nur die Gemahlin des Königs, die Stände blieben Stände, stets ebenso machthabend, wie treu; „sie begehrten bloß ihr Recht, und dass der König unbehindert Herr seines Hauses und König seines Reiches sei.“ Die Königin lieferte die Juwelen ab; man hatte den Ständen gesagt, sie habe sie in Hamburg versetzt, um mit dem Gelde einen Umsturz der Verfassung möglich zu machen.

Kränkung der Königin.

Die Königin suchte in der That, in ihrem Gefühle als Gattin und Mutter, die schmählichen Fesseln des Königthums zu brechen und hatte mit einigen Getreuen den Plan einer Verfassungsänderung entworfen. In einer Nacht im Juni 1756 sollte die Lärmtrommel gerührt und der Artilleriehof von Soldaten und Arbeitern genommen werden, und von da wollte man unter dem Rufe, das Leben des Königs sei in Gefahr, nach dem Schlosse ziehen, den König bitten, sich dem Volke zu zeigen, welches ihm dann durch Zurufe eine durchgreifendere Macht beilegen sollte. Unter den für das Unternehmen Angeworbenen war aber auch ein Verräther, ein Corporal Schedvin, der für seinen Verrath von den Ständen 100.000 Thaler und das Adelsdiplom erhielt. In der Nacht vom 21. Juni wurde am

Staatsstreich von 1756.

Seele der antirussischen Partei war. Von ihren Memoiren hat man erst durch Klinkowströms Ausgabe der Schriften des Grafen Axel Fersen erfahren 1867—1872, es sind Tagebücher von dem Jahre 1744 bis 1762, 51 Bogen in Folio umfassend. Die Königin hatte anfangs den Plan, ein Werk daraus zu veröffentlichen, stand aber wahrscheinlich davon ab, weil sie in Zwist gerieth mit ihrem Sohn Gustav III. Dr. Fritz Arnheim hat diese Memoiren einer strengen historischen Prüfung unterzogen („Die Memoiren der Königin von Schweden Ulrike Luise. Ein quellenkritischer Beitrag zur Geschichte Schwedens im achtzehnten Jahrhundert. Halle 1888“) und kommt dabei zum Schlusse: „Als eine sichere Autorität für die Geschichte ihrer Zeit wird man die Königin schon deshalb nicht betrachten können, weil sie bei der Niederschrift ihrer Memoiren von ihren Gefühlen und Stimmungen, von ihrer Abneigung gegen einzelne Persönlichkeiten sich allzusehr habe leiten lassen, doch dürfe man den Wert dieser Memoiren nicht völlig in Abrede stellen, denn es finde sich in ihnen des Interessanten und Bemerkenswerten genug; in glanzvoller Darstellung, deren Reiz durch geschickt eingeflochtene pikante Anekdoten noch wesentlich erhöht werde, geben sie ein Bild der inneren und äußeren Kämpfe Schwedens in den Jahren 1750 bis 1762, einer Epoche, die namentlich in der Geschichte des Parlamentarismus eine bedeutungsvolle Stellung einnimmt. Voll von Geist und sprühendem, öfters freilich boshaftem Witze, charakterisiere sie sich deutlich als Schwester König Friedrichs II. von Preußen.“

[1]) Herrmann, l. c. S. 397.

Hofe gemeldet, das Volk stehe bereits im Aufruhr, der König solle nur zu Pferde sich dem Volke zeigen. Die Königin erbot sich, ihn zu begleiten und seine Gefahr zu theilen. Aber gleich darauf wurde gemeldet, dass alles entdeckt und das Volk zerstreut sei. Acht Häupter der Verschwörung wurden am 23. Juni hingerichtet, mehrere waren entflohen; dreiundfünfzig Theilnehmer wurden mit Landesverweisung, Pranger und Gefängnis bestraft. Um Geständnisse zu erlangen, wurde selbst die härteste Art der Folter angewendet. Die Königin stand zu hoch, auch fürchtete man ihren Bruder, der schon wegen der Juwelengeschichte eine Note in scharfem Friedrich. Tone an die Stände gesandt hatte. Aber ihr wurden in Gegenwart des Königs im Namen der Stände von der Geistlichkeit die Aussagen der Verurtheilten gegen sie vorgelesen. Sie hörte ihre Demüthigung stillschweigend an; bisweilen füllten sich ihre Augen mit Thränen; dann musste sie eine Erklärung selber abschreiben Luise Ulrike gedemüthigt. und unterzeichnen, in welcher sie ihr Missfallen an der Verschwörung und ihre Zufriedenheit mit den ihr gemachten Vorstellungen erklärte. Das war eine bittere Demüthigung. Dem Könige wurde dabei das Recht genommen, den Gouverneur der Hauptstadt und die Obersten seiner Garde zu ernennen, und zugleich wurde ein jährliches Dankfest für die Rettung der Freiheit auf den 24. Juli anberaumt.[1])

Bei solchen Zuständen gerieth Schweden wie Polen in immer größere Verfall Schwedens. Verwirrung. Für sich selber sorgten die Machthaber bestens, aber schlecht für das Land. Die Festungen verfielen, den Soldaten fehlte der nothwendigste Bedarf. Die alten Kriegsschiffe wurden nicht instand gehalten; zur Ausrüstung von neuen hatte man keine Mittel. Die Beamten erhielten keine Besoldung; der Parteigeist durchdrang alle Verhältnisse. Wie überall, so hatte auch hier das Clubwesen überhand, jede Subordination abgenommen. — 1765 fiel die Partei der Hüte und kamen die Mützen ans Ruder. Man Sieg der Mützen 1765. hatte von ihnen gehofft, dass sie die Macht der Krone stärken würden, aber das Unwesen blieb dasselbe. Die Mützen thaten nur das Gegentheil von dem, was ihre Vorgänger gethan hatten, an denen sie Vergeltungsrecht ausübten. Der Credit sank. Die Begier nach dem Gelde der Fremden stieg, und die französische Regierung hatte jetzt für die großen Summen, die sie in den Schlund Schwedens geworfen, nur den Lohn, dass die Regierung sich mit England verband, und man kam in Versailles zur Einsicht, Frankreich dürfe sich nicht mehr mit einer Partei in Schweden verbinden, sondern es müsse alle Mittel aufbieten, dem Könige wieder eine selbständige Macht zu verschaffen; nur ein mächtiges Schweden könne Frankreich nützlich werden.

Choiseul missbilligt die ganze bisherige Politik Frankreichs gegen Schweden Choiseul in einer Depesche[2]) an den Baron von Breteuil, den französischen Gesandten in Stockholm, gibt diesem ganz neue Maßregeln des Verhaltens, verbietet ihm aber, davon den Patrioten, so nannten sich nämlich die Hüte, Mittheilung zu

[1]) Herrmann, l. c. S. 404–412.

[2]) Histoire générale et raisonnée de le diplomatie française, depuis la fondation de la monarchie jusqu'à la fin du règne de Louis XVI, par M. de Flassan. Tome V, p. 465.

ändert die Behandlung Schwedens.

machen; denn ein Geheimnis, das viele wissen, sei schlecht bewahrt und in einem Lande, welches so sehr vom Parteigeist durchdrungen sei, wie Schweden, verwechsle man zu leicht den Vortheil der Partei mit dem Nutzen des Vaterlandes. Frankreich habe gefehlt, indem es sich mit der Partei der Patrioten in Schweden verband, statt mit der Krone, indem es das Zustandekommen einer metaphysischen Verfassung begünstigte, die sich nur halten könnte, wenn die Schweden ebenso weise an Geist und Sitten wären, wie es ein Plato war, und selbst mit dieser Weisheit könnten die Streitkräfte Schwedens sich nicht in einem Stande halten, der seinen Verbündeten irgend einen Nutzen böte. So habe es sich im letzten Kriege gegen Preußen gezeigt: dass die Schweden nichts ausrichteten gegen Friedrich II., daran seien nicht die Preußen, sondern die Ränke in Stockholm schuld. Von einer aristokratischen oder demokratischen platonischen Verfassung habe also Frankreich nie einen Nutzen, sondern nur von einer Verstärkung des Königthumes. Frankreich müsse dahin wirken, dass der König von Schweden Herr sei über die Kräfte des Landes, dass die Reichsräthe sicher seien in ihrer Stellung, dass sie nicht abhängen von der Stimmung bei den Ständen, und dass die Stände nur für die Steuern und Verbesserungen im Innern zu sorgen hätten. Choiseul warnt davor, etwas davon zu erwarten, wenn eine Partei die andere stürze; beide seien gleichmäßig Gegner der königlichen Macht. Mit all ihren Versprechungen suchen sie nur Geld zu entlocken. Der König wünsche den Nutzen Schwedens, aber man müsse in Zukunft anders verfahren als bisher; man vermehre nur den Hochmuth derer, die gerade das schwedische Volk leiten, und sie würden zuletzt glauben, sie könnten Frankreich zu Zahlungen zwingen.[1]

will einen mächtigen König.

Bitte Schwedens.

Eine Vorstellung des schwedischen Gesandten Creutz vom 27. Mai 1766, in welchem dieser behauptete, Schwedens Unglück komme nur von seiner Anhänglichkeit an Frankreich, gab Choiseul Anlass, die riesigen Summen aufzuzählen, die Frankreich seit 1719 an Schweden bezahlt, und für die es wenig Dank geerntet hätte.[2] Choiseul mahnte Breteuil, für einen Staatsstreich zu arbeiten, der dem Könige wieder Macht verschaffe, und für diesen Fall gab er ihm unbedingten Credit.[3]

Die Stände für England.

Indes hatten die Stände am gleichen Reichstage, für welchen Breteuil so viel Geld verlangte, während er sich beklagte, dass ihm der englische und russische Gesandte zuvorkämen, am 11. October 1766 beschlossen, die Regierung habe fortan zwar mit Frankreich in gutem Einvernehmen zu stehen, aber der König dürfe auf keinen Vorschlag hören, der abziele, die alte Verbindung zwischen Frankreich und Schweden zu erneuern. Er möge vielmehr die Freundschaft mit England pflegen und zu diesem Zwecke mit Georg III. ein Schutz- und Trutzbündnis schließen und im Nothfalle Truppen für England aufbieten und Schiffe ausrüsten, wenn es nämlich die Kosten decke. Auch möge der König

[1] Flassan, l. c. V, p. 473—474.

[2] Über sechzig Millionen, wozu von Zeit zu Zeit noch außerordentliche Hilfeleistungen kamen; so verlangte Breteuil im Jahre 1767 für den Reichstag, der gerade zusammentreten sollte, 137.000 Livres für Bestechung bei Wahlen, 36.000 für Vollmachten (fullmacht), 144.000 für arme und eifrige Edelleute, dass sie dem Reichstage anwohnen könnten, 120.000 für bürgerliche Abgeordnete, 72.000 für Geistliche. Das waren, also nur für einen Reichstag, 509.000 Livres. — Flassan, l. c. V, p. 462

[3] ... de contribuer à une révolution, pour lequel cas le roi vous autorise de dépenser et de vous engager, ainsi que vous le jugerez convenable, sans attendre de nouveaux ordres. — Flassan, l. c. V, p. 493.

die Freundschaft mit Russland pflegen und die alten Verträge erneuern, desgleichen das Schutzbündnis mit Dänemark, das seit zwei Jahren abgelaufen sei, wieder abschließen.[1])

Begreiflich, dass Frankreich stutzig wurde und mit seinen Geldsendungen zurückhielt, bis Schweden einst wieder in seine Arme zurückkehren würde.[2])

Doch war Ludwig XV. in Geldfragen immer edelmüthig. Er wies der königlichen Familie auf eine Vorstellung ihrer Verlegenheit 1,200.000 Livres an und gewährte den Kaufleuten von Stockholm als Anleihe die Summe von 800.000 Francs und dem Grafen von Tessin, dem Hofmeister des Kronprinzen, ein jährliches Geschenk (Gratification) von 12.000 Livres, Löwenhaupt und Sparre, zwei Lehrern des Kronprinzen, je einen Jahresgehalt von 2000 Livres.[3])

Der Kronprinz war also gleichsam die letzte Nummer, auf welche Frankreich setzte. Fassen wir darum ihn ins Auge. Der Kronprinz.

Er hat in seinem Tagebuche manche für uns wichtige Züge aus seinem Jugendleben mitgetheilt.[4]) Er ist geboren 24. Januar 1746 und sagt mit Recht, dass die Parteien schon zu seiner Wiege sich drängten und acht Tage hindurch die Wärterin ersetzten. Die Stände bestimmten, wer als Gouvernante zu walten habe; vergebens hatte der Vater gebeten, dass man ihm die Erziehung des Kronprinzen überlasse. Im vierten Jahre wurde Gustav „den Frauenzimmern entnommen" und ganz unter männliche Leitung gestellt. Sein Hofmeister war der Graf Tessin, „reich begabt, von ausgesucht feiner Lebensart, von tiefer Einsicht in Wissenschaft und Kunst, aber auch von einer ränkesüchtigen und ruhelosen Gemüthsart und von unersättlichem Ehrgeize" geleitet, ein Parteihaupt der Hüte, mächtig und gefährlich und von der Königin gehasst, zu der er sogar seine Blicke zu erheben wagte. Der Kronprinz, den er erziehen sollte, war eine reich und vielseitig angelegte Natur. Ein Unglück war aber für ihn der Mangel an einheitlichem Geiste in der Erziehung. Die gerade herrschende Partei bestimmte die Lehrer und die Königin eiferte vor ihrem Sohne vertraulich gegen diejenigen, die ihr aufgedrungen waren. So kam es, dass kein Lehrer das Vertrauen des Prinzen vollständig besaß. „Sowie alles aus Parteigeist geschah, hatte man mit Fleiß Leute gewählt, welche dem König missfällig waren, und meine Eltern gezwungen, sie anzunehmen. Die Folge war, dass diejenigen, welche mich verließen, indem sie sich von der herrschenden Partei fortgejagt sahen, mir zum voraus die unvortheilhaftesten Begriffe von den Personen beibrachten, welchen meine Leitung anvertraut werden sollte. Solche Eindrücke mussten nothwendig die beste Natur verderben, und die Grundlage zerstören, welche von meinen vorigen Lehrern herrührte. Sie hätten dies natürlich einsehen müssen, aber sie merkten es nicht, so groß ist die Macht des Parteigeistes. Ich war auch bis zu dem Grade im voraus eingenommen, dass ich mir ein Verdienst daraus machte, das gerade Gegentheil von dem, was diese Herren mir sagten, zu thun, und war der Meinung, dass nichts meine Ergebenheit gegen den König besser darthun könnte, als ihnen beständig zu wider-

Erziehung. Tessin. Mangel an einheitlichem Geist.

[1]) Flassan, l. c. V, p. 494.
[2]) Ibid. V, p. 495.
[3]) Geijer, l. c. I, S. 19—40.
[4]) Aus dem Tagebuche Gustavs bei Geijer, l. c. I, S. 30.

sprechen. Dazu kam, dass zwei dieser bei mir angestellten Personen ziemlich lächerlich waren; diese vertauschte man daher auch gegen andere, welche dem König weniger unerträglich waren."

Einheitlichkeit der Erziehung ist wesentlich zur Bildung eines festen Charakters. Der Prinz gesteht:[1] „Ich habe die Talente und Kenntnisse meiner Lehrer nicht benützt, wie ich sollte, aber ich muss dem Himmel dafür danken, dass mein Herz durch all die Widersprüche meiner Erziehung nicht völlig verdorben worden ist. Ich brachte meine freien Stunden bei meiner Mutter zu, welche, umgeben von allen Denen, die sich damals als Hofpartei darstellten, das Gespräch bloß dadurch unterhielt, dass das Unvortheilhafteste von denen geredet wurde, welchen meine Erziehung anvertraut war. Es ist natürlich, dass solche Gespräche die böseste Wirkung auf einen dreizehnjährigen Knaben haben mussten, welcher diejenigen, die sich so äußerten, für sehr rechtliche Leute hielt, und seine Mutter liebte, so wie ich." — Warm spricht der Kronprinz von einem anderen Hofmeister, dem Grafen Bielke: „Er besaß alle guten Eigenschaften des alten Adels und wenige von dessen Fehlern. Ich habe niemand gekannt von solcher Rechtschaffenheit, wie er, und sein Urtheil war so sicher, als sein Charakter rechtschaffen; er war ohne Vorurtheile, standhaft in Widerwärtigkeiten, mild und menschlich, wenn seine Feinde in das Unglück geriethen."

Fehler der Mutter.

Ein anderer Fehler der Erziehung war, dass die meisten seiner Lehrer Voltaire vergötterten. Diese Verehrung gieng natürlich auf den Zögling über. Selbst die Mutter war stolz, die Überzeugung Friedrichs II. zu theilen; so schadete dieser König durch seine Schmeichelei für Voltaire seinem eigenen Neffen. Sein Freund Creutz, der schwedische Gesandte in Paris, machte ihn aufmerksam auf alle neuen Schriften der Encyklopädisten und alle Strahlen dieses Systems spiegelten sich wieder in der regen Seele des Jünglings. Hume ließ dem Kronprinzen durch den schwedischen Gesandten sagen: er wünsche Schweden zu besuchen, eine Königin zu sehen, welche Philosophin sei, und einen jungen Prinzen, welcher in einem Alter von sechzehn Jahren das Lesen mit Stärke gedachter und lichtvoller Werke denen der Erzeugnisse der Eitelkeit und des Leichtsinnes vorziehe. Europas Augen seien auf den Kronprinzen geheftet. Es habe eine Zeit gegeben, in welcher die Philosophie zum Scheiterhaufen verurtheilt ward; jetzt sei eine andere gekommen, in der sie auf den Thronen sitze. Berlin sei eine heilige Freistatt für sie, in London errichte man ihr Altäre, während sie in mehr von der Natur begünstigten Ländern landflüchtig verschmachte oder im stillen seufze.[2]

Voltaire'scher Sinn.

Hume.

Von Voltaire schreibt Creutz: „Der berühmte Greis vergoss Thränen bei der Nachricht, dass Eure Hoheit die ‚Henriade' auswendig wüssten. Er sagte: ‚Freilich hatte ich sie in der Absicht geschrieben, dass sie zu der Belehrung der Könige dienen sollte, aber ich hoffte nicht, dass sie im Norden Frucht tragen würde. Ich hatte Unrecht. Der Norden hat von jeher Helden und große Männer erzeugt.' — Der große Mann hat es sich nicht verdrießen lassen, Erkundigungen über die kleinsten Umstände einzuziehen, die Euere königliche Hoheit betreffen. — ‚Ich bin alt und blind,' fuhr Voltaire fort, ‚aber wenn alles, was Sie mir sagen, wahr ist, so sterbe ich mit Vergnügen, denn nach fünfzig Jahren wird es keine Vorurtheile mehr in Europa geben. Die allgemeine Vernunft wird wohl einmal so stark werden, um eine so heilsame Umwälzung hervorzubringen.'" —

Voltaire.

[1] Geijer, l. c. I, S. 33.
[2] Ibid. I, S. 96—97.

Bekanntlich ist diese Umwälzung bald gekommen, aber in entsetzlicher Weise. Natürlich war der Prinz äußerst geschmeichelt, und versicherte,[1]) dass er Voltaires Beifall erst verdienen wolle. Er hoffte, ihn in Ferney zu besuchen, und ist nur durch den Tod seines Vaters daran verhindert worden. Übrigens hat Voltaire seinen Staatsstreich 1772 in einem Gedichte gepriesen.

Zwang zur Heirat.

Ein drittes Missverhältnis, das nur übel auf den Charakter Gustavs III. wirken konnte, war die Art und Weise, in welcher ihm die Partei der Hüte eine Gemahlin aufzwang, ohne ihn und seine Eltern vorher zu fragen.

Friedrich V.

Der König von Dänemark, Friedrich V., hatte es bisher vermieden, die Wahl Adolf Friedrichs, ehemaligen Bischofs von Lübeck, anzuerkennen. Die Partei der Hüte fürchtete nun, der Däne möchte die Gelegenheit, da König Friedrich I. sterbe, benützen, um sich den Besitz des schwedischen Thrones zu verschaffen. Dänemark, Schweden und Norwegen hätten dann ein Reich gebildet unter einem mächtigen Könige. Einen solchen fürchteten aber die Hüte, wie die Mützen, und bestimmten darum kurzweg, dass der Prinz Gustav sich mit der im gleichen Jahre mit ihm geborenen Sophia Magdalena, Tochter des Königs von Dänemark, vermählen müsse, und der Däne war zufrieden, derart seiner Tochter eine glänzende Zukunft zu sichern. Der Prinz aber wollte von diesem Plane nichts wissen.

Magdalena Sophia.

Als Abkömmling des jüngeren Zweiges vom oldenburgischen Hause hasste er den in Dänemark herrschenden älteren Zweig. „Ich kenne nichts Verhassteres," schreibt Gustav in seinem Tagebuche, „als dieses dänische Haus, welches für Schweden so verderblich gewesen ist."[2]) Ebensowenig wollten seine Eltern die Einwilligung zu diesem Ehebündnisse geben. Allein man erklärte, der Kronprinz gehöre zum Staate; es wäre die Nation, welche seine Hand vergebe; er sei Unterthan, man habe schon das Jawort des Dänenkönigs; das Versprechen könne ohne schwere Folgen nicht rückgängig gemacht werden. Graf Tessin drohte, und es war gefährlich ihn zu beleidigen, und so mussten die Eltern Gustavs, dann schließlich er selber, einwilligen. 10. October 1766 fand die Vermählung statt. Der schwedische Gesandte führte die Prinzessin von Kopenhagen nach Kronborg und von dort nach Helsingborg, wo der Bräutigam ihrer harrte. Der Kronprinz schreibt: „Die Ankunft der Prinzessin war glänzender, als ich erwartete, und der Empfang so anständig, als ihn die kleinliche Sparsamkeit der Stände und die Zeit erlaubte. Dreißig große dänische Schiffe waren besetzt mit den vornehmsten Herren. Als sie landete, hielt sie Graf Horn an der rechten Hand. Ihr Anblick war sehr edel. Sie sieht gut aus, ohne schön zu sein, ist sehr wohl gewachsen, stellt sich mit Würde dar, ist etwas zu artig für ihren Rang, aber höchst schüchtern, mehr als sich für ein Frauenzimmer von Stand schickt; sie ist die Güte selbst, still und mild und, nach ihren Briefen zu schließen, nicht ohne Lebhaftigkeit, obgleich ihre ungemeine Schüchternheit sie hindert, dieselbe bei der Unterhaltung blicken zu lassen. Ich glaube in ihr eine Frau bekommen zu haben, welche für mich passt. Sie besitzt Schönheit genug, um angenehm zu sein und mir nicht den Kopf zu verdrehen. Sie hat hinlänglich Verstand, um sich nicht dumm zu betragen, und Charaktersanftmuth genug, um sich keine Gewalt über mich anzumaßen, worin ich unendlich eifersüchtig bin."[3]) — Also eine Gattin,

Die Oldenburger.

Die Hüte.

Die Braut.

[1]) Ibid. I, S. 97.
[2]) Geijer, l. c. I, S. 26.
[3]) Ibid. I, S. 43—44.

Luise Ulrike. deren edle Eigenschaften den Kronprinzen fesselten. Da trat aber die Eifersucht der Mutter dazwischen, welche die Liebe ihres Sohnes allein haben wollte, und der Zwang, den er sich anthun musste, entfernte Gustav III. von beiden.

So wird begreiflich, wie dieser Jüngling, der, universal angelegt, ein großer Mann hätte werden können, die höchste Würde des Mannes und Königs nicht erreichte. Voltaire'sche Theorien, früh in sein Herz geworfen, gaben ihm den Zug von Leichtfertigkeit des Geistes und Charakters, der später sein Unglück wurde. Der Zwiespalt, der früh in sein Leben griff, zeigte sich in den raschen Übergängen von Üppigkeit und Weichlichkeit zu heldenmüthiger Anstrengung, von liebenswürdiger Offenheit zur Meisterschaft in der Verstellung. Gustav III. hätte Schwedens Glück werden können und wurde, trotz seiner hohen Begabung, vielfach Schwedens Unglück.

Gustav III. über Paoli. An hohen edlen Stimmungen fehlte es dem Jünglinge nicht, das zeigt sein Tagebuch. So schreibt er am 24. November 1768:[1] „Der Corsicaner Paoli ist jetzt der größte Mann der Zeit. Könige der Erde, kommet, um in der Schule eines einfachen corsicanischen Bürgers die Lehren der Gerechtigkeit, des Muthes, der Seelengröße zu empfangen, die euch vielleicht unbekannt sind! Völker, die ihr euch in der Lage der Corsen befindet, bewundert deren edelherzige Vertheidigung und erröthet, wenn ihr nicht gleichen Muth zeigt, schwächer, vielleicht sclavischer seid, als diese unbekannten Inselbewohner! König von Polen und ihr, polnische Männer, sehet da euer Muster!“ — Polen war damals besonders der Gegenstand seiner Betrachtungen. Als im April 1768 der König und der Senat die russische Kaiserin um Schutz anflehten, schrieb Gustav in sein Tagebuch:[2] „Welche Infamie! Ach, Graf Poniatowski, wie groß bist du mir erschienen! Ach, Stanislaus August, wie hast du in meinen Augen verloren! Du bist weder König, noch Bürger; stirb, um deines Vaterlandes Selbständigkeit aufrecht zu erhalten, und unterwirf dich nicht unwürdig dem Joche, um einen Schatten von Macht zu behalten, welcher vor einem Befehle aus Petersburg verschwinden kann!“ — Im November schreibt er über denselben: „Die Krone wankt schon auf seinem Kopfe, seine Unterthanen sind aufgereizt, seine Freunde fern; die Kaiserin droht mit Krieg. Hätte Stanislaus durch festes Vertreten der Gesetze seines Landes diesen Sturm auf sich gezogen, so würde ich sein Loos beneiden; sein Fall würde ihn mit Ehren bedecken und die Paläste der Bürgerkönige würden ihm in Europa eine Freistatt öffnen. Aber für jetzt ist es aus mit ihm. Er wird die Verachtung des Auslandes und den Abscheu der Heimat erfahren. Glücklich alsdann, wenn er nie gelebt hätte, oder nur ein unbemerktes Leben!“[3]

über Stanislaus Poniatowski.

Schweden in Gefahr. Man sieht, Gustav hatte nicht bloß edle Stimmungen, sondern auch richtige Ahnungen: „Die Unordnung und Bestechlichkeit zeigen uns unser Schicksal wie in Polen, wenn man nicht bald durch kräftige und entschiedene Maßregeln zuhilfe kommt.“[4] Schweden drohte in der That dieselbe Gefahr

[1] Geijer, l. c. I, S. 47. — Vergl. Bd. XI, S. 178–182 dieses Werkes.
[2] Geijer, l. c I, S. 49.
[3] Ibid. I, S. 49.
[4] Ibid I, S. 48.

wie Polen; und erst in neuerer Zeit sind Urkunden veröffentlicht worden, welche beweisen, dass Preußen und Russland sich verbündet hatten, mit Schweden dasselbe Spiel zu treiben, wie mit dem unglücklichen Polen: zuerst das Land in steter Unruhe zu erhalten und es dann zu theilen. So haben es einst die alten Römer gemacht, aber seit Christi Lehre die Welt durchdrang, haben alle edlen Geister eine solche Politik verdammt und es ist eine Makel des achtzehnten Jahrhunderts, dass sie da wieder zu voller Blüte kam.

Panin. Als sein Gesandter in Petersburg 1763 meldete, der Graf Panin meine, man dürfe den Polen nicht helfen, eine festere Regierungsform zu gründen, als die bisherige; es liege im Interesse Russlands wie Preußens, dass in diesem Lande immer eine gewisse Verwirrung herrsche — so antwortete Friedrich II. Friedrich II. am 8. September: „Sagen Sie Panin, dass ich vollkommen auf seine Pläne hinsichtlich Polens eingehe." — Dann wurden jene unheilvollen Verträge abgeschlossen, die Polen zu Grabe läuteten. — 1769 wurde zwischen beiden Mächten ein ähnlicher Vertrag hinsichtlich Schwedens abgeschlossen, Vertrag über Schweden. der da lautet: „Es ist vollkommen beiden Mächten bekannt, dass die bestehende und von vier Mächten gewährleistete Form der Regierung in Schweden oft in ihren wesentlichen Theilen durch Streitigkeiten erschüttert wird, die das Gleichgewicht der Macht zwischen dem König, dem Senat, und den Ständen verrücken. Da die Partei, welche daran schuld ist, von gewissen Mächten unterstützt wird und mit ihrer Hilfe das Übergewicht im Lande hat und nach ihrem Gutdünken ihre Mitbürger in steter Aufregung erhaltet und sie zur Einmischung in die Wirren des Auslandes aufreizt, ohne sich viel um den wahren Vortheil Schwedens, welches der Ruhe bedarf, zu kümmern: — so haben der König und die Kaiserin, um den unglückseligen Folgen vorzubeugen, sich vereinbart und durch diesen geheimen Artikel sich verpflichtet, ihre Gesandten in Stockholm genau anzuweisen, stets im Einvernehmen und im gleichen Sinne zu handeln und einmüthig zur Schwächung dieser aufrührerischen Partei durch geeignete Mittel beizutragen, die an Ort und Stelle besser ausgewählt werden können, als wenn man die Schweden unterstützt, welche selber die Schwere ihres Joches kennen und ihm zu widerstehen wagen. — — Wenn jedoch das Zusammenwirken dieser Gesandten nicht auslangt zur Erreichung des gewünschten Zieles, dann werden, je nach den Umständen und namentlich wenn ein gänzlicher Umsturz der schwedischen Verfassung zu besorgen wäre, beide Majestäten sich noch näher über die Mittel vereinbaren, ein so gefährliches Ereignis abzuwehren und die genannte Verfassung in ihrem Charakter zu erhalten und dadurch die allgemeine Ruhe und namentlich die des Nordens zu sichern." [1])

Dänemark. Also verbündeten sich beide Mächte, die Ohnmacht Schwedens durch Aufrechthaltung seiner Verfassung dauernd zu machen. 1765 gelang es ihnen, Dänemark in diesen Bund zu ziehen. Panin hoffte, den Königen von Schweden für immer die Mittel zu entziehen, die Verfassung zu ändern. Am 8. October 1765 meldete der dänische Gesandte aus Petersburg an seinen Hof mit Frohlocken, dass Katharina II. und Friedrich II. schon gerüstet seien, um jeden Versuch, in Schweden die Macht des Königs zu verstärken, niederzuschlagen.

[1]) Den Vertrag theilt mit Geffroy, Gustave III et la cour de France, I, p. 84.

In einem Vertrage vom 12. October 1769 vereinten sich Friedrich II. und die Czarin, wenn eine Bewegung in Stockholm die Macht des Königs verstärken würde, sogleich zu den Waffen zu greifen: Friedrich solle gleich in Pommern einfallen und die Russen in Finnland.[1]) Eine solche Veränderung der Verfassung solle als ein Angriff Schwedens betrachtet werden und die drei Mächte sollen für die Kosten des Krieges eine passende Entschädigung erhalten. Mit diesen Worten war die Theilung Schwedens in Aussicht gestellt. Dänemark sollte Gebiete bekommen, die an sein Norwegen grenzen.[2]) Ob man in Versailles eine Gewissheit von diesem Vertrage hatte, steht in Frage. Breteuil ahnte ihn; er schrieb aus Stockholm: „Dänemark will auch die Erniedrigung Schwedens dauernd machen; sein Gesandter steht hier auf dem besten Fuße mit dem russischen und meint, nur ein Einfall der Türken in Russland könne Schweden helfen."

Adolf Friedrich

Vom französischen Gesandten[3]) war der Plan eingegeben, der König solle „zur Linderung der allgemeinen Noth" die Berufung eines außerordentlichen Reichstages beantragen und, wenn der Reichsrath nicht zustimme, die Regierung niederlegen und durch die Folgen dieses Entschlusses die Berufung eines Reichstages erzwingen, auf welchem man dem Könige einige Rechte zu erringen hoffte, namentlich das Recht, Krieg zu erklären und Frieden und Bündnisse zu schließen, wenn die Stände nicht versammelt wären. Frankreich wünschte nämlich eine Kriegserklärung Schwedens gegen Russland, an die, bei der Herrschaft der Mützen, während die Stände tagten, wohl nicht zu denken war. — Die Unzufriedenheit, auf die man beim Plane rechnete, war in der That allgemein, denn nie hatte der Reichsrath härter und unduldsamer regiert, als zur Zeit der Herrschaft der Mützen.[4])

legt 1768 die Regierung nieder.

Der König verlangte am 12. December 1768 vom Reichsrath die Einberufung der Stände, um die Noth und die Schwäche des Reiches zu lindern; und als ihm dies verweigert wurde, erklärte er, dass er sich von dieser „unerträglichen Reichsbehörde lossage", und „die Leitung des Reiches niederlege". Sein Sohn Gustav begab sich sofort in die Hauptkanzleien und verlas die Erklärung des Königs, der sich feierlich dagegen verwahrte, dass man von seinem Namensstempel Gebrauch mache. Der Senat hoffte aber mit dem Namensstempel auch ohne den König zu regieren, und erließ eine Menge Befehle. Nun musste die öffentliche Meinung entscheiden, diese aber war gegen den Senat. Die Behörden kamen in Procession in das Schloss und erklärten,

---

[1]) Manderström hat diesen Vertrag zuerst veröffentlicht in dem Recueil des documents inédits concernant l'histoire de Suède, von dem aber nur vierzig Exemplare abgezogen wurden. Wieder abgedruckt ist er jetzt in Geffroy, l. c. I, p. 39, und Geijer, l. c. I, S. 196.

[2]) Geffroy, l. c. I, p. 39—44.

[3]) Flassan, l. c. VI, p. 58—59.

[4]) Geijer, l. c. I, S. 54—56.

dass sie nicht amten würden, wenn kein König wäre. Die Cassiere zahlten keine Gehalte aus, die Richter saßen nicht zu Gericht, die ganze Staatsmaschine stand still. Dieser Zustand dauerte fünf Tage. Gustav III. nennt diese Zeit in seinem Tagebuch „das Interregnum“.[1]) Da gab der Reichsrath nach, am 19. December wurde ein außerordentlicher Reichstag nach Norköping berufen, denn die Mützen trauten der Stimmung in Stockholm nicht. Stillstand. Interregnum.

Dieser Reichstag währte vom April 1769 bis zum Januar 1770. Die Hoffnungen jedoch, „dass die Verfassung von 1720 in ihrer ursprünglichen Reinheit hergestellt“, das heißt, dass die Macht des Königs vergrößert werde, gieng nicht in Erfüllung. Zwar wurden zehn Reichsräthe, 27. Mai 1769, wegen willkürlichen Verfahrens abgesetzt und Hüte traten an ihre Stelle, aber diese Hüte wollten durch Einstehen für die Rechte des Königs ihren Ruhm als Volksmänner nicht einbüßen. Zu Gunsten des Königs geschah nur, dass seine Schulden und die der Königin für Schulden des Reiches erklärt wurden und dass ihr Hofstaat vergrößert wurde. Die Parteien der Hüte und Mützen blieben und der Kronprinz war mehr denn je überzeugt, dass nur durch einen Staatsstreich geholfen werden könne.[2]) Reichsrath zu Norköping 1769.

Noch etwas zu Gunsten der königlichen Familie hatte der letzte Reichsrath beschlossen, nämlich 100.000 Mark Banko für die drei Prinzen zum Zwecke ihrer Ausbildung auf Reisen. Gustav wollte natürlich Frankreich besuchen, dahin führte ihn seine Neigung und sein Vortheil.[3]) Sein jüngster Bruder, Friedrich, sollte die Reise mit ihm machen, und sich für seinen zukünftigen Beruf zum Könige ausbilden. „Der Himmel hat mir keine Kinder geschenkt“, schreibt Gustav, „die Kränklichkeit meines Bruders Karl lässt mich fürchten, dass er nicht lange leben wird. Unsere Aufnahme in Frankreich wird Friedrich rühren, dass er vielleicht die Mützen-Idee aufgibt.“ Man sieht, wie die Parteien jeden Schritt Gustavs belauert hatten, und wie sie ihr Augenmerk auf den jüngsten seiner Brüder richteten. — Schweden war ja ein Wahlkönigreich; damals kam Prinz Heinrich von Preußen nach Stockholm und sollte von da nach Petersburg reisen und die Mützen wollten ihm den Prinzen Friedrich mitgeben. Also wegen dieser Mützen-Intrigue und zugleich, dass er sich ausbilde, wünschte Gustav, dass sein jüngster Bruder ihn nach Paris begleite.[4]) Reisen der Prinzen. Friedrich. Karl. Prinz Heinrich von Preußen.

In Paris hatte der schwedische Gesandte Creutz[5]) für den besten Empfang bei den tonangebenden Männern schon durch den Enthusiasmus gesorgt, den er für Gustav als einen Prinzen, der zugleich Philosoph wäre, zu erregen wusste. Namentlich war Marmontel eifrig, Gustavs Ruhm zu verbreiten. Er schreibt an Creutz:[6]) „Vor zwei Tagen verfocht der Doctor Tronchin mit zur Verzweiflung bringenden Gründen den Satz, dass die Kinder der Könige durch Erziehung vor Verhätschelung und Verderbtheit nicht gesichert werden könnten. Jetzt Creutz. Marmontel.

[1]) Geijer, l. c. I, S. 57.
[2]) Ibid. I. S. 58—62.
[3]) Ibid. I, S. 99.
[4]) Ibid. I, S. 101—102. — Geffroy, l. c. I, p. 74.
[5]) Geffroy, l. c. I, p. 103.
[6]) Das Schreiben vollständig bei Geffroy, l. c. I, p. 105.

will ich ihm den Brief des Prinzen zeigen, um ihn zu widerlegen. Auch Sie werden weinen, wenn Sie ihn lesen, ich stehe Ihnen dafür, und wir werden wie jene gute Frau zusammen sagen: ‚Ach, wenn nur der liebe Gott wollte, dass die Völker glücklich wären!' Und warum will denn Gott nicht, dass alle Prinzen Gustav gleichen? Wahrscheinlich, um die Welt vor dem Götzendienste zu bewahren. Ich habe Lust, diesen Brief an die Sorbonne zu schicken, und sie zu fragen, ob auch dieser neue Titus verdammt werden wird." — Man sieht, wie bereit jene Philosophen waren, das Lob der Fürsten auszuposaunen, wenn diese durch schmeichelhafte Briefe oder Geschenke sie zu gewinnen wussten. Gustav blieb lange in brieflichem Verkehre mit Marmontel, der ihm seine „Inkas" gewidmet hatte. In den Bureaux d'Esprit wurde der Prinz mit Spannung erwartet, aber auch von den Ministern in Versailles.

Gustav-Titus.

Choiseul. Choiseul hatte den Gesandten in Stockholm beschworen,[1]) er möge den Kronprinzen treiben, schleunigst zu kommen, es verlohne sich für ihn der Mühe; im persönlichen Verkehre erreiche man an einem Tage viel mehr, als durch Depeschen in einem Jahrhunderte. Sie wollten zusammen für eine glänzende Zukunft Schwedens arbeiten, nur müsse der Prinz incognito kommen und Scheffer, seinen ehemaligen Hofmeister und späteren Gesandten in Paris, mitbringen, denn diesen habe Ludwig gern. In der That hatte, von seiner Unterhaltungsgabe bezaubert, Ludwig XV. eines Tages zu Scheffer gesagt: „Ich beklage nur, dass Sie mit mir nicht in den Himmel kommen können" — und dieser kurzweg geantwortet: „Mein König hat mir geboten, Euer Majestät Schritt für Schritt zu folgen." Scheffer wurde demnach als Vertrauter mitgenommen.

Scheffer.

Gustav nach Paris. Gustav verließ Stockholm am 8. November 1770 unter dem Namen eines Grafen Gothland. Sein Bruder Friedrich zog mit ihm als Graf Oelaud. Die Reise gieng über Kopenhagen, Hamburg, Braunschweig. Am 4. Februar 1771 stiegen die Prinzen beim schwedischen Gesandten in Paris ab. Choiseul war aber kurz vorher, am 24. December 1770, nicht bloß seines Ministeriums enthoben,[2]) sondern auch auf seine Güter verbannt worden. Gustav konnte also nicht persönlich mit ihm verkehren, dankte aber brieflich für die Stütze, welche seine Politik allzeit Schweden gewährt hatte. Die Aufregung über den Fall dieses bedeutenden Mannes war groß. Nicht weniger regte die Haltung der Parlamente auf. In den Gesellschaften sprach man nur davon,[3]) namentlich ergriffen die Frauen Partei, erhitzten sich mit Eifer über Grundsätze des öffentlichen Rechtes. Zum Glücke für Gustav war Scheffer früher sehr vertraut mit der Mutter des Mannes, der nach Choiseul länger die Gewalt in die Hände bekam, nämlich Aiguillons, und er hielt es nicht unter seiner Würde, dem Schoßhündchen der Du Barry, welche damals des Königs Herz besaß, ein prachtvolles Halsband zu verehren, und triumphierend schreibt er an einen Vertrauten: „Alles geht nach Wunsch; ich habe mit dem Könige dreiviertel Stunden lang unter vier Augen gesprochen und wir haben uns über alle Sachen mit der größten Aufrichtigkeit und Zärtlichkeit erklärt. Die Maitresse ist für uns und des Königs Herz."

Choiseul gefallen.

Aufreizung in Paris

Der Vortheil Frankreichs und der Vortheil Schwedens trafen eben zusammen. Gustav versprach, durch einen Staatsstreich den König wieder mächtig

[1]) Geffroy, l. c. I, p. 107.
[2]) Flassan, Diplomatie française, V, p. 457—496; VI, p 58—60.
[3]) Geffroy, l. c. I, p. 111.

zu machen, Frankreichs Politik zu folgen und für seinen Vortheil einzustehen. Frankreich dagegen hatte die seit 1756 rückständigen Hilfsgelder, welche 1764 auf zwölfeinhalb Millionen Livres festgestellt worden, mit anderthalb Millionen jährlich bis 1772 abzuzahlen versprochen, wenn Schwedens Verhalten auf das genaueste mit Frankreichs Wünschen übereinstimme. Die Beschlüsse von 1766 hatten dann Frankreich stutzig gemacht und es hatte die Hilfsgelder zurückgehalten. Jetzt erhielt Gustav von Ludwig ein erneuertes Versprechen und bekam sogleich eine große Summe ausbezahlt. Zur Durchführung des Staatsstreiches aber wurden drei Millionen in Aussicht gestellt. Ludwig XV. war äußerst wohlwollend gegen die schwedischen Prinzen, die in Versailles bei ihm speisten, denen zu Ehren die Dauphine Maria Antoinette am 12. Februar 1771 ein Fest gab.[1] Vertrag mit Ludwig XV.

So erreichte denn der Kronprinz seinen Zweck in Versailles, aber auch in tonangebenden Kreisen in Paris. Er schmeichelte ihrer Eitelkeit und sie überschütteten ihn mit Lobeserhebungen.[2]

Rulhière und Marmontel führten ihn in die ersten Gesellschaften ein, Rulhière war Gesandtschafts-Secretär in Petersburg zur Zeit der Revolution, die Katharina II. auf den Thron führte. Er hatte ein Buch darüber geschrieben, und sie ihm 30.000 Livres angeboten, wenn er gewisse Stellen darin unterdrücke; er aber wies das Geld zurück und versprach nur, das Buch nicht drucken zu lassen vor dem Tode der Czarin. Gustav war im Salon der Du Deffand und vertheidigte Voltaire gegen den Marschall Broglie, der diesem alles Böse in Frankreich zuschrieb. Er war am 6 März in der Akademie der Wissenschaften ohne jedes Gefolge. D'Alembert pries in seiner Rede Gustav, und am nächsten Tage war dieser in einer Sitzung der französischen Akademie, wo wieder d'Alembert eine Rede hielt und ein Gespräch zwischen der Königin Christina und Descartes[3] vortrug, was ihm den Anlass zu schmeichelhaften Anspielungen auf Gustav gab, welcher kurz vorher dem großen Philosophen ein Denkmal gesetzt hatte. Der Beifall war im Steigen. Kam der Prinz ins Theater, wenn das Stück schon begonnen hatte, so wurde es noch einmal von vorne angefangen. Selbst Rousseau ließ sich herbei, dem berühmten Schweden eine Aufwartung zu machen.[4] Aber auch in den conservativen Gesellschaften des alten Adels war der Prinz gern gesehen. Jedoch auch hier war von Grundrechten die Rede und eine Gräfin Egmont beschwor Gustav, ja dereinst nicht absolut zu regieren, nur mit seiner Liebenswürdigkeit möge er die Menschen beherrschen. Rulhière. Gustav in den Salons, in der Akademie. Descartes.

In der Oper am 1. März 1771 erfuhr Gustav den Tod seines Vaters und sein Ansehen stieg in Paris, als er auch jetzt sein Incognito wahrte und in seiner Einfachheit und seinem Eifer, die Stätten der Bildung aufzusuchen, sich gleich blieb. Er hatte Grund genug, sich einfach zu zeigen, denn in Stockholm hatten seine Gegner verbreitet, er neige zur Verschwendung. Adolf Friedrichs Tod.

[1] Flassan, l. c. VI, p. 58—63.
[2] Geffroy, l. c. I, p. 113—119.
[3] Vergl. Bd. IX, S. 498 dieses Werkes.
[4] Geffroy, l. c. I, p. 114.

Darum schrieb Gustav nach Hause zurück: „Ich will jeden Überfluss vermeiden und habe mir vorgenommen, durch strenges Haushalten dem Staate nie mit Geldforderungen beschwerlich zu werden.“ Seine Gegner verbreiteten sogar das Gerede, es sei nicht richtig zugegangen mit dem Ende des alten Königs.

Prinz Karl.

Die Mützen schmeichelten und richteten ihr Auge jetzt auf den Prinzen Karl, der aber alsbald offen erklärte, er sei nur der erste Unterthan im Reiche und man gefalle ihm nur durch Liebe und Ehrfurcht gegen den König; wer anders handle, der sei ein Verräther. Gustav aber schrieb an Karl: „Es ist Dein Herz, auf das ich rechne; ich kenne es und Du kennst das meinige. Lass uns immer auf diese Stimme hören und uns einander als Brüder lieben.“ — Von seinem Vater schreibt er in seinen „Denkwürdigkeiten“: „Er war ein guter Mann, ein guter Gatte, ein guter Vater. Seine Güte hatte ihn allgemein beliebt gemacht. Er galt für den ehrlichsten Mann in seinem Reiche.“ — Soeben hatte Gustav

Verstellung.

mit Ludwig XV. sich vereinbart zum Sturze der Verfassung. Desungeachtet unterzeichnete er dem Boten der Stände, der ihm die Nachricht vom Tode des Vaters nach Paris brachte, die Urkunde, welche ihn auf die bestehende Verfassung verpflichtete.[1])

Gustav III. verließ Paris am 28. März 1771. Auf dem Heimwege, von der französischen Grenze aus, sandte er noch ein Dankschreiben an Ludwig XV. mit der Versicherung, er werde zeigen, dass er erkenntlich sei.[2]) Seine besten Freunde riethen ihm, auf dem Rückwege dem Oheim in Berlin einen Besuch zu

Friedrich II.

machen. Gustav III. fürchtete Friedrich II., er ahnte den Vertrag zwischen Preußen und Russland. Zwei Meister in der Kunst der Verstellung traten nun einander gegenüber. Friedrich II. sprach von den großen Gefahren, die ein Angriff auf die Verfassung von 1720 für Gustav bringen würde. Gustav betheuerte seine Anhänglichkeit an dieselbe und leugnete keck, dass er einen Bund in Versailles gegen die Verfassung geschlossen habe; sein einziges Streben sei, die Parteien zu versöhnen. Friedrich scheint getäuscht worden zu sein, denn er versicherte Katharina, der junge König habe keinerlei feindselige Pläne.[3])

Gustav III.

Gustav wurde am Pfingstabend bei seiner Landung in Karlskrona von zwei Reichsräthen als König begrüßt.[4]) Die „Postzeitung“ verkündete 3. Juni, dass der König dreimal in der Woche allen Unterthanen, höheren wie niederen, freien Zutritt gewähre, um ihm ihre Anliegen vorzutragen — was bei seinen Gegnern schon Argwohn erregte. Die Stände waren zum 13. Juni 1771 berufen und Gustav eröffnete sie mit einer Mahnung an Einigkeit.

an die Reichsstände.

„Ich habe mehrere Länder gesehen, ich habe die Denkart, die Regierungsweise, die Sitten und den größeren und geringeren Wohlstand mehrerer Völker kennen gelernt. Ich habe gefunden, dass weder unbeschränkte Macht, Pracht und Üppigkeit, noch allzu strenge Sparsamkeit oder Geldsteuern da Glück und Zufriedenheit bringen, wo die Liebe zum Vaterlande, wo die Eintracht fehlen. Es kommt deshalb auf euch an, das glücklichste Volk auf der Erde zu werden. Lasst diese Reichsversammlung in unseren Geschichtsbüchern ewig ausgezeichnet bleiben durch Aufopferung unseres Hasses und aller eigenen Rücksichten für das allgemeine

[1]) Geijer, l. c. I, S. 103—105.
[2]) Geffroy, l. c. I, p. 126 gibt dies Schreiben vollinhaltlich.
[3]) Ibid. I, S. 127—128.
[4]) Geijer, l. c. I, S. 112.

Beste. Ich werde, so viel als es von meiner Persönlichkeit abhängt, dazu beitragen, eure zerstreuten Gemüther wieder zu sammeln, eure getrennten Herzen wieder zu vereinigen, um in einer für das Reich glücklichen Stunde diese Reichsversammlung zu schließen, zu deren Anfang ich euch den Segen des Höchsten wünsche." Also Einmüthigkeit predigte der König. Von sich selber sagte er: „Geboren und erzogen unter euch, habe ich von Jugend an gelernt, mein Vaterland zu lieben, und es für mein schönstes Los erachtet, den Namen eines Schweden zu tragen. Ein glückliches Volk zu leiten, ist mein größter Wunsch, erster Bürger eines freien Volkes zu sein, das stolzeste Ziel meines Ehrgeizes." [1])

Die Stände feindselig.

Das sind Sätze, die ganz zum Bilde des Fürsten, der zugleich Philosoph ist,[2]) passen und die Salons in Paris entzückt hätten. Sie verfiengen aber nicht bei den Ständen in Stockholm und schon bei der Sprecherwahl zeigte sich, dass die Gegner das Übergewicht hatten, dann bei der Ungiltigkeitserklärung von vierunddreißig Wahlen von Männern, die dem Hofe für günstig galten. An die Stelle der Ausgestoßenen wurden Mützen berufen. Nicht minder bedeutsam war der Beschluss der Stände, dass sie ihr Vertrauen dem 1769 entlassenen Rathe wieder schenkten, „wegen Umständen, die jetzt offen zutage getreten wären". Als der König seine Unterschrift zu diesem Beschlusse, als einer „Kränkung der Ehre seines Vaters" verweigern wollte, wurde ihm mit Anwendung des Namensstempels gedroht — und er musste nachgeben.

Vergennes.

Es war unheilvoll für seine Bestrebungen. Zum Glücke war der französische Gesandte Vergennes seine Stütze, ein tüchtiger Diplomat der alten französischen Schule, der früher seine Befähigung in den Colonien, dann in Constantinopel bewiesen hatte. Jetzt kämpfte er in Stockholm gegen denselben Gegner, nämlich Russland, mit der gleichen Beharrlichkeit und Findigkeit. — Choiseul pflegte von ihm zu sagen: „Der Graf Vergennes findet immer Gründe, gegen das, was man ihm vorschlägt, aber niemals Hindernisse, um es durchzuführen." [3]) Die Anweisung, wie er sich in Stockholm verhalten müsse, hatte er sich selber abfassen dürfen, so großes Vertrauen hatte man in ihn, und Flassan nennt diese Lage eines geistreichen Gesandten mit Recht eine glückselige, denn er habe freie Hand und sei nie geleitet durch strenge Befehle, die für die Lage nicht passen. In dieser Anweisung des Gesandten heißt es:[4]) das Parteileben sei Schwedens Unglück; der Gesandte solle die Parteien bändigen und dahin bringen, dass sie gemeinsam an der Kräftigung Schwedens arbeiten, sowohl nach außen, als nach innen, und beiden Rotten, die abwechselnd die Grundsätze einer gesunden Staatskunst mit Füßen getreten, das Ansehen Schwedens geschädigt, seinen Handel zugrunde gerichtet, und den Gewerbsfleiß entmuthigt hätten, fühlen lassen, dass alle Unordnungen nur die schmachvolle Frucht ihrer abweichenden Ansichten und Grundsätze seien, und dass es mehr als je Zeit sei, dass man nicht mehr

Choiseul.

---

[1]) Geijer, l. c. I, S. 119.
[2]) Prince-philosophe.
[3]) Geffroy, l. c. I, p. 132.
[4]) Flassan, l. c. VI, p. 60.

die lächerlichen Namen Hüte und Mützen kenne, sondern nur noch von patriotischen und tugendhaften Schweden spreche. — Nur in diesem Falle werde der König von Frankreich noch Schweden als seinen alten Freund und Bundesgenossen betrachten.[1])

Erbärmlichkeit der Stände.

Vergennes traf am 7. Juni 1771 in Stockholm ein. Die Stimmung der Stände fand er wider Erwarten schlecht und mit vollem Grunde blieb nun seine Casse geschlossen. Die Bettelbriefe, die er erhalten und die bei Geijer abgedruckt sind,[2]) zeigen den erbärmlichen Sinn dieser Stände. Einige Abgeordnete wollen Reisegelder, andere Bestreitung ihres Aufenthaltes in Stockholm; andere drohen, dass sie selbst ihre Kleider versetzen wollten, um in Stockholm bleiben zu können und gegen Frankreich zu stimmen, wenn man ihnen die Parteiengelder nicht auszahle.

Gustav III.

Es war gut, dass diesem Treiben ein Ende bevorstand. Gustav hatte Kunde von allem und hat sich ebenso klug benommen, als die Stände unweise, und doch hatte er es mit schlauen, ausgelernten, entschlossenen Männern zu thun — aber er war noch schlauer und noch gewandter in der Verstellung und in der Wahrnehmung des rechten Augenblickes. Er ließ den Ständen Zeit, sich bloßzustellen, und mit jedem Monate steigerte sich der gegenseitige Hass der Parteien. Unter den Adeligen hassten sich gründlich die

Parteiwesen.

Hüte und Mützen, und dann rangen die unadeligen Stände auf Gleichstellung mit dem Adel, dieser aber beharrte auf seinem alten Rechte, durch die drei unteren Stände nicht überstimmt werden zu können. Die Lehre jener Zeit von der Gleichstellung aller Stände wurde in Zeitungen, Schriften und Broschüren gepredigt. Man unterschied ein „Odalfolk" und ein „Adelfolk", das heißt ein Volk von freien Eigenthümern und erblichem Geschlechtsadel. Die Bauern wollten als Eigenthum besitzen, was sie von den Domänen der Krone zu Lehen hatten. Auch in der Armee wüthete die Parteiung und lockerte die Zucht. Die Gemeinen und Unterofficiere schalten über den Hochmuth der adeligen Officiere. Kurz, alles war Partei und Hass — und Unzufriedenheit überall.

Composition.

Gustav berechnete alles. Wie zum Hohne wurde am 12. Juni ein Vergleich[3]) vorgeschlagen und verhandelt, der König solle gleiches Wohlwollen gegen seine Unterthanen, ohne Ansehen der Partei, bezeugen. Die Parteien sollen aufhören, ihre Rachbegierde und Bitterkeit solle getilgt, der Senat solle zwischen beiden Parteien getheilt werden. Das waren fromme Wünsche in die hadernde Versammlung hineingeworfen, sie zu neuem Streite entflammend. Der König stellte

Mahnung vom 28. Nov. 1771.

sich dar, als ob er über allen Parteien stehe, und redete am 28. November 1771 die Sprecher der Stände mit den Worten an: „Ich begrüßte die Stände des Reiches im Reichssaale mit der Versicherung, die getrennten Gemüther vereinigen zu wollen. Ich hege zu viel Achtung gegen die Gesetze, als dass ich mich in die Geschäfte des Reichsrathes mischen möchte. Aber wenn die Gefahr groß ist, so

[1]) Geffroy, l. c. I, p. 133.
[2]) Geijer, l. c. I. S. 126 ff.
[3]) Ibid. I, S. 121.

ist Kaltsinn ein Verbrechen. Hiedurch bewogen, habe ich Sie berufen, um meine Unruhe über die Streitigkeiten zwischen den Reichsständen zu offenbaren. Ich erbiete meine Person zu einem Vereinigungspunkte. Ich bin der einzige im Reiche, welcher mit dem Vortheile des einen Standes nicht näher, als mit dem des andern verknüpft ist.“[1]) — Das hieß sich als den Beschützer des Volkes gegen die Tyrannei der Parteien hinstellen und darum fand denn der Reichsrath, es sei gar keine Spaltung zwischen den Ständen, und erklärte der Landesmarschall, die Gesetze erlaubten ihm nicht, den Inhalt der Rede zu erwähnen. Der König wollte die Rede drucken lassen, doch der Rath legte Verwahrung dagegen ein; — sie wurde dennoch gedruckt, der Buchdrucker aber als Staatsverbrecher vom Senate verfolgt.

Sechs Monate stritten sich die Stände um die Ausdrücke in der Zusicherungs-Urkunde, welche der König freilich in Paris schon unterzeichnet hatte, die aber nur als provisorisch betrachtet wurde. Gustav unterschrieb sie jetzt ohneweiters und erklärte, er unterzeichne die Versicherung, ohne sie auch nur gelesen zu haben — so groß sei sein Vertrauen zu den Ständen. Am 29. Mai 1772 fand dann die Krönung mit großem Glanze statt, am 1. Juni 1772 folgte ihr die Huldigung. Dann begann wieder der widerwärtige Streit der Parteien in den Ständen, unerquicklich und aussichtslos, während sich das Volk nach Frieden und Ruhe und nach einer kräftigen Regierung sehnte, wie die welke Flur nach einem Regen. Krönung.

All das trug, nebst einigen ganz sachgemäßen Broschüren,[2]) die im Auslande heimlich gedruckt, in Schweden rührig verbreitet wurden, bei der großen Menge, die sich durch die Noth der Zeit gedrückt fühlte, dazu bei, im Parteileben Schwedens Unglück zu suchen und in Gustav III., der wieder schwedisch und mit Geschick zum Volke redete, während seine beiden Vorgänger nur deutsch oder französisch gesprochen hatten, den Heiland und Retter in der Zukunft zu erhoffen. Die Herzen der Menge flogen ihm zu. Diese Wendung trat allmählich ein, denen in Versailles schien aber die Zeit zu lang: sie seien satt, Geld umsonst hinauszuwerfen.[3]) Stimmung für den König.

Creutz und Gustav III. waren oft in heller Verzweiflung darüber. — Gustav III. schrieb an Ludwig XV., die Umstände seien schwierig, aber doch sei er getrosten Muthes, denn mit einem Verbündeten wie Ludwig XV. müsse man zuletzt über alle Hindernisse siegen. Von Versailles aus aber ward geantwortet, es fehle durchaus an Geld. Eine Bitte bei der Du Barry war wirksamer und neue Summen wurden flüssig gemacht, aber mit der Bemerkung, es sei das letzte, was gegeben werden könne. Das mußte zur Eile treiben; nicht minder wurde Gustav durch die damals stattfindende erste Theilung Polens nachdenklich. In einem schwedischen Blatte stand damals: „Was ist schuld am Unglücke Polens? die Unsicherheit der Gesetze, die stete Herabwürdigung des Königthums und infolge davon die unvermeidliche Einmischung der Nachbarmächte in die inneren Angelegenheiten. Dieselben Ge- Geldnoth und Polens Schicksal drängen zu rascher That.

[1]) Geijer, l. c. I, S. 125.
[2]) Geffroy, l. c. I, p. 145.
[3]) Geijer, l. c. I, S. 129.

schicke drohen Schweden, solange als wir unsern König und unser Vaterland verleugnen. Die letzte Stunde ist nahe." Nicht minder trieb die Wendung, welche nach Struensees Sturz die Dinge in Dänemark nahmen, den König Gustav zur Eile.[1]

auch die dänischen Dinge.

Sprengporten.

Ein Officier, Sprengporten, entwarf den Plan zum Staatsstreiche,[2] aber nicht ihm entsprang der erste Gedanke an eine Revolution. Er war der Vorstand eines royalistischen Clubs, „Swenska Botten", und Mitglied der Stände, deren zunehmende Thorheit ihn in der Ansicht bestärkte, nur durch einen Gewaltstreich könne geholfen werden. „Ich vertraute dabei", erklärt er, „besonders auf die Güte des jungen Herrn, welcher geist- und gemüthvoll war und auch den Ehrgeiz zu haben schien, sein Volk glücklich zu machen und dem Reiche aufzuhelfen." — Der Plan war: von Sweaborg und Christiania sollten die Soldaten gegen Stockholm marschieren und dem Könige helfen, zu gleicher Zeit ein Aufstand in Stockholm ausbrechen und die Stände zwingen, in eine andere Verfassung zu willigen. Der öftere Verkehr Sprengportens mit dem König fiel auf; der geheime Ausschuss hielt es für das sicherste, ihn zu entfernen, und man befahl ihm daher, nach Finnland zu gehen, um die Ursache des Salzmangels zu erfahren, welche dort unter dem Volke große Unzufriedenheit hervorgebracht hätte, — ein im höchsten Grade nichtiger Vorwand,[3] — auch sollte er nachschauen, ob nicht einige Exemplare einer den Ständen feindseligen Schrift dort zu finden wären.[4] Die Stände ahnten nicht, dass sie dadurch gerade dem König und Sprengporten einen Gefallen erwiesen, denn in Sweaborg sollte ja gerade die Fahne des Aufruhrs erhoben werden. Sie hatten also gerade, wie der König freudig bemerkt, „den Bock zum Gärtner gemacht". Gustav gab ihm unbedingte Vollmacht, nebst einem Schreiben vom 29. Juli, worin er sagt, er lege das Geheimnis seines Lebens in seine Hände, bitte ihn aber, sein Leben zu schonen, das so eng mit der Wohlfahrt des Staates verknüpft sei, und eher das Vornehmen aufzugeben, als sein Lebensglück zum Falle zu bringen.

Plan zum Staatsstreich.

Das Unternehmen wurde mit jedem Tage gefahrvoller, weil die Stände im allgemeinen vom Plane einer bevorstehenden Revolution Kunde erhalten hatten. Ein Brief Gustavs an Ludwig XV. war, entweder durch den Verrath eines Beamten oder durch die Indiscretion der Du Barry, in die Hände des englischen Gesandten und durch diesen an die Mützen in Stockholm gekommen. Argwöhnisch wurde jetzt jeder Schritt des Königs belauert und vom geheimen Ausschusse beschlossen, ihn, sowie etwas vorgehe, zu verhaften.

Die Vollmacht für Sprengporten besagte, dass demselben ein höchst wichtiges, sehr geheimes Geschäft übertragen sei, von dessen Ausgang das Wohl des Staates im höchsten Grade abhänge. Der König anerkenne alles für gut, was Sprengporten dabei zu thun für nöthig finde; auch genehmige und bestätige er dabei alle Zusagen und Versicherungen, welche er denen, die ihm beitreten, machen würde. Der Tag, an dem Sprengporten in Stockholm ankommen würde,

---

[1] Geffroy, l. c. I, p. 140—152.
[2] Bei Geijer, l. c. I, S. 145—160 ist ein sein Bericht vollständig abgedruckt.
[3] Ibid. I, S. 148—150.
[4] Ibid. I, S. 157.

war, weil dies von Wind und Wetter abhieng, nicht genau zu bestimmen. Seine Erhebung entschied auch nicht das Gelingen des Staatsstreiches, denn die Zeit drängte und der König musste früher wagen, als Sprengporten gegen Stockholm gelangte.[1])

Viel bedeutsamer war das Eingreifen des Oberjägermeisters in Schoonen, des Johann Christoph Toll, „eines jener Menschen, die mit einer so tiefwurzelnden Liebe zur Macht geboren sind, dass sie wie eine Art Schicksalspropheten voraussehen, wohin sie sich wenden werde, und selbst deswegen allzeit den Weg einschlagen, welcher zur Theilnahme an ihrer Ausführung führt. Kühn, verschlagen, arm, in Schulden steckend und mit dem Verluste seines Dienstes bedroht, weil er sich den Argwohn der herrschenden Partei zugezogen hatte, fand er in seiner Lage Beweggründe genug, um die Veränderung zu wünschen, die sein Scharfsinn voraussah." Mit anderen Worten, Toll witterte die aufsteigende Macht und wollte dabei sein. Eine Zeit lang war im Plane, dass man von Norwegen aus, wo Unzufriedenheit gegen die dänische Regierung herrschte, die Bewegung beginne, und Toll sollte nach Norwegen gehen. Man gieng aber wieder davon ab. Toll hatte sich in Sprengportens Vertrauen eingedrängt und beide waren überein gekommen, dass der König nichts wagen könne, wenn man nicht vorher etwas für ihn wage. Toll verfocht den Plan, nicht bloß in Sweaborg, sondern auch in Christianstadt in Schoonen müsse eine Schilderhebung versucht werden, und nahm diese auf sich und der Aufstand in Christianstadt gab das Signal zur ganzen Bewegung.[2])

Toll.

Christianstadt.

Am 12. August erhob sich die Garnison von Christianstadt; ihr Hauptmann Hellichius erklärte sich in einem Manifeste gegen die Stände, welche dem König seine Rechte entrissen und das Land in das Verderben gestürzt hätten. „Tapfere Schweden," hieß es darin, „der Würfel ist geworfen. So lange der König und das Vaterland nicht wieder erlangt haben, was ihnen gebürt, schwört jeder von uns, eher zu sterben, bevor er die Waffen niederlegt. Tretet auf unsere Seite, vertrauet auf uns, und unsere gemeinsame Sache wird siegen". Die Garnison war unzufrieden mit der Regierung und erklärte sich für den Hauptmann und die Bevölkerung von Schoonen sah die Bewegung gern.

Hellichius.

Hellichius sandte sogleich an den Prinzen Karl, der unter dem Vorwande, die Ankunft seiner Mutter abzuwarten, in Schoonen weilte, Nachricht.[3]) Dieser galt für eine Mütze und berichtete nach Stockholm an die Stände, dass er alsbald Kriegsrath gehalten, dass aber die Officiere einstimmig beschlossen hätten, auf der Stelle die Truppen zu versammeln und gegen die Aufständischen aufzubrechen, um sie zum Gehorsam zurückzuführen. Das war jedoch nur Vorwand. Karl brach auf, aber nur um sich mit Hellichius zu vereinigen. In einem Briefe, den er im Sattel des Couriers versteckt dem Könige sandte, meldete er: „Heute bin ich Mütze, morgen bin ich Rebell. Für Euer Majestät

Prinz Karl.

[1]) Geijer, l. c. I, S. 159.
[2]) Ibid. I, S. 178.
[3]) Ibid. I, S. 179.

setze ich mein Leben und meine Freiheit auf das Spiel. Nimmt die Sache einen üblen Lauf, so ziehe ich mich in Ordnung zurück und fliehe nach Hamburg. In diesem Falle bitte ich, mir einen Wechsel zu schicken." Die Hälfte eines zerschlagenen französischen Thalers war das Erkennungszeichen, dass eine Depesche echt sei, denn es konnte auch einer oder der andere der Brüder zur Unterschrift eines Befehls, der gegen den Plan war, gezwungen werden. Gustav III. hatte an Karl geschrieben, er möge seinen Tod nicht rächen, wenn er, der König, beim Unternehmen falle.

Rudbeck. Am 16. August abends brachte der Ober-Statthalter Baron Rudbeck,[1]) der im Auftrage des Ausschusses Schoonen bereiste, um sich zu versichern, dass nichts gegen die Stände geplant werde, die Nachricht nach Stockholm: man habe ihn in die Festung nicht eingelassen; er habe deshalb mit dem Commandanten sprechen wollen, der wachthabende Officier habe aber gesagt, es geschehe alles auf Befehl; neue Werke würden aufgeworfen. Also die Entscheidung nahte. Die Stände sandten sogleich Gewaltboten mit unumschränkten Vollmachten nach Schoonen. Man war überzeugt, dass der König vom Plane wisse, hatte aber keinen Beweis dafür. Man beschloss, sich seiner Person zu versichern, sobald zwei zuverlässige Bataillone in die Hauptstadt eingerückt wären, da man den Stockholmern nicht traute.[2]) Aber auch Gustav erfuhr alles, und es fragte sich jetzt nur, wer seinem Gegner zuvorkomme.

Gustavs Verstellung. Der König bewies sich in diesen Tagen der Gefahr als ein Meister in der Verstellung, als ebenso kühn, wie umsichtig. Als ihm am 17. August Baron Rudbeck mittheilte, was ihm in Christianstadt geschehen sei, da zeigte Gustav III. darüber solche Entrüstung und umarmte ihn, weil er durch seine Nachricht das Vaterland gerettet habe, so herzlich, dass der alte General gegen die Pläne des Königs jedes Misstrauen verlor. Am Abend war Concert und Souper im Schlosse. Der Munterste und am ungezwungensten Auftretende in der Gesellschaft war der König selber.[3]) Am Tische heftete Graf Ripping keck sein Auge auf den König und bemerkte, es sei doch seltsam, dass der Officier in Christianstadt gesagt habe, es geschehe alles auf Befehl des Königs. „Sie irren sich," sagte der König ganz ruhig, „das hat die Schildwache gesagt, der wachhabende Officier hätte richtigere Antwort gegeben." — Am 18. August war Rudbeck noch einmal bei Gustav, um ihn auszuholen; er traf ihn aber mit dem Zeichnen eines Stickmusters beschäftigt und ihm wurde durch des Königs Benehmen jeder Verdacht so sehr benommen, dass er dem geheimen Ausschusse versicherte: „Dieser Mensch wird euch nie gefährlich."

Er wagt alles. Gustav wurde es doch. Die Truppen unter Cederström, die den Ständen Stockholm sichern sollten, waren nur noch vier Meilen von der Hauptstadt. Nach ihrer Ankunft sollte der König in der Nacht vom 19. auf den 20. August verhaftet werden. Gustav III. musste eilen und die ganze Sache auf sich nehmen, ehe die Truppen aus Sweaborg und Christianstadt ihm zuhilfe kommen konnten. In seiner Ruhe blieb er sich gleich.

Er wohnte am 18. August abends der Oper „Thetis" bei, der ersten in schwedischer Sprache, vereinte nachher die glänzendste Gesellschaft im Schlosse,

[1]) Ibid. I, S. 176.
[2]) Ibid. I, S. 180.
[3]) Ibid. I, S. 180.

spielte hier hoch und gewann der Gattin seines Hauptgegners Pechlin eine große Summe ab. In der Nacht gab er die letzten Befehle. Die Stände hatten ihm geboten, die Stadt nicht zu verlassen, und hatten auch den Posten verboten, ihm die Thore zu öffnen. Sie hatten also in das Recht des Königs eingegriffen, und er konnte sich darauf berufen, dass sie zuerst die Verfassung gebrochen. Seine Anhänger hatten geschickt unter dem Volke die Meinung verbreitet, es stehe allerdings eine Revolution bevor, aber gegen den König, dessen Freiheit und Leben schon bedroht seien.[1])

Der Staatsstreich 19. Aug. 1772.

Am 19. August in der Früh gieng der König in den Saal des Reichsrathes; es kam zu heftigen Vorwürfen zwischen ihm und einigen Rathsherren. Darauf ritt er nach dem Arsenalhof zur Parade der Garde, und ließ einige Übungen vornehmen. Sodann begab er sich von einer großen Anzahl von Officieren begleitet nach dem Schlosse, wo gerade die auf- und abziehende Gardewache unter Gewehr stand. Der König hielt jetzt an die Officiere eine Anrede, worin er die Lage und Gefahr des Vaterlandes feurig schilderte und versicherte, dass er nicht nach unumschränkter Gewalt trachte, sondern Schweden nur von der Eigenmächtigkeit und Willkür der Stände befreien und die alte schwedische Freiheit nach den alten Gesetzen wieder herstellen wolle, und es für seine größte Ehre halte, der erste Bürger eines freien Volkes zu sein. „Wollen Sie mir folgen," schloss der König, „wie Ihre Vorfahren Gustav Wasa und Gustav Adolf folgten, so will ich mein Leben für Ihre und des Vaterlandes Errettung wagen." — Alle hoben die Hand zum Schwure, nur drei gaben ihren Degen ab, zwei nahmen ihn wieder auf die Vorstellung des Königs, nur einer berief sich auf die Treue, die er den Ständen geschworen, und gieng in Arrest. Der König ließ nun die ganze Garde und Artillerie zusammentreten und redete im Schlosshofe die Soldaten an: „Es wird gehen," rief ein Sergeant, „König Gustav soll leben!" Ein einziger sagte: „Nein." Die anderen schwuren alle den Eid der Treue. Diesen Ruf vernahm der nahe im Saale befindliche Reichsrath. Einige Räthe wollten heraustreten, Gustav aber stellte Wachen vor den Saal und zog mit dem größten Theile der Mannschaft nach dem Artilleriehofe und die Thore des Schlosses ließ er versperren.

Auf der Wache.

Der Reichsrath.

Ein weißes Tuch am linken Arme war das Zeichen, dass man mit dem Könige halte, der zu Pferd, mit bloßem Degen, gefolgt von einer Menge Officiere, um 12 Uhr nach dem Artilleriehofe zog. Das Volk begrüßte ihn allenthalben mit jubelndem Zurufe. Er wusste geschickt die Menge anzureden, und für sich zu begeistern. Auch die Artillerie schwor ihm Treue. Und jetzt gab der König den Befehl, niemand aus der Stadt hinauszulassen, und wurde den gegen ihnen herannahenden Truppen geboten, umzukehren, und ward ihr Befehlshaber Cederström, bisher die Hoffnung der Stände,

Im Artilleriehofe.

[1]) Sheridan, History of the late revolution in Sweden. London 1778. Deutsch Berlin 1778.

verhaftet; er legte jedoch den Eid der Treue ab und wurde freigelassen. Die Officiere auf der Flotte sandten dem König die Versicherung ihrer Treue. In zwei Stunden war Gustav III. Herr in Stockholm. Seine Herolde riefen durch die Straßen aus, der König fordere seine treuen Unterthanen auf, in Ruhe die Mittel und Wege abzuwarten, zu denen der öffentlichen Sicherheit wegen er als König nothgedrungen sei, die Macht, die ihm noch geblieben, anzuwenden, um das Reich vor aristokratischer Vergewaltigung zu retten. Boten mit dem gleichen Auftrage wurden durch das Land gesendet.

Die Flotte.

Das ist der Staatsstreich vom 19. August 1772.[1]) Kein Tropfen Blutes wurde dabei vergossen. Gegen seine Feinde bewährte der König Milde; wo er sich zeigte, wurde er mit Begeisterung empfangen; die Weiber drängten sich an sein Pferd, dem König, wo er durchritt, die Füße zu küssen. Er scheint die Herzen aller von einem Drucke befreit und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft erregt zu haben. Nach seiner Rückkehr ins Schloss versicherte er die fremden Gesandten, die er dahin berufen hatte: was vorgegangen, ändere seine friedlichen Gesinnungen nicht, und er werde bemüht sein, Freundschaft mit seinen Nachbarn zu halten. Am nächsten Tage, 20. August, empfieng der König den Treueid der Bürger, der Beamten und der Soldaten, die gegen in herangezogen waren, aber ihn jetzt baten, ihm Treue schwören zu dürfen.

Kein Blut.

Huldigung am 20 Aug.

Auf den 21. August waren die Stände in den Reichssaal berufen: wer zu erscheinen sich weigere, der solle als Feind des Reiches angesehen werden. Die Mitglieder kamen einzeln, nicht nach Ständen geordnet. Der König saß auf seinem Throne und gab mit dem Silberhammer, den Gustav Adolf schon gebraucht, das Zeichen zur Stille. Dann sprach er ergreifend vom Unglücke der Zwietracht und wie das Parteileben Schwedens Wohlstand im Innern zugrunde gerichtet und seine Macht und sein Ansehen im Auslande herabgesetzt habe.[2])

Die Stände am 21. Aug.

Rede des Königs.

Gustav schloss mit den Worten: „Es handelt sich hier nur um Gesetz und Freiheit. Ich habe geschworen, über ein freies Volk zu herrschen. Es lebe die Freiheit, aber hinweg mit der Zügellosigkeit! Es herrsche das Gesetz und die Willkür werde vertilgt; freie, glückliche Bürger, das sollen alle Schweden sein! Ihr sollt in mir einen König erkennen, der nur durch das Gesetz regieren will, durch den Schutz des Eigenthums, durch freien Betrieb jedes ehrbaren Gewerbes, durch Erhaltung guter Ordnung in den Städten und auf dem Lande, durch die lebendigste Sorgfalt, das allgemeine Wohl zu wahren und jedem insbesondere Frieden und Ruhe zu sichern. Wenn eure Brust gleiche Gesinnung wie die meinige umschließt, so soll sich der schwedische Name bald wieder zu jenem Glanze erheben, der einst die Augen der Welt auf sich zog und unseren Ruhm begründete. Auf diesen Zweck allein ist die Verfassung gerichtet, die man euch jetzt vorlesen wird."

---

[1]) Canzler, Nachrichten zur genaueren Kenntnis der Geschichte, Staatsverwaltung und ökonomischen Verfassung des Königreiches Schweden Dresden 1778. I. Theil.

[2]) Canzler, l. c. I.

Die Verfassung, welche nun verlesen und unter allseitigem Beifalle aufgenommen wurde — allerdings waren Kanonen auf dem Platze vor dem Rathsaale aufgepflanzt und waren die Gegner eingeschüchtert — enthielt siebenundfünfzig Artikel, von denen folgende die wichtigsten sind: es sollen Reichsstände bleiben wie früher, und ohne sie sollen keine neuen Gesetze eingeführt und keine alten abgeschafft werden; aber nur der König hat zu bestimmen, wie oft und wo die Stände sich versammeln sollen, und sie sollen über nichts anderes berathschlagen als über das, was ihnen der König vorlegt, und jeweils nicht länger als drei Monate versammelt sein. Also nicht eigentlich die Stände trugen die Kosten der Verstärkung der Königsmacht, wohl aber der Senat oder Reichsrath, der nicht mehr regieren, sondern bloß rathen durfte, und nicht mehr den Ständen, sondern bloß dem Könige verantwortlich sein sollte, wie folgende Bestimmungen zeigen: der König ernennt die Reichsräthe, nicht mehr die Stände, und sie sollen nur ihm verpflichtet sein und ihm in seinen und des Reiches Angelegenheiten rathen, wenn sie von ihm befragt werden. Ihre Stimmen sollen aber nur zur Berathung, nicht zur Entscheidung dienen, welche allein dem Könige zukommt. Der König ist es, der Frieden, Waffenstillstand, Schutz- und Trutzbündnisse schließen kann; er soll den Vertheidigungskrieg führen können, zu einem Angriffskriege aber bedarf er der Einwilligung der Stände. Das Recht der Steuerverweigerung ist den Ständen nicht zuerkannt; denn es wird bestimmt, die alten Abgaben sollen fortdauern, bis man über neue einig geworden ist. Im Falle des Krieges jedoch hat der König das Recht, alle zum Besten des Staates dienenden Maßregeln, auch durch neue Auflagen, zu ergreifen. Die Macht des Königs ist auch darin verstärkt, dass er alle höheren Militär- und Civilämter, ohne Umfrage im Reichsrathe ganz nach seinem Gutbefinden besetzen kann, und auch den Oberbefehl über die ganze Kriegsmacht zu Wasser und zu Land zu führen hat.

Die neue Verfassung.

Rechte der Stände.

Der Reichsrath.

Der König.

Steuern.

Befehl über Heer und Flotte.

Das ist die neue Verfassung, welche die königliche Gewalt nicht unbedeutend erhöhte. Der König nannte sich „den ersten Bürger eines freien Volkes" — Worte, die der Richtung der Zeit gemäß mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen wurden. Das Unbestimmte der Ausdehnung der königlichen Gewalt sollte sich erst in der Folge zeigen.

Verfassung.

Auch der berühmteste Geschichtschreiber Schwedens[1]) gesteht: „Die Regierungsform hatte in allzuvielen Fällen eine allzugroße Unbestimmtheit. Ein der Königsmacht gegebenes Übergewicht über die vormalige Macht der Stände und des Rathes war freilich ihr vorherrschendes Kennzeichen; wie weit aber dies Übergewicht gehen sollte und könnte, war nicht ausgemacht, beruhte auf Umständen und des Regenten eigenem Charakter. Man muss gestehen, dass die Aufgabe selbst

Mangel an Controle.

[1]) Geijer, König Gustav III. nachgelassene und fünfzig Jahre nach seinem Tode geöffneten Papiere, II, S. 48.

eine der gefährlichsten war. Was wir vor Augen haben, ist eigentlich eine Königsmacht, welche sich nach ihrem Siege selbst beschränken sollte, und nichts Geringeres als dies — so schwach waren die im Bestande gebliebenen gesetzlichen Controlen gegen sie! Welche Macht aber bietet wohl ein solches Beispiel dar? In Schweden wenigstens war es nie, weder von den Königen, noch vom Rathe und den Ständen, gegeben worden, wenn die Umstände eine überwiegende Gewalt wechselsweise in ihre Hände gelegt hatten. Gustav III. muss man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er in seiner früheren Regierungszeit, und ehe er sich zu weit in seiner Bahn vorthat, von welcher die Rückkehr nicht möglich war, wenigstens versuchte, seine eigene Macht zu begrenzen, und das bei dem Gegenstande, welcher späterhin nicht die kleinste Ursache seines Unglückes werden sollte, bei den Finanzen.

Beifall. Die Verfassung ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Der König stimmte darauf mit der ganzen Versammlung das „Großer Gott, wir loben dich" an. Um fünf Uhr war die Feier zu Ende. Am Abend wurden die Kanonen nach dem Artilleriehofe zurückgebracht und der Schlosshof wieder geöffnet. Überallher vom Lande liefen gute Nachrichten ein. In allen Garnisonen schworen die Truppen Treue und Gehorsam.

Axel Fersen. Viele vom Adel sandten von ihren Schlössern ihre Zustimmung unter Ausdrücken der Begeisterung; so Graf Axel Fersen mit den Worten: der König habe die neue Epoche der Größe Schwedens begonnen und der Himmel werde sein Werk segnen. Der König ernannte neue Reichsräthe, nachdem er den alten Neuer Reichsrath. erklärt, dass er sie nicht mehr für Bevollmächtigte der Stände anerkennen könne,[1]) doch nahm er manche von den alten Rathsherren in den neuen Rath auf. Die früheren Parteinamen wurden verboten, auch das alte Staatsgefängnis, der Schmiedehof, für peinliche Verbrecher, und die Folterkammer, genannt Rosenkammer, wurden aufgehoben. Es wurde Mode, seine Zufriedenheit durch Vergnügungen zu bezeigen. Der Winter 1772 auf 1773 war einer der glänzendsten in Stockholm. Der Hof besuchte die Abendunterhaltungen des Adels und Allgemeine Versöhnung. der Bürger, und diese wetteiferten, Wohlwollen gegen den König zu zeigen. Ein vornehmer Schwede jener Tage schreibt:[2]) „Die Revolution hatte die Anarchie gebrochen. Aber es war des Königs weises Benehmen im gleichen Austheilen von Diensten und Gnadenbezeugungen unter beiden Parteien, welches den Geist der Zwietracht, die Ursache aller früheren, unglücklichen, oft abscheulichen Auftritte, erstickte. Familien, Freunde, Nachbarn fiengen, ohne Rücksicht auf die Politik, von deren Leitung sie ausgeschlossen waren, nicht allein an, miteinander umzugehen, sondern vertraulich umzugehen. Die Namen ‚Hüte' und ‚Mützen' blieben in den Archiven begraben."

Gustav III. dankbar. Der König war dankbar gegen diejenigen, welche bei der Bewegung einen hervorragenden Antheil für ihn genommen. Hellichius wurde belobt. An Sprengporten schrieb er, der zwar in Sweaborg zu den Waffen gegen die Stände gegriffen hatte, aber mit seinen Truppen am 7. September 1772 zu spät kam, um mitzuwirken, desungeachtet: „Ich bin gezwungen gewesen, über Hals und Kopf mit der Revolution zu eilen; sie fand schon am 19. statt. Meine Frei-

[1]) Geijer, l. c. I, S. 187.
[2]) Ibid. II, S. 33.

heit und mein Leben waren in der größten Gefahr, und zwei Stunden später war es nicht mehr Zeit. Ich bin jetzt Herr und habe die Regierungsform eingeführt, so wie ich sie Ihnen zeigte, mit dem vollen Beifalle der Stände, welche mir gestern durch eine große Deputation dankten." — Als die Annäherung Sprengportens an Stockholm gemeldet wurde, schrieb ihm der König, dankbar schon für den Plan der Revolution: „Sie sind es, nächst Gott, welchem ich die Befreiung meines Reiches zu danken habe, ohne Sie würde ich nie haben wagen können, das Werk zu unternehmen. Ich werde Sie als meinen und des Staates Befreier umarmen. Gott ist es, welcher alles dies geleitet hat, und mich in den Herzen meiner Unterthanen mehr Treue und Eifer als ich zu hoffen wagte, hat finden lassen." [1] Brief an Sprengporten.

Die Rede von Freiheit und daſs er nur der erste Bürger eines freien Volkes sein wollte, gewannen Gustav III. die Herzen und einen glänzenden Namen in ganz Europa, besonders in Frankreich, welches jetzt zugleich einen bewaffneten Bundesgenossen in Schweden hatte. In allen Salons von Paris ertönte das Lob Gustavs III., des Weisen im Norden.[2] Sehr ernst aber konnte die Frage werden, wie die Nachbarn, Preußen, Rußland, Dänemark, welche die alte Verfassung gewährleistet hatten, den Staatsstreich aufnehmen würden. Gustav III. und das Ausland.

Bitter und drohend äußerte sich Friedrich II. in der Antwort auf Gustavs Anzeige vom Geschehenen:[3] „Erinnern sich Eure Majestät nicht, daſs Rußland, Dänemark und ich selbst jene Regierungsform garantiert haben? Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen schon in Berlin sagte! Ich fürchte sehr, daſs die Folgen dieses Ereignisses Eure Majestät in eine schlimmere Lage als die vorige, versetzen werden, und daſs es die Epoche des größten Unglücks sei, welches Schweden begegnen konnte. Ich habe Verbindlichkeiten gegen Rußland, ich bin sie eingegangen: Ehre und Redlichkeit verhindern mich, in gleicher Weise sie zu zerreißen, und ich versichere Euer Majestät, daſs ich in Verzweiflung bin, mich gezwungen zu sehen, als Ihr Gegner aufzutreten. Eure Majestät setzen mir den Dolch auf das Herz, indem Sie mich in eine so schreckliche Pein versetzen, aus der ich keinen Ausgang sehe." Noch stärker sprach sich der König in einem Schreiben an Gustavs gerade in Berlin anwesende Mutter aus, und wetterte über die Schweden, die unbeständig, leichtsinnig und im Stande wären, die Partei aus dem niedrigsten Eigennutze zu wechseln.[4] Die Mutter kam in wahre Verzweiflung; sie war ohnehin unzufrieden mit Schweden, schrieb sie doch ihrem Sohne 1770:[5] „Erinnere Dich wohl, daſs wir die größten Bettler in Europa sind, und daſs es in Deutschland keinen kleinen Fürsten gibt, welcher nicht schönere Möbel, schöneres Silbergeschirr und eine anständigere Wohnung hätte. — Unser Adel ist zugrunde gerichtet und unvernünftig genug, sein einziges Hilfsmittel zu verkennen; vielmehr kauft er um 2000 bis 3000 Thaler in Parteigeldern seinen Untergang und opfert an jedem Reichstage seine Stimme dem Meistbietenden." — Sie hatte Friedrich II. Schwedens Armut.

[1] Geijer, l. c. I, S. 188—190.
[2] Voltaire richtete an den König die berühmte Epistel: Jeune et digne héritier du grand nom de Gustave.
[3] Geijer, l. c. I, S. 197.
[4] Sein Schreiben bei Geijer, l. c. II, S. 10.
[5] Ibid. II, S. 5.

Wandlung der Mutter.

schon früher ihren Sohn gewarnt, der König von Preußen kenne die Mittel und Wege recht gut, welche in Frankreich für den Staatsstreich ergriffen würden; man werde sich in die Ohren zischeln, dass Gustav falsch und verstellt sei; er habe mit Theatercoups begonnen und mit Versicherungen, auf die niemand sich verlassen könne, und man würde ihm Gleiches mit Gleichem vergelten, ihn mit Lob überschütten und dabei in die Faust lachen. Jemehr sie aber auf ihrer Heimreise Schweden nahte und vernahm, wie glänzend der Staatsstreich gelungen und wie alles zufrieden sei mit dem Könige, umsomehr schlug ihre Stimmung um und sie kam zuletzt außer sich vor Freude. „Ja, du bist mein Sohn, und wert, es zu sein. Gott segne dich in all deinem Vornehmen! Diese That versöhnt uns für immer. — Ach, mein geliebter Gustav, vergiss nie, dass du Mensch bist! Missbrauche die Macht nicht, die Gott dir gegeben hat. Überliefere der Nachwelt das Beispiel eines guten, eines großen Königs, — und möge die ganze Welt es eingestehen, dass die Monarchie die glücklichste aller Regierungsformen ist.“[1])

Sorge vor Krieg.

Der Sohn war indes in großen Sorgen. Von Katharina kam kalte Antwort auf die Anzeige vom Staatsstreiche; sie fühlte sich in ihren Plänen gestört, und einige Zeit schien in allem Ernste Schweden durch einen Krieg von Russland, Preußen und Dänemark bedroht.

Katharina II.

In einem Schreiben an Voltaire[2]) warf die Czarin einige Sätze hin, aus denen man ihren damaligen Unmuth herausfühlt: „Was sagen Sie denn zu der Revolution in Schweden? Da haben Sie einmal eine Nation, die in weniger als einer Viertelstunde um ihre Verfassung und ihre Freiheit kommt. Die Stände, umgeben von Truppen und Kanonen, haben in zwanzig Minuten über siebenundfünfzig Artikel der Verfassung berathen, die sie dann, als wäre es aus Überzeugung, unterzeichnet haben. Ich weiß nicht, ob man das eine sanfte Nöthigung nennen soll; aber ich stehe Ihnen dafür, Schweden ist ohne Freiheit und sein König ist ebenso despotisch als der von Frankreich, und zwar schon in zwei Monaten, nachdem der König und die Nation sich gegenseitig die strenge Beobachtung ihrer Rechte zugeschworen haben.“[3])

Gustav III. wurde mit Recht besorgt und meldete Ludwig XV. neben dem Gelingen seines Unternehmens, wobei ihn die Vorsehung sichtlich geleitet habe, und worüber jedermann in Schweden jetzt voll Freude und Zuversicht sei, von der gefährlichen Stimmung der Czarin und des Königs von Preußen, obschon die Veränderung der Verfassung eine rein innere schwedische Angelegenheit sei. Er sei zur größten Mäßigung entschlossen; wenn aber seine Feinde, trotz aller Billigkeit und trotz des Völkerrechtes, ihn doch zu beunruhigen wagten, so gedenke er Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und hoffe,

Dänemark.

Frankreich werde ihn nicht seinen Feinden überlassen. Dänemark rüste sichtlich in Norwegen.[4])

Friedrich II. sandte im September 1772 seiner Schwester einen Brief, der große Sorge erweckte. Der Staatsstreich sei eine kecke und unbesonnene That und

[1]) Geijer, l. c. II, S. 21.
[2]) Geffroy, Gustave III., vol. I, p. 169.
[3]) Geffroy, l. c. I, p. 170.
[4]) Ibid. I, p. 172–173.

Gustav zwinge ihn, zu den Waffen zu greifen. Sie solle ja nicht glauben, dass er auf Pommern abziele, das könne höchstens einen Prinzen reizen, der nicht Thronerbe sei. Aber die Staatsraison erfordere es, und die Nachwelt werde ihn tadeln, wenn er aus Rücksicht auf seine Verwandten den Vortheil seines Volkes außeracht lasse. Komme es zum Kriege, wer stehe ihr dafür, dass nicht ein Theil der schwedischen Armee zu den Russen übergehe, und wer verbürge ihr, dass diese verkommene Nation nicht selber ihren König ausliefere. Er schaudere jeden Tag beim Gedanken, dass die Schweden keine Macht haben, die ihnen helfen könne. Sie solle sich ja nicht auf diese Schweden verlassen, es gebe sehr viel Unzufriedene unter ihnen, die jetzt nur heimlich murren, aber beim ersten Unglücke den Schild erheben würden; darum möge sie ja auf Russland Rücksicht nehmen, von der Czarin hänge jetzt das Los Gustavs ab. Friedrich II.

Noch deutlicher sprach Prinz Heinrich in einem Briefe an die verwitwete Königin von Schweden: „Ich bin überzeugt von Gustav, dass er nichts Böses gegen irgend einen Nachbar plant; aber mit der gegenwärtigen Verfassung wird Schweden binnen zehn Jahren, wenn es Frieden behält, eine Großmacht werden. Fasse das wohl in das Auge und sage dann, ob das eine Laune der Furcht ist von einem Nachbar, wenn er verhindern will, dass eine Macht, die soeben noch ihm nichts schaden konnte, sich so sehr erhole, dass sie ein Gewicht hat in der politischen Wagschale. Hier ist der Kern der Frage, darauf hin muss der König in seinen Unterhandlungen abzielen. Er hat jetzt jeden seiner Entschlüsse reiflich zu erwägen; denn er wird jetzt allein verantwortlich für alles. Die Engländer sind auch bereits gegen ihn. In welche Lage wird Schweden kommen, wenn das Feuer anfängt zu brennen? Schmeichelt Euch ja nicht, dass die Türken Euch Luft machen, die werden ruhig bleiben. Hätte man es nicht mit Verwandten zu thun, so könnte man jetzt wohl sehr leicht durch ein Gebiet unsern Staat abrunden, nämlich mit Pommern.“ [1] Prinz Heinrich.

Gustav III. antwortete selber dem Prinzen Heinrich: „Um Gotteswillen, sagen Sie mir, was habe ich denn gethan, um mir einen solchen Sturm auf den Hals zu ziehen? Habe ich nicht in der feierlichsten Weise meine friedlichsten Absichten kundgegeben, meinen Wunsch, in Freundschaft zu bleiben mit allen meinen Nachbarn, die Verträge zu achten und mir ihre Zuneigung zu erwerben? Welchen Grund zur Klage können sie gegen mich haben? Die Änderung der Verfassung ist ja eine rein innere Angelegenheit und kann nicht mit fremden Mächten verhandelt werden. Die Schweden haben sie gemacht und finden jetzt ihr Glück darin; warum soll ich denn meine Unterthanen nicht glücklich machen? Wenn das ein Grund zum Kriege ist, so gibt es keine Gerechtigkeit mehr in der Welt. Was soll ich durch vorangehende Verträge mit Mächten gewinnen, die kein anderes Recht erkennen als ihr Gutdünken, ihre Kraft und ihre Stärke? Gegen solche Nachbarn zöge man ohnehin einmal den Kürzern, und es ist besser, man wagt gleich, als dass man sich noch demüthigende Vorschriften von ihnen über die Verfassung dictieren lässt. Mir will es nicht in den Sinn, dass man mich gegen alle Grundsätze des Rechtes und der Gerechtigkeit angreifen wird; denn man würde dadurch auch das Recht aller Fürsten und aller unabhängigen Völker angreifen, und ich denke besser von meinen Nachbarn und namentlich von meinen Blutsverwandten.“ Gustavs Muth.

Die Antwort liegt in einem Briefe des Prinzen von Preußen an Gustav III.

[1] Geffroy, l. c. I, p. 179—180.

Politik des Nutzens.

und charakterisiert die Politik des vorigen Jahrhunderts. „Es gibt keine Veränderung in einem Staate, die nicht alle anderen Staaten berührte. Die einen finden einen Vortheil darin, die anderen einen Nachtheil, und auf diese Berechnung stützen sich die Maßregeln, welche alle Staatengebilde ergreifen, sei es, um sich zu sichern oder eine Richtung zu unterdrücken, die ihnen schädlich ist. Da es kein Gericht gibt, wo Könige ihre Sache führen können, so schaffen sie sich selber ihre Gerechtigkeit. Wenn mehrere Fürsten einig sind und Verträge sie verbinden, so schaffen sie sich gleich Recht, und in diesem Falle ist Nachgiebigkeit der einzige Weg, der dem schwächern Theile übrig bleibt. So sehe ich die Lage Europas an.“ [1]) — Das ist der Grundsatz, auf welchen hin Polen zerrissen wurde.

Die Absicht der Gegner Schwedens war schlimm und die Gefahr groß; doch diesmal war Ludwig XV. eine treue Stütze, und der Gesandte Vergennes unschätzbar ob seiner Gewandtheit.

Vergennes.

„Rußland und Preußen“, schrieb er nach Versailles, „haben keinerlei Anrecht, sich in die inneren Angelegenheiten Schwedens zu mischen. Die Verfassung von 1720 aufrecht zu erhalten, ist ein Angriff auf die unveräußerlichen Rechte jeder freien Nation; wenn auch die Stände Schwedens 1720 eine Verfassung machten, so haben sie sich doch das Recht gewahrt, passende Veränderungen daran anzubringen, und jetzt will man sie 1772 bekriegen, weil sie wohlthätige Veränderungen anbrachten! Man kann von zwei Mächten, welche die allereinfachsten Begriffe des Völkerrechtes abgeschworen zu haben scheinen und bei denen der Nutzen das Recht bildet, kein Gefühl für Gerechtigkeit erwarten. Sie haben Polen getheilt, sie werden auch Schweden die schönsten Provinzen noch wegnehmen, wenn ihnen nicht mächtige Hindernisse entgegentreten.“

Droit de la convenance.

Ludwig XV.

Solche Worte wirkten, und diesmal gieng die öffentliche und heimliche Politik Ludwigs XV. im Einklange [2]) und er verstand ganz gut, was ihm Gustav im März 1773 vorhielt, dass es sich nicht bloß um Schweden, sondern um die Ruhe von ganz Europa handle. Ludwig versprach 12.000 Mann zu Fuß oder eine entsprechende Hilfe in Geld, nebst einer Flotte von elf Kriegsschiffen und sechs Fregatten, gegen jede Macht, die Schweden wegen seiner neuen Verfassung anzugreifen wage. In Toulon und Brest wurde nun gerüstet. Spanien trat Frankreich bei. Nach England ward der geschickte

[1]) „Comme les souverains n'ont pas de tribunal où leur cause se plaide, ils ont le droit de se rendre justice eux-mêmes. Si plusieurs souverains sont d'accord, si les traités les unissent, la justice, qu'ils se rendent, devient aisée et dans ce cas l'accomodement est l'unique chemin qui reste à la partie la plus faible. Voilà comme j'envisage l'Europe . . .“ — Geffroy, Gustave III, t. I, p. 188.

[2]) Bekanntlich hatte Ludwig XV., neben dem Minister des Äußern und den anerkannten Gesandten, einen geheimen Minister des Äußeren im Grafen Broglie und geheime Berichterstatter in jeder Residenz. Die Briefe derselben waren in Chiffern geschrieben; ein Beamter auf der Post erkannte sie an einem Zeichen auf der Adresse, sandte sie an den Grafen Broglie, dort wurden sie dechiffriert, an den Monarchen gesendet und von diesem beantwortet. Was von diesen Briefen noch vorhanden ist, findet sich gesammelt und erläutert in: „Correspondance secrète inédite de Louis XV. sur la politique étrangère avec le comte de Broglie-Tercier etc., et autres documents relatifs au ministère secret, publiés d'après les originaux conservés aux archives de l'empire et précédés d'une étude sur le caractère et la politique personnelle de Louis XV. par Mr. E. Boutaric.“

Mortande gesendet, und England und Frankreich kamen überein, dass, wenn Schweden Russland angriffe, Schweden auf keine französische Unterstützung zu rechnen habe; falls aber Russland Schweden angriffe, England der Kaiserin keine Hilfe leisten solle. Engl. land

Die Schwierigkeit war nur die Furcht der Engländer, französische Schiffe im Sund zu wissen. Aiguillon, welcher gut mit dem Minister in St. James stehen wollte, schlug vor, auf englischen Schiffe französische Truppen nach Schweden zu bringen. Ludwig XV. hielt das für erniedrigend, wagte aber nicht, offen seinem Minister gegenüberzutreten, sondern suchte dessen Plan durch seine geheime Diplomatie zu hintertreiben, in welcher er, seit seine Schreiben herausgekommen sind, als ein viel thätigerer, für Frankreichs Ehre besorgterer und einsichtsvollerer König erscheint, als man ihn nach den officiellen Actenstücken anzusehen gewohnt ist. Man sieht daraus, was der Mann als Regent, als König hätte sein können, wenn nicht seine wahnsinnige Leidenschaft für leichtfertige Weiber die Kraft seines Charakters gebrochen hätte. Jetzt ward heimlich mit dem Kriegsminister Monteynard ausgemacht,[1]) dass der gewandte Dumouriez nach Hamburg reisen und dort 6000 bis 7000 Mann auf französische Kosten anwerben solle. Aiguillon kam aber zum Theil hinter den Plan und ließ Dumouriez verhaften und schlug auf Broglie und Monteynard los, um Ludwig zu treffen, der wieder nicht offen aufzutreten wagte, aber seine geheimen Werkzeuge seines Vertrauens und seiner Hilfe versicherte. Dumouriez kam in die Bastille, Monteynard musste das Kriegsministerium niederlegen und Broglie wurde auf seine Güter verwiesen. Ludwig XV. half ihnen nicht mehr, denn er starb bald darauf.[2]) Seine geheime Politik. Monteynard. Dumouriez.

Indes hatten doch die ernste Drohung Englands und die Rüstungen Frankreichs in Toulon und Brest auf die Czarin und Friedrich II. gewirkt. Auch zog sich der Abschluss des Friedens mit den Türken hin, und so musste Katharina von ihren kriegerischen Plänen gegen Schweden abstehen. Friedrich war auch nicht geneigt, für sie Finnland zu erobern, und so kam Gustav diesmal mit der bloßen Sorge davon. Katharina II.

Aber nur ungern ergab sich Friedrich II., und am 23. Januar 1773 schrieb er an Gustav einen Brief, in welchem er mit einem merkwürdigen Scharfblicke ihm voraussagte, dass er einst durch die schwedische Aristokratie fallen werde, wie Cäsar durch die römische fiel:[3]) „Ich kann die Zukunft nur nach gewissen gegebenen Gründen berechnen, welche bisweilen durch die Veränderlichkeit der Ereignisse täuschen können, aber oft auch der Vorherverkündigung, welche man gewagt hat, entsprechen. Ich könnte mich der Antwort jenes Wahrsagers bedienen, welcher das Unglück verkündigt hatte, das Julius Cäsar, diesen großen Mann, am Tage der Idus des März bedrohte. Cäsar sagte, als er ihm begegnete: ‚Wohlan, die Idus des März sind da.' Der Wahrsager entgegnete: ‚Sie sind noch nicht vorüber.' Eure Majestät wissen das weitere." Friedrich II.

---

[1]) Vergl. unten in der Geschichte der Revolution, Bd. XV. dieses Werkes.
[2]) Dumouriez, Mémoires, I, p. 245—255.
[3]) Geijer, l. c. I, S. 198—199.

Auch die Czarin gab ungern nach. 1773 schloss sie noch eine geheime Allianz mit Dänemark. Der Krieg schien mit einem Angriff Gustavs auf Norwegen zu beginnen. Die unzufriedenen Schweden harrten auf einen Angriff Russlands. Dänemark sollte in diesem Kriege eine Hauptrolle spielen. Dabei müssen wir einen Blick auf

Dänemark

werfen, das in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht in den Vordergrund der politischen Schaubühne trat, aber 1771 und 1772 auf einmal die allgemeine Aufmerksamkeit erregte wegen der Vorgänge in seinem Innern und der Wandlungen in seiner äußeren Politik.[1])

Im Charakter der dänischen Könige des achtzehnten Jahrhunderts sind die Gegensätze schroff. Friedrich IV. (1699—1730) war heiter, lebenslustig, kunstliebend.

Friedrich IV.

Begeisterung für das Schöne hatte ihm auf seiner ersten Reise nach Italien die Tochter eines luccheſinischen Edelmannes, Maria Maddalena Trenta, und zugleich eine glühende Neigung für sie selber eingeflößt. An eine Vermählung war nicht zu denken und zur Maitresse sich zu erniedrigen hatte Maria Maddalena einen zu reinen und hohen Sinn. Sie wurde Carmeliterin und starb im Rufe der Heiligkeit. Bei einer zweiten Reise Friedrichs IV. nach Italien konnte er nicht umhin, sich öfter mit ihr im Kloster zu besprechen, und viele glaubten damals, der König von Dänemark werde katholisch werden.[2]) — Seine Regierung ist unter anderem auch dadurch merkwürdig, dass er 1702 verordnete, die uralte Leibeigenschaft der Bauern in allen Provinzen Dänemarks aufzuheben für alle Zeiten. Was die sittlichen Zustände Dänemarks zu jener Zeit anlangte, bezeichnet sie eine Verordnung des Königs, die an allen Straßenecken Kopenhagens angeschlagen wurde und welche Todesstrafe auf das Aussetzen neugeborener, meist außerehelicher Kinder bestimmte. Trotz eines langandauernden kostbaren Krieges, trotz Pest und Brand, der am 20. October 1728 halb Kopenhagen in einen Aschenhaufen verwandelte, trotz vieler kostbarer neuer Unternehmungen, waren beim Tode des Königs doch alle im Kriege gemachten Banknoten eingelöst und lagen in der Schatzkammer vier Millionen bare Reichsthaler, obschon Friedrich IV. beim Antritte der Regierung über eine Million Schulden vorgefunden hatte, und waren die Unterthanen sehr wohlhabend.

Schwester Maddalena.

Todesstrafe auf Aussetzung Neugeborener.

Christian VI.

Friedrich IV. hatte katholische Neigungen, sein Nachfolger Christian VI. (1730—1746) war ein eifriger Pietist. Der einflussreichste Mann seiner Zeit war der Hofprediger Bluhme, ein dänischer Spenner.

---

[1]) Über Dänemark vergl. Bd. IX, S. 456—463; seine fernere Geschichte hängt dann mit den Kriegen Ludwigs XIV. und Karls XII. zusammen, worüber in Bd. X und XI dieses Werkes nachzusehen ist.

[2]) Unter den Geschichtschreibern Dänemarks in deutscher Sprache hat nur Oettinger im IV. Bd., S. 15—19, 57—70 seiner „Geschichte des dänischen Hofes“ dieses Verhältnis besprochen. Die italienischen Geschichtschreiber dagegen reden viel von diesem Könige.

Auf sein Anrathen erließ der König 1735 eine Verordnung gegen die Entheiligung des Sabbats, welche die Unterthanen anwies, an jedem Sonn- und Festtage die Kirche zu besuchen und nicht nur vor-, sondern auch nachmittags dem Gottesdienste andächtig beizuwohnen. Geldbußen standen auf Versäumnis des Kirchenbesuches. Bauern, welche sich weigerten, sie zu zahlen, wurden mit dem Halseisen bestraft, und die Kirchenpatrone waren verpflichtet, solche Halseisen vor jeder Kirchenthüre anbringen zu lassen. Der Bauer, der an Sonn- und Feiertagen bei einer Arbeit auf dem Felde oder im Hofe betroffen wurde, kam gleichfalls ins Halseisen. Eine Hauptleidenschaft des dänischen Volkes war das Tanzen. Der König aber befahl, dass in den Städten an Sonn- und Feiertagen die Tanzböden geschlossen bleiben. In Kopenhagen und allen anderen Städten des Reiches mussten die Thore bis vier Uhr nachmittags geschlossen sein. — Sünden, welche die öffentliche Moral stark gefährdeten, wurden mit Kirchenbuße bestraft, von der ohne besondere Einwilligung des Königs niemand befreit werden konnte. Strenge Gesetze beschränkten den Kleiderluxus, das Tragen seidener Stoffe; keine Bürgersfrau sollte Gold oder Silber an sich tragen. Die Schauspielhäuser blieben seit 1738 geschlossen. Komödianten, Seiltänzer, Taschenspieler, Gaukler wurden als gottlose Sünder aus dem Lande gejagt. Alle Bälle, Maskeraden und Weihnachtsgelage wurden verboten. An Sonn- und Festtagen sollte keine Verlobung gefeiert, kein Gastmahl veranstaltet werden, das wäre Entheiligung des Sabbaths. Besonders streng war das Fluchen verboten; es soll aber nie mehr geflucht worden sein, als damals, gerade wegen dieser Verordnung.

Strenge Sonntagsfeier. Verbot zu tanzen. Kirchenbuße. Verbot der Schauspiele, des Fluchens.

Diese pietistische Richtung raubte alle Heiterkeit des Lebens und machte die Leute meuterisch. Wir hören auch, dass das Schloss immer mit starken Wachen umgeben war,[1]) und dass jeder, der über den Schlosshof gieng, mit dem Hute in der Hand gehen musste, so lange, bis er an diesem vorüber war. Wenn ein Mitglied des königlichen Hauses ausfuhr, giengen Lakaien mit gezogenem Schwerte vor dem Wagen her, Leibgarden zu Pferd ritten zur Seite und hinter dem Wagen. Reiter mussten vom Pferde und die Fahrenden aus dem Wagen steigen, um die königlichen Personen zu grüßen. Es ist nicht Sache des Staates, die Leute mit Gewalt fromm zu machen, das überlasse man der Kirche. Christian VI. wollte aber mit Regierungsmaßregeln das Frommwerden durchsetzen, erreichte jedoch mit seinen Verordnungen nur, dass die Leute lau und gleichgiltig gegen das Christenthum wurden. Der gründliche Däne Allen schildert die bedauerlichen Früchte dieser Maßregeln Christians VI., „des Frommen“: „Überall verbreitete sich Scheinheiligkeit, Frömmelei und Heuchelei, da diejenigen, welche ein heiliges Wesen annahmen, den Kopf hängen ließen und laut über die Thorheiten der Welt seufzten, zu Ämtern befördert wurden, während die Besseren, die sich zu derlei Verstellung nicht erniedrigen wollten, überall zurückstehen mussten. Das Gewissen der Schwächeren wurde geängstigt. Viele, ihres Lebens überdrüssig, wurden Selbstmörder oder tödteten andere, um selbst zu sterben. Anstatt der Übereinstimmung brachen in der Kirche die heftigsten Streitigkeiten aus, weil die orthodoxen Prediger die Grundsätze des alten Glaubens mit großem Eifer gegen die neuen Lehren des Pietismus vertheidigten. Die Parteien verketzerten sich gegenseitig mit Erbitterung, selbst von der Kanzel herab. Überall im ganzen Lande bildeten sich separatistische Versammlungen.“[2])

Folgen des Frommmachens.

[1]) Allen, Geschichte von Dänemark.
[2]) Ibid. S. 400—401.

Schulden. Der frömmelnde Christian VI. von Dänemark hinterließ viele Schulden, obschon nie ein großer Krieg oder die Zurüstung zu einem großen Kriege während seiner Regierung gewesen war. Daran war nicht bloß der Bau eines prachtvollen Schlosses zu Kopenhagen schuld und der Bau neuer Lustschlösser auf dem Lande, sondern auch die Verschwendung seiner Gemahlin, Sophia Magdalena, einer Tochter des Markgrafen Heinrich von Brandenburg-Kulmbach-Weverlingen, die ihre Mutter und eine Reihe von Mitgliedern ihrer armen Familie ins Land zog. Die Regierung gerieth in Schulden, weil sie nicht zu wissen schien, dass gute und strenge Ökonomie Pflicht und Ehre ist.[1])

Wissenschaft. Doch die Regierung Christians VI. hatte auch eine Lichtseite in ihrer Sorgfalt für Wissenschaft und Kunst.

Universität. Unter seinem Schutze erhob sich die Universität Kopenhagen, die theils durch Vernachlässigung in Verfall gerathen war; namentlich begann das Studium des Rechtes zu blühen durch Andreas Hoyer und seine Schüler Aucher und Stampe. 1736 wurde zum erstenmale die Prüfung der Juristen eingeführt und wurden strenge Forderungen an diejenigen gestellt, welche Mitglieder des höchsten Gerichtes werden wollten; sie wurden aber auch besoldet, während sie früher für ihre Theilnahme an den Sitzungen keine Entlohnung hatten und Gesetze. sich darum bestechen lassen mussten. Eine Gesetzgebungs-Commission wurde für Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuches begründet. So hob sich das Rechtswesen. Für die Heilkunde wurde ein anatomisches Theater und Heilkunde. ein medicinisches Collegium errichtet. Um das gelehrte Schulwesen zu heben, wurde die Zahl lateinischer Schulen in Jütland und Seeland vermindert; sie war auf vierzig gestiegen, jetzt ließ man nur noch zwanzig bestehen, aber sie wurden besser eingerichtet, bekamen bessere Lehrer und Schulbücher. In Gymnasien. Altona entstand 1738 ein Gymnasium und einige Jahre später ein Seminar zur Ausbildung von Predigern, in Sorve eine Akademie, in Kopenhagen eine Gesellschaft der Wissenschaften zur Beschreibung dänischer Münzen und Medaillen, eine andere zur Verbesserung der dänischen Sprache, der Langebek. dänischen Geschichte. Langebek hat sie 1744 gegründet, dessen „Quellensammlung für dänische Geschichte“[2]) wir in früheren Bänden oft zu benützen Eifer für dänische Sprache. Gelegenheit hatten. Langebek ist ein Eiferer für dänische Sprache; er sagt, sie sei eben so reich, rein und schön, wie irgend eine in der Welt, und verlangt ihre Anwendung, wenn man in einem dänischen Lande über dänische Angelegenheiten zum Nutzen des Volkes schreibe. Die Sprache am Hofe war deutsch oder französisch, das Commando in der Armee deutsch. Die meisten noch vorhandenen Briefe des „frommen Königs Christian VI.“ sind in deutscher Sprache.

Bartholin. Zu den berühmten Gelehrten dieser Zeit zählt Bartholin, der ein Werk über die Sitten und Gebräuche der nordischen Vorzeit herausgab, dann der Isländer Torfäus. Torfäus, der die isländischen Sagen zur Aufklärung der Geschichte des Nordens zusammenstellte, während Arne Magnäus isländische Handschriften Pantoppidan. zur Aufklärung der nordischen Vorzeit sammelte. Erich Pantoppidan, Professor der Theologie in Kopenhagen, gab die „Annalen der dänischen Kirchen-

[1]) Spittler, Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten. — Sämmtliche Werke, V, S. 488.

[2]) Scriptores rerum Danicarum medii-aevi. Haf. 1772—1792, sieben Bände in Folio. — Er ist geboren in Jütland 1710, wurde 1748 Aufseher des Geheimen Archivs und starb 1775 in Kopenhagen; sein Gehalt belief sich auf 400 Thaler.

geschichte" heraus[1]) und ein Werk, welches die Fahrten und Eroberungen der Dänen in den Wikingerzeiten schildert. Hans Gram, 1685 bis 1748, galt als Lehrer der griechischen Sprache, als Archivar und Historiograph, für ein Orakel der Gelehrsamkeit. Gram.

Der genialste Schriftsteller dieser Zeit war jedoch Holberg, Dänemarks Molière und Plautus, der aber, bei dem Eifer des Königs gegen alles Theaterwesen, wenig beachtet, dagegen unter König Friedrich V. umsomehr geschätzt wurde. Holberg.

Für das Volksschulwesen war schon unter Friedrich IV. manches gethan worden. Er hatte zweihundertvierzig Dorfschulen gegründet und den Lehrern feste Einkünfte angewiesen, während vor ihm nur durch Lehrer für die Volksaufklärung gesorgt wurde, die im Sommer von Dorf zu Dorf zogen und in Erdhütten, deren Dach aus zusammengeflochtenem Laubwerke bestand, die Kinder versammelten, da es an den meisten Orten an Schulgebäuden fehlte. Im Winter fand gar kein Unterricht statt. — Christian VI. lag der Volksunterricht gleichfalls am Herzen: alle, selbst die ärmsten Kinder, sollten in der Lehre des Christenthums, im Lesen, Schreiben und Rechnen hinreichenden Unterricht erhalten;[2]) es sollten in jedem Orte unter Aufsicht des Bischofes und des Stiftsamtmannes Volksschulen eingerichtet werden. Aber auch hier war der König, wie in anderen Dingen, zu nachgiebig. Der Eigennutz der Grundherren entriss ihm bald eine andere Verordnung, wonach die „Gutsbesitzer selber, als diejenigen, welche die Anstalten ihrer Güter und die Lage ihrer Bauern am besten kennen und für das Beste beider zunächst sorgen müssten, zu bestimmen hätten, wo und wie viele Schulen angelegt werden müssten", und die nöthigen Ausgaben zu bestimmen und zu vertheilen hätten. Da geschah denn sehr wenig; der Nutzen der Gutsbesitzer lag nicht in der Bildung, sondern in der harten Arbeit ihrer Bauern. Volksschule.

Manches geschah für Verkehr, Handel und Fabriken.

Die Post, welche in Dänemark, wie früher in Deutschland, eine Art Lehen einer Familie (des Grafen Gyldenlöw) war, wurde unter Friedrich für königliche Rechnung übernommen. — Eine See-Assecuranz entstand 1726. Auch hat unter Friedrich IV. Hans Egede die Bekehrung der Grönländer unternommen. Mit der Missionsanstalt wurde aber zugleich eine Handelsgesellschaft gegründet. Mit 10.000 Reichsthalern, die er durch öffentliche Sammlung zusammenbrachte, hatte Egede ein Schiff, „Die Hoffnung", und zwei kleinere Fahrzeuge gebaut und sich als königlicher Missionär in Begleitung seiner Frau und seines Sohnes Paul nach dem Norden eingeschifft, wo er fünfzehn Jahre verweilte. Alle Ehre seinem Eifer für das Evangelium — aber wie viel einfacher und mit wie ganz anderen Erfolgen giengen die katholischen Missionen vor sich! Der fromme Christian heißt auch „der Vater der Fabriken und Manu- Post. Egede. Grönland.

[1]) Gesta et vestigia Danorum extra Daniam. Lips. 1740. — Annales ecclesiae Danicae diplomatici. Hafniae 1741—1753.

[2]) Allen, Geschichte des Königreichs Dänemark, S. 407.

Fabriken.

facturen";[1]) sein Eifer war löblich, in manchem schwebte ihm offenbar das Beispiel Colberts und Ludwigs XIV. vor Augen. Tüchtige Handwerker, namentlich für Tuch- und Seidenweberei, wurden ins Land gezogen, und erhielten königliche Unterstützung. Jeder Meister konnte anfangs in einem Warenmagazine seine Waren ablegen und erhielt volle Bezahlung dafür. Kaufleute, welche ihre Waren abnahmen, erhielten längere Zeit Credit dafür; die Waren wurden geprüft, abgeschätzt und gestempelt. Alle königlichen Beamten mussten den Zehnten ihrer Besoldung in Waren aus diesem Magazine beziehen. Sobald eine Fabrik die Ware gut lieferte, wurde die gleiche Ware aus dem Auslande verboten. So gelang es, sehr gute Tücher und Seidenwaren in Dänemark selber zu liefern. Aber die Auslagen waren zu groß und darum auch der Preis zu hoch. Wenn die Regierung diese Fabriken nicht hielt, so mussten sie eingehen. Man zahlte die Belehrung, dass Concurrenz für die Industrie das Leben und Monopol ihr Tod sei, mit hohen Summen.[2]) So viel vom frommen Christian VI.

Friedrich V.

Sein Sohn und Nachfolger Friedrich V. (1746—1766) war eine ganz anders geartete Natur: er liebte Frohsinn statt Frömmelei. Hierin stimmte seine Gattin Louise, die schöne und edle Tochter Georgs II. von England, mit ihm überein. Der Hof wurde jetzt heiter. Die Wachen wurden entfernt und das Schloss verlor das Ansehen einer Zwingburg. Zum König hatte jeder aus dem Volke leicht Zutritt, auch Nichtadelige Zulass zu den Bällen und Concerten des Hofes. Die Schauspielhäuser wurden wieder geöffnet und Holbergs geniale Schöpfungen wider aufgeführt. Aus seinen reizenden Komödien hatte die junge Königin, welche die Zuneigung des Volkes erwerben wollte, dänisch gelernt. Er war der Liebling des Hofes, der Held des Tages.

Rascher Rechtsgang.

Ein Hauptgebrechen wurde unter dieser Regierung abgestellt, die Verschleppung im Rechtsgange; der König befahl kurzweg dem höchsten Gerichtshof, dass alle alten Processe bis zum Frühjahre 1749 entschieden sein müssten, und in der That waren am 15. Februar 1749 keine Processe mehr anhängig und konnte das höchste Gericht sich einige Wochen Ferien geben.

Reise nach Norwegen.

Karl XII.

Um seine Unterthanen alle kennen zu lernen, machte der junge König 1749 eine Reise unter die wackeren Norweger, deren Liebe und Zuneigung er im Sturme eroberte, weil er selber für ihr naturwüchsiges biederes Wesen Sinn hatte. Er besuchte die Stelle vor Christiania, wo Karl XII., dessen Heldenthaten er bewunderte, erschossen worden war; sein Großvater hatte hier eine Denksäule errichten, sein Vater aus Engherzigkeit sie wieder niederreißen lassen. Friedrich V. sagte da die für einen König merkwürdigen Worte: „Dieser Karl bleibt trotz all seiner Kriegslust ein Monarch, welcher der Liebe und Achtung seines Volkes würdiger ist, als mancher andere, der in der Furcht vor Gott die Furcht vor seinem Volke vergisst, das der Träger seines Thrones, der Hüter seiner Krone ist. — Ein Monarch aber, der keine Achtung für die Wünsche seines Volkes hat, ist selber keiner Achtung wert."

Die Liebe, welche dieser König bei seinem Volke gewann, zeigte sich am

[1]) Allen, l. c. S. 409.
[2]) Oettinger, l. c. IV, S. 280—282.

28., 29., 30. October in der Theilnahme des ganzen Reiches an der Feier des dreihundertjährigen Bestandes der Herrschaft der Oldenburger über Dänemark. Zwölf Könige, von verschiedenem Werte, hatten nacheinander aus diesem Hause regiert,[1]) das dänische Volk hatte aber immerdar reine Treue bewiesen. Ein Neuerer[2]) sagt darum: „Dänemark hat keinen Ravaillac, keinen Damiens; die Dänen sind Unterthanen, die ihre Könige lieben quand même und deren unwandelbare Treue als helleuchtendes Beispiel fast ohne gleichen dasteht.“ Auf dem Rande der Denkmünze standen die Verse: „So lange der Belt Wasser tropft, so lange der Dovre Klippen hat, lasse Gott unser Königshaus wachsen an Zahl, Flor und Dauer.“ Jubiläum der Oldenburger.

Um das geistige Leben seines Volkes zu heben, berief Friedrich V. hervorragende Schriftsteller in sein Land und unterstützte sie großmüthig.

Der junge Dichter Klopstock, der durch die ersten drei Gesänge seiner „Messiade“, bei allen, die deutsche Bücher lasen, die größten Erwartungen erregt hatte, rang mit Nahrungssorgen, und kein deutscher Fürst nahm sich seiner an, während Friedrich II. Summen an seine französischen Atheisten verschleuderte. Da bot der König von Dänemark ihm einen Ruhesitz in seinem Lustschlosse Friedrichsburg und einen Gehalt von vierhundert Reichsthalern. 1751 schreibt der Dichter an seinen Freund Gleim aus Friedrichsburg, vier Meilen von Kopenhagen, wie behaglich seine Lage sei in der Nähe des Königs: „Ich genieße hier alle Ruhe und Süßigkeit des Landlebens, besonders da es der beste und menschlichste Mann in Dänemark, der König, haben will, dass ich hier sei. Er hat sich das kleinste Landschloss, aber das angenehmste in Betracht seiner Lage, zu seiner Landlust erwählt. Er selbst hat nur ein Zimmer für sich und ein kleines Audienzzimmer, aber rings um sich her Wald und in diesem hundert sich durchschneidende Alleen, in welchen sich das Auge verliert.“ — Wie Virgil seine „Äneide“, so musste Klopstock die einzelnen Gesänge seines „Messias“, sobald sie vollendet waren, vorlesen. Klopstocks Vater erwähnt mit Freude, dass sein Sohn sich aus dem Keller nach Geschmack den Wein kommen lassen dürfe. — Als er den ersten Band seines „Messias“ dem Könige überreichen konnte, sprach Friedrich V. solche Worte des Lobes, dass der bescheidene Dichter sie dem Briefe an den Vater nicht anzuvertrauen wagte. Der König ertheilte ihm den Titel eines Legationsrathes; er wollte ihm den Danebrog-Orden verleihen; Klopstock erklärte sich aber dieser hohen Auszeichnung nicht für würdig. Graf Bernstorff hatte ihn empfohlen. Klopstock meint, dieser Mann verdiene die Liebe aller: „welche Rechtschaffenheit Klopstock. Friedrichsburg.

[1]) Die Könige sind:

Christian I.	(regierte	von	1449	bis	1481).
Johann I.	(„	„	1481	„	1513).
Christian II.	(„	„	1513	„	1524).
Friedrich I.	(„	„	1524	„	1533).
Christian III.	(„	„	1533	„	1559).
Friedrich II.	(„	„	1559	„	1588).
Christian IV.	(„	„	1588	„	1648).
Friedrich III.	(„	„	1648	„	1670).
Christian V.	(„	„	1670	„	1699).
Friedrich IV.	(„	„	1699	„	1730).
Christian VI	(„	„	1730	„	1746).
Friedrich V.	(„	„	1746	„	1766).

[2]) Oettinger, Geschichte des dänischen Hofes, V, S. 27.

Andere Berufungen.

in all seinen Handlungen, welch ein Verstand, welch angeborene Bescheidenheit in allem!“ Auch Klopstocks Freund und Landsmann Johann Andreas Cramer, als Kanzelredner berühmt, wurde 1754 nach Kopenhagen berufen und zwar als Hofprediger. Der Ansbacher Georg Christoph Oeder kam 1752 als Professor der Botanik nach Dänemark: er legte den botanischen Garten an und gab die „Flora Danica“ heraus. Die beiden Brüder Schlegel, Johann Elias und Johann Heinrich, jener als Trauerspieldichter bekannt, wurden berufen; der erste als Professor, der zweite, welcher die Geschichte der Könige von Dänemark schrieb, als Bibliothekar. Von Franzosen wurden berufen: Urbain Roger als Staatsökonom, der Waadtländer Reverdil und der Genfer Mallet als Lehrer für den Kronprinzen. Von Reverdil sagte Voltaire: „Man kann wohl ebensoviel Verstand haben wie er, aber nicht mehr.“ Mallet schrieb für den Unterricht des Kronprinzen seine „Einleitung in die dänische Geschichte“.[1]) 1761 kehrte er nach Genf zurück und vollendete hier seine fünfbändige „Geschichte von Dänemark“.[2])

Mallet.

Auch für sein Heer suchte der König nach einem berühmten Manne und fand ihn in dem französischen General Claude Louis Grafen von Saint-Germain, der wegen eines Zerwürfnisses mit dem Marschall Broglie 1760 das französische Heer verließ und die Einladung als General-Feldmarschall im dänischen Kriegsdienste annahm.[3]) Er galt für einen der tüchtigsten Feldherren Frankreichs. Seine Landsleute sagten aber von ihm, dass er, wie Pompejus, keinen General neben und, wie Cäsar, keinen General über sich dulden könne. Friedrich V. legte solchen Wert auf die Gewinnung dieses Mannes, dass er ihm einen Gehalt von 14.000 Thalern und 6000 Thaler Tafelgelder versprach und ihm das Gut Sillerve auf Seeland, das einen Wert von 120.000 Thalern hatte, geradezu schenkte: Saint-Germain sollte ihm die dänische Armee neu organisieren, ordnen und einüben.[4]) Dazu war er allerdings geeignet.

Saint-Germain.

Friedenskönig.

Der König war aber keineswegs kriegslustig, vielmehr ein wahrer Friedenskönig.[5]) Während der siebenjährige Krieg fast alle Staaten Europas

---

[1]) Introduction à l'histoire de Danemark.
[2]) Histoire de Danemark.
[3]) Vergl. Bd. XV dieses Werkes am Anfang der Geschichte der französischen Revolution.
[4]) Ibid.
[5]) Darum preist ihn auch Klopstock in einer schönen, gedankenreichen Ode als Menschenfreund:

Viel zu theuer durchs Blut blühender Jünglinge
Und der Mutter und Braut nächtliche Thrän' erkauft,
Lockt mit Silbergetön ihn die Unsterblichkeit
In das eiserne Feld umsonst!

Niemals weint' er am Bild eines Eroberers,
Seinesgleichen zu sein! Schon da sein menschlich Herz
Kaum zu fühlen begann, war der Eroberer
Für den Edleren viel zu klein!

Aber Thränen nach Ruhm, welcher erhabener ist,
Keines Höflings bedarf, Thränen, geliebt zu sein
Vom glückseligen Volk, weckten den Jüngling oft
In der Stunde der Mitternacht,

Wenn der Säugling im Arm hoffender Mutter schlief,
Einst ein glücklicher Mann! wenn sich des Greises Blick
Sanft in Schlummer verlor, jetzo verjünget war,
Noch den Vater des Volkes zu sehen.

in seine verheerenden Kreise zog, hielt Friedrich V. an einer bewaffneten Neutralität fest, die gleichfalls große Summen verschlang. Er vermittelte die Convention von Kloster Zeven.[1]) Vergebens suchte ihn Saint-Germain zu bewegen, sich mit dem König von Preußen gegen Frankreich und Österreich zu verbinden. Bald musste er sich aber zur Vertheidigung seiner von Russland bedrohten Lande rüsten.

Sobald nämlich 1762 die Kaiserin Elisabeth gestorben war und der Sohn ihrer älteren, an den Herzog von Holstein verheirateten Schwester Anna Petrowna, Karl Peter Ulrich, als Peter III. Feodorowisch den Thron der Czaren bestiegen hatte, erhob der junge Herrscher stolz seine Ansprüche an den herzoglich-gottorpischen Antheil von Holstein, welcher im Frieden 1720 von Großbritannien, Frankreich und Preußen an Dänemark zuerkannt war.[2]) Peter III. erklärte, er wolle, was Dänemark seinem Vater geraubt habe, wieder mit Waffengewalt zurückfordern. Er wollte von keinem Vergleiche etwas wissen und selber zu Felde ziehen.[3]) Vergebens bat der König um Preußens Vermittlung. Schon wurde im Herzogthume Mecklenburg ein Lager für 40.000 Russen abgesteckt und erschien die russische Flotte auf der Rhede von Kolberg; schon rückte das dänische Heer unter Saint-Germain in Mecklenburg ein und kreuzte die dänische Flotte auf der Höhe von Rostock und Kiel, und schien es also, in Mecklenburg wie in der Ostsee, zu ernstem Kampfe zu kommen — als die Nachricht von der Entthronung Peters III. eintraf, und gleich darauf die von seinem Tode erfolgte. Der Minister Panin erklärte dem dänischen Unterhändler, dass die Czarin Katharina II. zu einem Ausgleiche geneigt sei, dass dieser aber nur provisorisch sein könne, bis der jetzt eigentlich erbberechtigte Großfürst Paul Petrowitsch volljährig geworden sei. Peter III.

So kam es am 22. April 1767 zu einem vorläufigen Vergleiche,[4]) worin die Kaiserin als Vormünderin ihres Sohnes auf den gottorpischen Antheil von Holstein zu Gunsten der dänischen Regierung verzichtete, Dänemark aber alle auf das Herzogthum Holstein vor 1720 eingegangenen Schulden übernahm, 250.000 Thaler der jüngeren Linie des gottorpischen Hauses zu zahlen versprach und den Besitz des Bisthumes Lübeck derselben sicherte, nebst einer jährlichen Apanage von 12.000 Thalern. Für die Übernahme der gottorpischen Lande[5]) verzichtete dagegen Dänemark auf die Grafschaften Oldenburg Vergleich.

Lange sinnt' er ihm nach, welch ein Gedank' es ist:
Gott nachahmen und selbst Schöpfer des Glücks zu sein
Vieler Tausend! Er hat eilend die Höh' erreicht
Und entschließt sich, wie Gott zu sein!

[1]) Vergl. Bd. XII, S. 282 und 294 dieses Werkes.
[2]) Vergl. Bd. XI, S. 15 und 39; Bd. XII, S. 382 dieses Werkes.
[3]) Vergl Bd. XII, S. 383 dieses Werkes.
[4]) Arrangement provisionnel. — Martens, Recueil des des traités, I, p. 180.
[5]) Die königlich-dänischen und herzoglich-gottorpischen Besitzungen waren bunt untereinander gemischt. In Holstein waren königlich-dänisch: das Amt Rendsburg, das Amt Gauroff, die Wilster Marsch, darin Itzehoe; herzoglich-gottorpisch: das Amt Kiel, das Amt Bordisholm, das Amt Neu-Münster. In Wagrien waren herzoglich-gottorpisch das Amt Oldenburg oder Aldenburg, das Amt Cismar. In Stormarn waren königlich-dänisch: das Amt Steinburg, darin

Oldenburg. und Delmenhorst. Kaiser Joseph II. genehmigte 1777 diesen Vertrag und erhob die Grafschaft Oldenburg auf Dänemarks Ansuchen zum Herzogthume und wies ihm die holstein-gottorpische Stimme am Reichstage zu.

Juliana Maria. Die letzten Regierungsjahre Friedrichs V. waren nicht so glücklich wie die ersten. Der unerwartet schnelle Tod der Königin Luise[1]) war daran schuld. Der König schritt zu einer zweiten Ehe mit Juliana Maria von Braunschweig; diese Wahl war aber keine glückliche. Ihr Charakter war hochmüthig, schroff und abstoßend; gegen den Kronprinzen Christian war sie eine wahre Stiefmutter; sie hätte es gerne gesehen, wenn ihr einziger Sohn Friedrich an seine Friedrichs V. Tod. Stelle getreten wäre. Bald mied ihr Gemahl ihre Nähe, Friedrich V. erlag am 20. December 1765 einer Wassersucht. Den Kronprinzen mahnte er kurz vor seinem Tode noch, dass jeder, der ein guter Monarch sein wolle, vor allem ein ehrlicher Mann sein und dass er darum Gerechtigkeit und Milde stets üben müsse; er solle Monarch zur Wohlfahrt seines Landes und nicht zu seiner Lust und zu seinem Vergnügen sein, und er möge, wenn er als König befehle, stets bedenken, ob er als Unterthan auch gerne diesem Befehle gehorchen würde. Leider vergaß Mahnungen. Christian VII. diese Mahnungen nur zu schnell, und sein tolles Treiben hielt die Erinnerung an Friedrich V., den Bürgerkönig, „die Ehre der Menschheit, den liebenswürdigen König, wie man nicht so leicht wieder einen finden werde“,[2]) umso lebendiger wach.

Christian VII. Jetzt bestieg Christian VII. den Thron, erst siebzehn Jahre alt, einst die Freude seiner Eltern und die Hoffnung des Landes, aber er verlor seine edle Mutter, „die vielgeliebte Luise“, eine Tochter Georgs II., als er drei Jahre alt war, und jetzt kam der Knabe in ganz schlimme Hände, die sein gut angelegtes Wesen verbildeten.[3])

Erziehung. Sein Oberstthofmeister kümmerte sich wenig um ihn. Der Vater vermählte sich zum zweitenmale mit Juliana Maria von Braunschweig-Wolfenbüttel, die eine arge Stiefmutter gegen ihn wurde. So blieb der Knabe einem Kammerherrn Detlew von Rewentlow überlassen, einem rohen, hochmüthigen Manne, der nach dem Grundsatze, man müsse mit Strenge wirken, das zarte Kind oft körperlich derart züchtigte, dass ihm der Schaum auf den Lippen stand, und dass Christian auf Mittel sann, wie er seine Haut gegen Schläge unempfindlich machen könnte. So ward der talentvolle Knabe versteckt und heimtückisch und gerieth auf Abwege in Jugendsünden. Als der eigentliche Unterricht beginnen sollte, wurde Gellert. Gellert zum Erzieher vorgeschlagen und es wäre ein Glück gewesen für den Knaben und für das Land, wenn der gefeierte Mann dieses Amt übernommen hätte; aber er lehnte ab. Der Minister Graf Bernstorff entwarf nun einen

---

Glückstadt, das Amt Segeberg; herzoglich-gottorpisch waren: das Amt Tremsbüttel, das Amt Trittow, das Amt Reinbeck. In Dithmarsen waren königlich-dänisch: das Amt Meldorp, das Amt Brunsbüttel, das Amt Bodenburg, das Amt Friedrichsgabe; herzoglich-gottorpisch: die Gerichtsbezirke Heide und Lunden.

[1]) Klopstock hat sie in einer seiner schönsten Oden auch bei den Deutschen in dauernder Erinnerung erhalten. In den Herzen der Dänen lebt das Bild dieser edlen Frau ohnehin fort.

[2]) So nennt ihn Klopstock in seiner schönen Ode an Bernstorff und Moltke.

[3]) Jensen-Tusch, Die Verschwörung gegen die Königin Karoline Mathilde. Leipzig 1864. S. 1—12.

sehr guten Erziehungsplan, der aber leider nicht befolgt wurde. Man vergriff sich in den Lehrern und zuletzt gerieth Christian in die Hände von zwei Schweizern, die ihm eine entschiedene Vorliebe für französische Sprache und Literatur beibrachten. Nach dänischem Gesetze ist der Kronprinz im vierzehnten Jahre schon mündig, aber man ließ Christian doch nicht zu den Sitzungen des Staatsrathes, wo er die Grundsätze der Verwaltung und Regierungskunst kennen gelernt hätte.

Christian wird König.

So kam es, dass, als sein Vater am 14. Januar 1766 plötzlich starb und Geheimrath Bernstorff vom Altan der Christianburg den Ruf ertönen ließ: „Friedrich V. ist todt — es lebe König Christian VII.!“ — dieser neue König auch gar nichts von der Regierung verstand und den Ränken seiner Minister preisgegeben war, von denen jeder den anderen zu verdrängen und die Gunst des Neulings im Königshandwerk zu erringen suchte. Christian wurde bald eingeschüchtert, weil ihm jede Sache so dunkel vorgelegt wurde, dass er sich nicht zu entscheiden wagte. Er gähnte während der Vorträge, die Sitzungen im Staatsrathe wurden ihm zuwider. Er unterschrieb, was man ihm vorlegte. Umso mehr gab er sich Zerstreuungen hin und ausgelassenen Streichen bei Nacht.

Tolle Streiche.

Man denkt unwillkürlich an Nero, der mit seinen Genossen in der Nacht durch die Straßen Roms strich, schlimme Häuser besuchte, Diebstähle verübte, Leute, die ihm begegneten, misshandelte, wenn man liest, wie Christian mit seinen Kameraden Fenster einschlug, verrufene Häuser besuchte, und wie die Polizei beauftragt wurde, den jungen König — und wer bei ihm sei — in seinem Vergnügen nicht zu stören, noch zu verhaften.

Vermählung

Jene, die es wohl meinten, hofften, eine edle Gattin werde ihn von diesen Streichen abbringen. Bernstorff hatte die Verlobung mit Karoline Mathilde, der Schwester König Georgs III. von England, betrieben, und sie wurde schon 1765 mit ihm verlobt. Sie war zwei Jahre jünger als ihr Bräutigam und durch ihren sanften und edlen Charakter, ihre Schönheit, reiche Begabung und feine Bildung geeignet, das Glück seines Lebens zu machen. Sie galt wegen ihrer edlen Gestalt, wegen der Kornblumenbläue ihres großen Auges, als erste Schönheit des englischen Hofes; sie war der Liebling Englands und das Parlament, sonst so sparsam, bestimmte 100.000 Pfund zu ihrer Aussteuer. Rührend war der Abschied, auf dem Schiffe aber wurde sie traurig; ein Vorgefühl von Unglück überkam sie. Über Holland, Westfalen, Hamburg kam sie nach Roskilde, allenthalben bewundert ob ihrer edlen Schönheit. Hier sah sie ihren Bräutigam zum erstenmale und so überwältigend wirkte ihre Schönheit auf ihn, dass er den Anstand vergaß und sie vor aller Welt öfter umarmte und küsste. — Bei ihrem Einzuge in Kopenhagen nahm die freundliche und schöne Königin im Sturm die Herzen gefangen.[1])

mit Karoline Mathilde 8. Nov. 1566.

Enttäuschung.

Über ihren Gemahl ward aber die Königin bald enttäuscht und Schwermuth überkam sie. Als man den König darauf aufmerksam machte, sagte er, es sei ihm gleichgiltig, sie sei sentimental und habe Spleen. Seine Freude waren Crebillons schmutzige Romane. Als die Königin sich kalt gegen ihn zeigte, rieth ihm der Kammerdiener Holck, sich bei anderen Frauen zu erholen, die gefälliger

[1]) Jenssen-Tusch, l. c. S. 12—13.

wären, und besuchte der König zuerst nächtlich die sogenannte Stiefelett-Katharine, die Tochter eines Unterofficiers, dann eine französische Soubrette, die, wie er sagte, den Teufel im Leibe hatte, und dann eine Reihe von anderen gemeinen Weibern, während die schöne Königin einsam ihre Zeit vertrauerte. Auch als sie ihm 28. Januar 1768 einen Prinzen und Thronerben schenkte, ward das Ver-
Reverdil. hältnis nicht besser. Ein Schweizer Reverdil hatte den Muth, dem König hin und wieder über sein Treiben die Wahrheit mit Spott zu sagen, und da bekam er einmal die Antwort: „Schilt mich, aber spotte meiner nicht, denn viel leichter vertrage ich eine grobe Wahrheit, als einen spitz geschliffenen Witz, der sich wie eine glühende Nadel ins Fleisch bohrt.“ Es ist derselbe Reverdil, der 1767 die Abschaffung aller Gesetze betrieb, die den Bauern zum Sclaven erniedrigten. Zum Lohne für seine Bemühungen erhielt er plötzlich im November 1767 seinen Abschied, allerdings mit Abfindung einer Summe von 10.000 Thalern. Der König
Voltaire. gab ihm ein Geldgeschenk an Voltaire für die Verwandten von Calas mit und der alte Schmeichler sandte aus Ferney einen Brief und ein Gedicht an den König, „dessen Wohlthaten in alle Länder drängen; nach dem Norden müsse man reisen, wenn man lernen wolle zu denken und zu fühlen! Hinderte ihn seine Hinfälligkeit nicht, so würde er selber nach Kopenhagen eilen und sich zu den Füßen des Königs hinwerfen, der seine Wohlthaten in fremde Lande sende, weil man in Dänemark keinen Unglücklichen finden könne!“ Der Brief und das Gedicht erschienen, gut ins Deutsche übersetzt, in Altona.

Struen-
see Man erkundigte sich nach dem Übersetzer: es war ein junger Arzt, Johann Friedrich Struensee, geboren in Halle 1737, der Sohn eines Predigers. Im Waisenhause zu Halle erhielt der schöne und talentvolle Knabe den ersten Unterricht. Pietisten leiteten bekanntlich diese Anstalt; dem Pietismus hieng der Vater und die Mutter eifrig an, trieben aber gerade damit ihren Sohn dem Zweifel in die Arme und verleideten ihm das väterliche Haus und die Kirche. Der junge Struensee wurde ein vollkommener Freigeist. Er bezog schon in seinem vierzehnten Jahre die Universität und war mit zwanzig Jahren Doctor der Medicin. Da sein Vater als Hauptprediger der Stadtkirche nach Altona berufen wurde, zog sein Sohn mit ihm dahin, wurde ob glücklicher Curen und seines angenehmen Wesens Stadtphysicus, dann Landesphysicus, kaufte sich ein Haus, gab einige Zeit auch eine „Monatsschrift zum Nutzen und Vergnügen“ heraus, worin er schriftstellerische Begabung zeigte; einige arzneiwissenschaftliche Broschüren giengen damals gleich-
Atheist. falls aus seiner Feder hervor. Struensee war ein klarer Kopf, aber ohne Tiefe: Helvetius, Voltaire und Rousseau waren seine Orakel; die Religion z. B. erschien ihm als die Folge der Furcht vor der allgewaltigen Natur. Er meinte, wenn der Mensch sterbe, so habe er nichts zu hoffen, noch zu fürchten; er schwärmte für Gleichberechtigung aller. Dabei wollte er doch in abenteuerlichem Sinne besondere Dinge vor anderen erreichen. Reisebeschreibungen über Ostindien entzündeten seine Phantasie: er gedachte, dahin auszuwandern und dort ein großes Vermögen zu erwerben. Da kam ihm plötzlich der Antrag aus Kopenhagen, den König von Dänemark auf einer Reise nach London und Paris als Arzt zu begleiten, wie gerufen. Er nahm an und begründete damit seine Stellung, die ihn zu einer geschichtlichen Person gemacht hat.[1])

Der
König Die Minister, die es mit dem König wohl meinten, drangen darauf, dass er sich auf Reisen bilde. Ihre Hauptabsicht war aber, dass er aus dem

[1]) Jenssen-Tusch, l. c. S. 48—54.

liederlichen Treiben herauskomme. Der Vorschlag wurde sogleich von ihm genehmigt und am 6. Mai 1768 verließ der König Kopenhagen. soll reisen,

Die Königin bat, mitreisen zu dürfen, und weinte bitterlich, als der König es ihr rundweg abschlug. Während er von einer Zerstreuung zur anderen eilte, war ihre einzige Freude ihr Kind; sie lebte einsam, denn die Damen, die für die Zierden des damaligen Hofes galten, standen nicht im Rufe tugendhafter Reinheit. Die Reise gieng über Kiel, Lüneburg, Hanau, Frankfurt nach dem „goldenen" Mainz; von da den Rhein abwärts nach Köln, Amsterdam, nach dem Haag, nach Brüssel, wo ihn der Fürst von Ligne königlich bewirtete; dann über Gent, Brügge nach Dünkirchen, Calais, von wo ihn eine königliche Yacht nach Dover brachte. nach England

Bisher war Christian VII. als Graf von Traventhal gereist; jetzt nannte er sich wieder König von Dänemark. Als Schwager ihres Königs wurde Christian VII. von den Engländern herzlich aufgenommen. Der Adel und die Stadt London wetteiferten in glänzenden Festen und in der Zurschaustellung ihres Reichthumes. Christian VII. genoss die Lust mit vollen Zügen, bewies aber auch Mangel an Takt und eine unziemliche Überspanntheit; so tanzte er zwei Abende hindurch nur mit der schönen Gräfin Talbot. Als seine Schwiegermutter ihn besorgt mit Fragen über das Befinden ihrer Tochter bestürmte, sagte er zu seinem Vertrauten: „Diese liebe Mama ist mir schrecklich langweilig." Unter den Merkwürdigkeiten Englands besuchte der König auch Cambridge und Oxford. Natürlich brachten die Professoren dem Schwager des Königs ihre Huldigung dar und ernannten den König, den Grafen Bernstorff und den Baron Schimmelmann zu Doctoren des Rechts und den Leibarzt Struensee zum Doctor der Medicin, und in ihrem Doctortalar besichtigten diese dann die Sehenswürdigkeiten Oxfords. Die Stadt London ertheilte dem König das Bürgerrecht und Christian VII. ließ sich, nach einem alten Gebrauch, in die Zunft der Goldschmiede eintragen. Das Fest, das ihm der Lordmajor im Namen der Stadt London gab, soll 20.000 Pfund Sterling gekostet haben. Im ganzen berechnete man, dass der Aufenthalt des Königs in England 500.000 Pfund in Umlauf gebracht habe. Christian selber gab ein Maskenfest, zu welchem für Einladungskarten bis zu hundert Guineen bezahlt wurden; man berechnete die Perlen und Juwelen, die dabei zur Schau gestellt wurden, auf zwei Millionen Pfund. Der Dänenkönig wollte hinter den Engländern nicht zurückbleiben und verschwendete das Geld seines sonst im Verhältnisse zum englischen armen Volkes; namentlich hinterließ er bei den Damen glänzende Geschenke und damit ein gutes Andenken.[1] Feste. Christian maßlos. Dr. juris. Reichthum Englands.

Von England gieng es nach Frankreich. Am 15. Februar 1770 landete Christian VII. in Calais, am 21. Februar traf er in Paris ein. Der Hof war gerade damals in Fontainebleau. Ludwig XV. empfieng den Dänenkönig mit seiner ganzen persönlichen Liebenswürdigkeit: „Mein erlauchter Vorgänger", sagte er, „hatte das Glück, Peter den Großen umarmen zu können; ich schätze mich glücklich, Christian den Liebenswürdigen bei mir zu wissen. Wie jung Sie sind, ich könnte Ihr Großvater sein." — Christian erwiderte artig: „Ich würde mich glücklich preisen, Ihr Enkel zu sein." Damals war Trauer um die Königin Maria Leczinska, und Ludwig XV. sprach sein Bedauern aus, dem hohen Gaste zu Ehren keine Festlichkeiten am Hofe veranstalten zu können, er habe aber Christian VII. in Paris.

[1] Oettinger, Geschichte des dänischen Hofes, V, S. 213—215.

alle Anstalten getroffen, ihm den Aufenthalt in Paris so angenehm als möglich zu machen: den Mitgliedern der großen Oper und der Comédie Française sei der Befehl gegeben, nur solche Stücke aufzuführen, die dem König gefielen. Christian VII. schien auch unersättlich zu sein im Zuschauen und Zuhören. Siebzehn Stunden soll er einmal an einem Tage in Theatern gewesen sein. Nach jeder Vorstellung erhielten die Schauspieler ein glänzendes Geldgeschenk. Der Ruf, dass er ein guter Tänzer, ein geschickter Jäger und sehr freigebig sei, war ihm vorausgegangen und die Pariser verstanden es, dem König zu schmeicheln. Die

Schmeichelei.

französische Akademie begrüßte ihn bei seinem Besuche mit einem Gedichte, worin es hieß: ein Volk zu erfreuen, sei mehr wert, als es erobert zu haben; all seine Triumphe seien nur Feste. Christian VII. habe die Herzen der Pariser

Besuch der Akademie,

erobert und sie wünschten nicht, dass er je auf diese Eroberung verzichte. Zum Andenken an seinen Besuch beschloss die Akademie, das lebensgroße Bild des Königs in ihrem Versammlungssaale aufzustellen. Auch die Sorbonne besuchte der König. Um die ersten Schriftsteller näher kennen zu lernen, lud er zwanzig derselben, darunter d'Alembert, Diderot, Helvetius, Marmontel, zur Tafel ein, bei der er zwischen Helvetius und Diderot saß. Natürlich bewunderten diese Herren den „nordischen Trajan". Auch Grimm war geladen und schreibt in seinen Briefen, dass der Leibarzt Struensee durch seine Kenntnis

des Parlamentes,

der französischen Literatur die Gäste nicht wenig in Erstaunen gesetzt habe. Sogar das Parlament besuchte der König, bei welchem der berühmte Séguier ihn mit einer glänzenden Rede empfieng. Als Christian die Porcellanfabrik zu

der Fabrik zu Sèvres.

Sèvres besuchte, ließ ihm der König ein Service überreichen, das auf 100.000 Livres geschätzt wurde; jedes einzelne Stück trug das dänische Wappen. Wo Christian sich zeigte, wurde er mit Beifall begrüßt; sein Bild prangte an allen Schauläden. Die Zeitungen priesen seine Weisheit und seine Güte, und wer ihn angelobt oder angesungen, erhielt Zeichen der königlichen Freigebigkeit, vor allen die Schauspieler. Selbst die Damen der Halle überreichten dem König einen herrlichen Blumenstrauß zum Abschiede.

Rückkehr.

Die Rückreise gieng über Metz, Straßburg nach Mannheim. Der Kurfürst Karl Theodor empfieng ihn hier in glänzender Weise. Es gab da-

Mannheim.

mals in Mannheim eine Akademie der Wissenschaften, eine Schatzkammer, eine Bildergallerie, ein Münzcabinet, eine großartige Bibliothek zu zeigen. Auch Schwetzingen wurde besucht. Ueber Frankfurt, Braunschweig, Hamburg fand die Heimreise statt.[1])

Karoline Mathilde.

In Roskilde empfieng ihn die Königin Karoline Mathilde, welche die acht Monate — so lange dauerte die Reise — in Trauer, im Gefühle ihres Unglückes zugebracht hatte; denn die verwitwete Königin Juliana Maria peinigte ihr Herz mit der Erzählung von jeder Huldigung, die der König einer Dame auf seiner Reise gewidmet hatte, von jedem Besuch in

Juliana Maria.

einem verrufenen Hause, den sie durch ihre Spione erfahren hatte. Karoline Mathilde war namenlos unglücklich, man sah sie stundenlang in Thränen. Der Zweck der verwitweten Königin war, Zwiespalt unter dem königlichen Ehepaar zu erregen. Der Erbprinz war nämlich kränklich, und wenn die Königin ihrem Gatten keinen Sohn mehr schenkte, so hatte Julianens eigener

[1]) Jensen-Tusch, l. c. S. 30—44.

Sohn, Friedrich, große Aussicht auf den Thron. Am 14. Januar 1769 zog der König in Kopenhagen ein. Man fand sein Aussehen gesund, sein Wesen lebhaft; in kurzer Zeit aber trat wieder Abspannung ein infolge seines ausschweifenden Lebens, Ekel an allen Geschäften. —

Dänemark (Fortsetzung). Struensees Höhe und Fall.

Da der König gemäß der Verfassung absolut war, so regierte derjenige das Reich, welcher sich seiner Person zu bemächtigen wusste, und dieses gelang dem Leibarzte Struensee, der vom 13. September 1770 bis zu seinem Sturze durch seinen Einfluss auf den König, welcher sich unbedingt von ihm leiten ließ, eigentlicher König von Dänemark war.

Struensee.

Struensee hatte auf der Reise sich in Gunst bei Christian VII. zu setzen gewusst durch seine Gabe der Unterhaltung, durch sein reiches Wissen, durch sein gefälliges Wesen. Dabei hatte er dem König öfters den Rath gegeben, mehr auf sich selber acht zu geben. Struensee war eigentlich nur für die Dauer der Reise berufen; der König behielt ihn aber auch nach derselben bei sich und ernannte ihn am 12. Mai 1769 zum Staatsrath. Dem schwächlichen Kronprinzen bewies dieser Arzt große Sorgfalt. Damals rafften die Blattern viele Opfer weg, auch der Kronprinz ward ergriffen; Struensee wandte die Inoculation an und der kleine Prinz wurde gerettet. Das gewann ihm die Gunst der Königin; er wurde ihr Cabinetssecretär und der Vorleser des Königs. Aber er errang auch nach und nach ihr volles Vertrauen, so dass sie ihm den Kummer ihres Herzens gestand, wie sie von Feinden umringt sei, die sich mit dem Plane trügen, es zum vollen Bruche zwischen ihr und ihrem Gatten zu bringen; ihre Schwiegermutter strebe eine Veränderung der Thronfolge herbeizuführen. Sie durchschaue den Plan, sie sei von Verrätherinnen umgeben; die Frau von Plessen, die allein es gut mit ihr gemeint und den König gewarnt habe, sei darum von ihr entfernt worden; der russische Gesandte, von Saldern, habe dabei seine Hand im Spiele, weil er im russenfreundlichen Sohne der Königin Juliana einen sichereren Bürgen einer russenfreundlichen Politik erwarte, als im Sohne einer Engländerin.

Inoculiert den Prinzen.

Vertrauen der Königin.

Hingerissen von dem Vertrauen der Königin versprach ihr Struensee, alles aufzubieten, um das Missverständnis zwischen ihr und ihrem Gemahle zu heben, und gab ihr den Rath, wie sie sich in die Launen ihres Gemahls fügen und seine Zuneigung wieder gewinnen könne, und Karoline Mathilde gab sich fortan alle Mühe, sich nach dem Geschmacke des Königs zu richten; obschon ihr das Reiten zuwider war, begleitete sie ihn doch häufig zu Pferd, sogar in Manns-tracht, weil es ihm so gefiel.

Struensee vereint König und Königin.

Und es fand wieder eine Annäherung zwischen dem Gatten statt und beide schenkten ihr Vertrauen und ihre Gunst dem Manne, der sie wieder zusammengeführt hatte. Am 7. Juli 1771 wurde die Königin Mutter einer Prinzessin. Auf Struensee aber regneten die Zeichen der königlichen Gunst. Alles gieng nach seinem Rathe. Er stieg auf eine schwindelnde Höhe und

kam auf den Gedanken, die Regierung von ganz Dänemark nach den Grundsätzen der neuen Zeit einzurichten.

Plan der Regierung.

Er hat diesen seinen Plan in seiner Vertheidigung also skizziert: in den hohen Regierungs-Collegien sollte durch Trennung der vielen verschiedenartigen Geschäfte, die in ihrem Bereiche lagen, größere Raschheit, Ordnung und Einfachheit zuwege gebracht werden; für die Finanzen müsste ein fester Plan entworfen, die verschiedenen Zweige der Einnahmen und Ausgaben des Staates müssten einer gemeinschaftlichen Verwaltung untergeordnet und alle möglichen Ersparnisse zur Abzahlung der Staatsschuld eingeführt werden; die Rechtspflege sollte durch Abschaffung der sogenannten scharfen Examination und durch eine zweckmäßigere Gerichtsverfassung verbessert werden; Fabriken und Manufacturen sollten nicht auf Kosten des Staates unterhalten, dagegen der Landmann unterstützt und dem Ackerbaue aufgeholfen, und alle Lieferungen von Naturalien in Geldabgaben verwandelt werden. Die zu freigebige Vertheilung von Ehrenzeichen und Titeln, welche ehemals stattgefunden hatte, sollte eingeschränkt, und Adelige bei der Besetzung von Ämtern Bürgerlichen nicht vorgezogen werden, sondern jene wie diese von unten auf dienen; endlich sollte der Staat sich nicht mit der Verbesserung der Sitten durch gesetzliche Vorschriften und andere Vorkehrungen befassen, sondern solches den Lehrern des Volkes überlassen.[1])

Sturz der Gegner, Holcks,

Um diese Pläne durchzuführen, musste zuerst der Hofmarschall, Graf Holck, der den König stets zu Ausschweifungen verleitete, entfernt werden. Er erhielt plötzlich seinen Abschied; an seine Stelle trat Enewold Brandt, seit dem 22. Juli 1769 schon Kammerherr. Sohn eines hohen dänischen Beamten, früher in französischem Dienste, wurde er, nach seiner Rückkehr aus Paris, wo er durch ein lockeres Leben sich in Schulden gestürzt hatte, in Altona mit Struensee bekannt und beide schlossen innige Freundschaft. Auf Struensees Rath hatte er in öffentlichen Blättern Holck wegen seiner schlechten Streiche derart gebrandmarkt, dass dieser nicht mehr gehalten werden konnte. Mit Holck wurden seine Verwandten vom Hofe entfernt, Brandt aber wurde Großmeister in der Garderobe des Königs und hatte den Auftrag, den König zu unterhalten und zu verhindern, dass ein Uneingeweihter sich seiner Gunst bemächtige.

an seine Stelle kommt Brandt.

Sturz Bernstorffs.

Der Zweite, der an die Reihe kam, weil er Struensees Plänen im Wege stand, war der sonst verdienstvolle Minister Bernstorff. Er hatte zur Entlassung der Frau von Plessen beigetragen und dadurch den Unwillen der Königin sich zugezogen. Er stand auf innigem Fuße mit dem Grafen Panin und den russischen Gesandten Filosofow und Saldern. Der erstere hatte Struensee als einen gefährlichen Mann früher schon vom Hofe zu entfernen getrachtet und sogar den Einfluss der Kaiserin hiefür aufgeboten. Jetzt sagte Struensee dem König, er opfere für Russland Dänemarks Vortheil, und der König unterzeichnete am 13. September 1770 Bernstorffs Entlassung. Sein Nachfolger wurde Schack Rantzau. Karl Graf von Rantzau-Ascheburg. Mit Bernstorff fiel auch sein Neffe, der ein großer Kenner des Finanzwesens war. Gern hätte ihn Struensee darum erhalten, aber er fürchtete seine Anhänglichkeit an den Oheim.[2])

Vom 13. September 1770 an beginnt die eigentliche Regierung Struensees und damit eine Reihe tiefgreifender Veränderungen. Zunächst wurde am

[1]) Jensen-Tusch, l. c. S. 312—316.
[2]) Ibid. S. 57, 61, 65—66, 74.

14. September die Aufhebung der Censur und uneingeschränkte Freiheit der Presse gestattet. Preßfreiheit.

Der König fand, wie es in diesem Erlasse heißt, dass es der unparteiischen Untersuchung der Wahrheit ebenso nachtheilig, als der Entdeckung verjährter Irrthümer und Vorurtheile hinderlich sei, wenn redlich gesinnte und um das allgemeine Wohl besorgte Männer abgeschreckt werden, ihrer Einsicht und Überzeugung gemäß zu schreiben, Missbräuche anzugreifen und Vorurtheile aufzudecken. Die Gewährung der Preßfreiheit erregte durch ganz Europa großes Aufsehen. Voltaire pries den jungen König dafür in einem eigenen Gedicht, weil er zeige, Voltaire.
dass dieses ausschließliche Vorrecht freier Staaten auch in einem Reiche mit unumschränkter königlicher Gewalt gedeihen könne. In Wahrheit erschienen zwar in den ersten Monaten eine Menge Flug- und Streitschriften, aber ohne tiefe Gedanken. Erst nach und nach wurden ernste Fragen mit Gründlichkeit besprochen, und hob sich die dänische Literatur in Wissenschaft wie in Dichtung.

Die Regierung spitzte sich immer mehr einheitlich zu. Am 27. December 1770 wurde die seit 1660 bestehende höchste Regierungsbehörde, nämlich der Geheime Staatsrath, „das geheime Conseil", aufgelöst. An seine Stelle trat Ministerium.
ein aus den Häuptern der verschiedenen Collegien zusammengesetztes Ministerium, 7. Januar 1771, das aber lange nicht so viel Macht hatte, wie der bisherige Geheime Rath.

Im königlichen Handschreiben heißt es: der König hebe den Geheimen Staatsrath auf, um seiner Regierung die natürliche und wesentliche Reinheit zu verleihen. Er wolle damit nur das allgemeine Wohl befördern und sich in der Einheit der Regierung.
Ausführung seiner guten Absichten nicht behindert fühlen, was durch die Theilnahme vieler Personen an den Staatsgeschäften eintrete. Diese Einheitlichkeit der Regierung, das heißt in der Hand Struensees, ergab sich aus dem Befehle des Königs vom 14. Juli 1771, worin er Struensee zum Geheimen Cabinets- Cabinetsminister.
minister erhob, und worin es heißt: „1. Alle Befehle, die ich ihm mündlich mittheile, soll er nach meinem Sinne schriftlich abfassen, mir, sobald er sie paraphiert hat, vorlegen und sie dann in meinem Namen unter Beifügung des Cabinetssiegels ausfertigen. 2. Alle Anordnungen, die auf die Vorstellung eines Collegiums an ein anderes zu geben nöthig sind, sollen von ihm ausgefertigt werden und nicht mehr vom Collegium selber. 3. Wöchentlich soll mir durch ihn von den ausgefertigten Cabinetsbefehlen ein Auszug zur Genehmigung vorgelegt werden. 4. Alle von ihm auf diese Weise ausgefertigten Cabinetsordres sollen dieselbe Giltigkeit haben, als die von mir eigenhändig unterschriebenen, und sollen sowohl von allen Collegien, wie von allen Unterbeamten derselben, pünktlich und genau befolgt werden." [1])

Da war Struensee eigentlich König, der Gott nur allein für seine König Struensee.
Regentenhandlungen nach der Verfassung verantwortliche König; denn Christian VII. zeigte damals schon zeitweise Spuren von Wahnsinn.

Anders kann man es nicht nennen, wenn er während der Tafel seinen Hund Gourmand anfuhr mit den Worten: „Kannst du bellen?" und als dieser

[1]) Jensen-Tusch, l. c. S. 160.

Christian wahnsinnig. auf einen Fußtritt bellte, ausrief: „Kannst du bellen, so kannst du auch Conferenzrath sein", und dann einen Toast auf den Conferenzrath Gourmand ausbrachte — man denkt unwillkürlich an Caligula, der sein Pferd zum Consul ernannte; oder, wenn er eines Sonntags während des Gottesdienstes vom Altan des Schlosses Christianburg Holzscheite, Feuerzangen, Schaufeln, Bücher, Papiere, Schubladen hinabwarf, selbst seinen Lieblingshund Gourmand und einen Negerknaben hinunterschleudern wollte;[1]) oder, wenn der König sich über seinen Gesell- Brandt. schafter und Hofmarschall Brandt beschwerte, dass er sich nicht mit ihm balgen wolle — denn Christian pflegte zu sagen: „Wer das Herz auf der rechten Stelle trägt, der muss es mir auch beweisen." Das Gesetz sprach aber Todesstrafe gegen jeden aus, der sich vermesse, auch nur die Hand gegen die geheiligte Person Seiner Majestät zu erheben. Brandt mochte darum der Aufforderung des Königs nicht entsprechen und wurde von diesem ein Feigling gescholten: er sei ein entschiedener Coujon, wenn er sich mit ihm nicht schlagen wolle. Auf Struensees Rath schloss Brandt dann eines Tages die Thüre, als der König die nämliche Aufforderung an ihn stellte, und sagte zu ihm: „Wollen Sie etwas mit mir, so kommen Sie nun." Der König fieng nun an, mit ihm zu raufen, steckte ihm einen Finger in den Mund, als wenn er ihn ersticken wollte, worauf Brandt ihn unwillkürlich in den Finger biss, um was er aber den König sogleich um Verzeihung bat. Christian sagte, das mache nichts, streichelte ihm die Wange und fieng wieder an, worauf Brandt ihn am Hals packte und an die Wand drückte. Der König ertheilte ihm aber sogleich einen Versöhnungskuss und bat Brandt, ihn noch länger zu unterhalten. Struensee meinte, als es ihm Brandt erzählte: „Jetzt werden Sie Ruhe haben, aber es darf niemand etwas davon erfahren." Das ist eine Rückseite vom unumschränkten Königthume.[2])

Struensee war König und es erflossen jetzt eine Menge Verordnungen, gute, wie üble, die dem alten Dänemark eine ganz neue Gestalt zu geben drohten. Die Neuerungen kamen so rasch, wie wenn Struensee eine Ahnung Große Zahl der Bescheide, gehabt hätte, dass sein Walten so kurz sei. Manche Anordnung war vortrefflich und entsprach einem tiefgefühlten Bedürfnisse; manche ist oberflächlich und nur aus der Philosophie des vorigen Jahrhunderts zu erklären; manche bewirkte gerade das Gegentheil von dem, auf was sie abzielte.

alle in deutscher Sprache. So mussten alle Berichte der Collegien an den Hof in deutscher Sprache abgefasst sein, nur die der dänischen Kanzlei nicht. Dagegen folgten alle Bescheide, weil sie in der Regel Struensee abfasste, in deutscher Sprache, er verstand nämlich das Dänische nicht; er sagte, er habe keine Zeit es zu lernen, aber er hätte ja diese Erlasse in das Dänische übersetzen lassen können. In Wahrheit, er hasste die dänische Sprache. Früher war es üblich, zu den Deutschen in den Herzogthümern in deutscher Sprache zu reden, zu den Dänen in dänischer. Jetzt Unmuth der Dänen. sprach die Regierung auch zu den Dänen in deutscher Sprache. In der Sprache liegt aber die Seele einer Nation, sie antasten — heißt ihr Heiligthum, ihr innerstes Leben antasten. Die Dänen empfanden dies als Kränkung und wurden umso eifriger gegen das Deutsche und für ihre eigene Sprache und Literatur.

Trefflich sind die Verordnungen gegen das Titelwesen. Es gab Staats-

[1]) Jensen-Tusch, l. c. S. 160.
[2]) Ibid. S. 161. — Vergl. die Anklage Brandts ebenda, S. 329—331.

räthe, die nichts vom Staatswesen verstanden, Justizräthe, die nie zu Gericht gesessen. Es scheint, dass man mit Titelverleihungen früher bloß Handel trieb. Nun erklärte der König, oder vielmehr Struensee (alles gieng jetzt durch Cabinetsordres), die Zahl derjenigen, die in den letzten Jahren bei festlichen Gelegenheiten oder auf Empfehlung hin mit Titeln begnadigt worden waren, habe sich sosehr vermehrt, dass Auszeichnungen solcher Art aufgehört hätten, eine Belohnung für erworbene Verdienste, oder ein Beweis besonderer königlicher Gnade zu sein, daher würden solche Auszeichnungen in Zukunft spärlicher und nur zu ihrem wahren Zwecke verliehen, nämlich für treue Erfüllung der Amtspflicht, für Fleiß und Eifer im Dienste, für besondere Einsicht, seltene Fähigkeit und ungewöhnliche Vorzüge. Die Behörden seien verantwortlich für ihre Vorschläge.[1] — Vortrefflich war die Organisation des Finanzwesens. Früher war die Verwaltung der Finanzen verwickelt und darum beschwerlich, unverlässlich und kostspielig. Struensee dagegen strebte, sie zu vereinfachen: alle Einnahmen sollten in eine Casse fließen, alle Zahlungen aus derselben bestritten werden; alle sollten die gleiche Steuerlast haben nach dem Stande ihres Vermögens, die Befreiungen bisher Bevorrechteter wurden aufgehoben. Zum Zeichen, dass der König mit gutem Beispiele vorangehe, wurde das Erträgnis des Sundzolles, des „dänischen Weinberges", der bisher in die Privatschatulle des Königs floss, der Staatscasse zugewendet. — Löblich war ferner die Theilnahme für den dänischen Bauernstand: die Gewalt der Grundherren wurde durch Verordnung vom 20. Februar 1771 beschränkt; allen Amtleuten wurde geboten, die Bauern gegen Druck in Schutz zu nehmen. Reverdil, aus der Schweiz zurückberufen, wurde die Seele des sogenannten Landwesens-Collegiums. Das Freiwerden der Pachtbauern ward begünstigt und ihnen unter Umständen durch eine Anleihe aus der königlichen Casse geholfen; Aufhebung des Heimatszwangs, allgemeine Einführung des freien Eigenthums wurde angestrebt. Zu Gunsten der Bauern erschien auch im harten Winter 1771 die Verordnung, welche verbot, Brantwein aus Getreide zu bereiten: das Brantweintrinken sei zu allgemein und werde verderblich. Die Gutsbesitzer beklagten sich aber darüber als einen Eingriff in ihre Rechte. Zum Nutzen der Bauern war auch die Aufhebung des Salzmonopols, weil Salz zur Hebung der Viehzucht unentbehrlich sei.

Titelwesen.

Das Finanzwesen vereinfacht.

Sorge für den Landmann.

Verbot der Brantweinbrennerei.

Vom Übel war dagegen die Errichtung des Lottos 12. Januar 1771 — um die Steuer von 25.000 Thalern jährlich in die Casse des Königs fließen zu lassen und zu vermeiden, dass durch Collecteurs das Geld aus dem Lande gehe. Viele Schriften warnten vor den Folgen, die richtig eintrafen: ganz Dänemark ward von der Spielwuth ergriffen.[2]

Struensee war ein Emporkömmling und gegen den alten Adel, den er vom Hofe zu verdrängen suchte.

Gegen den Adel.

Er brachte dem König die Ansicht bei, es sei besser, der Adel bleibe auf seinen Gütern, wenn er ohne Beschäftigung sein wolle, statt dass er an den Hof komme und der Casse des Königs Verluste beibringe: dadurch verarmten die Provinzen nur. Wollten die Edelleute aber ordentliche Anstellungen erhalten, so müssten sie die unteren Dienststufen durchmachen und sich tauglich erweisen. — Alle Pensionen, die im Verhältnis zu des Königs Einnahmen übermäßig waren, wurden herabgesetzt.

Gegen Pensionen.

[1] Jensen-Tusch, l. c. S. 71, 72, 75—78, 93.
[2] Ibid. S. 81, 95—96.

Rechtswesen. Durchgreifend waren einige Verordnungen im Rechtswesen. So ward am 20. December 1771 die Tortur abgeschafft: denn der König wolle lieber, dass ein Schuldiger frei ausgehen möge, als dass ein Unschuldiger misshandelt werde, weshalb dergleichen Zwangsmittel zukünftig verboten sein sollen, da der Angeklagte nur durch Zeugen und das Zusammentreffen der Umstände überführt werden dürfe. In Dänemark konnten Väter ihre Kinder, wie in Frankreich, ohne richterliches Urtheil in das Gefängnis schicken. Dieser Missbrauch ward abgeschafft, denn niemand dürfe ohne Widerspruch seiner persönlichen Freiheit beraubt werden. Das Rechtswesen wurde vereinfacht und sein Gang beschleunigt. Ein Däne sagt mit Stolz:[1] Es gebe kein Land in ganz Europa, das sich einer so guten Processführung zu rühmen habe, als das jetzige Königreich Dänemark. Bei jeder Entscheidung der Obergerichte müsse die Überzeugung ausgesprochen werden, dass der Process in gesetzlicher Weise geführt worden sei und dass keine Verschleppung stattgefunden habe. Diese Rechtswohlthat verdanke Dänemark nur Struensee. Er machte auch am 7. December 1771 den obersten Richterstuhl unabhängig von der ausübenden Gewalt, insofern nämlich seit 1690 über Sachen von besonderer Wichtigkeit, namentlich über solche, welche die königlichen Güter und Einkünfte betrafen, kein Urtheil gefällt werden durfte, bevor der Beschluss des Königs hierüber eingeholt war. Struensee verordnete, das Gericht habe hinfort in jeder Sache, ohne Vorfrage beim König, zu erkennen. Am 8. April 1771 wurde die Einrichtung des Kopenhagener Magistrats geändert, der aus zweiunddreißig Mitgliedern bestand und von denen sehr viele ihre Stelle bloß der Empfehlung vornehmer Herren verdankten. Fortan sollte er nur aus eilf Mitgliedern bestehen: einem Präsidenten, den der König erwähle, zwei Bürgermeistern, einem Syndicus, einem Stadtphysicus, vier Rathsmännern und zwei Vertretern der Bürgerschaft. Auch die Einrichtung der Polizei ward geändert: sie sollte Ordnung erhalten, ohne die Familien zu stören; namentlich wurde im Sinne des englischen „Mein Haus ist mein Schloss" verordnet, dass jeder in seinem Hause volle Freiheit genießen solle, und weder bei Tag noch bei Nacht von der Zudringlichkeit der Polizei belästigt werden dürfe. Die früheren Verordnungen wurden aufgehoben, wonach die Polizei die Sitten zu überwachen hatte, und deshalb zu jeder Stunde die Familien mit ihrem Besuche belästigen durfte.

Tortur aufgehoben.

Vereinfachung des Rechtsganges.

Die Richter unabhängig.

Kopenhagen.

Polizei.

Ehegesetze. Die Ehegesetze unterliegen vielem Tadel. Struensee trachtete nur die Bevölkerung zu vermehren, es war das die Weisheit des vorigen Jahrhunderts. Darum wurde erklärt, dass jeder sein Geschwisterkind ebensogut wie die Schwester seiner verstorbenen Frau heirathen könne, ohne vorher die königliche Einwilligung nachzusuchen; ferner, Ehebruch sollte nur dann gerichtlich verfolgt werden, wenn der beleidigte Theil auf Bestrafung antrage. Personen, welche miteinander Ehebruch getrieben, sollten sich nach erfolgter Scheidung heiraten dürfen. Die Ehescheidung aber ward erleichtert. Die Vergehen in diesem Gebiete wurden also mehr vom medicinischen, als vom juristischen und sittlichen Standpunkte betrachtet. Leo meint,[2] das sei überall der Fall, wo den Obrigkeiten und den mit Herrscherrechten betrauten Personen das Gefühl ganz und gar abhanden gekommen, dass sie an Gottes Statt sitzen und auch Gott wirklich Rechenschaft von der Verwaltung dieser Rechte zu geben haben. Struensee hob den Unterschied zwischen ehelichen

[1] Jenssen-Tusch, l. c. S. 78—79, 101—102, 182.
[2] Leo, Universalgeschichte, IV, 1135. — Jenssen-Tusch, l. c. S. 87.

und unehelichen Kindern vor dem Rechte auf, um den letzteren den Makel ihrer Geburt zu nehmen. Auf Kindesmord und Aussetzen der Kinder stand in Dänemark früher Todesstrafe. Desungeachtet blieben Kindsmorde und das Aussetzen Neugeborener an der Tagesordnung. Dies zu verhindern, ordnete Struensee am 23. Juni 1771 ein Findelhaus an; im Friedrichshospitale ließ er unter einem Fenster an der Straße eine mit Matratzen versehene Schublade anbringen, worin unglückliche Mütter ihre Kinder legen konnten. Schon in den vier ersten Tagen wurden vierundzwanzig Kinder eingelegt. Die Geistlichen klagten jedoch über die liederliche Milde der Regierung: die leichte Entfernung unehelicher Kinder führe zur Blutschande. Selbst Struensees warmer Anhänger, Falkenskjold, bezeichnet es als ein Zeichen schlechter Regierung, wenn man im Menschengeschlechte nichts weiter sehe, als eine Pflanzschule für Soldaten, und in den einzelnen nur Zahler der Kopfsteuer; eine Regierung, der es wahrhaft um das Volkswohl zu thun sei, müsse sich hüten, die Vervielfältigung der Armen und Elenden zu begünstigen. Die Geistlichen grollten dem Minister, den sie als Atheisten betrachteten, wegen Abschaffung der dritten Feiertage an Weihnachten, Ostern und Pfingsten, dann des Dreikönigtages, des Johannes- und Michaelistages, des Festes Allerheiligen, der Feste Maria-Reinigung, Maria-Heimsuchung und Maria-Himmelfahrt, die alle, trotz der Reformation, in Dänemark noch bestanden, dann des jährlichen Dankfestes für die Abwehr des Sturmes Karls X. auf die Hauptstadt (1659) [1]) und jenes zur Abwehr des großen Brandes vom 20. October 1728. Die vielen Festtage, heißt es in seiner Verordnung, führten nur zum Müßiggange und zur Ausschweifung. Seit Christian VI. wurde der Sonntag sehr streng gehalten: die Thore blieben versperrt. Struensee hob diese Thorsperre auf, selbst bei Nacht. Französische Komödien und italienische Opern wurden jetzt auch an Sonntagen aufgeführt. Der Rosenburger Schlossgarten ward an Sonntagen abends erleuchtet und, ohne Rücksicht auf Rang und Stand, jedem geöffnet. Ja es war darin sogar eine Spielbank in Thätigkeit! Dass er das Begraben in den Stadtkirchen verbot, verletzte viele, desgleichen, dass er den großen Luxus bei Begräbnissen abschaffte und darum anordnete, ein Begräbnis dürfe nur stattfinden zwischen ein und sechs Uhr morgens, später ward diese Frist bis auf neun Uhr morgens verlängert. Nicht minder wurde die Geistlichkeit gegen ihn aufgebracht durch den Befehl, den Fortbau der Friedrichskirche, welche ein Nachbild der Peterskirche zu Rom im kleinen sein sollte, und an der schon achtzehn Jahre hindurch mit einem Aufwande von mehr denn einer Million gearbeitet worden war, einzustellen, da er für einen so kleinen Staat, wie Dänemark, eine unverantwortliche Verschwendung wäre, zumal Kopenhagen Kirchen genug habe; auch verletzte, dass er die Spitalskirche, sowie die Kapelle der Kirche im Dorfe Söleröe in Lazarethe umwandeln ließ für syphilitische Kranke.[2]) — So viel zur Kennzeichnung der inneren Politik Struensees.

Findelhaus.

Liederliche Milde.

Abschaffung von Feiertagen,

der strengen Sonntagsfeier.

Der Clerus gegen Struensee.

Was die äußere anlangt, so suchte er mit Schweden und Frankreich Hand in Hand zu gehen, wofür natürlich die russische Regierung alles aufbot, ihn zu stürzen. Dass dies möglich wurde, daran war seine Eitelkeit und die

Äußere Politik.

[1]) Vergl. Bd. IX, S. 453 dieses Werkes.
[2]) Jensen-Tusch, l. c. S. 90—91, 94, 98, 109—111, 121—123.

Haſt ſeiner Reformen ſchuld. In der Überzeugung, er wolle das Gute, und im Vertrauen, daſs die Königin ihm geneigt ſei und der König keinen eigenen Willen habe, ſetzte er die Regeln der Klugheit außeracht und unterſchätzte ſeine Feinde, und doch war ihre Zahl ſehr groß.

Feinde Struenſees.

Der Adel grollte ihm, weil er ihn um viele Rechte und Stellen gebracht hatte. Der Clerus ſah in ihm einen Atheiſten. Die Beamten grollten ihm wegen Verluſtes der Sporteln bei ſeinem Grundſatze, überall Erſparungen einzuführen; viele waren auch geradezu durch ihn um ihre Stellen gebracht worden. Die Bürger grollten ihm wegen des Stempelpapiers und der erhöhten Steuern. Auch hatten viele Familien von Adel, welche ſonſt Aufwand machten, die Hauptſtadt verlaſſen.

Abfall der Freunde.

Selbſt viele alte Freunde wurden irre an ihm, als der Befehl erſchien, daſs auch ohne des Königs Unterſchrift Weiſungen, die der Miniſter erlaſſen würde, ſo viel Giltigkeit haben und vollzogen werden ſollten, als wenn ſie eigenhändig vom König unterſchrieben wären. Eine ſolche Ausnahmsſtellung war in Dänemark noch nie vorgekommen. Da lag der Verdacht nahe, ob denn Struenſee nicht des Königs Vertrauen miſsbrauche und andere Befehle ausfertige, als ihm der König aufgetragen habe.

Struenſee Graf und auch Brandt.

Früher waren nur Adelige von ſechzehn Ahnen in hohen Stellen. Struenſee ließ ſich und ſeinen Freund Brandt durch Cabinetsordre vom 30. Juli 1771 allerdings in den Grafenſtand erheben, mit dem Beiſatze: daſs ihre agnatiſchen und cognatiſchen Ahnen bis in das dritte Glied von Grafen und Gräfinnen herzuleiten berechtigt ſein ſollten, wobei man unwillkürlich an den Kaiſer von Sina denkt, welcher Geiſter, die Ahnen verdienter Männer, in den Adelsſtand erhebt. Struenſee war allerdings nur Graf ohne Grafſchaft, aber ſeine ganze Ausnahmsſtellung erweckte Haſs gegen ihn. Falkenſkjold erzählt, man habe ihn für einen Uſurpator, für einen Cromwell gehalten, welcher beſtrebt ſei, ſich der Krone zu bemächtigen. Der Sturm zog ſichtbar gegen ihn auf, nur er allein ſchien ihn nicht zu bemerken; ſprach man von Gefahren, ſo antwortete er mit innerem Wohlgefallen: „Es bringt mehr Ruhm, wenn man Miſsbräuche abſchafft, als wenn man Schlachten gewinnt.“

Irrige Zuverſicht.

Struenſee hatte die Preſſe freigegeben. Der Dank dafür war, daſs ſie ſich jetzt gegen ihn wandte, ihn heute lächerlich, morgen verhaſst machte, ihn heute einen Pillendreher, Quackſalber und morgen wieder einen Atheiſten nannte, und alle Stände gegen ihn aufwiegelte. Schon aus den Straßenanſchlägen, aus Drohbriefen und Schandſchriften, die man in ſein Haus warf, hätte er auf den ſteigenden Haſs ſchließen können. So hieß es in einem Anſchlage, der heute noch in Kopenhagen aufbewahrt wird:[1] „Da der Verräther Struenſee fortfährt, den lieben König zu miſshandeln, ſeine getreuen Unterthanen zu verhöhnen und von Tag zu Tag mit Anmaßung und Unrecht ſich der königlichen Gewalt, welche die Unterthanen dem König übertragen haben, zu bemächtigen ſucht, — ſo werden vorgenannter Struenſee und ſeine Anhänger hiemit für vogelfrei erklärt, und derjenige, welcher dieſe verrätheriſche Seele aus-

Die Preſſe gegen ihn.

Straßenanſchläge.

[1]) Jenſſen-Tuſch, l. c. S. 130.

bläst, soll zur Belohnung 5000 Thaler erhalten, sein Name verschwiegen bleiben und ihm jedenfalls königliche Begnadigung zutheil werden."

Selbst Brandt fieng an auf Abfall von dem Manne, der sein Glück gemacht hatte, zu denken. Dies beweisen zwei Briefe, welche aus den lange verschlossenen Prozessacten erst in neuerer Zeit herausgegeben worden sind und Brandt in einem anderen Lichte darstellen, als man ihn bisher anzusehen gewohnt war.[1] Brandt. Brandt bekam nämlich zunächst ein anonymes Schreiben, wahrscheinlich von einem Conferenzrathe Braem, in welchem ihm mit der Stunde der Rache gedroht wurde, wo er erkennen werde, dass es ein höheres Wesen gebe, welches alles kenne und leite, das die Tugend belohne und das Laster bestrafe. Er müsse ja gewiss wissen, dass man den König misshandle, dass sein Leben in Gefahr schwebe und Maßregeln geplant seien, an seiner Freiheit sich zu vergreifen. Was die öffentliche Meinung davon halte, könne ihm nicht unbekannt, er dürfe aber der Überzeugung sein, dass er am Tage der Vergeltung mit seinem Kopfe dafür haften werde; daher möge er den König retten und nicht länger abhängig sein von den Launen eines Elenden (Struensees), der ihn mit den Füßen treten werde, sobald er seiner nicht mehr bedürfe, der nur sein Spiel mit ihm treibe, wie der Affe mit der Katze.

Aber was wollte der Schreiber des Briefes? — Brandt solle mit dem König eines Abends einen Spaziergang machen, ihm seine aufgedrungene Vormundschaft durch Struensee lebhaft vorstellen, „der ein Mann sei ohne Erfahrung, ohne Religion und Treue, ohne Redlichkeit und Kenntnis der Gesetze"; er solle ihm die Verzweiflung der Unterthanen schildern und ihm nahe legen, wie sein Leben in Gefahr schwebe, und ihn bewegen, im Palaste zu Kopenhagen schnell abzusteigen, wo alsbald Personen von Stand sich um den König versammeln und ihn vor weiteren Missgriffen schützen würden. Mit anderen Worten: Brandt solle den König, der bereits schon, ohne jeden eigenen Willen, rein alles unterschrieb, was ihm seine Umgebung vorlegte, aus Struensees Händen in die seiner Feinde spielen. In diesem Falle solle Brandt belohnt werden; weigere er sich, so war ihm die Strafe für Hochverrath in Aussicht gestellt. Die Verschwörung bestand also schon und der erste Plan der Verschworenen war im Sommer 1771, durch Gewinnung Brandts den König in ihre Hände zu bekommen. Plan der Verschworenen.

Die Drohung wirkte auf Brandt. Ohne Struensee beide Briefe mitzutheilen, schrieb er ihm doch, wie drückend seine Lage, ja sogar eine wahre Hölle sei; wie er den König hart behandeln müsse und dabei allem Volke zum Gespötte und Gelächter geworden sei, und machte Struensee den Vorwurf: „Sie haben jedermann Schrecken eingejagt, alle zittern vor Ihnen, kein Despot hat sich jemals solche Gewalt angemaßt und auf solche Weise sie geübt, wie Sie."[2] Brandt. Tadel Struensees. Brandt möchte wegkommen und spricht schließlich seinen Wunsch aus: „Der Gipfel des Glückes würde es für mich sein, wenn ich nach Paris reisen und dort anständig leben könnte. Um diesen Wunsch zu erfüllen, bedarf ich eines jährlichen

[1] Mitgetheilt von Jenssen-Tusch, l. c. S. 127—129, 134—152.
[2] Der merkwürdige Brief vollständig bei Jenssen-Tusch, l. c. S 137—141.

Einkommens von 20.000 Thalern.“[1]) Als Ersatzmänner für ihn, die den König unterhalten könnten, schlägt Brandt den Reverdil, Falkenskjold und Duval vor. Struensee antwortete in einem langen, höchst merkwürdigen Schreiben:[2]) als Freund erinnert er ihn, was er alles für ihn gethan habe, und wie die Umwandlung seiner Stimmung nur von einer Frau von Holstein herkomme, mit der Brandt in Verbindung stehe. Den Vorwurf, dass er jedermann Schrecken einjage, weist Struensee mit den Worten zurück: „Sie müssten mich eher dafür beloben, weil es das einzige rechte Mittel ist zu der Heilung eines entnervten Staates mit einem intriguanten Hof und Volk, und einem Herrn vom gleichen Hange zur Abwechslung, wie sein Volk. Sie sollten mich beklagen, dass es für mich nothwendig ist, mich gefürchtet zu machen, da ich nur Liebe finden kann durch Erfüllung meiner Pflicht. Ich fordere Sie auf, mir jemand zu nennen, den ich unglücklich gemacht hätte. Ein gefälliger Minister, der nicht zu handeln weiß, ist nur ein Charlatan, ein Harlekin; ist er auch in Thaten gefällig, so wird der Staat es allemal zu entgelten haben, dass er sich auf diesem Wege Anhänger verschafft. Dänemark liefert davon die traurigsten Beweise. — Gutherzigkeit und Nachgiebigkeit sind die wahren Ursachen zu Dänemarks Verfall gewesen. Ich habe den König aus der Sclaverei errettet, habe alles gethan, um ihn glücklich zu machen, — bedenken Sie doch, welchen Nutzen habe ich davon? Wende ich meine Würde zu meinem persönlichen Gewinne an? Ich habe keinen Hof, keine Partei, keine persönliche Auszeichnung. — Gelingt es mir, die Staatsverwaltung wieder in Ordnung zu bringen, so bin ich schon hinlänglich dafür belohnt, obgleich ich jetzt tagtäglich Undankbarkeit hinnehmen muss.“ — Struensee sandte mit seinem eigenen Schreiben Brandts Brief zurück und so kam es, dass beide Schreiben später mit Brandts Papieren unter die Acten gelangten.

dessen Antwort.

Brandt und Falkenskjold.

Bei Brandt muss aber die Aufstachelung zum Abfalle von Struensee fortgedauert haben, denn er machte Anfangs October 1772 Falkenskjold den Vorschlag, den König früh zum Aufstehen zu bewegen, um ihn heimlich nach Kopenhagen zu führen und von dort aus Struensee verhaften zu lassen. „Was,“ rief Falkenskjold voll Erstaunen, „Sie wollen Ihren Freund verrathen und so schlecht an einem Manne handeln, dem Sie alles verdanken, was Sie sind?“ — Brandt entgegnete, man könne Struensee nach Schweden entkommen lassen, mit so viel Geld, als er nur begehre, und sagte dabei: „Ich wollte nur, dass alles ein Ende hätte; ich sehne mich darnach, diese Regierung gestürzt zu sehen.“ — Falkenskjold warnte Brandt, ja keine Unbesonnenheit zu begehen, verrieth ihn aber nicht an Struensee, den er jedoch als Freund gleichfalls warnte. Er stellte ihm vor, dass er viel zu geschwind und zu weit gehe, dass er Mittel gegen die Aufregung der Gemüther ausfindig machen und auf jede fernere Neuerung so lang verzichten müsse, bis die in allen Schichten der Bevölkerung sich bemerkbar machende Unzufriedenheit ausgetobt habe. Er solle nicht zu fest auf die Gunst des Königs rechnen, weil dieser stets bereit sei, dem nachzugeben, welcher zu ihm gelange. Die Königin habe zu wenig Einfluss auf ihren Gemahl, da sie sich ihm nicht unentbehrlich zu machen gewusst habe, obgleich sie aufrichtig bestrebt sei, ihm zu gefallen. Man habe England vernachlässigt, wo sie einige Macht habe, auch habe man den englischen Gesandten Keith beleidigt: der König sei ihm immer aus dem Wege gegangen. Falkenskjold warnte ihn vor der verwitweten Königin

Warnungen.

Keith.

[1]) Soviel als 120.000 Francs.

[2]) Vollständig abgedruckt bei Jensen-Tusch, l. c. S. 142—152.

und rieth ihm, eine Aussöhnung mit ihr zu versuchen. Aber Struensee hasste sie, weil er wusste, wie sie die Königin verleumde.

Alle Welt sah den Sturm kommen, nur Struensee schien ihn nicht zu bemerken. Selbst sein alter Vater meinte, ihm wäre es lieber, wenn sein Friedrich Stadtphysicus in Altona geblieben wäre, denn der Boden an den Höfen sei glatt und schlüpfrig wie ein Aal. Auf alle weiteren Vorstellungen gab der Minister nur die Antwort: „Die Reinheit meiner Absichten ist mein Schutzgeist." Er war wie mit Blindheit geschlagen, während die Presse den allgemeinen Unmuth immer stärker schürte und zur Flamme anfachte. Die Geistlichen eiferten gegen den Atheisten, der Adel gegen den Demokraten, die eifrigen Dänen gegen den Deutschen und nun reizte gerade im gefährlichen Augenblicke Struensee auch noch die Matrosen der Flotte und das Heer auf. Allerdings handelte er dabei nach der richtigen Ansicht, dass der Stand der Armee zu groß sei für Dänemarks Finanzen und darum auf die Hälfte herabgesetzt werden müsse — eine Ansicht, die auch Saint-Germain mit ihm theilte, der da meinte, Dänemark habe zu viele Festungen, die Hälfte davon könnte besser ausgerüstet werden und dann mehr zum Schutze des Staates leisten. Verblendung Struensees.

Schon am 19. Mai 1771 hob eine Cabinetsordre die königliche Leibgarde zu Pferd auf, was den Gegnern Mittel gab, das ganze Heer aufzuwiegeln, es drohe ihm dasselbe Loos. Gleich darauf kam ein anderer Missgriff. Es war ein Unternehmen gegen den Dey von Algier im Plane und den Zimmerleuten im Holm wurde geboten, auch an Sonntagen zu arbeiten, was sie erbitterte. Dreihundert Matrosen, die man aus Norwegen hatte kommen lassen, sollten den Zug nach Algier machen, ihre Löhnung aber erst bei der Einschiffung erhalten. Nun waren sie schon sechs Wochen in Kopenhagen, hatten keinen Sold und kamen in Verzweiflung. Deshalb vereinten sie sich 10. September, um nach Hirschholm aufzubrechen, wo der König sich mit seiner Gemahlin im Sommer 1771 aufhielt: „Sie wollten ihren Vater selber sprechen." Als man sie zurückzuhalten suchte, wollten sie den Zugang erzwingen.[1] er hebt die Leibgarde zu Pferd auf. Die Zimmerleute im Holm. Die Matrosen.

Im Schlosse herrschte Verwirrung. Struensee verlor den Muth; er war eben nur ein Reformator am Schreibtisch. Man sieht, wie wahr die Bemerkung Napoleons I. ist, zum Regieren müsse man Säbel und Sporen anhaben. Man begütigte die Missvergnügten durch Versprechungen, setzte aber den Vice-Admiral Rumohr ab und erließ die Ordre, dass jeder Chef für die Aufführung seiner Untergebenen verantwortlich sei. Den Zimmerleuten wurde die Sonntagsarbeit erlassen, den Matrosen der rückständige Sold ausbezahlt, und sie auf königliche Kosten mit einem ganzen gebratenen Ochsen und anderem Fleische bewirtet. Lustig und unter Spott wurde „der Versöhnungsochse" verzehrt. Die Regierung hatte sich muthlos gezeigt und man fieng an, die Widerstandskraft Struensees gering zu schätzen. Struensee muthlos. Nachgiebigkeit schadet.

[1] Jensen-Tusch, l. c. S. 123, 130.

Aufstand der Garde zu Fuß.

Nicht gewitzigt durch diese Anzeichen, beschloss Struensee auch die Leibgarde zu Fuß aufzulösen. Eine Cabinetsordre vom 21. December 1771 befahl, die fünf Compagnien des Garde-Bataillons in eben so viele Grenadier-Compagnien zu verwandeln und je einem der fünf Regimenter einzureihen, aus denen damals die Besatzung von Kopenhagen bestand.[1]) Das Generalitäts-Collegium sah die Sache als bedenklich an und zögerte, bis ein Befehl unmittelbar vom König herabkomme. Struensee beachtete den guten Rath nicht, der in dieser Zögerung lag, und bewog den König, den Befehl zur Auflösung sogleich eigenhändig zu unterzeichnen. Für diese Gardisten lag darin eine Herabsetzung: sie waren durchgängig durch ihre Größe und Schönheit hervorragend, hatten höheren Sold, der Gemeine stand gleich an Rang dem Unterofficiere in anderen Regimentern, auch durften Strafen, wie Stockprügel und Spießruthen, nicht gegen sie angewendet werden. Man begreift daher, wie ihr Unmuth aufflammte, als ihnen bei der Parade der Befehl zur Auflösung und Einverleibung in andere Regimenter vorgelesen wurde. Als man ihnen die Fahne abnehmen wollte, stürzten sie darauf los und schrien: „Es ist unsere Fahne, zu der haben wir geschworen! Dafür wollen wir unser Leben lassen!" Die Capitulation müsse gehalten werden, entweder solle man ihnen den Abschied geben oder wieder ein besonderes Corps mit den alten Rechten aus ihnen bilden. Die Officiere, welche sie beschwichtigen wollten, wurden von ihnen misshandelt, andere Soldaten, welche den Officieren zuhilfe kamen, wurden zurückgedrängt. Es gab Verwundete und Todte. Der Garden waren nur dreihundert, aber es waren lauter muthige Männer. Unter dem Rufe: „Nieder mit dem hergelaufenen Grafen Struensee!" brach ein Theil auf, nach dem Schlosse Friedrichsborg, während der andere in dem Wachhause zurückblieb und sich verschanzte. Wieder zeigte die Regierung sich muthlos: sie sandte Officiere, die begütigen sollten. Die Antwort lautete: „Leibwache bleiben oder Abschied!" — sie verlangten, den König selber zu sprechen. Nun kam aus dem Schlosse der Bescheid: der König wolle keine gezwungenen Leute in seinem Dienste haben, es sei ihnen daher gestattet zu gehen, wohin sie wollten. Mit mündlichen Versprechen waren aber die Kameraden in der Stadt nicht zufrieden, sie wollten förmlichen Abschied für jeden Mann, und gaben sich erst zufrieden, als jeder den gedruckten und vom König unterzeichneten Abschied und drei Thaler in der Hand hatte und seine Vorschüsse aus der Kriegscasse ausbezahlt bekam.

Die Weihnachtsabend Fehde.

Wieder gibt Struensee nach

Die Bürger.

Während dieser Zeit erhielten die Soldaten von den Bürgern Eiswaren, Wein und Brantwein — ein Zeichen der Stimmung. Sie zogen dann lärmend ab, in ihren Waffen, die der Hof aus Angst ihnen ließ. Als der Commandant mit vielen Officieren Ruhe forderte, riss man ihn vom Pferde und misshandelte seine Officiere, und die Bürger kamen ihnen nicht zuhilfe — wieder ein Zeichen der Stimmung. Dass fünf Regimenter, die in der Stadt lagen und die sonst die Garden wegen ihres Vorzuges hassten, ihrer nicht mächtig werden sollten, ist wieder ein Zeichen der Stimmung.

Erlass gegen die Pressfrechheit.

Die ganze Armee war durch die Presse gegen Struensee aufgereizt.[2]) Er mochte darum seinen Erlass für die freie Presse dennoch nicht zurücknehmen. Es kamen keine gerichtlichen Verfolgungen vor, nur eine Verordnung gegen Pressfrechheit, ehrenkränkende und aufrührerische Schriften: der Verfasser jeder Schrift sei für dieselbe verantwortlich und der Buchdrucker, wenn der Name des Ver-

[1]) Jenssen-Tusch, l. c. S. 131—132, 166, 159—172
[2]) Ibid. S. 157—158, 575.

fassers auf dem Titel des Buches nicht angegeben sei. Die Dänen hatten aber schon gelernt, beißende Angriffe zu verhüllen, so dass man sie nicht vor Gericht ziehen konnte. So erschien eine Broschüre: „Ist es möglich, dass der Buhle einer Frau ihres Mannes aufrichtiger Freund und treuer Rathgeber sein kann? und wenn der Mann ihn zum Vertrauten annimmt, welche Folgen werden daraus entstehen für sie und für die Kinder.“ [1])

Verleumdung.

Man sieht, welche Lügen unter das Volk geworfen wurden, das in solchen Fällen leicht geneigt ist, das Ärgste zu glauben. Man sprach davon, dass Struensee den König aus dem Wege räumen und während der Minderjährigkeit des Kronprinzen mit der Königin regieren wolle.

Keith.

Der englische Gesandte Keith hielt es unter diesen Umständen für seine Pflicht, für die Sicherheit der Schwester seines Königs, Struensee den Abgrund zu zeigen, an dem er stand. Er rieth ihm, nach Schweden zu entfliehen, und bot ihm Geld an, so viel er wolle.[2]) Struensee war ergriffen, erklärte aber, er halte es für seine Pflicht, auf seinem Posten auszuhalten. Er war blind für die Gefahr.

Rantzau.

Auch Rantzau, einst sein Gönner, dann sein Feind, wollte Struensee vor der Verschwörung warnen, an der er übrigens theilnahm. Wahrscheinlich, um eine Hinterthür sich offen zu lassen, wenn sie misslinge, äußerte er aber zu Falkenskjold: „Er will mich nicht hören.“ Falkenskjold erzählt von ihm: er sei so verschuldet gewesen, dass er längst schon seine Gläubiger mit einem Hinweis auf eine bevorstehende Staatsumwälzung beschwichtigte, wo er seine Schulden bezahlen könne. Struensee wusste, wie gefährlich der Mann war, und suchte ihn zu entfernen dadurch, dass er ihn zum Statthalter in Norwegen ernannte. Doch Rantzau mochte nicht nach Norwegen gehen, er schützte Podagra vor, so geschickt, dass er selbst den Arzt täuschte. Er verstand sich auf Palast-Revolutionen; hatte er sich doch in Russland am Sturze Peters III. betheiligt, war aber nicht dafür belohnt worden und hasste darum Katharina II. und die Russen.

Guldberg.

Neben Rantzau war ein Hauptleiter der Bewegung Owe Hoegh Guldberg,[3]) ein Mann, der immer fromme Redensarten im Munde führte, während er das Gesicht einer Katze und den Blick eines Fuchses hatte und von Ehrgeiz glühte und als Stockdäne in Struensee den Deutschen hasste. Guldberg stammt aus Horsens in Jütland, wo sein Vater ein heruntergekommener Kaufmann war. Durch die Noth gestählt, in Armut und von Freitischen lebend, hatte er das Gymnasium absolviert, dann, nach kurzem Aufenthalte in Kopenhagen, wo er Theologie studierte, als Hauslehrer wieder in Jütland sein Dasein gefristet, hierauf 1754 sein theologisches Examen bestanden und ein Buch veröffentlicht: „Lebensbeschreibung eines bekehrten Freidenkers“, welches ihn den frommen Kreisen empfahl. 1761 wurde er Professor der Philologie an der Akademie zu Soroe, dann Lehrer des Prinzen Friedrich, des Sohnes der Juliana Maria. Er wird geschildert als geschmeidig und glatt wie ein Aal, kriechend und unterthänig gegen Höhere, grob gegen Niedere. Als Vertrauensmann der verwitweten Königin und ihres Sohnes leitete er ihre Schritte.

Juliana Maria.

So arglos Karoline Mathilde war, so herrschsüchtig und ränkevoll war Juliana Maria;[4]) ihr Sohn Friedrich war ein Krüppel an Körper und

[1]) Jenssen-Tusch, l. c. S. 159.
[2]) Ibid. S. 172.
[3]) Ibid. S. 177—178.
[4]) Ibid. S. 178—180.

Prinz Friedrich. Köller. Eickstedt. Beringskjold.

Geist. Guldberg rieth ihnen, auf die Anträge Köllers, Eickstedts und Beringskjolds zu hören. Köller befehligte das Regiment Holstein, war ein Mann von Muth, aber auch von zügellosem Ehrgeiz und Roheit, und hieng von Rantzau ab. Eickstedt war Chef eines Cavallerie-Regiments. Beringskjold war General-Kriegscommissär; der Sohn eines Kaufmannes, Student, dann Gewürzkrämer, dann Soldat in österreichischen Diensten, dann wieder Kaufmann und Spion in Petersburg, wo er sich am Sturze Peters III. betheiligte, von wo er zuerst Friedrich V. die Nachricht vom Ende seines Todfeindes brachte.

Den Verkehr dieser vier und der verwitweten Königin Juliana Maria und Guldbergs vermittelte ein ehemaliger Kammerdiener Friedrichs V., Jakob Jessen, damals Weinlieferant für den Hofhalt der Juliana Maria. Sie gab auf Guldbergs Rath die Zustimmung zum Plane der Palast-Revolution, welche auf die Nacht vom 16. auf den 17. Januar 1772 festgesetzt wurde.[1])

Die Katastrophe.

An diesem Abende fand ein glänzender Maskenball im Schlosse statt. Der König spielte Quadrille, die Königin, strahlend von Schönheit, erfreute sich am Tanze; auch die Königin-Witwe und ihr Sohn waren zugegen, zogen sich aber früh zurück. Köllers und Eickstedts Mannschaften hatten gerade die Wache im Schlosse: das Leben der königlichen Familie hieng also von den Verschwörern ab. Um zwei Uhr gieng der Ball zu Ende. Eickstedt versammelte einige Officiere im Wachzimmer und las ihnen einen von Juliana Maria und von Friedrich unterzeichneten und von Guldberg geschriebenen Befehl vor: der König sei bisher von schlechten Leuten umgeben, weshalb noch in dieser Nacht die Grafen Struensee und Brandt und mehrere andere Personen verhaftet werden müssen. Von da gehen sie in das Audienzzimmer des Prinzen Friedrich, wo er und seine Mutter ihrer ungeduldig harren, und beschwören sie im Namen des dänischen Volkes, sie zum Könige zu begleiten, und ihm die Wünsche seines Volkes vertrauensvoll ans Herz zu legen.[2])

Die Verschwörer.

Dann brechen sie, während Guldberg in jeder Hand ein Licht trägt, durch die dunklen Gänge zum Schlafzimmer Christians VII. auf, welcher, durch das Geräusch der Eintretenden erweckt, die Bettvorhänge aufreißt und erschreckt ausruft: „Wer da?“ Rantzau wird von Köller vorgeschoben und sagt: „Euer Majestät Mutter und Bruder sind hier, um Sie und das Land zu retten!“ Die Stiefmutter tritt vor, umarmt den König und sagt, sie wollten ihn warnen gegen den undankbaren Heuchler Struensee. Einer Ohnmacht nahe, fragt der König: „Was sprecht Ihr da?“ — „Die Wahrheit!“ wird geantwortet. — „Das beweise man mir!“ ruft der König. — „Morgen, Sire, sollen Sie die unzweideutigsten Beweise haben. Man will Gift in Ihr Frühstück träufeln, Sie für untauglich zur Regierung erklären, Ihre Gemahlin zur Regentin ausrufen und Ihre Stiefmutter verbannen.“ — „Ist das wahr?“ fragt erschreckt der König. — „Wir schwören es“, rief Guldberg feierlich. — „Was soll denn geschehen?“ fragt der König, aus dem Bette springend. — „Unterschreiben Euer Majestät nur diese Papiere hier, die alle Pläne vereiteln.“ — „Ja, was steht denn darin?“ —

---

[1]) Jenssen-Tusch, l. c. S. 180.
[2]) Ibid. S. 185—186.

— „Die Königin, die Urheberin des Complottes, zu verhaften.“ — „Das thue ich nimmermehr.“ — „O mein geliebter Sohn, o mein armer, verblendeter Sohn!“ schluchzte Juliana, „dann sind Euer Majestät unrettbar verloren!“ — „Wie aber, wenn ihr mich belügt?“ — „Wir stehen mit unseren Köpfen dafür!“ — „Gut, ich halte euch beim Wort.“ — Eickstedt bemerkte, es sei Gefahr im Verzuge. — „So gebt her!“ — und der König unterschrieb, wie er es in Zeiten des Blödsinnes immer that, ohne die Befehle, die von Guldberg aufgesetzt waren, gelesen zu haben: „Christian VII. und Compagnie.“ Man beruhigte ihn, denn es werde kein Blutvergießen geben, und die Verschworenen, von denen Eickstedt anstatt des Struensee ergebenen Gudde zum Commandanten ernannt war, eilten davon, die Befehle zu vollziehen. Den König ließen sie aber begreiflich nicht allein, Juliana und ihr Sohn blieben bei ihm; sie führten ihn nach den Gemächern des Prinzen und vermochten ihn, hier ein Billet an die Königin zu schreiben: „Da Sie den guten Rathschlägen nicht folgen wollen, so ist es nicht meine Schuld, wenn ich Sie nach Kronborg führen lasse.“ [1])

Juliana Maria.

Christian VII.

Rantzau drang indes mit drei Lieutenants in das Schlafcabinet der Königin, weckte sie und zeigte ihr den Verhaftsbefehl. Sie liest ihn rasch, wirft ihn zu Boden und zertritt ihn. „Daran erkenne ich die Verräther und den König!“ ruft sie. Rantzau bittet sie, sich dem Befehle des Königs zu fügen. „Dem Befehle,“ ruft sie, „von dem er nichts weiß, und den nur der schändlichste Verrath seinem blöden Sinne entrissen hat! Nein, einem solchen Befehle gehorcht keine Königin! Ehe ich den König nicht gesehen habe, gehörche ich keiner Ordre! Lasst mich zu ihm, ich muss, ich will ihn sprechen!“ Und sie näherte sich der Thüre, doch Rantzau hielt sie zurück unter Drohungen. „Elender!“ ruft sie, „ist das die Sprache eines Dieners gegen seine Monarchin? Geht, verächtlichster aller Menschen, geht, mit Schimpf und Schande seid Ihr beladen, aber ich fürchte mich nicht vor Euch.“ — Nun tritt ein Officier vor, fasst die Königin und will sie fortführen; sie reißt sich von ihm los, schreit um Hilfe, geht auf den Gang, ihre Frauen eilen ihr nach und mahnen sie, alle Thüren seien mit Wachen besetzt; sie öffnet ein Fenster, ein Officier fasst sie um den Leib und führt sie zurück. Sie ringt mit ihm und wirft ihn nieder; ringt mit einem zweiten und stürzt, von der Anstrengung erschöpft, in Ohnmacht. Ihre Kammerfrauen kommen ihr zuhilfe, führen sie in ein anstoßendes Gemach, kleiden sie an und jetzt ist sie unter strömenden Thränen ruhiger geworden und tröstet sich: „Der König ist gerecht und ich bin unschuldig“, verlangt aber, den Kronprinzen mitzunehmen. Man stellt ihr vor, das sei nicht möglich, das dürfe nicht geschehen, der Kronprinz könne nicht entfernt werden. Nun verlangt die arme Mutter, wenigstens die kleine Prinzessin, welche sie gerade stillte. Als Rantzau beim Hinabsteigen zum Wagen ihr die Hand reichen wollte, stieß sie dieselbe mit Abscheu zurück. „Weg, Verräther, ich verabscheue Sie.“ Als die Königin in das Schloss Kronborg kam, wohin dreißig Dragoner sie hingeleiteten, jammerte sie erschreckt: „Der König hat mich verlassen, mit mir ist es aus.“ — Die Knie wollten ihr brechen, als sie die Treppe hinaufstieg. Endlich linderte ein Strom von Thränen ihren Schmerz: „Dank dir, o Himmel, dieser Trost kommt von dir, nur diesen können mir meine Feinde nicht rauben!“ Da hörte sie ihr Kind weinen und eilte zu ihm: „Auch du hier, du unschuldiges Wesen, o dann ist deine arme Mutter nicht ganz unglücklich!“ Erst am zweiten Tage konnte man sie bewegen, einige Nahrung

Verhaftung Karolinens.

In Kronborg.

[1]) Jenssen-Tusch, l. c. S. 185—186. — Oettinger, l. c. V, S. 302—305.

zu sich zu nehmen und sich zur Ruhe zu legen, und ergab sie sich mit Fassung in ihr grausames Schicksal.[1])

Struensee verhaftet.

Zu Struensee war alsbald, nachdem der König den Verhaftsbefehl unterschrieben, der Oberst Köller mit drei Officieren geeilt, denen er vor dem Eindringen in das Schlafzimmer das Versprechen abgenommen, den Minister zu tödten, sobald er, Köller, von ihm erschossen würde. Struensee fragte verwundert, als Köller ihm vom Verhaftsbefehle sprach, ob er wisse, mit wem er rede. Köller antwortete: „Vor zehn Minuten waren Sie noch Graf und geheimer Cabinetsminister, jetzt aber sind Sie mein Gefangener." Struensee wollte die Unterschrift des Königs sehen. Köller entgegnete: „Ich hafte mit meinem Kopfe dafür, dass der König es befohlen hat." Noch immer wollte sich der Minister nicht fügen, da setzte ihm Köller die Degenspitze auf die Brust: er habe Befehl, ihn lebendig oder todt abzuführen. Jetzt verließ den Mann die Kraft, er wurde ohnmächtig. Als er zu sich kam, steckte er ein Etui zu sich. Köller durchsuchte es, und fand drei kleine Pillen darin, die nachträglich für ein langsam wirkendes Gift erklärt wurden. Der eben noch Allmächtige wird dann an Händen und Füßen gebunden und in einer Kutsche nach der Citadelle gebracht. „Was habe ich denn verbrochen?" Er verlangt vergebens seine Diener, seinen Secretär, ein warmes Zimmer, man wirft ihn in einen Raum für einen Verbrecher, ohne Bett und Ofen; als er empört über den Undank des Königs sich den Kopf an der Wand zerschellen will, legt man ihm die Zwangsjacke an, zwängt seinen Hals in einen eisernen Ring, der an einer Kette hieng. Auch andere Versuche, die Kerkerqual abzukürzen, wurden verhindert. Zwei Tage enthielt er sich der Speise und des Trankes. Da kam der Befehl, ihn zu prügeln, bis er etwas genieße. — Jetzt versank er in tiefe Melancholie.[2])

will sich tödten.

Brandt gefangen.

In ein ähnliches Gefängnis wurde Brandt geworfen, doch benahm er sich heiterer; er lachte und sang stundenlang französische Arien, spielte Flöte trotz der schweren Kette, die an seinem Arme hieng, und rief einmal über das andere: „Nur kleine Seelen sind feig, große ertragen ihr Schicksal mit Geduld." Außer Brandt und Struensee wurden fünfzehn Männer seines Anhanges verhaftet, darunter auch der Commandant von Kopenhagen, Gudde, und Oberst Falkenskjold, den man dann lange in der kalten Festung Munkholm in harter Haft hielt und schließlich freilassen musste, weil alle Anklagen sich als falsch erwiesen, und der dann in Genf all diese erbärmlichen Vorgänge in seinen Memoiren geschildert hat. Struensees Bruder, der Justizrath, ein tüchtiger Mann, der früher Professor der Mathematik in Liegnitz gewesen, wurde gleichfalls verhaftet, aber auch gegen ihn konnte man nichts aufbringen und man musste ihn wieder freilassen. Friedrich II. nahm ihn dann wieder in seinen Dienst und er starb als Finanzminister in Berlin. Der zweite Bruder, ein Lieutenant, wurde des Landes verwiesen.[3])

Falkenskjold.

Der König getäuscht.

Aber was sollte geschehen, wenn der König reuig würde? — Um dies zu verhindern, musste man ihm zeigen, dass alles, was er gethan, den Beifall des Volkes habe. Durch das viele Reiten und Fahren in der Nacht waren die Bürger unruhig geworden. Man sagte nun dem Volke, der König sei von einer Verschwörung gerettet worden — und es pries sich glücklich.

[1]) Jenssen-Tusch, l. c. S. 191—194.
[2]) Ibid. S. 186—187.
[3]) Falkenskjold, Mémoires.

Auf die Frage: „Was sollen wir thun?“ rief der Stadthauptmann: „Geht zum Schlosse und ruft Hurrah, dass alles gelungen ist“ und drängte die Menge vor das Schloss. Juliana und ihr Sohn Friedrich führten den König auf den Balkon. Christian VII. winkte mit seinem Taschentuche und das Volk schrie „Hurrah!“ und darauf schrie der schon kindisch gewordene Monarch auch „Hurrah!“ Einige Stunden später fuhr er mit dem Prinzen Friedrich in einem mit sechs Schimmeln gezogenen Wagen durch die Stadt — die Bevölkerung empfieng ihn mit Freudengeschrei. Die Bürger weinten vor Freude über die Rettung des Königs. Die Damen an den Fenstern schwenkten ihre weißen Tücher, einige sogar ihre weißen Hauben. Dann war großer Empfang am Hofe und Darbringen der Glückwünsche für die Rettung des Staates und die vollbrachte Heldenthat, am Abend Galatheater und Beleuchtung der Stadt, nachher Plünderung der Freudenhäuser und Misshandlung der darin befindlichen Mädchen. Der Pöbel wollte auch seine Freude haben, und vom Hofe aus wurde verwehrt, sie zu stören. Erst am 23. Januar war Leben und Eigenthum in der Hauptstadt wieder sicher.[1]

Das Volk vor dem Schlosse. Jubel. Beleuchtung und Plünderung.

Alsbald wiesen sich die Sieger gegenseitig Belohnungen zu. Rantzaus Schulden wurden bezahlt, und er selber wurde Obergeneral des Fußvolkes und Ritter des Elephanten-Ordens. Eickstedt und Köller wurden General-Lieutenants und erhielten den Danebrog-Orden. Beringskjold wurde Kammerherr mit einem Jahresgehalt von 2000 Thalern und die Regierung erließ ihm die Schuld von 40.000 Thalern für ein von ihm erstandenes Domänialgut. Der Bediente Jessen bekam 2000 Thaler und wurde Justizrath. Der Stadthauptmann wurde dafür, dass er das Volk zum Hurrahrufen aufgefordert, Oberst-Lieutenant mit einer Zulage von 300 Thalern. Den größten Treffer zog Guldberg. Juliana und ihr Sohn regierten und er leitete sie wie den Prinzen Friedrich, und bekam die Regierung in die Hand. Reverdil dagegen wurde zum zweitenmale verbannt, obschon er einige Maßregeln Struensees missbilligt hatte.[2]

Lohn der Verschwörer.

Nun drängt sich die Frage auf, wie denn die neue Regierung eingerichtet wurde, und welches ihre ersten Maßregeln waren. Bernstorff wurde nicht zurückberufen,[3] Schuhmacher wurde Cabinets-Secretär und Guldberg übernahm nach und nach die Regierung. Wichtig war, wer an Brandts Stelle treten solle — als Gesellschafter des Königs. Der Minister von Osten, den Christian haben wollte, war klug genug, abzulehnen. Köller, der Liebling der Juliana Maria, bekam nun diesen Posten und durch ihn gieng der König stets am Leitseil seiner Stiefmutter. Von einem Minister wie Struensee war natürlich keine Rede mehr; es wurde ein Geheimer Staatsrath errichtet, welcher — so ließ man den König erklären — alle Angelegenheiten und Gesuche zuerst prüfen und dann erst dem König vorlegen sollte, mit anderen Worten, der König verzichtete darauf, eigenmächtig Cabinetsordres zu erlassen. Seine Weisungen sollten nur Giltigkeit haben, wenn der Geheime Staatsrath dieselben vorher gebilligt habe; ja er sollte nicht einmal

Maßregeln.

Die Krone machtlos.

[1] Jenssen-Tusch, l. c. S. 193—196.
[2] Ibid. S. 197—198.
[3] Ibid. S. 212—214.

zu sich zu nehmen und sich zur Ruhe zu legen, und ergab sie sich mit Fassung in ihr grausames Schicksal.[1])

Struensee verhaftet.

Zu Struensee war alsbald, nachdem der König den Verhaftsbefehl unterschrieben, der Oberst Köller mit drei Officieren geeilt, denen er vor dem Eindringen in das Schlafzimmer das Versprechen abgenommen, den Minister zu tödten, sobald er, Köller, von ihm erschossen würde. Struensee fragte verwundert, als Köller ihm vom Verhaftsbefehle sprach, ob er wisse, mit wem er rede. Köller antwortete: „Vor zehn Minuten waren Sie noch Graf und geheimer Cabinetsminister, jetzt aber sind Sie mein Gefangener." Struensee wollte die Unterschrift des Königs sehen. Köller entgegnete: „Ich hafte mit meinem Kopfe dafür, dass der König es befohlen hat." Noch immer wollte sich der Minister nicht fügen, da setzte ihm Köller die Degenspitze auf die Brust: er habe Befehl, ihn lebendig oder todt abzuführen. Jetzt verließ den Mann die Kraft, er wurde ohnmächtig. Als er zu sich kam, steckte er ein Etui zu sich. Köller durchsuchte es, und fand drei kleine Pillen darin, die nachträglich für ein langsam wirkendes Gift erklärt wurden. Der eben noch Allmächtige wird dann an Händen und Füßen gebunden und in einer Kutsche nach der Citadelle gebracht. „Was habe ich denn verbrochen?" Er verlangt vergebens seine Diener, seinen Secretär, ein warmes Zimmer, man wirft ihn in einen Raum für einen Verbrecher, ohne Bett und Ofen; als er empört über den Undank des Königs sich den Kopf an der Wand zerschellen will, legt man ihm die Zwangsjacke an, zwängt seinen Hals in einen eisernen Ring, der an einer Kette hieng. Auch andere Versuche, die Kerkerqual abzukürzen, wurden verhindert. Zwei Tage enthielt er sich der Speise und des Trankes. Da kam der Befehl, ihn zu prügeln, bis er etwas genieße. — Jetzt versank er in tiefe Melancholie.[2])

will sich tödten.

Brandt gefasster.

In ein ähnliches Gefängnis wurde Brandt geworfen, doch benahm er sich heiterer; er lachte und sang stundenlang französische Arien, spielte Flöte trotz der schweren Kette, die an seinem Arme hieng, und rief einmal über das andere: „Nur kleine Seelen sind feig, große ertragen ihr Schicksal mit Geduld." Außer Brandt und Struensee wurden fünfzehn Männer seines Anhanges verhaftet, darunter auch der Commandant von Kopenhagen, Gudde, und Oberst Falkenskjold, den man dann lange in der kalten Festung Munkholm in harter Haft hielt und schließlich freilassen musste, weil alle Anklagen sich als falsch erwiesen, und der dann in Genf all diese erbärmlichen Vorgänge in seinen Memoiren geschildert hat. Struensees Bruder, der Justizrath, ein tüchtiger Mann, der früher Professor der Mathematik in Liegnitz gewesen, wurde gleichfalls verhaftet, aber auch gegen ihn konnte man nichts aufbringen und man musste ihn wieder freilassen. Friedrich II. nahm ihn dann wieder in seinen Dienst und er starb als Finanzminister in Berlin. Der zweite Bruder, ein Lieutenant, wurde des Landes verwiesen.[3])

Falkenskjold.

Der König getäuscht.

Aber was sollte geschehen, wenn der König reuig würde? — Um dies zu verhindern, musste man ihm zeigen, dass alles, was er gethan, den Beifall des Volkes habe. Durch das viele Reiten und Fahren in der Nacht waren die Bürger unruhig geworden. Man sagte nun dem Volke, der König sei von einer Verschwörung gerettet worden — und es pries sich glücklich.

[1]) Jenssen-Tusch, l. c. S. 191—194.
[2]) Ibid. S. 186—187.
[3]) Falkenskjold, Mémoires.

Auf die Frage: „Was sollen wir thun?“ rief der Stadthauptmann: „Geht zum Schlosse und ruft Hurrah, dass alles gelungen ist“ und drängte die Menge vor das Schloss. Juliana und ihr Sohn Friedrich führten den König auf den Balkon. Christian VII. winkte mit seinem Taschentuche und das Volk schrie „Hurrah!“ und darauf schrie der schon kindisch gewordene Monarch auch „Hurrah!“ Einige Stunden später fuhr er mit dem Prinzen Friedrich in einem mit sechs Schimmeln gezogenen Wagen durch die Stadt — die Bevölkerung empfieng ihn mit Freudengeschrei. Die Bürger weinten vor Freude über die Rettung des Königs. Die Damen an den Fenstern schwenkten ihre weißen Tücher, einige sogar ihre weißen Hauben. Dann war großer Empfang am Hofe und Darbringen der Glückwünsche für die Rettung des Staates und die vollbrachte Heldenthat, am Abend Galatheater und Beleuchtung der Stadt, nachher Plünderung der Freudenhäuser und Misshandlung der darin befindlichen Mädchen. Der Pöbel wollte auch seine Freude haben, und vom Hofe aus wurde verwehrt, sie zu stören. Erst am 23. Januar war Leben und Eigenthum in der Hauptstadt wieder sicher.[1])

Das Volk vor dem Schlosse. Jubel. Beleuchtung und Plünderung.

Alsbald wiesen sich die Sieger gegenseitig Belohnungen zu. Rantzaus Schulden wurden bezahlt, und er selber wurde Obergeneral des Fußvolkes und Ritter des Elephanten-Ordens. Eickstedt und Köller wurden General-Lieutenants und erhielten den Danebrog-Orden. Beringskjold wurde Kammerherr mit einem Jahresgehalt von 2000 Thalern und die Regierung erließ ihm die Schuld von 40.000 Thalern für ein von ihm erstandenes Domänialgut. Der Bediente Jessen bekam 2000 Thaler und wurde Justizrath. Der Stadthauptmann wurde dafür, dass er das Volk zum Hurrahrufen aufgefordert, Oberst-Lieutenant mit einer Zulage von 300 Thalern. Den größten Treffer zog Guldberg. Juliana und ihr Sohn regierten und er leitete sie wie den Prinzen Friedrich, und bekam die Regierung in die Hand. Reverdil dagegen wurde zum zweitenmale verbannt, obschon er einige Maßregeln Struensees missbilligt hatte.[2])

Lohn der Verschwörer.

Nun drängt sich die Frage auf, wie denn die neue Regierung eingerichtet wurde, und welches ihre ersten Maßregeln waren. Bernstorff wurde nicht zurückberufen,[3]) Schuhmacher wurde Cabinets-Secretär und Guldberg übernahm nach und nach die Regierung. Wichtig war, wer an Brandts Stelle treten solle — als Gesellschafter des Königs. Der Minister von Osten, den Christian haben wollte, war klug genug, abzulehnen. Köller, der Liebling der Juliana Maria, bekam nun diesen Posten und durch ihn gieng der König stets am Leitseil seiner Stiefmutter. Von einem Minister wie Struensee war natürlich keine Rede mehr; es wurde ein Geheimer Staatsrath errichtet, welcher — so ließ man den König erklären — alle Angelegenheiten und Gesuche zuerst prüfen und dann erst dem König vorlegen sollte, mit anderen Worten, der König verzichtete darauf, eigenmächtig Cabinetsordres zu erlassen. Seine Weisungen sollten nur Giltigkeit haben, wenn der Geheime Staatsrath dieselben vorher gebilligt habe; ja er sollte nicht einmal

Maßregeln.

Die Krone machtlos.

[1]) Jenssen-Tusch, l. c. S. 193—196.
[2]) Ibid. S. 197—198.
[3]) Ibid. S. 212—214.

mehr ohne Vorwissen und Zustimmung des Rathes Gnadenbeweise ertheilen. Damit war also das Königsgesetz von 1660 umgestoßen und eigentlich hätten die Verschworenen, welche Struensee als Hochverräther anklagten, selber als Majestätsbeleidiger angeklagt werden können — aber der König war ja wie ein blödsinniges Kind!

Dem Nationalgefühle trug man Rechnung, das Commando in der Armee sollte fortan dänisch sein; desgleichen sollten alle Gesuche, Berichte und Bescheide, mit Ausnahme der für die deutschen Lande, in dänischer Sprache abgefasst sein.[1] Um sich in der Macht zu erhalten und ihrer That den Charakter einer rettenden zu wahren, wurde ein Dankgottesdienst durch das ganze Land angeordnet. Die lutherischen Geistlichen eiferten dabei in der Predigt begreiflich gegen den Gottlosen, den die Rache des Herrn getroffen, enthielten sich dabei aber auch nicht, ihre Zuhörer zu ermahnen, die arme Königin zu hassen und zu verfluchen. Männer sogar, die Verdienste haben als Schriftsteller, stimmten in dieses Rachegeschrei ein. Der Geschichtschreiber Suhm weissagte Juliana Maria und ihrem Sohne Friedrich einen unsterblichen Ruhm. Langebek meinte gar, Julianens Ruhm überstrahle den der Semiramis weit! Struensee wurde nur als der große Drache und der Apollyon in der Offenbarung Johannes bezeichnet. Es gab aber auch Männer von Muth, die da spotteten über die vermeintliche Rettung aus einer Gefahr, welche gar nie bestanden habe, und die beklagten, dass man die Religion zum Deckmantel der Parteilüge gebrauche.[2]

Dankgottesdienst.

Schmeichelei.

Gericht. Am 21. Januar 1772 wurde eine Untersuchungs-Commission aus erklärten Feinden Struensees niedergesetzt und jedermann aufgefordert, Angaben zu machen, der solche vorzubringen habe.[3] Die Verhafteten mussten für schuldig erkannt werden, wenn nicht diejenigen, welche den Staatsstreich gemacht hatten, den Kopf verlieren sollten.[4]

Prozess Struensees. Zunächst begann der Prozess gegen Struensee, nachdem viele Juristen verhalten waren, die Untersuchung zu beschleunigen. Am 20. Februar fand das erste Verhör statt — es währte beinahe den ganzen Tag. Struensee benahm sich mit Ruhe und Fassung. Am zweiten Tage aber gestand er unter Thränen ein unerlaubtes Verhältnis zwischen ihm und der Königin Mathilde ein, wie Falkenskjold behauptet, durch Schack-Rathlaus Einflüsterungen, er werde mit Landesverweisung davonkommen, wenn er die Königin in die Sache verwickle, denn gegen diese dürfe man keine Untersuchung weiter führen; auch habe man ihm, wenn er nicht gestehe, mit der Folter gedroht.[5]

Brandt. Gefasster benahm sich Brandt im Verhöre am 22. Februar. Münter, der Hauptpastor an der deutschen Petrikirche in Kopenhagen, bekam den Auftrag, den Atheisten zu bekehren, ward aber von Struensee mit finsterer Miene

[1] Jensen-Tusch, l. c. S. 213—216.
[2] Ibid. S. 201—203.
[3] Ibid. S. 204.
[4] Ibid. S. 218.
[5] Ibid. S. 218—219.

empfangen. Münter, der später mit einer Offenheit, die jedweden Katholiken verletzt, die Besprechungen mit seinem Beichtkinde in Druck gab, ermahnte den Gefangenen, den Gedanken aufzugeben, als ein philosophischer Held zu sterben, bekam aber die Antwort: „Ich will auch nicht als ein Heuchler sterben.“ Münter meinte, er solle sich keine Hoffnung machen und sich auf den bevorstehenden Schritt in die Ewigkeit vorbereiten, worauf Struensee antwortete: „Ich erinnere mich nicht, die Unsterblichkeit jemals gefühlt, oder mich davor gefürchtet zu haben; doch nun ängstigt mich der Gedanke, dass ich bald aufhören soll — da zu sein. Ich wünsche zu leben, auch in noch geringerer Glückseligkeit als jetzt in meinem Gefängnis.“ — Also dieser Mann klammert sich an das Leben und ergreift den letzten Strohhalm, um es zu retten; und hierin liegt der Grund, dass er Aussagen gegen die gute Königin machte. Münter sucht ihm die Ansicht auszureden, dass der Mensch nur eine Maschine sei,[1]) und sagt ihm geradezu, Ehrgeiz, Leichtsinn und Wollust hätten ihn verdorben. Nach zwanzigtägigem Zureden brachte ihn Münter dazu, das Neue Testament und die Erbauungsbücher von Jerusalem und Gellert zu lesen, und will von ihm das Geständnis erlangt haben: „Ich müsste der größte Thor sein, wenn ich nach so einleuchtenden Beweisen das Christenthum nicht mit Freuden annehmen wollte. Es wirkt nicht bloß auf meinen Verstand, sondern auch auf mein Herz. Lese ich die Leidensgeschichte Jesu, so weine ich oft dabei vor Rührung. Ich denke auch schon in tröstlicher Hoffnung an meinen Tod. Ich habe mich mit den fürchterlichen Umständen dabei bekannt gemacht. Ich weiß nicht, wie mir zumuthe sein wird, wenn die schreckliche Stunde herankommt; doch der Gedanke an den Tod beunruhigt mich nicht mehr, denn ich finde, dass mich nichts mehr an das Leben bindet.“[2])

Münter und Struensee.

Bekehrung.

Wivet, der Ankläger, beschuldigte Struensee, den König von seinen Unterthanen abgeschlossen, die Religion lächerlich gemacht, Tugend und Ehrbarkeit geschädigt und der Unzucht Thür und Thor geöffnet zu haben. Als Stadtphysicus in Altona habe er eine gute Stellung gehabt, er habe aber höher hinaus gewollt und auch der Arzt des Staates sein wollen. Dazu habe er Brandt auf seinen Posten gebracht, damit dieser ja niemand zum König gelangen lasse und Struensee immer berichte, was vor dem König gesprochen worden sei, und nach und nach habe er sich in der allervermessensten Weise die größte Machtvollkommenheit angemaßt. Alle Unterthanen, hohe und niedere, hätten ihm, als des Königs Stellvertreter, gehorchen müssen. Den Staatsrath, der ihn hinderte, habe er abgeschafft und ein Land regieren wollen, dessen Sprache er nicht verstand und dessen Gesetze er nicht kannte. — Er und die Anhänger, die er berief und mit dem Fette des Landes mästete, hätten nun gesucht, alles auf den Kopf zu stellen. Kein Beamter habe mehr am Morgen gewusst, ob er nicht am Abend seines Amtes entlassen und brotlos sei. In die königliche Casse habe Struensee kühne Griffe gethan; mit den sogenannten Cabinetsordres sei er unredlich verfahren, habe solche ohne Erlaubnis des Königs ausgestellt, und sie nicht nach der Ordnung vorge-

Anklage.

[1]) Lamettrie, L'homme-machine. — Vergl. Bd. XII, S. 66—67 dieses Werkes.
[2]) Jensen-Tusch, l. c. S. 220—223.

tragen, wie es seine Pflicht war. Die Dänen habe dieser dummdreiste Mensch mit Hohn und Härte behandelt und doch habe er für vermeintliche Verdienste um das Land sich und seinem Freunde Brandt den Rang eines Grafen zu verschaffen gewusst. Die Dänen seien es aber zuletzt müde geworden, sich von einem deutschen Arzte regieren zu lassen, und der Sturz des Verhassten sei unter allgemeinem Jubel vollbracht worden. Die Zeit reiche nicht aus, alle Verbrechen. Verbrechen dieses Grafen aufzuführen; auch sei dies nicht nöthig, denn der Angeklagte habe nur einen Kopf, darum wolle der Ankläger nur einige todeswürdige Verbrechen hervorheben: 1. Habe sich Struensee eine frevelhafte Vertraulichkeit mit der höchsten Dame des Landes erschlichen. 2. Habe er durch Brandt den König auf höhnische Art behandeln lassen. 3. Habe er den Kronprinzen so behandelt, dass es nur seine Absicht gewesen sein könne, ihn aus der Welt zu schaffen oder zur Regierung unfähig zu machen. 4. Habe er sich des Königs Machtvollkommenheit zugewendet, indem er Befehle erließ, anstatt des Königs — nicht um den König zu unterstützen, sondern um eine eigenmächtige Rolle zu spielen. 5. Er habe befohlen, dass alle an den König eingehenden Briefe an ihn abgegeben werden, damit er der erste sei, der alles erfahre. Er habe also vielfach der Majestätsbeleidigung sich schuldig gemacht und sei darum des Todes schuldig.[1])

Uldals Vertheidigung. Uldal führte die Vertheidigung Struensees lau und matt, obschon es leicht war, ihn zu vertheidigen. Er sei kein Fremder zu nennen, da sein Vater Superintendent in Holstein sei; der König habe ihn berufen und ihm aus eigenem Willen seine Macht übergeben. Was er verordnete, sei dem König genehm gewesen, und falle darum auf Seine Majestät selber zurück. Der König war mit ihm zufrieden und verlieh ihm die Würde eines Grafen; warum hätte Struensee sie nicht annehmen sollen? Der Staatsrath, den er aufhob, sei kein wesentlicher Theil der dänischen Verfassung. Es lasse sich nicht beweisen, dass die Nation durch Beförderung der Fremden ungebürlich bedrückt worden sei. Er habe das Zudrängen des Adels nach Kopenhagen allerdings nicht gerne gesehen, aber auch Sully habe gewollt, dass der Theil des französischen Adels, der nicht zu öffentlichen Ämtern zu gebrauchen sei, auf seinen Gütern bleibe und die Landwirtschaft betreibe, damit er nicht in Müßigang und Verschwendung sich und seine Familien ruiniere. Struensee habe allerdings Cabinetsordres im Namen des Königs ertheilt, aber mit des Königs Genehmigung. Wenn es dem König nicht immer gefiel, sie zu unterschreiben, so gehe das nur den König selber an. Die Behandlung des Kronprinzen sei aus seiner Ansicht als Arzt zu erklären. Darum sei auf Freisprechung anzutragen.[2])

Ge-brechen. Von dem Verdienste einiger Verordnungen Struensees, deren die Dänen sich heute noch erfreuen,[3]) sprach Uldal kein Wort; auch hat er versäumt, nachzuweisen, dass das Königsgesetz sich vielmehr gegen diejenigen, welche den Staatsstreich gemacht hatten, wenden lasse, als gegen Struensee. Was die zu weit

[1]) Jenssen-Tusch, l. c. S. 255—281.
[2]) Die ganze Vertheidigung bei Jenssen-Tusch, l. c. S. 282—295.
[3]) Auch der Stockdäne Allen, l. c. S. 440.

gehende Vertraulichkeit mit der Königin angehe, gibt Uldal diese Anklage zu und meint, das Vergehen des Angeklagten sei größer, als daſs er Vergebung dafür erwarten dürfe; aber seine Reue und Betrübnis darüber verdienten einiges Mitleid und ließen ihn der Gnade des Königs nicht unwert erscheinen. Auf ein wichtiges Gebrechen der Vertheidigung macht Falkenskjold aufmerksam: „Kannte Uldal das dänische Gesetz nicht, welches jedem Richter verbietet, entehrende Anklagen gegen Mitglieder des Königshauses anzunehmen oder zu verhandeln? Und wie konnte er von Verzeihung, von Begnadigung eines Vergehens sprechen, das, wie er wohl wuſste, Struensee nur bekannt hatte auf die trügerische Vorspiegelung hin, man werde ihn dann des Landes verweisen.“ [1])

Man sieht aus der ganzen Behandlung, der Angeklagte sollte schuldig erscheinen, daher die Beschleunigung und leichtfertige Behandlung der wichtigsten Fragen. Da Uldal darauf verzichtete, die Replik Wiwets zu beantworten, so reichte Struensee seine eigene Vertheidigung ein.[2])

Wie Struensee sich selbst vertheidigte.

Ihn habe die Begierde geleitet, nützlich zu werden und Handlungen zu vollbringen, die einen weiten, ausgebreiteten Einfluſs zum Nutzen der Gesellschaft, in der er lebte, haben könnten. Zum König habe er sich nicht gedrängt, sondern er sei zu ihm berufen worden als Reisearzt, und da habe er gar nicht mit dem König von Politik gesprochen, sondern nur gesucht, durch Unterredung und ärztliche Hilfe nützlich zu sein, und dem Rathe Holcks sich widersetzt in Dingen, die dem König schädlich waren; für die Reise habe er ein Geschenk von 500 Thalern bekommen und sei dann als Leibarzt des Königs mit einem Gehalt von 1000 Thalern angestellt worden. Er habe als solcher dem König aufrichtig die Wahrheit gesagt, ohne Furcht, seine Gunst zu verlieren, und ihm namentlich die üblen Folgen vorgestellt, welche aus einem frühzeitigen übertriebenen Genuſs sinnlichen Vergnügens hervorgehen. Er habe das einzige Mittel, den König wahrhaft glücklich zu machen, darin gesehen, dessen Entfernung von der Königin zu vermindern und eine wahre Vertraulichkeit unter ihnen beiderseits zu stiften. Die Königin habe ihm ihre Sorge wegen Holck, der den König verführe, anvertraut, und daſs keine Ruhe und Sicherheit zu hoffen sei, so lange Holck am Hofe wäre, und nun habe er der Königin beständig die Mittel angegeben, das Zutrauen des Königs wieder zu erlangen durch das Bemühen, ihren Umgang ihm angenehm zu machen, und auch den König dahinzubringen gesucht, daſs er gegen die Königin wieder höflich sei. Darum sei Holck, den die Königin am Hofe nicht mehr sehen mochte, gefallen — und Brandt an seine Stelle getreten. Nebenbei habe er aber wohl eingesehen, daſs es bei der Regierung Grundsatz sei, dem König die Geschäfte zu verleiden, daſs dieser in den geringsten Kleinigkeiten keinen Willen habe, und auch in seinem Privatleben beherrscht werde, daſs Gunst und Ränke sich in alles mischen, darum die Anarchie allgemein und die Finanzen ruiniert und der Einfluſs der auswärtigen Höfe und Gesandten groß und drückend, die Zahl der Beamten zu groß und zu kostspielig seien. Auch von anderer Seite sei der König auf diese Gebrechen aufmerksam gemacht worden, und damals habe er noch mit Luſt gearbeitet und alles, was zu den Geschäften gehörte, selber gelesen. So sei nach und nach der Plan der ganzen Regierung erwachsen und die Durchführung

[1]) Jensen-Tusch, l. c. S. 290.
[2]) Vollständig bei Jensen-Tusch, l. c. S. 301—326.

ihm übertragen worden; er habe, ohne persönliche Absicht und Parteilichkeit, nur für das Wohl des Ganzen gehandelt; er habe in allem nur gesucht, dem Staate zu nützen und dem König gefällig zu sein. Wie könne man ihm da Absichten gegen die Person des Königs zuschreiben? Der Neid über sein rasches Steigen habe sich gegen ihn geregt. „Ohne Partei, selbst gehaßt vom Publicum, wie hätte ich den Gedanken hegen können, etwas gegen die Person des Königs zu unternehmen, und, wenn ich ihn gehabt, wie konnte ich so schlechte Maßregeln treffen? All meine Sicherheit bestand in der Person des Königs und dessen Ansehen; wessen Autorität hätte denn an die Stelle der königlichen gesetzt werden können?"

Erfolge Struensees.

Der ganze Regierungsplan Struensees wurde aus dieser Vertheidigungsschrift oben schon klar gelegt.[1]) Er meint, man könne ihm vielleicht Irrthümer nachweisen oder politische Fehler, aber kein strafbares Verbrechen. Die Folgen seines Waltens lägen zutage. Im Haushalte für den Hof seien ansehnliche Ersparungen gemacht worden, das Finanzwesen beruhe auf richtigen Grundsätzen, alle Auslagen im verflossenen Jahre seien bar bezahlt, die außerordentlichen Auflagen seien nicht drückend, die Einrichtung der Kanzleien erweise sich als nützlich. Der Betrieb der Geschäfte sei rasch. Von den Ausländern, die er in das Land gerufen, hätten sich alle tüchtig bewiesen, zwei oder drei ausgenommen. Er habe in allem ohne persönliche Absichten und Parteilichkeiten zu handeln gesucht, und glaube darum den allgemeinen Haß nicht zu verdienen, und sei deshalb auch gegen alle Nachrichten und Drohungen, die sich im Volke gegen ihn verbreiteten, gleichgiltig gewesen. — Immer habe er gemeint, er sei bloß dem König von seinen Handlungen Rechenschaft schuldig, und es sei umso leichter gewesen, den König aufzuklären, da alle Geschäfte unter seinen Augen vorgiengen.

Der Kronprinz.

Schlagend ist die Widerlegung der Anklage, daß er sich widerrechtlich Geld angeeignet; nicht minder schlagend die Widerlegung, er habe den Kronprinzen durch die Behandlung entkräften oder tödten gewollt: derselbe sei sehr schwächlich und mit einem Ansatze von doppelten Gliedern behaftet, sehr eigensinnig gewesen, habe nicht gehen, sondern immer nur getragen sein wollen. Als Arzt habe er einfache Nahrungsmittel, Früchte, Brot, Reis, Milch und täglich kalte Bäder und leichte Kleidung angerathen; ebenso habe er eine einfache Behandlung des Kronprinzen und seines Spielkameraden angeordnet, um ihm den Eigensinn zu benehmen. Die Cur sei gelungen, der Prinz sei jetzt stark und ohne Eigensinn, habe jetzt den rechten Gebrauch seiner Glieder, kleide sich selber an und zeige den Verstand und das Benehmen, das man von einem gesunden Knaben von fünf Jahren erwarten könne.[2])

So weit rechtfertigte Struensee seine innere Politik. In seiner äußern, erklärte er, sei er für eine Annäherung an Schweden gewesen, und daß dort die dänische Regierung keinen Einfluß durch Geld suche, das heißt, durch Bestechung der Parteien.

Anklage gegen Brandt.

Die Anklage gegen den Grafen Brandt führte Wiwet.[3]) Er wurde geschildert als der Vertraute Struensees, als sein Werkzeug und Helfershelfer in maßloser Begier nach Ehren und Reichthümern. Brandt habe gefrevelt gegen die Majestät; denn er habe den König herausgefordert, ausgescholten, überfallen, geschlagen, gebissen und darum gelte ihm jetzt der Satz der Schrift: „Weil du dich nicht gescheut hast, deine Hand zu legen an den Gesalbten des Herrn, so

[1]) Sieh oben S. 548.
[2]) Jensen-Tusch, l. c. S. 323.
[3]) Ibid. S. 335.

komme dein Blut über deinen Kopf.“ — Vergebens wandte der Vertheidiger Bang[1]) dagegen ein, der König habe ihm mit Stockprügeln gedroht, wenn er sich mit ihm nicht raufe; der König habe also verlangt, dass jeder, dem er die Annehmlichkeit des Privatumganges mit ihm gewähre, den er zu seinem Vertrauten erwähle, mit ihm nicht wie mit dem König, sondern wie mit einem Freunde umgehe. So habe auch König Friedrich III., wenn er beim Becher saß, seinen Gästen gesagt: „Nun ist der König nicht zu Hause“, und wenn er dem vertrauten Gespräche ein Ende machen wollte, habe er gesagt: „Nun ist der König wieder daheim.“ — Es half nichts, auch der Einwurf Brandts nicht, der König habe ihm oft gesagt: „Wenn ich wüsste, dass Sie ein Feigling wären, so stellte ich mich hinter die Thüre und schlüge Sie todt.“ Die Balgerei, die der König selbst begehrte, wurde zum todeswürdigen Verbrechen gemacht, obschon alle Richter wussten, dass der König in ganz gleicher Weise auch mit seinen früheren Gesellschaftern sich gebalgt habe. Vertheidigung.

Am 25. April 1772 wurde das Urtheil gegen Struensee wie gegen Brandt gesprochen: dass sie „zur wohlverdienten Strafe und anderen Gleichgesinnten zum Exempel und Abscheu, Ehre, Leben und Gut verlieren, ihrer gräflichen Würde und aller ihnen verliehenen Ehren entsetzt und ihre Wappen vom Henker zerbrochen werden sollen; jedem solle zuerst die rechte Hand und dann der Kopf abgehauen, der Körper geviertheilt und aufs Rad geflochten, Kopf und Hand aber auf einen Pfahl gesteckt werden.“[2]) Urtheil über Struensee und Brandt.

„Ich habe es mir nicht anders vorgestellt“, sagte Struensee, als ihm sein Vertheidiger das Urtheil mittheilte. Der Richterspruch über Brandt versetzte ihn in größere Aufregung als die Nachricht über sein eigenes Schicksal. Für Brandt wurde selbst von Owe Guldberg um Begnadigung nachgesucht: er warf sich Juliana Maria, welche damals alles entschied, zu Füßen, aber vergebens. In einer Stimmung der Verzweiflung brachte er dann mehrere Tage in seinem Hause zu. Die Frage der Begnadigung kam vor den König und der gefühllose, alberne Mann sagte: „Sollte ich Brandt begnadigen, so müsste ich auch Struensee begnadigen, denn er hat mir nichts zu leid gethan.“ Mitleid mit Brandt. Guldberg. Christian VII.

Nach einer reichlichen Tafel unterschrieb der König das Urtheil zur Vollziehung und fuhr dann in die Oper. Abends war Maskenball. — Am 28. April 1772 wurde das Urtheil vollzogen. unterschreibt das Todesurtheil.

Struensee äußerte zu Münter nur noch, er überlasse dem Urtheile der Nachwelt, ob seine Staatsleitung politisch schlecht gewesen sei; das aber könne er versichern, seine Absichten seien keine bösen gewesen. Um neun Uhr wurden die Verurtheilten, jeder in einem besondern Wagen, zur Blutbühne auf das Osterfeld geführt, die von 6000 Mann Truppen und von einer unabsehbaren Volksmenge umgeben war. Beide Delinquenten trugen prachtvolle Kleidung, kostbare Pelzröcke, dabei aber auch die schwere Gefängniskette; dadurch sollte der Gegensatz von Höhe und Fall dargestellt werden. Zunächst kam die Reihe an Brandt. Seine Haltung war ruhig, seine Züge so unverändert, dass man glaubte, er habe Struensees Abschied. Ende Brandts.

[1]) Jenssen-Tusch, l. c. S. 336–342.
[2]) Der Wortlaut des langen Urtheils bei Jenssen-Tusch, l. c. S. 349–367.

noch Hoffnung auf Begnadigung gehabt. Nachdem ihm das Urtheil verlesen war, zerschlug der Henker sein Wappen mit den Worten: „Dies geschieht nicht umsonst, sondern nach Verdienst.“ Brandt entkleidete sich selbst, legte die rechte Hand auf den einen, den Hals auf den andern Richtblock und im nächsten Augenblick fielen Hand und Kopf. Nun wurde Struensee aus seinem Wagen abgerufen. Er hatte angesehen, was Brandt geschah. Münter fragte ihn noch, ob er die Welt verlassen wolle — mit Liebe zu denen, die er vielleicht als Feinde ansehe? Struensee entgegnete, er dürfe nur noch Gedanken hegen, die für die künftige Welt passen. Er rufe die ewige Barmherzigkeit darum an, dass, wenn seine vermeintlichen Feinde ihre Gesinnung bereuen, diese Bekehrung sie auch bewegen möge, ein Glück zu erlangen, wie er es sich zuversichtlich von der Gnade Gottes verspreche. Mit Würde, aber demüthig bestieg dann Struensee das Schafott. Einige Bekannte grüßte er höflich. Das Urtheil ward verlesen, das Wappen zerbrochen. Münter sprach noch über die Versöhnung Jesu Christi und übergab ihn mit den Worten: „So gehe ein zum ewigen Frieden, wohin Gott dich ruft“ dem Nachrichter. Struensee entkleidete sich, aber nicht so rasch wie Brandt, legte Hals und Hand auf die Blöcke, die schon vom Blute seines Freundes geröthet waren, und dies Gefühl war vielleicht schuld, dass er zitterte, so dass der Schlag des Scharfrichters fehl gieng. Das Opfer warf sich in die Höhe und die Scharf-
Struensees. richter mussten es mit Gewalt niederhalten; erst der dritte Schlag endete sein Leben. Die Art, wie dann beide, gleich wilden Thieren ausgeweidet und geviertheilt wurden, lässt sich nicht beschreiben. Dieser ganze Justizmord ist eine Schmach für die damalige dänische Regierung. Die vier Theile wurden auf vier Räder gelegt vor dem Westerthore, die Hände und der Kopf auf Schandpfähle gesteckt.
Juliana Maria. Juliana hatte durch das Fernrohr der Hinrichtung beider vom Schlossthurme der Christiansburg zugesehen. Als die Reihe an Struensee kam, rieb sie sich freudig die Hände und sagte: „Nun kommt der Dicke.“ Als ein Kammerherr ihr später sein Erstaunen ausdrückte, dass sie so schmucklose Zimmer bewohne, sagte sie: „Sie sind mir lieber als meine prunkvollsten Gemächer; denn von hier aus habe ich meinen bittersten Feind auf dem Rabenstein liegen gesehen.“ Desungeachtet weinte sie, als ihr Münter alles, was bei der Hinrichtung vorgegangen, meldete. Der dänische Berichterstatter erinnerte mit Recht daran, dass auch das Krokodil Thränen habe.[1])

Der König. Am Abend dieses schmachvollen Tages war große Tafel am Hofe und fuhr dann der König in die italienische Oper. Das Publicum empfieng ihn mit ernstem Schweigen, so dass Christian VII. sich gleich wieder entfernte, Juliana Maria aber blieb bis zu Ende der Oper und trotzte der Stimmung. — Spittler[2])
Spittlers meinte: „Wäre auch Struensee mit Recht gefallen, so hätte er doch nie so fallen sollen, da auch die siegende Partei nie vergessen darf, was sie der Ehre des Königs schuldig ist, der dem unglücklichen Manne ehedem sein Vertrauen geschenkt hat.“

Hören wir noch das Urtheil eines Stockdänen unserer Tage über Struensee,
und Allens Urtheil. nämlich Allens:[3]) „Struensee ist ein warnendes Beispiel, dass die Sitten, die Denkungsart und Meinungen eines Volkes sich nicht beleidigen oder gewaltsam verändern, und die Sprache desselben sich nicht ungestraft verhöhnen lasse. Er besaß ausgezeichnete Geistesgaben, einen scharfen Blick für die Mängel der Staats-

[1]) Jensen-Tusch, l. c. S. 382.
[2]) Spittler, Sämmtliche Werke, IV, S. 489.
[3]) Allen, l. c. S. 442.

verwaltung, und die Abhilfe derselben war das Ziel, welches er bei seinen meisten Veränderungen vor Augen hatte." Nur vermisst Allen an ihm den sittlichen Ernst und die sittliche Reinheit, was er aber nicht auf ein unlauteres Verhältnis zur Königin beziehen kann; denn er hebt hervor, dass Karoline Mathilde noch sterbend ihre Unschuld betheuerte. Allen fügt noch hinzu:[1]) „Wie verschieden man auch Struensee beurtheilt hat, so sind doch alle darüber einig gewesen, dass er eine ausgezeichnete Gabe besaß, tüchtige und einsichtsvolle Männer zur Ausführung seiner weit umfassenden Pläne ausfindig zu machen."

Doch wie gestaltete sich das Schicksal der Königin?

Gericht über die Königin.

Am 8. März 1772 kamen die zum Verhör der Königin bestimmten Richter nach Schloss Kronborg, lauter erklärte Widersacher und Theilnehmer an der Verschwörung, denen es daran liegen musste, Struensees Geständnis von der Königin bekräftigt und somit das Verfahren des Hofes gegen sie vor England und der ganzen Welt gerechtfertigt zu sehen. Karoline Mathilde empfieng sie mit stolzer Würde.

Schack-Rathlaus.

Als ihr Schack-Rathlau Struensees Geständnis vorlegte und um Bestätigung der Wahrhaftigkeit desselben bat, erröthete sie vor Zorn: unmöglich könne Struensee dergleichen ausgesagt haben, denn es sei nicht wahr. Schack-Rathlau zeigte ihr das Papier und sie erkannte betroffen den Schriftzug Struensees. Arglistig lispelte Schack-Rathlau ihr zu: „Wenn das Geständnis Struensees nicht wahr ist, Madame, dann ist keine Todesart grausam genug für dieses Ungeheuer, welches gewagt hat, Sie hierin bloßzustellen." Die Königin wusste nichts von allem, was seitdem in Kopenhagen vorgegangen war, stand lange sinnend da, und fragte endlich: „Und wenn ich alles bestätige, was Struensee gesagt hat, kann ich sein Leben dadurch retten?" — „Sicher, Madame, könnte das sein Los in jeder Beziehung bessern." — „Wohlan, dann unterzeichne ich!" sie ergriff rasch die Feder und unterschrieb. Begierig nimmt ihr jetzt Schack-Rathlau die Schrift weg, und aus der heimtückischen Freude seines Gesichtes sieht sie, welchen unglücklichen Schritt sie gethan, und fällt ohnmächtig zusammen. Sie wollte den Mann retten, der sie wieder mit dem König versöhnt, der ihr Freund war und nach ihrer Ansicht mit seinen bewunderungswürdigen Gaben nur Gutes vollbracht hatte. Man soll aber nie, auch aus der besten Absicht, eine Unwahrheit sagen oder unterschreiben! — Struensee aber hatte man arglistig gesagt, er würde sich retten durch Bloßstellung der Königin, gegen die man ja ohnehin keine criminelle Untersuchung anwenden dürfe, zumal das Königsgesetz solches für Hochverrath erkläre, und gebrochen durch die Leiden des Kerkers und die Angst vor dem Tode, hatte er unterschrieben und sich dadurch schon des Todes würdig gemacht. Die Verschworenen wollten aber die Königin moralisch vernichten, damit sie zu ihrem Gemahl nicht mehr zurückkehren könne; denn dann hätte sie die Herrschaft wieder gewonnen, und wie wäre es dann ihnen ergangen!

Arglist

erreicht ein Geständnis.

Bangs Anklage.

Am 2. April war das Gericht über die Königin beisammen, fünfundzwanzig Mann. Bang führte die Anklage gegen die Königin. Struensees Geständnis wurde maßgebend durch die Bestätigung der Königin. Der Ankläger trug darauf an, dass sie die Ehe gebrochen habe. Wahrscheinlich hätte

[1]) Allen, l. c. S. 443.

Theilnahme. Die ganze Stadt, selbst die Judengemeinde, hielten Gebete für ihre Genesung. Diese Theilnahme war ihre letzte Freude. Sie konnte nicht umhin, als ihr die Gebete der Sterbenden vorgelesen wurden, feierlich vor den Anwesenden zu erklären: „Bald werde ich vor Gott stehen. Ich versichere, dass ich unschuldig an dem Vergehen bin, dessen man mich angeklagt hat, und dass ich meinem Gemahl nie untreu war.“ Sie starb am 11. Mai 1775, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt. Ihr Tod sei sanft gewesen, wie das Einschlummern eines müden Wanderers, berichtet ihr Geistlicher. Das ist das Ende dieser bewunderungswürdigen Königstochter, die ein Opfer der Politik war. — 1836 veröffentlichten englische Zeitungen ihr letztes Schreiben an Georg III. von England, worin es heißt: „Ich sterbe unschuldig; ich schreibe dies mit zitternder Hand und gebadet im Todesschweiß; ich bin unschuldig!“ — Dass sie unschuldig sei, war die Überzeugung aller, die Karoline Mathilde kannten. Die Bewohner von Celle geleiteten sie alle zum Grabe, kein Auge blieb thränenleer; sie setzten der edlen Dulderin ein schönes Denkmal.

Letzte Erklärung.

Doch kehren wir von Celle nach Kopenhagen zurück!

Die alten Missbräuche kehren wieder. Da man Struensee als Verbrecher hatte hinrichten lassen, so musste man natürlich die Männer, die er berufen, absetzen und entfernen und, was er eingerichtet, abschaffen. Die alte dänische und deutsche Kanzlei und die übrigen Collegien traten wieder ins Leben und als Magistrat in Kopenhagen wurden die zweiunddreißig Männer wieder eingesetzt. Struensee hatte die Tortur abgeschafft, jetzt zwang man die Verbrecher vor Gericht mit der Karbatsche und Peitsche wieder zum Geständnis und die Polizei erhielt die alte und willkürliche Macht. Nur die Lotterie blieb, die Struensee nie hätte einführen sollen, weil sie viel Geld eintrug. Umso eifriger stellte die Regierung sich insbesondere als eine ganz dänische dar. Am 15. Januar 1776 erschien Guldbergs Verordnung über das Indigenatsrecht, zu deren Ruhm die Regierung goldene und silberne Münzen prägen ließ.

Indigenatsrecht.

Dänomanie. Hier heißt es: „Die Billigkeit will, dass des Landes Dienst die Kinder des Landes nähre, und die Vortheile im Staate den Kindern desselben zutheil werden. Die Erfahrung aller Zeiten hat auch gelehrt, dass es in einem Lande, wo für die Erziehung der Jugend Sorge getragen wird, nie an tüchtigen Leuten fehlet, wenn der Regent sie suchet. Wir können auch hiebei mit Vergnügen an die Geschichte unseres Vaterlandes zurückdenken, weil sie aus allen Ständen Männer aufweisen kann, die dem Lande gedient, Ehre gemacht und es gerettet, und mit der edelsten Entschlossenheit sich zu ihrem unsterblichen Nachruhm für die Könige, unsere Vorfahren, um ihr Regiment zu befestigen, aufgeopfert haben.“[1])

Presse beschränkt. Struensee hatte die Presse freigegeben, Guldberg war der Feind einer freien Presse. Am 20. October 1773 erschien ein Verbot, in den Zeitungen oder Wochenblättern irgend etwas aufzunehmen, was die Regierung und die allgemeinen Anstalten betreffe; ebensowenig Streitschriften, hauptsächlich solche, in denen Personen angegriffen würden, oder Stadtgerüchte und erdichtete Erzählungen, welche etwas Beleidigendes oder Unanständiges enthielten.[2]) Der Polizeibeamte erhielt

[1]) Allen, l. c. S. 443.

[2]) Jenssen-Tusch, l. c. S. 397—398.

die Vollmacht, Übertreter dieser Verordnung mit 50 bis 200 Thalern oder mit Gefängnis bei Wasser und Brot auf vier bis achtundzwanzig Tage zu bestrafen, ohne dass eine Appellation an die Gerichte stattfinden dürfe. In einer Verordnung vom 27. November 1773 wurde diese Verfügung auch auf Werke von größerem Umfange ausgedehnt, welche Gegenstände von Bedeutung für das allgemeine Wohl behandelten.[1]) Die Polizei konnte sie ganz unterdrücken oder vor der Ausgabe verstümmeln. So musste Suhm in seiner „Geschichte Dänemarks" viele Stellen streichen. Ein Beispiel, wie streng man strafen könne, wurde an Christian Thura aufgestellt wegen einiger Schriften gegen die dänische Geistlichkeit. Thura wurden Ehre, Hab und Gut abgesprochen und er wurde in der Festung Munkholm sechs Jahre in harter Haft gehalten. Den Beisatz, dass seine Schriften durch Henkershand verbrannt werden sollten, milderte der König in einfache Unterdrückung derselben. Dem Niehls Prahl wurde wegen einer Flugschrift über die Zustände Dänemarks gedroht, dass man ihn auch nach Munkholm schicken werde, wenn er mit ungebürlichen Äußerungen fortfahren sollte. Brunn wurde wegen einiger Erzählungen zu einer Geldbuße von 100 Reichsthalern verurtheilt. Er war ein eifriger Anhänger Voltaires und Guldberg gab darum den Befehl, ihn während der Haft in den Lehren des Christenthums zu unterrichten; wollte er sich dabei unwillig und widerspenstig benehmen, so sollte man dem König Meldung machen und ihn dann auf längere Zeit in das Zuchthaus schicken. Das französische Schauspiel wurde abgeschafft. Stellte demnach Struensee die deutschthümelnde und freigeistige Richtung dar, so verfolgte das Ministerium Guldberg die dänomanische und pietistische Richtung. Die Presse verlor schnell den Muth und wurde einsilbig. Selbst an und für sich vorzügliche Schriften wurden unterdrückt, wenn sie verderbliche Maßregeln der Regierung darlegten, wie Martfelds Aufsatz über den dänischen Kornhandel, weil er das Verbot der Korneinfuhr tadelte.

Bücher-censur.

Strafen.

Guld-berg.

Was unter Struensee für den Bauernstand geschehen war, wurde gleichfalls zurückgenommen. Öder wurde entlassen, „weil er ein für Dänemark schädlicher Mann gewesen sei." Das Los der Bauern war unter Guldberg trauriger als je, er erklärte entschieden, dass die Freiheit des Bauernstandes nicht möglich sei, ohne dass Dänemark in seinen Grundfesten erschüttert werde.[2])

Die Bauern.

Was Gutes unter diesem Ministerium geschah, rührte vom jüngern Bernstorff her, der als Minister des Äußern 1774 berufen wurde und den Vergleich mit Russland abschloss und Dänemarks Beitritt zu den Mächten der bewaffneten Neutralität zur See bewirkte. Da er an den Maßregeln des Guldberg'schen Ministeriums nicht Antheil nehmen wollte, so legte Bernstorff 1780 seine Stelle wieder nieder.

Bern-storff.

Es ist Andreas Peter Graf von Bernstorff, der Neffe des älteren Johann Hartwig Bernstorff, der Gemahl der Friederike von Stolberg, der Schwester des Friedrich Leopold von Stolberg und des Ludwig Ernst. Der österreichische Gesandte Yves schildert ihn[3]) als einen Mann von

[1]) Allen, l. c. S. 416.
[2]) Allen, l. c. S. 447.
[3]) Geheime Hof- und Staatsgeschichte Dänemarks unter Christian VII. Germanien (Tübingen). — Oettinger, Geschichte des dänischen Hofes, VI, S. 77.

imposanter und einnehmender Gestalt, edlem und rücksichtsvollem Wesen und aufgewecktem Gemüth, der nie zum Schmeichler herabsinke, der immer gleich einfach und edel in seinen Absichten, fleißig bis zur Unermüdlichkeit, nie hochmüthig beim Erfolg, nie kleinmüthig in Widerwärtigkeiten sei. Er halte, was er verspreche, und verspreche darum nie so leicht, wie andere in solcher Stellung.

Yves. Derselbe Yves berichtet über Guldberg und seine Gönnerin Maria Juliana und ihren Sohn Prinz Friedrich: man fürchte jeden selbständigen

Prinz Friedrich. Mann, jedes ausgezeichnete Talent; der Prinz sei schüchtern und doch hochmüthig, unwissend und doch anmaßend, und nur ein so schmiegsamer und biegsamer Minister wie Guldberg könne bei ihm bestehen.[1]) Statt tüchtiger Maßregeln sehe man nur Intriguen, Wechsel der Beamten, unbedeutende innere Änderungen. Der englische Gesandte schreibt an seine Regierung: „Die Leidenschaften des Volkes sind aufgeregt worden und, da alle wissen, dass der König keineswegs regiert, sondern regiert wird, so glauben sie ein Recht zu haben, den groben Eindrücken ihrer Gefühle gemäß zu sprechen, und wenn irgend etwas ihnen nicht gefällt, so zeigen sie üble Laune. Die Lebensmittel sind nicht wohlfeiler, die Zahl der Reichen ist nicht größer geworden, Arbeitsleute und Manufacturisten finden nicht mehr Beschäftigung denn vor der Revolution, deshalb fühlt das Volk keinen Vortheil von der Veränderung. In den höheren Classen ist die Unzufriedenheit mehr politischer Art und erzeugt Parteiung nach Maßgabe von Verbindungen, Interesse

Ulrike Eleonore. und Ehrgeiz." — Die geistreiche Ulrike Eleonore von Schweden schrieb im April 1772: „Der König von Dänemark ist simpel und unentschlossen, die herrschende Partei ohne Erfahrung und Zusammenhang, trotz alles Ehrgeizes befindet sich darunter kein guter Kopf. Das ganze Volk ist unzufrieden, und sowie es einst seine Freiheit dem König preisgab, sehe ich die Zeit kommen, wo es dieselbe zurücknehmen wird."

Finanzen. Die neue Regierung machte tüchtig Schulden und kam in ihren Geldverlegenheiten dahin, die Privatbank in eine königliche umzuwandeln, gegen das Privilegium Christians VI. und gegen die Wünsche der Inhaber der Actien. Die Folgen waren vorauszusehen: bei jeder Verlegenheit gab die Regierung Zettel aus, ohne entsprechende Werte zu hinterlegen. Dadurch sank aber der Credit der Bank und des Landes und wurde das ganze Geldwesen zerrüttet.[2])

Bruch unter den Verschworenen. Die Einigkeit unter den Verschworenen des 17. Jänner 1772 war von kurzer Dauer und bald suchte einer den andern zu stürzen.

Zuerst fiel Rantzau-Ascheberg. Er galt bald für höchst gefährlich wegen seiner Entschlossenheit und Wandelbarkeit, seinem Geschick in Ränken. Sein Missvergnügen gegen Guldberg gab er offen zutage. Plötzlich wurde er entlassen, allerdings mit einer jährlichen Pension von 8000 Thalern. Der Vorwand war,

Rantzau. Preußen und Russland hätten auf seine Entfernung gedrungen.[3]) Er gieng zuerst auf seine Güter in Holstein; als er aber nach Fühnen zurückkehrte, bekam man in Kopenhagen Angst, und sandte ihm am 6. November Befehl, die Insel zu

[1]) Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen und französischen Staatsarchiv, III. Theil, I, S. 198.
[2]) Jenssen-Tusch, l. c. S. 440.
[3]) Ibid. S. 441—445.

verlassen. Es scheint, er bekam Weisung, sich in Südfrankreich aufzuhalten und, um ihm den Mund zu schließen, gab man ihm einen Wechsel von 24.000 Gulden. Rantzau starb 1789 in Avignon.

Zwischen Köller und Eickstedt brach bald Zwiespalt aus. Jeder wollte seinen Plan einer Umformung des Heeres angenommen sehen. Als Köllers Plan angenommen wurde, reichte Eickstedt seine Entlassung ein, mit der Begründung, der Zweck des 17. Januar sei gewesen, des Königs Person zu sichern, die Ehre des königlichen Hauses aufrecht zu halten und das Beste des Landes zu fördern. Wenn dieser Zweck nicht erreicht werden könne, so wäre es besser gewesen, dass die Begebenheiten des 17. Januar 1772 niemals stattgefunden hätten.[1]) Ein merkwürdiges Geständnis! Juliana konnte ihren Liebling Eickstedt nicht missen und Köllers Plan wurde nun verworfen und er selber zum Befehlshaber der Festung Rendsburg ernannt, um ihn zu entfernen. Bald verließ Köller das Land, trat in das österreichische Heer ein, kam aber 1777 wieder zurück, wurde jedoch in einem Prozess mit einer Schauspielerin wegen eines Kindes so bloßgestellt, dass die Regierung ihn nicht mehr halten konnte; er starb 1811 in Altona, wo Struensee noch in gutem Andenken stand, allgemein verabscheut. Köller.

Eickstedt fiel 1784 durch seinen Schüler, den Kronprinzen, den er so lange in möglichster Unwissenheit erhalten und einzig zur Soldatenspielerei und zum Eifer für dänische Sprache verleitet hatte, dass dieser sich später oft darüber beklagte, wie er um seine Jugendjahre gekommen sei. Es war böse Absicht dabei, den Kronprinzen nichts Rechtes lernen zu lassen. Eickstedt starb 1801 in der Vergessenheit, die er verdiente. Eickstedt.

Beringsskjold wurde als unermüdlicher Verschwörer gegen die Regierung von seinem eigenen Sohne angeklagt. Die Strafe Struensees hätte ihn treffen sollen, diese wurde aber in lebenslängliche Haft auf der Festung Munkholm verwandelt. Beringskjold.

Guldberg fiel 14. April 1784 und zwar durch den Sohn Karolinen Mathildens. Juliana hatte früher bestens für ihren vertrauten Rathgeber und zugleich Secretär ihres Sohnes gesorgt; 1774 war er zum geheimen Cabinetssecretär ernannt, 1777 in den Adelsstand erhoben worden als Hoegh-Guldberg. 1780 war er Geheimer Rath geworden; durch ihn leitete Juliana Maria den Geheimen Rath, in welchem sie als Weib nicht den Vorsitz führen konnte.[2]) Guldberg.

Obschon man dem Kronprinzen so wenig Unterricht beigebracht hatte, dass er nicht einmal fehlerfrei dänisch schreiben konnte, ihn auch nicht vom vierzehnten Jahre an als regierungsfähig zum Abendmahle und in den Staatsrath zugelassen hatte, so besaß der Sohn Karolinen Mathildens doch einen hellen Verstand, begriff die Lage und bewies einen festen Willen: er stürzte mit einer Umsicht und Entschlossenheit, die ihm Ehre macht, das Regiment der Todfeindin seiner Mutter, der Juliana, und des Guldberg wieder durch eine Palast-Revolution am 14. April 1784. Kronprinz Friedrich.

An diesem Tage trat der Kronprinz in den Staatsrath ein. Es waren aber noch andere als Staatsräthe vorgeschlagen, um seinen allenfalsigen Einfluss niederzuhalten, doch der Kronprinz hatte seine Maßregeln schon getroffen

[1]) Jensen-Tusch, l. c. S. 442.
[2]) Ibid. S. 451—453.

Palastrevolution 14. April 1784.

und von Bernstorff das Versprechen erlangt, dass er das Ministerium übernehme, und hatte die Führer der Regimenter in Kopenhagen gewonnen, für ihn zu handeln. Kaum war der König im Staatsrathe erschienen, so erhob sich der Kronprinz, dankte dem Vater für seine Ernennung zum Mitglied des Staatsrathes und verlas dann ein Gesuch, der König möge das Cabinet aufheben und Rosenkrantz und Bernstorff wieder in den Staatsrath aufnehmen. Christian VII. ergriff die Feder, um das Gesuch zu

Erbprinz Friedrich.

unterschreiben, was aber Julianens Sohn verhindern wollte: man dürfe den König nicht drängen. Diesem entfiel die Feder; der Kronprinz hob sie auf und reichte sie dem Vater wieder. Der König schrieb auf seine Bitte das „Approbiert" und seinen Namen. Julianens Sohn wollte sich schnell des

Christian VII.

Papieres bemächtigen, aber der Sohn Karolinen Mathildens kam ihm zuvor und steckte es schnell in seine Tasche. Darob wurde der König scheu und eilte schnell in sein Zimmer und der Erbprinz Friedrich ihm nach. Der Kronprinz, der ihnen nachgeeilt war, fand die Thüre versperrt und schon wollte er diese mit Gewalt öffnen lassen, als der König an der Hand des Erbprinzen heraustrat, welcher ihn zu Julianen zu führen gedachte. Wenn dies gelang, so war es sicher, dass dem König eine Zurücknahme seines Befehles

Kronprinz Friedrich.

abgedrungen wurde; der Kronprinz hatte dann das Nachsehen nach seinem Rechte auf die Krone. Rasch entschlossen ergriff der Kronprinz die andere Hand des Königs und bat ihn, in sein Gemach zurückzukehren und überzeugt zu sein, dass nichts ohne seinen allerhöchsten Befehl und nur das geschehen solle, was zum Besten der Unterthanen und seines Landes sei.[1]) — Die Stimme des Blutes entschied, der schwache König gab dem Sohne nach.

Der Erbprinz packte aber den Kronprinzen am Kragen. Dieser zog den Degen; seine Diener sprangen ihm zu Hilfe und auf einmal befand sich der Erbprinz am Ende des Ganges und der Kronprinz blieb beim König.

Juliana Maria.

Das ist die Palastrevolution vom 14. April 1784. Der Erbprinz hatte den Muth verloren, aber Juliana tobte und wollte zum König; sie wurde jedoch nicht vorgelassen und ergab sich in ihr Schicksal, als ihr der Sohn Karolinen

Guldberg.

Mathildens mit Verhaftung drohte. Guldberg musste sie zur Mäßigung bereden und ward dafür mit bloßer Verbannung nach Jütland bestraft. Er starb auf seinem Gute Wiborg 1808. Ein Versprechen auf 100.000 Gulden Belohnung,

Bernstorff.

das ihm einst Juliana ausgestellt hatte, wurde für ungiltig erklärt. Bernstorff, der sogleich das Ministerium übernahm, rieth zur Milde. Juliana und ihr Sohn endeten 1805 auf der Amalienburg, jene in Bußübungen, dieser in Begünstigung von Kunst und Wissenschaft.

Der Prinz-Regent

Den Höfen wurde mitgetheilt, dass Christian VII. den Namen und die Ehren eines Königs behalte, dass aber sein Sohn Friedrich VI. als Prinz-Regent vom 14. April 1784 an regiere. Der Regent wie auch sein erster

[1]) Jenssen-Tusch, l. c. S. 455.

Minister waren wackere Männer und leiteten Dänemark in einer schwierigen Zeit mit hohem Geschick; zu ihrem Ruhme gereicht, dass Dänemark damals der erste Staat war, der den Sclavenhandel abschaffte und dem nichtswürdigen Schacher mit Menschenleben, soweit seine Kräfte reichten, ein Ende machte, dann dass der Druck, der auf dem Bauernstande seit Jahrhunderten lastete, gehoben wurde. Auf einer Freiheitssäule, die 1792 zu Kopenhagen errichtet wurde, standen die Worte: „Der König gebot, der Heimatzwang solle aufhören, den das Landvolk betreffenden Gesetzen soll Ordnung und Kraft verliehen werden, damit der freie Bauer muthig und aufgeklärt, fleißig und gut, als geachteter Bürger glücklich werden könne." Am 19. December 1804 erließ der Sohn Karolinen Mathildens die Verordnung, welche die Leibeigenschaft der dänischen Bauern für alle Zeiten aufhob; 20.000 leibeigene Familien traten damit in die Rechte der Freien ein.[1]) — So war denn der Makel getilgt, der am dänischen Staate, namentlich seit den Zeiten der Reformation, haftete. Die Geschichte des Bauernstandes gehört mit zu den wichtigsten Abschnitten in der dänischen Geschichte. —

hebt die Sclaverei auf

und die Leibeigenschaft.

Der Bauernstand in Dänemark.

Der Name Bauer war ursprünglich der ehrenvollste. Bauer, Bonde (= der Wohnende), bezeichnete in der Vorzeit den freien Eigenthümer, und aus solchen bestand die Mehrheit der Nation. Die Bonden wählten den König auf dem Thing, gaben Gesetze, saßen zu Gericht, entschieden über Krieg und Frieden und gaben ihre Zustimmung, wenn eine Last allgemein aufgelegt werden sollte. Sie hatten Kriegsdienst zu leisten, wenn die Vertheidigung des Vaterlandes es nöthig machte, und den König zu empfangen und zu bewirten, wenn er das Land bereiste. Den Bonden stand der Zutritt zu jeder Stelle im Heere und am Hofe offen. Lieber aber als Hofdienst war den meisten das freie Schalten und Walten auf ihrem Gute. Als Harald Schönhaar einen freien Bauern durch das Versprechen eines hohen Titels an seinen Hof locken wollte, lehnte dieser ab, er wolle lieber ein Bauer bleiben und halte sich für ebensogut, als ein solcher, der den vornehmsten Ehrentitel am Hofe hätte. Aus den Gemeinfreien erhob sich aber im Laufe der Zeit ein Adelsstand[2]) und erlangte Rechte zum Schaden des Bauernstandes. Die erobernden Könige führten Krieg, ohne das Volk zu Rathe zu ziehen; sie sorgten schon während ihres Lebens für einen Nachfolger, und so entfiel das Recht der Bauern, den König zu wählen. Auch das Emporkommen der Städte schwächte den Bauernstand. Viele Bauern mussten ihr Gut einem Herrn überlassen und Pächter werden; man unterschied freie Hofbesitzer oder Odalbonden und Landboer oder Pächter. Bryden waren Verwalter für diejenigen, die mehrere Höfe besaßen. Gaad-Sidder waren ursprünglich Sclaven, denen der Herr kleine Grundstücke in der Nähe des Haupt-

Der Bauer ehmals.

Adel.

Die Bauern als Pächter.

Hörige.

[1]) Allen, l. c. S. 460—468.
[2]) Ibid. S. 26—28.

hofes überließ, dafür, dass sie ihm das Hoffeld bebauten und ihm noch andere Dienste leisteten.[1])

Die Union. Die Calmarische Union, infolge der in Schweden sich ein kräftiger Bürger- und Bauernstand bald entwickelte, war verhängnisvoll für den Bürger- und Bauernstand in Dänemark wegen der Lasten, welche der ewige Krieg mit sich brachte, und dem Wachsen des dänischen Adels durch die Verbindung mit Erbadel. dem schwedischen, durch den Übergang des Lehensadels zum Erbadel, durch den Übergang der Krongüter in den immerwährenden Besitz des Adels.[2]) Doch war der Stand der Odalbonden noch immer reich an Zahl und Einfluss, aber die Zahl der freien Grundeigenthümer nahm immer mehr ab; sie wurden Pächter, Leibeigene. und die Pächter in gewissen Theilen des Landes Leibeigene und Frohnbauern, glebae adscripti, ein Anhang zum Eigenthum des Grundherren, und durften das Gut, auf dem sie geboren waren, nicht ohne Erlaubnis des Besitzers und Erlegung einer gewissen Summe verlassen; ja, sie wurden verpflichtet, jeden Hof, selbst den allerschlechtesten, welchen ihnen der Gutsherr in Pacht geben wollte, unter den Bedingungen zu übernehmen, die er zu bestimmen für gut fand, und zuletzt konnte der Grundherr seine Leibeigenen, wie andere bewegliche Habe, ver- Sclaven. äußern; ein Zustand, der sich von der alten Sclaverei nur dadurch unterschied, dass das weibliche Geschlecht nicht an das Gut gebunden war, dass der Grundherr die Leibeigenen nicht verstümmeln und nicht tödten durfte, und dass diese das Recht hatten, zu erben und selbst Eigenthum zu besitzen.[3])

Krone und Adel. Krone und Adel hielten zusammen, der Bauernstand wurde immer ohnmächtiger und die Könige hatten es zuletzt bitter zu bereuen, dass sie den Halt an dem Bauernstande gegenüber dem Adel aufgegeben hatten.

Der König durfte keinem unfreien Mann, wenn derselbe sich auch noch so sehr im Kriege ausgezeichnet hatte, ohne Zustimmung des Reichsrathes den Adel Birkerecht. ertheilen. Wenn ein Mann, welcher unfrei geboren war, ein freies Gut hinterließ, durfte es nicht seinen unfreien Verwandten zufallen, sondern musste an Adelige verkauft werden, der Erlös fiel dann allerdings seinen Erben anheim. Die Adeligen erhielten das Recht, von ihren Bauern die höchsten Gerichtsbußen Christian II. zu erheben.[4]) Christian II. begriff die Folgen der Unterdrückung des Bauernstandes; er untersagte den „bösen und unchristlichen Gebrauch, die armen Bauern und Christen wie unvernünftige Creaturen zu verkaufen"; er befreite die Bauern von Klopfjagden und Frohnfuhren zur Zeit der Ernte; er verordnete, dass der Lehensmann zwölf Bauern beiziehen müsse zur Schätzung eines Pachthofes. Allein diese Verordnungen waren von kurzer Wirksamkeit.

Die Reformation. Der Adel war durch den Raub des Kirchengutes zu reich geworden. Einst hatte der König an den Bischöfen noch einen Schutz gehabt gegen die Übermacht des Adels und der Bauernstand in ihnen Fürsprecher gegen unmenschliche Behandlung; jetzt musste die Krone den Adel scheuen und die lutherische Geistlichkeit war[5]) vertheidigungslos der Rachgier, der Roheit und der Habsucht dieses Adels preisgegeben.

[1]) Allen, l. c. S. 121—122
[2]) Ibid. S. 174—167.
[3]) Ibid. S. 195—196.
[4]) Ibid. S. 223—224.
[5]) Wie selbst Allen eingestehen muss l. c. S. 276.

Als Vortheil der Reformation hebt Allen die Denkfreiheit hervor; was mochte aber die Denkfreiheit den Hunderttausenden nützen, die jetzt in der Nacht der Knechtschaft schmachteten! Der Bauer versank in Muthlosigkeit und stumpfe Gleichgiltigkeit, weil seine Lage eine verzweifelte war. Die Verordnungen, die hin und wieder von Königen ausgiengen, sind nur wie Blitze in der Nacht, welche den ungeheuern Grad des Elendes beleuchten. Natürlich sank auch der Ackerbau tief unter die Stufe, welche er im Mittelalter einnahm, und verminderte sich die Bevölkerung.

Unter Christian IV. reichten die jütischen Städte eine Beschwerdeschrift ein, an deren Schluss es heißt: „Das freie Bauerngut ist durch Vertauschung, Verpfändung und durch die Übertragung der Grundherrlichkeit in die Gewalt des Adels gekommen und dessen ewiges Eigenthum geworden, indem viele Bauern, um sich von einer unerträglichen Bedrückung zu befreien, ihr Recht aufgegeben haben und mit Weib und Kind davongezogen sind, wodurch ein Pfeiler niedergerissen wurde, der gewiss seinen Antheil an den Lasten des Staates getragen hätte, und niemand darf darüber klagen der harten Bande wegen, mit denen der gemeine Mann gefesselt ist und an denen er täglich wie ein Sclave sich führen lassen muss, bis der allwissende Gott, der alle Dinge sieht und weiß, sie lösen wird.“ Beschwerde der Jüten.

Was geschah darauf? Es ward Bürgern und Bauern verboten, mit einem Anliegen vor den König zu kommen, ehe dasselbe von dem vorstehenden Edelmann unterzeichnet sei. Ein muthiger Mann, Georg Dybvad, Professor der Theologie in Kopenhagen, nahm sich in einer Universitätsschrift 1607 der Unterdrückten an, tadelte den leeren Stolz des Adels auf die Thaten seiner Vorfahren, erinnerte an die ursprüngliche Gleichheit aller und hob hervor, dass der Adel zwar die Kirchengüter eingezogen habe, aber sich der Verabreichung des Zehnten an Kirche und Geistlichkeit entziehe. Alsbald wurde ein Prozess gegen den Mann eingeleitet, der im wahren Geiste des Evangeliums handelte; er kam um Amt und Brot, und starb in Jammer und Elend. Sein Sohn, Christoph Dybvad, war gerade auf Reisen in fremde Länder, deren Verfassungen er kennen lernen wollte, wodurch er nur noch klarer den faulen Zustand in Dänemark begriff. Als er zurückkehrend das Schicksal seines Vaters vernahm, machte er seinem Zorne in Reden und Schriften Luft, und wurde alsbald angeklagt, er habe den Adel Pessimaten statt Optimaten genannt; er habe gesagt, Dänemarks König sei nur dem Namen nach König, Bauern und Bürger müssten wieder in den Reichsrath kommen. Der Reichsrath verurtheilte ihn dafür zu lebenslänglichem Gefängnisse, und er starb in der Haft.[1] Dybvad.

Die Revolution von 1660 brach die Macht des Adels, ließ ihm aber den Besitz, hob den Bürgerstand und gab der Regierung mehr Festigkeit. Es war ein wichtiger Augenblick. Leider hören wir nicht, dass der König ihn benutzte, um eine alte Schuld am Bauernstande zu tilgen, und das war ein großes Unglück für Dänemark.[2] Friedrich III.

An Mahnungen fehlte es nicht. Die Bauern hoben in einer eigenen

[1] Allen, l. c S. 319—321
[2] Vergl. Bd. IX, S. 456—463 dieses Werkes.

Eingabe hervor, der König möge nicht dulden, daſs der Adel das Regiment über die Bauern zu ihrem Schaden führe, und ſchilderten ihre Lage ergreifend; aber den Gutsherren blieben ihre Rechte und der Bauer gieng eigentlich leer aus: er blieb in der Sclaverei und verlor jeden Sinn für die öffentlichen Angelegenheiten, und noch ſchlimmer gieng es ihm unter Chriſtian V., denn bisher waren ſie nur von den Gutsherren ausgeſogen, jetzt aber ſollten ſie auch noch an den allgemeinen Steuern theilnehmen und wurden durch Kriegsdienſte bedrückt. Die Folge war, daſs die Bauern unter dem Elend, unter welchem ſie ſeufzten, unverheiratet bleiben wollten, oder auf irgend eine Weiſe von ihrem Gute ins Ausland davon zu kommen ſuchten; wurde einer auf der Flucht ergriffen, ſo wurde er jetzt nach Bremerholm abgeliefert, um dort ein Jahr in Ketten zu arbeiten.[1])

Chriſtian V.

Friedrich IV. (1699 bis 1730).

Das Elend der Bauern erweckte Theilnahme. Friedrich IV. wirkte für Aufhebung der Leibeigenſchaft.[2]) Er erklärte am 21. Februar 1702 in einer Verordnung, daſs er ganz gut die erſprießlichen Folgen der Freiheit bemerkt, die er ſeinen Leibeigenen auf ſeinen Gütern gegeben habe, und jetzt eine Veränderung der Leibeigenſchaft auf Seeland, Laland und den umliegenden Inſeln vornehmen wolle, „damit die Bewohner umſomehr Luſt und Muth bekommen möchten, arbeitſam, fleißig und betriebſam zu ſein, und um deſto bereitwilliger im Fall der Noth das Leben für König und Vaterland wagen, wenn ſie ſehen, daſs ſie und ihre Kinder die Stelle, für welche ſie ſtreben, mit Freiheit beſitzen und zum Gebrauch behalten können, ſo daſs die jungen Männer nicht aus Furcht vor der Leibeigenſchaft außerhalb des Landes ſich begeben, und daſs die Leute auf dem Lande, die mehrere Söhne haben und die nicht alle zum Ackerbau erforderlich ſind oder Luſt dazu haben, einige von ihnen Handwerke, Handel, Schiffahrt oder etwas anderes erlernen laſſen mögen, wodurch ſie ſich in Zukunft ehrlich ernähren können, ohne daſs ſie zu befürchten haben, der Leibeigenſchaft unterworfen zu werden". — Welch ein Unglück des Bauernſtandes, Jahrhunderte lang ertragen, blickt nicht aus den Zeilen dieſer Verordnung heraus! Weiter beſtimmt der König, daſs alle Bauern, die nach dem 25. Auguſt 1699 geboren wurden, nebſt ihren Nachkommen auf ewige Zeiten befreit ſein ſollen. Den Gutsbeſitzern wurde eingeſchärft, ihre Leibeigenen nicht zu verkaufen; die Pachtbauern durften nicht gegen ihren Willen ihrer Höfe entſetzt oder gezwungen werden, wüſte und unangebaute Höfe anzunehmen.

Diese Verordnung macht dem Herzen des Königs Ehre.[3]) Leider hatte ſie die Wirkung nicht, die man auf den erſten Blick erwarten ſollte, denn im Jahre vorher war eine Verordnung über die Errichtung einer Landwehr von 18.000 Mann erlaſſen und das ganze Land in Lagen eingetheilt worden, von denen jede einen Soldaten zu ſechsjährigem Kriegsdienſte zu ſtellen hatte. Nun war es den Beſitzern adeliger Güter geſtattet, dieſe ſelber in Lagen einzutheilen und die Soldaten dafür auszuheben. Dieſe Freiheit ward nun oft miſsbraucht aus Eigennutz oder Gunſt; dem jungen Mann, der etwas beſaß, wurde jeder Schilling abgepreſst, damit ihn der Gutsherr nicht zum Soldaten hernahm. Dafür muſste

Die Landwehr.

[1]) Allen, l. c. S. 378—379.
[2]) Ibid. S. 389—390.
[3]) Ibid. S. 388—390.

dann der Arme die Muskete tragen, oder derjenige, welcher die Abneigung des Gutsherrn auf sich gezogen. Eine Verordnung von 1724 bestimmte sogar, dass alle jungen Männer vom vierzehnten bis zum fünfunddreißigsten Jahre in eine Reserve-Rolle eingetragen werden und auf dem Gute bleiben sollten, bis sie ihre sechs Jahre ausgedient oder das fünfunddreißigste Jahr erreicht hätten. So stand also die Freiheit vielfach nur auf dem Papier — so schwer hält es, die Menschheit vorwärts zu bringen! Reserverollen.

Man begreift daher den Jubel, den Christians VI. Verordnung 1731 im Lande erregte, dass die Landwehr als eine unerträgliche Last aufzuheben sei. Dieser hinkte aber eine andere Verordnung nach: die jungen Bauernburschen sollten ja darum dem Gedanken nicht Raum geben, als ob sie die Freiheit erlangt hätten, ihren Dienst zu kündigen, sich von dem einen Gut nach dem andern zu begeben, oder sich in den Städten niederzulassen, ja wohl gar ganz aus dem Lande zu reisen, wodurch die Bauerngüter verödet würden. Ein solcher Bursche sollte für friedlos erklärt, verfolgt und als Ausreißer bestraft werden. 1733 wurde gar die Landwehr wieder errichtet, wenn auch nur in der halben Stärke, die Dienstzeit aber auf acht Jahre festgesetzt, und wurden alle jungen Männer vom vierzehnten bis zum sechsunddreißigsten Jahre wieder unter denselben harten Bedingungen in die Reserve-Rollen eingetragen. 1746 kam die Verordnung, die jedem Landsoldaten verbot, sich anderswo niederzulassen, als auf dem Gute, wo er ausgehoben worden war. Auf diesem allein dürfe er einen Hof annehmen; wolle er dies nicht, so habe der Gutsherr das Recht, ihn für acht bis zehn Jahre in ein geworbenes Regiment abzugeben; Burschen aber, die das achtzehnte Jahr erreicht, die man wegen Mangel an den nöthigen Kenntnissen nicht zum Abendmahle zulassen könne, durften die Gutsherren zur Festungsarbeit abschicken oder nach Westindien abliefern. So hatte denn Christian VI. am Anfange der Regierung die Freiheit versprochen und am Ende derselben die Ketten der Sclaverei noch härter geschmiedet. — Wie gerne würde man ihm seine Sabbaths-Ordnung dafür erlassen![1] Christian VI. (1730 bis 1746).

Auch unter dem menschenfreundlichen Friedrich V. wurde die Lage der Bauern nicht besser, in einigen Gegenden sogar schlimmer, denn aus Geldnoth verkaufte die Krone Domänen, aus denen neue Landgüter gebildet wurden.

Die Folgen des Druckes traten sichtlich zutage. Die Bevölkerung auf dem Lande nahm ab. Unzählige Bauernhöfe, ja ganze Dörfer verschwanden. Die wahre Ursache, warum die Bauern aus dem Lande flohen, war zu augenfällig: die viele Arbeit und die harte Behandlung. Die besten Köpfe und Herzen im Lande wurden aber warm für die Sache der Bedrängten. Der ältere Bernstorff (Andreas Peter) theilte 1764 seine Güter bei Kopenhagen auf und gab sie den Bauern in Erbpacht mit Dienst- und Zehentfreiheit, und diese Bauern wurden bald die glücklichsten und wohlhabendsten in Dänemark.[2] Dasselbe Verfahren hatte mit Erfolg der ältere Graf Stolberg der verwitweten Königin Sophia Magdalena angerathen und nun ahmten es einige Edelleute nach zu ihrem und der Bauern Nutzen und die richtige Ansicht brach sich siegreich Bahn. Struensee regierte zu kurz, sonst wären Bernstorff. Stollberg.

[1] Allen, l. c. S. 396—398.
[2] Ibid. S. 423.

schon damals die Bauern frei geworden. Guldbergs Misregierung ließ die harte Behandlung der Bauern nur in einem so übleren Lichte erscheinen und der Sohn Karolinen Mathildens erregte allgemeinen Jubel im Lande, als er die Fesseln brach. Er machte nicht bloß den Gebeugten das Herz leicht und muthig, sondern er hob damit den Vertheidigungszustand und die Kraft seines Landes.

Wie Dänemark 1660 durch die Revolution zu Gunsten des unumschränkten Königthums die Aufmerksamkeit Europas auf sich gezogen hatte, so jetzt durch den aufgeklärten und zugleich sentimentalen Absolutismus Struensees, dann durch die Palast-Revolution vom 17. Januar 1772 und die Reaction unter dem Ministerium Guldberg, welches dann wieder einen Gegenschlag im Geiste der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts in der Palast-Revolution vom 14. April 1784 zur Folge hatte. Das Königsgesetz von 1665 hatte eine große Lücke, die sich bitter am König und am Volke strafte. Es war der unglückliche Fall nicht vorgesehen, dass ein König in Wahnsinn oder thierische Stumpfheit versinke, und kein Mittel angegeben, wie man in einem solchen Falle sich aus der Verlegenheit retten könne, um wieder einen König zu erhalten, „der in Wahrheit das lebendige, selbständige, segenbringende Haupt des Ganzen ist, das Auge, welches am schärfsten sieht, das Ohr, welches das Leiseste hört".[1]) Es zeigte sich, dass man in der Monarchie einen wahren König nie entbehren könne und dass der Satz Bonfins, „dass ein Ochs, wenn er gekrönt ist, ein wahrer König sei", falsch ist. Die Art, wie gegen Ende des Jahrhunderts die Engländer in ihrem wahnsinnigen Georg III. doch immer noch den König ehrten, ist rührend, aber nur in der englischen Verfassung waren die Mittel der Aushilfe gegeben, in der dänischen nicht, und dadurch musste es zu Palast-Revolutionen kommen. Die Art, wie Friedrich VI. das Ansehen seines an Leib und Seele zerrütteten Vaters hochgehalten und in dessen Namen Verordnungen erlassen hat, welche die Nation und Europa mit Jubel aufnahmen, macht seinem Herzen Ehre. —

Lücke im Königsgesetz.

Holberg, der Begründer der dänischen National-Literatur.

Aber auch die Literatur Dänemarks erregte die Aufmerksamkeit im vorigen Jahrhundert. — Der Däne Holberg war einige Zeit auch außer den Inseln der unbestrittene König der komischen Bühne, die Lust des Publicums, der Stolz der Schauspieler, das gefeierte Vorbild der Lustspieldichter;[2]) seine übersprudelnde Laune, seine treuherzige Schalkhaftigkeit, sein warmer, sittlicher Eifer erfrischten die Geister und Herzen. Ein Däne stand auf einmal

Literatur.

[1]) Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte, IV, I, S. 201.

[2]) Prutz, Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften, nebst einer Auswahl seiner Komödien. Stuttgart 1857. S. 11.

in der Dichtung schöpferisch da, während man bisher meinte, sie könnten höchstens in der Wissenschaft etwas leisten, wie Tycho de Brahe, Longomontanus, Ole Römer in der Astronomie, oder wie die Bartholine in der Anatomie, oder sie könnten alte Sagen und Heldenlieder sammeln, wie Vedel, wie Saxo Grammaticus, oder geistliche Lieder dichten: zählte doch Dänemark im siebzehnten Jahrhundert sechzig geistliche Dichter! Seine Poeten liebten mehr, sich in lateinischer, als in dänischer Sprache auszudrücken, überhaupt war seine Literatur mehr eine Literatur der Gelehrten; mit Holberg jedoch wurde sie auf einmal eine Literatur des Volkes.

Holbergs Jugend.

Ludwig Holberg, später Freiherr von Holberg, Professor an der Universität Kopenhagen und Besitzer zweier Rittergüter, hat seinen Ruhm als Schriftsteller und sein bedeutendes Vermögen nicht geschenkt erhalten, sondern in schwerer Weise errungen. Er ist eine von Sturm und Wetter gehärtete echte Normanennatnr. Wie die alten Wikinger muthig die Gefahren des Meeres bestanden, so hat unser Holberg unerschütterlich gegen Armut, Vorurtheil, Verkennung gekämpft und muthig in das Weite gestrebt, dabei die Frische des Gemüthes sich bewahrt und die Heiterkeit eines jugendlichen Aussehens; mit zwanzig Jahren schien er noch ein halber Knabe, und mit vierzig noch ein lebensfrischer Jüngling zu sein. Er ist geboren 1684 zu Bergen in Norwegen, der Sohn eines armen Soldaten, der sich bloß durch seinen Muth und sein Talent zum Obersten emporgearbeitet hatte und adelig nicht von Geburt, sondern durch seine Thaten wurde.[1]) Ludwig war das jüngste von sechs Kindern und lag noch an der Brust der Mutter, als der Vater starb. Im zehnten Jahre verlor er auch die Mutter und eine Feuersbrunst verzehrte das Vermögen der Familie. So war denn Armut sein Loos. Zum Glück war es Sitte, daſs die Söhne von Officieren von der Wiege an die Löhnung von Soldaten erhielten, wofür sie aber später in die Armee eintreten muſsten; Holbergs Genius wäre vielleicht in der Armee zugrunde gegangen. Doch blieb der Sold aus und erlangte Holberg damit die Freiheit, sich Studien zuwenden zu können. Sein Vormund hatte Freude an dem aufgeweckten Knaben, der früh Verse machte. Im achtzehnten Jahre besuchte Holberg die Universität Kopenhagen, um Theologie zu studieren, kehrte aber schon nach einem Jahre aus Geldnoth zurück, um als Hauslehrer sein Leben zu fristen und sich durch Privatstudien auf die Prüfungen vorzubereiten. Nachdem er dann seine Prüfung löblich bestanden, wurde er wieder Hauslehrer, mochte es aber nicht bleiben, bis er etwa nach Jahren zu einer mageren Pfarre gelangen würde, sondern gab, sobald er sechzig Thaler beisammen hatte, wie von einer krankhaften Sehnsucht nach der Fremde ergriffen, seine Stelle auf und reiste nach Amsterdam, in der Hoffnung, dort durch Unterricht in der französischen oder italienischen Sprache sich weiter zu helfen. Heiter und standhaft ertrug er Noth, kehrte dann wieder nach Bergen zurück und erhielt sich mit Unterricht im Französischen, Griechischen, Italienischen und Englischen. Er galt für einen wahren Mithradates in Bergen und brachte durch Stundengeben soviel zusammen, daſs er eine Reise nach London und Oxford wagte. Die Ansicht, er habe in London Shakespeare'sche Stücke gesehen, ist falsch: damals wurde Shakespeare in London nicht mehr aufgeführt. Holberg erwähnt den Namen dieses Dichters gar nie, auch nicht ein einzigesmal,

Studien.

Reisen nach Amsterdam,

nach London,

[1]) Prutz, l. c. S. 43—44.

und ist ein eifriger Anhänger der drei französischen Einheiten. Aber der gediegene, stolze, herrische Charakter des englischen Volkes regte ihn zum Nachdenken an, und in Oxford, wo er durch Unterricht im Flötenspielen und in Sprachen sich den Unterhalt verschaffte und durch seine Liebenswürdigkeit und sein heiteres, gesetztes Wesen Schüler und Freunde fand, befriedigte er in den Schätzen der Bibliothek seinen Wissensdrang. Dann gab er Privatvorlesungen in Kopenhagen in seinem Zimmer. Viele Studenten schrieben sorgfältig auf, was er sagte, wurden aber unsichtbar, als sie bezahlen sollten, grüßten ihn jedoch feierlich auf der Straße. Bald machte aber die Einladung, den Sohn eines reichen Edelmannes auf einer Reise nach Dresden zu begleiten, seiner Noth ein Ende. Auf dem Rückwege blieb Holberg in Leipzig, wo er Mencke, den Herausgeber deutscher Geschichtsquellen, und Thomasius kennen lernte. Fünf Jahre blieb er dann, von einem kleinen Stipendium lebend und mit der Abfassung seiner ersten historischen Schrift beschäftigt, in Kopenhagen und wagte dann 1714 eine Reise zu Fuß nach Paris und Rom — gegen den Sinn seiner Landsleute, die nur fahren oder in Sänften sich tragen lassen wollten: munter wanderte er dahin, durch keine Noth und keine Schwierigkeit erschreckt, bis er die Hauptstadt Frankreichs erreichte. Eifrig war er auf der Mazarinischen Bibliothek, und er erzählt uns, wie vor ihrer Thüre die Pariser Studenten sich schon früh des Morgens drängten und sich stritten, wer der erste im Saale sei, um den Preis des Tages, das Bayle'sche Wörterbuch, zu erlangen — so groß war damals das Ansehen dieses Freidenkers! In den Zeiten Innocenz III. war die Universität in Paris viel von Dänen besucht; Schweden und Norweger kannte man noch früher in Frankreich leider genugsam als Normannen. Der Verkehr aber war dann unterblieben und ein Norweger in Paris war jetzt eine unerhörte Erscheinung. Holberg musste Zweifel hören, ob er auch getauft sei, und das Befremden, dass er nicht Schweinsaugen und ein Maul habe, das von einem Ohr zum andern gehe — so fremd waren sich jetzt die Nationen geworden! Von Paris gieng es über Genua nach Rom, unter Entbehrungen aller Art, die mit dem frischen Muthe der Jugend ertragen wurden. Sechs Monate hielt sich Holberg in Rom auf und wir können denken, wie die ewige Stadt auf ihn wirkte. Er versäumte kein Erscheinen des Papstes, er machte den Gottesdienst mit, er rutschte die heilige Stiege am spanischen Platze hinauf, wie fromme Pilger.[1]) Als er nach Hause kam, stand er im Verdachte, dass er die Religion gewechselt habe. 1718 wurde er Professor der Metaphysik in Kopenhagen. Die Stelle trug wenig und Holberg musste dieses Fach übernehmen, von dem er sonst nichts verstand, allerdings in Hoffnung, bald einen für ihn geeigneteren und einträglicheren Lehrstuhl zu erlangen, denn damals rückten in der Facultät die Professoren der Reihe nach in die Höhe, und so konnte ein und derselbe Gelehrte nach und nach die verschiedensten Fächer zu lehren bekommen. Seine Collegen duldeten ihn ungern, er verstand auch vom Formelwesen seines Faches nichts. Was sein religiöses Bekenntnis anlangt, so passte er allerdings nicht unter die eifrigen Lutheraner. Er glaubte entschieden an Gott, „weil der wundervolle und künstliche Bau der Welt nicht von selbst entstanden sein kann, sondern allenthalben die Größe und Weisheit eines allmächtigen Baumeisters hervorleuchten lässt". Er war überzeugt vom künftigen Leben, in welchem jeder nach dem Maße seiner Thaten belohnt oder bestraft werde. Seine Collegen nannten ihn einen Ketzer und seine Antrittsrede eine

nach Paris.

Bayle.

In Rom.

Professor

[1]) Prutz, l. c. S. 66—67.

Leichenrede auf die Metaphysik; umso froher war er, als er die Lehrkanzel der Beredsamkeit erhielt, und bald strahlte er als Dänemarks volksbeliebtester Schriftsteller und erster Dichter. der Beredsamkeit.

Fassen wir zunächst Holbergs gelehrte Schriften ins Auge! Jene Zeit hatte Vorliebe, Vieles und Allerlei zu wissen. Auch Holberg theilte diese Richtung, doch sein Sinn gieng nicht bloß auf die Weite, sondern auch auf die Tiefe. Sein Geist durchdrang den Stoff und vermochte ihn dann lebendig darzustellen.[1] Holbergs gelehrte Schriften.

Der Eifer für Geschichte zum Beispiel wurde von vielen getheilt; als Hvitfeld (gestorben 1609) seine „Reichschronik" in dänischer Sprache herausgab, wurde sie auch vom Volke gern gelesen. — Aber welch ein Unterschied ist zwischen diesem Zusammenhäufen von ungesichtetem Stoffe, von antiquarischem, encyklopädischem Wissen, vom Ansammeln der Urkunden, und zwischen der „Darstellung der dänischen Geschichte" von Holberg! Er selber sagt von den bisherigen Geschichtswerken, sie hätten mehr die Gestalt von Jahrbüchern und Tagesregistern, welche die Dinge bloß nach der Zeitfolge beurtheilen, wann und durch wen sie geschehen, als die Gestalt der Geschichte, welche den Grund aller Dinge erforscht und sagt, warum sie geschehen seien. Holberg ist also Pragmatiker und bei den Franzosen und Engländern hat er gelernt, dass mit der Richtigkeit auch die Anmuth der Darstellung verbunden sein müsse. Die Dänen sind auch einstimmig im Lobe der Klarheit, Lebendigkeit, Anmuth und Zierlichkeit im Stile seiner historischen Schriften; sie loben nicht bloß die zweckmäßige Wahl und Behandlung des Stoffes, sondern auch die Leichtigkeit der Form. Schon seine „Einleitung in die Geschichte der europäischen Reiche" machte Aufsehen; dann seine „Einleitung in die Geschichte des Natur- und Völkerrechtes, verdeutlicht mit Beispielen aus der nordischen Geschichte und mit den alten wie neuen Gesetzen dieser Reiche verglichen"; sie erlebte Auflage auf Auflage und wurde auch ins Deutsche übersetzt. Seine drei Quartbände der „Dänischen Reichshistorie" (1732—1735) wurden ein wahres Volksbuch. Neben diesen größeren Werken laufen eine Menge anderer nebenher. Holberg verlegte seine Werke selber und die Nachfrage nach denselben ließ ihn oft mehr auf den Gewinn aus seinen Büchern, als auf die classische Vollendung derselben schauen. Die Menge seiner Schriften ist erstaunlich. Auch moralisch-philosophische gehören darunter, wie seine „Moralischen Gedanken", seine „Moralischen Fabeln". Geschichte. Pragmatik. Schöne Darstellung. Fruchtbarkeit.

Die Zeit ist über die meisten dieser gelehrten Werke fortgeschritten. — Holbergs dichterische Werke jedoch, seine Satiren und Lustspiele haben durch die Schärfe seiner Beobachtung, durch die Saftigkeit seiner Zeichnung und durch das milde und behagliche Gefühl, welches durch die Unantastbarkeit des Sittengesetzes bei aller Verzerrung der Leidenschaften erregt wird, einen dauernden Wert. Satirische Schriften.

So sein „Peter Paars", eine Parodie nach Art des „Lockenraubs" von Pope, oder der „Gigantomachie" von Scarron, oder des „Chorstuhles"[2] von Peter Paars.

[1] Prutz, l. c. S. 112—118.
[2] „Le lutrin."

Boileau, und ein Epos über die kleine Reise eines Krämers von Kalumborg nach Aarhuus, die man sonst in vierundzwanzig Stunden macht. Der Krämer will mitten im rauhen Winter seine Liebste besuchen, ist aber unglücklich dabei, leidet Schiffbruch, kommt auf eine fremde Insel, wird beraubt, gefangen, zum Tode verurtheilt, durch eine Jungfer errettet, kommt alsdann auf ein anderes Schiff, verfehlt den rechten Weg, geräth in eine andere Stadt und in eine Schlägerei, wird als ein Narr ins Tollhaus gesetzt, zuletzt aber mit Pracht und Ehren aus der Stadt begleitet, setzt dann seine Reise fort, geräth in die Hände eines Werbers, wird geplündert und kommt endlich glücklich an sein Ziel. Götter und Göttinnen sind thätig, um den Helden zu fördern oder zu hindern. Der Ton ist hochtrabend, wo er heiter sein sollte, und niedrig, wo er feierlich sein sollte. Viele Anmerkungen sind beigegeben, um den Text zu erläutern oder vielmehr die Gelehrten zu verspotten. Diese verstanden denn auch den Witz sehr wohl und trugen darauf an, das Buch zu verbrennen und den Verfasser von seinem akademischen Lehramte zu entfernen. Das Publicum hatte aber seine Freude am Werke und spendet ihm heute noch seinen Beifall.

Niels Klim.

Ähnlich ist ein ursprünglich lateinisch geschriebenes Buch, das in fast alle Sprachen übersetzt wurde und heute noch gern gelesen wird, nämlich die „Unterirdische Reise des Niels Klim“.[1] Niklas Klim ist ein armer Candidat der Theologie in Bergen, der auf einem Berge herumkriecht und dann in eine offene Höhle stürzt, bis in das Innere der Erde, in ein Land, dessen Bewohner bedächtige, langsam wandelnde Bäume sind. Er wird Läufer, lernt wunderliche Völkerschaften kennen auf vielen Reisen, wird wegen ehrgeiziger Projectenmacherei verbannt, wird Perückenmacher in einem Affenland, erleidet dann Schiffbruch, erreicht jedoch ein Volk, bei dem er in den Besitz der höchsten Gewalt gelangt, aber, durch das Glück verblendet, grausam und zuletzt verjagt wird. Er stürzt in einen Abgrund und kommt wieder bei Bergen heraus, kehrt in die Stadt zurück und stirbt als Küster an der Kreuzkirche. — Das Buch ist voll Lustigkeit und drolliger Anmuth; eigentlich eine Satire auf den Geist der Geheimniskrämerei, auf den Verkehr mit überirdischen Wesen nach Art Swedenborgs.

Lustspiele.

Größeren Einfluss errang Holberg durch seine Komödien. Zum Dichter des Lustspieles passte er durch seine Welterfahrung, durch seine Menschenkenntnis, durch die Schärfe seiner Beobachtungen und durch seinen tiefen Sinn. Wie lebendig weiß er die Verkehrtheiten des Lebens zu schildern, ohne doch den Zuschauer wankend zu machen im Glauben an den Bestand der sittlichen Weltordnung!

Commedia del arte.

Holberg hatte in Italien die Commedia del arte und die Commedia erudita kennen gelernt. Jene war verwandt mit der alten italienischen Volkskomödie, den oskischen Spielen, den Atellanen und Fescenninen[2] mit ihren stehenden Figuren und bestimmten Masken, und musste weichen vor einem feineren Geschmack, wie die altitalische Komödie vor Plautus und Terenz hatte zurücktreten müssen. Aber sie fristete noch immer ihr Dasein und entzückte mit ihren possenhaften Masken und derben Schwänken gewisse

erudita.

[1] Nicolaii Klimii Iter subterraneum novam telluris theoriam et historiam quintae monarchiae adhuc nobis incognitae exhibens.

[2] Prutz, l. c. S. 139—144. — Munk, De fabulis Atellanis. Lipsiae 1840.

Kreise des Volkes. Auch in Frankreich fand sie Anklang und ward ausgebeutet von Komödiendichtern, und aus ihr entlehnte auch Holberg manchen komischen Plan, manchen körnigen Witz. Seine eigenthümliche Begabung stand im Einklang. Hier wie dort sind die Gestalten leibhaftige Wesen mit Fleisch und Blut, von scharf ausgeprägtem Charakter.

Ein nationales Drama gab es in Dänemark nicht vor Holberg. Plautus und Terenz wurden in Schulen aufgeführt, deutsche Schauspieler kamen von Zeit zu Zeit ins Land mit ihren Mysterien und Moralitäten. Friedrich IV. hielt sich ein französisches Theater und eine italienische Sängerbande. Da soll der König 1720 auf den Gedanken gekommen sein, ein dänisches Nationaltheater zu gründen. Die Bildung dänischer Schauspieler übernahm der Director der französischen Bande; um dänische Theaterstücke gieng man Holberg an, der soeben durch seinen „Peter Paars" und seine Satiren sein Talent hatte glänzen lassen. Friedrich IV.

„Ich hielt mich nicht ungeschickt dazu, solche Stücke zu schreiben, auch hatte man mich oftmals gebeten, und darunter waren Männer, deren Befehlen ich nicht ungehorsam sein mochte. — Auf der anderen Seite jedoch wurde ich von dem Vorhaben abgeschreckt durch den Verdruss, welchen Schriften dieser Art mit sich zu führen pflegen. Schon aus den Angriffen, deren Gegenstand ich soeben gewesen, hatte ich zur Genüge gelernt, wie beschwerlich es ist, mit der ganzen Welt in Krieg verwickelt zu sein. Das unaufhörliche Drängen meiner Freunde überwand endlich meine Abneigung; ich schrieb jene Schauspiele, welche später gedruckt wurden und nun in jedermanns Händen sind. Die fünf ersten Stücke übergab ich einer hiesigen Schauspielertruppe zur öffentlichen Aufführung." [1])

Also fünf Stücke auf einmal! Wir staunen über diese Raschheit des Schaffens. — „Der politische Kannegießer" kam zuerst zur Aufführung, dann „Die Wankelmüthige", dann „Der geschwätzige Barbier", dann „Das arabische Pulver", „Die Weihnachtsstube", „Die Maskerade", „Jakob von Tyboe", „Ulysses von Ithacia". Der Beifall war enthusiastisch, das Theater machte gute Geschäfte. Da kam aber der frömmelnde Christian VI. (1730—1746) und mit dem Theater war es aus. Holberg zog sich zurück zu anderen Arbeiten. Christian VI.

Doch unter dem lebensheiteren Friedrich V. erstand das Schauspiel wieder und das Theater, das bisher in Privathänden gewesen war, wurde jetzt ein königliches, und neue Gestalten Holbergs schritten unter donnerndem Beifalle über die Bühne, wie „Erasmus Montanus", „Abracadabra", „Sganarells Reise", „Don Ranudo de Colibrados", und andere. Wieder setzte der Dichter in Erstaunen durch die Raschheit und Gesundheit seines Schaffens, die an Hans Sachs und Lope de Vega erinnert, wenn auch nicht zu leugnen ist, dass er hin und wieder ganze Scenen aus früheren Komikern entlehnte. [2]) Molière hat es ja gerade so gemacht und auf einen Vorwurf deswegen witzig geantwortet: „Ich nehme meine guten Einfälle wieder, wo ich sie finde." Molière war ihm Vorbild, weil er die Bühne sozusagen lebendig mache, da er Dichter Friedrich V. (1746 bis 1766). Entlehnung. Molière.

[1]) Prutz, l. c. S 144—146.
[2]) Ibid. S. 151.

und Schauspieler gewesen und alles auf das genaueste inne hatte, was für die Bühne nothwendig ist.[1]) Er fühlte sich sehr geschmeichelt, als Gottsched seine Stücke denen Molières an die Seite stellte. Gerne hätte Holberg seine Komödien in Übersetzung auf die französische Bühne gebracht und von der gebildetsten Nation den Beifall, welchen die Dänen seinen Stücken spendeten, genehmigt gesehen — doch scheiterte diese Hoffnung an nationaler Eifersucht und an anderen Hindernissen. Übrigens hatten die Franzosen jetzt eine hohe Meinung von ihm und ganz anders war jetzt der Aufenthalt in Paris für ihn, als vor zehn Jahren: die ersten Schriftsteller verkehrten auf gleichem Fuße mit ihm. Sein König aber erhob ihn

Baron Holberg.

in den Adelstand. Der einst so arme Student war jetzt so reich, dass er der Ritter-Akademie in Soröe, welche er für eine der nützlichsten Anstalten des Landes hielt, zwei Rittergüter schenken konnte. Die dornenreiche Jugend hatte ihn gewöhnt, wenig Bedürfnisse zu haben. Er aß und trank wenig; er spottet über seine Landsleute, die mit Bier und Wein und Speisen ihre gute Gesinnung zeigen wollen.

Sparsamkeit.

„Ich habe mir eine solche Lebensart gewählt, die mit meiner Natur übereinkommt und der Erhaltung meiner Gesundheit gemäß ist. Ich halte gerne Freundschaft mit meinen Freunden, aber noch weit mehr mit mir selbst.“[2])

Wie Holberg, was er errungen, dem Vaterlande opferte, so sind auch seine Charaktere vaterländisch, sie haben einen dänischen Charakter, heimelten darum das Volk an und wurden ihm lieb. „Der Spiegel, den Holberg seinen Landsleuten entgegenhielt, war so treu, der nationale Boden so fest und dem Bedürfnisse entsprechend, dass sich sofort das Gebäude einer wirklichen dänischen Nationalliteratur darauf erheben konnte.“[3]) Die sichere Hand, mit der er das harte Leben

Fördert die Bauern

der schlichten, derben, aber tüchtigen dänischen Bauern schilderte, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Theilnahme der Nation für die Besserung dieser Parias immer rege zu halten und die Befreiung vorbereitet. Derb sind seine Gestalten oft und mancher Spass ist plump, oft wird man daran durch Flüche erinnert, dass Kopenhagen eine Seestadt ist — aber nie spielt der Dichter mit Eid und Pflicht, es ist ihm bitterer Ernst mit der Sittlichkeit und dass die Komödie nur ein Spiegel sei, die Thorheiten und Schwächen der Zeitgenossen abzuschildern, und dass diese, während sie sich zu ergötzen meinen, durch den Dichter zum Bewusstsein ihrer Thorheit gebracht und dadurch in den Stand gesetzt werden, sie abzulegen. Mit Stolz gedenkt der Dichter, „dass der gemeine Mann in Dänemark und Norwegen durch seine Komödien ganz verändert worden und gelernt hat, Tugenden und Laster zu unterscheiden, wovon viele unter ihnen vorher nicht

und die dänische Sprache.

sonderlich viel verstanden“, und freut sich, dass seine Schauspiele die dänische Sprache weit ausbreiten und dazu beitragen, dass sie, die jetzt ohne ihr Verschulden in vornehmen Häusern wenig oder gar nicht üblich ist, mit der Zeit noch zur Hofsprache werden wird. Anklang fanden Holbergs Komödien besonders in Deutschland. Die Kritiker und die Dichter waren einig in seinem Lob, die ersten Schauspieler glänzten in seinen Rollen.

Holbergs Charakter-Komödien.

In Deutschland gefiel insbesondere „Der politische Kannegießer“, eine Satire auf gewisse Prahler unter den gemeinen Leuten in Freistädten, die in den Wirtshäusern Obrigkeit und Rath tadeln und doch selber nichts verstehen. Dem Kannegießer bringen nun einige Personen aus dem Rathe die Meinung bei, dass er eine obrigkeitliche Person sei, damit er sich selbst kennen lerne und

[1]) Vergl. Bd. IX, S. 837 dieses Werkes.
[2]) Prutz, l. c. S. 89.
[3]) Ibid. S. 158.

einer voreiligen Thorheit sich enthalte. Das Stück gehört zu den Charakterstücken, die Holberg am besten gelungen sind. Zu dieser Gattung zählen auch: „Die Wankelmüthige", „Der Mann, der keine Zeit hat", „Der geschwätzige Barbier", dann „Jean de France" oder, wie er auf der deutschen Bühne genannt wurde, „Der Deutsch-Franzose", ein Stück, was auf der deutschen Bühne außerordentlich viel Glück machte. Gottsched führt es mit den Worten ein: „Dieser berühmte und sinnreiche Mann hat in Dänemark das geleistet, was Molière und Destouches in Frankreich gethan haben. Er hat nämlich außer vielen anderen philosophischen und poetischen Werken, fünfundzwanzig dänische Lustspiele verfertigt, die als Muster der Schaubühne anzusehen sind — — und den südlichen und westlichen Völkern Europas zum Beweise dienen können, dass die nordischen Geister der Gelehrten nicht so träge sind, als sie zu glauben pflegen." Im „Dietrich Menschenschreck" fand Friedrich V. so viel Vergnügen, dass das Stück immer und immer wieder aufgeführt wurde. Im „Jakob von Tyboe" ist eine Zeitthorheit verhöhnt, die Renomisterei des Poltron, die Eisenfresserei. Im „Erasmus Montanus" und den „Philosophen in der eigenen Einbildung" sind die gelehrten Pedanten verhöhnt. Im „Don Ranudo de Colibrados" ist die thörichte Rangsucht verspottet. Den Namen soll es von einem Witzworte Friedrichs IV. haben, welcher einen reich gewordenen Koch, der um Erhebung in den Adelstand bat, fragte, wie er sich als Edelmann zu nennen gedenke, ob Herr von Kohl oder Braten. Der Stolz des armen und hochmüthigen Adels in Dänemark ist darin verhöhnt. Suhm will zwei Damen im Kloster Roeskilde streiten gehört haben, ob die gemeinen Leute in denselben Himmel mit den Edelleuten kommen, oder ob sie einen besondern Himmel für sich haben. Um seine Landsleute aber nicht zu beleidigen, verlegte der Dichter die Handlung in fremde Umgebung, nach Spanien.[1]) — Minder glücklich war der Dichter in Situationsstücken, in welchen das Komische nicht in dem im Mittelpunkte gestellten Charakter, sondern in künstlerischer Verflechtung dramatischer Scenen liegt. — In seinen literarischen Komödien liebt er die blinde Verehrung, welche Schulfüchse dem Alterthume widmen, zu verspotten. „Ulysses von Ithacia" ist am meisten gelungen, angeweht von aristophanischem Geiste; eine tolle Lustigkeit, ein bacchischer Übermuth waltet darin.

Gottsched.

Situationsstücke.

Literarische Komödien.

Übrigens bemerkt Holberg, es sei ein Irrthum, zu glauben, als ob zum Komödienschreiben nichts weiter nöthig wäre, als bloß natürliche Lustigkeit und gute Laune; vielmehr gehöre dazu: Studium der Philosophie und Erkenntnis dessen, was am Menschen thöricht und lächerlich sei; zweitens das Talent, die Leute so zu verspotten, dass sie selbst noch Gefallen daran finden; drittens Kenntnis der Bühne und die Gabe, sich die Wirkungen derselben zum voraus vorzustellen; endlich, dass man gute Stücke mit Eifer studiere und sämmtliche Regeln sicher im Kopfe habe. Etwas übertrieben müsse in der Komödie freilich werden, doch nicht so, dass der Held des Lustspieles darin zum Narren werde;[2]) vielmehr müsse der Dichter stets natürlich

Der wahre Lustspieldichter.

[1]) Prutz, l. c. S. 191—198.
[2]) Ibid. S. 215

und wahr sein, damit der Zuschauer im Stande sei, die Täuschungen der Kunst für Ernst und Wirklichkeit zu halten.

Holbergs Charakter.

Bei seiner eingezogenen und mäßigen Lebensweise erreichte der Dichter ein hohes Alter und war fast immer zum Arbeiten aufgelegt. Den Vorwurf des Geizes und der Menschenscheu wies er aber mit der Bemerkung ab, er sei allerdings täglich mit einer Schüssel zufrieden und gehe häufig zu Fuß, in einer Stadt, in welcher es thörichterweise Mode geworden sei, dass jedermann, bis auf die Handwerksleute hinab, in der Kutsche fahre oder sich in einer Sänfte herumtragen lasse. Zu Hause arbeite er beständig und strenge den Kopf an; sei er müde, so suche er nicht Männergesellschaft auf, denn da setze man ihm gleich Wein oder Tabak vor, die nicht nach seinem Geschmacke seien. In Damengesellschaft unterhalte er sich von lauter harmlosen Dingen, die am meisten sein Gemüth erheiterten. Holberg blieb übrigens, wie Leibniz, ein Hagestolz. Er war mit wissenschaftlichen Arbeiten bis zu seinem Tode beschäftigt. Er starb, siebzig Jahre alt, 28. Januar 1754, und ruht in der Kirche von Soröe, an der Seite des Bischofs Absalon, des Zeitgenossen Waldemars des Großen.[1])

Und nun von Dänemark wieder hinüber nach Schweden. —

Gustav III. Die augusteische Literatur. Reisen des Königs. Der Reichstag von 1778 und 1786.

Fragen wir jetzt, wie Gustav die Gewalt, die ihm der Staatsstreich verlieh, anwendete, so finden wir im Anfang vieles, was in Schweden, was in Europa Begeisterung für ihn erweckte. Zunächst wurde die Presse frei und gab der König Anlass zu einer reichen Entwicklung der Literatur. Gustav III. ermunterte zu Leistungen in Kunst und Wissenschaft und verfasste selber manches, was heute noch Anspruch auf Beachtung hat.

Schwedische Literatur.

So kommen wir unwillkürlich auf die schwedische Literatur im achtzehnten Jahrhunderte. Hoepken, Reichsrath und Secretär der ersten Akademie der Wissenschaften, stimmte 1774 gegen die Freiheit der Presse und schilderte die Wandlungen der Literatur in Schweden, wie er sie erlebt hatte, also:[2]) „Zuerst hatten wir strenge Censur, da legte man sich in den Wissenschaften auf Alterthümer, alte Sagen und Deutung von Runensteinen; Hochzeitsgedichte, Grabschriften und Gassenhauer wurden in der Dichtung zutage gefördert. Dann entstanden Schriften, welche den Haushalt und den Handel betrafen. Die dritte Epoche zeichnet sich durch Mathematik, Physik, Ökonomie, Botanik, Geschichte aus. In Stockholm entstand eine schwedische Akademie der Wissenschaften, eine Akademie der Maler und Bildhauer, 1753 eine Akademie der schönen Wissenschaften. Die Wohlredenheit gewann größere Kraft und Reinheit, die Dichtung mehr Anmuth und Leichtigkeit, die Sprache wurde verbessert und bereichert, die Gedanken wurden geschmackvoll und traten als Worte

[1]) Vergl. Bd. V, S. 99 dieses Werkes.

[2]) Des Königs Gustav III. nachgelassene und fünfzig Jahre nach seinem Tode geöffnete Papiere. Herausgegeben von E. G. Geijer, II, 1. S. 35–89.

hervor, welche von der alten Schwere und Härte befreit waren; die Censur war da gelind. Jetzt aber entstehen nur Streitschriften, die in Gedanken und Worten unanständig sind. Wozu ist da Preßfreiheit nöthig?"

Preßfreiheit seit 25. April 1774.

Gustav III. aber entschied, daß die Preßfreiheit nicht durch den Gebrauch schädlich, sondern nur durch ihren Mißbrauch gefährlich sei, daß aber ihre Nützlichkeit diesen Mißbrauch überwiege. Die gegenwärtige Regierung sei auf Freiheit, Sicherheit und Eigenthumsrecht gegründet. Unter einer solchen Regierung müsse jeder Freiheit haben, zu denken, zu reden und zu schreiben, in allem, was nicht gegen das Gesetz und das Ansehen des Staates streite. Die Preßfreiheit kläre das Volk über sein wahres Wohl auf und mache den König bekannt mit der Denkart der Nation, darum finde er für gut, die Freiheit der Presse zu bewilligen (25. April 1774). Später hatte Gustav es bitter zu bereuen, aber er stand damals auf der Höhe der Volksgunst und die Presse war begeistert für ihn. „Die bescheidene Ansicht Gustavs III. über die Freiheit der Presse" [1]) sandte der König an Voltaire, gleichsam als Programm seines politischen Liberalismus; darin kommen Sätze vor, wie: „Wenn die Preßfreiheit Karl XII. über den wahren Ruhm aufgeklärt hätte, so hätte er vorgezogen, ein glückliches Volk zu regieren und nicht danach gestrebt, über ein weites und unbewohntes Reich zu herrschen. Die Preßfreiheit bestand nicht mehr, als Karl I. sein Haupt auf den Richtblock legte, oder als Jakob II. seinen ererbten Thron einem ehrsüchtigen Eidam übergeben mußte. Ein König bekommt durch die Druckfreiheit Wahrheiten zu wissen, welche man vor ihm sonst mit so vieler Sorgfalt und oft genug mit so vielem Erfolge verbirgt. Beamte genießen dadurch den Vortheil, wohlverdientes und unverfälschtes Lob zu empfangen, und haben Gelegenheit, das Volk über falsche Deutungen ihrer Amtsverrichtungen zu belehren."

Voltaire.

Politischer Liberalismus.

Der König sandte seine Verordnung, nebst einem schwedischen Theaterstück, an Voltaire mit den Zeilen: „Beide gehören Ihnen mit Recht an, denn Ihnen verdankt der menschliche Geist vorzugsweise den Vortheil, daß er die Schranken, welche die Unwissenheit und der Wahn des Pöbels ihm entgegensetzten, übersteigen und vernichten kann. Ihre Schriften haben die Völker über ihren wahren Vortheil aufgeklärt. Sie haben ihnen gezeigt — mit der Anmuth, die Sie allein auch den ernstesten Dingen zu verleihen wissen — daß ein Volk umso ruhiger und pflichtgetreuer ist, je mehr es aufgeklärt ist. Es ist also ganz gerecht, daß Sie auch die erste Huldigung empfangen, welche die Vernunft der Menschheit darbringt. Sie werden ohnehin finden, daß die Preßfreiheit in Schweden ausgedehnter ist, als in irgend einem anderen Lande in ganz Europa." [2]) — Man begreift jetzt, wie dem alten Manne in Ferney ob solchem Lobe der Könige der Kopf schwindelte, und daß er nicht merkte, wie sie ihn bloß als Lobposaune gebrauchten.

Lob Voltaires.

Ein Schüler der Ökonomisten, that Gustav vieles, um Ackerbau und Handel zu heben; er stiftete den Wasa-Orden. Nur Männer, die Großes im Ackerbau, im Bergbau, in den Künsten geleistet, sollten ihn erhalten. Eines der ersten Mitglieder war der alte Mirabeau, der Menschenfreund: er feierte dafür den Geburtstag des Königs mit einem großen Gastmahle, bei welchem ein eigens zu seinem Lobe verfaßtes Gedicht gesungen wurde.

Ökonomie.

Wasa-Orden.

Mirabeau.

---

[1]) Modeste Opinion de Gustave III. sur la liberté de la presse. Unter seinen Werken, Geffroy, l. c. I, p. 311.

[2]) Geijer, l. c. II, S. 36—38.

Justiz. Rühmlich war, dass der König die Folter abschaffte, dass er streng gegen Bestechung auftrat: 1775 setzte er fünf Mitglieder des Hofgerichtes infolge einer Untersuchung ab. Die Art, wie er sein Verfahren begründete, ist nicht minder wichtig als das Verfahren selber. Auch schreiende Fälle alten Unrechtes suchte er zu tilgen. Früher wurde auseinandergesetzt, wie am letzten Minister Karls XII., dem Grafen Görtz, durch die Aristokratie ein Justizmord begangen wurde.[1]) Die Auseinandersetzung seiner Rechnungen hatte an neun Jahre gedauert und eine bedeutende Schuld hatten die Stände unbezahlt gelassen. Gustav machte alsbald nach seiner Thronbesteigung das Unrecht gut. Gustav Adolf, der Eroberer, hatte einen natürlichen Sohn hinterlassen, Gustav Gustavson, Grafen von Wasaborg, dessen Nachkommen in tiefes Elend versunken waren. Die Tochter eines Sohnes von ihm lebte als achtzigjährige Greisin in einer armseligen Hütte in Westfalen. Gustav III. schrieb an sie als eine Verwandte und verlieh ihr eine Pension.

Kunst und Wissenschaft. Kunst und Wissenschaft zu beschützen, gehörte zum Regenten-Ideal des vorigen Jahrhunderts. Es ist nicht zu leugnen, dass Gustav III. hierin das Mögliche geleistet hat. Schon die Königin Luise Ulrike hatte eine Akademie der schönen Wissenschaften errichtet. Seit sie aber gestorben, fehlte das nöthige Einkommen. Am 22. März 1786 schreibt jedoch Gustav, er habe

Neubegründung der Akademie. diese Akademie wieder von den Todten erweckt und ihr Stärkungsmittel verabreicht, dass sie dem Wechsel der Witterung Jahrhunderte lang widerstehen könnte, nämlich er habe ihr eine neue Einrichtung gegeben und sie reich genug ausgestattet, dass sie arbeiten und sich erhalten möchte.[2])

Die schwedische Sprache und Dichtkunst wurden ausgesondert, dagegen die Alterthümer und die Medaillen hinzugefügt und der Akade-

Aufgabe. mie zugleich aufgetragen, eine Geschichte der Münzen und Medaillen vom Anfange der Monarchie an bis auf seinen eigenen Regierungsantritt abzufassen. Sie werde übrigens die schönen Wissenschaften in fremder und gelehrter Sprache, nämlich in der französischen, italienischen, in der griechischen und lateinischen, fortpflegen. Jährlich sollten vier Medaillen vertheilt werden: eine im

Preise. Werte von zwanzig Ducaten für eine geschichtliche Untersuchung, und eine von gleichem Werte für ein poetisches Stück oder eine philosophische Abhandlung; eine im Werte von fünfzehn Ducaten für eine Abhandlung über Alterthümer, und eine Medaille im Werte von zwölf Ducaten für die beste Devise und Inschrift.

Akademie der Achtzehn. Für die Pflege der schwedischen Sprache wurde, nach Vorbild der französischen, die schwedische Akademie, oder die der Achtzehn gegründet, denn sie durfte nur so viele Mitglieder zählen.

Die Stiftung beider Akademien fällt auf den 20. März 1786. Die Preise sollten vertheilt werden am Geburtstage Gustav Adolfs. Für vier fremde Gelehrte als correspondierende Mitglieder war ein Gehalt von je hundertfünfzig Speciesthalern ausgesetzt und acht Gnadengehalte für gelehrte Schweden. Die Eröffnungsrede hielt der König selber: Waffenruhm habe Schweden genug, es sei

[1]) Vergl. Bd. IX, S. 37 dieses Werkes.
[2]) Geijer, l. c. III, 2. S. 49—50.

ihm nur noch eine andere Ehre zu erwerben übrig, die in den Wissenschaften, die der Zeit und dem wandelbaren Glücke der Eroberungen trotzen. Der Wetteifer, die Lebendigkeit, welche die Wissenschaften und die schönen Künste erwecken, seien das einzige Mittel, in ruhigen Zeiten jene Wärme in den Gemüthern zu erhalten, und im Schoße des Friedens jene Staatsbürger zu bilden, welche dem Vaterlande nützen, und deren Seelen einmal dazu beitragen, das Vaterland zu retten, wenn Stürme ausbrechen. Die ersten achtzehn Mitglieder bestimmte der König selbst. Die Charakteristik, die er von jedem gibt, ist ein Meisterstück und kann zugleich als Leitfaden für die damalige Literaturgeschichte dienen. Es sind die Reichsräthe Hoepken, Scheffer, Hermanson. Es gereicht dem Könige zur Ehre, daſs er seinen bedeutendsten Gegner unter dem Adel, den alten Axel Fersen, als großen Staatsmann und Redner, zugleich wegen der Reinheit und Klarheit seiner Sprache, wegen der Schönheit und Kraft seiner Rede, zum Mitgliede der Akademie ernannte und ihn mit den großen Männern Roms verglich, welche die Wissenschaft und den Staat mit gleich großem Erfolge pflegten. Der Graf Oxenstjerna wurde als lyrischer Dichter, namentlich wegen seiner Ode auf Gustav Adolfs Tod; der Graf Gyllenborg als erzählender Dichter, weil er Karl Gustavs Siege in seinem „Zug über den Belt" so meisterhaft besungen; der Staatsrath Schrödersheim wegen der Wohlredenheit in seiner „Biographie des Grafen Lieven" mit einem Stuhl in der Akademie ausgezeichnet, der Kammerrath Botin als Geschichtschreiber Schwedens; Adlerbeth und Kellgren wurden, jener wegen seiner „Iphigenie in Aulis" und seiner Oper „Cora und Alonso", dieser wegen der Oper „Gustav Wasa", zu Mitgliedern bestimmt, wie der Bischof in Lund, Dr. Celsius, wegen der „Geschichte Gustav Adolfs".

Rede des Königs.

Die Achtzehn.

Für die Akademie der Inschriften machte Gustav selber gelungene Inschriften. So eine auf Kaiser Peter III.: „Geboren für des Nordens Kronen, verlor er die eine durch des Glückes Wechsel, die andere durch seine Fehler. Mehr unvorsichtig, als streng, ward er abgesetzt von seiner Gemahlin und verlassen von seinen Unterthanen, nachdem er sich selbst verlassen hatte. Abkömmling König Karls IX. von Schweden und Peters des Großen von Rusland, erfuhr er das Schicksal abgesetzter Fürsten. Geboren als rechter Erbe von Schwedens und Russlands Thronen, starb er im Gefängnisse am 22. Juli 1762."[1])

Inschriften.

Auf Kaiser Peter III.

Den ersten Preis, den die schwedische Akademie austheilte, gewann der König selber durch sein „Ehrengedächtnis des Reichsrathes und Feldmarschalls Lennart Torstenson". Die französischen Eloges schwebten ihm dabei als Muster vor, urkundlicher Stoff stand ihm in Menge zur Verfügung, in gedankenreicher und glänzender Darstellung war er ohnehin Meister. Den Mitgliedern war der Verfasser nicht bekannt. Die Kritik des Geschichtschreibers Botin war streng, namentlich fand er gewisse Ansichten und Redeweisen allzu französisch. Die Akademie forderte den unbekannten Verfasser auf, seinen Namen anzugeben und seine Medaille entgegenzunehmen. Da kam der König selber. Das Lob seiner Arbeit schien ihn verlegen zu machen, er spielte mit der Hand am Degen und antwortete: „Ich danke Ihnen, so etwas schmeichelt selbst einem Könige, besonders da ich unter Ihnen so viele Freunde habe."[2])

Den ersten Preis erringt Gustav III.

Wie weit man es durch eine tüchtige Abhandlung unter König Gustav III. bringen konnte, zeigt die Anerkennung des „Ehrengedächtnis des Birger

[1]) Geijer, l. c. III, 2. S. 63.
[2]) Ibid. III, 2. S. 68.

Jarl", welches 1787 der Akademie eingereicht wurde. Die Meisterschaft akademischer Wohlredenheit galt durch diesen Aufsatz für erreicht; man pries die Genialität der Auffassung und die ungewöhnliche Gewalt über die Sprache. Der Verfasser war ein armer Geistlicher, namens Lehnberg, Hauslehrer bei einem Kleiderhändler. Er brach in Freudenthränen aus, als er hörte, dass auch dem Könige seine Arbeit sehr gefallen habe. Er wurde Mitglied der Akademie und Bischof in Linköping.[1]

Lehnberg.

Schwedisches Theater

Nicht minder eifrig, als für die Wissenschaft, war Gustav III. für Begründung des nationalen Schauspieles, und wie er mit gelehrten Arbeiten auftrat, so machte er auch Theaterstücke und dichtete Operntexte. Aber nicht bloß der König war Theaterschriftsteller, sondern es entwickelten sich auch schnell unter seiner Anregung andere Talente. „Das schwedische Theater", sagt Geijer, „war seine Schöpfung, eine bewunderungswürdige Schöpfung, wenn man denkt, dass der Schritt von Nichts zu Allem war."[2]

vor Gustav III.,

Vor Gustav III. bestand schon ein schwedisches Theater in der Hauptstadt, welches zweimal in der Woche Vorstellungen gab. Man sah dort Tragödien, Komödien, Ballete mit Harlequinaden und Seiltänzereien. So berichtet Ehrenswärt, der Director der königlichen Schaubühne.[3] Auch hatte man Übersetzungen von Voltaire, Racine, Molière und Holberg. Eigene Komödien schrieb Graf Gyllenborg; Tragödien verfasste Reichsrath Wrangel; Dalin, von dem das erste schwedische Epos („Die schwedische Freiheit") stammt, war im dramatischen Fache minder glücklich Der Geschmack am Theater nahm überhand. Die adelige Jugend führte französische oder schwedische Stücke bald vor dem Hofe, bald vor dem Publicum auf. Adolf Friedrich und Luise Ulrike liebten das französische Theater und verschrieben eine französische Truppe, welche auf Rechnung des Hofes spielte.[4] Der Geschmack für das französische Theater wurde allgemein und das schwedische Theater wanderte in die Landstädte. — Gustav III. hatte früher schon eine Leidenschaft für das Theater. „Sich zu costümiren, zu declamieren und zu agieren, war schon in seiner Jugend sein liebster Zeitvertreib."[5] Im eilften Jahre schon dictierte er seinem Hofmeister eine kleine Komödie, deren Held er selber war, in französischer Sprache. Ein Jahr darauf schrieb er eine Tragödie, „Coriolan"; ihr folgte eine andere in fünf Acten: „La mort de Henri IV." In Paris besuchte er leidenschaftlich das Theater. Nach seiner Rückkehr, noch vor dem Staatsstreich, spielten schwedische Schauspieler in Stockholm, aber schlecht, was in ihm den Vorsatz erweckte, ein schwedisches Theater zu gründen. Aber man hatte keine Stücke, keine Schauspieler: er beschloss, mit der Oper anzufangen, weil sie die Vereinigung aller Künste sei, indes könne das Schauspiel sich heben: — durch die Musik gewöhne man sich an den Gebrauch der Sprache fürs Theater; ihre Härten würden durch die Töne gemildert. Die Kosten nahm der König auf sich. 1775 begann der Bau[6]

durch Gustav III.

Oper.

---

[1]) Geijer, l. c. III, 2. S. 68.
[2]) Ibid. S. 66 - 68.
[3]) Ibid. II, S. 66.
[4]) Ibid. II, S. 67.
[5]) Ibid. III, 2 S. 69.
[6]) Die Aufschrift lautet: „Gustavus III. — Musis patriis."

des Opernhauses; 1782 war er vollendet, auch der perlgrau angestrichene Saal, in welchem Ankarström später Hand an den König legte.

Gustav III. sah im Theater ein Mittel zur Bildung und Veredelung seiner Nation und wählte zu diesem Zwecke seine dramatischen Dichtungen aus den edelsten vaterländischen Erinnerungen. Der erste Versuch war das Schauspiel „Birger Jarl“,[1]) 1784, zur Feier der Vermählung seines Bruders Karl mit der Prinzessin Charlotte von Holstein verfasst. Die erste Oper, die aufgeführt wurde, war „Äneas in Karthago“. Nach des Königs Plan machte Kellgren dazu die Verse; die Musik war von dem ausgezeichneten Tonsetzer Kraus aus Miltenberg am Main, der zum Kapellmeister berufen war. „Der ganze Gang des Stoffes, die Behandlung der Episoden,“ schreibt dieser, „alles ist vom König selber.“[2]) „Gustav Wasa“, ein lyrisches Drama, war im Plane und Entwurfe vom König verfasst; Kellgren brachte es in Verse, Nauman setzte es in Musik; die ersten Schauspieler und Sänger führten es auf. Zum erstenmale ward diese Oper aufgeführt 19. Januar 1786; dreiundzwanzigmal wurde sie in einem Winter bei vollem Hause gegeben. Die Schweden waren entzückt von den schönen Versen, von der edlen Musik, von den prachtvollen Decorationen: alle Herzen waren gerührt. „Es gab zu jener Zeit kaum irgend einen gebildeten Schweden, welcher nicht einen großen Theil des „Gustav Wasa“ auswendig gewusst hätte.“[3]) — Es sind auch Stellen voll edler Begeisterung darin. Geijer, welcher in zweifacher Form, als Drama und Oper, das Stück von des Königs Hand geschrieben sah, erklärt, dass die Situation und die Hauptgedanken wirklich von ihm aufs Papier gebracht seien. Der Beifall ermuthigte den König zu neuem Schaffen. „Gustav Adolf und Ebba Braha, heroisches Drama in drei Acten“ entstand und wurde für den Geburtstag seiner Schwester, welche die Rolle der Ebba Braha spielte, im Schlosse Drottningholm 1783 aufgeführt. Auch dieses Stück wandelte nachher Kellgren in die Form einer Oper um, und der berühmte Abt Vogler schuf dazu die Musik. Dieser war nicht bloß als Componist genial, sondern auch als Orgelspieler. Es war ein Genuss, Psalmen und fromme Präludien von ihm zu hören, worin seine Musik oft zum munteren Flötenconcert wurde.[4]) — Auch die Oper „Frigga“ ist vom König; in Verse ist sie vom Dichter Leopoldt, dem königlichen Bibliothekar, gesetzt. Das nächste ist das Drama „Siri Brahe und Göran Gyllenstjerna“, welches Geijer das beste schwedische Originaldrama nennt,[5]) so man noch immer mit Vergnügen sehe, den glücklichsten Wurf, rasch abgefasst. Im Bücherschwedischen mache der König oft Fehler, im Sprachschwedischen sei er ein Meister: „Er ist unser erstes, noch nicht erreichtes Muster einer zugleich edlen und leichten Umgangssprache, welche man so selten vom Theater aus hört. Sprache und Action sind seit ihm auf dem schwedischen Theater gesunken.“

Dramen Gustavs III.

Kellgren.

Kraus.

Vogler.

Im Jahre 1777 machte Gustav III. einen Besuch bei Katharina II. in Petersburg, um, wie er selber sagt, die Bitterkeit zu vertilgen, welche der

Gustav III.

[1]) Vergl. Bd. IX, S. 3 dieses Werkes.
[2]) Geijer, l. c. III. 2. S. 73.
[3]) Ibid. III, 2. S. 77.
[4]) Oehlenschläger erzählt (Meine Lebenserinnerungen, Bd. I, S. 108): „Wenn er mit beiden Armen mitten in der herzergreifenden Musik die Tangenten herabdrückte, um den Klang von Jerichos einstürzenden Mauern nachzuahmen, so schien es mir ein kecker Einfall, der seine Wirkung nicht verfehlte. Ich machte auch gerne eine „Rheinfahrt“ mit ihm, lauschte dem Plätschern der Wogen und dem Schlagen der Ruder.“
[5]) Geijer, l. c. III, 2. S. 80—81.

merkwürdige 19. August 1772 ihrer Seele eingeflößt hatte[1]) — denn noch im Herbste 1775 hatte er einen Krieg mit Rußland befürchtet.

und Katharina II.

Damals schrieb er in sein Tagebuch: „Rußlands Rüstungen zielen nur gegen meine Staaten. Der Racheplan der Kaiserin ist bisher nur durch den Krieg gegen die Türken und durch die polnischen Angelegenheiten verschoben worden, es ist darum kein Augenblick zu verlieren, um sich zur Wehre zu setzen. Vor allem ist es nöthig, diesen Krieg schnell zu beenden und das Unternehmen groß und kühn auftreten zu lassen. Mein Plan ist deshalb, mit meiner ganzen Stärke in Petersburg einzufallen und die Kaiserin zum Frieden zu zwingen. Ich brauche drei Armeen, eine gegen Rußland, ein Beobachtungs-Corps in Schoonen und ein anderes an der norwegischen Grenze; die erstere würde ich selbst anführen." — Jetzt war Gustav wieder auf friedliche Gedanken gekommen und suchte manches durch eine Besprechung mit der Czarin beizulegen. Der Plan zur Reise ward geheim gehalten, damit andere Gesandte ihm in Petersburg nicht entgegen arbeiten könnten. Der König reiste incognito als Graf von Gothland. Die Reise gieng im Fluge. Am 7. Juni schiffte sich der König in Stockholm ein, am 16. landete er in Oranienbaum; in drei Stunden wurde der Weg nach Petersburg zurückgelegt, worüber Gustav bemerkt: „Die Russen sind die besten Kutscher der Welt." Denselben Morgen noch überraschte der König Panin mit einem Besuche, bald darauf stand er vor der Kaiserin. Der Empfang war wohlwollend. Er sprach seine Hoffnung aus, dass der Friede in Europa nicht werde gestört werden, denn sie habe ja gesagt: „Ich liebe den Frieden, ich werde keinen Krieg anfangen; werde ich aber angegriffen, so werde ich mich vertheidigen." — Maria Theresia und Ludwig XVI. seien ebenfalls friedlich gesinnt und England sei mit seinen Colonien beschäftigt. „Schweden", sagte er, „wünscht bloß Ruhe. Es gleicht einem kürzlich von der Krankheit erstandenen Patienten. Darum setze ich aus Grundsatz und Neigung meine Ehre in die Aufrechterhaltung des Friedens; ich kann keinen Krieg führen ohne Einwilligung der Stände." — Dann suchte Gustav seinen Oheim Friedrich II. der Czarin verdächtig zu machen. „Ein einziger Fürst fesselt die unruhige Aufmerksamkeit des friedlichen Europa; sein Genie, seine Siege haben die Welt mit Bewunderung erfüllt; weit ausgedehnte Vergrößerungspläne beschäftigen ihn unaufhörlich; eine Monarchie zu schaffen, veranlasste ihn, mitten im Frieden ein zahlreicheres Heer zu erhalten, als das größte war, welches Ludwig XIV. in Kriegszeiten aufstellte. Mecklenburg, Schwedisch-Pommern, Danzig, vielleicht auch Kurland, sind noch das Ziel seiner Absichten."[2]) Offenbar suchte Gustav Katharina von Friedrich zu trennen — und fuhr fort: „Es ist Ihrer würdig, Europas Friedensstifterin zu werden, und ich würde mich glücklich schätzen, als Ihr Bewunderer, Freund und Verwandter mit Ihnen zu einem für die Menschheit so wohlthätigen Endzweck mitzuwirken."

Reise zur Czarin.

Friedensstimmung.

Friedrich II.

Briefe.

Katharina schien es zu glauben, glaubte es aber nicht, doch benahm sich der russische Gesandte in Stockholm fortan viel versöhnlicher, so dass der König frohlockend schrieb: „Die alte Mützenpartei ist zertrümmert und mit den Kabalen der Aristokraten hat es ein Ende, nachdem ihnen alle Hoffnung benommen ist, meine Regierung durch Anzünden des Hasses der Kaiserin zu beunruhigen." — Katharina gab dem König sogar Zeichen des Vertrauens. Sie

[1]) Geijer, l. c. II, S 88.
[2]) Ibid. II, S. 93.

schrieb ihm, wie ihr Enkel Alexander behandelt werde, und man sieht hieraus, welch ein Bedürfnis es für die gewaltige Herrscherin war, wie eine Mutter ein Kind zu pflegen. Sie erzählt, wie sie das Kind, kaum es geboren, in ihre Arme nahm, in ein anderes Zimmer trug, auf ein Kissen legte und liegend einwickelte, wie die beiliegende Puppe zeige, und sie sandte eine Puppe dem König und einen Korb, gerade wie jener war, in welchen der kleine Alexander gelegt wurde; sie erzählt auch, wie sie verbot, das Kind zu wiegen, zu verweichlichen, wie man es viel in freie Luft tragen müsse, bei gutem Wetter auf dem Rasen oder im Sande sitzen, oder im Freien im Schatten schlafen lassen müsse, wie einfach die Bekleidung sei und wie der Kleine bei dieser Behandlung groß, stark, frisch und munter werde, nichts von Erkältungen wisse und Zähne bekomme, ohne krank zu sein. — Man sieht, wie Rousseaus „Emil" selbst im Palaste der Czarin zu Petersburg wirkte. Katharina II. Alexander I.

In einer Besprechung mit Katharina II., was schwieriger sei, die Sitten einer Nation zu ändern oder die Gesetze, kam auch der Gedanke einer Nationaltracht in Erwägung. Zuerst schrieb Gustav eine Preisfrage aus, ob denn eine nationale Kleidertracht nicht nützlich sein möchte, sowohl um Prunk und Schmuggeleien zu verhüten, als auch der Nation einen patriotischen Geist zu verleihen, und ob die Unbequemlichkeit, welche sie im Anfange herbeiführen könnte, den allgemeinen Nutzen, welchen man mit ihr bezweckte, aufwöge. Am 16. Februar 1778 las der König im Rathe selber seine Ansichten vor. Die Stimme der Nation habe sich bisher vergebens gegen Kleiderprunk ausgesprochen; Einfachheit lasse sich nicht erzwingen, denn Strenge sei da machtlos und muntere nur zum Ungehorsam auf. Man könne nicht verhindern, dass französische Kleider in das Land kämen. Der Küsten seien zu viele, als dass man sie alle hüten und Schleichhändlern das Handwerk legen könnte. Die französische Tracht sei für Schweden nicht geeignet, denn sie sei unbequem, beenge und schütze doch nicht die Körpertheile vor der Kälte, welche zum Bestehen der Gesundheit die meiste Wärme verlangen. Auch sei die Tracht unschön, kein Maler oder Bildhauer würde wagen eine Bildsäule nach dem Costüm der jetzigen Zeit zu kleiden. Dass aber eine Regierung, wenn sie fest wolle, doch ihr Ziel hierin erreiche, zeige Russland. Katharina II., von jener edelmüthigen Denkungsart getrieben, welche sie nicht minder über ihr Geschlecht wie über ihre Zeit erhebe, habe bei den Frauenzimmern an ihrem Hofe eine nationale Tracht wieder hergestellt; die Frauen in Russland hätten einige Zeit Widerstand geleistet, aber zuletzt doch die größere Bequemlichkeit und Schönheit der nationalen Tracht eingesehen. Es werde auch in Schweden gehen, die ausländische Mode zu verjagen, zwar nicht durch Zwang, sondern durch das Vorbild. Die Niederen würden den Vornehmen bald nachmachen, wenn sie sehen, dass die neue Tracht wärmer, bequemer, dauerhafter und minder kostspielig sei. Und in der That verlas der Statthalter im Rathhause zu Stockholm die Betrachtung des Königs und machte die Anzeige, dass der König und sein Hof fortan das nationale Kleid tragen würden — und die Hauptstadt folgte dem Beispiele des Hofes und das Land dem Beispiele der Hauptstadt. Vom 28. April 1778 an erschien man am Hofe nur noch in der vom Könige bestimmten Nationaltracht. Sie blieb im Gebrauche, so lange Gustav III. lebte,[1]) während die Nationaltracht, Nationaltracht.

[1]) Der Gedanke einer vom Herrscher zu ordnenden Nationaltracht kam eigentlich aus Fénélons „Telemach", wo Idomeneus auf Mentors Rath eine solche bestimmt. In Paris sprach man sich begreiflich gegen Gustavs III. Unterfangen aus. — Geffroy, l. c. II, p. 316—320.

welche Katharina bestimmt hatte, zuletzt nur von Orlow und Potemkin getragen, sonst aber allgemein beiseite gelegt wurde. Katharina II. war klug genug, nicht auf ihrer Erfindung zu bestehen.

Die schwedische Literatur hob sich, und das Land wurde jetzt durch die Liebe des Königs zum Schauspiel durch ganz Europa bekannt. Auch das Bauen liebte der König. Stockholm glänzt heute noch durch ihn. Was er anordnete, hat den Charakter der Größe und Schönheit. So das Theater, das Lustschloss Haga, die Gärten von Drottningholm; das Standbild Gustav Wasas, wie das des Philosophen Descartes machen ihm Ehre. Mit der meisten Liebe hieng er aber am Schauspiel. Es war seine Freude, die Stücke zu bestimmen, die gegeben werden sollten. Das ließ sich mit der Wichtigkeit des nationalen Dramas entschuldigen. Minder königlich war, dass er auch die Costüme anordnen wollte, und dass es für ihn Bedürfnis wurde, auch in die Coulissengeheimnisse einzudringen.

Liebe zum Flitter.

Er übernahm selber gerne Rollen auf dem Haustheater. Im Kleide der Rolle, die er gespielt hatte, saß er am Abend gerne bei Tafel und glänzte in dem Flittergolde, mit dem er sich überhäuft hatte.[1]) Der Herausgeber seiner Papiere sagt mit Recht: „In seiner lebhaften Einbildungskraft verwandelte sich jeder Act seines politischen Lebens unwillkürlich in ein Schauspiel. Man muss überall die Vorstellung und die Wirklichkeit voneinander unterscheiden. Die Täuschung, welche im Leben beide vereinigt, mag im allgemeinen eine Schwäche sein. Bei starken Charakteren mit einer feurigen Einbildungskraft, welche sowohl sie selbst als andere hinreißt, ist sie ein Theil von deren Kraft, obgleich da, wo sie das Übergewicht erlangt, verderblich. Auf der Grenzscheide zwischen Täuschung und Wirklichkeit gieng Gustav III. unter.“[2]) — Der Hof wurde zuletzt ein vollständiges Theater. Ein Plan ward im allgemeinen angegeben, alle Eingeladenen mussten im Costüme des geplanten Stückes erscheinen. Die Reden überließ man dem Witze des Einzelnen. Bald erscheint der König als Meleager und die schöne Gräfin Hoepken als Atalante; ein anderesmal als König der Gallier und behält auch beim Mahle noch die Schärpe um sich, mit der ihn die schöne Löwenhjelm schmückte; ein drittesmal wird der Hof der Königin Christina dargestellt und der König tritt als Descartes auf; ein viertesmal wird der Hof in Peking nachgemacht und alle erscheinen in echt fineſischer Tracht. Bei einem Balle treten um Mitternacht plötzlich zwei Herolde herein, begleitet von einer kriegerischen Musik und glänzendem Gefolge, und fordern im Namen König Gustavs III. den Herzog von Sudermanland zum Kampfe mit all seinen Rittern im Turnier heraus, und dieses findet dann in einem Glanze statt, der 400.000 Thaler kostete. Eines andern Tages findet Prinz Friedrich bei einem Besuche des Schlosses Gripsholm, wie im Märchen von Dornröschen, alles in Schlaf versunken, bis sein Erscheinen im Schlosse selber den Bann zu heben und alles zu neuem Leben zu wecken scheint. Musik erschallt, die Kanonen donnern und ein glänzender Ball schließt das Märchen.[3])

zu Festen,

zu Turnieren.

[1]) Geffroy, l. c. I, p. 133.
[2]) Geijer, l. c. II, S. 121.
[3]) Geffroy, l. c. I, p. 326—341.

So heiter gieng es am schwedischen Hofe zu. Dieses Leben verschlang aber ungeheuere Summen. Der König griff, um die Mittel zu erhalten, zu Steuern, die ihn nach und nach um die Liebe der Bauern brachten. Er machte das Brantweinbrennen zu einem Vorrechte der Krone. Der Brantwein aber war im Norden, wo der Bauer sich keinen Wein beschaffen konnte, ein Bedürfnis. Nun durfte er seinen Bedarf nicht selber bereiten, sondern musste ihn aus der königlichen Brennerei beziehen. Die Bauern mussten alle Privat-Brantweingeräthschaften, bei Androhung hoher Strafen (bis zu 200 Thalern), zur öffentlichen Verwahrung abliefern. Die Angeber waren begreiflich verhasst: man musste ihnen also zur Aufmunterung zwei Drittel des Strafgeldes versprechen und den ganzen Wert der confiscierten Brantweinblasen. Das machte große Unzufriedenheit im Lande. Der König kam mit sich selbst in Widerspruch: er hatte die Hausdurchsuchungen verboten als unvereinbar mit dem Haus- und Heimatsfrieden der Unterthanen — und jetzt wurden die Häuser nach Brantweingeräthen durchsucht.

Verbot des Brantweinbrennens.

1778 hatte ein Beamter, Hallbin, den Muth, in der „Stockholmer Tagespost" auf den Krieg aufmerksam zu machen, der in einigen Orten zwischen den Aufsehern und dem gemeinen Manne schon begonnen habe, und dass keine Verordnung dem Landmanne mit Grund das wesentliche Recht absprechen könne, das Getreide, welches er im Schweiße seines Angesichtes aus der Erde hervorgebracht habe, mit seinem besten Vortheile zu einem Bedürfnisse, welches ihm durch Gewohnheit unentbehrlich geworden sei, zu verwenden, und darauf hinzuweisen, dass die großen Kornbrennereien alle Wälder verzehren, zum ewigen Schaden für die Umgebung; ferner, dass hin und wieder, durch Nachlässigkeit bei der Bereitung, der Kornbrantwein mit Grünspan vermischt sei, und auf die Härte anzuspielen, mit welcher die Geldstrafen erpresst werden, und wie sonst brave Leute sammt Weib und Kind aus Haus und Hof geschleppt und ins Elend gestoßen werden. Es war ein schriller Misston in das lustige Leben des Hofes hinein und Lobdiener klagten sogleich den wackern Mann wegen Aufreizung zum Hochverrathe an — und er ward zum Tode verurtheilt, allerdings vom König begnadigt; der Drucker und Herausgeber der Zeitung aber wurden mit achttägigem Gefängnis bei Wasser und Brot bestraft.

Hallbin.

Wo war denn jetzt die gerühmte Pressfreiheit? Die Folge war, dass die „Stockholmer Tagespost" von da an auf allen politischen Charakter Verzicht that und nur auf Unterhaltung und gegen die Langeweile hin arbeitete, „weil in einer monarchischen Regierung", wie sie sagte, „bei welcher das Volk von allem Bekümmern um eigene Wohlfahrt entledigt ist, unter welcher Einer arbeitet und Millionen genießen, nichts gefährlicher wird, als den Haufen der Geschäftslosigkeit zu überlassen, welche eine ununterbrochene Glückseligkeit nothwendig mit sich führt." [1]) — Es ist bitterer Hohn in dieser Sprache! Die politische Presse sank; man erlaubte sich höchstens plumpe Ironie, die aber jeder verstand. Der Unmuth machte sich aber in heimlichen Flugblättern Luft, welche sich rasch durch das Land verbreiteten. [2])

Pressbedrückung.

[1]) Geijer, l. c. II, S. 262—264.
[2]) Ibid. l. c. II, S. 155—162.

Sprengporten bricht mit dem König.

Ein anderes Zeichen der Missstimmung ist, dass Sprengporten mit dem Könige brach — derselbe Mann, der in Finnland die Revolution begonnen hatte, sie aber, als er nach Stockholm kam, schon bewerkstelligt fand. Der König wurde schmerzlich berührt, insbesondere durch die Briefe, in welchen dieser heftige, ehrgeizige, aber im Grunde ehrenwerte Mann ihm seine Leichtfertigkeit vorwarf, mit welcher er das Muntere, Frivole, Vergnügliche, Glänzende dem Gereiften, Reellen, Ernsten, Nützlichen vorziehe; ferner die Zweideutigkeit, mit der er weder einen aufrichtigen Freund und Diener habe, noch auf die Dauer haben könne; dann seine unaufhörliche Leidenschaft für Schauspiel, Prunk und jede Art von Lustbarkeit. Er bemerkte ihm, seine sonderbare Zuneigung zur Jugend und zu Günstlingen mache viel übles Gerede, und er, Sprengporten, bereue, an der Regierungs-Veränderung Antheil gehabt zu haben. Sprengporten ließ sich nicht halten und nahm seinen Abschied. Der König wies ihm einen Jahresgehalt von 30.000 Thalern in Silber an, die aber der General anzunehmen verweigerte. Da bestimmte der König, die Pension solle für seine Kinder, so lange er lebe, ausbezahlt werden. Der General, der trübsinnig wurde und 1786 starb, wollte nie mehr zu Hofe gehen.[1])

Diese Missverhältnisse gewannen aber erst nach und nach Kraft und Bedeutung. Lange war alles Freude und Glanz.

Gustav selber schreibt 1778 an Creutz:[2]) „Alle Federn der Regierung sind allmählich gestählt. Die Finanzen fangen an, sich zu ordnen, obgleich der Mangel an Geld im Staatscomptoir noch fortwährend Bekümmernis verursacht. Bringen Sie also die Subsidiensumme von Frankreich so hoch als möglich hinauf. — — Die Armee ist complet. Die Flotte zählt fünfzehn Kriegsschiffe von siebzig Kanonen. Die Galeeren sind in gutem Stande. Der einzige Fehler, welchen ich begangen habe, oder welchen man mich hat begehen lassen, ist die Angelegenheit mit dem Brantwein. Aber auch hier wird durch Geduld, verbunden mit Milde und Strenge, geholfen werden. — — Die Ruhe im Lande ist sehr groß. Gehorsam und Vertrauen zu meiner Regierung sind vollkommen. Der Eifer, mit dem man sich in die neue Tracht kleidet, beweist es. Nur die Hauptstadt kritelt noch, aber mehr im Kopfe als im Herzen. Nichts beweist die Ergebenheit der Nation besser als der allgemeine Unmuth über diejenige, welche die Ursache der Spaltung in der königlichen Familie ist, und die Freude bei der Anordnung von Fürbitten, weil die Königin in Hoffnung ist." — Ulrike Eleonore, des Königs Mutter, war gemeint, die bekanntlich eine böse Zunge hatte, und die ihren jüngsten Sohn Friedrich vor Gustav und vor Karl begünstigte. Lange schien es, als ob weder Karl, noch der König Nachkommen haben würden. Als nun vom Zustande der Königin gemeldet wurde, äußerte seine eigene Mutter Zweifel an der Legitimität des künftigen Thronfolgers — und des Königs ausschweifendes Leben, die unnatürlichen Neigungen, die man ihm vorwarf, und seine sogenannte Vorurtheilsfreiheit, wonach für die Großen der Erde eine andere Sittenlehre gelten sollte, als für den gemeinen Haufen,[3]) gaben dem bösen Gerede der Mutter einen Grund von Wahrscheinlichkeit. Sie hatte immer Abneigung gegen die junge Königin gezeigt und dem Baron Munck gegrollt, der das königliche Paar versöhnt hatte.

Ulrike Eleonore.

[1]) Die Briefe des Generals an den König, abgedruckt bei Geijer, l. c. II, S. 71—78.
[2]) Geijer, l. c. II, S. 109.
[3]) Ibid. II, S. 148—149.

Am 1. November 1778 wurde ein Thronfolger geboren, der den Namen Gustav Adolf. Gustav Adolf erhielt. Das Land überströmte von Jubel. Der König schwelgte in der Freude, Vater zu sein.

Ulrike Eleonore wollte mit Spielsachen zur Besichtigung des Kindes kommen, wurde aber zurückgewiesen; sie durfte weder die Wöchnerin, noch den Thronfolger sehen. Schon am 8. Mai 1778 hatte sie, in Gegenwart des Königs und der königlichen Familie und von sieben Reichsräthen, ihre Aussage mündlich und schriftlich zurücknehmen und billigen Abscheu darüber zu hegen versprechen müssen. Der französische Hof hatte sogar verlangt, dass die verwitwete Königin gezwungen werde, das Kind zur Taufe zu halten: es sei dies nothwendig für Schweden und Europa. Mutter und Sohn sahen sich dann nicht mehr bis kurz vor ihrem Tode. Der König beklagt in einem Schreiben an Ulrike Eleonore, dass das von ihm und seinem Volke so ersehnte Kind ihn seiner Mutter beraubt habe, und dass seine Geburt das Unglück seines Lebens sei, und warf ihr vor: „Sie haben mir den schönsten Tag in meinem Leben vergiftet; genießen Sie Ihre Rache, aber um Gottes Willen stellen Sie mich nicht vor dem Publicum bloß. Bleiben Sie zu Hause und setzen Sie mich nicht dem Schmerze aus, meine Mutter von meinem Volke verunglimpft zu sehen." Als der König 1780 in das Bad zu Aachen reiste, nahm er von der Mutter nur brieflich Abschied und bat sie, das arme Kind, den einzigen Abkömmling ihres Blutes, mit einiger Zärtlichkeit anzusehen. „Er konnte abreisen, ohne mich zu sehen!" rief Ulrike Eleonore unter strömenden Thränen. „Wenn er sich mit seiner Mutter versöhnen wollte, warum kommt er nicht, sie zu sehen und zu umarmen, ehe er reist? Ich habe sein Kind sehen wollen, aber man hat mir die Thüre vor der Nase zugemacht." Dem Sohne schrieb sie 17. Juni 1780:[1]) „Wie wenig kennen Sie das Herz einer Mutter! Ihr kann Kummer gemacht, Unrecht angethan werden, aber bei der kleinsten Hoffnung nimmt sich die Natur wieder ihr Recht."

Als der König von der Reise zurückkam, war der Zustand seiner Mutter viel schwerer und nun verlangte es ihn, sie zu sehen. Jetzt ließ aber Ulrike Eleonore ansagen, sie werde ihren Sohn nur empfangen, wenn er von seiner Gemahlin und dem jungen Prinzen begleitet sei, denn nach ihrer Ansicht müsste eine Versöhnung vollkommen und keine halbe sein. — Nun war aber die junge Königin in einem Zustande, in welchem sie nicht bei einer Kranken Besuch machen durfte, und da wollte Ulrike Eleonore eigensinnig ihrem Sohne den Zutritt verweigern. Gustav III. aber machte von seinem Rechte als König Gebrauch und trat, das vierjährige Kind an der Hand, an das Bett der Kranken. Der Auftritt soll herzzerreißend gewesen sein.[2]) Heftige Vorwürfe gegenseitig endeten damit, dass Ulrike Eleonore ihrem Sohne und dem vierjährigen Prinzen den Segen gab. Der letztere sah sie nur dieses einzigemal, sagte aber immer: „Die Großmutter, die Großmutter, o die vergesse ich nie." — Ulrike Eleonore starb den 16. Juli 1782. In ihrem Testamente vermachte sie ihr Vermögen ausschließlich dem Herzog Friedrich und der Prinzessin Sophie Albertine. Ihr Bruder, König Friedrich II., nannte dies eine Ungerechtigkeit gegen den König und den Herzog Karl, lobte aber das Benehmen des Königs als einen würdigen Schritt zur Befriedigung des Publicums; er habe immer einen feinen Politiker in ihm bemerkt.[3])

Ulrike Eleonore. Gustav Adolf IV. Friedrich II.

[1]) Geijer, l. c. II, S. 170.
[2]) Ibid. II, S. 201.
[3]) Ibid. II, S. 201—202.

Reichstag 1778.

Nach dem Staatsstreiche 1772 hatte der König die Stände mit dem Versprechen entlassen, er hoffe sie in sechs Jahren wiederzusehen. Die Zeit war jetzt um, und sein Minister Scheffer erinnerte ihn an sein Versprechen: nie seien die Umstände in Europa vortheilhafter gewesen für Schweden; alle Mächte seien so mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, dass sie nicht an eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Schwedens denken könnten. Auch wolle Russland den Beweis haben, dass die Regierung in Schweden sich auf die Mitwirkung der Stände gründe; es frage wenig nach dem Grade der Mitwirkung, aber das Princip, einmal öffentlich anerkannt, werde Russland verpflichten, diese Regierungsform für immer unangefochten zu lassen.

Brantwein.

Im allgemeinen sei das Volk zufrieden, nur im Brantwein finde es sich getäuscht; es habe auf den guten Glauben hin seine Brantweingeräthe ausgeliefert, dass es das Getränke billiger bekomme, und finde sich nun in seiner Hoffnung betrogen — und doch sehe es im Zugange zum Brantwein sein Glück. Auch müsse der Finanzminister der Bank die Summe zahlen, welche der Staat ihr schulde, denn die Bank hänge nur von den Ständen ab. Diese wurden demnach einberufen auf den 19. October 1778.

Anrede des Königs.

Der König eröffnete die Versammlung mit einer meisterhaft ausgearbeiteten Rede, in welcher er betonte, dass er sich mit ihr über die glückliche Lage des Vaterlandes freue, dass er diesmal nicht ihre Unterstützung zu Bedürfnissen des Reiches in Anspruch zu nehmen brauche; es sei im gehörigen Vertheidigungszustande und im nöthigen Ansehen und sein Bemühen, Ordnung und Macht wieder herzustellen, sei nicht fruchtlos geblieben. Schweden stehe jetzt durch seine Eintracht und seine Ehrfurcht gegen die Gesetze vor Europa als ein Muster da, wie es leider früher durch Unordnung und wechselseitige Zwietracht verächtlich und ein Schauplatz der Ränke der europäischen Mächte gewesen sei. — Es genieße jetzt Frieden und Ruhe, während die übrigen Mächte Europas theils schon im Kampfe sich befänden, theils zum Kriege sich rüsteten. Der Wohlstand hebe sich, der Staatshaushalt sei in Ordnung, der Ackerbau sei im Zunehmen, die Industrie im Wachsen; die Schranken des Getreidehandels seien im Innern gehoben, Schweden führe Getreide aus. Glänzend war das Bild des jetzigen Schwedens gegen das frühere gezeichnet. Der König war ergriffen bis zu Thränen, während er sprach, namentlich, da er jetzt auch als Vater für das Erbrecht seines Kindes arbeiten solle.[1])

In den Ständen herrschte das Gefühl, dass die Gegenwart besser sei, als die Vergangenheit, und man war geneigt, dem König alles, was immer möglich, zuzugestehen.

„Man war zusammengekommen, um einzuwilligen und zu loben. Die neue Regierungsweise war noch in ihrer ersten Blüte, die Erinnerungen an die alte lagen in keiner weiten Ferne; in allem, was der König in der kurzen Zeit ausgerichtet hatte, war das Gute bei weitem überwiegend und die öffentliche Stimme erkannte dies an" — sagt der Herausgeber der Briefe und Tagebücher des Königs.[2]) Auf diesem Reichstage erreichte Gustav, durch seine treffenden Vor-

[1]) Geijer, l. c. II, S. 122—126.
[2]) Ibid. II, S. 134.

stellungen über die Moralität im Gesetze und was in diesem zu finden wäre, was Angeber aufmunterte und Ehrlichkeit und Zutrauen störte, alle Veränderungen, die er wollte: über die Milderung der Todesstrafe für den Kindsmord und einige andere Verbrechen und Missethaten, z. B. Zauberei; über die Verjährung bei Verbrechen, oder Bestimmung einer Zeit, nach welcher Verbrechen nicht weiter zur Strafe kommen dürften; über Beschränkung der Geldstrafen, welche den Richtern und Strafvollstreckern nach eigener Bestimmung und Beurtheilung zufielen; endlich, dass keine anderen Verbrechen mit dem Verluste der Ehre zu bestrafen wären, als die, welche in sich selbst Infamie oder Niederträchtigkeit und Schande befassten. Selbst seine Vorstellung für Religionsfreiheit wirkte so, dass er am 24. Januar 1781 ein Toleranzedict erlassen konnte. Bisher durfte nur in der Kapelle eines katholischen Gesandten eine heilige Messe gelesen werden — jetzt ward im Übereinkommen mit dem Heiligen Stuhle ein Abbé Oster zum Pfarrer für die Katholiken in Stockholm bestimmt.[1]) Der Papst dankte dem Könige dafür. Toleranz.

Insbesondere gelang ihm die Ritterstandesordnung. Bisher war der Adel unter sich eine Art Demokratie. Gustav wollte einen Unterschied unter ihm, eine Gliederung in drei Classen, wie Gustav Adolf 1626 sie geschaffen hatte; denn in einem wohlgeordneten Gemeinwesen müsse man der Ehrbegierde der Kleinen einen Riegel vorschieben. Die Gleichgiltigkeit gegen Geburt, oder gegen die Auszeichnungen, welche die Väter eingeführt hätten, um die Vornehmen von dem Volke zu trennen, sei bloß als Speculation schön; in der Anwendung aber beinahe immer unmöglich. Diese Gleichheit könne nur in der Demokratie oder unter einem Despotismus bestehen, bei welchem es nur Herren und Sclaven gebe. Die größten Könige hätten den Adel aufrecht erhalten; nur diejenigen, welche nach einer Macht ohne Schranken trachteten, hätten ihm zu schaden gesucht. Was sei aber die Folge seiner Lähmung gewesen? — der Fall der Königsmacht, das Übergewicht der Demokratie und des Reiches Zerrüttung.[2]) Die drei Classen des Adels hatten jetzt je nur eine Stimme, während früher das Stimmen nach Köpfen vorgenommen ward. Die Geschlechter sollten für ewige Zeiten durch den Ältesten vertreten werden. So gieng man denn auf alte Gesetze zurück. Die erste Classe des Adels unter Gustav Adolf umfasste diejenigen, welche mittelst der Grafen- und Freiherrenwürde erhöht worden waren, nach dem Alter ihrer Würde; die zweite diejenigen, welche beweisen konnten, dass ihre Vorväter sich unter den Reichsräthen befunden hätten; die dritte alle anderen von Adel. Ritterhausordnung.

Im Ganzen war die Stimmung am Schlusse der Stände im Januar 1779 gut: sie boten unaufgefordert dem Kronprinzen ein Pathengeschenk von 300.000 Thalern, dem König für die Kosten der Reichsversammlung eine Gabe von 100.000 Thalern, eine gleiche Gabe der Königin und dem Prinzen Karl, und überdies jährlich 100.000 Thaler Handgelder dem König bis zum Jahre 1785, in welcher Zeit sie also wieder eine Zusammenkunft erwarteten. Gute Stimmung.

Seiner Gesundheit wegen unternahm der König 1780 eine Reise nach Aachen und Spaa. Aus dem Aufenthalt dort sei nur etwas hervorgehoben, weil es die Lust an Geisterseherei und geheimen Wissenschaften in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kennzeichnet, die unter den höheren Ständen umsomehr überhand nahm, je mehr der religiöse Indifferentismus wuchs. Badereise nach Aachen.

[1]) Schlözer, Briefwechsel historischen und politischen Inhalts, VIII, S. 332.
[2]) Geijer, l. c. II, S. 117.

Geisterseherei. Der Herausgeber der Papiere Gustavs bemerkt sehr gut:[1]) „Der verhöhnte, entweichende Glaube ließ die Thüre hinter sich dem Aberglauben offen, welcher in Dämmerung und Nacht eine heimliche Verehrung genoss, während man am Tage wetteiferte, auf dem Altare der Aufklärung zu opfern. Eine Menge von Quacksalbern im Reiche des Geistes benutzte diese heimliche Krankheit der großen Welt, und auch Gustav und sein Bruder Karl ließen sich von solchen Charlatanen ausbeuten, sich eine glückselige Regierung und viele Freude am Kronprinzen prophezeien."

Geheime Orden. Der Orden der Freimaurerei werde unter ihm seine Vollkommenheit erreichen, sagten sie. Auch Rosenkreuzer trieben in der Nähe von Spaa ihr Wesen und sogenannte Tempelherren. Man wollte Geister sehen. Swedenborgianer waren in der Umgebung des Königs. Wir hören, dass der König eine Kirche in der Nacht besuchte; ein gewisser Hubin, welcher davon erfuhr, belauschte dies vom Thurme und beobachtete, wie zuerst diejenigen, welche dem Könige die Geister zeigen sollten, seine Pferdehaarfäden an den Kronleuchtern und an denselben Masken befestigten, welche wiederum an einem weißen, über seine Tonnenbänder ausgespannten Zeugstücke festgenäht waren und mit den Pferdehaarfäden hinaufgezogen und wieder herabgelassen werden konnten. Dann wurde Räucherpulver auf den Boden gestreut. Der König kam mit fünf Herren: sie mussten in sehr beschwerliche Stellungen sich begeben und den Degen gegen einander gezückt halten. Ein Zauberer machte gewisse Kreuze, ein anderer zündete das Pulver an und ein dritter zog die Masken empor mit dem weißen Zeuge und murmelte dabei gewisse mystische Worte. Die Masken stellten das Gesicht Gustav Adolfs dar und Adolf Friedrichs, des Vaters vom Könige. — Durch solche Gaukeleien ließen sich damals auch Anhänger Voltaires täuschen.

Erscheinungen.

Hilfsgelder-vertrag 1788. Am 3. Mai 1783 wurde die Hilfsgelder-Übereinkunft mit Frankreich erneuert. Es war der letzte Vertrag, welchen Graf Creutz als Gesandter in Paris abschloss. Frankreich verhieß an Schweden jährlich 1,500.000 Livres auszuzahlen bis 1789. Creutz wurde dann Minister in Schweden. — An seine Stelle trat Baron Staël, für dessen Anstellung als Gesandten Schwedens am Pariser Hofe sich eine Menge der vornehmsten Damen, zuletzt sogar Marie Antoniette und Ludwig XVI. verwendeten. Es war ein öffentliches Geheimnis, dass der schöne Baron Staël sich um die geistvolle Tochter des reichen Ministers Necker bewerbe, dass aber ihre Mutter erkläre, sie habe zwar nichts gegen ihn einzuwenden, aber sie wolle sich von ihrer Tochter nicht trennen; ihr Tochtermann musste also eine feste und angesehene Stellung in Paris haben und, wenn Gustav III. einen Gesandten in Paris haben wollte, der im Stande sei, ein großes Haus zu machen, ohne dass es darum Schweden viel koste, so musste er, um diese Ehe zustande zu bringen, den jungen Staël zum Gesandten ernennen. Creutz schrieb an seinen König: „Euere Majestät ahnen nicht, welche Theilnahme der König und die Königin für Baron Staël haben. Der König liebt ihn und behandelt ihn gleich der Königin mit wahrer Zuneigung. Sobald ein anderer zum Gesandten ernannt ist, ist es aus mit Fräulein Necker; man sieht dann Staël als einen verlorenen Mann an und das Mitleid für ihn wird den Hof und die Stadt gegen Eure Majestät ungerecht machen" Maria Antoniette schrieb

Creutz. Staël. Fräulein Necker.

[1]) Geijer, l. c. II, S. 180.

1781 sogar an Gustav III.: „Baron Staël steht hier sehr in Gunst und Ansehen und ich zweifle nicht, dass man ihn gerne als Ihren Gesandten hier sehen würde.“ [1]) Ganz umsonst wollte Gustav III. aber dem Wunsche des Königs und der Königin nicht nachgeben, er schrieb an den Baron Staël: „Ich will die Insel Tabago haben; erreichen Sie dies durch Ihr Ansehen, durch Ihre Geschicklichkeit und dadurch, dass Sie die Königin hiezu geneigt machen, so sollen Sie mein Gesandter sein. Erreichen Sie aber Tabago nicht, so muss ich Ihnen offen sagen, dass Sie sich mit dem Titel eines bevollmächtigten Ministers begnügen und auf den eines Gesandten verzichten müssen. Es ist jetzt Ihre Sache, tapfer auf dies Ziel zu Ihrem Vortheile loszugehen.“ — Tabago erreichte nun Staël nicht, aber dafür erhielt Schweden die Insel Saint-Barthélemy im Vertrage zu Versailles geschenkt und Baron Staël bekam sofort die Ernennung zum Gesandten in Paris. Gustav III. fordert Tabago.

Damit war aber Staël noch keineswegs am Ziele seiner Wünsche, denn jetzt spannte Necker, der Vater seiner Geliebten, die Forderungen hoch. [2]) Dieser verlangte nämlich 1. die Zusicherung der Gesandtschaft in Paris für immer; 2. einen Jahresgehalt von 25.000 Francs für den Fall, dass durch unvorhergesehene Zufälle Staël den Posten verliere; 3. die Ernennung zum Grafen; 4. den Nordstern-Orden; 5. die Zusicherung, dass er seine Frau nur vorübergehend mit sich nach Schweden nehme; 6. solle Marie Antoniette schriftlich kundgeben, dass sie diese Heirat wünsche. Schließlich kam noch ein Wunsch: das Zeugnis, dass Staël ein guter Christ sei, welches ihm Gustav als Papst der schwedischen Kirche auch sogleich ausstellte. Die anderen Forderungen gestand er ihm ebenfalls im wesentlichen zu und nach fünfjähriger Bewerbung erreichte denn der junge Schwede 1786 sein Ziel — die Hand der geistvollen und reichen Tochter Neckers. Das Haus des schwedischen Gesandten war nun eines der besuchtesten; die gelehrtesten und berühmtesten Männer gaben sich dort Stelldichein und der König von Schweden erhielt über das Treiben in Paris und die Literatur aus der Hand der Frau seines Gesandten regelmäßige Berichte, die zum Geistreichsten gehören, was Madame de Staël geschrieben hat. [3]) Necker. Die Staël. Bulletins.

Gerne hätte Gustav als Eroberer geglänzt. Damals redete man von der Vertheilung der Türkei. Sollte der König von Schweden da still sitzen? sollte er nicht auch etwas für sich gewinnen? musste dies nicht seine Stellung im Inneren befestigen? Damals entschieden die Fürsten bei Zusammenkünften über das Los der Länder und Völker. Sollte ein Mann von so glühender Phantasie und so regem Thätigkeitstriebe nicht in ähnlicher Weise etwas erreichen? Der Herausgeber seiner Papiere bemerkt sehr gut: „Es war schon eine revolutionäre Bewegung in der Politik, welche von den Thronen ausgieng; dass sie gegen sich eine andere bei den Völkern hervorrufen würde, fürchtete noch niemand. Für große Ehrbegierige hatte dieses politische Wagspiel große Reize.“ [4]) — Gustav dachte an nichts Geringeres, als an einen Schlag auf Dänemark, an Eroberung Norwegens. Eroberungslust.

[1]) Geffroy, l. c. I, p. 376.
[2]) Ibid. I, p. 378. — Der Vertrag zu Versailles bei Flassan, l. c. VI, p. 347.
[3]) Einiges davon aus diesen Berichten ist abgedruckt bei Geffroy, Gustave III., I, p. 385—414.
[4]) Geijer, l. c. III, S. 1.

Plan auf Dänemark.

Die Beweise dafür haben wir in den jetzt gedruckten Verhandlungen mit seinem Admiral in Karlskrona über die Möglichkeit einer Überraschung Kopenhagens durch die schwedische Flotte.[1]) Er meint, Russland habe wegen des bevorstehenden Türkenkrieges Ursache, Schweden zu schonen — und Dänemark sei gerade in einem Zustande der Schwäche, wie er günstiger für Schweden nie sein könne: „Ein aberwitziger König, ein Erbe von fünfzehn Jahren, welcher seines Vaters Autorität, seiner Mutter Ehre und seine eigene Existenz an der Regierung zu rächen hat; eine Königin-Witwe, Stiefmutter in der ganzen Ausdehnung, welche dieser Name umfasst; ein Erbprinz, welcher ohne Genie, an Geist und Körper schwach, in der That König unter des Bruders Namen ist, dessen Macht und Rechte er gekränkt, dessen Ehre er beschimpft, dessen Person er gewaltthätig behandelt hat; eine Regierung, meistens zusammengesetzt aus Schreibern, aber dabei aus Leuten ohne Fähigkeit, ohne Muth, welche alles von einer Nation zu fürchten haben, die mit ihnen unzufrieden ist, und von einem Kronprinzen, dessen theuerste Interessen sie mit Füßen getreten: Alles dies, was wir in diesem Jahre finden, finden wir im nächsten vielleicht nicht wieder. Der König kann sterben, dann ist der Kronprinz mündig. — Ein unumschränkt beherrschtes Reich hebt sich unter einem jungen Regenten ebenso schnell wieder, als es gesunken ist, und dann wird es desto gefährlicher. Der Tod der verwitweten Königin kann auch alles ändern, dann kommt Harmonie wieder in die Regierung.“[2]) England schien ihm erschöpft und Europa so beschäftigt mit dem Orient, dass es den nordischen Angelegenheiten wenig Aufmerksamkeit schenken würde.

Urtheil über Guldbergs Regiment.

Reise zu Katharina

Seinen Plan leichter durchzuführen, machte Gustav im Juni 1783 eine Fahrt nach Finnland, welches Katharina damals bereiste, und in Friedrichshamn trafen sich beide; allerdings etwas später, weil Gustav, als er 10. Juni in Parolamalm Revue hielt, von seinem vor einem Kanonenschusse scheu gewordenen Pferde abgeworfen, den Arm brach. So konnte er erst am 29. in Friedrichshamn vor der Kaiserin erscheinen. Sie blieben drei Tage beieinander. Was sie alles verhandelten, darüber ist kein Schreiben vorhanden, nur ein Brief Gustavs an seinen Admiral, worin er seine höchste Zufriedenheit mit der Reise ausspricht:

„Freundschaft, Zuvorkommenheit und viel mehr Vertrauen als das vorigemal — alles charakterisiert eine befestigte und nützliche Verbindung. Ich kann dem Papier nicht mehr anvertrauen. Der türkische Krieg ist gewiss und man erwartet jede Stunde die Nachricht, dass Fürst Potemkin sich in den Besitz der Krim gesetzt habe. Das habe ich aus der Kaiserin eigenem Munde. — — Unsere Unternehmung hat nur auf die Nachricht von der Besetzung der Krim zu warten und dürfte dann in den letzten Tagen des August oder in den ersten Tagen des Juli vor sich gehen.“[3])

Aber es trat Zögerung ein und dann kam die Zeit der Stürme und die Fachkundigen riethen dem König zur Vertagung des Unternehmens auf ein anderes Jahr. Die Ärzte mahnten ihn an den Gebrauch der Bäder von

[1]) Geijer, l. c. III, S. 15—32.
[2]) Ibid. III, S. 26.
[3]) Ibid. III, S. 36.

Pisa wegen seines Armes und so reiste er denn am 9. September 1783 nach Italien ab. Reise nach Italien.

Die Bäder in San Giuliano bei Pisa wirkten wohlthätig. Von seiner Begegnung mit Kaiser Joseph wurde oben gesprochen.[1]) Die Einfachheit des Großherzogs von Toscana bewunderte Gustav, desgleichen den Reichthum seiner Kunstsammlung, die er täglich besuchte — auch Gustav wünschte ja als Kenner und Beschützer der Kunst zu gelten. Gesunder, offener Sinn läßt sich dem Könige nicht absprechen und richtiges Urtheil, mit welchem er sogleich bemerkte, daß der Geschmack des modernen Italien all den schönen Denkmälern nicht entspreche, die es vor Augen habe. In Florenz kam er auch mit dem Grafen von Albany, dem letzten Stuart, zusammen, den er nachher dem Papste wie dem Könige von Frankreich wirksam empfahl, und der ihn als seinen Nachfolger als Großmeister auf dem Stuhle der Freimaurerei dafür anerkannte. In Rom suchte Gustav III. zu glänzen als Mann der Toleranz und Beschützer der Kunst und versprach dem Papste, dem er mit Axel Fersen seinen Besuch machte, die Freiheiten der Katholiken in Schweden zu erweitern, und es wurde in den Zeitungen davon gesprochen, daß am gleichen Tage ein lutherischer Gottesdienst in der Kapelle der schwedischen Gesandtschaft in Rom und ein heiliges Meßopfer in Stockholm abgehalten wurde. Des Königs Begegnung mit dem Papste in den Gallerien des Vaticans wurde von Gagnereau in einem großen Gemälde dargestellt. Auf einem andern ließ der König den Papst darstellen, wie er die heilige Messe in Sanct Peter hielt. Es war Gustavs Freude, Kunstwerke zu sehen, und so weit es ihm seine Mittel erlaubten, einige zu kaufen, dann untertags wie ein Privatmann durch die Straßen zu streichen und die Abende beim Cardinal Bernis zuzubringen, der auch Schweden beim Römischen Stuhl vertrat. Kunstsinn. Der letzte Stuart. Toleranz.

Bernis beschwichtigte auch die Besorgnisse, die man in Versailles über die letzte Zusammenkunft des Königs mit Katharina hatte, und so bekam er denn aus der Hand Marie Antoinettes die Einladung, auf der Rückkehr Paris zu besuchen: er werde am Hofe wie ein alter Freund aufgenommen. Gustav in Paris.

Der türkische Krieg war unterblieben und Gustav verschob deswegen seinen Anfall auf Dänemark um ein weiteres Jahr und blieb länger in Rom, wo er mit Artigkeiten überschüttet wurde. Der Papst ließ die Peterskirche beleuchten; der König schied von Rom, wie jeder, welcher länger dort war, mit Bedauern. Neapel hatte er auf einem längeren Ausfluge besucht. Der Rückweg gieng über Parma und Venedig.

Indes traf ihn die Nachricht vom Umschlag der Dinge in Kopenhagen 14. April 1784, und er bemerkt über das Auftreten des Kronprinzen dabei, daß er Charakter habe und er in seinem Vorgehen alle menschlichen und göttlichen Rechte für sich hatte, und bemerkt: „Es gibt für ihn zwei Klippen in gleicher Weise zu vermeiden — zu viel Strenge und zu viel Milde. Denn, wenn jemals ein Mensch angethanes Unrecht zu rächen hatte, so ist er es — Unrecht gegen seinen Vater, gegen seine Mutter, gegen die Grundgesetze des Staates, welchen man Gewalt anthat, gegen die königliche Würde, welche unter die Füße getreten, über Dänemark.

[1]) Sieh S. 330 dieses Bandes.

usurpiert und erniedrigt ward von Personen, die sich ohne Beruf, ohne Recht, ohne begründete Klagen eindrängten. Schweigend würde er solches nicht hingehen lassen können; er ist seinem Vater, seinem Volke und der Nachwelt ein Beispiel zu geben schuldig. Da aber Rache nur Hass und Hass neue Rache erzeugt, so muss er Mass halten, mit der Strafe nur die größten Verbrecher treffen und den übrigen verzeihen. Wenn er aber die Gewaltthaten nicht straft, die am 17. Januar 1772 begangen wurden, wo der König sich mitten in der Nacht in seinem eigenen Palaste gezwungen sah, seine Gemahlin öffentlich der Schande preiszugeben und sich selbst unter die Vormundschaft seiner Stiefmutter und seines Bruders zu setzen, so verliert er die erste Pflicht eines Staatsmannes aus den Augen, nämlich für die öffentliche Sicherheit zu sorgen." [1]) Der Zug gegen Dänemark wurde also wieder verschoben.

in Versailles

Über Venedig, Mailand, Genua, Turin reiste der König unter dem Namen Graf von Haga nach Frankreich und traf am 7. Juni 1784 in Versailles ein, von wo er am 10. Juni schreibt: „Ich bin mit aller möglichen Freundschaft und Herzlichkeit von der ganzen königlichen Familie empfangen worden. Ich bin von des Königs offener und freundschaftlicher Art ganz bezaubert, und was die Liebenswürdigkeit der Königin betrifft, so sage ich von dieser nichts, Sie kennen sie." Nicht minder herzlich war die Aufnahme beim Publicum in Paris: — da strahlte er im Glanze eines jener Weisen, die, wie Solon und Pythagoras, große Reisen machten, ehe sie durch Staatsveränderungen Völker beglückten, als Beschützer von Kunst und Wissenschaft, als Mann der Aufklärung und Duldung.[2]) „Der gute Empfang, den mir das Publicum schenkt, geht über alle Vorstellung. Ich werde überall, wo ich gehe, beklatscht, beim Eingange und Ausgange des Schauspiels und in den Corridoren." [3]) Als der König „Figaros Hochzeit" in der Comédie Française besuchte, war der erste Aufzug beinahe zu Ende. Das Publicum verlangte nun, dass das Stück des Königs wegen noch einmal anfangen sollte, was auch geschah. [4]) — Der König war unermüdlich im Zuschauen. Er besuchte jeden Abend zwei oder drei Vorstellungen und Oper und Comédie wetteiferten, in den glänzendsten Leistungen und in der Menge der Stücke den König zu erfreuen. Das Parlament spielte damals eine große Rolle und Gustav III. wohnte auch hier einer Sitzung bei und Gerbier, der gerade sprach, benützte den Anlass zu einem glänzenden Lobe auf den König von Schweden und den Staatsstreich, den er gemacht. Unter dem Namen des Grafen von Haga wohnte Gustav auch einem Staatsprozesse bei und Séguier benützte den Anlass, Frankreichs Achtung für einen Fürsten auszusprechen, dessen muthiges und freies Volk seine alte Ehre bewahrte, und das, nachdem es alle Gefahren einer schrankenlosen Freiheit kennen gelernt habe, jetzt einer weisen und friedlichen Regierung sich erfreue, die, stark und doch nicht despotisch, das Gemeinwohl zu ihrer Richtschnur nehme. Auch die Akademie ward besucht, und dabei wurden die Monarchen gepriesen, die reisen, um sich zu unterrichten, und dadurch nur ihren großen und gerechten Ruhm vermehren. Damals war der Luftballon etwas Neues. Zu Ehren Gustavs unternahmen, 23. Juni 1784, Pilatre de Rosier und Proust eine Auffahrt vom Hofe des Ministeriums aus nach Versailles und kamen glücklich in Chantilly wieder

Gustav und die Pariser.

[1]) Geijer, l. c. III, 1. S. 124.
[2]) Roi-philosophe.
[3]) Geijer, l. c. III, 1. S. 128
[4]) Geffroy, Gustave III., vol. II, p. 29.

herunter. In einem Couplet wurden sie getadelt, dass sie nicht gleich nach Schweden gefahren und dahin Nachrichten vom großen Könige gebracht hätten. Der Mode jener Zeit schmeichelnd und huldigend, besuchte Gustav Mesmer in Paris und das Haus, wo Rousseau wohnte, im Wald von Ermenonville. Zum Glänzendsten gehörte ein Fest, das ihm die Königin in Trianon gab, und zu dem sie alle schwedischen Officiere in der französischen Armee einlud, so dass Gustav glauben konnte, er sei unter seinem Volke. Zuerst ward auf dem kleinen Theater eine Oper von Grétry gegeben mit Ballet; dann war Souper; die Königin saß nicht zu Tisch, sondern machte die ehrbarste Hausfrau in den Pavillons des Gartens; nachher Spaziergang im englischen Garten, der erleuchtet war. Alle Damen, die eingeladen woren, mussten im weißen Kleide erscheinen. Der König meldet, das habe zauberhaft ausgesehen, es sei wie ein Schauspiel aus den elysäischen Feldern gewesen.[1] Fest in Trianon.

Wichtiger als all das war aber ein neuer Allianz- und Subsidienvertrag, den ihm Ludwig XVI. bewilligte. Frankreich machte sich darin anheischig, außer den gewöhnlichen Hilfsgeldern, welche durch den Vertrag von 1783 bedingt waren, sechs Jahre hindurch vom 1. Juli 1784 an 1,200.000 Livres zu zahlen und im Falle, dass Schweden angegriffen würde, demselben drei Monate nach geschehener Aufforderung mit zwölf Linienschiffen, sechs Fregatten und 12.000 Mann Truppen zuhilfe zu kommen oder statt dessen 24.000 Livres für den Monat für je tausend Mann und eine noch zu bestimmende Summe für jedes Kriegsschiff zu senden. Schweden aber sollte, außer den Verpflichtungen, die es früher übernommen, im Falle Frankreich angegriffen würde und Schwedens Beistand begehrte, ihm mit zwölf Linienschiffen beistehen. Der Vertrag sollte geheim bleiben. Überdies ward dem Könige die Insel Barthélemy zugestanden, wogegen Schweden zugab, dass die 1741 Frankreich zugestandene Niederlagsfreiheit in Wismar jetzt nach Gothenburg verlegt werde.[2] Vertrag

Wie froh war der arme Schwede darüber! In einem Dankschreiben, als er 20. Juli in die Heimat abreiste, spricht er seine Freude aus über den Bund gegen den Koloss im Norden, der jeden Tag wachse und gegen den man sich rüsten müsse, bevor der Wirbel großer Ereignisse komme.[3] — Ludwig XVI., scheint es, fürchtete die Wageluft des Schweden und mahnte ihn in einem sehr schönen Briefe, an die erste Pflicht der Könige, ihre Völker durch den Frieden glücklich zu machen.

Mit dem Jahre 1784 tritt eine Wendung in der Geschichte Gustavs ein. Er will als Soldat theilnehmen an den großen Ereignissen, die sich in Europa vorbereiten.

Sein neuer erster Minister, Creutz, der aber schon nach zwei Jahren, 3. October 1785, starb, hielt ihn nicht zurück; er war Staatsmann, aber auch Creutz.

[1] C'était une vraie féerie, un coup d'oeil digne des Champ-Elysées.
[2] Flassan, Hist. de la diplomatie francaise, VI, p. 346—351.
[3] Der Brief ist abgedruckt bei Geffroy, l. c. II, p. 43—44.

Oxenstjerna

Dichter; noch weniger der Nachfolger, Gabriel Oxenstjerna, gleichfalls Staatsmann und Dichter, der gleich gute Depeschen und Verse schrieb und über Gustav insgeheim einen Vers machte, der deutsch lautet: „Man war von Verwunderung hingerissen über eines Königs Anblick, welcher, vom Genie geleitet, eine Heldenlaufbahn zu durchstreifen dahinzog, der aber mitten auf der Bahn ermattet, nur dem Vergnügen ergeben, eingeschlummert auf dem Lorbeer, die Hoffnung der Welt zu vergessen scheint, ähnlich dem, der eines dringenden Geschäftes wegen zeitig aufsteht und nachher den ganzen Tag schläfrig ist.“ — Gustav öffnete einmal das Heft mit den Versen seines Ministers, las auch, was über ihn darin stand, und entgegnete, ohne das geringste Zeichen von Unmuth, lächelnd: „Ich habe die Neckerei verdient und theile mit Recht das Schicksal derjenigen, welche an der Thüre horchen. Es dürfte ein Tag kommen, an welchem Sie aufhören, mir diese Vorwürfe zu machen, dann aber, mein lieber Oxenstjerna, sind wir beide wahrscheinlich weniger glücklich.“ [1])

Unaufhörlich plagte sich Gustav in seiner Ruhmbegier mit der peinlichen Vorstellung, zu einer untergeordneten Rolle verurtheilt zu sein, während seiner Nachbarin Katharina dem Bedürfnisse, ihre Seele durch riesige Anschläge und Entwürfe aufzuregen und sich gegen die Leere der Langeweile zu schützen, zugleich eine riesige Macht zur Verfügung stand. Wie klein war dagegen Schweden für Gustavs Entwürfe, wie ärmlich waren die Mittel! Dabei verstand der König mit dem, was er hatte, nicht hauszuhalten. Für seine Person brauchte er wenig; aber für Theater, Künste, Bauten und ritterliches Treiben berechnete er vorher nie die Ausgaben. Genau vorausrechnen schien ihm unadelig, unter der Würde eines Königs zu sein, und so wurden die Finanzen seine Achillesferse. Er kam auf allerhand Vorschläge und Pläne, sich Geld zu verschaffen. Einmal gedachte er sogar 6000 Schweden an Holland zu vermieten — wie ja deutsche Fürsten auch damals ihre Landeskinder an England und Holland verkauften. In einem sehr edlen Schreiben mahnte ihn Ludwig XVI., seine Ehre nicht also preiszugeben und ruhig zu bleiben. Ohne

Reichstag 1786.

Zweifel hoffte Gustav auf einem neuen Reichstag seine Schulden von den Ständen übernommen zu sehen und so berief er auf den 1. Mai 1786 wieder die Stände. [2])

Die Muthmaßungen, was er wolle, waren zahlreich, denn Gustav hatte 1772 seinen Staatsstreichplan so klug verhehlt, dass man seitdem bei allem, was er that, allerhand geheime Absichten unterlegte. Es stand in Schweden gewiss besser, als in den sogenannten Zeiten der Freiheit. Dennoch war die Stimmung

Stimmung.

gegen den König nicht gut. Drei Jahre nacheinander waren Nothjahre gewesen. Der Bauer fühlte die Steuern zu hart und grollte ob des Brantweinregals. Die Bürger verdross der freie Getreidehandel und die Freiheit für das Militär, zusammenzutreten und Werkstätten zu halten. Die Pastoren grollten ob des Toleranz-Edictes und weil Pfarrstellen und Bischofswürden verkauft würden. Die Nichtadeligen grollten, dass nur der Adel beim Hofe Zutritt habe und dass

[1]) Geijer, l. c. III, 2. S. 24.
[2]) Geijer, l. c. III, 2. S. 100.

der König auch eine gelehrte Aristokratie schaffen wolle. Der Adel grollte dem König noch immer wegen des Staatsstreiches von 1772. Unmittelbar vor dem Reichstage flog ein bitteres Pasquill durch das Land, in welchem es hieß: „Wenn es Dein Staatsprincip ist, den Adel durch Pracht und überflüssige Vergnügungen und den gemeinen Mann durch Steuern an den Bettelstab zu bringen, um mit Sicherheit Diebesjungen die Zügel des Reiches in die Hände zu geben, so wisse, daſs diese Maxime die nächste Verwandte von Christierns Henkerbeil ist.“ — Man sprach bitter von der Verschwendung des Königs, von seinen Reisen, bei denen das Geld in das Ausland gehe, von geheimen Plänen, daſs er die Regierung unumschränkt einrichten wolle. Der König muſste darum die Presse noch mehr beschränken.[1]

Pasquill. Vorwürfe.

Gustav III. klagte, als er am 1. Mai 1786 die Stände eröffnete, über falsches Gerede und betheuerte, er habe sie nicht berufen, um neue Auflagen zu begehren. Aber dies half gar nichts. Die Wahlen waren in feindseligem Sinne ausgefallen, die Mehrzahl der Abgeordneten war gegen alles, was er vorbringen würde, zum voraus mit Furcht, Unzufriedenheit und bösem Willen erfüllt. Schon nach wenigen Tagen fühlte die Opposition ihre Stärke und der Reichstag wies auch seine besten Rathschläge, zum Beispiel öffentliche Vorrathshäuser zu gründen, zurück, wie auch den guten Vorschlag, der Schwächung des Bauernstandes durch Verhinderung allzu großer Erbtheilung zuvorzukommen. Auch der Antrag des Königs, das Brantweinregal zurückzunehmen, wenn man den Ertrag desselben durch eine Steuer decke, gieng nicht durch, denn die Stände wollten nur für bestimmte Jahre auf die Steuer eingehen, während der König sie für immer verlangte.

Eröffnung der Stände. Opposition.

Um weiteren Schwierigkeiten zuvorzukommen, löste der König am 23. Juni den Reichstag auf, indem er über Verkennung klagte und an das Urtheil der Nachwelt sich berief: „Die Nachwelt allein richtet unparteiisch. Tadel und Lob der Mitwelt sind gemeiniglich ungerecht. Sie urtheilt nach Vorurtheilen, die Welt nach bestimmten Gründen.“ Die Mitwelt halte oft einen guten König für schwach, einen gerechten für hart, Fügsamkeit für zu große Lenksamkeit, Standhaftigkeit für Ehrsucht; die Nachwelt urtheile sicher, denn sie sei ohne Missgunst und ohne Hass; sie werde über die Spaltungen dieses Reichstages und über ihre und seine Absichten urtheilen; er sei mit Fügsamkeit, Sanftmuth, Vertrauen und Eifer für das Reich ihnen entgegengekommen. Die Rede schloss mit den Worten: „Wir trennen uns jetzt für lange Zeit.“[2]

Auflösung des Reichstages. Klagen des Königs.

Die geschickten Gegner freuten sich nun über den Bruch. Der Sprecher der Bauern klagte, daſs sie vom Adel verleitet worden seien. Der preußische Staatsmann Graf Podewils, der damals in Stockholm war, berichtete nach Berlin,[3] daſs man klage über allzu großen Aufwand, über die Reisen des Königs und

Podewils

[1] Geijer, l. c. III, 2. S. 101—125.
[2] Die ganze Rede bei Geijer, l. c. III, 2. S. 140—142.
[3] Podewils Bericht bei Geijer, l. c. III, 2. S. 144—149.

gibt dem König recht.

dass gewisse Personen seine Gunst missbrauchten, dass aber doch die ganze Nation seit 1772 unendlich gewonnen habe. Einmal habe Schweden den Druck des Auslandes abgeschüttelt; dann ständen die Banknoten al pari und sei nur klingende Münze im Umlaufe; die Armee sei in gutem Zustande, 50.000 Mann stark; die Flotte sei sehr tüchtig; der König könne sich vieler nützlicher Einrichtungen rühmen, an welche unter der früheren Anarchie gar nie zu denken gewesen. Die Eisenhämmer, die Kanonengießereien, die Stahlmanufacturen seien vorgeschritten. Die schönen Künste blühten und Schweden besitze jetzt Künstler aller Art. Besonders aber habe die Mechanik Fortschritte gemacht, wie die Arbeiten in Karlskrona und die Gruben in Falun beweisen. Das alles verdanke man dem Könige, der von allem Kenntnis habe und keine Mühe und Arbeit scheue.

Wollte der König fortan ohne Stände regieren? So scheint es, nach seinem Abschiede an die Stände und nach dem vertraulichen Schreiben des Reichsrathes Geer, der den König mahnte, an der Gesetzgebung theilzunehmen und sich selbst zu besteuern, sei jedes Volkes unveräußerliches Recht, und der König möge sein eigenes Werk nicht zerstören.[1]) —

Der schwedisch-russische Krieg 1788—1790.

Verlegenheiten.

So war denn der König in großen Verlegenheiten, gleich wie am Anfange seiner Regierung; doch diesmal waren nicht Hüte und Mützen daran schuld, sondern Gustav III. selber, nämlich seine Verschwendung, die ihm eine Schuldenlast von vierzehn Millionen Reichsthaler zugezogen hatte, seine Prunksucht, seine unköngliche Beschäftigung mit Spielen und Opern, welche die auf ihn gesetzten Erwartungen getäuscht, neuen Gährungsstoff unter das Volk geworfen und ihm die Herzen der Nation entfremdet hatten. Was sollte ihn daraus retten? Ein großer glänzender Krieg — mit Russland!

Einzige Hilfe im Kriege mit Russland.

Es hatte ihm Anlass genug gegeben. Der Gesandte dieser Macht reizte offenkundig beim letzten Reichstage den Adel zum Widerstande, durch Reden, wie durch Bestechungen. Warf man doch dem Grafen Rasumowski vor, dass er sein Verführungsgeschäft öffentlich betrieben, dass er in der Hauptstadt im Angesichte des Hofes den König bei seinem Volke verleumdet und dass nie ein Bevollmächtigter so auffallend die Achtung gegen gekrönte Häupter, das Gastrecht und die Pflichten seines Berufes außeracht gelassen habe, als dieser Nachkömmling eines durch Frauengunst emporgekommenen Sängerknaben. Gustav glühte vor Begier, sich an Russland für die Schwierigkeiten zu rächen, die es ihm in Schweden und Finnland durch Aufreizung des Adels erregt hatte.

Gunst der Umstände.

Die allgemeine Lage schien dem Schwedenkönige für seinen Plan günstig. Seinem Gesandten in Kopenhagen ließ Gustav III. melden,[2]) die politische Lage in Europa eile einer Veränderung entgegen; in Russland ständen die Dinge so, dass ein widriges Ereignis die größten Folgen nach sich ziehen könne.[3]) Das

[1]) Der Brief abgedruckt bei Geijer, l. c. III, 2. S. 156—161.
[2]) Ibid. III, 2. S. 168—170. Schreiben an Sprengporten.
[3]) Ibid. III, S. 169.

Mifsvergnügen sei allgemein. Es wäre gut, wenn Dänemark und Schweden einen Bund schlößen, damit Rufsland nicht für ewige Zeiten von ganz Europa als die einzige Macht im Norden angesehen werde, welche eine Rolle spiele und den übrigen Gesetze vorschreibe. England steige empor durch das Verhalten Preußens in der holländischen Sache. Frankreich sinke durch innere Unordnung und üble Verwaltung der Finanzen. Schweden und Dänemark hätten darum dieselbe Pflicht, ein wachsames Auge auf Englands allzu großes Anwachsen zu haben und nicht zu warten, bis Amerika mit England im Absatze der Waren wetteifere. Bund mit Dänemark.

Also wünschte Gustav III. einen Bund mit Dänemark gegen Rufsland. Dies zu erreichen, machte der König selbst einen Besuch in Kopenhagen, jedoch vergebens, obschon er nach Hause meldete, dass er beim Besuche seines Schwagers mit dem Kronprinzen, „der, bei seines Vaters zunehmender Geistesschwäche, als der regierende König in Dänemark betrachtet werden könne, eine enge und zärtliche Freundschaft geschlossen habe“.[1]) Er hatte aber nicht erlangt, was er angestrebt: den Bruch der Allianz zwischen Dänemark und Rufsland. Reise nach Kopenhagen.

Doch that Gustav III., als habe er sein Ziel erreicht, und Geijer bemerkt mit Grund, seine Feinde hätten ihm mit Recht Verstellung vorgeworfen: sie sei ein Hauptfehler in seinem Charakter und in seiner Regierung. Er habe einen natürlichen, fast uneigennützigen Hang zur Intrigue besessen, welcher sowohl mit seinem theatralischen Talent, als mit der politischen Parteischule, in welcher er aufgewachsen war, im Zusammenhange stand. Die Intrigue, welche in jener Zeit für Politik galt, hätte an und für sich für ihn einen solchen Reiz gehabt, dass er über sie den Zweck vergaß. Durch kleinliche Mittel habe er oft dabei große Zwecke vereitelt. In der Größe, nach welcher er strebte, sei Wahres und Falsches gemischt und selbst das Wahre durch falsche Gesichtspunkte verdreht gewesen. Man müsse jedoch auf der andern Seite zugestehen, dass er im entscheidenden Augenblicke in hohem Grade einfach war und mit einer Standhaftigkeit und Geistesgegenwart, welche niemals fehlten, sich nur zu sehr auf sich selbst verließ; die wichtigsten Beschlüsse in seiner Regierung habe er ganz allein gefasst und so auch jetzt die Aufrechthaltung der Königsmacht, das höchste Ziel, für welches er alles zu opfern bereit war, und die er durch einen Krieg mit Rufsland sichern wollte.[2]) Verstellung. Gustavs III. Charakter.

Aber was sollte der Krieg gegen Rufsland nützen? Einmal Schweden von der Umklammerung durch die russische Großmacht frei machen, dann die verlorenen Provinzen an dasselbe zurückbringen. Dem Türken könne eine Bekämpfung seines Todfeindes nur angenehm sein und er werde gewiss so ansehnliche Hilfsgelder leisten, dass dadurch nicht bloß die Kosten des Krieges gedeckt werden, sondern auch noch mehr Geld in das Land komme, dass also der König der Steuern wegen die Stände nicht mehr zu berufen brauche. Der Zweck des Krieges.

[1]) Geijer, l. c. III, 2. S. 172.
[2]) Ibid. III, S. 174—175.

Sieg werde ihm die Herzen der Soldaten und der ganzen gothisch gesinnten Nation gewinnen, und so brauche er dann um das Missvergnügen einiger Großen sich nicht weiter zu kümmern.[1])

Eitelkeit. Das wäre also ein Bruch mit den Versprechungen, die der König der Nation am 19. August 1772 feierlich gegeben. Aber auch sonst hatten sich ja schon diese Versprechungen als wenig stichhaltig erwiesen und war Eitelkeit als Haupttriebfeder im Handeln des Königs erschienen, nicht das eigentliche Wohl der Nation. Sein Vertrauter Armfelt sagte einem Freunde unter dem Siegel der Verschwiegenheit: „Man ist mir Dank schuldig, weil ich den Herrn bei den Vergnügungen erhalte, und das kostet nicht so viel; sobald er denen entzogen wird, so haben wir Krieg, und das kostet mehr.“[2])

Toll. Zum Kriege rieth namentlich Toll und später hat Gustav im Gedränge geäußert: „So viele Gefahren, so viele Verlegenheiten kostet es, den Missgriff eines einzigen Augenblickes zu verbessern!“[3]) Im Geheimen Rath wurde ein Bild der Zustände entworfen, das der Wirklichkeit nicht entsprach. Man rechnete auf 300.000 bis 400.000 Pfund Hilfsgelder von England, auf eine Million Piaster jährlich von Seite der Türkei nebst einer besonderen Schadloshaltung für die ersten Auslagen des Krieges. Man sei verpflichtet, mit Russland zu brechen wegen eines alten Vertrages mit der Türkei von 1739, welcher für den Fall, dass eine dieser Mächte angegriffen würde, auch der andern die Verpflichtung der Theilnahme auferlegte, und insbesondere bestimmte, dass keiner der beiden Verbündeten die Waffen niederlegen dürfe, bis die gebürende Genugthuung errungen wäre. Dieser Vorwand zum Kriege war aber nichtig, denn 1768 bis 1774 war Russland im Kriege mit der Pforte und hatte Schweden sich nicht geregt, also durch seine Unthätigkeit gezeigt, dass es den Vertrag von 1739 nicht mehr für bindend erachte; auch war 1744 im Frieden zu Abo mit Russland dieser Vertrag ausdrücklich für null und nichtig erklärt und der Pforte davon amtliche Mittheilung gemacht worden. Man legte bei der Pforte damals auch keinen hohen Wert auf einen Bund mit dieser kleinen Macht.[4]) Ein Versprechen für Hilfsgelder hatte Schweden noch gar nicht erhalten. Absichtlich aber wurde das Gerücht verbreitet von einem Bündnisse mit der Pforte und dass die Kosten des Krieges mit türkischem Gelde bestritten würden; absichtlich wurde die Nachricht von einem Bunde gegen Russland ausgesprengt und zugleich, dass russische Truppen schon in Finnland eingerückt seien. Die böse Welt sagte, einige Schweden hätten, als Russen verkleidet, eine Plänkelei beginnen müssen. Der König hatte nach der Verfassung Vollmacht, wenn er angegriffen werde, einen Vertheidigungskrieg zu führen, ohne vorher die Stände einberufen zu müssen.

Täuschung.

Türkei.

Sorge für die Räthe. Also täuschte der König das Volk, um es zum Kriege zu ermuthigen. Wenn er aber eine Niederlage erlitt, was geschah dann seinen Räthen? Er war scharfblickend genug, ihr Schicksal vorauszusehen, und hochherzig genug, für diesen Fall alles auf sich zu nehmen. Er übergab darum alle Verhandlungen mit seinem Rathe vor seiner Abreise versiegelt dem Grafen de la Gardie mit den Worten: „Unser Leben ist unsicher. Die Vorsehung allein weiß es, ob ich aus diesem

[1]) So lautet der Bericht seines Vertrauten, des Bischofs Wallquist, bei Geijer, l. c. III, S. 175–178.

[2]) Geijer, l. c. III, 2.

[3]) Ibid. III, 2. S. 188.

[4]) „On n'espère rien de la cour de Suède“, sagte der Reis-Efendi.

Kampfe wiederkehre oder nicht; sollte ich erliegen, so fiele sicher der ganze Hass der Nation auf Sie, in der Voraussetzung, dass Sie zu demselben gerathen. Ich übergebe Ihnen daher diese Verhandlungen, von mir unterschrieben, damit Sie, wenn ich nicht mehr bin, der Nation beweisen können, dass Sie versucht haben, mir vom Kriege abzurathen, und dass ich allein nach meinem Willen und Befehl diesen Krieg unternommen habe." [1])

Was hätte geschehen sollen.

Die Flotte, fünfzehn Linienschiffe und zwölf Fregatten, war tüchtig, und durch raschen Angriff konnte der König seine Gegnerin sehr in Verlegenheit bringen, denn ihre Truppen standen im Süden. Die Kaiserin wollte sogar ihre Flotte im Juni aus der Ostsee nach dem Ägeischen Meere senden. Hätte doch Gustav mit seinen Kriegsräthen gewartet, bis die Russen im Archipel waren! Allein man erfuhr in Petersburg noch zu rechter Zeit vom Vorhaben des Königs und hielt die Flotte zurück. Auch war aus Paris die Nachricht gekommen, die Engländer würden die Fahrt der Russen in den Archipel hindern.

Siegeszuversicht.

Die Zuversicht verließ den König nicht. Gustav III. rechnete so sicher auf den Sieg, dass er im Staatsrathe die Worte fallen ließ: „Wenn das Schicksal meinen Waffen günstig ist, so werde ich unter allen Denkmälern russischen Hochmuths nur die Statue Peters des Großen schonen, um den Namen Gustav auf das Fußgestell eingraben zu lassen." [2]) Er meinte, ein Handstreich genüge. Er versprach den schwedischen Damen schon Einladungen zu einem Balle in Peterhof. Es sollte aber ganz anders kommen!

Katharinas Botschaft.

Von Dänemark aus war man in Russland gewarnt und Katharina II. ließ in Stockholm 18. Juni 1788 erklären, dass sie Ruhe in Schweden wünsche, dass sie lautere Absichten habe, aber auch hinlänglich mit Mitteln versehen sei, um ruhig der Zukunft entgegen zu sehen. Dies versichere sie „dem König, sowie allen von der Nation, welche Theil an der Verwaltung haben". [3]) Durch diesen Ausdruck zeigte sich Gustav III. verletzt, denn ein Gesandter habe seine Aufträge nur an den Monarchen auszurichten, bei dem er bevollmächtigt sei, und an niemand anderen. Das könne nicht die Kaiserin befohlen haben. Darum gebot 23. Juli der König dem russischen Gesandten, binnen acht Tagen das Reich zu verlassen. An demselben Tage ritt Gustav aus Stockholm in theatralischem Aufzuge, in buntem Seidenwamms und Federhut; er nahm Maler mit, um seine Schlachten darzustellen, und Sänger, um seine Siege zu feiern. [4]) An Armfelt schrieb er, wie der Gedanke, dass er der Rächer des Osmanischen Reiches sei, und dass sein Name in Asien und Afrika bekannt werde, ihm alle Beklommenheit vor der Gefahr benommen habe. [5]) Am 22. Juli 1788 landete er in Finnland.

Zugleich ließ er dem Vicekanzler Ostermann Vorschläge zum Frieden

---

[1]) Geijer, l. c. III, 2. S. 180—181.

[2]) Ségur, Mémoires, III, p. 405.

[3]) „Elle veut convaincre le Roi. le ministère, les personnes ayant part au gouvernement et la nation Suédoise" — heißt es in der Depesche Rasumowskis. Ségur, Mémoires, III, p. 365.

[4]) Ségur, l. c. III, p. 369

[5]) Das Schreiben bei Ségur, l. c. III, p. 382—385.

Gustavs Forderung. überreichen, welche aber Katharina als eine höhnische Herausforderung ansah, nämlich: 1. Dass Rasumowsky exemplarisch bestraft werde, ihm zur Züchtigung und anderen zur Lehre, sich in Zukunft nicht in die inneren Angelegenheiten eines fremden Reiches zu mischen. 2. Dass Katharina zur Schadloshaltung für die aufgewendeten Kriegskosten dem König den ganzen Theil von Karelien mit Kexholm und seinem Gebiete auf ewig abtrete, so, wie diese Länder durch den Frieden von Nystadt und Abo an Russland gekommen seien. 3. Dass die Kaiserin die Vermittelung des Königs zum Frieden mit der Pforte annehme und ihn bevollmächtige, der Türkei die völlige Abtretung der Krim anzubieten und die Berichtigung der Grenzen nach dem Friedensschlusse von 1774. 4. Dass also die Kaiserin ihre Flotte entwaffne und ihre Truppen von der neuen Grenze zurückziehe, dass aber der König bis zur vollen Abschließung des Friedens mit der Pforte bewaffnet bleibe. Zu gleicher Zeit schrieb er seinem Gesandten, dass er einfach ein Ja oder Nein erwarte, dass dies sein letztes Wort sei und dass er ein Nein als Kriegserklärung

Ségur. ansehe. Er verbitte sich eine Einmischung des Grafen Ségur. Er nehme keine Vermittelung von Frankreich an und verlange einfach Antwort vom Minister von Russland. Nicht einmal der Großtürke hätte es gewagt, so derb mit dem schwachen Hospodar der Moldau zu reden, wie jetzt der König des kleinen Schweden mit der Herrin des russischen Kolosses — meinte man in Petersburg.

Frankreich. Gustav schrieb offenbar den Berichten Ségurs es zu, dass ihm von Versailles der gute Rath zukam: „Wenn alles, was der König von Schweden versucht, die Folge eines von Preußen und England vereinbarten Planes ist, um Russland den allerschwersten Schlag zu versetzen, so werde Seine Majestät den König von Schweden fortan nur noch als einen abgefallenen Freund betrachten können und seine Verirrung beklagen.“ — Desungeachtet verlangte Gustav III. noch immer die Hilfsgelder gemäß dem alten Vertrage, bekam aber zur Antwort, er führe ja einen Angriffskrieg, und was die gewöhnlichen Hilfsgelder im Frieden anlange, so wünsche Ludwig XVI., er möchte im Stande sein, dieselben zu bezahlen.[1])

Katharina II. Gustav III. führte der Czarin gegenüber eine Sprache, die sie tief kränkte, aber nicht entmuthigte. Als ihre Umgebung meinte, Gustav rede, als ob er schon drei Siege gewonnen hätte, da entgegnete Katharina: „Ja wenn er schon Meister von Petersburg und Moskau wäre, so würde ich ihm zeigen, was eine Frau von entschiedenem Charakter, unerschüttert auf den Trümmern eines großen Reiches, an der Spitze eines tapferen und ergebenen Volkes vermöge.“[2]) Gustav sprach aber so derb, um den Abschluss eines Hilfsgelder-Vertrages von Seite der Pforte zu beschleunigen; bisher hatte er nur unbestimmte Zusicherungen. Übrigens hätte er die Czarin in große Verlegenheit bringen können, denn sie hatte nur einige Invaliden-Bataillone und Recruten in der Nähe. Man schaffte sie auf Wagen nach Finnland und sandte ihnen als Reserve 7000 Mann Garde nach. Ihre Enkel ließ Katharina nach Moskau bringen. Man sagte sogar, trotz ihrer scheinbaren Fassung,

---

[1]) Geffroy, Gustave III, vol. II. p. 66.
[2]) Ségur, Mémoires, III, p. 371—372.

wolle sie selber flüchten und lasse schon ihre kostbarsten Papiere und Sachen einpacken.[1]) Ihre Entgegnung an Gustav III. war scharf und stolz; sie nannte ihn heimtückisch und treulos: wie ein raubsüchtiger Barbar sei er in ihr Land eingefallen. Indem er den Krieg begonnen, habe er die Verfassung Schwedens gebrochen und sei vor Gott und der Welt und seinem eigenen Volke für alle Übel verantwortlich, welche sein Ehrgeiz und seine Ungerechtigkeit zur Folge haben würden. Zu Ségur sagte sie: „Melden Sie Ihrem Hofe, dass ich in Petersburg bleibe und dass, wenn ich es verlasse, dies nur geschieht, um dem Schwedenkönig zum Kampfe entgegenzuziehen." ihre Kriegserklärung.

Ein Glück für Katharina war, dass Gustav III. seine Streitkräfte auf der ganzen Grenze verzettelte, während ein rasches Vordringen auf dem rechten Flügel ihn sicher nach Petersburg gebracht hätte; er war eben kein Feldherr, sondern nur ein gewandter Staatsmann. Katharina bemerkte öfter: „Peter der Große hat doch die Hauptstadt zu nahe an die Grenze verlegt."[2]) Aber die Schweden giengen an drei Orten, bei Neuschlott, bei Sawitoipol und bei Friedrichshamn über die Grenze. Wer sollte es glauben, dass sie nicht einmal Belagerungsgeschütz bei sich hatten, dass nicht hinlänglich für Lebensmittel und Munition gesorgt war! So kam es zu keiner rechten That; nur die Flotte schlug sich, 17. Juli 1788, tapfer bei Hogland in der Nähe von Friedrichshamn, aber ohne eigentlichen Sieg, fünf Stunden lang unter Prinz Karl und zog sich dann in den Hafen von Sweaborg zurück.[3]) Sie hätte nicht eine Stunde länger den Kampf fortsetzen können aus Mangel an Munition, für welche ein wahrer Feldherr ebenso eifrig vorausforgt, wie für Verköstigung der Truppen. Die Russen schrieben sich den Sieg zu. Katharina sandte darum dem Admiral das große Band des Andreas-Ordens. Der Admiral aber, Greigh, ein Engländer, wies diese Auszeichnung hochsinnig zurück: „Diesen Orden ertheilt man nur Männern von hoher Geburt oder die einen großen Sieg errungen haben. Ich kann mich weder des einen, noch des anderen rühmen, und möchte das Band erst tragen, wenn ich es verdient habe."[4]) Langsamer Krieg. See schlacht bei Hogland. Admiral Greigh.

Der langsame Gang des Krieges, der Unmuth über den Mangel an Verköstigung und Kleidern — viele Soldaten mussten baarfuß gehen — machte die schwedische Armee empfänglich für die Einflüsterungen ihrer Officiere, die zur geschlagenen Adelspartei gehörten und den König hasten. Finnland war in jedem Kriege zwischen Schweden und Russland der Schauplatz der entsetzlichsten Verheerungen geworden. Die finnländischen Officiere, die Söhne der reichen Familien, wollten sich einem Kriege widersetzen, der ihre Habe und ihr Eigenthum bedrohte. Der Stimmung der Soldaten wurden sie bald sicher und so unterschrieben sie heimlich eine feierliche Erklärung gegen einen Krieg, den der König ohne Recht, weil ohne Einwilligung der Reichsstände, angefangen habe. Sie seien jeden Augenblick bereit, das Gebiet Schwedens gegen jeden Eindringling zu vertheidigen, Meuterei.

---

[1]) Ségur, l. c. III, p. 374—376.
[2]) Smitt, Suworow, I, S. 366.
[3]) Ségur, Mémoires, III, p. 411.
[4]) Katharina schrieb unter dem Donner dieser Schlacht, bei welchem ihre Fenster zitterten, an den Prinzen von Ligne: „C'est au bruit du canon qui fait trembler les vitres de ma résidence, que votre Imperturbable vous écrit." — Mémoires du prince de Ligne, I, p. 354.

hielten aber unverbrüchlich an der schwedischen Verfassung fest, die jeden Angriffskrieg ohne Zustimmung der Stände verbiete. Als Gustav III. zum Sturm auf Friedrichshamn trieb, das nicht hätte widerstehen können, blieben die Truppen ruhig stehen und murrten. Die Officiere traten hervor und bedeuteten ihm, er dürfe nicht ohne Noth das Leben seiner Unterthanen opfern. Zornig mahnt sie der König an ihre Pflicht. Da erklären sie ihm, sie würden keinen Antheil an einem Kriege nehmen, der gegen die Verfassung sei. Betroffen von Schmerz und Grimm und entflammt von Zorn, wendet sich der König an die Gemeinen, erinnert sie an ihren Eid und sucht das Gefühl der Treue in ihnen zu erwecken. Aber die Soldaten legen lautlos die Gewehre zu Boden. Das Beispiel wirkt ansteckend, die finnischen Regimenter rufen, sie würden keinen Schritt vorwärts thun. Oberst Hestäsko sagt dem König keck ins Angesicht: „Sire, dieser Augenblick ist entscheidend. Bedenken Sie, dass ein falscher Schritt den Verlust Ihrer Krone nach sich ziehen kann.“ [1])

Die Truppen verweigern den Kampf.

Alle seine schönen Hoffnungen waren also in einem Augenblicke, wie glänzende Nebelgebilde vor der Sonne, in nichts zerronnen; doch Gustav überließ sich weder der Verzweiflung, noch dem Zorne über die Unbotmäßigkeit. Er behielt Geistesgegenwart, ließ geschehen, was er im Augenblicke nicht ändern konnte, übergab seinem Bruder, dem Herzog von Sudermanland, den Oberbefehl auch über das Landheer und gieng zu Schiff nach Stockholm.

Indes sandten die meuterischen Officiere ein Schreiben an Katharina: sie seien über die Grenzen des russischen Finnland geführt worden, ohne zu wissen warum; erst unter den Mauern Friedrichshamns hätten sie gefunden, dass das Unternehmen gegen die Rechte der Nation sei; sie seien Soldaten, aber auch Bürger, und Friede zwischen beiden Reichen sei der Wunsch der Nation, insbesondere der Finnen. Nur unruhige Köpfe, die unter dem Vorwande des gemeinen Besten ehrgeizige Absichten verfolgten, störten diesen Frieden. — Das Schreiben schloss mit der Anfrage, inwiefern die Kaiserin mit den Reichsständen, wenn diese ordnungsmäßig versammelt wären, des Friedens wegen unterhandeln würde. [2])

Die schwedische Armee an Katharina.

Welch ein Triumph für Katharina und welche Beruhigung gegenüber dem Feinde, der ihre Hauptstadt, ihr Glück und ihren Ruhm bedroht hatte! Sie gewährte den Abgesandten die schmeichelhafteste Aufnahme und gab die Erklärung: sie wisse sehr wohl das Betragen der Nation von dem des Königs zu unterscheiden. Mit Vergnügen habe sie von der Denkart des finnländischen Heeres und dessen Beschlüssen vernommen und wünsche nur, dass noch eine größere Zahl von Bürgern sich vereinige, um alles zu verhandeln, was zur allgemeinen Wohlfahrt jetzt und künftig gehöre. Nur müsse sie verlangen, dass zuvor die finnländischen Regimenter aus dem Gebiete ihres Reiches sich zurückziehen. Die unter dem König stehende Armee werde sie schon selber zurücktreiben.

Antwort der Czarin.

[1]) Ibid. III, S. 451—417.

[2]) Herrmann, Die politischen Katastrophen unter Gustav III. — in Raumers Taschenbuch 1857, S. 418—420.

Also behandelte die Czarin diese Meuterer, als ob sie die wahren Vertreter der schwedischen Nation wären! Der Streit zwischen ihr und dem König hatte etwas Persönliches, Gereiztes. Die Czarin sagte: „Der König von Schweden hat den Degen gezogen und darf die Scheide nicht mehr finden.“ Gustav III. entgegnete, Sixtus V. habe schon vom Herzog von Guise gesagt: „Wenn ein Unterthan gegen seinen König das Schwert zieht, so darf er die Scheide nicht mehr finden.“ Der König von Schweden sei aber kein Unterthan von Russland und er werde alles thun, um es ihr zu beweisen.[1]) Beide vergaßen die Rücksichten, welche Monarchen einander schuldig sind. Katharina ließ eine komische Oper aufführen, in welcher Gustav III. als Prahlhanns, als ein kleiner Knirps in Stiefeln dastand, die bis an den Gurt reichten, und in einem Hute, der bis an den Bauch herabfiel, und worin er vor der Besatzung eines kleinen Forts, die nur aus drei Mann bestand, nach muthigen Reden Reißaus nahm. Schärfe des Streites.

Indes vollendeten auf dem Edelhof Anjala am 9. August die meuterischen Officiere ihren Verrath und verfaßten eine Bundesschrift, worin sie Volk und Heer gegen diesen Krieg als einen verfassungswidrigen mit Zorn zu erfüllen suchten und die Berufung eines Reichstages verlangten. Dieser Bundesbrief fand im Heere 12.000 Unterschriften. Bund von Anjala.

Selbst des Königs Bruder Karl unterschrieb ihn.[2]) Auch Gustav III. wurde davon Mittheilung gemacht und die Armee zog sich auf schwedisches Gebiet zurück. Die Russen drangen ihr nach und bemächtigten sich der wichtigsten Plätze und Wege. Karl von Sudermanland.

Die Lage war verzweifelt. Aber in der Noth erwachte Gustavs ganze Thatkraft und zeigte sich die Findigkeit seines Geistes.

In Stockholm, wo er im September eintraf, schob Gustav III. alles Unglück auf den Landesverrath der Officiere und benützte die Abneigung der Bürger gegen den Adel: ihrer Ergebenheit, ihrer Treue, ihrem Muthe wolle er die Hauptstadt und die königliche Familie anvertrauen — und wo er die Herzen gewinnen wollte, gewann er sie. 2000 Bürger stellten sich alsbald zu seiner Verfügung und bezogen die Wache. Darauf eilte er zu den tapferen Bauern von Dalekarlien und beschwor sie, ihn in der Noth nicht zu verlassen: „Der Russe besudelt den heiligen Boden des Vaterlandes; verrathen von den Edelleuten, bedarf ich Eurer Arme“ — sprach er zu den Bauern in Mora — und auch sie folgten seiner Mahnung und brachen mit ihm auf, um Gothenburg, die zweite Stadt des Reiches, vor den Dänen zu retten — denn Russland hatte, auf Grund des alten Vertrages mit Dänemark, 12.000 Mann Landtruppen und sechs Linienschiffe verlangt und am 26. September waren die Dänen unter dem Feldmarschall Prinz Karl von Hessen von Norwegen aus in Schweden eingefallen und hatten sich Strömstads bemächtigt. Gustav III. gewinnt Stockholm, die Dalekarlier, rettet Gothenburg vor den Dänen.

Am 29. September 1788 hatte bei Kwiström Oberst Trenfelt mit 700 Schweden sich den Dänen ergeben müssen. Der Kronprinz Friedrich war als Freiwilliger bei dem Heere. — Schon war Gothenburg bedroht und der

[1]) Ségur, Mémoires. III, p. 413—414.

[2]) Über seine Zweideutigkeit äußert sich offen die Fürstin Daschkoff in ihren Memoiren, II, S. 78.

feige Commandant Durez bereit, die wichtige Stadt zu übergeben, und waren die Bürger entmuthigt, — da traf Gustav, seinen 3000 Dalekarlen vorauseilend (zwanzig Meilen hatte er an einem Tage zu Pferd zurückgelegt), in der Nacht am Thore an. Die Wache wollte anfangs nicht glauben, dass er der König sei. Kaum war er in der Stadt, so setzte er den Commandanten ab und wusste die Bürger zu jeglicher Anstrengung zu begeistern.

Wie erstaunte der dänische Officier, der am anderen Morgen den Vertrag wegen Übergabe der Stadt unterschreiben sollte, als er, statt vor den feigen Commandanten, vor den König selber geführt wurde, welcher kurzweg erklärte, die Stadt werde sich eher in einen Schutthaufen verwandeln lassen, als sich ergeben. In wenig Tagen waren die Werke ausgebessert und alles in Bereitschaft. Zu einem Sturme kam es jedoch nicht mehr, denn der englische Gesandte Elliot erschien im dänischen Lager am 6. October und erklärte dem Kronprinzen, dass, wenn die Dänen nicht sogleich von Gothenburg abzögen und Schweden räumten, die englische Flotte Kopenhagen bombardieren würde.[1])

Englands Einschreiten.

Es wurde am 9. November 1788 ein Waffenstillstand geschlossen, der, mehrmals verlängert, mit der Versicherung schloss, Dänemark werde sich während des ganzen schwedisch-russischen Krieges vollkommen neutral verhalten. Sieben Millionen Reichsthaler hatte ihm dieser Krieg ohne Nutzen gekostet.[2]) Während der Verhandlungen in Gothenburg kam Verstärkung aus Dalekarlien bis auf 6000 Mann. Die Dalekarlier waren mit Sicheln bewaffnet, mit alten Gewehren, mit Hellebarden. Als Bundeszeichen trugen sie am rechten Arm ihrer schwarzen Jacken eine weiße Binde. Gustav bildete drei Regimenter aus ihnen.

Friede mit Dänemark.

Die Dalekarlier

Ein Feind war also überwunden, jetzt standen ihm noch zwei gegenüber: die Armee in Finnland und die Aristokratie in Schweden.

Hinsichtlich der Armee half ihm ein Fehler der Kaiserin, der aus ihrem Stolze hervorgieng. Sie hätte das Heer, das in der ersten Aufregung sich befand, ganz für sich gewinnen, und, einmal für sie gewonnen, hätte es wohl nicht mehr zurücktreten können.[3]) Gustav hätte nachgeben und der Aristokratie ihre alten Rechte wieder ertheilen müssen. Katharina aber, anstatt gleich mit dem Heere abzuschließen, machte es zur Bedingung eines Waffenstillstandes, dass es vorher den König zwinge, die alte Verfassung wieder herzustellen. Die Verhandlungen zogen sich deshalb in die Länge, und unterdessen erwachte in Vielen wieder das Gewissen und der Nationalstolz.

Katharina II. und die schwedische Armee.

Indessen hatte Gustav durch sein kühnes Auftreten den größten Theil der Nation für sich in Begeisterung zu setzen gewusst. Noch von Gothenburg aus berief er die Stände auf den 2. Februar 1789 nach der Hauptstadt. Dort ward er mit Jubel empfangen.

Das Volk für Gustav.

Zugleich geschah alles, um den Hass gegen die meuterischen Officiere zu stacheln. An den Kirchenthüren fand man die Verse der Bibel angeschlagen, welche

[1]) Herrmann, l. c. S. 432—433.
[2]) Allen, Geschichte des Königreichs Dänemark, S. 449.
[3]) Ségur, Mémoires, III, p. 423—424.

die Bestrafung der Verräther des Vaterlandes befehlen; im Theater hörte man boshafte Anspielungen auf sie; Flugschriften in Menge schürten den Hass.

Am 2. Februar 1789 eröffnete der König den Reichstag mit einer Schilderung der Lage und von Schwedens Verhältnis zu den Mächten Europas: er wolle einen Frieden, aber einen sicheren und ehrenvollen, und dazu verhelfe nur ein Mittel: ein thatkräftiger Krieg. Am nächsten Tage verlangte er, nach einer Rede über die Lage Schwedens, die Wahl eines Geheimen Ausschusses von dreißig Mitgliedern, zwölf vom Adel und sechs von jedem der drei anderen Stände, mit welchem er über das, was Noth thue, verhandeln könne.[1] Der Reichstag 1789. Geheimer Ausschuss.

Der Clerus, die Bauern und die Mehrzahl der Bürger wählten nach Sinn und Wunsch des Königs. Der Adel machte Schwierigkeiten und suchte Zeit zu gewinnen: es dürften im Geheimen Ausschusse nur Gegenstände zur Berathung kommen, zu denen er vorher durch die Weisung eines jeden der vier Stände bevollmächtigt wäre. Das behandelte Gustav III. als Widersetzlichkeit und befahl dem Marschall Lewenhaupt, über diesen Antrag gar nicht abstimmen zu lassen. Dieser gehorchte, erregte aber einen solchen Sturm gegen sich und wurde dermaßen von seinen Standesgenossen beleidigt, dass er drohte, sein Amt niederzulegen, wenn ihm nicht Abbitte geleistet würde. Der Adel wählte sofort einen anderen Marschall und entwarf eine Weisung für den Ausschuss, worin er ihn erinnerte, dass der König ohne Einwilligung der Stände keine neuen Steuern ausschreiben, keinen Krieg anfangen und die Bank unter der Leitung der Stände lassen müsse. Ein Edelmann, Karl Geer, verlangte Verfolgung der Flugschriften gegen die finnischen Officiere. Neben ihm sprach der alte und angesehene Axel Fersen[2] ernste Worte gegen das Vorgehen der Regierung. Der Adel.

Gustav wurde ungeduldig und entschloss sich zu einem Staatsstreich. Als Rückhalt hatte er 4000 Dalekarlier, die er bisher in den Waffen übte, auf seinen Schlössern in der Nähe von Stockholm; dann berief er auf den 17. Februar die Stände zu einer Gesammtberathung. Zweiter Staatsstreich 17. bis 22. Febr. 1789.

Hier dankte er zuerst den Geistlichen, den Bürgern und Bauern für ihre Anhänglichkeit an ihn und ihren Eifer für das Vaterland. Dann wandte er sich an die Edelleute: „Ihr solltet mit dem guten Beispiele den anderen vorangehen, aber Ihr seid taub für die Stimme des Vaterlandes, Ihr hört nur auf die Stimme Eurer Leidenschaften. Doch ich erkläre hier von meinem Throne, dass ich nie nach der Souveränitat (unumschränkten Macht) strebte, mit der man die Nation vor mir schrecken will, und dass ich, wenn auch Euere Unordnung sie mir wieder aufdrängen wollte, sie dennoch nie behalten würde. — Aber ich werde ebensowenig dulden, dass diejenigen, welche mit vermessenen Händen den Thron meines Vaters erschüttert haben, auch mir den Scepter aus der Hand reißen. — Nie und nimmer kann und darf ich zugeben, dass sie durch ihr endloses Zögern die Absichten des Feindes befördern. — — Man muss mir helfen. Rede des Königs.

[1] Ségur, Mémoires, III, p. 363—364.

[2] Der Vater jenes Axel Fersen, der Ludwig XVI. aus Paris forthalf. Sieh später in Bd. XV dieses Werkes: „Die Flucht des Königs nach Varennes."

Unsere Soldaten zu Land und See brauchen Kleidung, Waffen und Sold. Es sei Euch zum voraus erklärt, wenn unsere Küsten verwüstet werden, wenn Finnland mit Feuer und Eisen verheert, wenn diese Hauptstadt selber den Angriffen des Feindes ausgesetzt wird, so bin ich nicht daran schuld, sondern diejenigen, welche, statt ihrer Herrschsucht und Rachgier gegen mich zu entsagen, es lieber sähen, wenn die Fremden hier in Stockholm hausten und ein russischer Minister mir harte Gesetze vorschriebe. Sie hoffen durch Häufung der Schwierigkeiten und Zögerung mich zu einem entehrenden Frieden zu zwingen, aber eher soll diese Hand vertrocknen, als dass ich eine Demüthigung für das Vaterland unterzeichne. Eher soll man mir diese Krone vom Haupte reißen oder sie auf meiner Stirne zerschlagen, diese Krone, welche Gustav Adolf trug, denn, kann ich sie auch nicht mit demselben Glanze tragen, wie er, so soll ich sie wenigstens fleckenlos meinem Nachfolger überlassen.“ [1])

Der Adel.

Dann hob der König die Sitzung auf mit dem Befehle an den Adel, dem Landesmarschalle Lewenhaupt die verlangte Genugthuung zu geben. Das wollte der Adel aber gerade nicht und behauptete, er habe ihn gar nicht beleidigt. Der König fuhr sie deshalb barsch [2]) an: „Ihr geht jetzt auf der Stelle in die Adelskammer und führt den Marschall auf seinen Sitz zurück.“ Axel Fersen erhob sich bewegt, um zu sprechen. Gustav gebot ihm aber zu schweigen. Dann erhob sich Geer, da schlug der König unmuthig mit dem Scepter auf den Tisch: „Hinaus!“ — „Ich gehe nicht“, sagte Brahe. Doch riethen andere, aus Furcht vor einem Staatsstreiche, zu folgen, und der Adel gieng langsam in seinen Saal, wo er eine Verwahrung gegen das Geschehene abfasste. Die drei unteren Stände blieben beim König allein und er verschwendete an sie seine Schmeicheleien. Ein Bauer rief ihm zu, er möge auf sechs Monate alle Gewalt in seine Hände nehmen; der König bat aber die drei Stände nur, ihm je zwei Mitglieder zu senden, mit denen er die Verbesserung der Verfassung berathen könnte.

Die Nichtadeligen.

Die drei Stände zeigten unbedingte Anhänglichkeit. Sie ersuchten am 20. Februar den König durch eine Abordnung, er möge doch alle Mittel anwenden, um den Reichsrath einmal in Thätigkeit zu versetzen. Das hatte der König gewollt. Jetzt war er gedeckt. Die Bürger waren für ihn. Am gleichen Tage hielt er wieder die auf- und abziehende Wache beisammen und ließ durch sie 30 Hauptwortführer des Adels verhaften. Desgleichen waren Befehle zur Verhaftung von 200 Officieren an die Armee abgegangen. Für den 21. Februar wurde eine Versammlung aller Stände einberufen.

Verhaftungen.

Der König sprach versöhnlich: die Schuld einiger Meuterer dürfe nicht alle treffen, aber zu lange sei man schon aristokratischer Selbstsucht und Gewalt preisgegeben gewesen. Es sei höchste Zeit, Sicherheit, Ordnung und Freiheit zu begründen. „Ein freies Volk, das in einem und demselben Lande wohnt und einen und denselben Boden bebaut, unter den gleichen Gesetzen steht und denselben einzigen Gott anerkennt, darf nicht durch Ansichten über Rechte getheilt sein, auf die alle Bürger gleichmäßig Anspruch haben.“ [3]) —

[1]) Ségur, Mémoires III, p. 465—466. — Herrmann, l. c. S. 438—439.
[2]) So der Bericht von de Pons im französischen Archiv. — Geffroy, l. c. II, p. 76.
[3]) Ségur, Mémoires, III, p. 467.

Nun legte er zur Begründung dieser Einheit und Freiheit die mit den Abgeordneten vereinbarte Vereinigungs- und Sicherheitsacte vor. Acte d'union et de sûreté.

Sie zählt neun Artikel, von denen die wichtigsten folgende sind: Der erbliche König hat allein das Recht, über die Sicherheit des Reiches zu wachen, Krieg zu beginnen, Frieden zu machen, Verträge zu schließen, alle öffentlichen Ämter zu besetzen und Gnaden zu ertheilen. Der Reichsrath soll künftig keinen Theil mehr haben an der Regierung, sondern der höchste Gerichtshof im Reiche sein. Auch die Bürger haben Zutritt in denselben. Der König wählt die Mitglieder und hat zwei Stimmen darin. Alle Einwohner des Reiches sollen das Recht haben, auch Güter zu kaufen; denn mit dem Worte Gleichheit verstand der Schwede immer Erhebung und nicht Erniedrigung. Unter einer Nation, die frei ist, haben alle die gleichen Rechte; nur Kenntnisse, Verdienst, Erfahrung und Bürgertugend sollen der Grund zur Beförderung zu allen hohen und niederen Staatsämtern sein, ohne Rücksicht auf Geburt und Stand. Nur die Stellen am Hofe sind dem Adel vorbehalten. Alle Einwohner haben Anspruch auf persönliche Freiheit und sind keiner Strafe unterworfen, bis sie nicht gesetzmäßig eines Verbrechens überwiesen sind. Über außerordentliche Abgaben zum Unterhalt des Reiches soll das Volk mit dem Könige auf dem Reichstage berathen, bewilligen, abschlagen, sonst aber soll über keine andern Geschäfte verhandelt werden, als über die Vorschläge des Königs. Ferner sollen alle Anordnungen von 1772 gelten, welche mit den gegenwärtigen nicht in Widerspruch sind.[1]) Das ist der Kern der Verfassung von 1789.

Verstärkung der Königsmacht. Kein Reichsrath mehr. Gleichheit und Freiheit Steuern.

Der König fragte die Stände, ob sie diese Anordnungen als Grundgesetz genehmigten. Die Geistlichen, Bürger und Bauern stimmten zu; der Adel verwarf sie. Nun mussten die Sprecher der drei unteren Stände unterzeichnen. Dem Reichstagsmarschall Lewenhaupt sagte der König, er habe das Recht und die Pflicht, diese Acte in seinem und des Ritterhauses Namen zu unterschreiben; denn die Einstimmigkeit der drei übrigen Stimmen schließe auch die des Adels in sich ein. Lewenhaupt unterzeichnete. Der Adel aber widersprach, das gelte nur bei Civilgesetzen, nicht aber bei Verfassungsveränderungen. Der Geheime Ausschuss hatte die Schulden des Königs für den Staat übernommen, vierzehn Millionen, und ihm überdies zur Fortsetzung des Krieges dreieinhalb Millionen Speciesthaler auf unbestimmte Zeit bewilligt. Der Adel wollte aber die letzte Bewilligung nur auf zwei Jahre gelten lassen und blieb hartnäckig bei seiner Weigerung, bis der König, dessen überdrüssig, durch Überredung und Schrecken seine Zustimmung erzwang. Während er im Ritterhause sprach, drohten die Bürger, an die man scharfe Patronen vertheilt hatte, vor dem Hause.

Übernahme der Schulden.

Bei der Abstimmung stimmte auch sein Gefolge mit, das in den Ritter- 21. Febr. 1789.
saal gedrungen war. So erreichte er die Mehrheit. Dann theilte der König den andern Ständen den Beschluss des Adels mit. Um drei Uhr war alles vorüber. Um vier Uhr wurde unter Trommelschlag der Schluss des Reichstages für den nächsten Tag angezeigt. Gustav war jetzt eigentlich absoluter König; schwerlich hatte er im Sinne, den Reichstag je wieder einzuberufen.

[1]) Ségur, Mémoires, III, p. 467—468.

Die Macht des Adels war gebrochen und der König konnte leicht den Befehl geben, die verhafteten Edelleute wieder frei zu lassen. Strenger wurden die meuterischen Officiere behandelt, mehrere wurden zu lebenslänglicher Haft vom Kriegsgericht verurtheilt, zwei sogar zum Tode, Klingspor und Hestäsko, so sehr sich auch des Königs Freunde Mühe gaben, ihn zu erweichen, welcher bisher nie ein Todesurtheil bestätigt hatte. Hestäsko wurde auf öffentlichem Platze das Haupt abgeschlagen, Klingspor entgieng nur durch den Wahnsinn, in den er verfiel, der Hinrichtung. Die Strenge machte großen Eindruck; es hieß, Gustav III. habe Ludwig XVI. zeigen wollen, wie ein König Ernst machen müsse.

Kriegsgericht.

Noch eine Frage. Das Heer in Finnland hatte in schmachvoller Weise seinen König preisgegeben und mit Katharina unterhandelt. Dass sie Gustavs Sinn beugen würden, durften die Officiere nicht hoffen. Sie mussten also darauf denken, einen anderen König zu haben. Wer war dieser König? — Gustavs Bruder, Karl, der Herzog von Sudermanland.

Er unterschrieb die Schrift von Anjala. Man glaubte lange Zeit, er habe es bloß aus Schwäche gethan. Die Fürstin Daschkoff wirft in ihren „Denkwürdigkeiten" die Bemerkung hin, dass er ein ehrgeiziger und zweideutiger Mann sei, und dass er, obschon ihm sein Bruder den Oberbefehl über die Flotte und das Landheer anvertraute, eine Annäherung an Katharina suchte.[1]) Aufschreibungen von Zeitgenossen, die ihm nahe standen, und die seitdem gedruckt wurden, beweisen, wie richtig die russische Fürstin sah. Karl war wenig begabt, aber sehr ehrgeizig und heimtückisch und konnte den Schmerz getäuschter Hoffnungen auf den dereinstigen Besitz der Krone kaum verwinden. Er hatte früher darauf gerechnet, dass der König keine Nachkommen haben würde: die Geburt des Thronfolgers und späteren Königs Gustavs IV. Adolfs hatte diesen süßen Traum zerstört. Umso emsiger lauschte Karl auf die Weissagungen der Geheimbündler, die ihm als Beschluss des Schicksals ankündeten, der König werde bald eines unnatürlichen Todes sterben und der Herzog von Sudermanland die Krone von Schweden und Norwegen tragen. Er wurde von den Hellsehern gefoppt und ausgebeutet, ließ sich aber gerne täuschen; er hätte es nicht geduldet, wenn seine Absicht rein gewesen wäre. So hören wir, dass er in seinem Palaste Geister zu citieren versuchte und eines Abends 1783, die Zukunft mit einem Siebe zu erforschen bestrebt, die Antwort bekam: „Der König wird während dieses Jahres eine Reise machen. Der Herzog Karl wird eines Tages über Schweden herrschen und Norwegen erobern. Die Königin wird keine Kinder mehr bekommen, der König kein hohes Alter erreichen, sondern unerwartet und früh hinweg scheiden." Ein andermal ist es ein finnländischer Officier, Ulfvenklau, welcher in einer Art prophetischer Begeisterung ein angeblich heiliges Öl bei einer Geisterbefragung auf Karls Stirne schüttet und dabei spricht: „Und ich vernahm das Wort des Herrn, als ich ruhte, und es rauschte durch die Stille: ‚Steh auf, umgürte deine Lenden, geh in das Haus, das ich dir bezeichnet habe, da wirst du Karl Adolfson finden, den ich zum Fürsten meines Volkes erwählt habe, und wirst ihm sagen: Der Herr hat mich gesandt, um dir mitzutheilen, dass dein Verhalten ihm wohlgefallen hat, und dass deine Seufzer zu ihm emporgestiegen sind. Schmerzen und Leiden waren dein Antheil, seit du zu denken begannst; aber du hast dich von

Karl von Sudermanland

Werkzeug der Verschwörer.

[1]) Memoiren der Fürstin Daschkow, II, S. 78.

ihm nicht entfernt und er will dich belohnen.' — Und der Herr sagte weiter: ‚Kümmere dich nicht mehr um den gegenwärtigen König Gustav; denn ich habe ihn verworfen, ihn und seine Nachkommenschaft, weil er auch mich verworfen und sich an die Welt angeschlossen hat. Aber ich werde Vergeltung üben, denn ich bin ein strenger Gott, der die Sünden der Väter an den Kindern, selbst im dritten und vierten Gliede noch straft. Für diejenigen aber, die mich fürchten, bin ich lange voll Nachsicht. Dreimal ist dem König insgeheim Gnade angeboten worden und dreimal hat er sie zurückgewiesen. Jetzt ist es aber unwiderruflich. Er hat sich andere Götter gemacht, die ihm aber nicht helfen werden. Ich habe mich nicht mehr um ihn zu kümmern und er wird durch die Hand eines Mannes aus der Welt verschwinden, denn er hat sich gestützt auf List, Täuschung und Betrug — das sind die Thaten der Menschen, die vor mir nichtig sind. Ich will nur reine Herzen.' Und der Herr sagte zu mir: ‚Gehe zu Karl und sage ihm: Gürte deine Lenden, denn du wirst ein großer Mann sein und ein mächtiger König im Lande Schweden. Norwegen wird zu deinen Füßen liegen, und bis zum weißen Stein in Rußland[1]) wird deine Macht sich ausdehnen. Rußland wird seine Macht später wieder gewinnen, aber freue dich, das wird erst geschehen, wenn du in eine bessere Welt wirst aufgenommen sein. Schweden wird dann wieder in seine alte Schwäche verfallen und die Spaltungen werden größer sein als je. Der Bruder wird den Bruder bekämpfen, aber dann wird ein Mann aus deinem Geschlechte erstehen, der deinen Namen neu beleben wird, ohne aber dass er dir in Wissen oder Macht gleichkommt. Dann wird blutiger Krieg kommen, aber erst nach deinem Tode. Du aber wirst jetzt noch fünfzig Jahre leben und darüber, denn du bist mein Auserkorener. Dir habe ich meine Weisheit verliehen, du wirst ein anderer Salomon sein auf dieser Welt. Die Geister werden dir dienen und du wirst ihr Herr sein.'" — — Und Karl von Sudermanland hörte mit boshaftem Behagen diese in eine Prophetie eingekleidete Aufmunterung zum Hochverrathe, ohne — was er als Bruder hätte thun sollen — den Versucher festzunehmen oder aus seinem Hause werfen zu lassen. Ja, er ließ diese Prophezeiung sogar niederschreiben, und so ist sie auf die Nachwelt gekommen, wie auch ein Traum, den er 26. October 1786 früh niederschrieb, wonach ihm sein Freund Reuterholm die Nachricht brachte, Gustav sei ermordet, und ihm die Großen die Regentschaft antrugen.[2])

Karls Gesinnung.

Noch mehr zeugt aber gegen den Prinzen Karl die Gesinnung, die er im magnetischen Schlaf, in welchen er von seinen Vertrauten sich versetzen ließ, kund gab, 28. Februar 1789. Einige Häupter der Opposition waren Zeugen der Scene, über die dann ein Protokoll aufgenommen wurde. Ein Oberst Silverhjelm war der Magnetiseur, der ihn in Schlaf versetzte und dann fragte: „Schlafen Eure Hoheit?"[3]) — „Ja!" — „Wie soll sich Oberst Reuterholm während des Reichstages verhalten?" — „Passiv, am besten wäre es, wenn er fern bliebe." — „Wie sollen wir uns dem Vaterlande nützlich machen?" — „Das Schicksal muss sich erfüllen, unvermeidlich; die Erde muss gereinigt werden." — „Welchen Nutzen können wir aus diesen Weisungen ziehen?" — „Ihr müsst sie bei euch behalten, bis der Staat wieder zur Ruhe kommt. Ihr müsst mir eines Tages helfen, den Frieden des Königreiches wieder herzustellen und die

[1]) Die alte Grenze gemäß dem Frieden zu Stolbowa. Vergl. Bd. IX, S. 115 dieses Werkes.

[2]) Vergl. die Stellen aus den schwedisch geschriebenen Denkwürdigkeiten des Obersten Schinkel, III, S. 329 ff. bei Geffroy, Gustave III, t. II, p. 260—269.

Welt zu erleuchten. Ihr müsst, was ich euch antworte, mir Wort für Wort niederschreiben und mir es zu meiner Belehrung dann vorhalten, wenn ich wieder wach bin. Reuterholm soll über den Kronprinzen acht geben; denn sein und mein Schicksal sind miteinander verbunden." — Das hieß den Mord des Königs und seine eigene Zukunft als Regent für den unmündigen Thronfolger kundgeben.[1])

Gustav III. und seine Brüder.

So hatte der König in seiner Familie die Feinde. Wir hören, dass er und seine Brüder Karl und Friedrich eines Abends bei einem Zauberer Plomenfelt waren, nachdem sie den ganzen Tag gefastet hatten, und die Stimmen der Geister vernehmen wollten. Plomenfelt kam aufgeregt, ein Crucifix in der Hand, zog einen Kreis mit Kreide um den König, murmelte Gebete und Zauberformeln — man hörte Klopfen an der Wand; er sagte, die Geister meldeten sich, aber könnten sich nicht zeigen, wegen nicht gebüßter Sünden der Gegenwärtigen. Darauf warf sich Prinz Friedrich in die Arme des Königs und schwor ihm unter Thränen, er werde in Zukunft ein guter Bruder gegen ihn sein, er bedaure seine Verirrung, und das Gleiche that der Prinz Karl; in der Angst ihrer Bethörung gestanden sie also, dass sie gegen den König complottiert hätten.

Karls Ehrgeiz.

Der König kannte den Ehrgeiz seines Bruders Karl. Er hatte dem letzten Stuart 1784 nur darum so geschmeichelt, weil er von ihm für Karl die Großmeisterstelle des Deutschordens erlangen und diesem damit die Möglichkeit verschaffen wollte, dereinst, wenn Katharina II. und Friedrich II. aus dem Leben geschieden wären, Livland zu erobern. Aberglaube und Politik giengen hier Hand in Hand. Es ist zu beklagen, dass ein sonst so heller Kopf, wie Gustav III., in solche Träumereien verfallen konnte. Er war das Oberhaupt der schwedischen Kirche, ohne Glauben, aber voll Aberglauben. Wir hören, dass er in Schloss Drottningholm, hin und wieder im bloßen Hemd, alles anstellte, um Geister zu bannen. Weihrauch wurde verdampft, zwei Kerzen brannten in der Nähe eines Crucifixes, kabbalistische Formeln wurden ausgesprochen. Kein Geist kam, man hörte nur ein Rauschen im Kamin, und der König war befremdet, dass sein Diener, von dem es vielleicht herkam, am andern Morgen an einer Halsentzündung litt.

Hass des Adels.

Der Adel beugte sich vor der Macht des Königs, aber mit glühendem Hasse im Herzen. Wir sehen die Stimmung aus der Vertheidigung, welche Ankarström im Verhöre zu Protokoll gab:

Ankarström.

„Als im Jahre 1789 Schmähschriften gegen den Adel ungehindert durch das Land flogen, musste da die Gewaltthat des Königs gegen die Mitglieder des Reichstages nicht jedes Herz empören, welches von Selbstsucht noch nicht verkältet war? Man schlug eine sogenannte Sicherheitsacte vor, kraft welcher alles, was des Königs Macht hemmen konnte, zu seinen Gunsten verändert wurde, obgleich er, außer den ordentlichen Kron-Einkünften, bei jedem Reichstag unter verschiedenen Vorwänden sich große Summen zuerkennen ließ, und obgleich die Staatsschuld dadurch maßlos anwuchs. Der König kam selber in die Versammlung des Adels, um ihm die Zustimmung zu einer unbestimmten Dauer der beschlossenen Hilfsgelder zu entreißen; er kam in Person zu dem Adel, umgeben

[1]) Geffroy, l. c. II, p. 265—270 nach den Angaben Schinkels, II, S. 218 und 238.

von einer berauschten Menge. Man hörte, wie dies Gesindel den Platz und die nahen Straßen mit Parteigeschrei erfüllte. Man sah es zu gleicher Zeit, da der König eintrat, in das Ritterhaus eindringen. Trotz all dieser drohenden Umstände verweigerte die Mehrzahl ihre Zustimmung, — und dennoch behauptete der König nachher, sein Antrag wäre angenommen worden. Mehrere Mitglieder wurden verhaftet, ohne daſs man ein Verbrechen von ihnen wuſste, und alldem war noch etwas viel Wichtigeres vorangegangen, nämlich eine Kriegserklärung ohne Zustimmung der Stände, wie eine solche doch die Verfassung verlangt. Solche Dinge konnten gegen dessen Urheber jede Seele, in welcher noch die geringste Erinnerung an die alte Freiheit lebte, nur erbittern. Die Könige sind armselige Sünder, wie die andern Menschen auch; sie haben nur Macht durch das Zutrauen der Nation und dieses Zutrauen genießen sie nur, so lange sie durch ihre Achtung des Gesetzes und der Freiheit es verdienen. Ich fragte mich selbst: darf dieser Mann, der im Stande ist, den Eid zu brechen, den er dem Volke schwor, die Verfassung von 1772 zu beobachten, zu erhalten und seinen Nachfolgern zu überliefern, diese Verfassung, die von ihm selber entworfen und ohne Abänderung von der schwedischen Nation angenommen wurde, brechen? Nach meiner Überzeugung ist er meineidig geworden und hat aufgehört, König zu sein. Der Vertrag zwischen ihm und der Nation ist zerrissen. Noch mehr. Es steht im Gesetz: ‚Wer dieses Grundgesetz zu ändern oder aufzuheben sucht, soll als Feind des Königreichs betrachtet werden.' Es ist also dieser König Gustav durch seine Sicherheitsacte der Feind des Reiches geworden, und man muſs sich also in einer geordneten Gesellschaft gegen ihn eifrig wehren und schützen; — es muſste also der Hand, die sich waffnen wollte, gestattet sein, mit Gewalt jene Gewalt zurückzuweisen, welche die Gesammtheit bedrohte. Darum entschloſs ich mich nach Weihnachten, meinen König zu tödten. Es kam mir wie die einfachste Art vor, mein Leben dem Gemeinwohl zu weihen. Zehn Jahre mehr oder weniger unglücklich zu leben, hatte nach meiner Meinung gar keinen Wert gegenüber der Hoffnung, mein Vaterland glücklich zu machen."

Der schwedische Feldzug 1789.

Wegen des Reichstages und des rauhen Klimas begann der Feldzug im Jahre 1789 erst im Juni und kam es auch nicht zu großen Schlachten zu Land, sondern nur zur See. Am 26. Juli 1789 stießen die beiden Kriegsflotten zwischen Bornholm und Gothland aufeinander, der Kampf währte vierzehn Stunden. Zuletzt muſsten die Schweden, denen anfangs das Glück günstig schien, sich zurückziehen mit dem Verluste des Admiralschiffes, eines Kutters und dreier Galeeren; 40 Officiere und 1300 Gemeine und Matrosen ergaben sich den Russen. Die Scheerenflotte erlitt am 24. August bei Friedrichshamn und am 1. September bei Högfors Verluste.

Kämpfe zur See.

Katharina II. war mit diesen Erfolgen nicht ganz zufrieden, sie zürnte ihrem siegreichen Admiral, dem Prinzen von Nassau-Siegen, daſs er den Sieg nicht ausgenützt und ihr den König von Schweden als Gefangenen nach Petersburg gebracht habe. In der „Hamburger Zeitung" schrieb Gustav III. den Schweden den Sieg zu, worüber ihn Nassau-Siegen wieder in der Zeitung angriff: „Meine Ehre ist Bürgin für meinen Bericht, die Zahl der Gefangenen beweist ihn und der von mir genommenen Schiffe; meine Flotte beherrschte achtzehn Tage nach der Schlacht das Meer und muſste erst wegen des

Nassau-Siegen.

Sturmes am 12. September sich zurückziehen; ein Theil dieser Flotte hält noch die See und möchte sich gerne schlagen, stößt aber auf keine Feinde mehr."

Diplomatische Verhandlungen.

Wichtiger als der Krieg waren die Unterhandlungen, welche der preußische Minister Hertzberg durch Dietz in Constantinopel pflog und durch die er für Preußen Danzig und Thorn, die Palatinate Posen und Kalisch zu gewinnen hoffte durch kluge Benützung der politischen Verhältnisse.[1])

Hertzberg.

Anfangs wusste Hertzberg nicht recht, wie er sich verhalten sollte. Bald gab ihm aber die rasche Niederwerfung der Holländer und das anfängliche Unglück der Österreicher Muth: die Pforte sollte die Vermittlung Preußens anrufen und Preußen dann mit seiner „unbesiegbaren Armee" von 200.000 Mann entscheiden: die Pforte müsse an Österreich die Moldau und Walachei abtreten und an Russland die Krim, Oczakow und Bessarabien; dafür solle ihr das Gebiet auf dem rechten Ufer der Donau derart garantiert werden,

Plan.

dass die Unna die ewige Grenze zwischen ihr und der Christenheit bilde. Österreich müsse dafür Galizien an Polen, dieses aber Danzig und Thorn sammt dem dazu gehörigen Gebiete an Preußen abtreten, ferner Preußen einen sehr günstigen Handelsvertrag bewilligen und ihm die freie Schiffahrt im Schwarzen Meere gegen die Barbaresken-Staaten schützen. — Dieser Plan solle zunächst geheim bleiben, erst nach und nach dürfte man ihn der Pforte mittheilen. Vergebens hielt Dietz entgegen, dass kein türkischer Minister ein Wort davon verlauten lassen dürfe, wenn er nicht in tausend Stücke zerhauen werden wolle.

Friedrich Wilhelm.

Friedrich Wilhelm II. war schon im Februar 1788 ganz für den Plan gewonnen und sandte seinen Adjutanten von Görtz nach Constantinopel, damit die Pforte keinen übereilten Frieden mit den beiden Kaisermächten schließe; es dürfe aber nichts verlauten, was den König bei diesen Mächten und bei Frankreich bloßstellen könnte, als wollte er ihnen Eintrag thun und das Kriegsfeuer unterhalten. Die drei Mächte hätten sich unüberlegterweise in einen Krieg eingelassen[2]) und er müsse dies dazu benützen, seine Stellung zu verbessern und seine Macht zu erweitern. Die Pforte werde nachdrückliche Hilfe von Preußen verlangen, da müsse man es ihr begreiflich machen, dass sie selber Streitkräfte genug habe, wenn sie es nur geschickt anzufangen wisse; sei der Friede geschlossen, so sei Preußen geneigt, der Pforte ihre Besitzungen zu garantieren; vorher würde es zu viel aufs Spiel setzen, wenn es von beiden Kaiserhöfen und Frankreich zugleich angegriffen würde. Preußen müsse sich vergrößern, um den beiden Kaiserhöfen gegenüber das europäische Gleichgewicht zu erhalten und sich der Pforte gegenüber als nützlichen Freund zu bewähren. — Vor Spanien und Schweden müsse diese Angelegenheit verheimlicht, Frankreich müsse von der Vermittlung ausgeschlossen werden, weil es einen schnellen und schlechten Frieden anstrebe. Der Pforte sei zu bedeuten, wenn sie sich weigere, die preußische Vermittlung anzunehmen, so werde der König sich mit den beiden Kaiserhöfen gegen sie vereinigen. Die Donau und das Schwarze Meer sollten ewig die Grenze der Türkei sein und Russland müsse auf die Oberhoheit über Georgien und die Länder jenseits des Kuban verzichten und aus allen Städten des Osmanischen Reiches, mit Ausnahme von Constantinopel, Smyrna und Synope seine

[1]) Zinkeisen hat diesen Verhandlungen im sechsten Bande seiner „Geschichte des Osmanischen Reiches" nahezu 200 Seiten gewidmet.

[2]) Zinkeisen, l. c. VI, S. 680—681.

Consuln zurückziehen, da sie, durch ihre unaufhörlichen Aufhetzereien der Griechen — der Pforte nur Sorge erweckten. Es wäre gut, wenn der Krieg noch einige Zeit dauerte, damit die beiden Gegner geschwächt würden.

Dietz hatte eine schwere Aufgabe der Pforte wie Hertzberg und dem König gegenüber. Die Pforte hatte erwartet, daſs Preußen auf Österreich losziehe, sobald sie diesem den Krieg erkläre. Preußen hoffte durch bloße Androhung seiner bewaffneten Vermittlung zu schrecken, ohne seine Armee mobil zu machen, und doch Danzig und Thorn und die Palatinate von Kalisch und Posen durch dieses Manöver zu erlangen. Dietz schenkte dem König reinen Wein ein: er müsse rasch wirklich etwas thun für die Türkei, sonst habe er in Constantinopel für immer allen Credit verloren; jetzt oder nie sei für Preußen die Gelegenheit, sich zur ersten Macht Europas zu erheben, es müsse sich aber auch mit Schweden und Polen verbinden. Um Österreich zu lähmen, könne man ja Ungarn, in welchem die Unzufriedenheit groß sei, losreißen und zu einem besonderen Königreiche erheben. Der Sultan, wie sein designierter Nachfolger Selim, der Kapudan-Pascha, die Ulemas, das Volk wollten den Krieg, der Großvezir Jussuf-Pascha sei tüchtig und ehrenhaft. Die Sendung Götzes war jedoch fruchtlos, er brauchte vier Monate zur Reise und indes war der preußische Plan schon ein öffentliches Geheimnis, er war in Berlin verrathen worden. Von Seite der Pforte wurde Dietz bedeutet, von Friede könne keine Rede sein, bevor die verlorenen Länder erobert seien, dann wäre man nicht abgeneigt gegen eine Vermittlung durch Preußen. Dietz.

Im Sommer 1788 war bekanntlich Österreich unglücklich im Felde. Der preußische Plan bekam also eine Wendung, denn Hertzberg war zäh; er ließ der Pforte rathen, sie solle dem Kaiser ihre Eroberungen in Ungarn nur zurückgeben, wenn er Galizien an Polen abtrete. Dietz solle mit Götze zum Heere gehen und den Großvezir zu stürzen suchen, wenn er merke, daſs er von den Kaiserhöfen bestochen sei; man solle der Pforte das Bündnis Englands mit Preußen zu Loo mittheilen, und daſs jenes diesem im Nothfalle 50.000 Mann zur Hilfe versprochen habe. Die drohende Neutralität Preußens sei ein großer Vortheil für die Pforte, es halte Rußland, Dänemark und den Kaiser im Schach und habe dabei freie Hand, im Interesse der Pforte den Frieden zu vermitteln. Auf all das erhielt Dietz nur die Antwort, der König von Preußen habe eine schöne Gelegenheit, Österreich seinen Rest von Schlesien und Böhmen wegzunehmen. Weder Dietz noch Götze erhielten Erlaubnis, in das Lager des Großvezirs zu gehen. Umso erfreuter zeigte sie sich über das Losschlagen Gustavs III. Mit anderen Worten, die Pforte verlangte von Preußen wirkliche Hilfe und keine bloße Vertröstung. Und als Dietz endlich durch seine unermüdliche Thätigkeit den Reis-Efendi zur vorläufigen Unterzeichnung des Vertrages bringen wollte, daſs die Pforte nicht ohne Zuziehen Preußens Frieden schließe, entgegnete dieser, die Pforte erwarte vorher den Abschluſs eines förmlichen Schutz- und Trutzbündnisses und sie werde nicht Frieden schließen, 1. ohne Zurückgabe der Krim; 2. ohne 1788. Angebot der Pforte.

Ersatz der Kriegskosten durch den Kaiser, welcher den Krieg ohne Grund begonnen habe; 3. ohne Zurückgabe von Chocim, Jassy und dergleichen, wogegen es ihr überlassen bleiben müsse, die von ihr gemachten Eroberungen zu behalten; 4. ohne Ausschließung der Russen und Österreicher von der Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere; 5. ohne Aufnahme Schwedens in den Frieden; 6. ohne die Verpflichtung Englands, dass es die russische Flotte in keinem Falle in das Mittelmeer einlaufen lassen wolle. Damit fiel der preußische Plan ins Wasser. Dietz war in Verzweiflung.[1])

Vierbund.

Auch Ségur wollte verzweifeln in Petersburg:[2]) er hoffte alle Pläne der Engländer und Preußen durch eine Quadrupel-Allianz zwischen Frankreich, Spanien, Österreich und Russland zu vereiteln; aber die innere Erschütterung und die Geldnoth, an welcher Frankreich damals litt, lähmten seine Thätigkeit nach außen. Katharina meinte, die Unschlüssigkeit des französischen Cabinets werde aufhören, wenn Spanien an die Spitze des Vierstaatenbundes trete und sandte in dieser Hoffnung den Prinzen von Nassau-Siegen nach Madrid: „Dort", sagte die Czarin, „wird sich jene große Frage entscheiden und damit vielleicht das Schicksal des Hauses Bourbon in Europa." Ségur gab ihm eine Denkschrift mit, worin er nachwies, dass England jetzt an den Bourbonen für den Verlust Nordamerikas sich rächen wolle, und die ehrgeizigen Pläne Preußens schilderte. Aber weder Karl IV.,

Spanien will nicht.

noch sein Minister Florida Blanca, hatten ein Verständnis für die Größe dieser Frage und so war die Sendung Nassaus erfolglos.

Katharina.

Dazu kam noch die Aufregung in Polen, in welchem Lucchesini Hilfe von Preußen zur Abschüttelung des russischen Joches in Aussicht stellte, kamen böse Einflüsterungen in Katharinas Ohr, dass Frankreich heimlich die Pforte zur Fortsetzung des Krieges stachle und an Schweden Hilfsgelder zahle.

Ségur.

Sie klagte über Frankreichs Falschheit. Ségur wurde von der Czarin mit Kälte behandelt. Da kam ihm zum Glück ein Schreiben von Choiseul, dem französischen Gesandten in Constantinopel, zu, welches die Aufstachelung der Pforte durch England und Preußen nachwies. Ségur sandte durch Nassau das Schreiben an Katharina, die gerührt durch diese Offenheit gerne wieder an die Ehrenhaftigkeit der französischen Regierung glaubte. Indes kamen die Siege von 1789 in der Ostsee und die der Österreicher und Russen bei Fokschani und Martinestie und neue Krisen in Frankreich. Der Frieden wurde aussichtsloser und Ségur erhielt im September 1789 seine Abberufung aus Petersburg.

Warschau.

In Warschau fand er alles in Aufregung und voll süßer Hoffnung, die Lucchesini erregt hatte, voll Hoffnung auf Freiheit und Größe und voll Lust zum Kriege gegen Russland. Die Männer trugen die altpolnische Tracht und die Frauen stickten ihnen die Schärpen. Nur die Bauern waren niedergeschlagen, denn

Poniatowski.

für sie gab es ja keine Hoffnung.[3]) Auch den König fand er ohne Hoffnung, denn er war überzeugt, Preußen suche nur Vergrößerung und nach kurzem Zwie-

[1]) Zinkeisen, l. c. VI, S. 671–704.
[2]) Ségur, Mémoires, III, p. 448.
[3]) Ibid. III, p. 539.

spalt würden sich die drei Mächte zu einer neuen Theilung vereinigen. So sah Stanislaus den Abgrund, welchem die Nation zueilte, hatte aber keine Kraft, sie zurückzuhalten. Auf die Mahnung Ségurs, Preußen wolle bloß Danzig und Thorn, entgegnete Poniatowski, Österreich und Preußen überließen nach der Theilung der Kaiserin die traurige Ehre, Polen zu überwachen, und die Polen schrieben ihr alles Unglück zu. Den Groll habe das Benehmen ihrer Truppen, der Hochmuth der Officiere und die Anmaßung des Gesandten bis zur Siedehitze gesteigert:[1] „In Kanieff schien die Kaiserin geneigt, das Unrecht gut zu machen und uns auf lange Sicherheit zu gewähren. Ich kehrte voll Hoffnung zurück und schlug ihr beim Ausbruche des Krieges ein Schutz- und Trutzbündnis vor, was sie sogleich annahm. Ich legte es dem Reichstage vor, der es aber verwarf, denn Lucchesini redete ihm vor, der König von Preußen trachte nach dem reinen und edlen Ruhme, Europa vor dem Ehrgeize Rußlands zu schützen, und suche durch ein freies und unabhängiges Polen dieser umsichgreifenden Macht nur eine Schranke zu setzen, und ähnlich sprach der englische Gesandte, der eine Rüstung für Schweden in Aussicht stellte. Nun will man eine Allianz mit England, Preußen, Holland und Schweden, und ich muss, um nicht das Zutrauen der Nation völlig zu verlieren, ihr auf diesem unklugen Wege nachfolgen, der uns später zum Untergange führt." Poniatowski bat Ségur zuletzt, in gutem Sinne auf die Großen, mit denen er bekannt sei, zu wirken. Ignaz Potocki sagte aber dem französischen Gesandten: „Man kann jetzt den Namen Russe vor keinem Polen aussprechen, ohne dass er bleich wird vor Furcht und schäumt vor Wuth; ich würde mich nur im Ansehen bei meinen Landsleuten zugrunde richten." General Branicky brachte Ségur in der Nacht zwei Pistolen für die Reise nach Frankreich, denn dort sei jetzt der Wirrwarr noch größer als in Polen.

Lucchesini reizt die Polen auf.

Ségurs Heimreise.

Auch Dietz erlag den Schwierigkeiten in Constantinopel: die Pforte war übrigens im vollen Rechte, dass sie Preußen die Entscheidung über den Frieden nicht überlassen wollte, wenn es sich nicht betheilige am Kriege.[2] Von dieser Ansicht war sie nicht abzubringen, mochte Dietz sagen, was er wollte. Selim III. war hierin so zäh als Abdul-Hamid: Offensiv-Allianz oder gar keine. Als einen Gewinn musste es Dietz ansehen, dass Schweden durch Vertrag vom 11. Juli 400.000 Piaster jährlich zugesagt wurden, wofür es sich verpflichten musste, keinen Separatfrieden zu schließen und dafür einzustehen, dass alle Eroberungen, welche die Feinde der Pforte nach der Unterzeichnung des Vertrages noch machen, beim Abschlusse des Friedens ihr zurückgestellt werden. Die Pforte hatte wohl Vertrauen in Schweden, aber keines in Preußen, denn der ganze preußische Plan war ihr und Frankreich durch Verrath in die Hände gespielt worden. Im November 1789 schrieb Hertzberg an Dietz: Belgien sei im Aufstand, der König und seine Verbündeten, England und Holland, werden es nur unter der Bedingung wieder an Österreich zurückstellen, dass dieses die Moldau und Walachei räume. Die Lage sei anjetzo günstiger für die Türkei als je. Aber auch jetzt wollten die Türken keine Vermittlung durch Preußen. Dietz musste es als etwas Großes ansehen, dass er den Frieden verhindert und die Fortsetzung des Krieges gesichert habe. Auf Androhung, Preußen werde jetzt die Pforte ihrem Schicksale überlassen, ließ sich dieselbe nur zu einem Allianzvertrage herbei, wonach Preußen im Frühjahre den Russen und Österreichern den Krieg erklären

Dietz.

Selim III.

Vertrag mit Schweden,

mit Preußen.

[1] Ségur. Mémoires, III, p. 540.
[2] Zinkeisen, l. c. VI, S. 718.

müsse und nicht Frieden schließen dürfe, bis die Krim und alle vorigen Länder wieder erobert wären. — Am 31. Januar 1790 wurde dieser Vertrag unterschrieben. Dietz wußte sich viel darauf zugute, jetzt habe Preußen die Entscheidung in Constantinopel. Als Österreich nun so viele Truppen in Böhmen und Mähren zusammenzog, daß man in Berlin einen Angriff auf Schlesien fürchtete, ließ der König mahnen, die Türken möchten von Bosnien aus in Kroatien, Kärnten und die Steiermark einfallen, auch die Krim und die Insel Taman besetzen. Bald aber bekam Dietz von Berlin den Vorwurf, wie er versprechen konnte, Preußen werde Österreich und Rußland zugleich angreifen; es wolle wohl gegen Österreich Krieg führen, aber nicht auch gegen Rußland, und es sei rein unmöglich, auch die Wiedereroberung der Krim zu versprechen. Jetzt verlangte Dietz seine Abberufung, die er unter Zeichen der Ungnade erhielt, obschon er schrieb, die Begeisterung für den Krieg habe jetzt in Constantinopel den höchsten Grad erreicht; jeder Türke sei jetzt ein Preuße. Knobelsdorf kam an seine Stelle. Der Krieg begann also 1790 von neuem.

Dietz in Ungnade.

Krieg 1790.

So kam für Schweden das dritte Jahr, das blutigste, des Krieges. — Schon im März 1790 stand Gustav in Finnland. Sein Plan war wieder, Petersburg zu nehmen; dazu mußte er aber Friedrichshamn haben.

Am 17. und 18. Mai versuchte er die Festung zu erstürmen — aber vergebens; dann schiffte er auf der Scheerenflotte bei Björko, neun Meilen von Petersburg, einige Regimenter aus. Der Herzog von Sudermanland suchte die Vereinigung der beiden russischen Flotten, von denen die eine bei Kronstadt, die andere bei Reval lag, zu hindern, mußte aber auf Befehl des Königs am 14. Mai die Flotte bei Reval angreifen, wobei er zwei Linienschiffe und sechzig Kanonen einbüßte; er mußte dann am 23. Mai die Bucht von Reval verlassen, um die Flotte bei Kronstadt anzugreifen. Das geschah am 3. Juni 1790. Gustav kam mit seiner Scheerenflotte von Björko zu Hilfe; aber auch die Russen bekamen Verstärkung durch das Geschwader von Reval. In Petersburg bebten Fenster und Fußböden am 3. Juni vom Geschützdonner. Am 4. und 5. wurde die Schlacht fortgesetzt. Am 6. sah sich die schwedische Flotte den beiden jetzt vereinigten russischen Flotten gegenüber genöthigt, der Übermacht zu weichen und sich in die Bucht von Wiborg zurückzuziehen. Zwischen Wiborg und Petersburg hatte die Scheerenflotte Stellung. Schwedische Truppen drangen zu Land bis vier Stunden vor Petersburg vor, doch ohne Erfolg; denn von mehreren Seiten rückten Russen zum Schutze der Hauptstadt herbei. Indes litt die bei Wiborg eingeschlossene Flotte Mangel an Lebensmitteln und selbst an Trinkwasser. Die Officiere riethen, sich zu ergeben, wozu der russische Befehlshaber aufforderte; Gustav aber, der sich für Sieg oder Untergang zu den Seinen begeben hatte, bestand auf dem Versuche, sich durchzuschlagen: lieber wollte er zugrunde gehen, als sich ergeben. Der Versuch gelang am 3. Juli, aber mit entsetzlichen Verlusten. Ein mörderisches Feuer empfieng die Schweden; einige Schiffe sanken, mehrere strandeten; der König, allen voran auf einer Galeere, auf der die Königsfahne wehte, drang mitten durch das feindliche Feuer ins Freie, fuhr aber nicht davon, sondern kehrte in die Bucht zurück, um die anderen Schiffe herauszuholen. Auch dieser Versuch gelang, aber 7 Linienschiffe, 3 Fregatten und 31 andere Fahrzeuge von der Scheerenflotte, mit 7000 Mann, waren das Opfer. Die Russen erzählten von 5000 Gefangenen, darunter 100 Officieren. Der Rest der Flotte barg sich im Swenska-Sund, zwischen Fredrichshamn und Lowisa.

Reval.

Kronstadt.

Wiborg.

Kühnheit Gustavs III.

Der Prinz von Nassau-Siegen, welcher die russische Flotte befehligte, gedachte am 9. Juli, dem Jahrestage von Katharinas Thronbesteigung, den entscheidenden Sieg zu erringen, um den König von Schweden gefangen nach Petersburg zu liefern, und hielt ein Zimmer für Gustav auf dem Admiralschiffe bereit. Die Lage des Königs war schrecklich. Die bisherigen Verluste der Flotte hatten in Schweden weit gewirkt, die Gegner warteten nur auf den günstigen Augenblick zu einem Aufstande.

Cazalès.

Zum Major Cazalès, der die Seeschlacht am 9. Juli, eine der gewaltigsten der neuen Zeit, mitgemacht und beschrieben hat, sagte Gustav am Abend des 8. Juli: „Nie bei allen Unglücksfällen des Lebens habe ich eine solche Unruhe empfunden wie heute. Wenn ich diese Schlacht, an deren Vorabend wir stehen, verliere, so ist alles verloren, die Flotte und meine Krone. Ich werde der Sclave des Despotismus der Aristokraten." — Als Cazalès ihn damit trösten wollte, dass er noch immer die Landarmee habe und zu Land entkommen könne, entgegnete der König: „Was hilft es mir meine Person zu retten, wenn ich mich den Schmähungen der Aristokraten von Stockholm und dem Tadel von ganz Europa ausgesetzt sehe? Auch habe ich weniger das Eisen des barbarischen Feindes, als das meiner eigenen Unterthanen zu befürchten." — Nachdem er die Stellung des Feindes untersucht hatte, legte Gustav III. den Führern die Frage vor, ob er den Feind erwarten oder sich zurückziehen sollte, und welche Mittel am sichersten zum Siege führten — und entfernte sich dann. Die Berathung war ängstlich und der Beschluss war, man solle, da noch ein Ausgang offen stehe, sich nach Pellinka zurückziehen. Der König aber war entschlossen, sich hier zu schlagen und trat mit den Worten zu den Berathenden: „Was ich einmal beschlossen habe, das will ich" — und ordnete die Stellung der Schiffe an.

Kühnheit Gustavs III.

Kriegsrath.

Am Morgen des 9. Juli stand die schwedische Flotte zwischen den Inseln Musala und Kutsalo im Swenska-Sund zur Schlacht geordnet da. Gustav selber leitete den Angriff. Die an Zahl weit überlegene russische Flotte fuhr, von einem günstigen Winde im Rücken gefasst, zum Kampfe heran. Nach neun Uhr begann die Kanonade und in einer Viertelstunde war die Schlacht allgemein. Gegen Mittag waren die russischen Flügel schon sehr geschwächt und um vier Uhr kam der linke Flügel in Unordnung. Mehrere Galeeren ergaben sich den Schweden, andere scheiterten beim Versuche, zu fliehen. Nassau gab das Signal zum Rückzuge. Aber der Wind, der die Russen am Morgen begünstigt hatte, war stärker geworden und zwang sie jetzt zur Fortsetzung der Schlacht. Um halb sieben Uhr ergaben sich zwei Schiffe den Schweden, bald darauf versank „Der heilige Nikolaus" mit 400 Mann in den Wellen. Der Befehlshaber, ein Engländer Marshall, schlug die Bitte der Mannschaft ab, sich den Schweden zu ergeben. „Ich habe euch nicht das Beispiel geben können, wie man siegen muss, aber ich werde euch zeigen, wie man sterben muss" — und stürzte sich mit der Flagge in der Hand in das Meer. Ein geordneter Rückzug war für die Russen nicht mehr möglich. Nassau-Siegen gab das Signal: „Rette sich, wer kann". Die wenigsten Schiffe aber konnten sich von der Stelle bewegen, denn der Wind war zum Sturme geworden, manche scheiterten. Die Nacht sank auf das Meer. Der Sturm heulte. Der König stieg auf einer unbewohnten Insel aus, den Tag zu erwarten. Er sah hier die Leichen der vor einem Jahre beim Angriffe auf Friedrichshamn gefallenen Schweden; sein Auge füllte sich mit Thränen und er gab Befehl, sie

Stellung.

Die Russen im Nachtheil.

Sturm.

Nacht der Schrecken. in der Nacht noch zu bestatten. Wenn er es konnte, so musste er hier seinen Ehrgeiz, als Eroberer zu glänzen, bereuen. Das Dunkel ward hin und wieder erhellt durch brennende und in die Luft fliegende Schiffe. Wenn der Sturm schwieg, hörte man das Wehegeschrei der Verwundeten und Sterbenden. Der König konnte vor Kummer nicht schlafen und erwartete sehnsüchtig den Morgen.

Sidney Smith. Ein Engländer, Sidney Smith, hatte von Sweaborg aus, sobald er den Kanonendonner vernahm, die Flotte und den König gesucht und traf ihn in der Nacht, um an seinen Gefahren theilzunehmen. Gustav umarmte ihn. „Mein Freund, ich bedarf Ihrer in meiner Lage. Sie begreifen kaum, welcher Parteigeist auf der Flotte herrscht und wie erbärmlich alles zugeht."

10. Juli 1790. Kaum graute der Morgen, so begann wieder die Schlacht. Gustav gab das Signal zur allgemeinen Jagd — und nun begann ein wildes Durcheinander, Schiff an Schiff. Viele Fahrzeuge der Russen wurden genommen,

Zweiter Schlachttag. andere in Brand gesteckt, andere versanken. Um zehn Uhr war Gustav III. der Sieger. Die Schweden hatten 1412 Kanonen erbeutet, die Russen 12.000 Mann verloren. Es gereicht Gustav zur Ehre, dass ihn der Sieg nicht verblendete, sondern dass er offenherzig eingestand, er habe früher Fehler gemacht im Plane, gleich Petersburg zu erobern; er habe eben vom Kriegswesen

Sieg der Schweden. damals noch nichts verstanden. — Der Sieg war glänzend, die Ehre des Königs war gerettet, aber um einen hohen Preis. Tausende von tapferen Soldaten und ein großer Theil der kostbaren Flotte war geopfert. Leichtsinnig hatte sich der König in diesen Krieg gestürzt; ungenügend waren die Vorbereitungen gewesen.

Sorglosigkeit. Sowie nicht hinlänglich für Munition und Lebensmittel, so war auch nicht für Mediciner, Arzneien und Spitäler gesorgt. Die Leute wurden oft unheilbar, ehe man nur erfuhr, dass sie krank seien. Im August musste die Flotte auf einmal 4000 Kranke auf einer Insel aussetzen und man hatte keine Zelte; man musste dazu Segeltuch verwenden, und als die Flotte wieder abfahren sollte, waren nicht genug Segel da. Als man über einen Fluss setzen wollte, kam man erst zum Bewusstsein, dass man keine Pontons mitgenommen habe, sie waren unausgebessert in Stockholm zurückgeblieben.[1])

Karl von Sudermanland. Der Heldenmuth, mit dem zuletzt Gustav sich und die Flotte rettete, warf jedoch den Mantel der Vergessenheit über seine und seines Bruders Fehler, der vom Kriege so wenig verstand und so sorglos war, wie der König, aber nicht den gleichen Heldenmuth in der Noth bewies. Übrigens hatte Katharina doch durch die letzte Schlacht kennen gelernt, dass sie es mit einem heldenmüthigen Gegner zu thun habe. Sie musste jetzt rasch ihre ganze Kraft gegen die Türken verwenden und ein Krieg mit Schweden war ihr lästig, zumal die Flotte in der Ostsee vernichtet war. Sie kam daher dem König mit Friedensanträgen entgegen. Gustav, obschon in der letzten Schlacht Sieger, wies sie nicht ab, denn seine Mittel waren erschöpft. Er bedurfte einiger Zeit der Ruhe, um seine Flotte herzustellen und das Heer zu ergänzen. Dann

[1]) So lautet der Bericht des englischen Gesandten bei Herrmann, l. c S. 450—454.

wollte er wieder Krieg führen und hoffte Siege zu erringen, aber auf einem ganz anderen Schlachtfelde, nämlich im Westen. Die düsteren Nachrichten aus Frankreich und die Dankbarkeit und Zuneigung Ludwigs XVI. und Marie Antoniettens erweckten in ihm den Plan zu einem Kreuzzuge gegen die französische Revolution.[1])

Friede zu Werelä.

So kamen denn die Verhandlungen, die in der Ebene von Werelä am Flusse Kymene zwischen den Vorposten in einem Zelte gepflogen wurden, schon am 14. August 1790 rasch zum Abschlusse. Die Grenze solle wieder sein, wie vor dem Kriege.

Die Pforte.

Von russischer Seite war der Unterhändler General-Lieutenant von Igelström, von schwedischer der General-Major von Armfelt. Von den Friedensschlüssen von Nystadt und Abo war im Frieden von Werelä gar keine Rede, mit anderen Worten, Katharina verzichtete auf die Gewähr der früheren Verfassung, nahm also den Staatsstreich von 1772 und die Verfassungsveränderung hin. Auf der anderen Seite war sie von der Demüthigung frei, dass England, Preußen und Holland den Frieden vermittelten; sie schloss ihn allein ab mit dem König von Schweden. Aber Gustav III. hatte ja Hilfsgelder von der Pforte, wie wollte er sich von dieser Verbindlichkeit lösen? Es wurde darum in das Protokoll die Erklärung aufgenommen, infolge der ihm von Ostermann und Igelström gegebenen Versicherung, dass die Kaiserin den Frieden mit der Pforte unter den für letztere günstigsten Bedingungen so gut wie abgeschlossen habe. In Constantinopel ließ sich der König damit entschuldigen, dass er bis zur letzten Stunde den Vortheil der Pforte wahrgenommen habe; auch sei er trotz des theuer erkauften Sieges bei der gänzlichen Erschöpfung Schwedens nicht mehr im Stande, den Krieg länger fortzuführen; er habe seine besten Linienschiffe verloren und bei siebzig Millionen Piaster zugesetzt. Wenig erbaut durch diese Erklärung, hielt die Pforte mit der Zahlung von Hilfsgeldern inne, was die Verlegenheiten des Königs vermehrte. Da half ihm Katharina mit zwei Millionen Rubel und rasch entspann sich zwischen ihr und dem König ein brieflicher Verkehr in den herzlichsten Ausdrücken. Sie nennt ihn ihren „theueren Herrn Bruder und Vetter" und sich seine „gute Schwester, Cousine, Freundin und Nachbarin",[2]) und klagt über den Mangel an Eifer der Monarchen Europas, die königliche Familie von Frankreich zu retten, rechnet dagegen auf Gustavs Mannhaftigkeit und spricht die Hoffnung aus, dass ihrer beider wohlwollende, edle und große Absichten in Erfüllung gehen.

Die Czarin

in Bund mit Gustav.

Katharina II. wollte also einen Kriegszug gegen die Revolution, wie Gustav III., und beide schlossen, damit der König in seinem Vorgehen durch seine Reichsstände nicht behindert werde, zu Drottningholm 19. October 1791 ein Bündnis, worin sie sich ihre Rechte und Besitzungen gewährleisteten und im Falle eines Angriffes einander Beistand zu leisten versprachen. Katharina II. versprach überdies Gustav III. für acht Jahre Hilfsgelder.

[1]) Geffroy, l. c. II, p. 142 ff.

[2]) Herrmann, l. c. S. 493—504. — Bouillé, Mémoires, c. 14.

Die Wirren in Belgien.

Im Norden war also Frieden zwischen Russen und Schweden. — Im Süden standen die Türken den Österreichern und Russen in Waffen entgegen und durch Preußen schien auch Polen, England und Holland in den Kampf verwickelt zu werden und ein großer europäischer Krieg zu entstehen. Da gab die Thronbesteigung Leopolds II. auf einmal der europäischen Frage eine andere Gestalt. Man denkt dabei unwillkürlich an den Ausspruch von Thiers, die großen europäischen Fragen fänden zuletzt ihre Entscheidung in Wien.

Zunächst haben wir Belgien wieder ins Auge zu fassen, wo der kirchliche Streit und der um die Verfassung — bis zur Lossagung des Volkes von dem einst so heißgeliebten Herrscherhause sich steigerte.

Das General-Seminar zum drittenmal.

Das General-Seminar trat zum drittenmale in den Vordergrund. — Trauttmansdorff, der bevollmächtigte Minister, gesteht selber: „Der Kaiser hatte mich bevollmächtigt, für das, was geschehen war, Vergebung und Vergessenheit zu bewilligen. Ich hielt den Augenblick für günstig und machte Gebrauch von dieser Vollmacht, was viele Freude erregte; auch hätte alles zu einem glücklichen Ende gelangen können, wenn nur der Kaiser in Betreff des unglücklichen General-Seminars, von dem im Augenblicke alles abhieng, nicht unerbittlich gewesen wäre. Ich könnte mich hier auf den Cardinal selber, auf die Stände und auf das ganze Land berufen und meine Schreiben an seine Majestät dienen mir zum Beweise, dass ich keine Gelegenheit versäumte, ihn in dieser Sache durch Bitten umzustimmen. Die Folge dieser Unerbittlichkeit war, dass die gute Wirkung der Amnestie nicht vierzehn Tage überdauerte, dass die Unzufriedenheit und Gährung wieder wuchsen und dass die Regierung, vom Kaiser gedrängt zur Vollziehung seiner Befehle, in neue Verlegenheiten stürzte, aus denen sie sich nicht mehr herauswinden konnte.“ [1])

Houck.

Wir sahen oben, wie das kostspielige General-Seminar noch vier Studenten hatte. Für Stöger, der dem allgemeinen Hasse weichen musste, hatte die Regierung einen gewissen Houck, früher Domherr und Rector des Seminars zu Ypern, gegen

[1]) Trauttmansdorff, Fragmens, p. 13—14.

dessen Orthodoxie nichts vorlag, nach Löwen entsendet, zugleich den Bischöfen mit der Meldung davon den Befehl ertheilt, 5. April 1788, die Priesterzöglinge mit einem achtbaren Geistlichen als Subrector ins General-Seminar zu schicken. Der neue Rector meldete selber dem Cardinale die Annahme der Würde, „rein aus Liebe zur Religion und zum Wohle des Staates", mit der Bitte, ihn in diesem schwierigen Amte zu unterstützen, erhielt aber von Frankenberg nur die Antwort, dass „die Pflichten seines Amtes, die wesentlichsten Rechte des Episkopates und die Heiligkeit des Eides" ihm in keiner Weise gestatteten, zur Errichtung des General-Seminars auf Kosten der bischöflichen Seminarien beizutragen. Die Bischöfe folgten seinem Beispiele; der von Ypern erklärte, es koste was es wolle, er werde keinen Seminaristen nach Löwen senden. Der Bischof von Namur verweigerte „die Anmaßung Seiner Majestät". Am 3. Mai befahl die Regierung dem Cardinale und den Bischöfen, ein genaues Verzeichnis all ihrer Seminaristen einzusenden. Nun regten sich die jungen Theologen selber, und als die Rede gieng, es würden österreichische Bischöfe nach Belgien kommen, um die Nation über die vielen ungegründeten und ungerechten Vorurtheile aufzuklären, so sprachen die jungen Theologen in Eingaben an die Stände und Bischöfe ihre Ansicht über das General-Seminar zu Pavia und über die deutschen Bischöfe aus: in Pavia sei kein wahrhaft theologisches Werk bisher erschienen, man erklärte dort die Ehe als eine reine weltliche Angelegenheit, man schaffe dort die Kirchengeschichte in eine Satire gegen die Kirche um. Hinsichtlich des deutschen Episkopates wiesen sie auf die Emser Punctation hin: „In Ems erschüttern vier deutsche Erzbischöfe die Hierarchie in ihren Grundlagen, erheben die Metropolitanwürde, eine willkürliche Würde und menschlichen Ursprungs, über den göttlichen Primat des Hauptes der Kirche, schaffen Gesetze der allgemeinen Kirche ab, zerstören das Concil von Trient und entwerfen den Plan eines schmählichen Schismas." — Die Studenten betonen ihre schmerzliche Lage; dennoch habe sich kein Abtrünniger unter ihnen gefunden; zerstreut, eingekerkert, entwürdigt, beschimpft, bedroht, hätten sie dennoch standhaft ausgehalten in der Treue, die sie Gott und dem Vaterlande schuldig seien. Sämmtliche Seminaristen unterschrieben diese Klageschrift und jeder Bischof Belgiens erhielt ein Exemplar davon.

Frankenberg.

Die Bischöfe.

Erlass vom 3. Mai 1788.

Die Theologen über Pavia,

über die Emser Punctation,

über ihre Lage.

Die Antwort war ein Erlass des Kaisers vom 17. Juni an die Stände von Brabant. Der Kaiser werde es nie zugeben, dass durch Lüge und Bosheit seine Anstalt geschmäht und der Argwohn auch in die anderen Staaten seines Kaiserreiches getragen werde. Man thue, als seien die Niederlande allein im Besitze des wahren Glaubens. Darum trage der Kaiser dem Cardinal und den Bischöfen auf, sich nach Löwen zu begeben, um sich von der Rechtgläubigkeit des Unterrichtes zu überzeugen. Unveränderlich sei sein Beschluss, es gebe kein theologisches Studium mehr, außer in den General-Seminarien. Die Bischöfe, welche das Recht des Unterrichtes fordern, besitzen dasselbe nicht mehr, und nur jenen Theologen, die ihre Studien im General-Seminare gemacht haben und dann von ihren Bischöfen geprüft und gebilligt worden seien, könnten die höheren Weihen ertheilt werden.

Erlass vom 17. Juni 1788.

Im Prüfen durch die Bischöfe war ein Zugeständnis, was aber dieselben als Täuschung betrachteten, denn sie müssten alle verwerfen, was die Regierung

nie erlauben würde, oder alle durchlassen, was mit ihrem Gewissen unvereinbar wäre. Auch verfieng die in Aussicht gesetzte Abkürzung des theologischen Curses von fünf auf vier Jahre nicht.

Frankenbergs Antwort.

Frankenberg gab im Namen aller Bischöfe die Antwort, die Bischöfe hätten nie an der guten Absicht des Kaisers gezweifelt, aber ihn auch auf die Gefahr dieser Anstalt und auf ihre heilige Pflicht, ihre Rechte zu wahren, aufmerksam gemacht. Man dürfe sie also nicht beschuldigen, Unordnung oder Aufregung unter dem Volke zu verursachen. Auch könne über die Frage wegen der Echtheit der Lehren ein Gegenwärtigsein der Bischöfe bei einigen Vorlesungen nicht entscheiden. Man würde absichtlich verdächtige Dinge vermeiden, und wer könne dann über die Beschwerden der Bischöfe, dass die Lehre nicht orthodox sei, entscheiden? Etwa die weltliche Gewalt? Christus habe für alles, was die Religion betrifft, nur dem heiligen Petrus, den Aposteln und ihren Nachfolgern, und nicht den Fürsten dieser Erde die Sendung gegeben; auch habe kein Bischof ein Recht, in der Diöcese eines anderen Gericht zu üben, außer im Falle eines canonisch zusammenberufenen Concils. Die Bischöfe könnten also in keiner Weise zur Errichtung einer Anstalt mitwirken, die sie des Rechtes, die Religion in ihrer Diöcese aufrecht zu halten, beraubt, und das Seminar ihrer Diöcese zerstört, welches fromme Stifter gegründet haben; allerdings hätten 1786 auf die glänzendsten Versprechungen der Regierung hin — die Bischöfe ihre Studenten nach Löwen geschickt und dadurch ihre Ehrfurcht vor dem Willen Seiner Majestät bewiesen, aber sie könnten eine Anstalt nicht mehr begünstigen, die sich der Ausübung ihrer Rechte als nachtheilig erwies und als der Gegenstand des Abscheues der ganzen Nation dastehe. Es schmerze also ihn, den Cardinal, dem Befehle des Kaisers nicht gehorsam sein zu können, denn er würde sich damit gegen Gott, die Kirche und seinen Primatialstuhl versündigen.[1])

Gewalt.

Aber der Kaiser wollte seinen Willen durchsetzen. Der Ausbau des General-Seminars wurde beschleunigt, die Universität aufgehoben, die juridische und medicinische Facultät wurden nach Brüssel versetzt; der Rector Cauders, der Verwahrung einlegte, wurde auf zehn Jahre des Landes verwiesen; andere Professoren, die sich sträubten, wurden mit Gefängnis bedroht. — Und nun kam der Hauptschlag: am 1. August kamen kaiserliche Commissäre mit Soldaten zu Pferd und zu Fuß und mit Kanonen in die verschiedenen Seminarien, um sie zu schließen und die Zöglinge zu zwingen, nach Löwen zu gehen.

Widerstand

Die Seminaristen weigerten sich, die Soldaten wollten Gewalt brauchen; die Bürger ergriffen die Partei der Studenten und drängten die Soldaten mit einem Steinregen zurück; diese gaben Feuer und es bleiben Verwundete und Todte auf dem Platze in Mecheln und Antwerpen.

in Mecheln und Antwerpen.

In Mecheln wäre es zu einem Blutbade gekommen, hätte sich nicht der Cardinal ins Mittel gelegt und die Theologen bewogen, sich in Privathäuser zurückzuziehen. In Antwerpen kam es zum Kampfe, als der Notar in Gegenwart von zwei Zeugen den Protest des Bischofs verlesen wollte und dafür alle drei ins Gefängnis geworfen werden sollten. Hunderte von Bürgern wurden verhaftet, aber nach einigen Tagen wieder freigelassen.

[1]) Das wichtige Schreiben ist vollinhaltlich mitgetheilt bei Theiner, Cardinal Frankenberg, S. 151—154.

Ein Schrei des Zornes gieng durch das Land. Trauttmansdorf schreibt:[1] „Es kam an beiden Orten zum Sturme, es gab einige Todte in Mecheln, und viele, und namentlich Unschuldige, in Antwerpen. Es gab keine Ungebür, die man sich nicht erlaubte. Die Regierung hätte gern gesetzlich Ordnung geschafft, aber sie konnte auf keinen Richter mehr rechnen und bekam keine Zeugen." — Wenn eine Regierung in so offenkundigen Gewaltthätigkeiten keinen Zeugen mehr aufstellen und auf keinen Richter sich mehr verlassen kann, so hat sie gewiss die ganze Nation gegen sich.

Die Stimmung der Belgier sprach sich denn auch in einem Proteste vor ganz Europa aus. Protest.

„Wir protestieren", heißt es hier, „gegen die von der Regierung erlaubte Verbreitung schlechter Bücher, gegen jedes Vorhaben eines Schismas und der Losreißung von dem Oberhaupte der allgemeinen Kirche; wir protestieren gegen die Ablesung der Regierungserlasse in den Kirchen, welche die weltlichen Befehle an die Stelle des Wortes Gottes setzt und die Diener des Altars in öffentliche polizeiliche Ausschreier umwandelt; wir protestieren gegen die öffentliche Schule der Verführung, die man General-Seminar nennt, gegen die Gewalt, mit der man die Jugend zwingt, in dieselbe einzutreten; wir protestieren gegen die Unterdrückung der bischöflichen Seminarien, als Verletzung eines heiligen und unverletzlichen Eigenthums der Diöcese und ihres Bischofes; wir protestieren gegen die Depesche vom 17. Juni, welche die Bischöfe gleich Schülern ins scandalöse Schauspiel des angeblichen Seminars schickt, um da Zuhörer jener Abenteurer zu sein, welche an die Stelle der rechtmäßigen Professoren gesetzt worden sind; wir protestieren gegen die Zerstörung der alten Universität Löwen, gegen alle jene unsinnigen Neuerungen im Schulwesen." —

Zugleich wurde der Kaiser feierlich an seinen Eid vom 17. Juli 1781 für Aufrechterhaltung der bürgerlichen und politischen Freiheiten Belgiens erinnert und an alle Mächte, welche die Friedensschlüsse von Baden und Utrecht unterzeichnet hatten, durch welche Belgien an Österreich abgetreten wurde, Berufung eingelegt, sie möchten diesen letzten Schrei der Freiheit vernehmen. Viele Studenten flohen nach Douay, um dort ihre Studien unter katholischen Lehrern fortzusetzen, oder nach Cambrai. Im November wollten auch die letzten Zöglinge aus dem General-Seminare fliehen. Sie mussten von Soldaten bewacht werden. Anfangs 1789 war die Anstalt fast ganz leer und die Regieruug suchte nun Studenten in Deutschland für sie aufzutreiben.[2]

Nun erfolgte der vierte Versuch, das General-Seminar zu eröffnen und zu bevölkern. Vierter Versuch

Am 24. Februar 1789 erhielt der Cardinal Frankenberg vom Kaiser den strengen Befehl, sich am 8. März nach Löwen zu begeben und hier solange zu verbleiben, bis er im Stande sei, die im Seminare vorgetragene Lehre entweder

[1] Trauttmansdorff, Fragmens, p. 19.
[2] Theiner, Cardinal Frankenberg, S 160—161.

Befehl an die Bischöfe und Äbte; zu billigen oder zu sagen, was er daran auszusetzen habe; weigere er sich, so sollen seine Einkünfte eingezogen und an die Armen vertheilt werden.[1]) Den Bischöfen von Antwerpen, Namur, Brügge, Ypern und Ruremonde wurde geboten, ihre Zöglinge bis zum 15. März ins General-Seminar einzusenden; derselbe Befehl ergieng an die Vorsteher der Abteien und Klöster und an die General-Visitatoren der Bettel-Orden. Dem General-Visitator der Dominicaner wurde aufgetragen, seine jungen Theologen, die er nach Douay gesendet hatte, von da nach Löwen abzurufen. Für den Fall des Ungehorsams war allen Äbten mit Einziehung ihrer Klöster gedroht.

sie weigern sich. Mehrere Äbte, die sich weigerten, wurden außer Lands gewiesen, ihre Klöster aufgehoben, und ihre Theologen durch Soldaten in geschlossenen Wagen ins General-Seminar gebracht.

Die Bischöfe weigerten sich, dem Befehle ihres Kaisers nachzukommen. Der Cardinal verlangte eine Synode der belgischen Bischöfe, welche über die Lehrbücher im General-Seminare entscheiden sollte, und wies auf die Schwierigkeit hin, aus abgerissenen Vorlesungen zu bestimmen, ob der Gesammtunterricht rechtgläubig sei oder nicht. Wenn er aber auch rechtgläubig wäre, so würde er doch nie zustimmen, dass die Theologen dem Unterrichte ihrer Bischöfe entzogen und dass ihm als Metropoliten bloß die Rolle eines Überwachers und Anklägers der Irrlehre zugetheilt wäre.[2]) Aus dem Priester-Seminare zu Antwerpen waren die Zöglinge entflohen; der Bischof erklärte, er wisse ihren Aufenthalt nicht.

Der Cardinal.

Also wollten sich die Räume des General-Seminars wieder nicht füllen, und in höchster Entrüstung schickte der Minister Trauttmansdorff dem Cardinal, auf den sich aller Zorn ablud, am 5. März die Aufforderung zu: „Da sein Gewissen, auf das er sich immer berufe, ihm den Muth gebe, den Befehlen des Kaisers beharrlich ungehorsam zu sein: so werde es ihm auch den Muth geben, in die Hände Seiner Majestät die Würden niederzulegen, welche ihn in die peinliche Lage versetzen, entweder dem Kaiser oder seinem Gewissen untreu zu sein. Wenn er am 8. März nicht in Löwen eintreffe, so werde an ihm eine exemplarische Strafe vorgenommen werden.“ Frankenberg antwortete, er habe sich nie geweigert, nach Löwen zu kommen, und erschien mit zwei gelehrten Priestern und legte am 10. März den Professoren zwei Fragen vor, die gleich in den Kern der Sache schnitten, nämlich ob die Bischöfe kraft göttlichen Rechtes die Befugnis besitzen, zu lehren und zu unterrichten durch sich selbst und durch andere, nicht allein durch Vortrag des Katechismus und durch Predigten, sondern auch durch Ertheilung des geistlichen Unterrichtes für jene, die sich dem geistlichen Stand widmen; dann zweitens, ob dieses Recht durch die weltliche Macht behindert oder beschränkt werden könne. Die Professoren schlugen Lärm mit diesen Fragen und steckten sich hinter Trauttmansdorff, der dann die Antwort auf die Fragen verbot, da sie nicht in das Bereich des Dogmas und des Unterrichtes gehörten. Der Cardinal widerlegte diese Behauptung und die Facultät musste nun ein Gutachten abgeben, welches der Geschichtschreiber des Heiligen Stuhles „ein Meisterstück des Unsinns und der Tücke“ nennt. Am 30. März traf ein Schreiben im Namen des Kaisers ein, von dem aber wahrscheinlich Joseph nichts wusste, welches über die Ausflüchte klagte, mit denen Frankenberg seine Erklärung verschiebe, und sein Betragen zweideutig und hinter-

Trauttmansdorff.

Prüfung der Professoren.

Fragen.

[1]) Theiner, l. c. S. 126 ff.
[2]) Ibid. S. 164.

listig nannte. Der Cardinal antwortete, dass er diesen Brief für gefälscht halte, denn so werde der Kaiser keinen Bischof behandeln im Augenblick, wo er die wichtigste Pflicht seines Amtes mit Eifer vollziehe, und setzte seine Prüfungen fort, indem er den Professoren wichtige, tiefgehende Fragen vorlegte, die sie schriftlich, mit ihrer Unterschrift versehen, beantworten mussten. In der Angst, der Cardinal möchte durch Veröffentlichung ihrer unreifen Antworten sie der öffentlichen Verachtung preisgeben, steckten sie sich wieder hinter den Minister und dieser trug in einem fast beleidigenden Schreiben, zu dem er keinen Auftrag vom Kaiser hatte, dem Cardinal auf, ja nichts über den Hergang der Prüfung der Öffentlichkeit zu übergeben.[1] Antworten.

Es war jedoch nicht zu vermeiden, dass die ganze Angelegenheit an das Licht der Öffentlichkeit gelangte; die ganze Nation nahm daran Antheil und alle Gegner des Kaisers fiengen an, der belgischen Nation Theilnahme zu bezeigen. Auch aus Österreich kamen Schreiben, welche dem Cardinal den Dank und die Bewunderung ausdrückten für die unerschrockene Art, mit der er den Kampf führte, und ihn zum muthigen Ausharren gegen alle Künste und Drohung der Regierung ermunterten. Die Presse.

Diese Briefe berührten auch die nämlichen Verhältnisse im übrigen Österreich. „Es ist gewiss", schrieb ein würdiger Prälat an einen Bischof von Belgien im Jahre 1789, „dass in unseren Seminarien die Religion und Sittlichkeit gänzlich vernichtet sind, und dass die schädlichsten Irrthümer hier nicht nur begünstigt, sondern auch öffentlich vorgetragen werden. Dieses zeigt sich klar in Wien, Pressburg, Lemberg, Prag, Graz, Freiburg und Innsbruck. Ich will nur einige jener Propositionen anführen, welche in den meisten jener Orte öffentlich vorgetragen oder wenigstens im Schwunge sind: 1. Die Unfehlbarkeit der Kirche wird nur noch von einer kleinen Anzahl von Schwachköpfen geglaubt, sie ist zweifelhaft. 2. Das Concil von Trient hat mehrere Dogmen gemacht, die keine Gewährleistung im Alterthum haben. Das Concil ist nicht unfehlbar. 3. Es ist schwer, den göttlichen Ursprung der Beichte darzuthun. 4. Die Kirche hat keine gesetzgebende Gewalt; wenigstens können ihre Satzungen auf keine Rechtskraft Anspruch machen, insoweit sie nicht die Sanction des Staates erhalten haben. 5. Die Kirche hat keine Gewalt, Ehehindernisse aufzustellen. 6. Das Cölibat ist kein vollkommenerer Stand als die Ehe. 7. Der Zweck des Menschen ist keineswegs Gott und die Verherrlichung seiner göttlichen Vollkommenheiten, sondern der Mensch ist sich selbst seine Seligkeit. 8. die Sacramente gehören dem Äußeren der Religion an; und diese besteht nicht im Gebrauche der Sacramente, die nicht die Religion ausmachen. 9. Das Fasten ist gegen die Gesetze der Natur vom Augenblicke an, wo es die gewöhnlichen Vorschriften der Mäßigung übersteigt. 10. Die Strafen der Hölle sind nicht ewig. 11. Die Kirche hat viele rein scholastische Spitzfindigkeiten als Dogmen aufgestellt. 12. Die Liebe zu sich ist die alleinige Tugend, welche alle in sich fasst. 13. Der Teufel versucht nicht die Menschen."[2] Schreiben aus Österreich

über die General-Seminarien.

Schreiben vom Cardinal Migazzi, Erzbischof in Wien, vom Fürsten

[1] Theiner, l. c. S. 180—184.
[2] Theiner, Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten, S. 301—302; Frankenberg, S. 183—189.

Esterhazy, Bischof von Agram, vom Grafen Etling, Erzbischof von Görz, vom Cardinal Batthyani, Primas von Ungarn, sprachen ferner die Hoffnung aus, dass die Vorstellungen der Bischöfe und Stände von Belgien einen guten Eindruck auf den Kaiser machen und die Ausübung seiner Gerechtigkeit erleichtern würden, so dass ihm diese Anstalten bereits verdächtig werden, und man dürfe ihrer völligen Aufhebung nicht bloß in Belgien, sondern in den gesammten Erblanden entgegensehen.

Urtheil über das General-Seminar.

Diese Schreiben kamen in Abschriften herum und aus diesen in die Zeitungen. Die Professoren in Belgien schrien über die Beleidigung Seiner Majestät. Trauttmansdorff meldete es dem Kaiser und dieser verlangte in eigenhändigem Schreiben vom 6. Juni, dass der Cardinal binnen vierundzwanzig Stunden sein Urtheil über die Lehre im General-Seminar abgebe und ihm einsende. Zur bestimmten Stunde gab nun der Cardinal sein Urtheil dahin ab, dass der Unterricht in der Schule nicht orthodox sei, und begründete dieses in einem motivierten Gutachten, von dem eine Abschrift durch Indiscretion seines Secretärs in den Druck gelangte und 162 enggedruckte Seiten in Octav bildet.[1]) Es ist ein Meisterstück in Logik, theologischer Wissenschaft und klarer Darstellung. Die Fragen des Cardinals und die Antworten der Professoren sind gegeben mit ihren Unterschriften — Antworten voll Unwissenheit, Verlogenheit, Bosheit und Verachtung gegen die Kirche. „Unauslöschlich sind diese Professoren hier gebrandmarkt und auch die Irrthümer der Bücher, nach denen sie lehrten, schonungslos aufgedeckt." Damit war der Stab über die General-Seminarien, Josephs Lieblingsschöpfung, und über seine Rathgeber gebrochen. Der Geschichtschreiber des Heiligen Stuhles nennt das Gutachten „ein wahres Meisterwerk evangelischer Mäßigung und theologischen Scharfsinnes":[2]) nie sei das Treiben jener Priester, die sich Lehrer der Theologie nannten, aber nur Verderber und Verführer der Zöglinge des Priesterthums und Schänder des Heiligthums waren, von kräftigerer und heiligerer Hand dargestellt worden als hier. „Ganz Belgien jauchzte bei ihrer Erscheinung vor Freude und Bewunderung auf und begrüßte diese Schrift als das nahe Ende seiner Leiden und als die heitere und glückliche Morgenröthe der endlichen religiösen Befreiung. Dieses Werk wurde durch die Umstände ein wahres Volksbuch und erhielt in wenig Wochen mehrere Auflagen. Der Name Frankenberg lebte nun in allen Herzen; ihn sprachen mit Ehrfurcht die Mitglieder der Stände aus, die Magistrate, die Gelehrten, die Bürger, wie die Krieger; er hallte in lieblichen Nationalgesängen von den Lippen der Greise, der Mütter und der Kinder wieder; alle feierten ihn als den gottberufenen und gottbegeisterten Retter ihres Glaubens und des Glaubens ihrer Väter." So Theiner.[3])

Die Professoren.

Dass der Eindruck des Buches gewaltig war, sah man aus dem Verbot desselben: es wurde umsomehr gelesen und wirkte umso mächtiger. Joseph hatte es seinen Rathgebern zu danken, dass ein einst so treuer und begabter Mann gegen sein Lieblingswerk auftreten musste. So wurde der Vorwurf wahr, den seine Feinde ihm machten: er arbeite gegen sich selbst; hat er doch

[1]) Déclaration doctrinale de Son Eminence le Cardinal-Archévêque de Malines sur l'Enseignement du Séminaire Générale de Louvain avec l'examen doctrinal des professeurs et des livres classiques de cette nouvelle Institution.

[2]) Theiner, Frankenberg, S. 195.

[3]) Ibid. S. 196.

durch seine Verfügung ein ganzes Land, eine Perle unter seinen vielen Ländern, sich und seinem Hause abwendig gemacht.

Trauttmansdorff überhäufte den Cardinal mit bitteren Vorwürfen wegen der Veröffentlichung, durch die er einen Feuerbrand unter das Volk geworfen habe! Der Cardinal erklärte fest, dass es ohne sein Wissen geschehen sei; wer könne ihm aber verbieten, sein Urtheil in einer solchen Sache, die das ganze Land und die Kirche angehe, der Öffentlichkeit zu übergeben? Nun bat der Minister den Cardinal, in einem Hirtenbrief das aufgeregte Volk zu beschwichtigen.

Frankenbergs Hirtenbrief.

Das that der Cardinal: Mit der Losung: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist", mahnte er das Volk an Unterwürfigkeit und an seine Pflicht des Gehorsams, redete aber auch mit begeisterten Worten den Kaiser selber an, er möge endlich die heißen Bitten eines treuen Volkes erhören, die Kirche freigeben, ihr nicht nur den Unterricht des Clerus, sondern auch der Jugend zurückerstatten, die bischöflichen Seminarien und die alte Universität wieder herstellen und die General-Seminarien aufheben. Trauttmansdorff wollte den Cardinal bewegen, einige Stellen aus dem Hirtenbriefe auszulassen und ihn erst zu veröffentlichen, nachdem ihn der Kaiser gebilligt habe, aber Frankenberg willigte nicht ein.

Die Frage hatte sich der ganzen Nation bemächtigt, und jetzt erschienen Schriften, die voll Feuer, aber nicht immer so ehrerbietig gegen den Kaiser, diese Angelegenheit behandelten. So hat eine den Titel: „152 Absurditäten aus den Edicten, Ordonnanzen und Grundsätzen der Gesetzgebung, welche unter dem Namen Josephs II. seit seiner Thronbesteigung erschienen sind."[1]) Sie schließt mit den Worten: „Gebe der Himmel, dass endlich der Herrscher im Angesichte dieser Unmasse von so unsinnigen Decreten, welche sämmtlich allen Gesetzen der Vernunft, der Natur, der Weisheit und Menschlichkeit, der Milde und der Religion zuwider sind, die fürchterliche Überlistung erkenne, womit man seine schöne Seele und die Güte seines Herzens, wie gleichfalls die Reinheit seiner Absichten und seines edlen und brennenden Eifers für das Wohl seiner Unterthanen zu hintergehen und zu schänden gewusst hat. Möge er alle Dinge auf den alten Fuß zurücksetzen, auf dem er sie bei seiner Thronbesteigung vorgefunden, ohne zu befürchten, hiedurch seiner Würde zu schaden oder sie zu entehren. — Nein, sicherlich nicht; ein Fürst, der den Muth besitzt, seine falschen Maßregeln einzusehen und zurückzunehmen, entehrt keineswegs seine Würde; er ergreift im Gegentheil das einzig fähige Mittel, dieselbe wieder herzustellen und zu erhöhen; er gibt ihr einen reineren und erhabeneren Glanz. Der Sieg, den solch ein hochherziger Fürst bei dieser Gelegenheit über sich davon trägt, erwirbt ihm mehr Ruhm als die glorreichsten Siege über seine Feinde. Ihr Schutzengel des heiligen, deutschen Reiches, flehet zu Gott, dass er den Herrscher erkennen lasse, dass er, wenn er sich demüthigt, Seine Majestät mehr erhöht und sein Reich mehr erweitert, als wenn es ihm gelänge, durch glänzende Siege sich die Pforte zu unterwerfen und den Feind des Kreuzes in seine asiatischen Wüsten zurückzuwerfen."

Satiren.

Das Gefühl, dass man schweren Zeiten entgegengehe, trieb Clerus und Volk zu außerordentlichen Gebetstunden für das Beste der Religion und für Erleuchtung des Kaisers in den Kirchen. Da erschien 18. October 1788, ohne

[1]) Cent et cinquante-deux absurdités des édits, ordonnances et principes de législation, qui ont paru sous le nom de Joseph II. depuis son avènement à l'Empire.

Andachten für den Kaiser verboten.

Wissen des Kaisers, ein Verbot jeglicher öffentlichen Andacht, die nicht in den gewöhnlichen Rubriken des täglichen Gottesdienstes jeder Kirche verzeichnet sei:[1]) das Volk werde getäuscht, Gebete würden gehalten, als ob die Religion in Gefahr wäre: es sei dies rein Vorwand, um verbrecherische Anschläge gegen die Rechte der Krone zu verschleiern. Damit hatte der Zwiespalt in der kirchlichen Frage seine höchste Höhe erreicht.

Bald trat er auch in einer Rechtsfrage in aller Schärfe hervor. Der Militärstand war vermehrt worden; an die Spitze desselben trat 28. December 1787 der Graf Richard d'Alton, ein General, der bei mehreren Gelegenheiten

Graf Alton.

Energie, aber auch eine an Rauheit grenzende Strenge bewiesen hatte. Er war der rechte Mann, um rücksichtslos durchzugreifen, aber für diese Lage passte er nicht. Die Belgier sprachen von einem neuen Alba. Ein Missgriff war auch, dass er selbständig handeln durfte, dass er vom bevollmächtigten Minister unabhängig war, denn dadurch kam Zwiespalt in die Regierung.

Trauttmansdorff sagt über ihn:[2]) „Gleich am ersten Tage bemerkte ich, dass er eine Nation besiegen wollte, die nicht mehr im Aufruhr begriffen war, und ein Land erobern, das noch nicht verloren war, und sich eine Ehre aus einer Sache machen, die er zu seinem Bedauern schon gethan fand. Es verging kein Tag, wo er mir nicht Vorschläge zu einer Gewaltthat machte, während ich die Überredung wirken lassen wollte. Hätte ich ihm nachgegeben, so wäre die Revolution, die ich zwei Jahre hintanzuhalten vermochte, schon in zwei Monaten ausgebrochen. — Es gehörte aber großer Muth dazu, ihm zu widerstehen in Anbetracht des Vertrauens, in welchem er beim Kaiser stand, und des Einflusses, den seine Rathschläge auf die Befehle des Kaisers ausübten."

22. Jan. 1788.

So zeigte sich der Zwiespalt zwischen dem Minister und dem Befehlshaber am Ereignisse des 22. Januar 1788. Trauttmansdorff verlangte am 17. December 1787 die unbedingte Ausführung aller vor dem 1. April erlassenen Verordnungen. Der Rath von Brabant weigerte sich, diesen Befehl zu veröffentlichen und der Minister wollte ihn dazu zwingen, indem er ihm gebot, binnen vierundzwanzig Stunden den Befehl kundzumachen und nicht auseinanderzugehen, bis dies geschehen sei. Viel Volk zeigte sich auf den Straßen. D'Alton ließ den Platz vor dem Palaste und die umliegenden Straßen besetzen. Als die Menge tobte und drohte, ließ ein Officier auf sie

Die ersten Schüsse.

Feuer geben. Die Menge floh, einige Todte und Verwundete auf dem Platze zurücklassend. D'Alton bemächtigte sich des Stadthauses, legte Mannschaft hinein und pflanzte Kanonen davor auf. Das alles geschah, ohne Ver-

Folgen.

abredung mit Trauttmansdorff, der darüber bemerkt, der Kaiser hätte dieses Auftreten als ein festes gewiss nicht so sehr gelobt, wenn er die Folgen geahnt und gewusst hätte, dass nicht das Volk, sondern einige Gassenbuben die Soldaten verhöhnt hätten.

---

[1]) Theiner, Cardinal Frankenberg, S. 207.
[2]) Trauttmansdorff, Fragmens, p. 23.

Zunächst hatte die Besetzung des Stadthauses die Folge, dass weder der Magistrat noch die Stände die Berathung darin für frei hielten, und dass die Einnahme des Stadthauses das Ziel beim Aufstand wurde, dann dass das Militär unsäglich verhasst und Trauttmansdorff verdächtig wurde; denn man glaubte, er sei mit d'Alton einverstanden, und warf ihm mit Unrecht vor, er wolle mit Bajonnetten und Kanonen regieren.[1] Das Stadthaus.

Doch schüchterte diese Strenge im Anfange ein. Der Rath von Brabant unterzeichnete abends eilf Uhr den Befehl zur Kundmachung der Verordnungen, indem er aber zugleich Verwahrung gegen jede Verletzung der Verfassung einlegte. — Am 27. Mai bewilligten die Stände von Brabant wieder die Steuern. Die Haltung war demüthig. D'Alton schrieb an den Kaiser, man sehe hier, wie man den belgischen Löwen leiten müsse. Die Ruhe war aber nur auf der Oberfläche, die Gährung war umso stärker in der Tiefe. Nur hin und wieder tauchte ein Zeichen des Widerstandes auf, aber ein bedeutsames. In Mecheln und Löwen floss Blut, als die bischöflichen Seminarien geschlossen wurden.[2] Gährung.

Dann war es wieder ganz ruhig. Die Regierung nahm einige der ärgsten Schreier gefangen, am 8. August sollte van der Noot verhaftet werden, er war aber noch zu rechter Zeit entkommen — nach London; es hieß, er unterhandle dort für die Freiheit Belgiens. Dann ward es wieder ganz ruhig, so dass d'Alton dem Kaiser schrieb: „Die Verhaftung von fünf oder sechs Häuptern und von ein paar Bischöfen würde der Ruhe Dauer geben. — Sicher ist diese Änderung des Sinnes eine Folge der Kundmachung, dass das Militär bei einem Auflauf Feuer geben und selbst mit Kanonen jedes Haus niederschießen werde, von wo herab man auf die Truppen Steine werfen oder schießen würde.“[3] Van der Noot.

Schärfer sah Trauttmansdorff, welcher Cobenzl um baldige Abberufung d'Altons bat, da er das Unglück habe, „den Hass der Nation auf sich zu laden, und dem es gelungen sei, das Militär gefürchtet, aber auch dasselbe und sich selber in einem Grade verhasst zu machen, wie man es sich kaum denken könne; der Soldat fühle sich wie in Feindes Land“.[4] Trauttmansdorff bat, als d'Alton blieb, um seine eigene Abberufung, der Kaiser aber hieß ihn bleiben und behandelte all seine Befürchtungen als übertriebene Ängstlichkeit. Im November zeigte sich klar, dass in der Classe der Bürger der Widerstand zähe sei, wenn auch Adel und Clerus willig waren. In den Staaten von Brabant, welche am 21. October zusammentraten, verweigerte der dritte Stand beharrlich die Steuern, obschon Adel und Clerus sie bewilligten, und nach altem Herkommen wurde dadurch die Bewilligung der beiden anderen Stände ungiltig. Geradeso geschah es in den Staaten von Hennegau.[5] Trauttmansdorff will weg.

Dies gab dem Kaiser Anlass zum Befehle an den Statthalter 7. Januar 1789, er solle die Stände von Brabant und Hennegau hinfüro nicht mehr berufen und sie nicht mehr als bestehend betrachten; — da sie das Band, das sie an ihren Fürsten knüpfte, eigenmächtig zerrissen hätten, so erachte sich dieser gleichfalls aller Verbindlichkeiten gegen die Verfassung enthoben. Das schreckte die Stände von Brabant: sie erklärten, allen Forderungen des Aufhebung der Stände von Brabant.

[1] Trauttmansdorff, Fragmens, p. 14—15.
[2] Sieh oben S. 640 dieses Bandes.
[3] Borgnet, l. c. I, p. 93—94.
[4] Trauttmansdorff, Fragmens, p. 15—16.
[5] Arendt, Die brabantische Revolution, S. 265—267.

und Hennegau

Kaisers hinfüro genugthun zu wollen; nicht aber die von Hennegau, vielmehr blieben diese in ihrer Weigerung beharrlich. Darauf hob der Kaiser am 30. Januar alle Privilegien, Rechte und Freiheiten dieser Provinz auf und erklärte, dass er die höchste Gewalt in ihr nur noch als Eroberer ausübe. In der Vertretung von Brabant aber unterdrückte der Kaiser durch Erlass vom 15. Februar den dritten Stand und ergänzte die abwesende Zustimmung durch eigene Machtvollkommenheit. Der Rath von Brabant, der als eine Art Verfassungswart erst durch seine Kundmachung einem Gesetze Giltigkeit gab, verweigerte die Homologation oder Kundmachung. Darauf wurden am

18. Juni 1789.

18. Juni den Ständen von Brabant folgende Vorschläge zur Genehmigung empfohlen: 1. sie sollten die Steuern ein für allemal bewilligen, 2. den dritten Stand mit Zustimmung der beiden ersten unterdrücken, 3. die Kundmachung der Gesetze durch den Rath von Brabant abschaffen, 4. die Verwaltung der Justiz neu organisieren. Das hieß die alte Verfassung ändern, der doch die Belgier so anhänglich waren. Die Drohung, dass der Kaiser, wenn sie nicht einwilligten, die ganze Verfassung aufhebe, war wirkungslos. Sofort wurde noch an demselben 18. Juni die Joyeuse Entrée für aufgehoben erklärt und mehrere widerspänstige Mitglieder, darunter fünf Äbte, verhaftet.[1])

Unbesonnenheit.

Die Regierung betrat also den Weg der Gewalt. — War sie auch hinlänglich gerüstet? Trauttmansdorff machte eine wichtige Bemerkung:[2]) „Die Lage verschlimmerte sich, der Geist des Gehorsams schwand dahin, man musste eine Entscheidung treffen und die einsichtsvollen Männer sagten, es gebe nur ein Mittel, um der ewigen Unruhe ein Ende zu machen, man müsse die Verfassung aufheben, die zu so vielen falschen Auslegungen Anlass gebe und das Missverständnis zwischen dem Herrscher und der Nation verewige. Man fasste die nöthigen Befehle ab. Alle riethen aber auch, die nöthige Macht zum Staatsstreiche zusammenzubringen, um jedem Auflaufe zu begegnen. Ich stellte Seiner Majestät vor, nur in diesem Falle könne man die Ruhe im Lande aufrecht erhalten und

Trauttmansdorff sah richtig.

habe nichts von außen zu besorgen. D'Alton aber sagte mir ironisch, als ich ihm davon Mittheilung machte, er könne von jedem Regimente ein Bataillon nach Ungarn schicken und doch binnen sechs Wochen das System des Kaisers, wenn er wolle, durchführen. — Der 18. Juni, meinte er, ist ein Glückstag für das Haus Österreich, denn an ihm wurde die Schlacht bei Kollin geschlagen, welche die Monarchie rettete, und an diesem wurde der Kaiser wieder Herr der Niederlande. Ich meldete dem Kaiser, ich sei nicht dieser Ansicht, viel Klugheit sei nöthig und man dürfe die Nation nicht in Verzweiflung bringen." — In jenem Juni siegte auch der dritte Stand in Versailles, und war also der Geburtstag der französischen Revolution.[3])

So suchte denn der Kaiser mit einem Federstriche ein historisches Leben von Jahrhunderten zu vernichten.[4]) Nachdem Trauttmansdorff den Befehl ver-

---

[1]) Borgnet, l. c. I, p. 100—101.

[2]) Trauttmansdorff, Fragmens, p. 25—26.

[3]) Vergl. unten Bd. XV dieses Werkes: „Die Vorspiele der französischen Revolution."

[4]) Der Wortlaut der Aufhebung der Joyeuse Entrée vom 18. Juni 1789 ist: „A compter de ce jour, toutes les concessions faites, accordées et confirmées

lesen hatte, erhob sich der Marquis Proudhomme d'Ailly: „Weil wir hier nichts mehr zu thun haben, so bin ich Ihr unterthäniger Diener“ — verließ den Saal und die ganze Versammlung folgte ihm nach. Die Beamten versiegelten die Papiere. Einige Mitglieder wollten sich zum Rathe von Brabant begeben, fanden ihn aber schon aufgelöst. Wie Trauttmansdorff versichert, bezeugten ihm die Royalisten die höchste Freude über den Staatsstreich; er selber aber war erschrocken über das, was er gethan hatte. Ein hochgestellter Belgier jener Zeit, voll Einsicht und Ehrenhaftigkeit, Rapedius de Berg, meint,[1]) der Kaiser hätte seine Verfassungsänderung zuletzt doch durchgesetzt, wenn er nur den thörichten Plan mit dem General-Seminare aufgegeben hätte, denn dann hätte er den Clerus wiedergewonnen, welcher besorgt war, dass die revolutionäre Bewegung in Frankreich sich auch über Belgien verbreite, und mit dem Clerus hätte er auch die Bauern für sich gehabt, welche unbedingt der Geistlichkeit gehorchten. Ebenso habe es sich mit der Bevölkerung der kleinen Städte verhalten. In Brüssel seien allerdings viele Gegner des Kaisers gewesen, aber sie hätten doch nichts gegen die Regierung vermocht, wenn diese nicht den Clerus und die Bauern ihnen in die Arme geworfen hätte. Auch wirft er der Regierung ein fortwährendes Schwanken vor, ein stetes Reizen der Gegner durch die widersprechendsten Befehle, ohne dass sie dieselben zu gewinnen oder zu vernichten verstand. Trauttmansdorff ließ verhaften und gab den Gefangenen dann rasch wieder die Freiheit. Er drohte und führte die Drohung nicht aus. Da war d'Alton ein ganz anderer Mann: er vollbrachte, was er angedroht hatte, während Trauttmansdorff doch mitten im Drohen die Geister wieder durch Güte und Überzeugung gewinnen wollte, obschon die ganze Nation bereits in einer revolutionären Bewegung war, die mit jedem Tage wuchs und die zu beschwichtigen nur entschiedene Maßregeln ausreichten.

Auflösung des Rathes. Clerus. Bauern. Städte. Trauttmansdorff. D'Alton.

Die Gährung war schon in die unterste Classe gedrungen. Nicht in Brüssel gieng es am 22. Juli zuerst los, und doch waren hier die meisten Gegner der Regierung, sondern unter den Bauern in der Nähe von Tirlemont, die, als ein beliebter Bierbrauer verhaftet wurde, mit Sensen, Heugabeln, Flinten herbeieilten und den Mann befreiten. Die Sturmglocke ertönte — und bald hallte sie von Dorf zu Dorf. Die Soldaten hielten noch treu zur Regierung und es gab viele Todte und Verwundete. Ein Erlass kündete allen Todesstrafe an, die sich bei einem Auflaufe betheiligten oder plünderten; ein anderer verurtheilte die jungen Burschen, welche bei Unruhen mitwirkten, zur Überführung nach Ungarn, wo sie in das gegen die Türken bereitstehende Heer eingereiht werden sollten. In beiden Erlässen ward davon abgesehen, dass nach altem Grundsatze kein Belgier seinem rechtmäßigen Richter entzogen und ohne seine Einwilligung außer Landes gebracht werden durfte. Sechzehn Burschen, die schon auf dem Wege nach Ungarn waren, rief auf Bitten der Verwandten Trauttmansdorff zurück und stellte sie vor ihren rechtmäßigen Richter, der sie aber sogleich frei sprach.

Erste Unruhen.

So war die Stimmung der Geister. Die Regierung verlor jeden Tag mehr Anhänger und ihre Missgriffe beuteten ihre Gegner sehr schlau aus.

---

par nous à notre province de Brabant ainsi que les privilèges de cette province, de même que le contenu entier de la Joyeuse Entrée, seront et demeureront révoqués, annulés et cassés.“ — Der Erlass vollständig bei Ferdinand Rapedius de Berg, Mémoires et documents pour servir à l'histoire de la Révolution Brabançonne. Par P. A. F. Gérard. Bruxelles II. 1843. II, p. 214—216.

[1]) Rapedius de Berg, l c. II, p. 222.

Unter diesen waren van der Noot, dann Vonck und van der Eynde die bedeutendsten.

Van der Noot

Nikolaus van der Noot kennen wir schon; die Regierung hatte ihn verhaften wollen und er war entkommen. Fortan arbeitete er gegen sie mit ebensoviel Hass als Arglist: „Man soll sehen," schrieb er an seine Kebse in Brüssel, in London, „was die Rache eines Mannes vermag." — Zuerst floh er nach London und suchte Pitt für seine Pläne zu gewinnen, der den ränkevollen Mann aber gar im Haag. nicht vor sich ließ. Dann gieng er nach dem Haag, und suchte den Statthalter Wilhelm V. und den Großpensionär van de Spiegel gegen den Kaiser aufzureizen. Der letztere hat über die Verhandlungen, die er mit dem Manne pflog, selber berichtet:[1]) „Am 10. Mai 1789 stellte sich mir der Advocat van der Noot vor, als Bevollmächtigter der einflussreichsten Mitglieder der Stände von Brabant, und sagte: die Freiheiten der Niederlande würden mit Füßen getreten, obschon sie im Frieden von Rastatt gewährleistet wären, und es liege im Vortheile von Großbritannien, Preußen und Holland, dass Belgien nicht unterdrückt werde. Der Kaiser habe dabei die Absicht, fortan Steuern zu erheben, wenn sie auch nicht bewilligt wären, und die Conscription einzuführen, um zu einem Angriffe auf Holland immer Geld und Mannschaft genug zu haben." — Ohne dass Van de Spiegel. van der Noot eine Vollmacht vorweisen konnte, die er nur sich selber gegeben hatte, hörte ihn der Großpensionär doch an und ermuthigte ihn mit den Worten: „Wir haben mit Betrübnis vom traurigen Zustande in Belgien gehört; uns Niederländern, die wir ja aus demselben Stamme sind, wie ihr, konnte ja euer Schicksal nicht gleichgiltig sein; wir haben selber alles gewagt für unsere Freiheit, aber die Umstände waren auch ganz andere, und wenn die Belgier weder ein Heer, noch einen Anführer hätten, so wäre ihr Widerstand verwegen." Auf seine Frage, was denn die Partei van der Noots beabsichtige, gab dieser zur Landesverrath. Antwort:[2]) „Wir wollen eine unabhängige Republik errichten, nach dem Muster der eurigen, einen Statthalter wählen, wie ihr, allenfalls den zweiten Sohn des Prinzen von Oranien, und, wenn der Unterschied der Religion kein Hindernis in den Weg legt, so könnten wir uns ja mit eurer Republik vereinigen." Also ein eifriger Katholik war van der Noot nicht; er war aber auch ein schlechter Belgier, denn Holland hatte ja, seit es als Republik bestand, alles gethan, um Belgien lahm zu legen, den Aufschwung seines Handels unmöglich zu machen.

Die Oranier. Von diesem Tage an wiegte sich auch das Haus Nassau-Oranien in dem Plane, Belgien zu erwerben. Was auch die Belgier gegen Joseph haben mochten, jeder musste doch zugeben, dass er bemüht gewesen war, der demüthigen Stellung Joseph II. seiner Heimat gegenüber Holland ein Ende zu machen und ihm Quellen des Reichthums zu erschließen. Der Kaiser wollte eine starke Regierung gründen, aber sicher nur zum Vortheile Belgiens. Van de Spiegel gab die Antwort, der Unterschied in der Religion sei kein wahres Hindernis für eine Vereinigung mit Belgien; van der Noot möge aber kurz sagen, was er von Holland wünsche. Da rückte dieser mit der Bitte heraus, Holland möge bei Preußen die Versicherung erwirken, dass es im Falle eines Aufstandes in Belgien den Durchmarsch österreichischer Truppen hindere, worauf van de Spiegel meinte, da müsse

[1]) Resumé des négociations qui accompagnèrent la révolution des Pays-Bas Autrichiens, avec les pièces justificatives par P. L. J. van de Spiegel. Amsterdam 1841.

[2]) Rapedius de Berg, l. c. II, p. 265.

Holland vorerst sich mit Preußen und England über die Frage verständigt haben. Er möge also nach London und Berlin gehen. Van der Noot überreichte dem Rathspensionär noch eine Denkschrift über Belgien,[1]) voll Hass gegen Österreich, und gieng dann nach Berlin mit einer Empfehlung an den holländischen Gesandten van Reede versehen, dem überdies der Großpensionär gemeldet hatte: die Gährung in den Niederlanden sei groß; die Unzufriedenen hätten aber keinen bestimmten Plan und keine geschickten Führer und darum sei es wohl möglich, dass der Widerstand dem Militär erliege; man könne sich also bloßstellen, wenn man zunächst mehr thue, als dass man den Belgiern unter der Hand die Versicherung gebe, die Garantiemächte nähmen großen Antheil an ihrem Schicksale. Die ganze Sache könne eine andere Wendung bekommen durch einen bevorstehenden Todesfall, nämlich des Kaisers. Immerhin wäre es aber gut, wenn die drei Mächte zum voraus gemeinsame Maßregeln verabredeten.

Van Reede trug die Sache in Berlin Hertzberg vor und erhielt bald von ihm die Versicherung, der König von Preußen sei bereit, alles zu unterschreiben, was die beiden anderen Mächte in dieser Beziehung thun wollten, und Hertzberg habe voller Freude zu ihm gesagt: „Wenn wir drei zusammenhalten, so sind wir eine ansehnliche Macht." Friedrich Wilhelm II. erklärte: er habe als Nachbar, als Garant des Friedens von Utrecht, als Kurfürst und Mitglied des Deutschen Reiches ein Recht, an der belgischen Frage theilzunehmen, und wenn die Belgier siegten und seinen Schutz anriefen, so würde er ihnen wirksame Hilfe gewähren, namentlich um dem Geiste der Auflehnung, der von Frankreich ausgehe, einen Damm entgegenzusetzen.[2]) — Also man ermuthigte die Belgier zur Auflehnung gegen den Kaiser, um den Geist der Empörung unwirksam zu machen! Bald meldete van Rede wieder, er habe aus dem Munde des Königs, dass die Empörung der zehn Provinzen für ihn, wie für seine Verbündeten ein großer Vortheil sei. Indes hätten die belgische und galizische Frage einen Zusammenhang und die eine helfe der anderen auf. Um jeden Preis müsse man aber verhindern, dass die Belgier sich mit den Franzosen vereinigen. Die

Hertzberg.

Friedrich Wilhelm II.

[1]) Canevas de réflexions politiques sur les troubles des Pays-Bas Autrichiens, abgedruckt bei Rapedius de Berg, l. c. II, p. 270—273.

[2]) Auf seine schriftliche Eingabe am 18. August 1789: „Das brabantische Volk bittet den König ihm mitzutheilen, ob Seine Majestät, wenn die Nation sich für frei und unabhängig erklärt hat vom Hause Österreich, sie als solche, so wie alle anderen sich ihr anschließenden Provinzen der Niederlande, anerkennen wird — und ob in solchem Falle die Niederlande auf den Beistand und die Hilfe Seiner Majestät und seiner hohen Verbündeten gegen die französischen, deutschen und andere Truppen rechnen können, welche der Kaiser gegen sie aufbieten würde" — gab Hertzberg in Gegenwart van Reedes nach Auftrag des Königs eine zustimmende Antwort, die van der Noot schriftlich abfasste, dem Minister vorlegte und fragte, ob dies der genaue Ausdruck der Gesinnungen des Königs sei. Hertzberg bejahte es. Van Reede theilte diese Zeilen 25. September 1789 dem Großpensionär mit; sie lauten: „Wenn die Staaten von Brabant in einem Manifeste ihre Unabhängigkeit nicht bloß erklären, sondern auch begründen werden und sich als alte Mitglieder des Reiches an den König als Kurfürsten und an seine Verbündeten als Bürgen des Barrièrenvertrages um Beistand wenden werden, so erklärt heute der König, dass er in diesem Falle geneigt ist, sich mit seinen Verbündeten über die Mittel zu vereinbaren, sie zu beschützen, sowohl gegen die Truppen, welche Frankreich, als gegen die Truppen, welche der Kaiser und seine Verbündeten gegen sie senden könnten, und, um nicht eine kostbare Zeit zu verlieren, wird der König sogleich, sowohl von der Bitte, welche van der Noot kraft seiner Vollmacht und als Betrauter des brabantischen Volkes an ihn richtete, als von der mündlichen Antwort seinen Verbündeten Mittheilung machen, um einstweilen ein Einverständnis über ihr Verhalten zu erzielen, wenn die Staaten von Brabant ihren Beistand anrufen." — Abgedruckt bei Rapedius de Berg, l. c. II, p. 292 ff.

Belgier sollten also, wenn der Aufstand beginne, in einem Manifeste die Hilfe der drei Mächte anrufen.[1]) — Van der Noot reiste ein zweitesmal nach London, wurde aber auch diesmal von Pitt nicht empfangen.

Vonck. Viel würdiger ist der Plan des Advocaten Vonck: Belgien solle nur auf seine eigenen Kräfte sich stützen, namentlich aber Holland und Preußen misstrauen; ein gut bewaffnetes Corps von 3000 Mann sei hinreichend, alles auszuführen.

Johann Franz Vonck, geboren 1743, Advocat beim Souveränen Rath von Brabant, war ein Anhänger Montesquieus. In vielem stimmte er mit Joseph II. überein, nur war er gegen seine herrische Art und Willkür im Anordnen, ihm galt die Volkssouveränität als Grundlage des gesammten Staatslebens. Er war ein Liberaler nach französischem Schnitt, sonst in seinem Leben ehrenhaft: durch eigene Tüchtigkeit hatte er sich eine geachtete Stellung errungen. Vonck war eine edlere, feinere Natur als van der Noot, nicht der Mann der Gasse, der in der Weise des gemeinen Mannes sprach und ihn durch ein zündendes Wort in Bewegung zu setzen vermochte, sondern ein Gelehrter,[2]) ein Mann des Systems, bedächtig, frei von Ehrgeiz, fest und bestimmt, aber nachhaltiger wirkend. Mit fünf Advocaten, Verlooy, Torfs, Kint, de Brouwer und Lehardi und mit zwei Kaufleuten, Weemaels und Aubremez, mit dem Ingenieur Fisco und mit dem Vicomte von Walkiers, dem Haupte des Banquierhauses Nettines, gründete Bund Pro aris et focis. er den Bund Pro aris et focis, den Bund für die Freiheit der Niederlande, die ihm jetzt mit dem Bestande der österreichischen Herrschaft unvereinbar schien. Das Wort Republik sprach er nicht aus, obschon sein Bund, wenn er siegte, nur zur Republik führen konnte; Vereinigung mit Frankreich wollte er auch nicht, obschon sie die Folge der Abschüttelung der österreichischen Herrschaft werden musste; er meinte nämlich, die Niederländer seien stark genug, für sich zu handeln, jede auswärtige Macht suche nur ihre Zwecke und gebe den neuen Verbündeten im Nothfalle preis. In dem Plane zur Verschwörung, den er entwarf, wird von der Betrachtung ausgegangen:[3]) „Jeder vernünftige Mann fühlt den unglücklichen Zustand dieses Landes. Drei Millionen seufzen unter dem Joche der Sclaverei, von denen doch nicht einmal die Mehrzahl, wie in Holland, sondern kaum der hundertste Theil böse Absichten hat. Unter diesen 3,000.000 befinden sich gewiss Programm. 700.000 wohlmeinende Männer, welche im Stande sind, sich zu schlagen, und jetzt missvergnügt sind, und unter diesen darf man sicher auf 300.000 zählen, welche Gut und Blut für das Vaterland wagen würden. Aber wie ein Kerkermeister leicht 200 Gefangene bezwingen kann, weil er sie von einander getrennt hält, ebenso kann eine kleine Anzahl von Soldaten, nur 13.000 Mann, uns getrennt und in der Sclaverei erhalten. Jeder sieht voraus, dass, wenn nur 5000 Mann, oder gar noch weniger, sich zusammenscharen, sie leicht alles wieder in die alte Ordnung bringen, und wenn ihrer auch nicht viel mehr wären, sie alles sich gefügig machen könnten, so dass weder Blutvergießen, noch Plünderung nöthig wäre. — Nach reiflicher Überlegung hat man also beschlossen, einen solchen Bund zu stiften, der dazu dienen soll, mit den Waffen in der Hand unsere Verfassung

[1]) Rapedius de Berg, l. c. II, p. 284–286.
[2]) Das Verzeichnis seiner Schriften bei Rapedius de Berg, l. c. II, p. 293.
[3]) Der Wortlaut nach der Handschrift Vonks bei Rapedius de Berg, l. c. II, p. 294—297.

zurückzufordern, die man unseren Bitten versagt, und wenn man sie uns nicht zurückgibt und uns nicht fester zusichert, als durch ein leichtvergessliches Wort oder leichtzerreißbares Stück Papier, so würden wir von unserer Stärke den Gebrauch machen, der uns geeignet erscheint. Wir können frei zu den Waffen greifen, Truppen ausheben und einüben."

Werbung.

So entstand diese Gesellschaft, welche das Haus Habsburg um den Besitz Belgiens bringen sollte. Das strengste Geheimnis wurde in einem Eide angelobt. Die ersten Zehn nannten sich Generale. Jeder suchte eine gleiche Zahl von Gesinnungsgenossen zu gewinnen, die Obersten hießen. Jeder dieser Obersten warb zehn Majore, jeder Major zehn Hauptleute und so gieng es abwärts bis zu den Gemeinen; im October 1789 war ein Heer gebildet von 70.000 Mann. Jeder wurde vom Zwecke der Gesellschaft unterrichtet und wurde angewiesen, sich bereit zu halten, um, wenn der leitende Ausschuss das Zeichen gebe, zu den Waffen zu greifen. Jeder verpflichtete sich zu Geldbeiträgen, aus denen der Ankauf von Waffen, die Herausgabe von Schriften und Zeitungen im Sinne der Bewegung, die Reisen der Gesandten, der Unterhalt der Ausgewanderten bestritten wurden. Nur der Werber von je Zehn kannte die Geworbenen, sie kannten einander nicht. Jeder hatte seinen Namen für den Bund, den er sich selber gewählt hatte; für Orte und Verrichtungen in Sachen des Bundes wurden besondere Worte gewählt. So war es möglich, dass der Bund lange geheim blieb, obschon die Regierung überall seine Wirkung bemerkte und fühlen musste, wie der Maulwurf unter der Erde wühlte.

Gliederung.

Auswanderung nach Breda.

Im August und September 1789 wurden die Auswanderungen massenhaft nach Breda im Holländischen, wo ein geheimer Ausschuss unter van der Noot thätig war. Dort hatten sich auch Mitglieder der Stände von Brabant versammelt und einen Brandbrief erlassen,[1]) worin sie auf die Erfolglosigkeit ihrer bisherigen Vorstellungen an den Kaiser während der drei letzten Jahre hinwiesen und wie auch die Steuerverweigerung nichts genützt habe. Jetzt bleibe nur noch das eine Mittel über: es zu machen wie die Holländer und das drückende Joch abzuschütteln. Die Fremdmächte, an die sie sich gewendet, hätten die Gerechtigkeit ihrer Sache anerkannt, seien bereit zu helfen, und ihre Heere schon auf dem Marsche und überall helfe die Bevölkerung, wie sie könne. Jetzt endlich sehe die Regierung den Abgrund ein, an dem sie stehe, und werde suchen, die Mitglieder der früheren Stände wieder zu gewinnen. „Aber jeder sei hiemit verständigt: wenn er die Unklugheit hätte, die Schritte der Patrioten bei den Fremdmächten zu missbilligen oder einige Hingebung für die trügerischen Absichten der Regierung zu zeigen, so ist unser Entschluss, dass ein solcher Thor nicht bloß unseren Unwillen und den Zorn der Nation auf sich laden wird, sondern auch als ein Verräther am Vaterlande betrachtet und bestraft werden soll. Also beschlossen in unserer geheimen Versammlung am 30. August 1789."

Brandbrief.

---

[1]) De la part des états de Brabant à chacun de ses membres. — Rapedius de Berg, l. c. II, p. 288—289.

Antwort. Die Regierung antwortete in einem Erlasse am 1. September, all das Gerede von fremder Hilfe sei falsch, erfunden, um die Guten zu verführen und die verhängnisvollen Pläne der Wühler zu verwirklichen. Seine Majestät ermahne alle und jeden, sich friedlich zu verhalten, seinen Geschäften ruhig nachzugehen und sich auf seinen Schutz zu verlassen, und befehle, jeden, der Hilfe oder Beistand für hochverrätherische Pläne verlange, festzunehmen und nach der ganzen Strenge des Gesetzes zu behandeln.[1]) — Mit solchen Befehlen war aber nicht mehr zu helfen.

Van den Eynde. Die Antwort war eine historische Schrift von dem Advocaten van den Eynde,[2]) in welcher die Auswanderung der Plebejer auf den heiligen Berg benutzt war, um die belgische Jugend zur Auswanderung nach Breda aufzufordern. Auch wurde eine angebliche Äußerung Mirabeaus verbreitet, auf den damals ganz Europa als politisches Orakel horchte: „Das belgische Volk muss seine eigenen Mirabeau. Kräfte anwenden, um sich dem österreichischen Joche zu entziehen und sich unabhängig zu machen. Erst wenn dieses vollbracht ist, mag es dann an Verbindungen mit auswärtigen Mächten denken." — War die vorige Schrift ein Werk des Ausschusses von Breda, so war die Verbreitung der Äußerung Mirabeaus im Sinne der Vonckisten.

Als die Auswanderung nach Breda massenhaft wurde, erließ der Statthalter am 30. September eine Kundmachung, welche die Beschlagnahme der Güter Strafe für Auswanderung. und Todesstrafe über jeden verhängte, der durch Versprechen oder Drohungen zur Auswanderung verleite oder für die Banden in Breda Geld, Lebensmittel, Waffen sende, und versprach eine Belohnung von tausend Gulden demjenigen, der solche Personen anzeige. Zugleich verhängte er Beschlag ihrer Güter und Verbannung über alle, die auswanderten, und rief, unter Androhung der gleichen Strafen, alle, die schon ausgewandert waren, in ihre Heimat zurück. Ein Angebot, gegen tausend Louisdor eine ihr schädliche geheime Verbindung anzuzeigen, war dem österreichischen Gesandten Mercy früher gemacht worden. Der Kaiser aber hatte gemeint, solches hieße an unverschämte Narren gutes Geld hinauswerfen.[3])

Am 17. October kam die Regierung durch Anzeige Deridders zur Kunde der Vonckistischen Verschwörung um den Preis von 15.000 Gulden. Vonck's Plan verrathen. Jetzt wurde in Masse verhaftet. Vonck entkam jedoch als Priester verkleidet. Unter den Verhafteten war auch der Advocat Linguet, der früher für Joseph II. schrieb, sich jetzt aber von den Vonckisten hatte gewinnen lassen. Auch einige Männer vom leitenden Ausschusse kamen in Haft, so Fisko und Secretan. Bei letzterem fand man einen Plan zum Angriffe auf die Truppen in Brüssel und den Entwurf eines Manifestes, welches offenbar der Ausdruck der Stimmung des besseren Theiles der Vonckisten war.

Manifest des Adels. „Wir wollen auch ferner unter dem Schutze des Kaisers leben, er soll sein Einkommen und seine Domänen behalten, aber unsere Statthalter müssen auch bleiben, sie allein sollen die Stellen besetzen, sie allein die Autorität ausüben,

[1]) Rapedius de Berg, l. c. II, p. 289—291.
[2]) Ibid. II, p. 301—302.
[3]) Ibid. II, p. 315.

die wir mit unserer Freiheit und unseren alten Rechten vereinbarlich finden. Nur Eingeborene sollen zum Schutze des Landes unter Waffen stehen, und ihre Officiere von der National-Versammlung ernannt werden." — Also das war der Sinn der höheren Classen; sie wollten bei Österreich bleiben, aber Albert und Christina sollten als Statthalter amten nach den Befugnissen, die eine belgische National-Versammlung gewähre. Der Minister Josephs war ihnen ebenso verhasst, wie der Befehlshaber Graf d'Alton. Albert und Christina

Aber wo war denn das erzherzogliche Paar, die geistreiche Maria Christina und ihr edler Gemahl? Auf Reisen, oder vielmehr sie mussten reisen. In den Denkwürdigkeiten des Herzogs Albrecht kommt ein Brief Trauttmansdorffs an den Kaiser vor, worin es heißt:[1] „Die mitleidigen Herzen der Erzherzogin und ihres Gemahles leiden unendlich bei dem Schlage, welcher den Staatskörper getroffen hat. Sie liebten ihn mehr, als er es verdiente, und alle Rechte und Privilegien waren ihnen sehr theuer. Da man auf alles, was die Hoheiten sagen oder thun, ein großes Gewicht legt, so empfehle ich ihnen, sich etwas verborgen zu halten. Ich hoffe, dass sie nicht sprechen werden, aber ich bin sicher, dass sie sich verrathen werden, und ich glaube, sie werden nicht böse sein, sich verrathen zu haben." — Mit anderen Worten: das edle Paar missbilligte die Aufhebung der Verfassung, musste sich aber beugen vor dem Willen des Kaisers. Welch bittere Stunden mag es für sie gegeben haben! Albert schreibt in seinen Denkwürdigkeiten: „Nachdem der Despotismus durch Militärgewalt die Stimme des Volkes zum Schweigen gebracht hatte, gab es keine Verfassung mehr. Wie konnte man noch von Rechten und Freiheiten sprechen, da eine unbedingte Unterwerfung gefordert wurde? Von nun an gab es keine Stände mehr."[2] — Das ist das Urtheil eines einsichtsvollen Ehrenmannes. müssen reisen, missbilligen den Bruch der Verfassung.

Joseph II. war zu edel, um der Schwester und dem Schwager darob zu zürnen, dass sie anderer Ansicht seien als er, oder gar an Ehrgeiz dabei zu denken. „Ich kenne Deine Gesinnung", schreibt er an Christina 4. März 1789; ich wünsche, dass alles geordnet wird, dass die Ruhe in die Gemüther zurückkehrt und jene Unverschämtheiten, die zur Mode und zum guten Ton zu gehören scheinen, aufhören."[3] Ein andermal meldet er: „In den Niederlanden, hoffe ich, wird sich jetzt alles ordnen, wenn nicht für das Gute, denn ich erwarte nichts von den Gemüthern, aber wenigstens für eine ruhige Unterwerfung. Mit der Zeit wird diese zur Gewohnheit und vielleicht zur Überzeugung."[4] — Der Kaiser hoffte dies von Gewaltbefehlen, die abgiengen, wie er schreibt, „um all den Streitigkeiten und Unverschämtheiten der Niederländer, koste es, was es wolle, ein Ende zu machen. Wenn sie nicht Vernunft annehmen, und sich unterwerfen, wird Gewalt angewendet und das Übel mit seiner Wurzel ausgerissen, komme, was da wolle. Man muss ein Ende machen und verhindern, dass es nicht weiter greife. Nach so langem Zuwarten bin ich das mir und dem Wohle der Menschheit schuldig. — Ich bitte dich und meine guten Freunde, macht, dass die Wahrheit durchdringe, öffnet den Blinden die Augen und unterstützt die Schritte der Regierung!"[5] — Nach der Aufhebung der Joyeuse Entrée schreibt der Kaiser: „Endlich ist in Brabant unsere Partie gewonnen und in aller Ruhe. Man wird Joseph II. über die Verfassung.

[1] A. Wolf, Maria Christina, II, S. 9.
[2] Ibid. II, S. 8.
[3] Ibid. II, S. 9.
[4] Ibid. II, S. 9.
[5] Ibid. II, S. 14.

dort das Phantom vergessen, das seit zwei Jahren alle unglücklich gemacht hat. Man sprach von der Verfassung, ohne sie zu kennen, ohne einen anderen Vortheil zu haben, als die Täuschung und das Recht, einige Grobheiten sagen zu dürfen.“ [1]) Immer denkt Joseph bei den belgischen Vorgängen an die französischen. Nach ihm herrscht bei beiden Völkern die gleiche Thorheit: „Es ist nur der Unterschied, dass der französische Rausch vom Champagner kommt: er ist rasch, aber leicht und vergeht schnell; während jener der Brabanter vom Bier kommt: er ist langwierig und hartnäckig.“ [2]) Wie täuschte sich der Kaiser! Übrigens handelte er in der Überzeugung seiner Pflicht und war unermüdlich, obschon krank. „Seit meiner Rückkehr von der Armee“, schreibt er, „habe ich keine heftige Bewegung gemacht, aber in dem Arbeitscabinet soll meine Maschine gehen. Es ist unmöglich, die Dinge so gleichgiltig zu nehmen. Die Brustkrankheit, an der ich seit neun Monaten leide, verursacht mir ein heftiges Blutspeien. Wenn das so fortdauert, so werde ich ohne Zweifel bald in die andere Welt abgehen.“ [3])

Vergleich der Belgier mit den Franzosen.

Krankheit des Kaisers.

Die beiden geheimen Verbindungen mussten, je weiter sie um sich griffen, miteinander in Berührung kommen. Vonck, der nicht sich selber suchte, sondern das Gelingen seines Planes, sandte den Advocaten Brouwer nach Breda um Vereinigung beider Verbindungen. Das wies aber van der Noot ab; er sprach stolz von seiner Gunst bei den Mächten und von der ihm versprochenen Armee, die schon ausreichen würde, alles ins Werk zu setzen. Mit diesem Manne konnte Vonck also nicht einig werden, zumal eine alte Feindschaft sie trennte: letzterer hatte nämlich früher gegen van der Noot für dessen Bruder einen Prozess gewonnen. Vonck war jedoch geneigt, der Führung zu entsagen, damit nur beide Verbindungen sich vereinigen könnten. Das ließ sich van der Noot gern gefallen, er blieb ja das Oberhaupt und nahm jetzt auch den Feldherrn mit in den Kauf, den Vonck als den tüchtigsten vorschlug. Vonck wandte sich nämlich an van der Mersch, einen Edelmann, der in Menin begütert war und sich früher als Soldat ausgezeichnet hatte.

Van der Mersch.

Geboren 1734 hatte Johann Andreas van der Mersch als Freiwilliger im französischen Regimente Lamark im siebenjährigen Kriege seine erste Schule durchgemacht und schon nach sechs Wochen wegen seines Wohlverhaltens bei den Kämpfen um Stromberg und Rittburg den Rang eines Officiers erhalten. Fortan übertrug man ihm die wichtigsten und gefährlichsten Aufträge, ohne ihm über die Art und Weise der Ausführung nähere Aufschlüsse zu geben — so groß war das Vertrauen, das er in der Regel glänzend rechtfertigte.[4]) Er nahm 1759 die Stadt Arensberg weg und schlug wenige Tage darauf den Feind bei Lunscheid, eroberte dann Attendorn und das Schloss Fürstenberg, nahm im nächsten Jahre Cassel mit der ganzen Artillerie und vielen

[1]) Wolf, Maria Christina, II, S. 15.
[2]) Ibid. II, S. 19.
[3]) Ibid. II, S. 13.
[4]) Mémoire historique et pièces justificatives pour M. van der Mersch, où l'on donne les preuves de la loyauté de sa conduite durant la révolution Belgique. Par E. J. Dinne, officier de la première armée Belgique et témoin oculaire de la plupart des faits. Lille, Jacquez, 1791. Avec le portrait de van der Mersch. Die beiden letzten Bände enthalten die Beweisstücke.

Gefangenen und überfiel darauf Göttingen. Im nächsten Jahre schlug er den Feind bei Boozenzeel und nahm ihm alle Artillerie und viele Gefangenen weg, worauf er Lieutenant-Colonel bei den Dragonern wurde, was für einen Ausländer bei dem damaligen Protections-System schwer war. Am Ende des Krieges hatte er vierzehn Wunden, fünf davon am Kopfe, aber auch das Ludwigskreuz und eine Reihe von Schreiben von Generälen, die ihm ihre Bewunderung und ihren Dank ausdrückten. Wurmser, der ihn genau kannte, gab keine Ruhe, bis er in österreichische Dienste eintrat. Im bayerischen Erbfolgekriege war er es, der den glänzenden Angriff auf Schwedeldorf und das Blockhaus machte und sich Habelsschwerts und Graffenorts bemächtigte, der den Angriff und Rückzug auf Wartha leitete und glücklich dem General Wunsch entwischte. Nach dem Kriege zog sich van der Mersch mit dem Titel eines Obersten nach Menin zurück, wo er in Ruhe seine Güter bebaute. An ihn machte sich also Vonck und versprach ihm die Stelle eines General-Lieutenants, wenn er das Commando übernehme. Die Äbte von St. Bernhard und Tongerloo verschrieben ihm 100.000 Gulden Silber für den Fall, dass ihm, als General der Revolution, seine Güter confisciert würden.[1]) An ihm hatte Vonck den Mann gefunden, der die Revulution zum Siege führen sollte.

Stärke der Österreicher.

Also kam es zur Entscheidung der Waffen und auch auf diesem Felde entsprach die Stärke der Österreicher nicht der Zahl und den Mitteln ihrer Gegner: die ganze österreichische Armee in den Niederlanden bestand aus fünf Regimentern Fußvolk und einem Reiter-Regiment.

Ein Infanterie-Regiment hatte damals drei Bataillone von je 1200 Mann, ein Reiter-Regiment hatte zwölf Schwadronen. Früher hatten die einzelnen Regimenter feste Garnisonen, in Namur, Tournay, Brügge, Gent, Luxemburg, Mans, Brüssel; meist waren die Soldaten Geworbene, darunter sehr viele Söhne des Landes. Jetzt ward die Besatzung von Brüssel verstärkt und waren fliegende Corps durch das ganze Land vertheilt. Durch die Dauer des Streites war die Stimmung unsicher geworden. Die belgischen Soldaten fühlten für ihre Landsleute; manche liefen geradezu davon, andere, deren Zeit um war, ließen sich nicht wieder anwerben, und junge Recruten waren gar selten. Auch waren durch den langen Aufenthalt im Lande die Soldaten überhaupt mit den Bürgern vertraut geworden, und nun boten ihnen die Patrioten höheren Sold und rasche Beförderung — das war mehr, als die Feldzulage ausmachte.[2])

Stimmung im Heere.

Der Kaiser hatte Belohnungen angeordnet, um den Muth der Soldaten zu heben. Wer sich auszeichne durch Tapferkeit, solle je nach dem Grade eine silberne oder goldene Medaille erhalten. Wer die silberne verdiente, solle außer dem üblichen Solde noch einen Halbsold beziehen; wer die goldene habe, dem solle der doppelte Sold ausbezahlt werden. Sobald man ihm berichtete von irgend einer hervorragenden That, war Joseph II. geneigt zu irgend einer Auszeichnung.

Joseph II. dankbar.

Aber damit war das Misverhältnis der Zahl der Armee zur Zahl ihrer Gegner nicht behoben. Die Armee war nicht auf dem Kriegsfuße. Statt 20.000 konnte man 13.000, höchstens 16.000 Mann verwenden — und sie

[1]) Die Urkunde bei Rapedius de Berg, l. c. II, p. 303.
[2]) Rapedius de Berg, l. c. II, p. 325.

sollten ein ganzes Volk niederwerfen. Als jetzt d'Alton auch nur um ein Regiment Verstärkung bat, antwortete Joseph: „Es ist unmöglich; denn der Kriegsschauplatz dehnt sich von Choczim bis ans Adriatische Meer aus." — So hatte denn der Kaiser wieder einmal zu vieles sich auf die Schultern geladen!

Die Patrioten.

Von einer kriegstüchtigen Armee der Patrioten läßt sich nicht reden: sie wurde es erst im Verlaufe des Kampfes. Auch fehlte die Einheit der Leitung. Der Kriegsausschuss Vonck's tagte in Hasselt und von diesem wollte aber van der Noot nichts wissen, der den Kriegsausschuss in Breda leitete.

Van der Noot.

„Van der Noot", so erzählt Vonck,[1]) „wollte keinen Patrioten anhören, er nannte sie in seinen Briefen nur Schurken. Er jagte selbst eine große Zahl mit Grobheiten fort, die im Vertrauen auf ihn nach Breda gekommen waren. Sein Mund übertroff von Dummheiten und Unverschämtheiten gegen den Bund Pro aris et focis. — ‚Es gibt eine prächtige Ernte zu beginnen,' sagte er immer, ‚man muss noch ein wenig Geduld haben.' — Hessische, braunschweigische, preußische Truppen seien mit 180 Kanonen im Anzug; man brauche kein Geld, um die Österreicher zum Abfalle zu verleiten, man solle nur ihn machen lassen." Mit anderen Worten: van der Noot wollte allein die Ehre haben, der Mann des Volkes und der Retter des Vaterlandes zu sein, und doch verstand er nichts vom Kriege und war nur der Spielball der Mächte. Van der Mersch erbot sich, mit 3000 Mann alles zu vollbringen, wenn die Provinzen recht einig seien; allein nicht einmal so viele hatte van der Noot mit Waffen versorgt. Vonck hatte acht Geschütze in Lüttich bestellt, van der Noot erklärte dies für überflüssig, denn er habe in Breda eine große Menge von Kanonen zur Verfügung; die Arsenale der Republik ständen ihm offen. Man verließ sich darauf und bestellte die Kanonen in Lüttich ab, und als der Feldzug begann, stand kein einziges Geschütz zur Verfügung.

Van der Mersch.

Unfähigkeit van der Noots.

Der Feldzug beginnt.

Desungeachtet drang van der Noot durch, dass am 24. October der Feldzug schon beginnen sollte, während Vonck und van der Mersch noch vierzehn Tage Frist wünschten, um die Vorbereitungen zu vollenden. Sie riethen, zu gleicher Zeit auf Brabant und Flandern einen Versuch zu machen, und van der Mersch wollte selber in Flandern einfallen, denn hier hoffte er viel auszurichten. Aber der Ausschuss in Breda fürchtete den Einfluss, den die Flanderer haben würden, und schickte einen anderen Officier, Ransonnet, dahin. Van der Mersch aber erhielt Befehl, am 24. October in Brabant einzurücken; mit 2800 Mann sollte er in Hoogstraet die Österreicher überfallen: bei ihnen würde er die nöthigen Kanonen finden.

Das Patriotenheer.

Van der Mersch traf Soldaten ohne Waffen, andere hatten alte Flinten von verschiedenem Kaliber, zu denen die Patronen wenig passten. Dennoch brach er am 24. October 1789, um sechs Uhr, mit ihnen auf. Es waren meist Leute, die zum erstenmale eine Flinte in die Hand bekamen. Kaum hatten sie die Grenze überschritten, so glaubten sie jeden Augenblick den Feind zu sehen. Sie schossen

[1]) Abrégé historique sur l'Etat actuel du Brabant. Lille. 1791.

auf ihre eigene Vorhut, die sie glücklicherweise nicht trafen. — Bei Hoogstraet fiel ein Flintenschuss und da lief der ganze Haufe auseinander. Van der Mersch hatte Mühe, sie wieder zusammenzubringen, in Reihe und Glied aufzustellen, Schwache neben Starken, Feiglinge neben Muthigen. Er stellte ihnen alles vor, um sie über ihre Feigheit erröthen zu machen, und kam so bis Hoogstraet. — Da wurde das Manifest des brabantischen Volkes[1]) vorgelesen, verfasst von van der Noot, ein Zeichen seines Hochmuthes und Unverstandes. Die Einleitung war aus Holbach — und alle Belgier waren darin des Eides der Treue gegen Kaiser Joseph II. entbunden. Eine Nacht blieb van der Mersch in Hoogstraet. Am 25. October rückte er in Turnhout ein. Der Jubel, mit dem ihn die Bewohner empfiengen, gab seinen Leuten Zuversicht. Er erhielt Verstärkung. Den folgenden Tag marschierte er auf Gheel zu, auf der Straße nach Diest. Da erhielt er aber die Nachricht, dass der österreichische General Schröder mit einem tüchtigen Corps und zahlreicher Artillerie gegen ihn anrücke. Es wäre eine Thorheit gewesen, mit seiner zuchtlosen Truppe, die schlecht bewaffnet und ohne Artillerie war, ein wohlgeübtes, mit Geschütz gut versehenes österreichisches Corps im freien Felde ruhig zu erwarten. Er beschloss darum, sich sogleich wieder nach Turnhout zurückzuziehen, das sich leicht in Vertheidigungszustand setzen ließ und dort den Kampf zu bestehen. Er ließ Gräben ziehen, am Ende der Straßen Barricaden errichten; bei dem großen Platze der Stadt, hinter dem er den Kern seiner Mannschaft aufstellte, häuften sich die Verschanzungen. Im Stadthause, auf dem Kirchhofe, in allen Häusern, waren Schützen aufgestellt, die aus gedecktem Orte auf die Anstürmenden ihr Feuer geben konnten. Die Österreicher kamen am nächsten Morgen, aber zu ihrem Unglücke, weil d'Altons Plan eigenmächtig vom General Schröder durchrissen wurde. Van der Mersch wäre in einem Netze gefangen gewesen, hätte nicht Schröder eine ganz andere Marschroute eingeschlagen und unbedacht den Feind in einer starken Stellung sogleich stürmend angegriffen. Zudem war seine Macht nicht groß, nur zwei Bataillone Fußvolk, zwei Compagnien Grenadiere, drei Kanonen, zwei Haubitzen. Mit diesen bildete er vier Angriffs-Colonnen. Die Führer, die den Soldaten den Weg zeigen sollten, verschwanden plötzlich. Da befahl Schröder, die Abtheilungen sollten nur geradeaus vorrücken. Die Stadt schien offen, man hörte nur die Sturmglocken läuten. Die Österreicher ließen sich in einen Hinterhalt locken: sie drangen in die Straßen vor und wurden auf einmal überschüttet von einem Hagel von Kugeln. Nun fiengen sie an, Haus für Haus zu stürmen, verloren dabei aber viele Zeit, viele Mannschaft; ihre Kanoniere wurden von den Kanonen weggeschossen. Indes hatten die Vertheidiger der Stadt Muth gefasst und giengen zum Angriff über; fünf Stunden dauerte der Kampf; die Österreicher wurden müde, ihr Verlust beträchtlich, 110 Mann waren todt, 60 verwundet, 23 waren gefangen. Schröder ließ zum Rückzuge blasen.[2])

Manifest des brabantischen Volkes.

Schröder.

Gefecht bei Turnhout.

Das ist die sogenannte Schlacht bei Turnhout, die über das Schicksal Belgiens entschied: denn sie gab den Belgiern Muth, die Feiglinge hielten fortan Stand; sie benahm den Österreichern den Halt. Viele Belgier giengen zu ihren Landsleuten über, die fremden Söldlinge wurden durch den höheren Sold bei den Patrioten zur Flucht verleitet. Im ganzen Lande er-

Folgen des Kampfes.

[1]) Rapedius de Berg, l. c. II, p. 347.
[2]) Ibid. II, p. 355—358.

Joseph II. wachte Siegeshoffnung. Wie schmerzlich war für den Kaiser die Nachricht von dieser Schlappe! Sie kam gerade in die Siegesfeier wegen Belgrad hinein — sie war ein Nichts gegenüber jenem großartigen Erfolge; hier waren 3 Kanonen verloren, dort 300 gewonnen worden, — aber Joseph II. war zu scharfblickend, um nicht die ernsten Folgen sogleich gewahr zu werden.

Schröder abgesetzt. Er sprach in einem Schreiben seinen Missmuth aus über die Unbesonnenheit Schröders, über die Hast in seinem Angriffe — er enthob ihn seiner Stelle. Graf Alton dagegen bat um Nachsicht wegen des Muthes, den der General im Feuer bewiesen: er habe drei Schüsse bekommen, das Pferd sei ihm unter dem Leibe getödtet worden. Aber auch mit d'Alton war Joseph unzufrieden: er habe seine Mannschaft verzettelt; sein Plan sei zu künstlich; er hätte die Patrioten gleich an der Grenze tüchtig empfangen und ihnen den Muth für jeden Feldzug nehmen sollen.[1]) Das ist allerdings richtig. Allein d'Alton war durch die Nachricht getäuscht, die Insurgenten würden am 17. October die Grenze überschreiten, und als dies nicht eintrat, änderte er seine Anordnungen, und auch jetzt waren sie gut, wären sie nur befolgt worden. „Man muss aus dieser unglückseligen Lage herauskommen", schrieb der Kaiser, „sobald als möglich. Ist nicht vor Anbruch des Winters die Ruhe hergestellt, so entwickeln sich für Belgien und die ganze Monarchie verhängnisvolle Ereignisse."

Jubel in Breda. Der Schmerz des Kaisers über diesen Unfall war groß; umso größer aber der Jubel beim Ausschuss in Breda, der durch seine Unfähigkeit früher das Mögliche gethan hatte, um den Österreichern den Sieg zu erleichtern und van der Mersch und seine Armee ins Unglück zu stürzen.

Der Ausschuss. Bei der Nachricht, dass die Freiwilligen bei Hoogstraet davongelaufen, erschrack der Ausschuss und gab van der Mersch die Vollmacht, den Feldzug zu leiten, wie er es für gut finde. Der Sieg von Tournhut erregte eine fast närrische Freude: „Es lebe van der Mersch, dieser große Held!" — und sie ernannten ihn zum General-Lieutenant und die Zuversicht stieg umso höher, als auch die Abtheilung unter Ransonnet einen Erfolg errungen hatte.

Zug gen Lillo. Dieser befehligte die sogenannte „kleine Armee", während van der Mersch an der Spitze der „großen" kämpfte. Sie bestand aus Freiwilligen, die schon im August über die Grenze nach Geuse-Putte geflohen waren und unter dem Commando eines früheren Unterofficiers, van der Sperren, und späteren Lastträgers auf dem Fischmarkte zu Brüssel standen. Dazu kam eine Abtheilung unter Leyssens von Antwerpen. Die Führung übernahm ein angeblicher Oberst Ransonnet, der gerade aus Paris kam. Im ganzen waren es 600 Mann, an welche 500 Flinten vertheilt wurden, unter denen etwa 150 im Stande waren, loszugehen. Der Mann bekam fünf Patronen; einige bekamen Säbel. Wie diese Truppe die Grenze überschreiten sollte, verlor sie den Muth. Klagen ertönten, in den Patronen sei Sand statt Pulver; andere schrien: „Wo ist denn das Hilfsheer? wie sollen wir Wenige die große österreichische Armee angreifen!" — Ransonet musste alle Beredsamkeit aufbieten, dass sie nicht auseinander liefen, und brachte sie mit Mühe vor das Fort Lillo, am rechten Ufer der Schelde.[2]) Eine

Die kleine Armee.

Ransonnet.

Lillo.

[1]) Die Briefe bei Rapedius de Berg, l. c. II, p. 353–360.
[2]) Die Kriegskarte im Anhange zu Rapedius de Berg, l. c. II.

Brücke war aufgezogen, im Fort waren einige Mauthbeamten. „Vorsicht ist zu allen Dingen gut“ — so beschloss auch Ransonnet das Fort zu beobachten und genaue Kundschaft einzuziehen; am andern Morgen erst ließ er Sturm laufen. Kein Mensch wehrte sich. Am gleichen Tage bemächtigte er sich des Zollschiffes, nahe dem auf dem andern Ufer liegenden Fort Liefkenshoek. Eine goldene Uhr war dem versprochen, der den Muth hätte, diesem Schiffe zuerst zu nahen, das an einem Anker mitten im Flusse hieng und acht Kanonen trug. Keine Gefahr! Es war ein einziger Mann darin! Dann ward das Fort Liefkenshoek erstiegen, in welchem sich nur ein Kaplan befand, der die Brücke aufgezogen hatte. Liefkenshoek.

Die Kunde von diesen Heldenthaten verbreitete sich weit und breit. Einige Dörfer steckten die nationale Fahne auf. In Fort Lillo hatte Ransonnet 11.000 Gulden erbeutet und nahm dann auch das Schiff mit nach Berg-op-Zoom, um es als gute Beute zu verkaufen. Die holländischen Beamten aber legten Beschlag darauf, als auf ein Eigenthum der österreichischen Regierung. Ransonnets Mannschaft jedoch rannte, so schnell sie konnte, als sie Kanonendonner hörte, auf holländisches Gebiet, und doch waren es nur Freudenschüsse, welche Gesinnungsgenossen zur Feier ihres Sieges in Antwerpen losließen![1])

Der Ausschuss in Breda.

Man muss staunen über die Feigheit dieser Helden der Freiheit, wie über die Thorheit des nationalen Ausschusses in Breda, der die schönsten Entwürfe machte, um das Ganze zugrunde zu richten. Advocaten, Zunftmeister und einige Mönche stimmten dort ab über die Art, wie der Feldzug geführt werden müsse. Je weniger sie vom Kriegswesen verstanden, umsomehr waren sie geneigt, über jede Anordnung abzuurtheilen, die sie nicht begriffen, sich in alles zu mischen und die schwersten Fragen mit unendlicher Zuversicht zu entscheiden. Jeder bewunderte sich selber zumeist, dann bewunderten sie einander und waren überall zu sehen, nur nicht auf dem Schlachtfelde. Die österreichische Regierung wetteiferte übrigens mit den Revolutionären an Kopflosigkeit.

Viele verhaftet.

Graf Alton ließ jeden gefangen setzen, der ihm verdächtig vorkam — oft musste er sich entschuldigen, weil er sich geirrt habe; während ihm diejenigen entkamen, die gefährlich waren, steckte er Leute ein, die nur der allgemeinen Stimmung folgten, deren Verhaftung aber den Hass nur steigerte. Trauttmansdorff, viel klüger als der General, hatte selber in einem Schreiben an den Kaiser geklagt:[2]) „Die Ungerechtigkeit, mit welcher man gegen Euer Majestät Unterthanen unter dem Vorwande, man müsse Geiseln oder Häupter der Empörung haben, vorgeht, muss natürlich empören und bringt in der That die ganze Nation in Verzweiflung. Jedermann fürchtet die Gewaltthat und jedermann rettet sich, bevor man ihn verhaften will; und alle Welt ist jetzt in Gefahr, verhaftet zu werden mit allem Aufgebote der Strenge, und dass man sich nachträglich bei ihm entschuldigt, man habe sich geirrt oder sei schlecht unterrichtet gewesen. Graf Alton beobachtet keine Förmlichkeit mehr. Niemand kommt mehr vor seinen ordentlichen Richter. Die Militär-Regierung, gegen welche ganze Provinzen sich erhoben haben, besteht in der That. Der Gesandte von Holland und der Ge- Militärherrschaft.

[1]) Rapedius de Berg, l. c. II, p. 349—353.
[2]) Trauttmansdorff, Fragmens, p. 94.

schäftsträger von Frankreich kamen miteinander zu mir und fragten, ob ich hier bleibe, denn sie wollten nach meiner Abreise sich nicht außerordentlichen Maßregeln des General-Commandanten aussetzen. Mit einem Worte, es herscht hierüber nur eine Stimme. Ich versichere auf Ehre, müsste ich nicht meiner Pflicht wegen hier bleiben, nichts in der Welt würde mich eine Viertelstunde lang in einem Lande zurückhalten, in welchem ich nicht sicher bin, von Soldaten gefangen gesetzt, aus dem Schoße meiner Familie oder aus meinem Bette herausgerissen, oder mitten auf der Straße abgefasst zu werden. Es gibt heutzutage kein Land in Europa, in welchem dessen Bewohner weniger Sicherheit, Freiheit und Eigenthum genießen, als in Belgien." — Trauttmansdorff warnte mit Recht.[1])

Was antwortete der Kaiser? — Er dankte am 18. November dem Statthalter für die Aufrichtigkeit seiner Sprache und bemerkte, er werde Nutzen ziehen aus seinen Nachrichten; er bedauere, dass er sich nicht habe denken können, was da vorgehe.[2]) So übel war der sonst so wohlwollende und hochherzige Kaiser von seinen Rathgebern und Werkzeugen bedient! Manche Maßregeln machten die Regierung lächerlich und verhasst zugleich, zum Beispiel die Art, wie man in Frauenklöstern nach Waffen suchte und wie man auch vornehme Damen verhaftete, zum Beispiel die Herzogin von Ursel. Es war ein Unglück, dass Joseph krank in Laxenburg lag, dass er nicht mit eigenen Augen sehen konnte.

Trauttmansdorff an Frankenberg. Vorwürfe.

Übrigens kamen auch Missgriffe in anderer Art vor. Die Bischöfe sollten verhaftet werden und Cardinal Frankenberg mit ihnen. Man fand sie nicht. Nun sandte im Aufflammen des Zornes Trauttmansdorff am 28. October einen offenen Brief an den Cardinal, den er zugleich in der Zeitung abdrucken ließ, worin er ihm vorwarf, er habe den verbrecherischen Ungehorsam bis auf die Spitze getrieben, er sei der Hauptanstifter der Empörung, sein ganzes Verhalten bezeuge dies, und er halte sich jetzt verborgen, wo er beschwichtigen sollte. Um Gerechtigkeit zu üben, müsse er ihn vor allem auffordern, ohne Verzug das Großkreuz des Stephans-Ordens und seine Ernennung zum Staatsrath zurückzusenden.[3])

Antwort des Cardinals.

Der Cardinal antwortete, er sei ebenso erstaunt als empört über das Schreiben des Ministers, der ihm so oft gedroht habe, er werde sich seiner bemächtigen und ihn nach Steiermark bringen lassen, und der neulich noch seinem Secretär diese Drohung wiederholt habe. Er habe den erzbischöflichen Palast erst verlassen, als bereits die Soldaten eindrangen, um sich seiner zu bemächtigen. Ob er durch sein Bleiben hätte beitragen sollen zu seiner eigenen Beschimpfung in der Hauptstadt seiner Diöcese, die leicht einen Auflauf des Volkes hätte zur Folge haben können? Ob er nach dem bisherigen Verfahren des Ministers nicht allen Grund hatte zu fürchten, dass man bei seiner Entführung weder auf die Jahreszeit, noch auf sein Alter und seine Gebrechlichkeit, noch auf seine Würde die geringste Rücksicht nehmen werde? Dass er sich verbarg, sei nach den Grundsätzen des natürlichen Rechtes vollkommen begründet und gebe nicht den geringsten Grund zur gehässigen Verleumdung, er sei ein Schürer des Aufstandes. — Er

[1]) Trauttmansdorff, Fragmens, p. 96.

[2]) „Il ne me reste que le regret de n'avoir pas su ni pu imaginer plutôt, ce qui est arrivé." — Ibid. p. 97.

[3]) Das Schreiben bei Rapedius de Berg, l. c. II, p. 367.

rufe Himmel und Erde zu Zeugen an, dass er nie irgend einen Antheil oder Einfluss an diesem Aufruhr gehabt habe; — die gesammten Niederlanden würden diese Wahrheit bezeugen und er fordere jeden auf, wer es wolle, hiefür nur den geringsten Beweis vorzubringen. Den Stephans-Orden habe er als ehrenvollen Beweis des Wohlwollens vor dreißig Jahren von der großen Kaiserin Maria Theresia erhalten, und er sei ihm darum zu wert und zu theuer, als dass er denselben auf einen einfachen Befehl durch ein beleidigendes Schreiben vom Minister zurückstelle, und erwarte hierüber erst einen bestimmten Befehl des Kaisers, der zu gerecht sei, um mit gleicher Übereilung seine Entrüstung einem Prälaten empfinden zu lassen, der sich keine verbrecherische Widersetzlichkeit vorzuwerfen habe und fest glaube, durch seine Aufführung jenes Ehrenzeichens sich nicht unwürdig gemacht zu haben. — Auch Frankenbergs Brief erschien in den Zeitungen. Trauttmansdorff hatte nur das Ansehen des Cardinals gesteigert.[1])

Säumige Kriegsführung.

Was half's, dass man die Thore von Brüssel schloss und dabei auch die einfachen Bürger Brüssels in ihren Geschäften und Gewohnheiten hemmte! Die Missstimmung wuchs. Van der Mersch, an der Spitze der österreichischen Truppen, hätte in wenigen Tagen dem Aufstande ein Ende gemacht. D'Alton aber entwarf einen neuen sehr künstlichen Plan und wartete mit dem entscheidenden Schlag, bis massenhafte Artillerie aus Luxemburg einträfe, und gab so van der Mersch Zeit, über die Verlegenheiten, in denen er sich befand, hinauszukommen. Es waren Verlegenheiten, die ihm der Ausschuss und seine Mannschaft bereitet hatten.

Der Ausschuss in Breda.

Mangel.

Ausländerei.

Der Ausschuss verstand nichts und wollte doch alles leiten. Eine Menge von Abenteurern drängten sich zu, und van der Noot war überzeugt, er verstehe sich auf die Geister, und sandte an van der Mersch, der über den Mangel an fähigen Officieren klagte, einen hergelaufenen Gesellen nach dem andern mit der Weisung, das sei ein hochbefähigter Mann, welcher verwendet werden müsse. Die Prinzessin von Oranien wollte auch ihre Günstlinge in der belgischen Armee gut angestellt wissen, namentlich einen preußischen Officier Schönfeld, welcher nach und nach van der Mersch zu verdrängen bestimmt war. Insbesondere war aber der Mangel eine Verlegenheit für den General: es fehlte seinen Soldaten an allem, namentlich an Lebensmitteln — im fruchtbaren Belgien. Alles sollte er vom Auslande beziehen. Rapedius macht die richtige Bemerkung:[2]) „Immer das Ausland! Man machte die Revolution, wie man sagte, „um das Joch Österreichs abzuschütteln", und diejenigen, welche an der Spitze standen, öffneten alle Thore des Landes für Preußen, Holland und England: von dem einen verlangten sie ein Heer, von dem andern Officiere, das heißt Herren, und von dem dritten Brot. Die Brabanter wollten sich eine Heimat schaffen und baten das Ausland um sie. Der Fremde sollte aus Bewunderung für die Tugenden der Patrioten auf seinen eigenen Nutzen verzichten; die Prinzessin von Oranien zum Beispiel sollte gar aus Höflichkeit für van der Noot ihm alles verschaffen, was er brauchte, ohne an den Handel Hollands oder die Bestimmung ihres Hauses zu denken." Im Grunde wurde durch die Revolution der

[1]) Das Schreiben des Cardinals bei Rapedius de Berg, l. c. II, p. 368—370.
[2]) Rapedius de Berg, l. c. II, p. 377.

holländische Fischfang zum Schaden des belgischen, der holländische Getreidehandel zum Schaden des belgischen, die holländische Industrie zum Schaden der belgischen ungemein begünstigt.

Missgriffe Altons.

So war es der Ausschuss in Breda, welcher van der Mersch Verlegenheiten bereitete, und nicht Graf Alton. Dieser ließ ihm im Gegentheil nahezu vierzehn Tage Zeit, weil er Artillerie und Munition erst aus Luxemburg müsse kommen lassen. Er entwarf wieder einen künstlichen Plan, der aber wieder an der schlechten Ausführung scheitern sollte. Wenn man die Befehle und Gegenbefehle, die Nachrichten und Gegennachrichten liest, welche die österreichischen Officiere zu Missgriffen verleiteten, so kommt man unwillkürlich auf den Verdacht, dass viel Verrath im Spiele war. Ein großer Missgriff war es, dass Graf Alton nur das Corps des van der Mersch und nur Brabant ins Auge fasste, während man doch wusste, dass ein Schlag gegen Flandern beabsichtigt sei, während Trauttmansdorff den General immer mahnte, wie wichtig Ostende sei und die Nachbarschaft mit England, und während Oberst Haidn versicherte, wenn man ihm nur noch einige Bataillone schicke, so wolle er Flandern sicherstellen; Graf Alton aber antwortete stolz: „Habe ich einmal Brabant ausgefegt, so will ich schon an Flandern denken.“ [1])

Van der Mersch bei Diest.

Van der Mersch that das Nöthige, um ihn in seinem Irrthume zu bestärken und durch einen Zug auf Diest die Aufmerksamkeit von dem, was im Rücken der Österreicher vor sich gieng, abzulenken. Schon stand er auf seinem Zuge in der Nähe von Diest, als er das Anrücken des Generals Arberg mit 7000 Mann erfuhr. Mit seinen Kriegern konnte er einer starken Truppe von Österreichern unmöglich widerstehen: er schlug darum mit Meisterschaft den Rückzug ein — aber in welcher Noth mit seiner Mannschaft! Ein großer Theil riss sogleich aus nach Holland oder Lüttich; die Muthlosigkeit war so groß, dass sie in Meerhout nicht einmal mehr die Wachen den Österreichern gegenüber beziehen wollten; sie ließen die drei Kanonen und die Kriegscasse im Stiche, welche die Österreicher in Turnhout hatten zurücklassen müssen. Van der Mersch musste sie bitten und ihnen zuletzt doppelte Löhnung versprechen, nur dass sie bei ihm blieben.[2]) Wenn die Österreicher, die in der Nähe waren, davon gewusst und sie angegriffen hätten — mit einem Schlage wäre die Revolution zu Ende gewesen. So aber wurden die armen Soldaten durch nutzlose Märsche und Gegenmärsche abgemüdet und entmuthigt.

Rückzug.

Übrigens wurde auch van der Mersch nicht vom Ausschusse in Breda benachrichtigt, dass der beabsichtigte Feldzug nach Flandern schon begonnen habe, welcher ihm selber Lust machen musste, und so blieb ihm denn nichts anderes übrig, als sich auf holländisches Gebiet zurückzuziehen, wo er am 8. November eintraf, zur Unzufriedenheit des Ausschusses. Van der Noot zankte mit ihm namentlich, dass er gegen den Befehl des Ausschusses den Kanzler Crumpipen so gut behandelt habe. Dieser war nach Aufhebung des hohen

Van der Noot.

[1]) Trauttmansdorff, Fragmens, p. 51—138.
[2]) Rapedius de Berg. l. c. II, p. 385.

Rathes auf seine Güter gegangen, von den Bauern aber als Repressalie für den Pensionarius der Castellanei von Oudenarde hinweggeholt und nach Hoogstraet gebracht worden. Van der Mersch behielt ihn immer in seiner Nähe, um ihn gegen die Beleidigungen der gemeinen Soldaten zu schützen, und als es ihm beschwerlich wurde, den Gefangenen beharrlich mit der Armee herumzuführen, so hatte er vorgeschlagen, ihn auf Ehrenwort freizulassen.[1]) — Aus dieser guten menschlichen Behandlung machte man ihm nun den Vorwurf, er habe sich von Crumpipen bestechen lassen, was van der Mersch so ärgerte, dass er die ganze Partei aufgeben wollte, wodurch er sich vielen Schmerz und viele Enttäuschungen erspart hätte. Crumpipen wurde übrigens frei auf Befehl der holländischen Regierung, bei welcher die österreichische darum angehalten hatte, wie auch um die Verhaftung van der Noots, worauf aber die holländische antwortete, sie wisse nichts von van der Noot; er stehe auch nicht unter ihrem besonderen Schutz; sein angebliches Manifest sei ihr nicht zu Gesicht gekommen und nach holländischem Rechte sei jeder Fremde auf dem Gebiete der Republik sicher, solange er nicht gegen die Gesetze des Landes fehle, — man schütze ja in Brüssel auch die holländischen politischen Flüchtlinge. Man nahm also Rache am Kaiser für frühere Verlegenheiten!

Crumpipen. Der Ausschuss. Billigkeit der holländischen Regierung.

Indes hatte der Zug nach Flandern begonnen. Die „kleine Armee" brach 4. November 1789 von Rosendal auf; Officiere aus Frankreich traten ihr bei, so der zweite Sohn des uns bekannten Fürsten von Ligne, erst sechsundzwanzig Jahre alt, aber schon Major im Dienste Frankreichs; jetzt bei den Aufständischen wollte er nichts sein als ein gemeiner Dragoner, aß und trank und schlief mit ihnen auf Stroh, was ihnen große Freude machte,[2]) bis endlich ein drohender Befehl zur Abreise in sein Regiment von seiner Mutter, einer Fürstin Liechtenstein, kam; 1792 trat er — wie es scheint, in seiner demokratischen Hitze abgekühlt — in die österreichische Armee ein; ihm hatten, wie vielen jungen Edelleuten Belgiens, ihre aus Paris verschriebenen Hofmeister revolutionäre Gesinnungen beigebracht! Mit Patrice Devaux kam ein Befehlshaber für die Reiterei der belgischen Revolution aus Paris. — Der Anfang schien dem Zuge kein Glück zu verheißen. Der Übergang über die Schelde sollte beim Fort Henri stattfinden, aber die bestellten Fahrzeuge waren nicht da und es regnete in Strömen. Ein Theil verlor jede weitere Lust und lief davon, ein anderer gieng nach Sandvliet zurück, wo Devaux sie in Compagnien abtheilte, einübte und ihnen Führer gab; es waren 950 Patrioten. Endlich am 8. November fand der Aufbruch statt, wieder nach Fort Henri, wo man unter Schwierigkeiten über die Schelde setzte; ein halbes Bataillon Österreicher hätte hier dem ganzen Unternehmen ein Ende machen können, aber es war kein einziger zur Stelle. Am 9. November erhielt der Zug in St. Nikolas Verstärkung von 400 Mann, auch wurden vom Schlosse Hingene, das dem Herzog von Ursel gehörte, acht Kanonen gebracht.[3]) Nun bekamen die Patrioten Muth.

Die kleine Armee in Flandern. Franzosen helfen.

Gent sollte angegriffen werden — da war ein Bataillon Österreicher unter Oberst Lunden viel zu wenig für eine so große Stadt, deren Bevölkerung einen beweglichen Sinn hatte und Erinnerungen, wie man Aufstände machen müsse. Graf Alton hatte zwar Befehle ertheilt, dass General

Gent.

[1]) Rapedius de Berg, l. c II, p. 387—390.
[2]) Ibid. II, p. 392.
[3]) Ibid. II, p. 394.

Arberg sein Hauptquartier in Antwerpen aufschlagen und von da Flandern und Brabant im Auge haben solle, und dass in der Campine, dem bisherigen Kriegsschauplatze, nur fliegende Corps bleiben sollten; der Feldherr gedachte die kleine Armee, wenn sie über die Schelde käme, wie einen Schwarm Wildenten niederschießen zu lassen,[1]) aber die Enten waren schon in der Richtung nach Gent davongeflogen, als die Jäger, durch allerlei Hemmnisse aufgehalten, in St. Nikolas eintrafen. Auf Gent machten die Patrioten 13. November einen Scheinangriff bei den Thoren von Brügge und Sasse, den Hauptangriff aber beim Thore von Brügge, stießen jedoch von Seite der Österreicher unter Oberst Lunden auf einen so tapferen Widerstand, dass Devaux alles für verloren hielt und mit vielen anderen auf holländisches Gebiet floh, nach Sasse de Gand. — Die französischen Officiere kehrten von da nach Frankreich zurück, sie hatten genug an der belgischen Revolution.

Lunden.

Der Hauptangriff war also gescheitert, aber die Scheinangriffe gelangen, weil das Häuflein Österreicher nicht überall sein konnte. Bei den Thoren von Sasse und Brügge drangen die Patrioten ein und alsbald brach in der Stadt der Aufruhr los.

Aufruhr.

Häuser von Royalisten wurden vom Pöbel geplündert und angezündet. Aus den Gebäuden ward auf die Österreicher ein vernichtendes Feuer gerichtet. Diese zogen sich am Abend erschöpft in ihre Kaserne zurück, wo sie sich verschanzten. In der Frühe des 14. November schlich Oberst-Lieutenant Contreuil in die Citadelle, welche Karl V. 1539 als ein Zwing-Uri[2]) für Gent hatte bauen lassen, nachdem er über den Aufstand gesiegt hatte, und gab Lunden durch einige Kanonenschüsse Anzeige von seiner Ankunft. Mittags trafen Arberg und Schröder mit etwa 4000 Mann in der Citadelle ein. Aber Lunden konnte nicht mehr zu ihnen durchdringen, jeder Versuch wurde von den Bürgern vereitelt. Die Höhen von St. Peter, wo Lundens Kaserne stand, waren im Südosten der weitläufigen Stadt, die Citadelle im Nordwesten. Die Stadt selber aber war in vollem Aufstand, auf allen Kirchen flatterte die nationale Fahne, von allen Thürmen heulte die Sturmglocke, in allen Straßen waren Barricaden, war das Pflaster aufgerissen und waren an den Fenstern Steine, um sie auf die Soldaten zu werfen, oder blitzten Flinten. Arberg forderte in einem Schreiben an den Magistrat Unterwerfung binnen zwei Stunden, sonst werde er Gent an allen Ecken in Brand schießen. Aber es amtete keine Behörde mehr, die Stadt war in voller Anarchie, der Pöbel plünderte und zerstörte und trieb sich betrunken in den Straßen umher. Ein Vertheidigungs-Ausschuss hatte sich schon gebildet, der aber nicht im Stande war, Ordnung zu erhalten. So verflossen die zwei Stunden, ohne dass befriedigende Antwort kam. Als nun Arberg seine Drohung ausführen wollte, war der Officier, der mit den Haubitzen umgehen konnte, schwer verwundet und die Artilleristen betrunken. Das Feuer war wirkungslos. General Schröder, der sich gerne ins heftigste Gefecht stürzte, wurde schwer verwundet. Oberlieutenant Contreuil, welcher in der Vorstadt Antwerpen Luft machen sollte, wurde von allen Seiten mit Macht angegriffen und

Kampf in Gent.

[1]) Canarder heißt es in seinem Befehl bei Rapedius de Berg, l. c. II, p. 335.
[2]) Het Spagnaerds Kastel. Vergl. Bd. VIII, S. 66 dieses Werkes.

leistete den ganzen Tag verzweifelten Widerstand — gegen Abend gieng ihm die Munition aus, Lebensmittel konnte er keine bekommen, man erwartete vergebens Zufuhr aus Antwerpen. — Auch das Bataillon des Obersten Lunden stritt heldenmüthig den ganzen Tag — Lebensmittel und Munition fehlten und Lunden musste sich mit 800 Mann ergeben — denn neue Freischaren waren aus Courtrai eingetroffen — und an General Arberg schreiben, dass, wenn er fortfahre, die Stadt zu beschießen, er und seine Soldaten vor der Citadelle über die Klinge springen müssten. Arberg stellte darum das Feuer ein, zumal ihm Trauttmansdorff den Befehl gesandt hatte, die Stadt zu schonen, und zog mit der ganzen Besatzung in der Nacht vom 16. zum 17. November ab, über Dendermonde gegen Brüssel.[1])

Abzug der Österreicher.

Nun konnten sich auch die Besatzungen in Brügge und Ostende nicht mehr halten. In Brügge kämpfte der Hauptmann Bompre einige Stunden vergebens gegen den Aufstand, der ganz Flandern ergriff; er musste zuletzt sich mit den Seinen gefangen geben. General Rindsmaul, welcher in Ostende befehligte, versuchte eine Bewegung gegen Ypern, musste aber schließlich auf französischem Gebiet eine Zuflucht suchen. Mehrere Tage wusste man in Brüssel gar nicht, was aus den Soldaten in Brügge und Ostende geworden sei; endlich erfuhr man, dass kein österreichischer Soldat mehr in Flandern stehe und das ganze Land von der österreichischen Regierung nichts mehr wissen wolle.

Kampf in Brügge.

Ostende geräumt.

Sofort musste man auch in Brüssel ernsten Ereignissen entgegensehen. Rapedius bemerkt sehr gut:[2]) „Es ist zu allen Zeiten eine Thorheit, ein Volk mit Gewalt zwingen zu wollen, wenn man keine ausreichende Gewalt hat. Graf Alton sprach davon, Gent anzuzünden, um ein Strafbeispiel aufzustellen, und er hatte nicht einmal das nöthige Material, um es anzuzünden, noch viel weniger die nöthige Mannschaft, um seinen Plan auszuführen und die Folgen zu bestehen. Er bemerkte auch nicht, dass er mit drei oder vier Strafbeispielen Belgien noch nicht unterworfen hätte. All diese Prahlereien zeigten sich durch die Ergebnisse seiner Anordnungen in ihrer vollen Lächerlichkeit."

Wendung.

Übrigens giengen jetzt auf einmal der Regierung die Augen auf. — Trauttmansdorff sprach mit Graf Alton ernst im Namen des Kaisers: „Ihre Anordnungen sind sehr schlimm ausgefallen. Ich kann Ihnen nur die Missbilligung des Kaisers ausdrücken. — Nachdem wir schon so vieles geopfert, müssen wir dafür sorgen, dass wir in Zukunft nicht alles verlieren. Der Kaiser will um jeden Preis die Hauptstadt behaupten, um von da nach und nach wieder das Ganze zu erlangen."

Albert und Christina sollen abreisen.

Eine Verlegenheit war für die Regierung die Anwesenheit der Statthalter, des Erzherzogs Albert und Christinas. Wenn man sie gefangen nahm und als Preis der Loslassung die Freigebung Belgiens verlangte, oder sie zwang, Befehle im Sinne der Revolution zu ertheilen! Schon anfangs November hatte ihnen der Minister den Wunsch des Kaisers ausgedrückt, dass sie das Land verlassen möchten, wenn es die Verhältnisse erheischten. Wie richtig hatten beide die Zukunft vorausgesehen! Jetzt bedrohte auch sie die Revolution, unter deren Schlägen schon Marie Antoinette so Bitteres erduldete. Im Unglücke zeigt

[1]) Rapedius de Berg, l. c. II, p. 399—401.
[2]) Ibid. II, p. 402.

sich das Herz eines Menschen. „Unsere unvergleichliche Mutter", schrieb Maria Christina an ihre Freundin Eleonore Liechtenstein, „hat uns als Erbtheil Kummer ohne Ende zurückgelassen; wir fühlen ihren Muth und wollen ihr in Gottesfurcht und Ergebenheit nachahmen." [1]) Eine Flucht schien ihr unwürdig: die österreichische Sache würde dadurch in aller Augen verloren erscheinen. Am 16. November erhielten sie Briefe vom Kaiser, er könne nicht ruhig sein, wenn er sie nicht aus dem Lande entfernt wüsste, dem so furchtbare Stürme bevorstehen. Er wolle keinen Ort vorschreiben, aber Wien werde ihnen ohne Zweifel angenehm sein. In alter Liebe und Freundschaft werde er sie empfangen. — Dem Befehle des Kaisers mussten sie gehorchen. Trauttmansdorff wie Alton drangen nun auf baldige Abreise. Am 18. November 1789 verließen sie Brüssel; ihrer Abreise folgten alle, die gut kaiserlich waren.

In Bonn erfuhren sie, wie die Regierung in Brüssel jetzt alles zurücknehme, was den Aufstand hervorgerufen. Auf den Knien hatte Belgien gebeten um Zurücknahme der Verordnungen gegen die Kirche und gegen die Verfassung — doch man wies seine Bitte stolz zurück. Jetzt lag die Regierung auf den Knien vor Belgien, bat um Nachsicht und versprach, jeden Wunsch des Landes zu erfüllen. So mächtig war der Umschlag! Am 20. November machte Trauttmansdorff das Bedauern der Regierung über die letzten Vorfälle kund und dass alle Plackereien aufhören sollten, und forderte alle guten Bürger auf, in die väterlichen Arme der Regierung zurückzukehren. Am 21. wurde der Befehl zurückgenommen, der die Stände aufhob, und dem Rathe von Brabant eröffnet, dass er seine Thätigkeit wieder beginnen könne. Das General-Seminar wurde aufgehoben und der Unterricht in der Theologie eingestellt und verboten, Verhaftungen vorzunehmen, die wider das Gesetz und Herkommen seien. Die Verordnung vom 18. Juni wurde widerrufen. Alles sollte wieder in den Zustand zurücktreten, in dem es vor dem 15. Februar gewesen war. Vergeben und Vergessen wurde allen bewilligt, die zurückkehren würden, nur die Häupter sollten ausgenommen sein. Am 25. November wurde jedoch eine allgemeine Amnestie ohne Ausnahme verkündet und die Joyeuse Entrée von Brabant wieder hergestellt. Mit den beiden ersten Ständen wolle sich die Regierung über alles verständigen, was in der Joyeuse Entrée Anlass zu Missverständnissen geben könnte.[2]) — So wurde die Arbeit von zehn Jahren aufgelöst.

Wiederherstellung des Alten.

Doch nun war es zu spät, denn: „man unterhandelt nicht mit der triumphierenden Empörung — man muss ihr den Sieg entreißen oder alles zugestehen, was sie fordert". — Wie wenig verstand Trauttmansdorff die Lage, wenn er sich am 25. November in einer Kundmachung beklagte, dass seine Erlasse vom 21. und 22. November nicht die lebhafte Freude erregt

[1]) Wolf, Maria Christina, II, S. 22.

[2]) „Nous nous entendrons avec les deux premiers ordres sur ce qu'il pourrait avoir dans la Joyeuse Entrée de susceptible d'interprétation" — heißt es im Erlass vom 21. November.

hätten, welche sie verdienten, noch das Zutrauen, von welchem das öffentliche Wohl abhänge! Am 26. November erklärte er noch einmal, dass die allgemeine Amnestie sich auf alle Provinzen ausdehne.

Unterhandlung mit Breda.

In der Noth und Angst sandte Trauttmansdorff den Baron van der Borch an den Ausschuss in Breda: er habe Vollmacht zu unterhandeln, die Ursachen der Unzufriedenheit abzuthun und die Verfassung in ihrem ganzen Umfange wiederherzustellen! In Wahrheit hatte er aber hiezu vom Kaiser noch keine Vollmacht. Van der Mersch zeigte sich geneigt zur Versöhnung, die Geistlichen im Ausschusse wollten jedoch von einem Ausgleiche mit dem Kaiser nichts wissen, sie seien zu oft mit Versprechungen getäuscht worden, und wünschten aus den Niederlanden eine unabhängige Republik zu machen.[1]) Doch siegte zuletzt die versöhnlichere Richtung und sie forderten: 1. dass Holland und, wenn möglich, auch England vermitteln und sich verbürgen; 2. dass eine Amnestie eintrete; 3. dass die Verfassung wieder hergestellt werde. Van der Borch wünschte auf dieser Grundlage die Unterhandlungen weiter zu führen, da trat aber van Eupen dazwischen: dazu hätten sie keine Vollmacht, da müsten vorher alle Mitglieder der Stände versammelt sein, auch die Unterschrift des Kaisers dafür vorliegen. Als van der Borch Einstellung der Feindseligkeiten forderte, erklärte der Ausschuss, er könne diese nicht bewilligen, das gehe über seine Vollmacht hinaus, die Dinge sollten ihren Lauf haben. Van der Borch theilte nach einigen Tagen die Kundmachung vom 25. November mit, in welcher die allgemeine Amnestie zugesichert war. Da hieß es aber, van Eupen sei nach Flandern abgereist; er war aber die Seele des Ausschusses und van der Noot, dem er schmeichelte, nur eine Puppe in seiner Hand; während dieser lärmte und tobte, stachelte van Eupen, dass die Bewegung weiter gehe; ein Heuchler mit sanftem und frommem Gesichte, war er die Seele der Empörung; ob einer schmutzigen Verführungsgeschichte früher verbannt, konnte er nur in einer völligen Umwälzung Sicherheit finden.

Forderungen.

Van Eupen.

Die Stände von Flandern.

Van Eupen war jetzt in Gent, und von ihm gehetzt beschlossen dort die Stände 22. bis 25. November, der Kaiser sei aller Rechte und Gewalten, die er als Graf von Flandern ausgeübt, verlustig, erklärten sie die Provinz für selbständig, sich für souverain; sie beschlossen ferner die Aushebung von 20.000 Mann und ernannten Bevollmächtigte zum Ankauf von Waffen. — Zwei Abgeordnete des patriotischen Ausschusses sollten den Sitzungen der Stände von Flandern beiwohnen und zwei Mitglieder der Stände dem patriotischen Ausschusse zugetheilt werden, welcher sich nach Arbergs Abzug in Gent gebildet und kundgemacht hatte: im Falle Brüssel oder einem anderen Orte ein Schaden geschähe, wie die kaiserlichen Truppen ihn in Gent verübt, so würden alle Officiere und Soldaten, die in Gent gefangen seien, ohne weiteres erschossen werden.

Als van Eupen am 3. December zurückkam, erklärte er van der Borch: die Gesinnungen Trauttmansdorffs seien wohlwollend, aber man zweifle, dass der Kaiser seine Zugeständnisse im vollen Umfange genehmige; vielleicht widerrufe er sie alle und in diesem Falle würde der Ausschuss von Breda in Stücke gerissen

[1]) Van de Spiegel, Resumé des négociations, p. 101–114.

Ablehnung des Ausschusses.

werden. Auf so unbestimmte Erklärungen könnten sie sich nicht einlassen. Das sei ihre Ansicht und die der versammelten Stände in Gent. Zuletzt erklärte man ihm kurzweg, man müsse erst deutlich mit des Kaisers Unterschrift alle Grundlagen der Verhandlung genehmigt sehen, und der Kaiser müsse zuerst alle abberufen haben, die durch ihre gewaltthätigen Rathschläge zum Unglücke des Landes beigetragen hätten. Dann wolle man Unterhändler ernennen zu einem Vergleiche und versuchen, das Volk zu beruhigen und alles wieder in Ordnung zu bringen. Auf eine vertrauliche Ansprache antwortete van der Noot: „Ich wurde verbannt, ohne dass ich ein Verbrechen begangen hatte; würde ich jetzt dem Volke über die Ansicht, die es sich von seinem wahren Vortheile gebildet hat, die Augen schließen, so würde ich mich selber verbannen.“ [1]) — Die Aussichten für eine Verständigung waren also sehr trüb.

Pitt.

Dagegen machten sich die Aufständischen umso eifriger an Unterhandlungen mit den drei Mächten. Pitt blieb fest in seinem Entschlusse, nicht zu verhandeln mit Diplomaten dieser neuen Sorte. Umso eifriger hörte man auf ihre Anträge im Haag und in Berlin. Das Berliner Cabinet fieng an deswegen mit Holland und England zu unterhandeln: siege der Aufstand, so sollten die drei Mächte Belgien anerkennen und beschützen; erliege es, so sollten sie in Wien die stärksten Vorstellungen machen zur Wiederherstellung der alten Verfassung. Am 31. December kam dann der Beschluss zustande, die drei Mächte sollten für ihren gemeinsamen Vortheil in gemeinsamer Weise die Krisis in den Niederlanden ins Auge fassen.

Preußen.

Holland.

Wer aber den Vortheil Belgiens wollte, ob der Kaiser oder die drei Mächte, geht aus einer Stelle der Denkschrift des Großpensionärs, welcher hier auch die Ansicht Hertzbergs aussprach, hervor: „Wenn die Aufständischen durch die überlegene Macht des Kaisers niedergeworfen werden sollten, so würde er die Niederlande als erobertes Land behandeln, ihnen die Freiheit nehmen und durch die Verfassung nicht mehr gehemmt sein. Er könnte sogar bei den großen Hilfsmitteln dieses Landes, bei seiner zahlreichen starken Bevölkerung, bei der Fruchtbarkeit des Bodens und dem Reichthume seiner Industrie eine für seine Nachbarn furchtbare Macht aus Belgien bilden, und darum hätten die drei Mächte ein umso größeres Interesse, sich durch alle Mittel dem Umsturze der Verfassung zu widersetzen.“ Also die Mächte wollen Belgien die alte Verfassung erhalten, damit es schwach werde.

Wieder Krieg.

Übrigens hob die Einnahme von Gent den Muth des Ausschusses in Breda gar sehr. Zwei Züge auf einmal wurden beschlossen: van der Mersch sollte auf dem alten Kriegsschauplatze in Brabant gegen Tirlemont vorrücken und ein anderes Corps sollte Namur und das Hennegau für den Aufstand gewinnen — und rückte deshalb über Lüttich, die Maas entlang, gegen Dinant und Namur.

Namur.

Graf Alton hatte Kunde von diesem Plane und wies den Obersten Bleckem an, Namur in Vertheidigungszustand zu setzen, und den General Happoncourt

[1]) Das Actenstück bei Rapedius de Berg, l. c. II, p. 408—410.

in Mons, diese Stadt zu verlassen, wenn er nicht glaube, sie halten zu können. Namur war ein Hauptposten, wenn die Regierung sich mit dem Schatze zurückziehen musste. Bleckem hatte Sorge vor der Macht der Feinde und forderte Happoncourt zur Hilfe auf, dieser verließ Mons, und kaum war er abgegangen, so brach der Aufstand aus: die österreichischen Fahnen wurden abgenommen, der Magistrat abgesetzt, und die Stadt war für die Regierung verloren.[1]) Die Abberufung der Österreicher war aber voreilig gewesen, Verstärkung war von Namur eingetroffen, ehe die Insurgenten, geführt von einem Abenteurer Arnoldi, der Stadt nahe kamen. Der Anführer war ein Prahlhans und die Mannschaft sehr zügellos; in Dinant stießen sie auf kaiserliche Truppen und wurden nach Ciney gejagt; dort stießen sie aber zu ihrem Schrecken wieder auf Österreicher und flohen nach allen Seiten, die meisten auf französisches Gebiet. Diesmal wurde Altons Plan mit Erfolg durchgeführt. Mons.

Indes war van der Mersch wieder nach Brabant gezogen und kam bis nach Diest. Graf Alton wollte diesmal seinen umfassenden Plan selber ausführen, mit all der schrecklichen Energie, die ihm sonst eigen war, dem Heere der Patrioten den Garaus zu machen, und es wäre ihm gelungen, hätte er nur gleich angegriffen. Van der Mersch zog sich schleunigst nach Tirlemont zurück, wo er sich eher hätte halten können, als in Diest. Die Regierungstruppen wussten nicht, in welcher Noth er war, denn er hatte erwartet, dass die Flanderer im Rücken der Österreicher sich regten, wenn er durch die Campine ziehe; sie sahen jedoch ruhig zu, wie Graf Alton all seine Macht zu einem großen Schlage gegen ihn vereinigte. Ihm fehlten Waffen und Munition, er hatte 900 Mann in seinem Corps, welche nur mit Prügeln, höchstens mit Piken bewaffnet waren; er hatte keine Magazine, kein Geld, seine Truppen lebten von der Güte der Einwohner. Wenn jetzt der gefürchtete Alton über ihn kam, so wurde sein kleines Heer zersprengt. Da fiel ihm zum Glück ein Bericht an den Kaiser in die Hände, aus welchem er sah, dass Trauttmansdorff ebenso friedlich gesinnt war, als Graf Alton zur äußersten Strenge entschlossen. Van der Mersch nahm sich sogleich vor, diesen Zwiespalt zu seiner Rettung zu benützen; wahrscheinlich war er auch seiner Stellung unter dem Ausschusse in Breda überdrüssig und wünschte, nachdem der Minister alles, was die österreichische Regierung verhasst machte, widerrufen hatte, seinen Frieden wieder mit dem Kaiser zu schließen. Er sandte Abschrift der Depeschen an Trauttmansdorff — die Originale hätte er nach Breda senden müssen, und würde es in Zukunft immer so halten.[2]) Übrigens habe er mit Vergnügen die guten Absichten des Grafen für Belgien und seinen Wunsch erkannt, dem Blutvergießen ein Ende zu machen; auch er, van der Mersch, hege denselben Wunsch; nur in Verzweiflung habe er zum Schwerte gegriffen, mit Freuden jedoch würde er wieder alles aufbieten, um die rechtmäßige Regierung aufrecht zu halten. Zu diesem Zwecke und um den schönen Plan zu unterstützen, theile er ihm mit, dass er seinen Vorgesetzten in Breda melden werde: er befinde sich an der Spitze von 6000 bis 7000 Mann, darunter seien allerdings Leute so tapfer, als man sie unter den besten Truppen finden könne, die Mehrzahl aber sei ein zuchtloses, unbewaffnetes Gesindel, und namentlich habe er auch nicht einen Officier, so dass das erste österreichische Bataillon, auf welches er stoße, seine Mannschaft auseinandersprengen werde. Darum werde er dem Ausschusse in Breda

Zug in die Campine.

Noth des van der Mersch.

Abgefangene Depeschen.

[1]) Rapedius de Berg, l. c. II, p. 412.
[2]) Trauttmansdorff hat in den Fragmens, p. 67 den ganzen Brief mitgetheilt.

den Rath zur Aussöhnung geben: sie möchten sich nicht einer für sie entscheidenden und leicht vorauszusehenden Vernichtung aussetzen.

Trauttmansdorff. Wer war froher solches zu vernehmen, als der Minister, dem es zugleich schmeichelte, dass der Feind seiner bisherigen Ansicht Recht gab, man hätte die Insurgenten im Augenblicke, als sie die Grenze überschritten, gleich auseinandersprengen sollen? Trauttmansdorff war also für das Zustandekommen eines Waffenstillstandes, und Graf Alton konnte nicht mehr gegen die Verhandlungen sein, seit der Minister am 25. November allgemeine Amnestie versprochen hatte, denn wenn der Schlag, welchen er eben führen wollte, misslang, so fiel das Gewicht der ganzen Niederlage auf ihn, zumal es sich nicht mehr bloß um einen Sieg oder eine Niederlage, sondern um die Aufrechterhaltung der ganzen österreichischen Herrschaft handelte.[1])

D'Alton.

Vor dieser großen Verantwortlichkeit gab der sonst gern durchgreifende Soldat nach. Zu einem Schlage hätte er gerne den Befehl des Ministers gehabt, um sich zu decken; Trauttmansdorff aber wollte die Verantwortlichkeit nicht tragen, dass er den entscheidenden Schlag verhindert habe, und daher kam es, dass einer nachher auf den anderen die Schuld des Unglücks schob. Der Minister sagte später, Graf Alton habe dem van der Mersch eine Schlinge gewunden, letzterer habe aber noch viel feiner den Österreichern eine solche um den Hals zu werfen verstanden. Der Minister selber jedoch gab durch sein Thun den Beweis, dass er den Waffenstillstand wollte; er sandte ja an den Grafen Alton ein Schreiben von Kaunitz, das jeden Schritt verbot, der die Gemüther erbittern könnte; zugleich setzte er viele politische Gefangene in Freiheit und beauftragte den angesehenen Raepsaet zu Unterhandlungen in Gent für den Frieden, bot Vonck unter der Hand die Stelle eines Staatssecretärs an und anderen hervorragenden Männern des Ausschusses die Würde von Regierungsräthen.

Trauttmansdorff.

Stillstand von Orsmael.

So ließ sich denn Alton auf Unterhandlungen ein, welche die Patrioten aus der höchsten Noth retteten,[2]) denn in Léau fehlte es ihnen völlig an Brot, wie an Geld. In der Frühe des 2. December wurde in Orsmael, einem Orte zwischen Léau und Tirlemont, ein Waffenstillstand auf zehn Tage geschlossen, während welcher die Genehmigung zu einem Waffenstillstande von zwei Monaten eingeholt werden sollte. Der Stillstand sollte den Unruhen ein Ende machen, zumal der Kaiser das Unglück des Landes mit Schmerzen ansehe[3]) und alle Privilegien und die Joyeuse Entrée wieder gestellt habe. Der Waffenstillstand solle für Brabant, wie für Flandern gelten und während desselben vollkommen freier Verkehr walten zwischen beiden Parteien durch Personen, die mit Pässen versehen seien. Den Patrioten wurde die Besetzung

[1]) Rapedius de Berg, l. c. II, p. 415.

[2]) Allerdings kannte Graf Alton ihre Noth nicht; er schreibt am 14. November an den Kaiser: „Die Wege sind bedeckt mit Leuten, welche die Estafetten abfangen und man bekommt um keinen Preis einen Spion. Man erlangt nur falsche Nachrichten, weil alle für den Aufstand sind."

[3]) Der Wortlaut des Vertrages bei Rapedius de Berg, l. c. II, p 417—418.

von Dieſt und Léau mit einer Umgebung von anderthalb Stunden Wegs zugeſtanden, desgleichen in Flandern in den Städten Gent, Brügge, Oſtende, Ypern, Furnes und Menin.

Unterzeichnet war der Vertrag auf kaiſerlicher Seite vom Oberſten de Brou, auf der Seite der Patrioten von ihrem General van der Merſch. Der Pfarrer Janſſens wurde mit ſeinem Adjutanten von van der Merſch nach Flandern geſchickt, um dort den Waffenſtillſtand anzukünden. Van der Merſch ſelber reiste ſchleunigſt nach Breda, um dort den Vertrag anzuzeigen, der ihn und ſeine Armee gerettet, den er aber ohne Vollmacht abgeſchloſſen hatte. Desungeachtet war der Ausſchuſs wie raſend darüber. Van Eupen ſchreibt:[1]) „Wie ein Blitz iſt auf einmal van der Merſch hieher gekommen. Er hat einen Stillſtand auf zehn Tage abgeſchloſſen und will jetzt nach Flandern gehen. Ich habe ihm mit Milde und Güte widerſprochen. Er war wüthend und that wild, wie ein Chaiſenpferd nicht ärger thun kann. Unſere Truppen ſind noch in Ordnung und nach zehn Tagen werden die in Flandern es auch ſein und wahrſcheinlich im Stande den Feind anzugreifen. So weit geht die Sache gut. Ich fürchte jedoch, daſs van der Merſch uns verkauft hat.“ — Wie van der Merſch ſelber erzählt, hätten van der Noot und van Eupen den abgeſchloſſenen Vertrag gar nicht leſen wollen und ausgerufen: „Wir ſind verloren! was werden die drei Mächte ſagen, die uns beſchützen!“[2]) — und habe van der Noot, als ein Geiſtlicher ihm die Vortheile des Waffenſtillſtandes vorhielt, in ſeinem Zorne geſchrien: „Lieber das ganze Land verlieren, als mit dem Kaiſer ſich in irgend etwas einlaſſen!“ und habe ſich geberdet wie ein Raſender — hatte doch Hertzberg das Siegen des Aufſtandes zur Bedingung einer Unterſtützung gemacht! Van Eupen aber habe erklärt: „Wenn man dieſen General nicht ſo nothwendig brauchte und es ihm nicht um die Armee zu thun wäre, ſo würde er ihn beim Kopf nehmen laſſen.“ Van der Merſch wollte abdanken und nach Flandern gehen, um mit den dortigen Ständen zu verhandeln. Ein Geiſtlicher bewirkte mit Mühe eine Verſöhnung und van der Merſch gieng wieder nach Dieſt. Der Ausſchuſs ſandte ihm die Weiſung nach, daſs fortan zwei Felddeputierte, ein Schenkwirt aus Löwen namens Mertens und ein Färber aus Brüſſel namens van Parys, dem Kriegsrathe beizuwohnen hätten. Auch die Stände in Flandern verwarfen den Vertrag. Van der Merſch ſandte wieder um Entlaſſung ein. Eine Deputation kam, um ihn zum Bleiben zu bewegen.

miſsbilligt in Breda.

Van Eupen.

Van der Noot.

Und doch hatte dieſer Stillſtand die eingeſchloſſene Armee in Léau gerettet und wurde er für die Öſterreicher viel verhängnisvoller als die Schlappe in Turnhout. Bisher hatten die Soldaten die Inſurgenten verachtet, jetzt aber wurde mit letzteren wie mit einer Macht unterhandelt, die ſie nicht vernichten könnten.

Folgen des Vertrages.

Die Truppen wurden entmuthigt oder hielten ſich für verrathen. Sie hätten ſich nach ſo vielen ermüdenden Märſchen und Gegenmärſchen gerne geſchlagen und hofften Beute zu machen — jetzt muſsten ſie wieder wie beſiegt in ihre Garniſonen zurückkehren. Es war eine moraliſche Niederlage. Alsbald nahm der Abfall reißend

Die Truppen.

[1]) Das Schreiben bei Rapedius de Berg, l. c. II, p. 420.

[2]) „Nous sommes perdus! que vont dire les trois puissances qui nous protègent!“ Mémoire historique pour van der Mersch, I, p. 18.

bei denen überhand, die bisher den Verlockungen widerstanden waren. Bis dahin liefen hin und wieder fünf oder sechs Mann davon — jetzt zwanzig, dreißig, vierzig auf einmal.[1])

Das Selbstgefühl der Aufständischen hingegen wuchs und sie waren unermüdlich, während des Stillstandes die Soldaten zu verleiten und die ruhigen Bürger zum Aufstande aufzureizen. So namentlich in Brüssel, wo Alton seine besten Truppen, ungefähr 7000 Mann, zusammengezogen hatte, denn es war die Hauptstadt des Landes, hier war der Schatz, hier das Archiv; darum hatte er alle Maßregeln getroffen, Brüssel gegen einen Handstreich zu sichern. Hier gedachte er sich zu halten gegen das ganze Land, bis Verstärkung aus Luxemburg ihm Luft mache. Er ließ Gräben ziehen in den Straßen, Barricaden errichten, Ketten spannen, spanische Reiter anbringen. Das Wasser der Senne wurde so hoch gespannt, um die Unterstadt überschwemmen zu können. Auf den Wällen waren Mörser, Roste, um Kugeln glühend zu machen. Ließ man den Grafen Alton schalten und walten, so wurde das Schicksal des Landes durch einen blutigen Kampf in Brüssel entschieden. Aber Trauttmansdorff war anderer Ansicht und seine verkehrte Milde und sein Nachgeben lähmten alle Maßregeln des Commandanten und der Zwiespalt zwischen dem Minister und dem General hat Österreich um den Sieg gebracht, nicht die Tapferkeit der Belgier.

Alton will Brüssel halten.

Trauttmansdorff nachgeben

Und so huldigte der Minister denn auch jetzt der Ansicht, man solle das Vertrauen der Bewohner durch Nachgiebigkeit und Freundlichkeit gewinnen, und wenn dieses nicht gelänge, so müsse man sich nach Namur zurückziehen, denn in Brüssel würde man doch bald ausgehungert sein und auch das Geld ausgehen. Für diesen Zweck hatte er auch früher schon vorgeschlagen, ein Lager vor Brüssel zu errichten, wo die Armee sich frei bewegen und von wo sie Brüssel im Zaume halten könne — ein Gedanke, der vieles für sich hat. So wollte also Graf Alton sich schlagen — und der Minister war dagegen. Die Bürger in Brüssel benützten diesen Zwiespalt: sie verlangten, dass die Straßen wieder frei werden sollten. Graf Alton hatte die Stadt entwaffnet, der Magistrat aber verlangte, dass der alten Bürgerwehre[2]) ihre Waffen zurückgestellt werden, und der Minister sagte zu: „mit Vergnügen und voll Eifer jede Gelegenheit benützend, die sein Vertrauen in die Nation und in den Magistrat beweisen könnte". Graf Alton widersprach vergebens. Das geschah am 6. December 1789. Die Österreicher hatten nicht nöthig, die Gräben wieder auszufüllen, das thaten die Brüsseler selber. Am 8. December sah man Junge und Alte, Frauen und Männer beschäftigt, die Gräben auszufüllen, die Barricaden abzutragen und aus den spanischen Reitern Freudenfeuer zu machen. Ein Hauptmann, der dem Pöbel wehren wollte, bekam von einem der Friseure, die überhaupt für die Revolution sehr eifrig waren, einen Säbelhieb.[3]) Wofür sollten nun die Soldaten arbeiten und sich schlagen! Sie wurden entmuthigt. Außerdem wurde eine seltene Thätigkeit von den Männern der Bewegung aufgeboten, sie zu verführen durch Getränke und durch Versprechungen.

und nach Namur ziehen.

Die Bürgerwehr.

[1]) Trauttmansdorff, Fragmens, p. 78–79.
[2]) Den sogenannten Serments. Rapedius de Berg, l. c. II, p. 426–428.
[3]) Rapedius de Berg, l. c. II, p. 427.

Nun kam die Nachricht von der Verwerfung des Stillstandes. Es half nichts, dass Trauttmansdorff nach Breda schickte, der Kaiser sende als seinen Stellvertreter mit unbedingter Vollmacht den Grafen Cobenzl. Dieser meldete seine nahe Ankunft durch ein Schreiben vom 28. November: er komme, nicht um Feinde zu bekämpfen, sondern nur um große Unordnungen zu verhüten und Ruhe und Sicherheit wieder herzustellen. Cobenzl empfahl dem Grafen Alton, nur das zu thun, was unumgänglich nöthig wäre, um die Ruhe zu erhalten, den Schatz und die Archive zu retten und sich den Rückzug nach Luxemburg offen zu halten. Trauttmansdorff empfahl er namentlich, sich den Umständen zu fügen, nachzugeben, wo der Widerstand gefährlich wäre, weder sein noch anderer Leben einer Gefahr auszusetzen, namentlich aber die allgemeine Aufregung zu beschwichtigen. Cobenzl schrieb an Altan: „Jedermann, der auf der einen oder anderen Seite fällt, ist ein Verlust für den Staat und vermehrt die Erbitterung." Welche Lage für den General und seine tapferen Officiere! Cobenzl.

All das beschwichtigte die Bevölkerung nicht mehr, führte nicht einmal zu einer Verlängerung des Waffenstillstandes. Noch ehe derselbe abgelaufen war, beschlossen die Vonckisten Brüssel von den Österreichern frei zu machen. Brüssel.

Der Plan ward in der Nacht des 9. December entworfen; religiöse Aufregung der Menge half mit dazu — schien doch den Belgiern nicht bloß ihre Verfassung, sondern auch ihr Glaube bedroht durch das Walten des Kaisers. Der 10. December war ein Donnerstag, der Verehrung des heiligen Sacramentes gewidmet — früh schon waren alle Kirchen gefüllt. — In Sancta Gudula drängte sich Kopf an Kopf. Um zehn Uhr war das Hochamt. Als der Priester das Credo sang, wurde auf einmal auf dem Chore eine ungeheure schwarz-roth-goldene Fahne aufgepflanzt. Nach der Wandlung theilten Vonckisten National-Cocarden aus. Den Segen sang die versammelte Menge voll Enthusiasmus mit und betete dann dem Priester nach, als er das „Herr, unsere Zuflucht" aussprach. National-Cocarden sah man auf einmal an den Hüten der Männer, auf den Busen der Frauen: wie herausfordernd giengen sie mit diesem Abzeichen an den österreichischen Posten vorüber. Eine enthusiastische Stimmung bemächtigte sich der Stadt. Die Regierung fühlte, dass der Kampf bevorstehe — gegen ein Uhr ertönten drei Kanonenschüsse als Mahnung, dass die Truppen sich versammeln sollten. Diese aber kamen theils gar nicht, theils mit Murren: sie waren entmuthigt, oder krank an der nationalen Epidemie. Ganze Abtheilungen giengen zu den Patrioten über, wichtige Posten wurden verlassen. Um vier Uhr kam die Menge wieder in die Kirche zur Vesper und kehrte, wie religiös gehoben, aus derselben zurück. Am Abend bezog in einigen Stadttheilen die Bürgerwehr die Wachen. Freitag den 11. December in der Früh kamen viele Bauern aus der Umgegend, und auf dem Markte gieng es sehr lebhaft her. — Im Gebäude der Regierung war früh schon Berathung und wurde der Abzug für den nächsten Tag beschlossen. Einige Räthe sollten für Pferde und Wagen sorgen. Trauttmansdorff wollte zurückbleiben, um die Autorität des Kaisers zu erhalten,[1]) hatte aber für den Fall, dass man ihm Gewalt anthue, 9. Dec. 1789. 10. Dec. Desertion. 11. December.

[1]) Trauttmansdorff, Fragmens, p. 71.

verordnet, man solle sich weiter um seine Person nicht kümmern und veranstalten, was nöthig sei. Am Nachmittage gieng von einer Versammlung der Patrioten in einem Garten der Versuch aus, einzelne Posten zu überwältigen oder zum Abfall zu verleiten. Dies gelang mit einer ganzen Compagnie des Regimentes Murray, es gelang auch mit einer Wache vor der Münze. Aber bei manchen Posten antworteten die Soldaten auf die Versuche, sie zu verführen, mit Schüssen — Kampf. und bald krachte es in vielen Straßen. Die Lärmkanone ertönte, die Trommeln wirbelten den Generalmarsch, von den Thürmen heulten die Sturmglocken. Die Österreicher behaupteten die obere Stadt, den königlichen Platz, den Park, das Stadthaus, den Platz von Löwen bis zur Gudulakirche. Um sechs Uhr abends ruhte der Kampf. In aller Stille rückte ein Bataillon vom Regimente Bender ein und gelangte unbemerkt bis auf den Königsplatz. Seine Ankunft wurde aber Pinaut. bald bekannt und erschreckte die Aufständischen. Da schritt jedoch die Pinaut,[1]) die Kehse van der Noots, durch ihre Reihen und wieder begann der Kampf und währte bis eilf Uhr nachts. Feuer brannten auf den öffentlichen Plätzen, beleuchtet waren alle Fenster. Um Mitternacht wurde mit dem Magistrate ein Vertrag ab- Vertrag. geschlossen, wonach der Kampf aufhören, der Königsplatz aber der Bürgerwehr übergeben werden solle. Die Sturmglocken schwiegen, andere Glocken tönten, die sonst nur bei freudigen Anlässen geläutet wurden, und es wurde ausgerufen, niemand solle mehr feuern. Aber es kostete Mühe, die Menge zu verständigen. Major Montigny, der mit einem Bataillon die Wache auf dem Königsplatze frei machen sollte, hatte zwei Stunden zu thun, bis er durch die Menge zu jener gelangte. Hoch zu Ross rief er den Bürgern in einemfort zu: „Schießen Sie nicht mehr, meine Herren, wir sind Ihre Freunde, wir sind Patrioten wie Sie!“ — Mit Mühe brachte er sein Bataillon und die Soldaten, die tapfer auf dem Platze gestritten, nach dem Kirchhofe von St. Gudula zurück.

12. December. So kam der 12. December, an welchem die Österreicher nach Namur abziehen und die Schätze und das Archiv mitnehmen wollten. In der Nacht aber hatte sich im Hause van der Noots ein Revolutions-Ausschuss gebildet, der dies zu verhindern beschloss. Trauttmansdorff glaubte, die ganze Bewegung sei nur gegen Altons militärische Maßregeln gerichtet, und hoffte, Brüssel werde ruhig sein, wenn die verhassten Soldaten abzögen. In der Früh wurde noch eine Berathung gehalten, zu welcher er vier Abgeordnete von der Bürgerwehr zuzog. Die Officiere waren für den Kampf, noch habe man eine wohlbediente Artillerie. Trauttmansdorff aber legte Verwahrung ein: der Kaiser habe Vertrag des befohlen, lieber die Stadt zu räumen, als ein einziges Haus in Brand zu stecken. Abzuges. Es wurde nun beschlossen, die Bürgerwehr solle in der Stadt die Ordnung aufrecht erhalten, während die Truppen abzögen. In diesem Sinne musste Graf Alton an den Magistrat schreiben und versichern, dass niemand auf seinen Befehl verhaftet würde und seine Truppen strenge Manneszucht halten würden. Dem Magistrate war dies angenehm und er beschloss, den Brief drucken und an den Straßenecken anschlagen zu lassen und sich streng an dieses Einverständnis zu halten.

Neuer Kampf. Aber der Revolutions-Ausschuss war dem Magistrate schon über den Kopf gewachsen. In einer Kaserne waren Waffen und Patronen gefunden und vertheilt worden — und alsbald begann das Feuern in allen Straßen. Selbst Frauen und Knaben wurden von der revolutionären Kampflust ergriffen. Barricaden wurden errichtet. Jetzt begannen aber auch wieder ganze Abtheilungen von

[1]) Rapedius de Berg, l. c. II, p. 434.

Soldaten zu den Patrioten überzugehen.[1]) Dadurch war die rechte Flanke bloßgestellt und die getreue Mannschaft in Gefahr, umgangen zu werden.[2]) Unter dem Vorwande, den Weg frei zu machen, raffte deshalb Graf Alton, was an Truppen um ihn war, zusammen, brach sich Bahn und gab den andern Befehl, ihm nachzuziehen. Er machte den Weg durch das von den Patrioten dicht besetzte Dorf Ixelles in der That frei. Sofort wollte er in die Stadt zurück, um den Transport des Schatzes und des Archives zu decken. Da kam ihm aber ein Theil der Truppen, die er eben noch im Besitze der oberen Stadt gelassen hatte, in wirrer Flucht entgegen: die Artillerie wäre zuerst abgefahren, die Infanterie ihr gefolgt, die Reiterei allein hätte sich nicht halten können. Graf Alton ordnete eine Abtheilung und wollte mit ihr gegen die Stadt zurück, wurde aber mit Schüssen empfangen und musste umkehren. Schatz und Archiv fielen in die Hände der Feinde, die nicht säumten, die Briefe des Kaisers und die Berichte seiner Beamten in vielen Exemplaren drucken zu lassen.[3]) Die Wegnahme des Schatzes mit zwei Millionen Gulden erregte Jubel, die veröffentlichten Briefe die größte Erbitterung. Abfall. Abzug.

Also war Belgien für Österreich verloren; Joseph sah sich besiegt. Der Schmerz, den ihm dies verursachte, richtete ihn in dem leidensvollen Zustand, in dem er sich befand, vollends zugrunde.

Er schreibt an Christina, die sich mit ihrem Gemahle in Bonn niederließ, am 28. December 1788: „Ich kann nicht athmen, nicht schlafen, die ganze Nacht bringe ich sitzend zu; Du kannst Dir meine Qualen denken. Für den Moment, glaube ich, hilft in den Niederlanden nichts; man muss die Ereignisse und die Gelegenheit, das Land wieder zu erobern, abwarten; alle Wege der Versöhnung sind abgebrochen; alle Nachsicht, die ich gehabt, ist umsonst. Die volle Unabhängigkeit ist erklärt und wird unterstützt durch die drei Mächte. Durch ihr Interesse für die abgefallenen Unterthanen ist jede Hoffnung auf eine Verständigung, auf einen Ausgleich unmöglich geworden. Was da alles geschehen ist, um die Dinge auf diesen Punkt zu bringen, ist wahrhaft unglaublich. Wenn ich nur an mich dächte, würde ich diese Correspondenz veröffentlichen. Man würde erkennen, welche Versicherungen mich dazu bestimmten, die Edicte wegen Aufhebung der Stände und des Rathes von Brabant fallen zu lassen. Man hat mir das Versprechen entrissen, während ich krank in Laxenburg lag. Ich habe gestattet, die Joyeuse Entrée, die Stände und den Rath wieder herzustellen, aber mit den Veränderungen, die man für nothwendig erachten würde. Zu allem, was weiter geschehen ist, habe ich keine Einwilligung gegeben. Ich habe nicht einmal einen genauen Bericht.“[4]) Joseph II. und Christina.

Als General-Bevollmächtigter wurde Josephs Vertrauter, der Vicekanzler Johann Philipp Cobenzl, nach den Niederlanden abgesendet; er hatte unbedingte Vollmacht, alle Reformen zurückzunehmen, alle Garantien Cobenzl.

---

[1]) Rapedius de Berg, l. c. II, p. 439.

[2]) Arendt, Die brabantische Revolution, S. 399.

[3]) Lettres de Joseph II. à d'Alton. Lettres de d'Alton à Joseph II. Lettres de Trauttmansdorff à l'Empereur. Lettres de Marie Christine et d'Albert à Trauttmansdorff u. s. w.

[4]) A. Wolf, Maria Christina, II, S. 32—33.

zuzugestehen, wenn es ihm nur gelinge, den Streit gütlich beizulegen, wenn nur dem Kaiser das Land eigen bleibe und ihm nicht auf eine schimpfliche Weise die Hände gebunden würden.[1])

Gegen jede Erklärung der Unabhängigkeit solle er in Brüssel eine feierliche Verwahrung einlegen, in welcher der Kaiser seine Rechte sichere, und seine Unterthanen als Rebellen vor der ganzen Welt hinstelle; nur müsse rasch gehandelt werden. Joseph II. machte eigens darauf aufmerksam, dass Hertzberg es für sehr übel fand, dass die Revolution so früh ausbrach und nicht erst im nächsten Frühjahre; dann wären die Preußen zum Einmarsch bereit gewesen.[2]) Cobenzl kam nach Luxemburg, als die Armee schon im vollen Rückzuge hinter die Maas war: darum that er zunächst keine öffentlichen Schritte, er wollte zuerst das Chaos sich entwirren lassen.

Ferrari. Dagegen war schon am 14. December General Ferrari in Brüssel eingetroffen, um mit dem Ausschusse zu verhandeln. Joseph II. erbot sich zu einer allgemeinen Amnestie, von der bloß Frankenberg, van der Mersch und van der Noot auszunehmen wären; er erbot sich zur Wiederherstellung der Verfassung, oder des „Freudigen Einzuges", und zur Wiedereinsetzung der Stände, zur Aufhebung des General-Seminars; er wollte den Bischöfen die Führung der geistlichen Zucht und die Verwaltung der Religions-Casse zugestehen, an Trauttmansdorffs Stelle Cobenzl senden, sowie zugeben, dass die 30.000 Soldaten im Lande zu zwei Drittheilen aus Belgiern bestünden, die vom Lande zu unterhalten wären. — Der Ausschuss verwarf jedoch dieses Angebot, und sandte einen Gegenvorschlag, wonach er der Herrschaft über die belgischen Lande, Luxemburg miteinbegriffen, entsagen, alle noch besetzten Festungen räumen und nur als Kaiser des deutschen Reiches Schutzherr des belgischen Freistaates bleiben sollte, und nur in dieser Eigenschaft einen Gesandten im Lande, jedoch keinen Beamten halten dürfe; als Kaiser des Deutschen Reiches und Schutzherr solle er jedes Jahr fünf Millionen Gulden von Belgien erhalten, wofür er ihm aber auf Verlangen Beistand leisten müsse. Diese Bedingungen konnte der Kaiser mit Ehren nicht eingehen und darum verließ Ferrari augenblicklich Brüssel.[3])

Angebot des Kaisers.

vom Ausschuss verworfen.

Gegenvorschlag.

Über Belgien konnte also nur ein Waffengang entscheiden, denn die Aufständischen wollten Unabhängigkeit. — Indes war am 18. December der Ausschuss aus Breda unter unermesslichem Jubel in Brüssel eingezogen.

Van der Noot. Van der Noot wurde, so gering auch seine Fähigkeiten, so gemein auch sein Charakter war, als der Gideon Belgiens mit den Ehren eines Königs empfangen. Die Geistlichkeit begrüßte ihn am Thore der Gudulakirche und ge-

[1]) Sébastien Brunner, Correspondances intimes de l'Empereur Joseph II. avec son ami le comte de Cobenzl et son premier ministre le prince de Kaunitz, puissées dans les sources des archives impériales, jusqu'à présent inédites; avec une introduction et des notes historiques. Paris 1871. p. 104.

[2]) Ibid. p. 108—110.

[3]) Borgnet, l. c. II, p. 145.

leitete ihn zum Te Deum in den Chor, wo er auf dem Betschemmel kniete, auf dem man sonst den Statthalter und die Statthalterin zu sehen gewohnt war. Die adeligen Damen gaben ihm ein Festmahl; am Abend war die Stadt beleuchtet. Van der Noot saß im Theater in der kaiserlichen Loge und wurde als der Sieger gekrönt.

Streit der Parteien.

Was sollte aber jetzt werden? Sollte die alte Verfassung, rein wie sie war, wieder ins Leben treten? — dann fehlte aber der Monarch. Oder sollte für die neue Lage auch die Verfassung für veraltet erklärt und durch eine belgische National-Versammlung eine neue geschaffen werden? Bisher waren alle Parteien einig, so lange es den Kampf gegen den Kaiser galt — jetzt, da die Österreicher aus dem Lande verjagt waren, trat der Zwiespalt der Ansichten hervor.

Für die alte Verfassung.

Adel und Clerus wollten die alte Verfassung. Diese war aber durch die Zugeständnisse vom 20. bis 25. November wieder hergestellt; man musste also folgerichtig zum Monarchen zurückkehren. Im frischen Hasse gegen den Kaiser aber sagte man, die Souveränität sei auf die Stände, als die Vertreter der Nation, übergegangen. Das Ansehen der Stände war so groß, dass die große Masse leicht für diese Ansicht zu gewinnen war.

Plan der Vonckisten.

Dagegen sagten die Vonckisten, die Revolution habe alles Alte zerstört und mit dem Sturze des Staats-Oberhauptes höre auch die Vollmacht der Stände auf. Die Nation sei ebenso frei, als ob sie eben erst aus der Hand des Schöpfers hervorgienge; sie allein könne entscheiden, welche Staatsform sie wolle. Darum muss vor allem eine National-Versammlung einberufen werden, zu welcher alle selbständigen Bürger Vertreter zu wählen haben. Die früheren Stände waren keine Vertreter des ganzen Volkes, jetzt müssen jedoch auch die kleinen Städte, die Dorfgemeinden, das flache Land Antheil an der Gewalt haben. Das war die Ansicht der Gesellschaft Pro aris et focis, vieler Studierter, der Kaufleute, der Advocaten, eines Theiles der niederen Geistlichkeit und der Mehrzahl der Mannschaft unter van der Mersch. Vonck hatte diese Ansicht in einer eigenen Schrift entwickelt.[1]) Er verneinte darin die Frage, ob die alten Stände gesetzmäßigerweise als Souverän regieren können: denn sie hätten nie Antheil an der Regierung gehabt; sie hätten nur vermittelt zwischen Fürsten und Volk; auch dürfe man ihnen die Souveränität schon deshalb nicht übertragen, weil sonst die ausübende und gesetzgebende Gewalt in einem Subjecte vereinigt wären; auch würden sie die oberste Gewalt nur parteiisch ausüben — zum Vortheil der Personen und Städte, die in ihnen vertreten wären, während sämmtliche Landbewohner und zur Vertretung nicht zugelassene Städte ihren bisherigen Vertheidiger, welcher der Regent war, verloren hätten. — Darum eine National-Versammlung und Trennung der gesetzgebenden, ausübenden und richterlichen Gewalt und Ernennung einer eigenen Behörde, welche Ämter und Würden verleiht! — Also eine demokratische Verfassung.

Demokratie.

Vor dieser aber fürchtete sich Adel und Clerus. „Für was sind wir denn aufgestanden", hieß es, „als für die alte Verfassung! und jetzt, da wir

[1]) Considération impartiale sur la position actuelle du Brabant.

den Sieg errungen, sollen wir sie wegwerfen! Fern von uns seien gefährliche Neuerungen, wie sie jetzt in Frankreich vorfallen, mit Erschütterungen ohne Ende!"

Société patriotique.

Alsbald begann der Kampf der Parteien. Dem Bredaer Ausschusse gegenüber hatte Vonck eine Patriotische Gesellschaft[1]) in Brüssel gegründet. Diese wurde aber durch van der Noot für illegal erklärt und löste sich auf. Die Mitglieder wurden Demokraten oder Vonckisten geheißen; ihrer waren nur zweiundvierzig, darunter sechzehn Rechtsgelehrte. Vonck war gutmüthig und van der Noot wusste ihn durch einen Auftrag nach Gent zu beseitigen und indessen handelten Adel und Clerus rasch.

Etats généraux.

Am 19. December 1789 traten die Staaten von Brabant in Brüssel zusammen und beschlossen am 20. einstimmig, den Staaten der übrigen Provinzen die Vereinigung anzuzeigen, welche der Bredaer Ausschuss schon am 30. November mit den Staaten von Flandern in Gent dahin abgeschlossen habe, jede Verständigung mit dem Kaiser zu verweigern und die Souveränität über beide Provinzen einem Congresse zu übertragen, welcher aus Deputierten von beiderlei Ständen gebildet wäre. Diese Unions-Acte wurden nun allen anderen Staaten mitgetheilt und sie zum Abschlusse einer allgemeinen Verbindung nach Brüssel eingeladen. Hennegau, Namur und Limburg verkündeten ebenfalls das Aufhören der kaiserlichen Herrschaft. Am Weihnachtstage erklärten sich die Staaten von Brabant in feierlicher Sitzung für souverän und den Rath von Brabant für zurückgestellt in seine alten Rechte, und vor diesem Rathe schworen die Stände den Eid auf die Verfassung, nachdem sie zuvor in der Kirche in die Hände des Cardinals versprochen hatten, die katholische Religion aufrecht zu erhalten und zu bewahren.[2])

Unions-acte.

Am 7. Januar 1790 traten die Abgeordneten der Provinzen Brabant, Flandern, Hennegau, Namur, Mecheln, Geldern, Tournay in Brüssel zusammen zu einem General-Congresse. Limburg schloss sich später an; Luxemburg blieb dem Kaiser treu. Am 11. Januar 1790 wurde die Bundes-Acte für die Vereinigten belgischen Staaten[3]) einstimmig angenommen. Die souveräne Gewalt beschränke sich auf die gemeinschaftliche Vertheidigung, auf das Recht, Frieden und Bündnisse zu schließen, Gesandte zu empfangen und abzusenden, die Bundesarmee zu bilden und zu unterhalten. Die vollziehende Behörde solle aus Abgeordneten aller Provinzen bestehen; die Provinzen sollen die römisch-katholische Religion bekennen und geloben, die Einheit der Kirche unverletzt zu erhalten und die bisherige Verbindung mit dem päpstlichen Stuhle fortzusetzen. Der Congress habe das Recht, Geld zu schlagen. Die Provinzen tragen zu den gemeinsamen Auslagen bei nach Maßgabe der bisherigen Vertheilung der Steuern, üben alle Souveränitäts-Rechte, außer den dem Congresse vorbehaltenen, bringen ihre gegenseitigen

Etats belgiques.

---

[1]) Société patriotique.
[2]) Borgnet, l. c. II, p. 144—145.
[3]) Etats belgiques unis.

Streitigkeiten vor Schiedsrichter, die vom Congresse ernannt sind, verpflichten sich, ohne die Bewilligung des Congresses mit keiner auswärtigen Macht ein Bündnis zu schließen und dauernd und unwiderruflich zu Schutz und Trutz zusammenzuhalten.

Am 20. Januar 1790 wurde diese Bundesurkunde einstimmig angenommen und feierlich verkündet.

Zahl der Abgeordneten.

Die Zahl der Mitglieder der Generalstaaten wurde auf 90 festgesetzt: davon sollten 20 auf Brabant, 22 auf Flandern, 9 auf Westflandern, 9 auf Hennegau, 7 auf Namur, 7 auf Luxemburg, 6 auf Limburg, 4 auf Mecheln, 2 auf Tournay, 2 auf Tournaisis, 2 auf Geldern kommen. Zu einer Mehrheit sollte aber immer die Zahl von 56 Stimmen erforderlich sein, um den kleineren Provinzen, wenn sie einmüthig stimmten, nicht das Übergewicht über diesen größeren zu geben und auch damit Flandern und Brabant nicht die kleineren Provinzen überstimmen könnten. Der Vorsitz sollte von Woche zu Woche bei den einzelnen Provinzen wechseln. Jeder Abgeordnete sollte mindestens dreißig Jahre alt und aus der Provinz sein, die er vertrete, einen Gehalt von 5000 Gulden beziehen und seiner Provinz verantwortlich sein. Je einen Tag sollten die Generalstaaten, je den anderen der Congress tagen. Der Congress sollte sich in drei Ausschüsse theilen: für Politik, für Krieg, für Finanzen.[2]) Für van der Noot und van Eupen wurde eine besondere Belohnung verwilligt: jener erhielt den Titel „Excellenz und bevollmächtigter Agent", dieser wurde Staats-Secretär und ward gleichfalls mit „Excellenz" angeredet; beide sollten allen Sitzungen an der Seite des Präsidenten beiwohnen; beide leiteten eigentlich die Versammlung: van Eupen durch die List, mit der er die Karten zu mischen wusste, van der Noot durch sein polterndes Gebaren und das angebliche vertraute Verhältnis, in welchem er zu den Schutzmächten stand. Die Belgier hatten also jetzt eine Dictatur statt eines Kaisers: der blasse und arglistige Wüstling van Eupen leitete van der Noot und die Versammlung.

Lohn van der Noots und van Eupens.

Mängel der Verfassung.

Dass diese Verfassung sich nicht lange halten konnte, auch wenn sie nicht von außen zerschlagen worden wäre, liegt auf der Hand. Sie war äußerst mangelhaft. Es war da keine Centralgewalt; es fehlte an jeder Bestimmung, wie die einzelnen Provinzen zur Vollziehung ihrer Bundespflicht anzuhalten seien. Die Gewalt des Congresses war zu schwach gegenüber der Souveränität der einzelnen Staaten. Die gesetzgebende und vollziehende Gewalt waren nicht getrennt, denn dieselben Mitglieder nahmen heute am Congresse theil und waren morgen Mitglieder der vollziehenden Behörde. Aus dem ganzen Gebilde sieht man den Mangel an politischem Verstand und an Erfahrung im Staatsleben.[2])

Aber damals galt diese Verfassung als ein Ausbund von Weisheit. Alles war voll Jubel über die neuerrungene Freiheit und voll Vertrauen auf die Zukunft. Darum wurden denn die Briefe der Statthalter, welche die Wiederherstellung der alten Verfassung durch den Kaiser betonten, zwar gelesen, ab-

[1]) Arendt, Die brabantische Revolution, S. 354.
[2]) Ibid. S 328—330.

gedruckt, aber gar nicht beantwortet. Ebenso vergebens waren die Briefe der Statthalter und des Reichskanzlers Kaunitz an Cardinal Frankenberg — er antwortete, im gegenwärtigen Augenblicke wäre jeder Versuch nutzlos und verhängnisvoll für den Urheber.

Joseph bittet Pius VI. um Vermittlung.

Von allen Seiten stürmten also die bittersten Nachrichten auf den kranken Kaiser ein. Wie muss ihn das Gefühl, von seinen Dienern getäuscht zu sein, schmerzlich bewegt haben, und ihm das Wort der Mutter als wahr erschienen sein: „Mit deinen Grundsätzen wirst du zuletzt keinen Freund mehr haben.“ In der Noth wandte sich der Kaiser an das Oberhaupt der Kirche und bat um seine Vermittlung in Belgien; er betheuerte ihm seinen ernsten Willen, alle Eingriffe in das Recht der Kirche, alle Änderungen in der Verfassung des Landes zurückzunehmen, und Pius VI., erhaben über jede Kränkung, reichte dem Kaiser freudig die Hand und richtete am 13. Januar 1790 ein Schreiben an den Cardinal und die gesammten Bischöfe Belgiens, worin er sie vom Vorsatze des Kaisers, alles in den Angelegenheiten der Kirche und des Staates auf den alten Zustand zurückzuführen, unterrichtete und sie aufforderte, sich vertrauensvoll ihrem rechtmäßigen Herrscher wieder zuzuwenden.[1])

Schreiben des Papstes.

„Er hat Uns ohne irgend einen Vorbehalt erklärt, dass er den Bischöfen in Belgien die freie Ausübung ihrer Rechte sowohl in der Leitung der bischöflichen Seminarien, als in allen übrigen kirchlichen Angelegenheiten belasse, und Wir hoffen mit Zuversicht, er werde dieselbe Erklärung auch auf seine übrigen so ausgedehnten Erbländer zum Besten der Religion ausdehnen. Er hat Uns versichert, dass die Rechte, Freiheiten und Verfassungen der Stände und des Volkes unversehrt und unangetastet verbleiben; und damit in allem den Wünschen dieser Völker genüge geschehe, fügte er noch das Versprechen einer allgemeinen und unumschränkten Amnestie für alle wie für jeden einzelnen hinzu. — So mögen denn diese Unruhen aufhören und verschwinden! Alles, was Ihr zur Erreichung dieses großen und heilsamen Zweckes unternehmet, wird Euch sicher zum Verdienste und zum Lohne beim allmächtigen Gott gereichen, wird Eurem Fürsten angenehm, den Völkern nützlich sein und Euch bei allen Nationen Ruhm erwerben! Eure Hauptaufgabe ist jetzt, die Gemüther der Unterthanen mit ihrem Fürsten zu versöhnen, und sie zum Gehorsam und zur Unterwürfigkeit zurückzuführen. Da diese alles erhalten, was nur immer billig und mit Recht gewünscht werden kann, mit aller Gewissheit, so ist der Friede dem Kriege bei weitem vorzuziehen. Möge der Herr die Leiden des Krieges von diesen blühenden Provinzen ferne halten.“

Aber selbst bei den frommen Belgiern verhallte jetzt die Stimme des Papstes wirkungslos. Die Leidenschaften waren schon zu sehr erregt. Sie wollten nichts mehr vom Kaiser wissen.

Ende des General-Seminars.

Am 12. Januar 1790 schafften die Stände die gesammte kirchliche Gesetzgebung Belgiens ab und gaben der Kirche und den Bischöfen ihre Rechte zurück. Das Volk aber legte Feuer an das General-Seminar und es ward

[1]) Theiner, Frankenberg, S. 212—215.

ein Raub der Flammen und wurde dem Boden gleichgemacht. Eine Säule mit dem Bilde der Religion und dem Wappen Belgiens kam an ſeine Stelle. — Am 1. März 1790 dagegen begannen wieder die Vorleſungen an der Univerſität Löwen.[1]) —

Die Unzufriedenheit in Ungarn ſteigt bis zur Empörung.

Auch in anderen Kronländern ſteigerte ſich der Unmuth bis zur Empörung, insbeſondere in Ungarn. Dieſes Königreich bewies der Mutter des Kaiſers, der großen Maria Thereſia, eine bewunderungswerte Hingebung; ſie war beliebt, ja angebetet, obſchon ſie in ihrem Verfahren gegen dieſes conſtitutionelle Land von ſtreng monarchiſchen Grundſätzen ausgieng. Ein Magyare[2]) nennt ſie ſogar den glänzendſten Repräſentanten des abſolut monarchiſchen Princips und ſtellt ſie zugleich hoch über Matthias Corvinus und Ludwig I.; ſeit Stephan dem Heiligen habe Ungarn keinen ſolchen König gehabt — und findet den Grund dieſer Liebe der Magyaren zu ihr, trotz ihrer Eingriffe in die Verfaſſung, darin, daſs ſie höher geſtanden, als die Reichstage, daſs ſie die Menſchen gekannt und darum würdige Diener ihres Willens gefunden habe, vor allem, daſs ſie die ungariſche Nation wahrhaft geliebt und ihr Beſtes unabläſſig angeſtrebt habe. Ungarn. Maria Thereſia.

„Durch ihre Perſönlichkeit gewann ſie alle Herzen; die jüngere Generation verehrte ſie als ihre Mutter. Unter ihr bildete ſich ein innigerer Zuſammenhang zwiſchen Ungarn und den übrigen Erblanden. Deutſche Sitte drang nach und nach in das Land ein; die großen Familien zogen nach Wien. Die jüngere Generation der großen Häuſer war der ungariſchen Sprache nur mehr wenig oder gar nicht kundig, und wenn ihr Nachfolger in ihrem Geiſte fortregiert hätte, würde die ungariſche Verfaſſung eingeſchlafen ſein, ohne daſs es jemand bemerkt hätte. Sie förderte dies nicht, es war aber die natürliche Folge ihrer Regierungsmaßregeln, deren Zweckmäßigkeit jedermann anerkannte, und die ſie auf eine den Geiſt der Nation ſchonende Weiſe einführte. Einzelnes wirkte außerordentlich, wie zum Beiſpiel, daſs ſie die Erziehung des Kronprinzen Joſeph einem Ungarn, dem Grafen Batthyani, anvertraute, daſs ſein Lehrer in der Geſchichte, Baitay, ein Ungar war. Die Briefe, die ſie an Vater Palffy ſchrieb, waren ebenſoviele Enthuſiasmus zündende Blitze. Sie war wohlwollend und half, wo ſie konnte, und jeder, der mit ihr ſprach, fühlte ſeine Anhänglichkeit wachſen.“[3])

Bei all dieſem Zauber ihrer Perſönlichkeit kam es doch auf den drei Reichstagen, welche Maria Thereſia abhielt, zu ſcharfen Verhandlungen.

Der erſte Reichstag 1741 wurde in einem früheren Bande[4]) eingehend beſprochen. Beim zweiten Reichstag 1751 galt es, einen neuen Palatin zu Reichstag 1751.

[1]) Theiner, l. c. S. 216.
[2]) Mailáth, Neuere Geſchichte der Magyaren, I, S. 61.
[3]) Ibid. I, S. 61.
[4]) Vergl. Bd. XI, S. 726—729 dieſes Werkes.

wählen; denn der alte, der treue Johann Palffy, ein wahrer Staatsmann, ein tüchtiger Feldherr, einst der vertraute Freund Eugens, war gestorben. Ludwig Batthyani kam an seine Stelle. — Ein anderer Zweck war die Erhöhung der Steuern. Der Erbfolgekrieg war zwar ausgekämpft und der Bestand der Monarchie, mit Ausnahme Schlesiens, gerettet, aber die Finanzen waren in bedrängter Die Stände. Lage und zur Erhaltung des Friedens war ein zahlreiches Heer nöthig und viele Verbesserungen in allen Zweigen des Kriegsdienstes — all das erforderte viel Geld. Die Regierung verlangte also eine Erhöhung der Steuern um 1,200,000 Gulden. Bisher steuerte Ungarn 2,500.000 Gulden, fortan sollte es 3,700.000 Gulden Steuern zahlen. Da antworteten die Stände, das Land sei zu arm, durch Anstrengungen im letzten Kriege, durch Unfruchtbarkeit, Überschwemmungen zu sehr herabgekommen; dann brachten sie viele Beschwerden vor gegen die Zölle in den deutschen Provinzen, gegen Beschränkung der Ausfuhr. Das Land habe also keine Möglichkeit, sich Geld zu verschaffen. Die Kaiserin antwortete, Ungarn habe weniger durch den Krieg gelitten, als die übrigen Erblande; die Sicherheit der Monarchie sei auch die Sicherheit Ungarns; es liege also dem Reiche ob, das Seine dafür zu thun. Die Beschwerden würden übrigens nach Möglichkeit behoben werden. Mit Mühe wurde ein Mehrbetrag von 700.000 Gulden durchgesetzt und Maria Theresia entließ die Stände mit der scharfen Bemerkung: sie habe mehr Vertrauen und Bereitwilligkeit von der geliebten und stets bevorzugten ungarischen Nation erwartet, und die Stände sollten sich bemühen, die frühere königliche Gnade wieder zu erwerben.

Reichstag 1764. Dreizehn Jahre vergiengen, bis wieder ein Reichstag zustande kam. Indessen war der siebenjährige Krieg durchgekämpft und der Staat dadurch mit 200 Millionen Schulden belastet worden. Die Kaiserin verlangte deshalb am 17. Juni 1764 eine Erhöhung der Steuern von einer Million, um die Nachwehen des Krieges zu heilen und eine den Frieden sichernde Armee zu halten, namentlich um die Insurrection, das Aufgebot, zu ordnen; denn sie brauche zu lange Vorbereitungen, liefere nur eine ungewisse Anzahl Streiter, verursache viele Kosten, sei also ein unzulängliches Mittel der Vertheidigung. Wieder meinten die Stände, die Forderungen seien zu groß, Ungarn sei geldarm, der Landmann könne die erhöhte Steuer nicht erschwingen, der Absatz der Naturproducte sei noch immer nicht erleichtert; mit vieler Mühe ließen sie sich herbei, die Steuer Ungarns auf 3,900.000 Gulden zu erhöhen. Den Vorschlag wegen der Änderung wiesen sie geradezu ab, unter anderem auch aus dem Grunde, dass es gut sei, nicht vorhinein die Zahl der Insurrection zu bestimmen; sie sei ein Reichsgeheimnis; die Nation werde übrigens immer bereit sein, für den König Gut und Blut dahinzugeben.

Kollar. Bedeutsam war die Verurtheilung eines Werkes von Kollar, welches die Ansichten der Regierung über die ungarische Verfassung aussprach: „Von den Anfängen und dem beständigen Gebrauch der gesetzgebenden Gewalt in geistlichen Dingen von Seite der apostolischen Könige Ungarns.“ [1])

Der Verfasser, ein Ungar aus Neusohl, damals erster Custos der Wiener Hofbibliothek, greift auf historisch-kritischem Wege die damaligen Vorrechte des Adels

[1]) De originibus et usu perpetuo potestatis legislatoriae circa sacra apostol. Regum Hungariae libellus singularis . . . 1764, 8°. 174 Seiten.

und der Geiſtlichkeit an, betont die Pflichten der Stände gegen die Krone und ſucht zu beweiſen, daſs die letztere verpflichtet ſei, Änderungen vorzunehmen und namentlich die Stellung der unteren Claſſen zu verbeſſern. Auf Grundlage ſeiner Unterſuchungen hat der König von Ungarn das Recht, die Staatsreligion vorzuſchreiben, Glaubensbekenntniſſe abzuſchaffen oder zu dulden, geiſtliche Beneficien zu verleihen, päpſtliche Bullen zu unterdrücken oder bekannt zu machen; er hat ferner das Recht, jede Abgabe an den Papſt, wie zum Beiſpiel die Annaten, zu verbieten und Kirchengüter zu anderen frommen oder nützlichen Zwecken zu verwenden. Die Zuſtimmung der Stände zu den Geſetzen, die der König gibt, ſei nicht unbedingt nothwendig. Auch die Inſurrection kommt bei ihm zur Verhandlung: er ſpricht für ſtehende Heere, nicht für das Unſichere eines Landſturmes. Nicht die Maſſe der Krieger, nicht die rohe Kraft entſcheide jetzt die Schlachten, ſondern die Schulung und die Kunſt. Darum ſeien ſtehende Heere einer Inſurrection vorzuziehen. Die Art des Kriegsdienſtes ſei veränderlich. Der Nerv des Krieges ſei das Geld. Er verwundert ſich, daſs der geiſtliche Stand ſich zur Übernahme der ſubſtituierten Inſurrection, das heißt einer Geldſteuer ſtatt einer Perſonal-Inſurrection, ſo abgeneigt zeige, während er doch an und für ſich die Pflicht habe, das Vaterland zu lieben und für die Kirche zu ſorgen, namentlich des hartbedrängten Volkes ſich zu erbarmen, auf welches die Adeligen gegen Recht und Billigkeit und die heiligſten alten Geſetze, alle Laſten des Staates wälzen. Nur daher ſei es zu erklären, daſs der ungariſche Bauer lieber auswandere als in ſeiner Heimat bleibe. — So Kollar. Seine Schrift ward als eine gefährliche in das Verzeichnis der verbotenen Bücher eingetragen. Die Kaiſerin-Königin ſah ſich genöthigt, ſie gleichfalls zu verbieten, belohnte aber den Verfaſſer, der ihr aus dem Herzen und wahrſcheinlich in ihrem Auftrage geſprochen hatte, mit einer Güterſchenkung.[1])

Maria Thereſia traf fortan tief einſchneidende, aber wohlthätig wirkende Maßregeln, ohne den Landtag zu befragen. Als die wichtigſte derſelben gilt das ungariſche Urbarium oder die Regelung der grundherrlichen Verhältniſſe. Urbarium.

Wurde in dieſem Werke auf die Lage der niederen Claſſen ſtets gebürende Rückſicht genommen, ſo dürfen wir ſie auch bei den Magyaren nicht vergeſſen. Der ungariſche Bauer lebte unter hartem Drucke, namentlich ſeit dem Bauernaufſtande unter Wladislaw II. „Es gereicht dem Hauſe Öſterreich zu großem Ruhm, daſs alle Regenten desſelben jede Gelegenheit benützten, die Lage des Bauern günſtiger zu ſtellen“[2]) — und es gereicht Maria Thereſia zur beſonderen Ehre, daſs ſie da durchgriff, als der Reichstag 1765 ihrem Vorſchlage auswich. — Sie ordnete nun die bäuerlichen Verhältniſſe aus eigener Machtvollkommenheit im Urbarium. Danach kann der Bauer ziehen, wohin er will, wenn er ſeine Verpflichtung gegen den Staat und den Grundherren erfüllt hat, nur muſs er ein halbes Jahr vorher aufkünden. Seine Kinder ſind nicht ſchuldig, wieder Bauern zu werden, ſondern können die Beſchäftigung wählen, zu der ſie Neigung und Fähigkeit haben. Die Zuſtimmung der Grundherren iſt hiezu nicht nöthig. Sie Der Bauer freizügig.

[1]) Krones, Ungarn unter Maria Thereſia und Joſeph II. Graz 1871. S. 9—14.

[2]) Mailáth, Neuere Geſchichte der Magyaren, S. 35—36, und von demſelben Geſchichtſchreiber: „Der Grundherren und der Bauern Wechſelverhältnis in Ungarn“ Peſt, bei Hartleben.

können selbst zu den höchsten geistlichen und weltlichen Würden sich aufschwingen, wenn sie vorher von dem König in den Adelsstand erhoben worden sind. Allerdings ist das erste Gericht für den Bauern das Patrimonialgericht, in welchem der Grundherr den Vorsitz führt. Er kann aber appellieren an das Comitatsgericht, und der Fiscus vertritt hier den Landmann; gegen Angriffe von außen her vertritt diesen der Grundherr auf eigene Kosten. Die dinglichen Verhältnisse sind in billiger Weise geordnet, so dass der Grundherr und der Bauer zufrieden sein können. Der Bauer hat alle Wochen nur einen Tag zu robotten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang und nur bei dringenden Feldarbeiten muss er zwei Tage arbeiten und ist nur zu drei Jagdtagen im Jahre seinem Grundherrn pflichtig. Der Grundherr gibt dürres Brennholz und Bauholz dem Bauern unentgeltlich. Der Bauer muss dafür nur eine Klafter Brennholz fällen und in den Herrenhof abliefern. Vom Ertrage der Feldfrüchte hat er den Neunten zu entrichten. — Das Urbarium wurde im Laufe von sechs Jahren in ganz Ungarn eingeführt und trotz anfänglichen Widerspruches bald allgemein als Wohlthat anerkannt.

Reformen Maria Theresias.

So wirkte Maria Theresia. Der Ackerbau hob sich, der ungarische Handel wurde belebt, die Binnenzölle fielen, versumpfte Gegenden wurden entwässert, durch Dämme das Flachland vor Überschwemmungen geschützt; Flüsse wurden geregelt, Pest und Ofen durch eine Schiffbrücke verbunden. Von Maria Theresia stammt die Einrichtung der ungarischen Militärgrenze, die sich längs der türkischen Grenze durch Kroatien, Slavonien und den Banat erstreckte und siebzehn Regimenter Infanterie und ein Regiment Husaren lieferte.

Militärgrenze.

Auch in geistlichen Dingen bestand sie auf ihrem Majestätsrechte als „Apostolischer König". Gewisse Bisthümer waren unverhältnismäßig groß — sie hielt dies der Religion für nachtheilig und gründete neue Bisthümer. Die Bischöfe, welche sie ernannte, waren in der Regel durch Geist und Charakter ausgezeichnete Männer. Ihre Hand hatte Glück, ihr Name wurde gesegnet.

Joseph II.

Auch ihrem Sohne Joseph schlugen die Herzen, flogen die schönsten Hoffnungen der Ungarn entgegen. Er bestätigte auch gleich beim Antritte seiner Regierung durch ein Rescript an die Comitate sämmtliche Behörden in ihren Stellen und versprach, die Rechte, Privilegien und Freiheiten des Reiches unverletzt zu erhalten. Er wies die ungarischen Cameralgeschäfte der ungarischen Hofkanzlei zu, weil über Eingriffe der allgemeinen Hofkammer in die Landes-Angelegenheiten geklagt wurde. Weil die Ungarn die Statthalterei in der Mitte des Landes zu haben wünschten, verlegte er sie alsbald von Preßburg nach Ofen.

lässt sich nicht krönen;

Man erwartete nun allgemein, dass er sich bald krönen lasse — aber vergebens. Joseph II. ließ sich nicht krönen; denn er hätte bei der Krönung schwören müssen, die ungarische Verfassung zu beobachten und aufrecht zu erhalten, er war aber entschlossen, die Verfassung zu ändern. Es war gegen

sein Gewissen, einen Eid zu schwören und dann zu brechen. Also ließ er sich nicht krönen, um nicht schwören zu müssen. An der ungarischen Verfassung war allerdings manches zu ändern, das Mittel aber war selbst wieder die Verfassung. Dazu hatte Joseph II. jedoch nicht die Geduld. warum?

Mailáth charakterisiert sein Verfahren kurzweg und scharf mit den Worten:[1] „Sein Unglück bestand darin, dass er sich nicht jener gesetzlichen Mittel bediente, welche ihm die Verfassung des Landes darbot, und wenn er sich derselben nicht bedienen wollte, dass er nicht auf dem Wege fortwandelte, den Maria Theresia gegangen, sondern ohne Rücksicht auf Sitten, Gebräuche, Einrichtungen, Nationalität, mit überstürzender Hast der Zeit keine Zeit ließ. Er wollte säen und ernten zugleich, und stürmte mit vergeblicher und erschöpfender Anstrengung seiner edlen Geistes- und Herzenskräfte einem unerreichbaren Ziele entgegen. Er wollte die österreichische Monarchie, und somit auch Ungarn zu einem Staate nach den philosophischen Ideen seines Jahrhunderts umbilden. — Vieles war schön, edel und gut, aber auch das Gute zuweilen übereilt und manches Wohlthätige, ohne ruhige Überlegung, ohne Erwägung aller Umstände anbefohlen, wurde von ihm selbst bald geändert, die Änderung wieder modificiert, und so entstand ein Schwanken in seinen Maßregeln, welches selbst seine Anhänger mit Misstrauen gegen die Dauer seiner Einrichtungen erfüllte. Hiezu gesellte sich noch die Besorgnis über die Tragweite seiner Reformen, denn in keinem Zweige der Umgestaltung erschien das ganze System auf einmal. Die Verordnungen kamen nur ruckweise. Niemand wusste also das Ende der Reformen, den Schlusspunkt derselben anzugeben. Seine Regierung war eine schöne, edle Verirrung." Mailáths Urtheil.

Wurde es in Ungarn nun schmerzlich empfunden, dass ihr König sich nicht krönen lassen wollte — denn man begann den Verdacht zu hegen, er wolle die Verfassung umstürzen —, so noch schmerzlicher, als er am 7. April 1784 der Statthalterei den Befehl ertheilte, die Krone des heil. Stephan aus dem Lande nach Wien abzuführen, wo sie neben der Krone Böhmens und dem Hute Österreichs bleiben sollte, bis für sie ein anderer geeigneterer Ort hergerichtet wäre; denn Seine Majestät habe beschlossen, das Pressburger Schloss, wo sie verwahrt war, zu einem Priester-Seminar umzugestalten. Die Stephanskrone nach Wien.

Dieser Grund wollte den Ungarn nicht recht einleuchten: sie meinten, in den vielen aufgehobenen Klöstern seien weit geeignetere Plätze für das Priester-Seminar. Es ist ein schöner Zug an den Ungarn, dass sie der Krone, die ihr heiliger König trug, der Mann, welcher die Nation in die Kirche eingeführt und dadurch sie gerettet hat,[2] eine so hohe Verehrung zollen. Peter von Revay sagt darüber: „Die Ungarn halten die Krone für das Gesetz aller Gesetze, für die Quelle des Strafrechtes; ihr leisten sie die Eide; ihr fallen die kirchlichen und profanen Erbschaften anheim; auf sie, wie auf die Quelle, aus welcher alles floss, pflegen sie selbst ihr Privat-Eigenthum zurückzuführen."[3] Die Krone war also den Ungarn ein heiliges Kleinod, das Zeichen der Selbständigkeit ihres

[1] Mailáth, Neuere Geschichte der Magyaren, I, S. 64.
[2] Vergl. Bd. IV, S. 274 dieses Werkes
[3] Vergl. Albert Jäger, Kaiser Joseph II. und Leopold II., S. 236.

Reiches, ihrer Rechte und Freiheiten. Ihre Abführung nach Wien hatte für sie die Bedeutung, wie wenn ihr selbständiges Reich in eine Provinz umgewandelt würde. Die Statthalterei machte vergebens auf den Schmerz der ganzen Nation aufmerksam. Joseph II. fand dies lächerlich[1]) und erneuerte den Befehl — und unter Wehklagen sah das Volk sein Heiligthum abführen. Ein Gewitter, das gerade über Preßburg losbrach, erschien ihm, wie wenn der Himmel mit Donnerstimme seine Entrüstung ausspräche. Die Comitate versammelten sich denn auch auf die Kunde davon und drückten ernst ihren Schmerz aus über die Entwendung ihres Heiligthumes: sie hätten solches nicht verdient; sie hätten für den König Blut und Leben angeboten, als er noch in den Armen der Mutter lag; er habe ein Recht auf die Krone nur insoferne, als er sämmtliche Freiheiten, Vorrechte und Gesetze der Nation heilig halte. Sie bäten also den König, nicht Ödenburg. nur die Krone in das Land zurückzusenden, sondern sie auch baldigst damit krönen zu lassen. So die Gespanschaft Ödenburg. Temes aber schrieb: „Nur Temes. durch äußere Zeichen wissen die Menschen ihre Gefühle auszudrücken; die Krone bleibt uns ewig heilig und das Sinnbild unserer Pflicht und Treue gegen den König." — Joseph II. gab gar keine Antwort auf diese Vorstellungen.

Noch war der Schmerz ob der Wegnahme der Stephanskrone frisch, als der Befehl des Kaisers vom 6. Mai 1784, daſs die deutsche Sprache statt der lateinischen, wie bisher, fortan die Staats- und Amtssprache für die Ungarn sein solle, eine neue Wunde riſs.

Sprachenfrage. Die barbarischen Völker, welche auf dem Boden des römischen Reiches sich niederließen, nahmen in der Regel mit dem Christenthume auch die lateinische Sprache als die Kirchen-, Schul- und Staatssprache an. Die Magyaren vernichteten die Völker nicht, die sie auf dem Gebiete des alten Pannonien antrafen, sondern machten sich dieselben bloß dienstbar, zwangen sie auch nicht, die magyarische Sprache zu lernen, nahmen aber mit der Bekehrung gleichfalls die lateinische Lateinische Sprache an — als Sprache der Kirche, der Schule und des Gesetzes. Nur wo Sprache. Magyaren unter sich waren, gebrauchten sie ihre alte Sprache. Das Latein war die Sprache der Kirche, der Gelehrten; in Ungarn blieb es auch die Amtssprache, als die anderen Nationen schon längst in ihrer eigenen Sprache eine reiche Literatur besaßen, Gesetze darin abfaſsten und Parlamente darin sprachen. Das Latein der Ungarn war zwar ein schlechtes — das Husaren- oder Küchenlatein —, aber es war die Geschäftssprache; das Magyarische trat noch mehr zurück, als unter der Deutsche Sprache. glanzvollen Regierung der angebeteten Maria Thereſia der Adel sich gerne in Wien aufhielt. Das Germanisieren machte sich da von selbst. Deutsch wurde gesprochen auf den Schlössern, deutsch in den Städten. Maria Thereſia em- Maria Thereſia pfahl an den Schulen die Pflege der deutschen Sprache, damit der Adel nicht gezwungen werde, seine Kinder zur Erlernung des Deutschen in ferne Schulen zu schicken; sie empfahl die Pflege der deutschen Sprache an den Seminarien den Jünglingen, die Priester werden sollten, zum Gebrauche in der Seelsorge: die deutsche Sprache sei überaus nützlich, ja nothwendig; man solle zu ihrer Erlernung vom zartesten Alter an, übrigens unbeschadet ihrer Muttersprache, die Jünglinge anhalten. Sie wies auf den Nutzen hin, den die Kenntnis des Deutschen für den Geschäftsmann habe, für den Industriellen, für jeden, der nach Ehren

[1]) „Risum teneatis amici" — schrieb er an die Statthalterei.

und Würden im Staate oder im Heere strebe. Ausgezeichnete Geistesanlagen erstickten oft in engen Privatverhältnissen, während derjenige, welcher dieser Weltsprache mächtig sei, seine Fähigkeiten in weiteren Kreisen geltend machen könne.[1])

und Joseph II.

Der Gebrauch des Deutschen nahm auch unter ihrer Regierung so überhand, dass das Ungarische vielleicht in aller Stille nach und nach erloschen wäre, hätte nicht Josephs Ungestüm die Magyaren mit Hass gegen alles Deutsche erfüllt und die Pflege ihrer Muttersprache zum Mittel der Agitation gemacht. Maria Theresia empfahl, Joseph aber befahl das Erlernen der deutschen Sprache — und darin liegt der gewaltige Unterschied; er wollte den Völkern wider ihren Willen wohlthun.

Die Anordnung einer Reichssprache lag dem Herrscher, der aus all seinen Ländern einen Staat von gleichen Gesetzen und gleicher Verfassung machen wollte, an und für sich nahe. Er schrieb 1785 an einen ungarischen Magnaten: „Die deutsche Sprache ist die allgemeine Sprache meines Reiches. Warum sollte ich also einer einzelnen Provinz gestatten, über Gesetze und andere öffentliche Angelegenheiten in ihrer Nationalsprache zu verhandeln? Ich bin Kaiser des Deutschen Reiches; demzufolge sind die anderen Staaten, die in meinem Besitze sind, nur einzelne Provinzen jener einen Körper bildenden Staatsgesammtheit, deren Oberhaupt ich bin. Wäre Ungarn die erste und wichtigste meiner Besitzungen, so würde ich seine Sprache zur Hauptsprache meiner Besitzungen machen, so aber steht die Sache anders."

Warum Joseph II. germanisiert.

Übrigens fühlte der Kaiser wohl, dass er den Magyaren mit seiner Verordnung ins Herz greife; darum wies er im Vorworte auf den Nutzen des Gebrauches der deutschen Sprache hin: „Wenn ein Volk eine todte Sprache, wie die lateinische, gebraucht, beweist es dadurch offenbar, dass es eine gewisse Stufe der Bildung noch nicht erreicht hat, und bezeugt so schweigend, dass es entweder keine eigene Sprache besitzt, oder dass die Bürger in derselben nicht schreiben und lesen können, und nur die in den lateinischen Wissenschaften Bewanderten ihre Gedanken schriftlich und mündlich auszudrücken im Stande sind." — Die magyarische sei auch nicht die Landessprache: die slavische und walachische Sprache seien ebensosehr im Gebrauche; die Regierung bediene sich in allen militärischen und politischen Geschäften der deutschen Sprache. Wie vortheilhaft sei es nun, wenn eine einzige Sprache in der Monarchie im Gebrauche sei, wenn in dieser allein die Geschäfte besorgt werden: alle Theile der Monarchie seien dann untereinander fester verbunden und die Einwohner durch ein stärkeres Band der Bruderliebe zusammengezogen. Man solle nur auf die Franzosen, Engländer und Russen hinsehen, um sich von der Wahrheit dessen zu überzeugen! Welch ein Nutzen für die Ungarn, wenn sie ihre Zeit nicht mit Erlernung so vieler Sprachen, die im Reiche üblich sind, vergeuden müssen, sondern sich durch Erlernung einer einzigen, der

Nutzen des Deutschen.

[1]) Feßler, l. c. S. 505—509. — Krones, l. c. S. 23—46.

deutschen, Sprache zu auswärtigen wie zu vaterländischen Geschäften und Ämtern geschickt machen!

Rescript vom 6. Nov. 1784

In diesem Gedanken erließ der Kaiser am 6. Mai 1784 die Verordnung: „Da wir beschlossen haben, die lateinische Sprache hinsichtlich sämmtlicher Angelegenheiten, die behördlich und öffentlich behandelt werden, bei allen Behörden Ungarns und der verbundenen Theile abzuschaffen und an deren Stelle die deutsche, als die Sprache des Reiches, zu setzen, auch den Gebrauch derselben auf die Gerichtshöfe auszudehnen, so verordnen wir demzufolge gnädigst: Nach dem Verlaufe von drei Jahren (der Verlängerung dieser Zeitfrist, wenn die Umstände sie forderten, sind Wir jedoch nicht abgeneigt) sollen bei allen Behörden und Gerichtsstellen Ungarns und der verbundenen Theile sämmtliche Angelegenheiten, gleichviel ob diese in erster Instanz oder in Weiterberufung an sie gelangen, ausschließlich in deutscher Sprache abgehandelt werden und auch die Sachwalter ihre Vorträge in derselben machen. — Die Landesgesetze werden indessen noch in der lateinischen Sprache belassen.“ [1])

Nähere Vorschriften.

Dazu gab die Statthalterei am 18. Mai nähere Vorschriften mit dem Hinweis, dass jetzt eben der Zeitpunkt da sei, wo zur Ehre der Nation und der ganzen Monarchie dieses Ziel angestrebt werden müsse. Darum sollen vom November 1784 an bei der ungarischen und siebenbürgischen Hofkanzlei alle Sachen, die Prozesse ausgenommen, in deutscher Sprache abgehandelt werden. Vom 1. November 1785 aber haben die Gespanschaften, königlichen Freistädte, Bezirke und Stühle in ihrer Geschäftsführung die deutsche Sprache zu gebrauchen. Künftig kann niemand, der nicht Deutsch weiß, ein Amt erhalten. Die Sprache des Landtages wird die deutsche sein. Es darf also kein Abgeordneter dahin geschickt werden, der nicht Deutsch weiß. Vom 1. November des laufenden Jahres sollen in die lateinischen Schulen nur jene aufgenommen werden, die Deutsch wissen. Zum Schlusse versicherte die Statthalterei, nur nach reiflicher Überlegung und mit völliger Überzeugung, zum Nutzen und Ruhme des ungarischen Volkes habe der König diese Verordnung erlassen, nicht zu seiner Bequemlichkeit, auch nicht um die ungarische Sprache auszurotten; sondern er wolle nur, dass die deutsche Sprache an die Stelle der lateinischen trete und dass die Jugend jene statt dieser erlerne. Er werde sich von dieser Verordnung durch keine Gegenvorstellung abbringen lassen.

Gegenvorstellungen.

An Gegenvorstellungen, an starken, ja an drohenden, fehlte es bald nicht. Diese Verordnung verletzte sehr viele in ihren Hoffnungen, in ihrem Gefühle der Sicherheit und in ihrer Liebe zur Heimat. Alsbald regte sich der Verdacht, der König wolle das gesammte Volk germanisieren; er wolle darum der Verfassung und der Selbständigkeit Ungarns ein Ende machen und brauche dazu deutsche Beamte. Die deutsche Sprache ist für den Ungarn schwer zu erlernen. Die Beamten sahen dem Verluste ihrer Stelle, sahen einer Zukunft von Noth und Elend entgegen, wenn sie binnen drei Jahren nicht mit dieser schweren Sprache zustande kämen. Der Edelmann fürchtete sein unantastbares Recht, die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, zu verlieren, wenn

Angst vor Germanisierung.

[1]) Feßler, l. c. S. 509—511.

er nicht während dieser drei Jahre der ihm jetzt verhassten deutschen Sprache mächtig würde. — Aus Zemplin schrieb man an den Kaiser: die Bejahrten hätten mit Thränen den Befehl vernommen, der sie von den öffentlichen Angelegenheiten ausschließe, sie aus ihrem Vaterlande gleichsam verweise und sie zwinge, bevor sie ins Grab sinken, noch zuzusehen, wie ihre Enkel sich in eine ganz andere Nation verwandeln. — Andere betonten: die lateinische Sprache sei für sie keine fremde und todte, sondern die zweite Muttersprache; in ihr habe das Volk seit Jahrhunderten seine Bildung erhalten; in ihr seien seine Gesetze und Urkunden verfasst; auch sei die lateinische Sprache die allen gebildeten Nationen gemeinsame, die deutsche aber kein so allgemeines Verkehrsmittel. — Wieder andere hoben hervor, die Zeit sei zu kurz: nicht drei Jahre, sondern ganze Menschenalter gehören dazu, um ein Volk an eine andere Sprache zu gewöhnen.[1])

Joseph II. blieb aber unerbittlich, und die Folge davon war, dass diejenigen, welche, um seine Gunst oder ein Amt zu erlangen, die deutsche Sprache erlernten, von der Nation als Verräther betrachtet wurden. Die Pflege der magyarischen Sprache und Literatur regte sich jetzt mit dem Hasse gegen die Deutschen in gleich hohem Grade.

Neues Öl in das Feuer goss die Verordnung vom 16. August 1784, welche die Zählung der Bevölkerung und die Nummerierung der Häuser anordnete. Volkszählung.

Die Maßregel war nützlich und auch hier wurde auf das Vortheilhafte derselben hingewiesen. Die Volkszahl und der mit derselben in Verbindung stehende Zustand des Handels begründen am meisten den Reichthum und das Ansehen des Staates; demzufolge muss die Regierung ihre Sorge darauf richten, dass die Zahl des Volkes und die durch dieselbe bedingte Kraft und der Wohlstand des Staates täglich sich mehre. Damit man aber zu entscheiden vermöge, durch welche Mittel dieses Ziel erreicht werden könne, ist vor allem anderen nothwendig, die Zahl des gesammten Volkes und dessen zeitweise Vermehrung oder Verminderung in den einzelnen Theilen des Landes ohne Ausnahme irgend einer Classe genau zu kennen. — Darum solle am 1. November 1784 von den Gerichtsbeamten unter Beihilfe der Militärmacht die Volkszählung vorgenommen und in kürzester Zeit vollendet werden. Die Behörden sollen dem Volke klar machen, dass die Volkszählung nicht wegen der Recrutierung, sondern wegen der Kenntnis der Volkszahl veranstaltet werde, welche zum gemeinen Besten nöthig sei. Die Mitwirkung des Militärs beeinträchtige die Rechte der Nation nicht im mindesten, erleichtere aber ungemein die seinerzeit vorzunehmende Recrutierung. Die Behörden sollen darum ohne Unterschied die in jedem Hause wohnenden Personen aufschreiben und das Haus mit der fortlaufenden Nummer bezeichnen. Auch die Burg in Wien trage eine Nummer, weshalb die Magnaten und Adeligen sich nicht weigern dürfen. Gründe.

Aber der Adel war überzeugt, die Volkszählung ziele auf willkürliche Abschaffung seiner Vorrechte ab, und die Mitwirkung des Militärs bestätigte Zorn des Adels.

[1]) Feßler, l. c. S. 509—511. — Katona, l. c. XL, p. 380 ff.

ihn in dieser Vermuthung. Ein Sturm des Unwillens brauste auf: niemand dürfe zu Kriegsdiensten gezwungen werden. Die Magyaren, die in den Armen der Freiheit geboren seien, sollten jetzt dem traurigen Zustande der Knechtschaft der deutschen Erblande unterworfen werden; aber bevor sie sich derselben beugten, seien sie bereit, lieber alles, selbst das Leben, zu opfern, denn sie wollten lieber in der Freiheit sterben, als in schmählicher Knechtschaft leben.

Joseph II.

Joseph II. kam selber nach Ungarn, um die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, unter dem Vorwande, eine Revue über die Truppen zu halten. Ruhig hörte er die Männer an, die ihre und des Vaterlandes Rechte vor ihm meinten vertheidigen zu müssen, und ließ sich's nicht verdrießen, ihnen alle Gründe seiner Anordnung auseinander zu setzen. Durch keine Vorstellung war er jedoch in Ungarn, zu erschüttern; im Gegentheile ließ er kundgeben, er erwarte von den Geistlichen, dass sie das Volk über seine guten Absichten aufklären, und sollten irgendwo Unruhen deswegen ausbrechen, so mache er Beamte, Geistliche und Grundherren dafür verantwortlich, denn ihre Pflicht sei es, das Volk aufzuklären. Müde der Gegenvorstellungen äußerte er sein Missfallen über den Ungehorsam der Gespanschaften und befahl, die Arbeit ohne Verzug zu beginnen. Gegen Widerstrebende bleibt fest. drohte er mit Zwangsmaßregeln. Aber auch jetzt ließen es sich viele Comitate nicht nehmen, dem Kaiser ihre Stimmung hierüber entschieden auszudrücken. „Wir gehorchen dienstbefließen," schrieben ihm die Stände von Temes,[1]) „aber nicht mit gutem Willen, denn Überzeugungen und Gewissen zu ändern, steht nicht in Temes. unserer Macht. Wir gehorchen dem Zwange aus Vaterlandsliebe, aber Zwang ist noch nie ohne Schaden angewendet worden. Den inneren Zustand des Staates zu begründen, sind nur Gesetze geeignet, deren Heilsamkeit jedermann anerkennt und denen man darum freiwillig gehorcht. — Diejenigen, welche unbekümmert um ihr Vaterland solche Befehle fördern, suchen nicht seinen, sondern ihren eigenen Nutzen." — Joseph II. war hochherzig genug, solchen Freimuth nicht übel zu nehmen. Aber nicht alle Stände waren so folgsam wie die von Temes. Preßburg, Neitra und Eisenburg beharrten im Widerstande. Da befahl Joseph Widerstand am 31. October: „Wenn ein Grundherr, Edelmann oder wer sonst immer sich der Conscription widersetzt und nach gehöriger Ermahnung nicht nachgibt, so muss sein Haus geöffnet, die Conscription ruhig vollzogen und das Haus mit der laufenden Nummer bezeichnet werden. In das Haus, dessen Nummer gelöscht worden, sollen einige gemeine Soldaten eingelegt werden und so lange bleiben, bis der Hausherr die Nummer selber anschreibt." Säumige Obergespane wurden bezwungen. abgesetzt. — Auf der anderen Seite waren Magnaten, wie ein Esterhazy, einsichtsvoll genug, die Nummer selber an ihre Schlösser zu schreiben. In mehreren Gegenden flohen die Bauern in der Meinung, man wolle sie zum Militär ausheben, in die Wälder und leisteten Widerstand.

Walachen.

Die Walachen in Siebenbürgen aber drängten sich zur Conscription und hier entstand infolge dieser Anordnung ein ganz eigenthümlicher Aufruhr. Der Kaiser hob nämlich durch Rescript vom 3. Juli 1784 die uralte Eintheilung Siebenbürgens in das Land der Ungarn, Szekler und Sachsen und die alten Unterabtheilungen in ungarische Gespanschaften, Szekler- und

[1]) Katona, l. c. XL, p. 393. — Feßler, l. c. S. 511—516.

Sachsenstühle, auf und theilte Siebenbürgen in eilf Gespanschaften, unter ebensovielen Obergespanen; 1785 theilte er diese eilf Gespanschaften sogar drei Kreisen zu, dem Klausenburger, Hermannstädter und Fogaraścer. Diese Änderungen brachten Störungen im Verkehre und Unmuth hervor. Nur die Walachen fiengen an, Hoffnungen zu fassen. Siebenbürgen.

Sie waren 1437 in völlige Leibeigenschaft versunken und schmachteten unter hartem Drucke. Was von altem Adel noch vorhanden war, wurde irre an sich selber. Das gemeine Volk war thierischer Verwilderung und stumpfem Aberglauben hingegeben. Selbst ihre Popen hatten wenig Bildung. Nun weckten die neuen Verordnungen in ihnen den Gedanken, der Kaiser wolle sie aus der drückenden Knechtschaft erheben und ihnen einen Theil der Rechte wiedergeben, welche die Magyaren, Szekler und Sachsen ausschließend besaßen. Salis, ein wegen seiner Streiche entlassener Major eines Grenzregimentes, sagte ihnen, der Kaiser habe einige Verordnungen zu ihren Gunsten erlassen, aber die Edelleute verhinderten deren Vollziehung; — jetzt oder nie sei die Zeit, das harte Joch abzuschütteln. Das zündete. Die Walachen zeigten sich trotzig gegen ihre Grundherren und diese wurden streng gegen die Widerspenstigen. Bald kam es zu Raub und Mord. Die Hofkanzlei rieth dem Kaiser, das Standrecht zu verkünden: Joseph aber hatte die Todesstrafe abgeschafft und fürchtete, dasselbe könne missbraucht werden, und sandte 200 Soldaten in die unruhigen Dörfer, die aber ihrer zu wenig waren, um die Ruhe wieder herzustellen. Die Gährung stieg. Die Walachen wollten Grenzsoldaten werden, wie die Szekler. Auf einmal kamen die Einwohner von dreißig Dörfern zum Commandanten in Karlsburg, um sich einreihen zu lassen. Dieser hieß sie aber zu ihren Grundherren und zum Gehorsam zurückzukehren.[1]) Jetzt waren die Walachen erst recht überzeugt, dass der Kaiser es gut mit ihnen meine, dass aber seine Befehle nicht vollzogen würden. Sie wollten sich deshalb sogleich erheben; Salis rieth ihnen aber, bis zum Frühjahre zu warten, dann sollte die ganze walachische Nation aufstehen und ihre Grundherren todtschlagen. Das gieng ihnen jedoch zu lang und besser gefiel ihnen der Rath Horas, eines Schenkwirtes im Dorfe Brad, der als Aufwiegler verhaftet werden sollte, aber nach Wien entfloh, um den Stuhlrichter beim Kaiser zu verklagen und von ihm für seinen Ort das Recht zu erbitten, Jahrmärkte abzuhalten. Hora trat nun Ende 1784 unter den Walachen auf: der Kaiser kenne ihre Plagen und wolle sie befreien, er habe ihm aufgetragen, den Adel mit ihnen auszurotten, und dem Commandanten in Karlsburg befohlen, ihnen die nöthigen Waffen abzuliefern. Hora wies zum Beweise dessen eine Urkunde vor, die aber niemand zu lesen verstand, eine Denkmünze des Kaisers, die er ihm als Zeichen seiner Huld gegeben, und eine messingene Kette, die er für eine goldene ausgab. Walachische Zustände. Salis. Unruhen. Hora.

Wer sah diese Dinge mit gläubigeren Augen an, als die Walachen! Sie wollten sogleich losschlagen. Panduren kamen, um Hora einzufangen; die Walachen befreiten ihn jedoch und nun führte er ihre Rotten gegen die Herrenhöfe. Die Edelleute wurden erschlagen, was in ihren Häusern gefiel, als gute Beute weggenommen. Salis wurde sorglich, entlehnte von ihnen, was sie an Geld und kostbaren Sachen erbeutet hatten, „um in Constantinopel dafür Waffen zu kaufen“, — und entfloh damit. Zum Unglücke für die Edelleute in den nächsten Gespanschaften glaubten die Behörden, mit Ermahnungen und Drohungen auf das Volk Aufstand.

[1]) Feßler, l. c. S. 511—516.

zu wirken. Indes wuchs aber die Zahl der Empörer auf 15.000. Hora führte seine Rotten über die Maros nach Deva; ein anderer Haufe fiel in die Gespanschaft Arad ein. In der Noth griffen die Edelleute selber zu den Waffen, zerstreuten die Rotten und ließen die Gefangenen aufhängen. Das weckte wieder die Rachgier; die Walachen zündeten die Ortschaften an, erschlugen ohne Erbarmen alle Edelleute männlichen Geschlechtes, mißhandelten die Frauen, zwangen die Mädchen, junge Walachen zu heiraten, nachdem sie sie nach griechischem Ritus getauft hatten, mordeten die Priester, raubten die Kirchen aus und traten die geweihten Hostien mit Füßen. Eine Besprechung mit Hora, das Angebot der Amnestie, wenn er seinen Anhang bewege, friedlich nach Hause zu gehen, half keineswegs.[1])

Königreich Rumänien oder Dakien.

Hora meinte jetzt, der kaiserliche Heerführer wage nicht, ihn anzugreifen; der Wahn stieg ihm zu Häupten: er gedachte alle Walachen in Siebenbürgen, in Ungarn, in der Moldau und Walachei zu vereinigen, ein unabhängiges Reich Rumänien oder Dakien zu gründen und dessen Fürst zu werden. Er ließ dem Adel der Umgebung am 10. November anbieten, wenn er nicht bis zum 14. November seinen Vorrechten entsage und seinen Besitz mit den Unterthanen theile, so werde Deva belagert werden; auch müsse er zum griechisch-unierten Glauben übertreten. Bald ließ er sich zum König von Dakien ausrufen und vertheilte große Besitzungen unter seine Getreuen, plünderte königliche Cassen und verheerte königliche Gebiete.

Fabri.

Da kam vom Kaiser an den Feldmarschall Fabri der Befehl, den Aufstand rasch, aber mit so wenig Blutvergießen als möglich, zu unterdrücken. Ein Preis von 300 Ducaten war auf den Kopf Horas ausgeschrieben. Der griechisch-nichtunierte Bischof mußte im Auftrage der Regierung die Walachen zur Heimkehr ermahnen, aber in der Erregung hörten nur wenige, ja die Menge bewachte jetzt Hora, damit er nicht entfliehe. Dieser ließ den Edelleuten sofort sagen, wenn sie wider den Kaiser aufständen, würde er ihnen die Walachen zuführen. Es kam jedoch keine Antwort darauf, wohl aber rückte österreichisches Militär an, welches nun mit allem Ernste auftrat. Nun rieth Hora den Seinigen, nach Hause zu gehen und die Amnestie anzunehmen, solange es noch Zeit sei, ihn selber aber mit seinen Adjutanten Kloska und Kriszán fliehen zu lassen. Die Mehrzahl folgte diesem Rathe: die drei konnten entfliehen, wurden aber vom Oberstlieutenant Kray eingefangen. Hora legte kein Geständnis ab, verlangte nur zum Kaiser geführt zu werden, dem er wichtige Dinge zu entdecken habe. Die Richter achteten jedoch nicht auf die Bitte und verurtheilten die drei zum Tode. Kriszán erdrosselte sich im Gefängnisse; Hora und Kloska endeten am 25. Februar 1785 auf dem Rade.

Ende des Aufstandes.

Hora.

Der Schaden, den sie angestiftet, war ungeheuer: 62 Dörfer und 182 Edelhöfe waren geplündert und verbrannt, 4000 Menschen gemordet; 1500 Walachen waren gefallen. Der Kaiser ließ die Edelleute in Geld entschädigen. Desungeachtet war der Adel mißvergnügt, weil des Kaisers Anordnungen Anlaß zum Aufstande gegeben hätten und weil nicht sogleich gegen denselben mit aller Energie eingeschritten worden wäre. Viele meinten sogar, aber mit Unrecht, der Kaiser habe den Aufstand gedeihen lassen, um den Adel einzuschüchtern.

Unmuth über Joseph II.

[1]) Katona, l. c. XL, p 431. — Feßler, l. c. S. 516—523.

Und nun kommen wir an Josephs Eifer für die Aufhebung der Leibeigenschaft. Er brannte vor Verlangen, zu vollenden, was unter seiner Mutter begonnen worden war.[1])

Ein Hofdecret vom 22. August 1785 hob die Leibeigenschaft auf: „Vom Anbeginn unserer Regierung haben wir unsere väterliche Fürsorge und unsere Bestrebungen darauf gerichtet, das Glück der uns untergebenen Völker ohne Unterschied der Religion, der Nationalität und des Standes zu vermehren und dauerhaft zu begründen. Da dieser Endzweck mit dem meisten Erfolg durch Verbesserung des Ackerbaues und Hebung der Industrie erreicht wird, diese aber nur dann sich heben können, wenn die persönliche Freiheit, welche vermöge natürlicher und bürgerlicher Gesetze jedem Menschen gebürt, auch auf die Unterthanen ausgedehnt und das Eigenthumsrecht, insoweit es den Unterthanen zukommt, sicher gestellt wird, verordnen wir hiermit: die Unterthänigkeit, inwiefern die Einwohner vordem auf immer an den Boden gebunden waren, heben wir für die Zukunft gänzlich auf und wollen nicht, dass der Name Unterthan in jenem Sinne noch weitergebraucht werde. Demzufolge gestatten wir allen Landesbewohnern, welchen Glaubens und welcher Nationalität sie sein wollen, die Freizügigkeit und befehlen, dass diese ihnen überall gewährt werde, denn dies fordern das Naturrecht und das Gemeinwohl." — Edle Worte! Daraus folgerte aber der Kaiser: 1. Alle Freikaufsprozesse müssten sogleich eingestellt werden. 2. Jeder Bauer dürfe ohne Bewilligung seines Grundherrn frei und nach eigenem Willen heiraten, sich für die wissenschaftliche oder eine andere Lebensbahn bestimmen, ein Handwerk oder eine Kunst erlernen und überall betreiben. 3. Kein Glied der Bauernfamilie dürfe zu herrschaftlichen Hofdiensten gezwungen werden, sondern jedem sei es freigestellt, nach eigenem Belieben in einen solchen Dienst zu treten und darüber mit seinem Grundherrn einen Vertrag einzugehen. 4. Jedem Einwohner stehe es frei, sein sämmtliches bewegliches und erworbenes Vermögen, desgleichen die Nutznießung seiner Felder, Weingärten und Mühlen nach Belieben zu verschenken, zu verkaufen, auf seine Kinder, Verwandten, oder wen immer zu vererben, jedoch so, dass das Eigenthum der Grundherren in Bestand bleibe und alle auf dem Boden liegenden Lasten, inwieweit diese von den Grundherren nicht abgeschafft wurden, auf die Nachfolger übergehen sollten. 5. Damit das Besitzthum der Unterthanen gesichert werde, sollen weder sie, noch ihre Nachfolger ohne hinreichende gesetzliche Ursache oder Untersuchung von ihrem Grunde vertrieben oder gegen ihren Willen von einem Gute ihres Herrn auf ein anderes versetzt werden dürfen.

Der Kaiser hebt die Leibeigenschaft auf.

Bedeutsame Vortheile erlangten die Bauern durch diesen Erlass. Der Kaiser wurde unleugbar der Wohlthäter von Millionen! Gemeinfreie im vollen Sinne des Wortes wurden allerdings die Bauern nicht, aber die Unterthänigkeit wurde gemäßigt. Gerecht wäre eine Ablösung gewesen, wozu allerdings die Regierung hätte den Bauern Vorschüsse machen müssen — denn diese waren zu arm, um die nöthigen Summen aufzubringen. Unleugbar ist jedoch der Adel in seinem bisherigen Rechte sehr geschmälert worden und wir begreifen den Schmerz, mit welchem er diese Verluste hinnahm.

[1]) Sieh oben S. 685 dieses Bandes.

Chotek. Als ihn Graf Chotek darauf aufmerksam machte, dass der Adel verliere, antwortete der Kaiser: „Aber der Bauer gewinnt dabei.“[1]) Graf Chotek entgegnete, sein Gewissen erlaube ihm nicht, seinen Namen unter eine Verordnung zu setzen, die dem Adel so viel Unrecht anthue, und er lege seine Stelle als österreichisch-böhmischer Kanzler nieder. Der Kaiser antwortete: „Ist es nicht besser, wir lassen den Bauern etwas nach, als dass sie uns gar nichts geben?“ Chotek meinte, mit Gewalt könne man die Widerspenstigen zur Entrichtung der Abgaben zwingen. Da antwortete der Kaiser, angeweht vom Geiste der neuen Zeit: „Glauben Sie mir, wenn der Bauer nicht will, sind wir alle pritsch.“

Widerstand in Ungarn. In Böhmen war aber das Gefühl für das historische Recht nicht so lebendig, wie in Ungarn, und wir können uns den Zorn denken, mit welchem der ungarische Adel die Erlässe des Kaisers aufnahm. Manche Magnaten behandelten jetzt ihre Bauern so hart, als das bisherige Recht es nur gestattete; die Bauern dagegen lehnten sich auf und wollten gar nichts mehr leisten, und an einigen Orten musste das Militär die Ordnung wieder herstellen.

Die Comitate. Der Sammelplatz aller der seinen Verordnungen Widerstrebenden waren die Comitats-Versammlungen. — Sie hatten nun das Recht, gegen alles, was ihnen ungesetzlich vorkam, zu „repräsentieren“, das heißt Gegenvorstellungen zu machen, und Verordnungen der Regierung mit Ehrerbietung „beizulegen“, ja ihren Beamten sogar deren Vollziehung zu verbieten.[2]) Daher beschränkt. fasste Joseph II. den Entschluss, die Comitats-Verfassung aufzuheben. Diese kleinen Republiken — denn das waren sie eigentlich — passten nicht zu der absolutistischen und centralisierenden Richtung des Kaisers.

Kreise. Joseph II. enthob durch Decret vom 18. März 1785 die Obergespane von der Leitung der Gespanschaften, theilte Ungarn sammt Kroatien und Slavonien in zehn Kreise, wies jedem derselben einige Gespanschaften zu und setzte jedem einen Oberbeamten vor. In der Begründung dieser Verordnung heißt es:[3]) „Die Versammlungen der Gespanschaften entsprechen ihrem Zwecke nicht mehr, sondern veranlassen nur Verzögerungen und falsche Deutung der Verordnungen der Regierung. Darum soll jährlich nur eine General-Congregation gehalten werden, um die Cassenrechnungen zu prüfen und die Protocolle der kleinen Congregationen zu genehmigen. Jede andere Versammlung kann nur mit besonderer Erlaubnis abgehalten werden. Jedes dieser fünfundfünfzig Comitate ist ja nur ein kleiner Theil des Landes, und die Theile müssen vom Ganzen ihre Richtung erhalten. Wie ungeheuerlich wäre nun die Verfassung — und das war sie bisher wirklich —, wenn alle diese Theile als besondere Provinzen betrachtet würden und man über Verordnungen, die von der allgemeinen Regierung erflossen sind, noch ihre Gutachten und Vorstellungen, Verwahrungen oder Bedingungen duldete.“ Dass dieser Unsinn bisher fortbestand, lasse sich nur aus der Liebe zum Herkommen und daraus erklären, dass die Könige früher diese Vieltheilung beförderten, um augenblickliche Vortheile und für ihre Anträge Stimmen am Reichstage zu gewinnen. Solche elende Mittel und Zwecke seien aber nicht die seinigen: „Ich

---

[1]) Feßler, l. c. VI, S. 525.
[2]) Ibid. VI, S. 527.
[3]) Vollständig mitgetheilt bei Feßler, l. c. VI, S. 529 ff., hier nur die wichtigsten Sätze.

bedarf außer geistiger Ruhe und Freude nichts anderes zu meiner Sicherheit, denn vor mir steht als allgemeines Zeil nur das gemeine Beste." Der Ausdruck Nos universitas (Wir, die Gesammtheit) sei lächerlich. Die Gespanschaften seien ja nur Einheitszahlen; nur der Reichstag stelle die Mehrheit vor, nur er dürfe sagen: „Wir, die Stände des Königreiches Ungarn." Der Staat müsse aus der papierenen Verfassung, in der er bisher schwankte, herauskommen. Der Vicegespan solle hinfüro nichts weiter sein, als ein vom König eingesetzter Beamter, dessen Pflicht es ist, jeden Bericht pünktlich zu erstatten und jeden Befehl gehörig zu vollziehen. Man solle ihm daher alles geben, was dieses vollziehende Amt erfordert, und ihm nichts beilegen, was ihn in demselben hindert. Vicegespan.

Das Recht der Stände, die Beamten zu wählen, wurde aufgehoben, die Ernennung des Vicegespans dem Könige vorbehalten, die der anderen Beamten seinem Commissär überlassen. Das Steuer und Rechnungsamt wurde einem Beamten übertragen, die Steuern wurden erhöht und der Einkauf der Lebensmittel den Vorständen der Regimenter übertragen. Um das Volk von der Militär-Einquartierung zu befreien, wurden Kasernen gebaut. Schließlich verloren die Comitate sogar ihre eigenen Wappen: sie sollten nur noch das Wappen Ungarns und als Umschrift ihren Namen im Siegel führen.

Auch die Freistädte[1]) passten nicht in den Einheitsstaat des Kaisers; sie wurden zu den Gespanschaften geschlagen, in deren Gebiet sie lagen; ihr eigenes Gericht, ihr unmittelbarer Verkehr mit der Statthalterei hörte auf. Seinen Beamten für die einzelnen Kreise gab Joseph Anweisungen, wie sie in den besonderen Landestheilen für Bildung, Sittlichkeit, für Landwirtschaft, Gewerbe, Handel und Wohlstand sorgen sollten; Anweisungen, die, wie Feßler bemerkt, „von einer so gründlichen Kenntnis der Bodenbeschaffenheit und Leistungsfähigkeit jedes Landstriches, der Nationalität und des Charakters, der Bildungsstufe, der Fähigkeit und Bedürfnisse der Bevölkerung zeigen, dass man den Beherrscher einer so großen und verschiedenartigen Monarchie, wie der seinigen, bewundern muss, der sich dieselben erwarb und mit rastlosem Eifer zum Wohle seiner Völker zu verwenden suchte."[2]) Die Freistädte.

Selbst widerstrebende Elemente, wie die Zigeuner und Juden, suchte Joseph zu bändigen und seinem Einheitsstaate zu assimilieren. Zigeuner.

Jene waren unstet, er aber suchte sie an feste Wohnplätze zu fesseln. Als Wahrsager, Pfannenflicker waren ihre Horden 1417 nach Ungarn gekommen,[3]) stahlen und raubten und waren stets auf der Wanderung. Joseph II. suchte aus den Landstreichern Bauern zu machen: er wies ihnen Grundstücke an; ließ ihnen Unterricht auf öffentliche Kosten geben, ihre Kinder in Bauernfamilien erziehen und lieh ihnen das nöthige Vieh zum Ackerbau. Es half alles nichts. Diese „Neubauern" oder „Neumagyaren", wie sie fortan heißen sollten, schlachteten oder verkauften das geliehene Vieh, verließen die Häuser, die man ihnen gebaut. Das

[1]) Feßler, l. c. VI, S. 534—535.
[2]) Ibid. VI, S. 135.
[3]) Katona, l. c. XL, p. 467, 511. — Vergl. Bd. VIII, S. 595—596 dieses Werkes.

Ehre, seinem Gewissen und seinen Pflichten dem Allgemeinen Rede und Antwort zu stellen. Aus dem Vorhergehenden zeigt sich die Nothwendigkeit, ein neues Steuersystem nach solchem Ausmaße einzuführen, wodurch alle Gründe der Besitzer ohne Unterschied gleich belegt werden. Um nun die billige Gleichheit zu treffen, darf in ihrem Ausmaße kein Unterschied sein. — Jeder Grund muss nach den verschiedenen Gattungen der Erdfrüchte und mittelst eines zehnjährigen Durchschnittes seiner Erträgnisse, jedoch nach Abschlag des jährlichen Samens, bestimmt werden. Ist der sichere Maßstab zur Bedeckung der Staatsbedürfnisse mittels der Grundsteuer gefunden, so müssen alle anderen Abgaben, besonders die Consum- und Salzgefälle, aufgehoben werden; auch hätten alle Polizei-Anstalten wegen Wohlfahrt aufzuhören und wäre dagegen der Freihandel mit allen Rohproducten und die freie Fabricierung aller zum Lebensunterhalte gehörenden Artikel in Städten und auf dem Lande, ohne zunftmäßige Vorrechte und ohne Bedingung auf Maß und Gewicht, zu verstatten." [1])

Reichsvermessung.

Eine Grundsteuer für alle war nicht möglich ohne eine genaue Ausmessung des Landes, ohne einen genauen Reichskataster. Dass der Adel der Abmessung seines Grundes und Bodens grolle, damit er besteuert werde, konnte der Kaiser voraussehen. Darum schrieb er an den Vicekanzler Palffy Versprechungen, die er für solche Verwilligung des Adels gewähren wolle: er werde ihn von der ihn so drückenden und für den Staat unnützen Last der persönlichen Insurrection befreien, und überdies auch das von der Kammer bisher bei jedem Aussterben eines Geschlechtes geübte Fiscalitäts-Recht aufheben, demzufolge keine Familie vollkommene Eigenthümerin ihrer Güter sei, und dadurch den Edelleuten das volle Eigenthumsrecht verleihen.

Noblesse obligé.

„Ohnehin bestehen", so schreibt Joseph 30. December 1785, [2]) „die Vorrechte und Eigenheiten einer Adelschaft und Nation in allen Reichen und Republiken der Welt nicht darin, dass sie zu den öffentlichen Lasten nichts beitragen, vielmehr ist ihre Belegung, wie zum Beispiel in England und Holland, stärker als irgendwo; sondern sie bestehen darin, sich die für den Staat und das Allgemeine erforderlichen Lasten selbst aufzulegen und durch ihre Verwilligung mit Erhöhung und Vermehrung der Auflagen voranzugehen. Die Freiheit der Personen ist wohl zu unterscheiden von jener der Besitzungen. Als Besitzer stellten die adeligen Eigenthümer nicht den Edelmann, sondern bloß den Feldbauer, den Hauer (Winzer) oder Viehmäster, und in Städten bloß den Bürger, auf der Straße den Reisenden vor. Wenn also der Adel die Steuer im Verhältnis des Besitzes übernimmt, wird der König sein Recht auf Fiscalität aufgeben und den Adel von der schweren Last der Insurrection befreien, im entgegengesetzten Falle aber fordern, dass sich die Edelleute jährlich in den Waffen üben, damit sie ihrer Pflicht für Vertheidigung des Vaterlandes zweckmäßig entsprechen."

Insurrection.

Außerdem müsste er den Bauer noch mehr erleichtern, um ein Gleichgewicht im Preise zwischen den Erzeugnissen der bäuerlichen, mit Abgaben belasteten, und den adeligen steuerfreien Gründen herzustellen. Wären die

[1]) Feßler, l. c. VI, S. 538—540.
[2]) Ibid. VI, S. 540—541.

Stände Ungarns bereit, die Steuerquote zu erhöhen, so dass sie im gerechten Verhältnisse zu den deutschen Provinzen stehe, so erbot sich Joseph II. alle Zölle und Zwischenmauten aufzuheben und die Industrie Ungarns zu begünstigen, wie die deutsche. Die Regierung hatte nämlich bisher in den Zöllen eine Entschädigung für den niederen Ertrag der Steuern in Ungarn zu erlangen gesucht. Allerdings wäre die Steuerquote bei Willfährigkeit der Ungarn um neun Millionen erhöht worden.

Die Vermessung des Landes und die Ertragsabschätzung glaubte Joseph II. nach seiner Machtvollkommenheit als König ausführen zu können.

Nutzen der Landvermessung.

Darum schreibt er an Palffy am 4. Januar 1786:[1] „Man verständige die Grundbesitzer, dass diese Vermessungen ihnen nicht zum Nachtheil gereichen, sondern nur dazu dienen werden, dass sowohl der König wisse, wie viel er zu verlangen habe, welche Last immer abgelöst werden sollte, als auch dass sie ersähen, wie viel sie überhaupt anbieten können und wie viel im einzelnen überhaupt auf sie entfalle. — Ein Geheimnis dürfe man daraus nicht machen, offen müsse man es sagen: sein Entschluss, die Gütervermessung durchzuführen, stehe unerschütterlich fest. — Der Kaiser gab sich alle Mühe, zunächst seine Beamten für seinen Plan zu gewinnen. Er war täglich in den Kanzleien, oft von neun Uhr früh bis abends vier Uhr, um alle Einwände zu widerlegen und seine Pläne im günstigsten Lichte darzustellen. Er musste aber von den Beamten hören, diese Frage könne nur durch den Reichstag entschieden werden, zumal sich die Steuererhöhung auf neun Millionen belaufe und der Adel stark grolle wegen Einführung der deutschen Amtssprache, der Volkszählung, der Änderung der Comitatsverfassung und der anderen Neuerungen; — klagten doch auch die Edelleute, welche geneigt waren, als Bürger nach Maßgabe ihres Vermögens alle Lasten zu tragen, dass der König eigenmächtig die Verordnung erlasse, statt sie beim Reichstage zu beantragen.

Gegner derselben.

Reichstag.

Darum, und gewitzigt durch die Vorgänge in den Niederlanden, versprach jetzt Joseph II. einen Reichstag einzuberufen, nur müsse vorher der Reichskataster vollendet sein, um auf Grund desselben den versammelten Ständen seine Vorschläge über die neue Steuerordnung vorlegen zu können. Er befahl also am 10. Februar 1786, die Vermessung müsse am 1. Mai beginnen und im October vollendet sein.[2])

Bekenntnis des Ertrages.

Mit der Ausmessung war aber nicht alles gethan: es ist ja ein Unterschied in der Fruchtbarkeit der Gründe. Darum die Forderung, dass die Besitzer in Gegenwart der Gemeinde ein Geständnis ablegen über die Höhe des Ertrages. Frühere Verschweigungen sollten vergeben und vergessen sein; aber von jetzt an sollte, was verschwiegen werde, als ein verlassenes, niemanden gehöriges Gut angesehen und dem Anzeiger unentgeltlich und erblich als Eigenthum überlassen werden. Dann sollten die Bekenntnisse der Besitzer bei dem Pfarrer und Richter zu jedermanns Einsicht aufliegen, damit eine Ge-

[1]) Feßler, l. c. VI, S. 542.
[2]) Ibid. VI, S. 543—545.

meinde die andere und ein Besitzer den andern zu controlieren im Stande wäre. Als Maßstab der Steuer galt der Satz, von je 100 Gulden Brutto-Ertrag solle der Bauer 70 Gulden behalten, 12 Gulden 14 Kreuzer dem Staate und 17 Gulden 46 Kreuzer dem Grundherren entrichten. So wurde das Verhältnis in den anderen Kronländern aufgestellt.

Steuerverhältnis.

Im Frühjahre 1786 begann dann die Vermessung Ungarns. Joseph II. sandte 750 Officiere und Ingenieure. Neu, ein durch Fachkenntnis und Fleiß ausgezeichneter Oberst, stand an der Spitze. Wie sollten aber 5000 Quadratmeilen bis 1. October ausgemessen werden, bei der Lässigkeit der Staatsbeamten und dem verdeckten Widerstreben der Gutsbesitzer, die sich dem Anscheine nach fügten, weil Joseph 80.000 Mann ins Land gezogen hatte! Die Zahl der Ingenieure war viel zu klein, man nahm jetzt Schulmeister und Notare zu Hilfe und richtete sie in der Eile ab.[1]) Die Arbeit war übereilt, fehlervoll und darum unbrauchbar und nachtheilig für die Besitzer, welche die Kosten tragen mussten; — darum neuer Unmuth gegen die Regierung.

Fehler der Vermessung.

Die Unzufriedenheit war allgemein und groß und wurde noch gesteigert durch Forderungen des Kaisers, welche der Krieg nöthig machte. Bekanntlich verlief das erste Jahr des Krieges unglücklich.[2]) Das und die Entfernung des Heeres an die Grenze und der Widerstand der Belgier gegen das Verfahren des Kaisers machte auch den Ungarn Muth.

Am 8. Mai 1788 verlangte ein kaiserliches Rescript die Aushebung von 400 Recruten für jedes ungarische Regiment und dass jeder Landbewohner ohne Unterschied des Standes, also auch Adel und Geistlichkeit, ein gewisses Maß Brotfrucht und Hafer in die Magazine des Heeres zum halben Marktpreise liefere, wovon die eine Hälfte sogleich, die andere nach Beendigung des Krieges mit dreieinhalb Procent Verzinsung bezahlt werden solle. Die königlichen Beamten mussten sich nun wieder an die Comitate wenden und so kamen diese zusammen und erhielten die Edelleute, die bisher hatten schweigen müssen, wieder Gelegenheit, ihrer gereizten Stimmung Luft zu machen. Der Sinn ihrer Vorstellungen war, sie hätten kein Recht, in ihrer Vereinzelung Recruten und Getreide zu bewilligen; das könne nur der Reichstag thun und auf einem solchen werde das Volk nicht bloß Getreide, sondern auch das Leben der eigenen Söhne dem König gerne bewilligen. Auch möge das abgelieferte Getreide zu den vollen Marktpreisen und sogleich bezahlt werden.

Recruten- und Getreideforderung.

Comitate.

Diese Vorstellungen wurden bei Seite gelegt und der Kaiser befahl die Recrutenaushebung, wenn auch ohne Zustimmung der Comitate, zu vollziehen, die Fruchtspeicher der widerspenstigen Gutsbesitzer zu erbrechen und das Ge-

Zwangsgebot.

---

[1]) Maliath erzählt: „Mein Vater hatte einen ausgezeichneten Koch, er hieß Schwarz. Aber außer der Kochkunst verstand er nicht viel. Dieser hat uns Kindern oft erzählt, dass er in der Josephinischen Zeit, als eben ausgelernter Koch, vom Topf zur Feldmesserei übergieng, von der er gar nichts verstand; und dennoch wurde er angestellt und maß aus, solange das System dauerte — und solche Meskünstler gab es damals hundert und hundert." — Neuere Geschichte der Magyaren von Johann Grafen von Mailath, I, S. 76.

[2]) Vergl. oben S. 478 ff. dieses Bandes.

treide wegzunehmen. Die Noth drängte den Kaiser dazu. Aber die Herzen überwallten von Unmuth über diese willkürliche Wegnahme von Gut und Blut, und nicht bloß die Edelleute grollten, auch die armen Bauern klagten über Betrug und Erpressung. Allgemeiner Unmuth.

Es fehlte ja Joseph so häufig an treuen und geschickten Vollziehern seines Willens. Zu Mailáths Vater sagte er einmal:[1] „Es ist mein Unglück, dass ich alles selbst sehen muss.“ — Die Beamten gaben bei der Ablieferung statt der verheißenen baren Bezahlung oft nur Empfangsscheine. Die Vorspann-Bauern mussten oft tagelang warten, bevor ihnen die bequemen Beamten ihr Getreide nur abnahmen — und da konnten sie und ihr Vieh, wenn sie kein Geld erhielten, zugrunde gehen! Flugschriften.

Die Unzufriedenheit drang in alle Classen der Gesellschaft. Flugschriften führten eine bittere Sprache gegen den begonnenen Krieg überhaupt.

Man mache sich den Türken zum Feind wegen der Kaiserin von Russland, dessen furchtbare Macht Österreich bald über den Kopf wachsen werde. Was dann sei, wenn in Russland plötzlich eine Thronveränderung vor sich gehe! Man mache sich ferner Preußen zum Feinde, das unabläßig vorgehe und auf einmal einen glücklichen Wurf machen werde. In der That durchzogen preußische Agenten das Land, schürten die Unzufriedenheit und versprachen den Ungarn ihren Beistand, wenn sie sich, wie die Belgier, von Österreich loslösen wollten. — Man fragte, was man denn für das Opfer so vieler Tausende kräftiger Männer, so vieler Tonnen Goldes, allenfalls erlangen könne: — einige menschenleere verwüstete Provinzen, die neue Opfer kosteten. Der Kaiser habe die Hinrichtung von Übelthätern aufgehoben, jetzt aber würden unschuldige Männer zu Tausenden niedergemetzelt, rein aus eitler Ruhmsucht.[2]

Der Feldzug 1789 brachte zwar Siege, aber ein neuer Erlass des Kaisers vom 28. Februar schien sogleich dafür zu sorgen, dass dieselben, wegen einem neuen Anlass zu Unmuth, auf die Gemüther nicht erhebend wirkten. Es wurde nämlich verordnet, dass alle Archive der Domcapitel und anderer beglaubigten Orden aus dem ganzen Lande bis Ende October in die Kirche des aufgehobenen Franciscanerklosters nach Ofen zu bringen seien. Archiv in Ofen.

Dort war nämlich das Grundbuchsamt für ganz Ungarn errichtet worden. Auf diesen Urkunden beruhten aber die Rechte von so vielen Tausenden von Grundbesitzern in den Comitaten; sie waren bisher an sogenannten glaubwürdigen Orten, in Klöstern oder Schlössern, hinterlegt, die für die Sicherheit ihrer Verwahrung bürgten. Jetzt sollten sie alle nach Ofen in ein Haus gebracht werden. Welche Angst, ob sie da nicht einer Vernichtung durch Feuer oder Wasser ausgesetzt seien! welche Belästigung, dass man, um die Urkunde seines Besitzes zu haben, aus der fernsten Provinz nach Ofen wandern musste, oder dass die neuen Beamten sie aus dem Wust von Urkunden nicht auffanden! Loca credibilia.

---

[1] Mailath, l. c. S. 77.
[2] Feßler, l. c. S. 570—571.

Korn und Recruten.

Nun kam eine neue Forderung am 24. December 1789, Ungarn solle zwei Drittheile des zum Unterhalte des Heeres erforderlichen Getreides liefern, ferner solle es monatlich, so lange der Krieg dauere, 1350 Recruten stellen.

Die Comitate

Die Comitate, die man jetzt wieder einberufen musste, führten aber eine bitterböse Sprache: die Ungarn hätten ihre Freiheit aus Asien mitgebracht und in tausendjährigem Kampfe bewahrt und jetzt wolle man ihnen die Freiheit nehmen, während andere Völker sich erst dieselbe erwerben. — Man sieht, wie das Beispiel der französischen Revolution bei den Magyaren zündete. — Wer könne ein Volk frei nennen, wenn es keinen Reichstag habe? Da gebe es keine Gesetze, und ein Reich ohne Gesetze und ohne Stände sei nicht denkbar. Einige Gespanschaften forderten sogar den obersten Landesrichter auf, einen Reichstag auszuschreiben, wenn der König dies bis Ende Mai 1790 nicht selber thue.[1])

fordern den Reichstag.

Der Kaiser wies in einem Rescripte vom 18. December auf die Hindernisse hin, verpfändete aber sein königliches Wort dafür, dass er sofort nach Wiederherstellung des Friedens einen Reichstag zur Berathung über die Beschwerden und das Wohl des Landes einberufen werde. Da war das Comitat Neograd sogar so dreist, die Wahrhaftigkeit dieses Versprechens in Zweifel zu ziehen, denn der König habe sein Wort beim Antritte der Regierung gegeben, die Verfassung zu halten, und es gebrochen. Die Stände wendeten sich an Kaunitz, an Laudon, an den Erzbischof von Gran, um das durch die Feinde Ungarns verhärtete Herz des Königs zu erweichen.

Neograd.

Joseph II. gibt den Ungarn nach.

Die Stärke dieser Sprache that dem kranken Kaiser weh: das Beispiel Belgiens aber zeigte ihm, dass er nicht zögern dürfe, sich mit den Ungarn zu versöhnen. So erklärte er denn feierlich mit Verpfändung seines königlichen Wortes am 28. Jänner 1790, dass der Reichstag 1791 sicher zusammenkommen, und dass er die politische und gerichtliche Verwaltung des Königreiches vom 1. Mai 1790 an gänzlich in den Zustand zurückversetzen werde, in welchem sie sich 1780 befand, wo er nach dem Tode seiner unvergesslichen Mutter die Regierung antrat. Er habe gehofft, die Ungarn würden an den Änderungen, die er traf, Gefallen finden; da sie aber jetzt beweisen, dass sie die alte Art der Verfassung vorzögen, so suche er nur ihr Glück und zögere keinen Augenblick, ihre Wünsche zu befriedigen. Er nehme also alle seit seinem Regierungsantritte erlassenen Verordnungen zurück, welche nach dem allgemeinen Urtheile der Verfassung widersprechen. Nur das Toleranz-Edict und jene Edicte, welche die Regelung der Pfarreien, die Unterthanen, das Verfahren mit ihnen und ihre Verhältnisse gegen ihre Grundherren betreffen, sollen in voller Kraft und Giltigkeit bleiben; denn sie könnten ebensogut in Übereinstimmung mit den Gesetzen gebracht werden, als sie das Naturrecht fordere; so und um alle Wünsche der Ungarn zu erfüllen, verordne er noch, dass die Stephanskrone und die Reichs-Kleinodien aus der Burg wieder nach Ofen zurückgebracht werden. Die Ungarn möchten darin

Rescriptum revocatorium et repositorium.

[1]) Feßler, l. c. S. 574—576.

einen Beweis seiner väterlichen Gesinnung sehen und seiner Achtung für das Recht der Stände. Er hoffe aber auch, dass sie das Heer für das laufende Jahr mit Getreide und Recruten versorgen, in der Art, wie es ihnen am geeignetsten erscheine.

Wilde Bewegung.

Die Hoffnung des Kaisers auf Dank gieng nicht in Erfüllung. Eine wilde Bewegung, in der sich ein blinder Hass auch gegen das Gute zeigte, was Joseph eingeführt hatte, brach jetzt in Ungarn aus.

Keresztesi.

Der Zeitgenosse Keresztesi macht eine wahre Bemerkung in seinen Aufschreibungen:[1]) „Es gibt nichts Wilderes, als ein Volk, das sich in seinen alten Freiheiten und Satzungen verletzt fühlt oder zu sein nur einbildet. Eine kurze Zeit glimmt allerdings das Feuer unter der Asche, aber dann schlägt umso rascher die Flamme heraus. Man kann eine Feder biegen, aber wenn diese drückende Kraft plötzlich schwindet, dann springt sie weit über den alten Fleck hinaus. Eben das konnte man jetzt an den Ungarn gewahren, an denen sich so rasch die Weissagung des Grafen Johann Teleki erfüllte, der, von Kaiser Joseph II. befragt, zur Antwort gab: ‚Was jetzt Euer Majestät den Magyaren mit Gewalt nimmt, werden diese mit umso größerem Ungestüm von Ihren Nachkommen zurückfordern.' — Mein Vaterland hat sich vor dem Allzuviel zu hüten. Bisher schämte sich der Magyare nicht — deutsch zu sprechen; jetzt aber hasst er das Volk, in dessen Sprache er redet. Noch vor kurzem schämte sich der Magyare, in den Straßen in nationaler Tracht einherzugehen — nur selten konnte man auch nur ein rechtschaffenes Ungarkleid erblicken. Jetzt aber hat der Kleider-Enthusiasmus alle derart fortgerissen, dass man nicht mehr das Tuch verschnürt, wohl aber die Verschnürung mit Tuch besetzt. Es gibt keine Hose, keine Mente, keinen Dolman, worauf nicht 300 Reihen Gold- oder Silberknöpfe wären, so dass, wenn sie abspringen, man sie zweifelsohne nicht mehr erneuern kann. Die Sporen sind von Silber und Gold, die Czismen mit Perlen und Steinen überladen; die Gewerbsleute bereichern sich, so dass jetzt kein Schuster ein Doctor, sondern der Doctor ein Schuster zu sein wünscht. Wird so das Glück des Vaterlandes zuwege gebracht? Jetzt, zur Zeit, wo das Franzosenvolk alle Gold- und Silberware zu Geld macht, um sein Vaterland zu beglücken, lässt der Magyare alles auf sein Gewand vernähen und, wie die neuentdeckten Amerikaner, trägt er den Spiegel auf dem Rücken."

Nationaltracht.

Hass des Deutschen.

Das nationale Gefühl überwallte. Hatte Joseph den Gebrauch des Latein zu verdrängen gesucht, so wollten die Magyaren jetzt kein Deutsch mehr anhören und setzten die Professoren ab, die nicht binnen drei Jahren ungarisch zu lehren versprachen. Die deutsche Sprache ward als eine Erniedrigung der ungarischen Nation angesehen. Die Nummer am Comitatshause in Großwardein musste ein Arrestant löschen und ward dafür freigelassen. Von der Hausfrau in einer berühmten Familie erzählt man, dass sie auf die Nachricht vom Tode des Kaisers alsbald eine Leiter an ihr Schloss anlegen ließ und eigenhändig mit Kalk die Nummer überstrich. Die

[1]) Seine Aufschreibungen mitgetheilt in Krones' „Ungarn unter Maria Thresia und Joseph II.", S. 23—45.

Vermessung des Bodens und die Anlegung eines Reichs-Catasters war gewiss ein guter Gedanke, — die Vermessungsacten aber wurden jetzt an einigen Orten unter dem Galgen verbrannt, an anderen ins Wasser geworfen. Wer für Josephs Maßregeln thätig gewesen, der ward jetzt als Landesverräther bezeichnet. Das Toleranz-Edict wiesen selbst die Protestanten zurück: sie bedürften desselben nicht; denn es gebe gewisse Grundgesetze der Freiheit, die aus Friedensschlüssen erfolgten. Die Urbarialreform wurde als unberechtigt zurückgewiesen; denn nur der Reichstag sei befugt, eine solche zu erlassen. — Am schönsten zeigt sich noch der Eifer der Ungarn für ihr altes Recht in dem Jubel, mit dem sie die Ankunft der Stephanskrone feierten.[1])

Rückkehr der Krone.

Diese wurde am 17. Februar 1790 sammt Scepter, Goldapfel, Stephansmantel und Säbel aus dem Glasschranke in der Burg herausgenommen, in ihre Truhen und auf prachtvolle Kutschen gebracht und unter dem Geleite der Leibgarde und dem Zudrange einer unendlichen Volksmasse über die Grenze gebracht. Adel und Bürger zu Fuß und zu Ross kamen ihr in ungarischer Tracht entgegen unter Trompeten- und Pfeifenschall, Kanonendonner, Glockengeläute und Freudengeschrei. So gelangte die Krone nach Pressburg, wo sie aus dem Verschlusse herausgenommen und abends und morgens zur Besichtigung ausgestellt wurde. Magnaten bewachten sie in der Nacht. Ein Tedeum wurde abgehalten ob ihrer Rückkehr, an die Armen wurde reichliches Almosen vertheilt. Aus Raab gieng ihr der Bischof, das Capitel, die Schuljugend mit Kreuzen entgegen. Bei der Beleuchtung der Stadt las man Inschriften, wie: „Der Aufgang unserer Sonne", „Das Leben unserer Nation", „Die Kraft unserer Gesetze", „Das Ziel unserer Wünsche", „Die Heilung unserer Wunden", „Das Ende unserer Klagen". — Besonders glänzend war der Empfang in Gran; noch glänzender in Ofen, wo sie am 21. Februar eintraf. Als hier der Reichshofrichter Karl Zichy nach einer Rede die Truhe nicht öffnen konnte und in deutscher Sprache einen andern Schlüssel verlangte, rief ein Magyare: „Gnädiger Herr, das ist keine deutsche Krone, sie versteht nicht Deutsch. Versuchen es Excellenz auf Ungarisch und sprechen Sie so zu ihr, sie öffnet sich schon." Nach ungarischer Anrede öffnete sich die Truhe und ward die Krone dann der jubelnden Menge gezeigt. Als ein deutscher Lakai den Staub von der Truhe abwischen wollte, rief ein Magyare: „Weg von da, Deutscher, wie erkühnst du dich, sie mit einer deutschen Hand zu verunreinigen!" — Die Magyaren vergaßen nur, dass die Deutschen sie aus der türkischen Knechtschaft befreit, und dass ohne die Deutschen auch die Stephanskrone nicht mehr bestände. — In der Nacht brannten tausend Kerzen am Rathhause, flossen fünfzig Fässer Wein für freien Trunk und wurden tausend Hühner unter die Armen vertheilt. —

Unzufriedenheit in den anderen Kronländern.

Joseph II. und seine Beamten.

Die Staatsverwaltung Josephs II. hieng von den Beamten ab; seit er alles centralisierte, bedurfte er einsichtsvoller, ehrenhafter, uneigennütziger, eifriger und gehorsamer Beamten, wenn die Staatsmaschine gut gehen sollte.

[1]) Keresztesi bei Krones, l. c. S. 57—66.

Aber gerade in den Beamten fand er oft die größten Feinde seiner Reformen. Wie ein Schmerzensschrei des Kaisers tönen Stellen aus seinem von ihm selbst verfassten, am 8. März 1784 versendeten Ermahnungsschreiben an alle Beamten, das Josephs innerstes Wesen kennzeichnet.[1])

Seine Klagen.

„Drei Jahre sind nun verflossen, da ich die Staatsverwaltung habe übernehmen müssen. Ich habe durch diese Zeit in allen Theilen derselben meine Grundsätze, meine Gesinnungen und meine Absichten mit nicht geringer Mühe, Sorgfalt und Langmuth zu erkennen gegeben. Ich habe mich nicht begnügt, nur eine Sache zu befehlen; ich habe sie ausgearbeitet und entwickelt; ich habe die aus eingewurzelten Vorurtheilen und alten Gewohnheiten entsprungenen Umstände durch Aufklärung geschwächt und mit Beweisen bestritten; ich habe die Liebe, die ich für das allgemeine Beste fühle, und den Eifer, den ich in dessen Dienst beweise, jedem Staatsbeamten einzuflößen gesucht. Ich habe den Chefs Vertrauen geschenkt und Gewalt eingeräumt, damit sie sowohl auf die Gesinnungen ihrer Untergebenen als mit der That wirken könnten. Die Auswahl der Personen ist ihnen ganz frei gelassen worden. Vorstellungen und beigebrachte Ursachen und die allemal schätzbaren Wahrheiten habe ich von den Chefs, sowie von jedermann immer mit Vergnügen aufgenommen. Täglich und stündlich war ihnen meine Thüre offen, theils um ihre Vorstellungen, theils um ihre Zweifel anzuhören. Nun erachte ich es meiner Pflicht und derjenigen Treue gemäß, so ich dem Staate in all meinen Handlungen gewidmet habe, dass ich ernst und gemessenst auf die Erfüllung und Ausübung der von mir gegebenen Befehle und Grundsätze halte, welche ich bis jetzt nicht ohne Leidwesen so sehr vernachlässigt sehe, dass zwar vieles befolgen und auch expediert, aber auf die Befolgung und Ausübung auf keine Art gesehen wird, daher so viele wiederholte Befehle erfolgen müssen und man dennoch von nichts versichert ist, weil die meisten die Geschäfte nur handwerksmäßig behandeln, nicht in der Absicht, das Gute zu bewirken und die Leute darüber zu belehren, zuwerke gehen, sondern nur damit das höchst Nöthige geleistet werde, um nicht in einen Prozess zu gerathen und die Cassation zu verdienen.

„Auf diese mechanische, knechtische Art ist es unmöglich, mit Nutzen die Geschäfte zu betreiben. Wer Vorsteher — was immer für einer Gattung geistlichen, weltlichen oder Militärstandes — sein oder bleiben will, muss von nun an alle, nach Maß des ihm anvertrauten Faches der Staatsverwaltung von mir erlassenen Hauptentschließungen und Normal-Resolutionen neuerdings aus den Registraturen erheben, dieselben sammeln und dergestalt fleißig lesen und durchgehen, damit er den wahren Sinn und Endzweck derselben sich ganz zu eigen mache. Leider hat die Erfahrung bewiesen, dass anstatt das Gute in einer Resolution aufzusuchen und den Sinn, den man nicht recht begreift, zu ergründen oder, nach billigem Vertrauen auf meine bekannten Gesinnungen, mit Eifer zu ergreifen und die Befolgung sich angelegen sein zu lassen — man solche Resolutionen nur auf der unangenehmen oder verkehrten Seite betrachtet, die Expedition so lange als nur möglich verzögert und entweder niemand darüber belehrt und derart nur ein unwirksames Geschrei darüber auszubreiten trachtet, oder aber eine unbedeutende oder öfters undeutliche Belehrung hinausgibt, aber fast nie den

[1]) Viele wichtige Angaben über Josephs Verhältnis zu seinen Beamten in Biedermann, Der österreichische Staatsrath, Heft 2 und 3.

Fürst und Beamte.

wahren Unterschied beobachtet, dass der Landesfürst durch seine Befehle nur seine Gesinnungen und Absichten zu erkennen gibt, seine Hof- und Länderstellen aber dazu da sind, seine Willensmeinung näher zu erklären und alle Wege, welche zu deren richtigerer, genauerer, geschwinderer Befolgung führen können, auszuwählen, Anstände zu entfernen und darüber zu wachen, dass sie fleißig befolgt werden, weil nur aus dem ganzen Umfange und aus genauer Befolgung das wahre Gute entstehen kann. Ohne diese Absicht und Gesinnungen wäre die Beibehaltung so vieler Hof- und Länderstellen die übelste Staatswirtschaft, weil mit so vielen Kosten Leute gehalten würden, die mehr zur Verwirrung und Vereitelung der Geschäfte als zu deren Beförderung und Befolgung dienen. Wenn diese Stellen nur materialisch verbleiben, nicht wirken und nicht nachsehen, so könnte keine wirtschaftlichere Einrichtung mehr sein, als sie selber abzuschaffen und dadurch Millionen zu ersparen, welche an der Steuer nachgelassen würden, und wovon der Unterthan eine viel größere Wohlthat spürte als ihm jetzt bei so schlechter Verwaltung, bei so zahlreichen Verwaltern, zugeht, — wodurch nur Zeit verloren wird und viele Aufsatzmachende, Überlegende, Eintragende, Abschreibende und endlich Unterschreibende ohne Ursache besoldet werden. Wenn aber, wie ich es für die Zukunft verhoffen will und einzuführen wissen werde, diese gesammten vom Staate Besoldeten nach ihrem Amte mit allen Kräften nur allein auf die Befolgung der Befehle, auf die Einleitung und Aufklärung aller Aufträge wachen und das Gute in allen Theilen erhalten und bewerkstelligen, alsdann ist deren Zahl und Besoldung eine väterliche Vorsorge, wovon jedes Individuum in der Monarchie seinen Nutzen und das Gute bezieht. Aus diesem folgt, dass bei allen Stellen ohne Ausnahme jedermann einen solchen Trieb zu seinem Geschäfte haben müsse, dass er nicht nach Stunden, nicht nach Tagen, nicht nach Seiten seine Arbeit berechnen, sondern all seine Kräfte anspannen muss, um dieselbe vollkommen nach seiner Pflicht auszufüllen.“ [1])

Wozu die vielen Beamten?

Eigennutz.

Nun geht Joseph dem Eigennutz zu Leibe, „dem unverzeihlichsten Laster eines Staatsbeamten“. Er sei nicht allein vom Gelde zu verstehen, sondern auch „von allen Nebenabsichten, wodurch das einzig wahre Beste, die aufgetragene wahre Pflicht, die Treue in Berichten, die Genauigkeit im Befolgen verdunkelt, bemäntelt, verschwiegen, verzögert oder entkräftet wird. — Jeder, der sich dessen schuldig macht, ist für alle weiteren Staatsdienste gefährlich und schädlich, sowie derjenige, welcher es weiß und nicht entdeckt. — Ein Chef, der von seinen Untergebenen dieses leidet, ist meineidig, wogegen kein Erbarmen ist, keine Nebenrücksichten Platz greifen dürfen. Ein Untergebener, der seinen Vorgesetzten nicht angibt, handelt gegen die Pflicht, so er seinem Landesfürsten und allen seinen Mitbürgern schuldig ist. Wer dem Staate dienen will, muss sich gänzlich hintansetzen. Hieraus folgt nothwendig, dass man keine anderen Absichten in seinen Handlungen haben müsse, als den Nutzen und das Beste der Mehrzahl. Kein Nebending, kein persönliches Geschäft, keine Unterhaltung soll den Beamten von dem Hauptgeschäfte abhalten und entfernen. Er darf nichts für eine Kleinigkeit halten, was wesentlich ist, dagegen alles Unwesentliche hintansetzen. Das wird der Mann sein, der ein echter Vorgesetzter in seinen Theilen, sowie jeder ihm Untergebene in seinem Fache sein wird.

Anzeigepflicht.

„Wie es Pflicht eines jeden ist, treue Berichte zu erstatten, jede Thatsache nach den Hauptgrundsätzen zu beurtheilen und seine Meinung vorschriftsmäßig

[1]) Wegen solcher Stellen nannte man dieses Mahnschreiben „den Hirtenbrief des Kaisers Joseph“.

hinzuzufügen, ebenso ist es die Pflicht jedes Beamten, dass er auch selbst auf die beste Art Missbräuche zu unterdrücken, Befehle zu vollstrecken und Übertreter derselben zu entdecken, mit einem Worte, dass alles bedacht sei, was das Wohl seiner Mitbürger befördert, denn zu deren Dienst sind wir alle berufen und verordnet. Beamtenpflichten.

„Da das Gute nur eins sein kann, nämlich dasjenige, so das Allgemeine oder die Mehrzahl betrifft, und ebenfalls alle Provinzen nur ein Ganzes ausmachen, so muss nothwendig alle Eifersucht, alles Vorurtheil aufhören und muss man sich nun einmal recht überzeugen, dass bei dem Staatskörper, sowie bei dem menschlichen Körper, wenn nicht jeder Theil gesund ist, alle leiden und alle auch zur Heilung des mindesten Übels beitragen müssen. Nation, Religion muss in all diesen keinen Unterschied machen, und als Bürger einer Monarchie müssen alle sich gleich verwenden, um einander nutzbar zu sein." Die Mehrzahl entscheidet.

Nun geht Joseph an die Unterschiede im Staate und preist den Landesfürsten, der nicht glaubt, dass die Vorsehung Millionen Menschen für ihn erschaffen hat, sondern dass er für den Dienst von Millionen Menschen von ihr an seinen Platz gestellt ist. Er nennt den Minister gewissenhaft, der nicht Plusmacherei treibt, um sich bei seinem Fürsten beliebt zu machen. Er nennt denjenigen Bürger gewissenhaft, der sein Vermögen voll Vertrauen auf den Fürsten offen eingesteht, in der Voraussetzung, jeder werde nur insoweit besteuert, als es die unumgängliche Nothwendigkeit des Ansehens und der daraus entstehenden Sicherheit, die Verwaltung der Gerechtigkeit, die innere Ordnung erfordert. Der Regent ist dem Publicum und jedem einzelnen Rechnung zu geben schuldig über die Verwendung des öffentlichen Einkommens, das ihm nicht als Eigenthum angehört. Er darf sich weder von persönlicher Zuneigung gegen manche, noch von der Barmherzigkeit gegen Dürftige leiten lassen. Die Wonne des Gebens darf er sich nur aus seinem eigenen Vermögen gestatten. Ergibt sich bei den Einnahmen ein Überschuss, so ist der Regent schuldig, die Steuern zu vermindern, weil jeder Bürger nicht für den Überfluss, sondern nur für den Bedarf des Staates beiträgt. Zuneigung oder Abneigung darf im Dienste des Staates nicht platzgreifen; der fleißigste und tauglichste Beamte muss jedem der liebste sein; keiner darf sich scheuen von einem anderen Beamten etwas zu lernen, er mag nun über oder unter ihm sein. Keiner soll nach seinem persönlichen Vortheile oder seiner Annehmlichkeit die Dinge berechnen, sondern immer nach dem großen Grundsatze handeln, dass er nur ein Einzelner ist und dass der Vortheil des Ganzen auch dem des Einzelnen, auch dem des Landesherrn, vorzuziehen ist.[1] Der Fürst nur ein Beamter. Besteuerung.

Im Sinne für das Wohl der Mehrzahl hob denn auch Joseph die Leibeigenschaft in allen Kronländern auf, für Böhmen am 15. Januar 1782, dann in Mähren, Krain, Galizien, Lodomerien, Vorderösterreich und, wie wir oben sahen, am 15. August 1785 in Ungarn. Sebastian Brunner nennt die Aufhebung der Leibeigenschaft mit Recht das wertvollste Gut, welches Joseph seinen Unterthanen verliehen.[2] Keine Leibeigenen mehr.

„Diese wahrhaft großartige That muss von allen Seiten her anerkannt und gewürdigt werden. Es findet sich kein Standpunkt, um von demselben aus

[1] In vollem Umfange ist dieses Umlaufschreiben abgedruckt in Schlözers Staatsanzeigen, IV, S. 239 ff., im Auszuge in Geislers Skizzen u. s. w. V, S. 24.

[2] Brunner, Joseph II., S. 93, Freiburg 1874.

darüber zu kritisieren, von ihrem hohen Werte etwas davon herabzuwürdigen. Österreichs Völker sind Joseph dafür großen und lauteren Dank schuldig. Der Jubel, welcher Josephs Länder nach dieser That durchzog, ist schwer zu schildern. Vor den Altären wurden drei Tage lang Opfer- und Dankgebete dargebracht. Die Galizianer wollten anfangs die frohe Botschaft kaum glauben. Es war ihnen, als ob Satz um Satz ein Kettenglied nach dem anderen von ihren früheren Sclavenbanden zertrümmert würde. Stumme Thränen des Dankes lohnten dem Kaiser diese edle That."

Handel und Industrie.

Joseph glühte für den Gedanken, der Wohlthäter seines Volkes zu sein, Österreich groß, mächtig und glücklich zu machen: es sollte nicht anderen Völkern nachstehen, sondern an der Spitze der Nationen einherschreiten. Dazu war materieller Reichthum nöthig. Große Kriege hatte es viele geführt und große Siege errungen, aber in Handel und Industrie stand es sogar hinter kleinen Völkern zurück; und was diese für die Machtstellung eines Staates bedeuten, zeigten das kleine Holland und England. Und doch war Österreich so glücklich durch den inneren Reichthum seiner Länder, dass es einer der reichsten Staaten werden konnte.

Ungarn.

Gerade von Ungarn sagte schon im siebzehnten Jahrhundert ein Schriftsteller, kein Land Europas übertreffe es an Fruchtbarkeit; es sei durchströmt von fischreichen Flüssen, seine Hügel lieferten feurige und edle Weine, seine Berge trügen einen unerschöpflichen Reichthum an Salz, an edlen und unedlen Metallen; an vielen Orten sprudelten heilsame Quellen; culturfähiger Boden sei mehr da, als die Bevölkerung bearbeiten könne. Dagegen fehle alle künstliche Production, Industrie, Maler- und Bildhauerkunst; auch die Baukunst blühe hier nicht. Der Handel aber beschränke sich nur auf den Absatz von Rohproducten, Wein, Getreide, Salz und Vieh.[1])

Joseph II. war überzeugt, dass Österreich durch die Schätze seines Bodens, durch den Reichthum an Schiffsbauholz, durch die Gunst seiner Lage eines der reichsten Länder werden könne. Was wohlgeordnete Thätigkeit leisten könne, sah er auf seiner Reise durch Holland. Darum sein Eifer, den Seehafen von Fiume zu verbessern, Straßen anzulegen, wie die Via Josephina von Karlstadt bis an die Häfen von Zengg und Carlopago; Canäle zu bauen, Bergwerke zu entwässern, wie die von Chemnitz, wo er einen 8000 Klafter langen Erdstollen anlegen ließ; mit fremden Mächten vortheilhafte Handelsverträge abzuschließen, so mit Marokko 16. October 1783, so mit der Türkei 1784, welche die Beschiffung der Donau und des Schwarzen Meeres erleichterten; so mit der Pforte 1786 wegen des Auftriebes der siebenbürgener Schafe auf walachische Weideplätze; so mit Russland 1785, welches Österreich die Handelsvortheile der am meisten begünstigten Nationen zusagte.[2]) Darum übergab der Kaiser dem Grafen Karl von Zinzendorf die Leitung des gesammten Handelswesens: der Mann hatte zehn Jahre in fremden Ländern über Handel und Schiffahrt Studien gemacht und als Statthalter in Triest Geschick und Thatkraft bewiesen.[3])

Zinzendorf.

[1]) Jäger, Joseph II., S. 207—208, gibt die Stelle vollinhaltlich.
[2]) Feßler, S. 548. — Jäger, l. c. S 209—210.
[3]) Jäger, l. c. S. 210.

Darum ließ der Kaiser den findigen und muthigen Lauterer, einen Pontonierhauptmann, eine Reise zur Recognoscierung donauabwärts ins Schwarze Meer machen und über Constantinopel, Durazzo, Ragusa, nach Triest zurückkehren.[1] Er fand überall die Naturschätze groß, die Häfen verwahrlost und die Bewohner in gedrückten Verhältnissen. — Wagsame Kaufleute und Handelsgesellschaften wurden ermuthigt und unterstützt. Das Haus Belletti in Triest knüpfte unmittelbar den Verkehr an mit Ägypten und Ostindien. Bald wehte die österreichische Flagge in dem Busen von Bengalen und an den Küsten Sinas. In einem Berichte aus dem Jahre 1784 wird die Zahl österreichischer Fahrzeuge auf der See und in den Flüssen auf 2000 angegeben. Darum errichtete der Kaiser Consulate in den Küstenstädten des Mittelmeeres. Darum der Drang, Colonien in Asien, Amerika und Afrika zu erwerben; darum war er erfreut über die Besitznahme der Nicobarischen Inseln, obschon sie ungesund waren; er sandte Geschenke an Hyder-Ali für einige Strecken Landes im Reiche der Canora zur Anlegung von Factoreien. Österreich nahm den Anlauf zum Welthandel.[2]

Lauterer. Schifffahrt. Consulate. Colonien.

Damals herrschten zwei Systeme der Staatswirtschaft, das ökonomische von Quesnay und das physiokratische von Gournay. Die Ökonomisten sahen in den Erzeugnissen des Bodens, die Physiokraten in der Industrie und dem Handel die Hauptquellen des Nationalwohlstandes. — Damals beherrschte noch Colberts Ansicht die Geister, dass der Reichthum eines Landes in dem Maße wachse, in welchem es mehr einheimische Producte der Kunst ausführe, als einführe, und der Geldreichthum im Lande sich häufe.

Zeitansichten.

Darum schrieb Joseph II. an den Kanzler Kolowrat: „Der Staat hat bisher jährlich mehr als 24 Millionen bei seinem Commerz verloren. Bisher war es beinahe eine besondere Absicht der österreichischen Regierung, die Fabrikanten und Kaufleute der Franzosen, Engländer und Sinesen zu ernähren und sich aller der Vortheile zu begeben, die ein Staat haben würde, wenn er durch eigene Industrie für die Nationalbedürfnisse Sorge getragen hätte.“[3] — Zu einer Presburger Deputation sagte er: „Ich will euch zu Kaufleuten machen, denn bisher waret ihr doch nur Agenten und Commis der Engländer, Franzosen und Holländer.“[4]

Kolowrat. Befreiung vom Ausland.

Die Gründe, warum in Österreich nicht Handel und Industrie emporkamen, schrieb ein Zeitgenosse 1781 zunächst dem verkehrten Grundsatze zu, den Eingang fremder Waren zu begünstigen, um Mautgefälle zu erhalten oder einen Handelszweig mit Rohstoffen nicht zu verlieren; dann der Genusssucht, vermöge welcher die Erzeuger selber ihre besten consumierenden Kunden wären; — wie ganz anders ist da der Franzose, der von seinen Weinen selber wenig genießt, aber viel verkauft! — ferner den tief eingewurzelten Vorurtheilen gegen alles Fremde; dann dem Mangel an Unternehmungsgeist: der Österreicher treibe lieber den Passivhandel, als dass er mit inländischen Erzeug-

Hemmnisse des Handels.

[1] Jäger, l. c. S. 211.
[2] Ibid. S. 213.
[3] Feßler, l. c. S. 549.
[4] Jäger, l. c. S. 214.

nissen wage; ferner der Abneigung des österreichischen Adels gegen kaufmännische Thätigkeit: er vertausche nicht gerne, wie die nachgeborenen Söhne in England, den Glanz seines Standes mit den Vortheilen seines Handels, sondern umgekehrt; sobald Handelsleute in Österreich ein Vermögen erworben hätten, welches zu großen Unternehmungen fähig mache, so geizten sie nur nach Adelsdiplomen und ruhigem Genusse des Reichthums; endlich in der Gleichheit der Theile bei der Erbfolge, während gerade in Handelsfamilien Majorate gegründet werden sollten. Auch fehle es an einer Bank, wie die in London.

Regierung und Volk

Der Engländer erwartet nur Schutz von seiner Regierung; die Anregung geht von ihm aus: — der Österreicher erwartet gern die Anregung von der Regierung. Eifriger, durch Handel und Industrie den Reichthum seines Volkes zu fördern, als Kaiser Joseph, war nie ein Herrscher; und doch ist im Verhältnisse zu seinem ernsten Willen und dem Aufgebote der Mittel nicht vieles erreicht worden; daran waren die Kriege, in die sich Joseph stürzte, schuld, und das Colbert'sche System, welches er auf die Spitze trieb in seinem Zollpatente vom 27. August 1784.

Zollpatent.

Hier begründet der Kaiser sein Sperrsystem: „Die Erweiterung der allgemeinen Nahrungswege, welche mit dem Wohle unserer Unterthanen so wenig verbunden ist, wird hauptsächlich durch den Hang nach ausländischen Waren gehemmt, denen nicht selten ein bloßes Vorurtheil vor ähnlichen inländischen Erzeugnissen den Vorzug einräumt. Dadurch wird der Absatz der Nationalfabriken beschränkt, der Emsigkeit der Lohn, den sie anzusprechen berechtigt ist, entzogen und der arbeitsamen, das ist der nützlichsten, Classe des Volkes der Unterhalt täglich schwerer, ja unmöglich gemacht. Diesem Übel Einhalt zu thun sind wir entschlossen, den entbehrlichen Fremdenwaren einigermaßen den Eingang zu erschweren und dadurch den Consumenten in die Nothwendigkeit zu versetzen, die inländischen Erzeugnisse zu suchen und sich sowohl durch den Gebrauch von seinem Vorurtheile gegen dieselben zu überzeugen, als auch den Nationalgewerben Absatz und Verdienst zuzuwenden. Da den entbehrlichen fremden Waren der Eingang nicht verboten wird, so wird dadurch niemand zum Gebrauche der inländischen Erzeugnisse gezwungen, noch in die Unmöglichkeit versetzt, das, was er vielleicht sehnlichst wünscht, aus fremden Ländern kommen zu lassen. Da Wir aber das davon entfallende Erträgnis ganz als Commercialfond zur Unterstützung der inländischen Manufactur- und Industrieverbesserung zu widmen die Absicht haben, so ist es billig, dass die Verzehrer ausländischer Waren, was durch sie auf der einen Seite den Nationalgewerben entgeht, auf der anderen durch einen verhältnismäßig größeren Ertrag zum Commercialfonde ersetzen." — Dann folgen die Zollansätze.[1]) Diese Einfuhr war aber nur gegen Zahlung von sechzig Procent gestattet. Die Kaufleute mussten die Vorräthe in ein von der Regierung bestimmtes Magazin abliefern; was später bei ihnen sich fand, wurde als Contrebande vernichtet. Der Kaiser gieng mit gutem Beispiele voran. 3000 Eimer fremder Weine, die sich in seinen Kellern befanden, schenkte er dem allgemeinen Krankenhause.

Prohibitivsystem.

Befürchtungen.

Das Zollpatent war nicht so arg, wie man befürchtet hatte, nämlich dass Kaffee, wie Salz und Tabak, Monopol werde und, wie es damals in Preußen

[1]) Handbuch aller unter der Regierung des Kaisers Joseph II. für die Erbländer ergangenen Verordnungen und Gesetze, III, 1781—1784.

geschah, nur lothweise und schon gebrannt verkauft werde;[1]) dass der Schmuggel mit ewigem Zuchthaus und Galeere bestraft werde. Aber der Schmuggel wurde doch stark getrieben, die Mautplackereien und das Denunciantenwesen wurden doch groß. — Der Kaiser war strenge in seinem Feuereifer für Volksbeglückung und die Beamten waren schonungslos. Bekannt ist die Geschichte von der wohlgekleideten Frau aus Passau, die mit ihrer Tochter, einem bescheidenen artigen Mädchen, ihre Verwandten in Wien besuchen wollte und das Kopfzeug und die falsche Haartour ablegen musste; dann musste die Tochter unter den groben Späßen der Beamten ihr Mieder aufschnüren und ausziehen, und als sie sich nicht dazu verstehen wollte, auch die Strumpfbänder aufzulösen, und bittende Einwendungen machte, schrien die Übervollstrecker des Gesetzes: „Nicht raisonniert! der Kaiser will es allergnädigst.“[2]) Das passte wenig zu der Vorstellung vom edlen Gemüthe des Kaisers und es konnte Fremde wenig verlocken, Österreich zu bereisen, wenn sie an der Grenze sogleich wie Verbrecher behandelt wurden. Inländische Fabriken entstanden allerdings, zumal auch der Kaiser mit dem Beispiele vorangieng, nur in inländische Zeuge sich zu kleiden. Aber da die Concurrenz fehlte, gaben sich die inländischen Fabrikanten bald wenig Mühe und machten die Preise hoch. Das Volk murrte, dass es um theueres Geld mit schlechter Ware bedient sei; auch die Kaufleute klagten und die fremden Mächte, denen die Einfuhr versperrt war, grollten und schlossen sich gegen Österreichs Waren ab, und so erntete der Kaiser für seine Mühe und seine Opfer nicht nur keinen Dank, vielmehr sogar noch Abneigung. Üble Folgen.

Unter den verbotenen Dingen waren angeführt auch die Häringe und die Bücher; der Nachdruck ausländischer Werke war aber erlaubt. Campe machte damals den Vorschlag, jeden Schriftsteller wenigstens auf die Zeit von vier bis sechs Jahren zu beschützen: sei sein Buch gut, so würde es ihm inner dieser Zeit so viel absetzen, dass ihm nachher der Nachdruck nicht schade.[3]) — Besonders stark klagte Ungarn über das Zollpatent: seine Industrieproducte wurden an der österreichischen Maut hoch verzollt, weil Joseph es auf Bodencultur und Viehzucht beschränken wollte; in diesem Sinne erlegten die Producte der österreichischen Industrie bei der ungarischen Maut nur einen geringen Zoll.[4]) Nachdruck.

Vielfach verstieß der Kaiser mit seinen Anordnungen über die Beerdigung. Seine national-ökonomischen Ansichten waren die Quelle derselben. Er berechnete, dass jährlich 70.000 Menschen in seinen Staaten sterben, also nach der bisherigen Ordnung 70.000 Särge nöthig wären, dass also die Abschaffung der Särge eine bedeutende Holzersparnis zur Folge hätte, also mit dazu beitragen würde, der Verheerung der Wälder Einhalt zu thun. Er berechnete ferner, dass man durch große, gemeinsame Gräber, wie man sie z. B. auf dem Père Lachaise in Paris für Leute niederen Ranges einrichtete, Ersparung an Boden erziele, dem Landbau also weniger Feld entzogen werde, Dass er Begräbnisse in den Kirchen und Grüften nicht mehr gestatten wollte. wird weniger missbilligt werden können. Begräbnisordnung.

[1]) L. von Heß, Fortgesetzte Durchflüge durch Deutschland, III, S. 287.
[2]) K. A. Menzel, l. c. VI, S. 205.
[3]) Ibid. VI, S. 206—207.
[4]) Feßler, l. c. S. 550.

Doch regte sich dagegen zuerst ein Widerstand. Der Kaiser verordnete am 21. März 1782, damit man nicht gar zu großer und vieler Friedhöfe bedürfe, dass man fortan die todten Körper, um sie geschwinder der Verwesung zuzuführen, mit Kalk in den Todtentruhen genugsam bestreue, und wies die Beamten an, genaue Aufsicht darüber zu behalten.

Als dieser Erlass noch mehr Unmuth und Eingaben dagegen hervorrief, verordnete der Kaiser am 26. Juli 1784: „1. Dass die Verstorbenen, ob sie nun höheren Standes oder vom Volke gewesen, in Leinwandsäcke eingenäht und sämmtlich in sechs Schuh tiefe Gruben, ohne Truhe oder Sarg, gelegt und mit Kalk allda in der Erde beworfen werden. 2. Sollten zu diesem Zwecke allgemeine Truhen oder Särge von verschiedenen Größen in allen Pfarren angeschafft werden, jedoch jedem freistehen, dem seine Erben eine eigene Anschaffung machten, nur müssten sie wissen, dass der Körper hiemit nicht dürfe in die Erde gebracht werden, sondern die Truhen nachher dem Todtengräber verbleiben."

Keine Särge.

Gegen diese Verordnung brach ein allgemeiner Sturm aus. Der Verfasser einer Schrift: „Warum wird Kaiser Joseph II. von seinem Volke nicht geliebt?" sprach maßvoll den Wunsch aus, er möge mit den minderschädlichen Fehlern und Schwachheiten der Menschheit mehr Nachtsicht haben; unter diese Schwachheiten aber gehöre die Abneigung, sich in Säcke einnähen und dann durcheinander in eine Kalkgrube hinabschleudern zu lassen. „Dem Philosophen gilt es freilich gleich viel, ob er hier oder da verwese; aber alle Menschen sind nicht Philosophen." Der gefühlvolle Mensch tröste und erhebe sich im Gedanken: „Meine Gebeine werden eine Ruhestätte haben, meine Kinder, meine Enkel werden zu meinem Grabe wandeln und ich werde nicht ausgelöscht aus ihrem Gedächtnisse sein." Die Mutter führe gerührt ihre Kinder zum Grabe des Mannes und sage ihnen: „Hier ruht euer Vater, erinnert euch seiner Liebe, werdet wackere Männer wie er, werdet gleich ihm." Dies sei keine Schwärmerei. Die vortreffliche Maria Theresia würde nicht so innig gebetet haben an einem allgemeinen Grabe, auch der Kaiser werde einst in einer besonderen Gruft und nicht in einem gemeinsamen Grabe unter seinem Volke ruhen wollen. — In Böhmen war der Unmuth so groß, dass die Bauern die Pfarrer und Todtengräber, welche diese Verordnung vollzogen, misshandelten, und Joseph hatte hohe Zeit, sie zurückzunehmen.[1])

Er that es in einem Handschreiben an den Oberstkanzler Grafen von Kolowrat. „Da ich sehe und täglich erfahre, dass die Begriffe der lebenden Leute noch so materialistisch sind, dass sie einen unendlichen Wert darauf legen, dass ihr Körper langsamer faule und länger ein stinkendes Aas bleibe, so ist mir wenig daran gelegen, wie sich die Leute wollen begraben lassen. So werden Sie also durchaus erklären, dass, nachdem ich die vernünftigen Ursachen, die Nutzbarkeit und Möglichkeit dieser Art des Begräbnisses gezeigt habe, ich keinen Menschen, der nicht davon überzeugt ist, zwingen will, vernünftig zu sein, und dass also ein jeder, was die Truhe anbelangt, frei thun kann, was er für seinen todten Körper im voraus für das angenehmste hält." Also war es jedem freigestellt, sich in einen Sarg legen oder in einen Sack einnähen zu lassen. So eilten denn die Österreicher, wie ein Zeitgenosse bemerkt, eilig zum Tischler, um sich wieder Särge zu bestellen.[2])

---

[1]) Brunner, Die Mysterien der Aufklärung in Österreich, S. 403.
[2]) Ibid. S. 412—414.

Ganz nur den Zug auf das Nützliche haben auch Josephs Anordnungen für die Schule; von einer Wissenschaft um ihrer selbst willen weiß er nichts, aller Unterricht soll nur den Zwecken des Staates dienen; alle Schulen waren daher bloße Staatsanstalten.

Viel geschah für den Volksunterricht. Eine Menge Volksschulen wurden unter Joseph II. gegründet. So wurden in Böhmen allein 1785 in 2200 größtentheils neuerrichteten Schulen 117.000 Kinder unterrichtet. Die Klöster, welche sich mit dem Volksunterrichte beschäftigten, wurden von der Aufhebung verschont. Reichen Klöstern wurde der Fortbestand nur erlaubt, wenn sie Volksschulen errichteten oder verbesserten. Wenig geschah für die Gymnasien, denn der Kaiser erwartete mehr von der Volksschule, nämlich besseren Betrieb des Ackerbaues und der Gewerbe, Förderung des allgemeinen Wohlstandes, Hebung der Steuerkraft. Den Gymnasien wurde alles weggenommen, was an ihre frühere geistliche Leitung erinnerte: die frommen Verbindungen und dergleichen, die Lesung frommer Bücher, die Verbindlichkeit, monatlich zur Beichte und zum heiligen Abendmahle zu gehen. Das Lesen der alten Classiker wurde beschränkt, dagegen größeres Gewicht gelegt auf Mathematik und Naturwissenschaft. Die Lehrbücher wurden vorgeschrieben, der Lehrer musste sich streng an dieselben halten. Ein lebendiger und belebender Vortrag war dadurch zur Unmöglichkeit gemacht. Die Universitäten wurden zu bloßen Anstalten herabgedrückt, an welchen man einzig Beamte und Ärzte bildete; von der Pflege der Wissenschaft als solcher war keine Rede. Auch hier waren die Lehrbücher vorgeschrieben, an die der Professor streng sich halten musste und die der Studierende auswendig lernen sollte. Dass das selbständige Leben der Universitäten, ihre eigene Gerichtsbarkeit, die Selbstverwaltung ihrer Stiftungen, die Berufung der Professoren aufhören mussten, als unerträglich mit dem Einheitsstaate, wie er Joseph vorschwebte, versteht sich von selber. Sogar die letzten Reste, die an das frühere eigenthümliche Leben der Hochschulen erinnerten, wurden abgeschnitten — nicht bloß die Festtage zu Ehren der besonderen Heiligen, sondern auch die Ornate und Abzeichen des Rectors und der Decane wurden abgeschafft. Sei eine Professur erledigt, so müsse sie ausgeschrieben und nach einem Concurs besetzt werden. Nicht mit Unrecht sagte Karl Adolf Menzel:[1]) „Die Einrichtungen, welche den höheren Lehranstalten gegeben wurden, trugen den Stempel des rechnenden Geistes, der, wie überall, so auch im Gebiete der Bildung für wenig Geld möglichst viele Ware oder Arbeit zu erlangen begehrt. Die Lehrer wurden wie die Lernenden durch strenge Controle zum Studieren angehalten, Ferien fast gar nicht gestattet und vermittelst immer wiederkehrender Prüfungen die Ergebnisse des ertheilten Unterrichtes zu Papier gebracht. — Der Besuch fremder Universitäten wurde erschwert, um das Geld im Lande zu behalten, und, um zu sparen, wurden mehrere Universitäten zu Gymnasien und Lyceen herabgesetzt, so die Universität Graz, an denen jedoch die Rechte, die Chirurgie und Geburtshilfe gelehrt werden sollten.“ Wie viel Universitäten hat nicht die kleine Schweiz! — nach Josephs Ansicht aber sollte jede der großen Ländergruppen, aus denen das Reich bestand, nur eine Universität haben, also Österreich nur Hochschulen in Wien, Prag und Lemberg. Als jemand der Regierung vorschlug, die Universität Göttingen zum Muster zu nehmen,

Volksschulen. Gymnasien. Lehrbücher. Universitäten.

[1]) Neuere Geschichte der Deutschen, VI, S. 206.

Göttingen. gab van Swieten ein Gegengutachten, welches von der Beschränktheit seines Geistes zeigt. — Er war Präsident der 1782 eingerichteten Oberhofstudien-Commission in Wien, deren Beisitzer die Directoren der vier Facultäten an der Wiener Universität, die Directoren aller lateinischen Schulen und drei Hof-

Oberhof studien-Commission räthe von jeder der drei Hofkanzleien, der österreichischen, böhmischen und ungarisch-siebenbürgischen, waren. Unter dieser Oberhofstudien-Commission standen alle Schulen des Reiches. Nun, wie orakelte van Swieten über den guten Antrag, die berühmte Universität Göttingen zum Muster zu nehmen bei Einrichtung der Universitäten? Er meinte, die Regierung von Hannover nehme gar keinen Antheil an den größeren oder geringeren Fortschritten der Studierenden; diese seien, wie die Lehrer, ganz sich selbst überlassen: die Studenten besuchten die Collegien, welche sie wollten,

Van Swieten. und die Professoren hielten die Vorlesungen, die am meisten ihre Säle füllten. Die ganze Einrichtung sei eine Geldspeculation. Die Regierung suche möglichst viel Ausländer anzuziehen; ihr liege an der Zehrung, nicht an der Verwendung! — Also der Regierung liege nur daran, dass viel Geld in Göttingen von den fremden Studenten verausgabt werde. Die Studienverfassung in Österreich aber hänge mit der allgemeinen Nationalerziehung zusammen: sie solle dem Staate Bürger bilden, die ihre Pflichten aus Überzeugung erfüllen, und brauchbare Beamte.[1]) Also die Universitäten sind nur Dressier-Anstalten für Beamte.

Das ist eine niedere Auffassung des höheren Studienwesens. Tiefere Geister mussten darüber empört sein. K. A. Menzel bemerkt sehr gut: „Um das Geld im Lande zu erhalten, wurde einerseits die Einfuhr der Häringe verboten, anderer-

Folgen des Josephinischen Systems. seits der Nachdruck der Bücher erlaubt. Diese Meinung, die nach und nach die edle Denkungsart des Kaisers durchdrang und all seinem Thun eine Beimischung von Eigennutz gab, wobei, im Bewusstsein für das Wohl des Staates zu handeln, auch fiscalische Härte und Knickerei nicht gescheut wurde, war nicht geeignet, bei den Deutschen ein besonderes Verlangen nach dem Kaiserthum zu erwecken, und ebensowenig machte sie ihn selbst geneigt, dem Geistesleben der Nation, welches gerade in seinem Jahrzehnt immer bedeutsamer sich entfaltete, Theilnahme zu widmen und Förderung angedeihen zu lassen."

Neues Gesetzbuch. Für seinen Einheitsstaat konnte Joseph nur ein Recht für alle wollen, schnellen Gang des Rechtsverfahrens und völlige Trennung desselben von der politischen Verwaltung. Wie das politische Vielerlei überhaupt aufhören sollte, so auch die verschiedenen Gesetze — also ein Gesetz für die verschiedenen Länder. — Am 1. Mai 1787 erschien das bürgerliche Gesetzbuch, welches aber nur das Personenrecht, nicht das Sachenrecht umfasste; früher, 13. Januar 1787, erschien das Gesetzbuch über Verbrechen und deren Bestrafung. Athmet die peinliche Gerichtsordnung Maria Theresias[2]) noch die Strenge der alten Zeit, welche durch die Härte der Strafe vom Verbrechen abschrecken will, so ist bei Joseph der Gedanke der Humanität maßgebend.

Humanität. Die Todesstrafe ist darin im allgemeinen aufgehoben, nur für den Fall eines öffentlichen Aufruhrs ist sie beibehalten und zwar mittels des Stranges,

[1]) Das Gutachten im Wortlaute bei Jäger, Joseph II, S. 149—151.
[2]) Constitutio criminalis Theresiana von 1769.

doch soll zuvor bei Hofe deshalb angefragt werden; alle Peinigungen seien dabei zu unterlassen. Steht in Maria Thresias peinlicher Gerichtsordnung auf vorsätzlicher und wohlbedachter Gotteslästerung lebendiges Verbrennen mit Ausreißen der Zunge oder Abhauen der Hände, so ist im neuen Gesetze ein dieses Verbrechens Schuldiger als ein Wahnsinniger so lange in einem Tollhause festzuhalten, bis man seiner Besserung versichert ist; ebenso seien Majestätsbeleidiger wie Trunkene zu behandeln, man solle sie streng arbeiten und viel fasten lassen. An die Stelle der Todesstrafe trat bei Joseph II. Brandmarkung, Schiffeziehen an der Donau, lebenslängliches Anschließen an eine Kette im Gefängnisse und Gassenkehren in Ketten zu Wien. Das Anschmieden war die schwerste dieser Strafen, es wurde mindestens auf dreißig Jahre verhängt: der Verbrecher hatte nur Raum zu den unentbehrlichen Bewegungen des Leibes; er gieng in der Regel im Gefängnisse zugrunde oder wurde wahnsinnig; gebessert wurde er selten. Joseph wollte durch die Strenge dieser Strafe, welche in der Regel für vorsätzlichen Mord verhängt wurde, schrecken. Auch Duellanten wollte er den Mördern gleich behandelt wissen. Das Schiffeziehen an der Donau galt für die leichteste der Strafen: die dazu Verurtheilten übernachteten in hölzernen Baracken, bekamen täglich eine kleine Portion Wein und zweimal in der Woche Fleisch. Das Gassenkehren traf Männer wie Weiber, Vornehme wie Geringe; nach Josephs Ansicht seien vor dem Strafgesetze alle gleich — die Strafe wurde aber doch von dem Abkömmling einer vornehmen Familie viel härter empfunden, als von einem Manne aus dem niederen Volke, und die Schmach traf seine Verwandten viel schmerzlicher: sie klagten, nicht ohne Grund, dass der Kaiser das Verhältnis beschimpfender Strafen zu den verschiedenen Stufen der Gesellschaft absichtlich misskenne und Gefallen daran habe, die Hohen zu erniedriegen und sie seine Macht fühlen zu lassen. Joseph aber beantwortete das Gnadengesuch eines Grafen mit den Worten: wer sich des Verbrechens nicht geschämt habe, dürfe sich auch der Strafe nicht schämen wollen. Sollte hiebei ein Unterschied stattfinden, so würde derselbe in Verschärfung der Strafe für den Vornehmen bestehen, um den Schein zu vermeiden, dass das Laster in der Person des Lasterhaften geehrt werde. Diese Maßregel erweckte dem Kaiser viele Feinde. — Joseph war gegen Geldstrafen,[1]) denn der Reiche empfinde dieselben nicht, der Arme aber werde durch dieselben zugrunde gerichtet und die unschuldige Familie ins Mitleid gezogen. Hart war das Gefängnis, selbst bei geringeren Vergehen durfte keine bessere Liegestätte bewilligt werden; nur Pritschen seien für Arrestanten, nie dürfe in die Gefängnisse Bettgewand oder Stroh gebracht werden. Auffallend ist, dass er bei seinem Sinn für Humanität so häufig die entehrende Prügelstrafe anwenden ließ, und zwar sollte die Züchtigung mit Schlägen allemal öffentlich geschehen. Stockprügel sollten allerdings nicht mehr als hundert an einem Tage zugetheilt werden, die Strafe aber könne mehrere Tage nach einander wiederholt werden. Zum Unterhalte des Sträflings im Gefängnisse solle der Staat nur Brot und Wasser liefern; wolle der Sträfling etwas Besseres, so habe er es aus seinem Eigenthume zu bestreiten. — Auffallend ist ferner die Strafe des Brandmarkens, nicht auf den Rücken, sondern in das Gesicht, mit dem Zeichen eines Galgens rechts und links auf der Wange, weil es darauf ankomme, derlei Verbrecher in recht abschreckender Weise zu zeichnen nnd weil es sich um Menschen handle, die ohnehin das Leben ver-

Anschmieden.

Schiffeziehen.

Gassenkehren.

Gleichheit vor dem Gesetze.

Prügelstrafe.

Brandmarken.

[1]) Hock-Biedermann, Der österreichische Staatsrath, III, S. 309—334.

wirkt hätten. — Das schönste Recht der Majestät ist die Gnade, Joseph II. aber verschärfte nicht selten richterliche Urtheile.

Criminalgerichte. Mit seinem Gesetze entstanden sechsundsechzig neue Criminalgerichte: die Appellationsgerichte, unter welchen sie standen, waren in Wien, Prag, Klagenfurt, Brünn, Lemberg und Freiburg im Breisgau. Über diesen stand wieder ein oberstes Appellationsgericht oder eine oberste Justizstelle in Wien, mit drei Senaten, einem österreichischen, einem böhmischen und einem polnischen.

Gemeindewesen. Infolge der neueren Gerichtsordnung und Justizverfassung hörte auch das alte Gemeindewesen auf und wurden die alten Stadt- und Dorfrechte bedeutungslos. Justizreferenten, die vom Appellationsgerichte als tauglich anerkannt waren, bekamen die Entscheidung der civilgerichtlichen Fälle in ihre Hand, und neben ihnen hatten die Gemeinderäthe wenig Bedeutung mehr. Fremde sprachen also im Gemeinderathe das entscheidende Wort, die Theilnahme der Bürger an den Gemeinde-Angelegenheiten hörte nun auf; die wohlhabenden zogen sich unmuthig zurück, und dass den Gemeinden selber jede Selbstthätigkeit entrissen blieb, trug nicht wenig dazu bei, die Reformen des Kaisers missliebig zu machen.[1])

Beamte. Ein Heer von Beamten wurde geschaffen; welch hohe Ansprüche der Kaiser an sie machte, zeigt sein würdiges Rundschreiben. Es brachte aber die Wirkung nicht hervor, welche er erwartete.

Zinzendorf bemerkte darüber, es habe den Anschein, als ob der Kaiser glaube oder glauben machen wolle, dass er allein das Land liebe und die Wahrheit kenne und dass alle seine Beamten Spitzbuben oder Dummköpfe seien.[2]) In Josephs Einheitsstaat war alles selbständige Leben aufgehoben, hieng die Durchführung der Befehle, die vom Mittelpunkte ausgiengen, nur vom Beamten ab. Wenn aber dieser säumig war! Um dieses zu verhindern, wurden Frequentations-Journale eingeführt, worin die Dauer der Anwesenheit jedes Beamten im Amte einzutragen war, und sollte über jeden Beamten, dessen dienstliches Verhalten, Kenntnisse und Befähigung eine jährlich dem Kaiser in Reinschrift vorzulegende Conduitenliste geführt werden. Der Kaiser gieng gerne auf den Vorschlag ein; er meinte, die Verdienste eines guten Beamten kämen ihm dadurch schneller zur Kenntnis, er könne ihn rasch an die geeignete Stelle befördern: der Taugenichts aber werde sich bessern, weil er wisse, dass ihm sonst die Absetzung bevorstehe. Der Staatsrath hielt ihm vergebens entgegen,[3]) es sei die Weichherzigkeit der Oberen zu fürchten, die in der Regel sich scheuen würden, eine ungünstige Meinung auszusprechen; es sei dann jeder Vorgesetzte moralisch genöthigt, bei Besetzungsvorschlägen sich an das zu halten, was er in der Conduitenliste bemerkt habe. Es ward aber auch mit Recht hervorgehoben, dass die Schilderung der Beamten nicht dem Vorstande allein übertragen, sondern eine Garantie für unbefangene Würdigung der Untergebenen diesen irgendwie geleistet werde. 1781 wurden die Conduitenlisten eingeführt, bald darauf als eine Sache des strengsten Präsidial-Geheimnisses erklärt und unter der tiefsten Ver-

Conduitenlisten.

sehr misslich.

[1]) Jäger, l. c. S. 191—195.
[2]) Hock-Bidermann, l. c. II, S. 122.
[3]) Ibid. II, S. 120.

schwiegenheit die Amtsvorsteher angewiesen, diejenigen Beamten zu bezeichnen, welche wegen Unfähigkeit zu pensionieren oder wegen Nichtablegung bereits gerügter Gebrechen zu entlassen seien. Den Vorständen war der Missbrauch nahegelegt und bald war die Regierung genöthigt, denjenigen, die sich eine falsche Darstellung erlaubten, das nämliche anzudrohen, was der von ihnen Verleumdete sonst zu erdulden Gefahr lief. Der Beamte war mit der Conduitenliste dem guten Willen seines Vorstandes preisgegeben.

Lohn und Strafe.

Im Jahre 1786 wurden eine Menge Beamte kurzweg entlassen. Der Kaiser wendete Strafen, beißenden Spott und Scheltworte an, um seine Beamten anzueifern, Belohnungen gab er nicht gerne, einmal aus Sparsamkeit, dann weil er seine eigene Uneigennützigkeit und Begeisterung für den Staat auch bei anderen voraussetzte und eine Belohnung für Diensteifer mit seinen Begriffen von Beamtenehre für unverträglich hielt und obendrein für einen Missbrauch des Staatsvermögens ansah.[1] Vorwürfe.

Bitter beklagte er sich, dass es ihm an eifrigen Vollziehern seiner Verordnungen gebreche, und spottete über die nur mit Zwanzigern zu bewegenden, verächtlichen Geschöpfe, denen er, wie Lohnlakaien, für jede Vernachlässigung einen Abzug an der Gage machen müsse. Die Beamten dagegen gehörten bald zu den Unzufriedenen, und in einer in Wien gedruckten Schrift wurde der Kaiser gemahnt, allen im Dienste grau oder zur Arbeit gänzlich unfähig gewordenen Beamten eine bessere Versorgung anzuweisen, damit sie nicht gerade im unbehilflichsten Alter am elendsten leben müssen. Auch sei es zu wünschen, dass Diener des Staates nicht wie Livréebediente abgedankt werden. Sparsamkeit sei eine schöne Tugend der Fürsten und für einen Staat umso nöthiger, wo vormals wenig gespart worden; allein auch diese Tugend habe ihre Grenzen und sie möge nie auf die Linie kommen, wo sie aufhöre, Tugend zu sein. Der menschliche Körper befinde sich nur dann gesund, wenn das Herz das zuströmende Blut wieder zurückgebe, und so sei es auch mit dem Staatskörper.[2]

Broschüren.

Ja, dieselben Schriftsteller, welche den Kaiser früher in seinem Auftreten gegen die Kirche als größten Mann des Jahrhunderts belobt und zum Weitergehen gestachelt hatten, mahnten ihn jetzt, doch zu untersuchen, woher es komme, dass sich die Unzahl der Armen täglich vermehre, und ob am Ende, bei all seiner guten Absicht, nicht gewisse Verordnungen und Aufhebungen daran schuld seien. Die Schrift: „Warum wird Kaiser Joseph von seinem Volke nicht geliebt?“[3] ist bedeutsam. Darin heißt es: „So sehr die Edlen im Volke Kaiser Josephs menschenfreundliche Anstalten, das allgemeine Krankenhaus, das Militärspital, das Geburts- und Findelhaus u. dgl. verehren (!) und segnen, so wünschen sie doch abermal, dass er viele andere löbliche Stiftungen, zum Beispiel das Armenhaus, das Kaiser- und Johannisspital u. s. w. nicht hätte aufheben mögen, weil dadurch so viele Tausende gekränkt und alles wider den Sinn der Stifter unternommen worden; denn diese richteten ihr Augenmerk nicht nur auf den bloßen Lebensunterhalt, sondern auch auf die Bequemlichkeit, auf die Ruhe und Zufriedenheit der Gestifteten. Hat nicht endlich Kaiser Joseph durch diese Aufhebung den ferneren Mildthätigkeiten seiner Unterthanen zum Nachtheile der Menschheit selbst Schranken gesetzt? Wer wird mehr solche milde Stiftungen machen, wenn er sieht, dass man dem Sinne der frommen Stifter so unbesorgt entgegenhandle und

Verarmung.

---

[1] Hock-Bidermann, l. c. II, S. 131.
[2] Brunner, Die Mysterien der Aufklärung in Österreich, S. 403—404.
[3] Wien. Im Verlage von Wucherer. 1787. — Brunner, l. c. S. 404.

Wiener Literatur.

den Fond zu ganz anderen Sachen verwende?“ [1]) Eine ganze Broschüren-Literatur war unter Joseph aufgekommen; er hatte sie anfangs begünstigt und in ihr eine Stütze seiner Reformen erwartet — jetzt wendete sie sich gegen ihn und Joseph musste klagen, „dass schier keine einzige Broschüre an das Tageslicht komme, die der Wiener Gelehrsamkeit Ehre mache oder der Wiener Lesewelt Belehrung verschaffe“, und musste verordnen, dass jeder Schriftsteller, der eine Broschüre drucken lassen wolle, beim Revisionsamte vorher sechs Ducaten erlege, die ihm zurückgestellt werden, wenn man seine Arbeit gutheißen könne, die aber der Armenanstalt zukommen, wenn sie verworfen werde. Damit sollte die elende Bücherschmiererei aufhören. Die Verordnung half aber nicht, weil die Unzufriedenheit in den Herzen war: so wurden auch die elendesten Broschüren, welche den Kaiser angriffen, gern gelesen, und die Buchhändler machten ein Geschäft damit.

Allgemeine Unzufriedenheit.

Selbst der Polizeiminister Pergen sah sich genöthigt, den Kaiser auf die Stimmung der Bevölkerung aufmerksam zu machen. Der Adel sei unzufrieden, weil er durch das bürgerliche sowohl als durch das Criminal-Gesetzbuch, durch die neue Steuer-Anordnung in seinem Eigenthume ohne Verschulden äußerst gekränkt und so erniedrigt worden sei, dass zwischen dem Bürger- und Bauernstand und dem seinigen ein sehr geringer Unterschied sich zeige. Die noch bestehende Geistlichkeit sei unzufrieden, weil ihre Einkünfte arg geschmälert seien, und die Stifte, welche sonst den ersten Platz unter den Ständen hatten, ihres Vorzuges entsetzt worden. Der Bürgerstand sei unzufrieden, wegen der Leichtigkeit, mit der Gesellen zum Bürger- und Meisterrecht gelangen und seinen Verdienst schmälern, und weil er durch die Entkräftung des Adels und der Geistlichkeit selber ärmer geworden sei und jetzt noch durch die Kriegssteuer niedergeschlagen werde. Der Bauer sei durch den Kaiser zum glücklichsten Unterthan gemacht worden, hätte also allen Grund, die Großmuth des Kaisers zu preisen, sei aber gleichfalls unzufrieden, weil er nicht von allen Lasten frei sei, und weil er den Irrwahn hege, er dürfte eigentlich gar nichts bezahlen. Der Minister hätte noch besser sagen können: das Volk sei aus seinen bisherigen Lebenswurzeln herausgerissen; es sei in Sitte und Religion gestört und in seinen vielhundertjährigen Rechts-Traditionen; es wolle sich nicht aufzwingen lassen, was von nun an gut oder schlimm, recht oder unrecht, seinem Heile förderlich oder hinderlich sein solle. [2])

Die Gährung war in Tirol wie in Mähren und Böhmen auf eine Höhe gestiegen, welche jeden Tag einen Ausbruch befürchten ließ. Das bezeugt das Journal des offenen Landtages von 1790. Nicht bloß die Prä-

Tirol.

laten sprachen hier ihren Unmuth aus, sondern auch die Abgeordneten der Städte und Märkte. [3]) Vierundzwanzig Klöster waren in Tirol aufgehoben worden, es sollte weiter an die den Bauern so beliebten Mendicanten kommen. Eine Bauern-Deputation bat in Wien um deren Erhaltung, damit die alte Religion und die alte Treue erhalten werde, denn der Unterthan würde von keinem Obern mehr wissen wollen, von den wilden Thälern würde man in die Ebenen hinauseilen; diese Leute, die nichts als schwarzes Brot zur

[1]) Brunner, l. c. S. 402.
[2]) Ibid. XVIII.
[3]) Journal des offenen Tiroler Landtags zu Innsbruck 1790. Aus den Papieren eines Zeitgenossen. Bozen 1861.

Stillung ihres Hungers genießen und sich, um selbes zu verdienen, Tag und Nacht fast zu Tod plagen, würden mit Gewalt den Großen das, was sie vor allen anderen besitzen, fortrauben.[1]) — Der gleiche hochgradige Unmuth tönt aus den Beschwerden der böhmischen Stände von 1791.[2])

Klagen Maria Christinens.

Unter den Geschwistern des Kaisers hört man Klagen, wo sie offen sprechen können. Die feinsinnige Schwester Maria Christina, schreibt an ihre Freundin, die Fürstin Marie Liechtenstein, 2. Januar 1790:[3]) „Die Lage des Kaisers ist entsetzlich. Seine innere Bewegung muss in diesem Zustande von Krankheit und Übeln aller Arten furchtbar sein. Nach meiner Meinung hat er sich das alles selber zugezogen. Er hat auf seine eiserne Gesundheit getrotzt, er hat gegen alle heiligen und menschlichen Gesetze gehandelt, indem er jene nicht hören wollte, die ihm aus Anhänglichkeit die Wahrheit sagten, wenn sie auch nicht angenehm zu hören war. Das ist nun das Resultat. Die schönste, reichste, anhänglichste seiner Provinzen ist verloren und damit alle finanziellen Quellen. Fortgerissen von der Thorheit dieses ehrgeizigen Weibes,[4]) mit welchem er sich niemals hätte persönlich einlassen sollen, eröffnete er den fatalen Krieg, der sein Land verwüstet, Menschen und Geld verzehrt und zuletzt noch einen Krieg mit Preußen fürchten lässt. Alle, die sein Land und seine Familie lieben, sind untröstlich."

Also von allen Seiten her Nachrichten von Hass, während der Kaiser auf Liebe gerechnet hatte, und Vorwürfe wegen ungeeigneten Verordnungen, während das fiebermatte Auge sehnsüchtig nach dem Kranze des Ruhmes und der Unsterblichkeit des Namens als Reformator aufblickte. Es gibt Schmerzen, deren Tiefe schwer zu ermessen ist.

Prinz von Ligne.

Josephs Herz war liebebedürftig. „Hat auch jemand Thränen vergossen," fragte er Madame Chanclos, „als man mir die Sterbesacramente reichte?" — „Ja", antwortete sie; „der Fürst von Ligne war ganz in Schmerz aufgelöst." — „Ich glaubte nicht, dass mich noch jemand so gern hat", sagte der Kaiser darüber wie getröstet und erheitert. Er ließ den Fürsten kommen und sagte zu ihm: „Es war mir nicht möglich, Sie gestern zu empfangen. Ihr Vaterland hat mich umgebracht. Die Einnahme von Gent war mein Todesstoß und der Rückzug aus Brüssel gibt mir den Rest. Welche Demüthigung für mich! ich gehe daran zugrunde; man müsste von Holz sein, wenn man das überleben könnte. Ich danke Ihnen für alles, was Sie für mich gethan haben. Laudon hat mir viel Gutes von Ihnen gesagt. Ich danke Ihnen für Ihre Anhänglichkeit. Gehen Sie jetzt nach Belgien und machen Sie, dass es zu seinem Herrn zurückkehrt. — Dürfen Sie aber nicht, so bleiben Sie hier. Opfern Sie Ihren eigenen Vortheil nicht, denn Sie haben Kinder."[5])

Der Kaiser wurde irre an sich selber. — Er schreibt an Leopold, er habe keine Kraft mehr, zu helfen, zu ändern.[6]) —

[1]) Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols. Innsbruck 1865. II, S. 110.
[2]) Zweite Hauptschrift. Abgedruckt in den historischen Actenstücken über das Ständewesen in Österreich, I, S. 64—151.
[3]) Wolf, Maria Christina, II, S. 38.
[4]) Katharina von Russland.
[5]) Mémoires et Mélanges historiques par le prince de Ligne, I, p. 236.
[6]) Der merkwürdige Brief bei Hock-Bidermann, Der österreichische Staatsrath, II, S. 215. Je n'ose plus avoir d'opinion et la faire exécuter.

Tod Kaiser Josephs II.

Der Kaiser konnte keinen Plan mehr ausführen. Seine steten Anstrengungen, der Aufenthalt im Lager bei Semlin, wo das Fieber Tausende hinwegraffte, zogen auch ihm ein ernstes Fieber zu; der Schmerz über das Scheitern seiner Pläne machte es tödtlich.

Joseph II. fieberkrank.

Schon am 21. April 1789 empfand er bei einem Ritt im Prater solche Schmerzen, dass er sich nach Hause führen lassen musste. Die Anzeichen waren so ernst, dass er mit den Sterbesacramenten versehen wurde. Von wem das Abendmahl empfangen? — „Vom Burgpfarrer; denn ich bin vor dem Auge Gottes nicht mehr als jeder andere Mensch", antwortete der Kaiser. Die Ärzte riethen Schonung an. Der Kaiser arbeitete aber dennoch mit drei Secretären. „Ich bin Staatsverwalter, und da ich bald meine Rechnung übergeben muss, so ist es nöthig, dass ich sie in Ordnung bringe." Auch machte er noch Zusätze zu seinem Testamente.

Kurze Frist.

Aber diesmal gieng die Gefahr vorüber; der Kaiser erholte sich, er konnte Laxenburg beziehen, dort Spaziergänge unternehmen, hin und wieder die Kammermusik auf dem Flügel begleiten. Doch ergriffen ihn zu Zeiten Ahnungen eines frühen Todes. Er gab einem Gelehrten, den er als guten Dichter kannte, das Thema zu einer Grabschrift für ihn: „Hier liegt ein Fürst, der die besten Absichten hatte und alle seine Pläne scheitern sah." — Das Fallen der Blätter im Herbste, der Husten und die stete Abmagerung erinnerten ihn an den Ernst seiner Lage.

Keine Hoffnung.

Er schrieb am Weihnachtsabend an Leopold: „Versunken in mein eigenes Missgeschick und in das des Staates, bei einem körperlichen Zustande, der mich jeder Erleichterung beraubt und die Arbeiten nur noch peinlicher macht, bin ich gegenwärtig der Unglücklichste unter den Lebenden; Geduld und Ergebung sind meine einzige Devise. — Du kennst meinen Fanatismus, so darf ich sagen, für das Staatswohl, dem ich alles geopfert habe. Das bisschen guten Ruf, den ich besaß, das bisschen Ansehen, welches die Monarchie sich erworben, — alles ist dahin! Beklage mich, mein theurer Bruder, und möge Dich Gott vor einer ähnlichen Lage bewahren." [1])

Ein treuer Arzt.

Als er am 5. Februar 1790 den Doctor Quarini bat, ihm in allem Ernste zu sagen, wie es mit ihm stehe, erklärte ihm dieser unter Thränen, dass seine Brustkrankheit unheilbar sei und jeden Augenblick der Tod eintreten könne. Joseph dankte ihm mit einem Geschenk von 10.000 Gulden und einem Diplom, das ihn zum Freiherrn ernannte. Rasch rüstete er sich nun zur großen Reise. Am 13. Februar empfieng er das Abendmahl, am 15. die letzte Ölung. „Ich vermisse den Thron nicht", sagte er zu einem Minister, „und fühle mich ruhig, wenn schon der Dichter sagt: Schrecklich ist der Schritt vom Throne zum Grabe; nur kränkt es mich, durch so viele Lebensplagen so wenig Glückliche und so viele Undankbare gemacht zu haben. Allein, das ist ja das Schicksal der Männer auf dem Throne." — Laudon. Dem alten ehrlichen wetterharten General Laudon stürzten die Thränen aus den Augen als er den Kaiser das Abendmahl nehmen sah. „Ich glaubte nicht, so viel wert zu sein", sagte der Kranke gerührt. Die Erzherzogin Elisabeth erschrak über das Aussehen des Kaisers derart, dass sie

[1]) Brunner, l. c. II, S. 293—297.

darüber starb. Der Kaiser, der diese Nichte sehr gerne hatte, schlug bei der Nachricht von ihrem frühen Ende die Hände über dem Kopfe zusammen: „Und ich lebe noch! — Herr, dein Wille geschehe" — meinte aber, man könne sie nicht drei Tage aussetzen, da ihre Leiche der seinigen Platz machen müsse. Seinen Kummer mehrten die Unruhen in Ungarn und Polen, der drohende Bruch mit Preußen. „Ich will ihnen ja alles gewähren", rief der Kaiser, „sie sollen mich nur ruhig sterben lassen." Als am 18. Februar ihm gemeldet wurde, die Krone des heil. Stephan sei auf dem Wege nach Ungarn, drückte der Kranke seine Ergebung in den Worten aus: „Nun sehe ich, dass der Allmächtige noch bei meinen Lebzeiten alle meine Werke zertrümmert." Laudon erschien: „Reichen Sie mir Ihre alte Hand", begrüßte ihn der Kaiser, „ich werde nicht mehr das Vergnügen haben, sie zu drücken." An Kaunitz schrieb er zum Abschied: „Lieber Freund! Ich bin vom Ausdrucke Ihrer Theilnahme ganz gerührt; allein, was kann ich bei dem, was die Vorsehung fügt, anderes thun, als mich unterwerfen? Was Sie betrifft, empfangen Sie von mir die unbegrenzte Versicherung der vollkommensten Erkenntlichkeit, der größten Hochachtung und des aufrichtigsten Zutrauens, die Sie vor allen anderen verdienen, und seien Sie versichert, dass es mich unendlich schmerzt, dass ich nicht länger Ihre Einsicht benützen kann. Ich umarme Sie und empfehle Ihnen in diesem gefährlichen Zeitpunkt mein Vaterland, das mir am Herzen liegt." — Nicht minder macht der Abschied von den fünf Fürstinnen[1]) seinem Herzen Ehre: „Mein Ende naht heran; es ist Zeit, Ihnen noch durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte, Politesse, Freundschaft und angenehme Freiheit zu bezeigen, die Sie mir während so vieler Jahre, welche wir in Gesellschaft miteinander zugebracht haben, zu erweisen und angedeihen zu lassen, die Gewogenheit hatten. Ich bereue keinen Tag: keiner war mir zu viel, und dieses Vergnügen, mit Ihnen umzugehen, ist das einzige verdienstliche Opfer, das ich darbringe, indem ich die Welt verlasse. Haben Sie die Güte, sich meiner in Ihrem Gebete zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorsehung in Ansehung meiner nicht genug mit Dank erkennen: dieses alles ist in derselben vereinigt, so dass ich mit ganzer Resignation meine letzte Stunde erwarte. Leben Sie wohl. Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können. Sie beweist meinen Zustand."

Ergebung.

Joseph an Kaunitz.

an die Fürstinnen.

Joseph II. drückt, 6. Januar 1790, der Kaiserin Katharina die tödtliche Bitterkeit seines Schmerzes über den Verlust der Niederlande aus.[2]) Sie spricht ihm in ihrer Antwort am 18. Januar ihre Theilnahme aus, sowie ihren Zorn über die stolzen, ehrgeizigen und zerstörenden Pläne Preußens, auch ihre Bereitwilligkeit zu helfen und verspricht ihm ihren vollen Beistand.[3]) Der Kaiser antwortet ihr zum letztenmale am 16. Februar 1790,[4]) im Augenblicke, wo er niedergeworfen von seiner Krankheit, den Tod erwartet: „Nie schrieb man einen ähnlichen Brief, und man muss Sie sein, meine Schwester, um alles, was Sie sagen, fühlen, wollen und thun zu können. Ihre Worte haben eine wahre Weihe. Welcher Trost für mich in meinem grausamen Zustande, und welchen mächtigeren

an Katharina.

[1]) Diese sind: die verwitweten Fürstinnen Franz Liechtenstein und Karl Liechtenstein, die Fürstinnen Kinsky und Clary und die Gräfin Kaunitz. — Dieses Schreiben gibt auch Zeugnis seines frommen Sinnes.

[2]) L'amertume mortelle de ma peine. Bei Arneth, Joseph II. und Katharina von Russland, S. 346.

[3]) Ibid S. 347—348.

[4]) Ibid. S. 349—350.

Bitte für Leopold

Schutz könnte ich meinem Bruder hinterlassen, den ich jeden Augenblick erwarte und für dessen Gesinnung ich gut stehe. Genehmigen Sie die letzte Bitte Ihres treuesten Freundes und bewahrem Sie meinem Bruder und meiner Monarchie dieselbe Kraft des Wohlwollens und Schutzes, welchen Sie mir zusicherten. Ich konnte nur wollen, mein Bruder trägt jetzt die gleiche Last und Gefahr. — Ich werde also nie mehr die Schriftzüge Eurer Majestät sehen, die immer mein Glück ausmachten, und ich fühle die ganze Bitterkeit, Sie zum letztenmale meiner Hochachtung und zärtlichen Freundschaft zu versichern."

an Lacy.

Ein Zeugnis seines dankbaren Herzens ist der Brief, den Joseph noch am 19. Februar an seinen Lehrer dictierte:[1]) „Mein lieber Marschall Lacy! Da ich mit meiner zitternden Hand Ihnen nicht einmal einige wenige Zeilen schreiben kann, so muss ich mich einer fremden Hand bedienen. Ich sehe, wie der Augenblick, der uns trennen muss, rasch an mich kommt. Es wäre sehr undankbar, wenn ich aus dieser Welt schiede, ohne Ihnen, mein lieber Freund, meine heißeste Erkenntlichkeit für alles auszusprechen, was ich Ihnen verdanke, und mit Vergnügen vor aller Welt eingestehe. Ja, ich verdanke es Ihnen, wenn ich überhaupt etwas geworden bin; denn Sie haben mich gebildet, Sie haben mich aufgeklärt, Sie haben mich die Menschen kennen gelehrt, und überdies verdankt Ihnen die ganze Armee ihre Einrichtung, ihre Geltung und ihr Ansehen. Die Trefflichkeit Ihrer Rathschläge in allen Lagen, die persönliche Anhänglichkeit an mich, die sich bei keiner kleinen und großen Frage verleugnet hat, all dies macht, dass ich Ihnen, lieber Marschall, meinen Dank nicht innig genug ausdrücken kann. Ich sah, wie Sie um mich weinten: diese Thränen eines großen und weisen Mannes sind meine beste Vertheidigung. Ich sage Ihnen Lebewohl, ich umarme Sie im Geiste. Das Einzige, weshalb ich bedauere, aus dieser Welt zu scheiden, ist der kleine Kreis von Freunden, und Sie sind unter ihnen gewiss der erste. Denken Sie oft zurück an Ihren aufrichtigen und liebevollen Freund Joseph."

Dieser Brief ist in der Nacht des 19. Februar dictiert; der Kaiser arbeitete mit seinen Secretären. Plötzlich entließ er sie und sagte in Latein zu seinen Ärzten: „Es wird nicht lange mehr dauern, ich fühle den Kampf in meinem Innern, leisen Schrittes naht sich der Tod." Der Kaiser ließ den Beichtvater eintreten, dass er die Gebete für die Sterbenden beginne. Der Leibarzt hatte sich erboten, die Nacht bei ihm zuzubringen, der Kranke aber mahnte ihn, sich zur Ruhe zu begeben. Nach kurzem Schlummer bezeichnete der Kaiser die Gebete, die der Beichtvater ihm vorlesen sollte, und rief dann: „Herr, der du mein Herz kennst, ich rufe dich zum Zeugen an, dass alle meine Unternehmungen und Befehle einzig und allein auf das Wohl meiner Unterthanen abzielten. Dein Wille geschehe!" — Um Mitternacht bat er seinen Beichtvater, ihn ein wenig ruhen zu lassen. Am 20. Februar 1790, früh fünf Uhr, trat Störk leise in das Zimmer und traf den Kaiser bei völliger Besinnung, aber den Puls sehr schwach; er

Josephs Tod.

erinnerte, dass der Beichtvater im Nebenzimmer harre. Der Kranke ließ ihn kommen und betete die Gebete für die Sterbenden mit leiser Stimme nach. Die schwere Stunde war gekommen. Der Kranke sagte mit schwacher Stimme: „Jetzt fühle ich die Annäherung des Todes . . . in deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist . . . ich glaube meine Pflicht als Mensch und Regent erfüllt zu haben" — und hauchte seinen letzten Seufzer aus. — Jetzt lagen zwei Leichen in der Burg: Elisabeth, die Gemahlin seines Neffen, des späteren Kaisers

[1]) P. de Ligne, Mém., I. — Lettre de Joseph II., le jour de sa mort.

Franz, wurde am 20. Februar abends begraben; Joseph II. fand am Abend des 22. Februar in der Nähe seiner Mutter die letzte Ruhestätte.

Fürst von Ligne über Joseph II.

So endete dieser merkwürdige Mann. Der Fürst von Ligne schreibt an Katharina:[1]) „Er ist nicht mehr, dieser Fürst, welcher den Menschen Ehre machte, und dieser Mensch, welcher die größte Ehre der Fürsten war; dieses glühende Genie erloschen wie ein Licht, dessen Umhüllung verzehrt war, und dieser sonst so thätige Körper liegt jetzt zwischen vier Brettern, die ihn hindern, sich zu rühren. — Er starb mit der Festigkeit, mit der er gelebt hat, und hat mit demselben methodischen Geiste geendet, mit dem er begonnen hat. Er hat das Gefolge angeordnet, welches das heilige Sacrament begleiten sollte, er hat sich erhoben, ob alles richtig nach seinem Befehle vor sich gieng. — Als der schmerzlichste Schlag ihn traf, der Tod der Erzherzogin, fragte er: ‚Wo werdet Ihr ihre Leiche aufbahren?' — und bekam die Antwort: ‚In der Kapelle.' — ‚Nein,' sagte er, ‚da ist mein Platz, legt sie an einen anderen Ort, wo sie Ruhe hat.' Er bestimmte die Stunden für die Gebete und las einige selber vor, solange er es vermochte, und indem er seine Pflicht als Christ erfüllte, geschah es in derselben Art, mit der er alles in seinem Reiche anordnete."

Verdienste.

So starb Joseph. Die Stimmung war gedrückt durch die unruhige Lage, in welche der Kaiser den Staat gebracht hatte. Man wusste nicht, was man von seinem Nachfolger zu erwarten habe. Leopold galt für einen Gesinnungsgenossen Josephs. Selbst Kaunitz soll gesagt haben: „Zu sterben war das Beste, was der Kaiser thun konnte."[2]) Der Fürst von Ligne klagt, man mache sich in Wien wenig aus dem Verluste, den man erlitten habe. Die Neugierigen, die Gleichgiltigen, die Undankbaren, die Ränkeschmiede beschäftigten sich nur mit der neuen Regierung. „Erst in einem Jahre wird der Soldat sagen: Joseph hielt die Kanonade von Beschania und die Flintenschüsse bei Sabbatsch aus; der Reisende wird sagen: Welch schöne Einrichtungen für Schulen, für Spitäler, für Gefängnisse und für Erziehung! der Handwerker wird sagen: wie viel Ermuthigung! und der Ackerbauer: er hat selber gepflügt; der Ketzer wird sagen: er hat uns geschützt; die Vorstände aller Stellen werden sagen: er war unser erster Gehilfe und hat uns zugleich überwacht; die Minister werden sagen: er arbeitete sich zu Tode für den Staat, dessen erster Unterthan er sich nannte; der Kranke wird sagen: er besuchte uns ohne Unterlass; der Bürger wird sagen: er verschönerte unsere Städte mit öffentlichen Plätzen und Spaziergängen; der Bauer, der Dienstbote werden auch sagen: wir sprachen mit ihm, so oft wir wollten; die Familienväter werden sagen: er gab uns gute Rathschläge; und seine Gesellschaft wird sagen: er war zuverlässig, liebenswürdig, er erzählte zauberisch, die Unter-

[1]) Mémoires et Mélanges historiques, I, p. 234.
[2]) Il a fort bien fait de mourir.

haltung stand nie still. Man konnte zu ihm mit Wahrhaftigkeit über alles reden. Sie selber, Madame, sagten zu mir im Wagen: ‚Der Geist Ihres Herrn hat immer eine Richtung auf das Nützliche. Sein Kopf ist ohne jede Leichtfertigkeit. Er ist wie Peter der Große. Er erlaubt Widerspruch; er wird nicht böse, wenn man ihm Gegenvorstellungen macht, und er will zuerst überzeugen, ehe er befiehlt.'"

Charakter. Dann zeichnet der Fürst von Ligne folgendes Bild vom Kaiser: „Die Umstände und glänzende Erfolge gewährten ihm nicht den Namen des Großen, aber er war ein Fürst, der Züge von Größe an sich hatte. Er gab sich weder der Liebe hin, noch der Freundschaft, wahrscheinlich, weil er fühlte, dass er allzuviel Zug dazu habe. Oft mischte er auch Berechnungen mit seiner Zuneigung. Er war misstrauisch gegen sein eigenes Vertrauen, weil er sah, dass Fürsten allzu oft, selbst von ihren Ministern und Freunden, betrogen werden. Er hielt zurück in seiner Nachsicht, weil er vor allem gerecht sein wollte. Er that sich oft Zwang an, streng zu sein, weil er ganz genau sein wollte. Man gewann oft sein Herz, ohne es zu verdienen. Aber dessen durfte man sicher sein, dass er einen immer achtete. Er hatte Angst, in der Vertheilung seiner Gnaden für parteiisch zu gelten, und bewilligte sie, ohne Liebenswürdigkeit damit zu verbinden, ja er versagte sie oft. Er verlangte vom Adel oft mehr edles Wesen und verachtete ihn mehr als jede andere Gesellschaftsclasse, wenn er es nicht hatte; aber es ist falsch, dass er ihm habe ein Unrecht anthun wollen. Er wollte im Besitze aller Macht sein, damit andere kein Recht hätten, Böses zu thun. Er beraubte sich aller Annehmlichkeiten des Lebens, um die andern zur Arbeit anzutreiben. Die Müßiggänger verachtete er am allermeisten auf der Welt. Er konnte einen Augenblick unwillig sein, wenn man ihm eine scharfe Antwort gab; er rieb sich die Hände und trat dann wieder zu einem, um zu hören und zu antworten und dann zu verhandeln, als ob nichts vorgefallen wäre. Er war geizig mit dem Vermögen des Staates und freigebig und edelmüthig mit seinem eigenen — edelmüthig ist nicht das rechte Wort, man muss sagen: wohlthätig. Er wusste den Kaiser zu spielen, und prächtig Hof zu halten, wenn es durchaus nöthig war, und gab dann seinem Hofe, der sonst das ganze Jahr wie ein Kloster oder eine Kaserne aussah, all die Pracht und Würde des Palastes der Maria Theresia. Seine Erziehung war, wie die vieler Fürsten, vernachlässigt worden, weil man allzu sorgfältig damit sein wollte. Man lehrt sie alles, nur das nicht, was sie wissen sollen. Joseph war in seiner Jugend gar nicht liebenswürdig, er wurde es erst bei seiner Krönung in Frankfurt. Seine Reisen, seine Feldzüge, die Gesellschaft einiger ausgezeichneten Frauen vollendeten seine Bildung. Er liebte Vertraulichkeit. Er war verschwiegen, obwohl er sich in alles mengte. Sein Benehmen war sehr angenehm und ohne jede Spur von Pedanterie. Ich sah, wie er eines Tages auf einer der großen Karten,

die er immer in seiner Tasche trug, Vorschriften der Sitte, der Nachgiebigkeit und des Gehorsams für eine junge Dame schrieb, die ihre Mutter verlassen wollte, weil diese sie beinahe in Verzweiflung brachte; ein andermal musikalische Regeln für eine andere Dame, deren Unterricht er beigewohnt hatte und mit dem er nicht zufrieden war. Er sah sich oft in der Welt um, ob man zufrieden mit ihm sei wegen einer Verordnung, einem Unternehmen, einer Strafe. Er ließ sich etwas kosten, um in der Gesellschaft wieder Geltung zu finden, und verdoppelte den Zauber seiner Unterhaltung und seiner Artigkeit gegenüber den Damen: er reichte ihnen einen Stuhl, er machte die Thüre auf, er schloss das Fenster. Seine Artigkeit war oft ein Schutz gegen Vertraulichkeit." [1])

„Joseph war kein Trinker, kein Esser, kein Lüstling, er fand an nichts Freude als an Staatsgeschäften — aber er verwaltete zu viel und regierte zu wenig. Musik machte er sich selber jeden Tag. Er stand um sieben Uhr auf und, während er sich ankleidete, lachte er gern und brachte auch — aber ohne sich etwas zu vergeben — seinen Arzt und seinen Kämmerer zum Lachen. Von acht Uhr bis Mittags ergieng er sich in der Kanzlei, wo er dictierte, schrieb und alles selber corrigierte. Wenn er von seiner Wohnung in sein Arbeitszimmer gieng, traf er gewöhnlich zwanzig, dreißig, oft hundert Leute, Männer und Frauen aus dem Volke; er nahm ihre Gesuche in Empfang, sprach mit ihnen, tröstete sie, gab ihnen am andern Tage zur selben Stunde Antwort, schriftlich oder in anderer Weise, und bewahrte das Geheimnis über die Klagen, wenn er sie nicht gerecht fand. Er schrieb nur dann schlecht, wenn er sehr schön schreiben wollte: seine Sätze waren dann lange und dunkel. Er war vollkommen Meister in vier Sprachen und verstand ausreichend zwei andere. Sein Gedächtnis, in seiner Jugend wenig geübt, wurde vielleicht gerade darum später um so ausgezeichneter: denn er vergass nicht ein Wort, nicht eine Sache, nicht eine Person; er ergieng sich in seinem Zimmer mit dem, welchem er Audienz gab, sprach mit ihm lebhaft und in heiterem Tone, dann schien er es wie zu bereuen und wurde wieder ernst. Er unterbrach sich oft, um ein Stück Holz ins Kamin zu legen, oder die Feuerzange in die Hand zu nehmen oder einen Augenblick ans Fenster zu gehen. Das Wort gieng ihm nie aus; oft machte er sich lustig über das Böse, das man ihm nachsagte. — Die Furcht, ungerecht zu sein und Leute unglücklich zu machen, hielt oft, wenn er Begonnenes mit bewaffneter Hand aufrecht halten wollte, seine Pläne auf, welche immer das Werk seiner ersten Regung waren. Seinem wallenden Blute muss man die Unruhe seiner Regierung zuschreiben: er vollendete keines seiner Werke, kam mit keinem zum vollen Abschluss und sein einziges Unrecht war, dass er alles versuchte, das Gute wie das Üble."

[1]) P. de Ligne, l. c. p. 233—243.

So endete Joseph II. In Wien fehlte es nicht an spöttischen Todesanzeigen, die aus der Feder von undankbaren Literaten stammten.[1]) Würdiger sprach sich das Ausland aus.

Herder. Herder sagt in den Briefen über die Humanität: „Ohne den Kaiser gekannt und ohne von ihm eine Wohlthat genossen zu haben, hätte ich weinen mögen, da ich die letzten Umstände seines Lebens erfuhr. Vor neun Jahren, da er auf den Thron stieg, wurde er als ein Hilfsgott angebetet und von ihm das Größte, Rühmlichste, fast das Unmögliche erwartet; jetzt trägt man ihn als ein Sühnopfer der Zeit zu Grabe. Hat je ein Kaiser, hat je ein Sterblicher, möcht' ich sagen, mehr gewollt, sich mehr bemüht, mehr angestrebt, rastloser gewirkt, als er? Und welch ein Schicksal, vor dem Angesichte des Todes, in den besten Lebensjahren, die Erreichung seiner Absicht nicht nur aufgeben, sondern die ganze Mühe und Arbeit seines Lebens förmlich widerrufen, feierlich ausstreichen zu müssen und so zu sterben! Mir ist kein Beispiel in der Geschichte bekannt, dass es einem Monarchen so ergangen wäre.“[2])

Man hat oft gefragt, ob Joseph die Durchführung seines Einheitsstaates, die Niederwerfung alles ständischen Wesens hätte durchführen, ob der Versuch hätte gelingen können? Für die Bejahung dieser Frage spricht, dass der aufgeklärte Absolutismus im Geiste der Zeit lag, dass für das Verfahren „alles für, nichts durch das Volk“ eine Reihe glänzender Muster bestanden, dass Völker, die einst mit glühender Liebe an der ständischen Freiheit hiengen, sich dieselbe entziehen ließen und den Glanz der unumschränkten Könige bewunderten.

Spanien. Wie freiheitstrutzig waren einst die Stände von Castilien und Aragonien! Wie tapfer wurde bei Villalar für die alten Rechte gestritten![3]) — und jetzt lasen die Spanier ruhig die Geschichte ihres Ständewesens und ergaben sich ohne weitere Regung der alles bevormundenden Frankreich. Regierung. Wie sonnten sich die Franzosen nicht im Glanze ihres vierzehnten Ludwigs und doch war er nur bedingt durch das Niederwerfen alles England. selbständigen Lebens seit der Niederlage der Fronde! Selbst in England war eine Zeit, da alles parlamentarische Leben in Frage stand, unter Karl I.,

[1]) Proben finden sich in Brunners „Mysterien der Aufklärung in Österreich“ in den Abschnitten: „Die Trauer- und Todtenliteratur über Joseph II.“, S. 523—532, und „Die Pamphlete in Handschriften“, S. 333—342.

[2]) Dr. Sebastian Brunner, der mehrere wichtige Bücher zur Geschichte Josephs veröffentlicht hatte, sagt („Mysterien der Aufklärung“, S 330): „Wir müssen die edlen Eigenschaften des Kaisers vollkommen anerkennen. Er hat seine Laufbahn mit Glanz begonnen; es gab am Hof und in der Regierung manchen Rost, welcher gereinigt werden musste; es gab in der Regierungsmaschine der Provinzen manche Übelstände, die beseitigt werden sollten. Es war nothwendig, dass zur Hebung der Seelsorge auf dem Lande Veränderungen vorgenommen würden. Wir constatiren nur zunächst in und aus Thatsachen, dass der Absolutismus des Kaisers, indem er rücksichtslos in den Organismus der Kirche einerseits und in den Organismus der Verfassung seiner Länder andererseits eingriff, sich und eine große Zahl seiner Unterthanen nicht nur um die Früchte seines guten Willens brachte, sondern auch in seinen Reichen eine Erbitterung wachrief, deren offen ausgebrochene Thatsachen dem Kaiser den Tod erwünscht erscheinen ließen.“

[3]) Vergl. Bd. VII, S. 744 dieses Werkes.

und ein Sieg des klugen Königs mit Recht befürchtet wurde. — Unleugbar war das Ständewesen oft entartet und ein Krebsschaden für ein Land, ein Hemmnis jedweder guten Absicht seines Königs. Wie leicht war es nicht dem Dänenkönig 1660, die unumschränkte Monarchie an die Stelle einer verrotteten Adelswirtschaft zu setzen.[1] Gustav III. von Schweden wurde ob der schlauen und kühnen Art bewundert, mit der er sich der Umschlingung der Stände entwand.[2] War nicht Preußen dadurch eine Großmacht geworden, dass der unumschränkte König die Quelle aller Gesetze und aller Rechte war? „Alles für, nichts durch das Volk" — lag im Geiste der Zeit, bis die Richtung aufkam: „Alles für und alles durch das Volk." Sagen nicht Rapedius und Borgnet, dass das belgische Ständewesen viele Gebrechen hatte, und lassen sie nicht durchblicken, dass Joseph sein Plan mit dem Umsturze der belgischen Verfassung gelungen wäre, wenn er nicht zugleich in das Recht der Kirche eingegriffen hätte? War nicht in Österreich selber das Ständewesen seit lange wie todt? Die Landtage waren Postulat-Landtage geworden. Man verhandelte nicht mehr über die Steuer überhaupt, sondern nur über die Höhe und die Art ihrer Vertheilung. Gesetze wurden gegeben, ohne dass man die Zustimmung der Stände vorher einholte. Seit Ferdinand II. war Österreich im Zuge zum Einheitsstaate.[3] Die Minderung der Rechte der Stände in Böhmen wirkte zurück auf alle Erbländer. Die Untheilbarkeit Österreichs war Hauptsatz der pragmatischen Sanction. Maria Theresia wollte ein Rechtsbuch für alle Erbländer und hob 1748 und 1763 die grundherrliche Steuerfreiheit auf. Die geistvollsten Ungarn anerkannten das Gute, was Joseph wollte. Graf Franz Zechenyi und sein Secretär Joseph Haynoczky, den der Patriot Kasinczky „den Sokrates der Neuzeit" genannt, waren für Josephs Pläne. Wenn er im ersten Jahre seines türkischen Feldzuges Siege errungen hätte, statt erst im zweiten, hätten die Ungarn seinen Plänen dann auch solchen Widerstand geleistet?

Dänemark. Schweden. Preußen. Belgien. Österreich.

Joseph erlag, weil er zu vielerlei zu gleicher Zeit unternahm, zu gleicher Zeit reformieren, Krieg führen und erobern wollte. Der Bund mit Katharina wurde verhängnisvoll für ihn — es lag nicht im Vortheile Österreichs, die Türkei noch mehr zu schwächen und Russland noch mehr zu stärken — sein Bündnis mit Russland machte ihm Preußen und die Seemächte zu Feinden, diese ermunterten die Belgier und Ungarn zum Aufstand und Katharina II. konnte ihm keine Hilfe leisten. Reformen wollen Ruhe und Zeit haben, um zu gedeihen, Joseph aber war nebenbei immer mit kriegerischen Plänen beschäftigt. — Sein heißes Blut gestattete ihm keine Rast — die

Zuviel auf einmal.

---

[1] Vergl. Bd. XI, S. 456 ff. dieses Werkes.

[2] Vergl. oben S. 500—534 dieses Bandes.

[3] Moritz von Kaiserfeld in der Festschrift zur Feier der Erhebung Steiermarks zum Herzogthum. Graz 1880. S. 34—43.

Reformen überstürzten sich, eine hemmte die andere. Friedrich II. fand, er mache den zweiten Schritt, ehe der erste vollendet sei.

Woher schöpfte Joseph seine Ansichten, welche so sehr von denen seiner Mutter abwichen?

Lanjuinais.

Was Joseph als Regent anstreben sollte, hatte 1774 in einer eigenen ihm gewidmeten Lobschrift Joseph von Lanjuinais, Lehrer an einer reformierten Erziehungsanstalt zu Moudon im Canton Waadt, früher Benedictinermönch, angedeutet.[1]) Er spricht von der Macht der Religion auf die Sitte: der Kaiser solle aber ja nicht glauben, dass ohne die christliche Religion es keine Rechtschaffenheit unter den Menschen gebe. Das Christenthum laufe auf die natürliche Religion hinaus und das Wesentliche sei die Moral, nicht die Mysterien. Auf diese setze der Aberglaube alles, und gegen diesen müsse ein philosophischer Herrscher operieren, wie ein geschickter Arzt gegen eine chronische Krankheit. Er müsse das Übel stufenweise angreifen und durch Aufklärung nach und nach verscheuchen, zunächst unvermerkt die unnütze und gefährliche Zahl der Klöster verringern, zugleich die Steuer an den Bischof von Rom einstellen. Je mehr die Polizei sich vervollkommne, umsoweniger bedürfe man der religiösen Übungen. Die Staatsgewalt solle darum gegen jede Religion sich absolut gleichgiltig verhalten. In den Werken Voltaires finde der Kaiser Stoff genug zur Unterhaltung und Belehrung in Mußestunden. Wer da sage, außer der Kirche sei kein Heil, den solle er unverzüglich aus seinen Staaten verjagen. Aufrührerische Predigten müsse er unterdrücken; der Geistlichkeit solle er ja nicht gestatten, Strafen, selbst rein geistliche, über die Leute zu verhängen, und damit die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses nicht als Zuchtmittel von der Geistlichkeit benützt werde, die Kirche lediglich unter Polizeiaufsicht stellen. Die Civilehe müsse eingeführt werden. Das Recht der Ehescheidung solle sich der Kaiser vorbehalten. Die Zahl der Bevölkerung werde steigen, sobald die Unauflösbarkeit der Ehe aufhöre, die Civilehe gestattet und das Cölibat verboten werde. Der Kaiser solle keinem Geistlichen eine Pfründe verleihen, wenn er nicht Weib und Kinder habe. Auch solle er die Exjesuiten zum Heiraten nöthigen. — Man sieht, welche Hoffnungen die Partei der Bewegung auf Kaiser Joseph setzte. Das Buch erschien 1774, wurde wieder aufgelegt 1777, als Joseph durch die Schweiz reiste, und erschien in dritter Auflage bei seinem Regierungsantritt.

Sicher ist, aus den Schriften der französischen Physiokraten und Ökonomisten schöpfte Joseph seine Ansichten und seine Geringschätzung alles historisch Gewordenen; er blickte zu Voltaire als zu seinem Lehrer auf, zu Friedrich als zu seinem Vorbilde. Hinter Friedrich stand er an praktischem Sinn und an Härte des Willens zurück, wie an Feldherrn-Talent; er hätte zu den Tapferen, welche sich für ihn schlugen, niemals sagen können: „Ihr Hunde, wollt ihr ewig leben?“ Joseph II. stand aber hoch über Friedrich II. an Herz und Gemüth und deutschem Sinn. Friedrichs Herz war durch Jugendschicksale verbittert; Joseph hatte eine edle Mutter, die er verehrte und innig liebte, er liebte seine erste Gattin zärtlich. Friedrich sprach mit Verachtung

[1]) Jäger hat in seinem „Kaiser Joseph II. und Leopold II.“ S. 40—45 darauf aufmerksam gemacht.

von dem „verfluchten Geschlecht, zu dem wir gehören"; Joseph nannte sich einen „Schätzer der Menschheit". Er schwärmte mit seiner Zeit für Humanität; er opferte für die Menschheit sein Vermögen und seine Zeit, er arbeitete unablässig für sie: er ist der edelste Vertreter des wohlwollenden Absolutismus: „Alles für, nichts durch das Volk." Im Glauben an den Adel der Menschheit, in der unermüdlichen Arbeit für sie, in der Kraft der Entsagung gleicht Joseph II. am meisten dem edlen Stoiker Mark Aurel. — In Humanitäts-Anstalten, wie in dem Taubstummen-Institute, in dem allgemeinen Krankenhause, in dem Josephinum, hat er sich das schönste Denkmal gesetzt; man hat ihn nicht mit Unrecht den barmherzigen Samaritan auf dem Throne genannt. — Seine Ansichten über das Verhältnis vom Staate zur Kirche hat Joseph II. nicht von den Freimaurern, denn er gehörte diesem Orden nie an, sondern aus Febronius. Übrigens fand der edle Pius VI., dass der Kaiser einen echten Fond von Religiosität habe; er starb auch als frommer Katholik.

Maria Theresi

Karl VI.,
* 1. October 1685, König von Spanien 1703—1714, Kaiser 12. October 1711, † 20. October 174
Gemahlin 1708 Elisabeth Christine, Tochter Ludwig Rudolfs von Braunschweig, † 21. December 17

Maria Theresia,
* 13. Mai 1717, † 29. November 1780. Gemahl 12. Februar 1736 Franz Stephan von Lothringen

Joseph II., * 13. März 1741, 1764 röm. König, † 20. Febr. 1790 1. Gem. 1760 Maria Isabella von Parma, † 1763. 2. Gem. 1765 Maria Josepha von Bayern, † 1767

- Maria Theresia, * 20. März 1762, † 28. Jan. 1770.
- Maria Christine, * und † 22. Nov. 1763.

Maria Karolina, 1740—1741.

Josepha, † 1767.

Johanna, † 1762.

Karl, * 1745, † 1761.

Maria Elisabeth, Äbtissin zu Innsbruck, † 1808.

Maria Christine, * 13. Mai 17 † 24. Juni 17 Gem. Hzg. Alber Sachs.-Tesch † 1822.

Franz, * 12. Febr. 1768, röm. Kaiser 1792 bis 1806, Kaiserv. Österreich 1804, † 2. März 1835.
1. Gem. Maria Elisab. v. Wirtemberg, † 1790.
2. Maria Theresia, v. Sicilien, Tochter seiner Tante Karolina, † 1807.
3. Maria Ludovica von Este, † 1816.
4. Karolina Aug. v. Bayern, † 1873

Sämmtlich aus der zweiten Ehe:

- **Marie Louise,** † 1847. 1. Gem. Napoleon I. 1810—1821. 2. Adam Graf Neipperg
  - 2. Wilhelm, Fürst von Montenuovo, * 1821.
- **Ferdinand I.,** * 19. April 1793, Kaiser 1835 bis 1848, † 1875. Gem. Maria Anna von Sardinien.
- **Franz Karl,** * 7. Dec. 1802, verzichtet auf die Kaiserwürde 1848, † 8. März 1878. Gem. Sophie von Bayern, † 28. Mai 1872
  - **Franz Joseph I.,** * 18. August 1830, Kaiser 2. December 1848. Gem. 1854 Elisabeth von Bayern
    - Gisela, * 1856. Gem. Leopold Prinz von Bayern 1873
      - Therese. Augusta. Georg. Konrad.
    - Rudolf, * 1858, gest. 1889. Gem. Stephanie von Belgien.
      - Elisabeth, * 1883.
    - Marie Valerie, * 1868, Gem. Franz Salvator von Österreich-Toscana.
      - Elisabeth, * 1892.
  - **Maximilian,** * 1832, Kaiser v. Mexik 1864—1867. Gem. 185 Charlotte v. Belgien

Ferdinand III., * 6. Mai 1769, Großherzog von Toscana 1790—1824.
1. Gemahlin Luise, Tochter Ferdinands I. v. Neapel.
2. Gem. Maria, Tochter d. Prinzen Max von Sachsen

1. Leopold II., Großherzog v. Toscana, * 3 Oct. 1797, reg. 1824—1859, † 29. Januar 1870.
1. Gem. Maria Anna von Sachsen.
2. Maria Antonia von Sicilien

2. Ferdinand IV., * 1835. 1. Gem. Anna von Sachsen. 2. Alice v. Parma

2. Leopold, * 1868.

Karl, * 5. Sept. 1771, Sieger b. Aspern, † 30. April 1847. Gem. Henriette von Nassau-Weilburg, † 1829

- **Albrecht,** * 3. Aug. 1817. Gem. Hildegarde v. Bayern, † 1864.
  - Friedrich, * 1856. Gem. Isabella von Croy.
- **Karl Ferdinand,** * 1818, † 1874. Gem. Elisabeth, Tochter des Erzh. Joseph
  - Maria Christine, Gem. 1879 Alfons XII. v. Spanien
    - Alfons XIII. * 25. Nov. 1885.

Joseph, * 9. März 177 1795 Palatin v Ungarn, † 13. J 1847, 1. Gem. M xandra v. Russla † 1801. 2. Herm von Anhalt-Schau burg, † 1817. 3. Maria Dorothe von Wirtemberg, † 1855

Aus dritter Ehe:

- Joseph, * 2. März 1833. Gem. Clotilde von Sachsen-Coburg
  - Joseph August, * 1872.
- Maria Henriette, * 1836. Gem. König Leopold II. von Belgien

[1]) Vgl. Weihrich, Stammtafel des Hauses Habsburg. Wien 1893.

nd ihre Familie.[1])

Leopold Joseph,
Herzog von Lothringen-Bar, * 1679, † 27. März 1729. Gemahlin Elisabeth Charlotte von Orleans

Franz Stephan,
* 8. December 1708, Kaiser 13. September 1745, † 18. August 1765, entsagt 1736 Lothringen, erhält 1737 dafür Toscana.

- isabeth, † 1740.
- **Leopold II.,** * 5. Mai 1747, Kaiser 1790, † 1792. Gem. 1765 Maria Louise, Tochter Karls III. v. Spanien, † 1792
  - Johann, 0. Januar 1782, 848 deutscher ichsverweser, 11. Mai 1859. m. 1823 Anna Plochl, Gräfin Meran
    - Franz, af von Meran, 839. Gem. Gräfin Heresia Lamberg, † 1891.
      - Johann, * 1867.
  - Rainer, * 39. Sept. 1783, † 16. Januar 1853, Vicekönig der Lombardei und Venedigs. Gem. Maria Elisabeth von Savoyen
    - Leopold, * 6. Juni 1823.
    - Rainer, * 11. Juni 1827. Gem. Maria Karolina, Tochter des Erzherzogs Karl.
    - Adelheid, * 1822, † 1855. Gem. Victor Emanuel II, König von Italien
      - **Humbert,** König von Italien, * 1844.
        - Victor Emanuel, * 1869.
      - Clotilde, * 1843. Gem. Prinz Napoleon Bonaparte.
  - Ludwig, * 13. Dec. 1784, † 1852, Chef des Staatsrathes.
- Maria Amalie, † 1804. Gem. Herzog Ferdinand von Parma.
- Karolina, † 1814. Gem König Ferdinand von Neapel.
- Ferdinand, * 1. Juni 1754, Herzog von Modena, † 24. Dec. 1806. Gem Maria Beatrix, Tocht. Hzg. Hercules' von Modena-Este, † 1829
  - Franz IV., * 6. October 1779, † 21. Januar 1846. Gem. Maria Beatrix von Sardinien. † 1840
    - Franz V., * 1. Juni 1819, † 20. Nov. 1875. Gem. Adelgunde von Bayern.
  - Maximilian, * 1782, † 1863, Hoch- und Deutschmeister.
- Maria Antoinette, * 1755, † 1793. Gem. König Ludw. XVI. von Frankreich.
- Maximilian, * 1756, 1784 Kurfürst von Köln und Coadjutor von Münster, † 1801.

Karl Ludwig,
0. Juli 1833. 1. Gem. Margaretha von Sachsen 1856—1858.
2. Gem. Maria Annunciata von Neapel 1862—1871.
3. Gem. 1873 Maria Theresia von Portugal

- Ludwig Victor, * 1842.

Aus zweiter Ehe:

- Franz erdinand, * 1863.
- Otto, * 1865, Gem. 1886 Maria Josepha von Sachsen.
  - Karl, * 1887.
- Ferdinand, * 1868.
- Margaretha, * 1870. Gem. 1893 Albrecht, Herzog von Wirtemberg.
  - Philipp.

Aus dritter Ehe:

- Maria Annunciata, * 1876.
- Elisabeth, * 1878.

Register.

A.

Aachen 148, 234, 605.
Abasen 404.
Abdi-Pascha 497.
Abdul-Hamid 475, 488, 633.
Abo 637.
„Abracadabra" 589.
Abraham a Sancta Clara 108,
Abrahamiten 311.
Absalon, Bischof 592.
Absolutismus 4, 121, 728, 731.
Academia Real das sciencias 105.
— Real de fortificao, Artelheria e Desenho 105.
— Real de Marinha 105.
Acciajuoli 15.
Achalzik, Pascha von 390.
Achizka, Pascha von 410.
Achmed-Pascha, Großvezir 413.
Achmetschet 412.
Ackerbau 299, 581.
Acroas 11, 12.
„Acta sanctorum" 307.
Adel in Belgien 458, 647, 679.
— in Dänemark 551, 554, 579, 580, 581.
— in Deutschland 440.
— in Österreich 720.
— in Schweden 500, 502, 503, 605, 613, 614, 623 bis 625.
„Adelsfolk" 520.
Adelsdemokratie 504.
Adlerbeth 595
Adlersritter 147.
Adolf Friedrich von Holstein-Schweden 505, 511, 596.
Adrianopel 480.
Ägypten 353, 477, 711.
„Äneas in Karthago" 597.
„Äonenhalle" 99.
Aërostatik 127.
Afrikanische Brüder 147.
„Agathokrator" von Basedow 185.
Agnes, Königin v. Ungarn 305.
Aiguillon 73, 125, 516, 533.
Aix 48, 56.
Akademie der Achtzehn 594.
— der Inschriften in Stockholm 595.
— der Künste in Wien 279.
— der Maler und Bildhauer in Stockholm 592.
— der portug. Geschichte 2.
— der Wissenschaften in Mannheim 217, 546.
— der W·ssensch. in Stockholm 96, 592, 594.
— in Berlin 204, 383.
— in Bologna 96.
— in Brüssel 446.
— in Drontheim 96.
— in Göttingen 96.
— in Ingolstadt 157.
— in Köln 435.
— zu Kopenhagen 95.
— zu Paris 95, 124, 195, 279, 517, 516, 610.
— in Petersburg 192, 195.
— in Sorve 536, 559.
— schwedische 594.
— Theresianische 323.
Akademien in Wien 96, 278 ff.
— im achtzehnten Jahrh. 278.
Alanen 412.
Alba, Herzog von 49.
Albani, die Familie 115.
— Cardinal 65.
Albany, Graf von 609.
Alberoni 52.
Albert, Prinz von Sachsen-Teschen 229 f., 448, 461, 465 f., 473, 655, 667.
Albrecht I., König 305.
— von Österreich (Albrecht II. von Deutschland) 219.
— II. der Lahme 304.
— Erzherzog, Regent der Niederlande 305.
— Herzog 288; sieh Albert.
Alcantara 2.
„Alceste" 281.
Alchemie 147.
Aldenburg 541.
D'Alembert 40, 90, 96, 161, 214, 292, 379, 383, 393, 546.
Alessandria 216.
Alexander III., Papst 321.
— VI., Papst 295.
— S. J. 29, 36.
Alexander I. von Rußland 119, 352, 599.
Alexei Czarewitsch 110.
— Michailowitsch, Czar 406.
Alfons VIII. 107.
Algier 36.
— Dey von 557.
Alicante 34.
Allen 535, 570, 571, 581.
„Allgemeine deutsche Bibliothek" 159, 438.
Allyonberg 497.
Almada 72.
Almeida, Cardinal 3.
— Festung 31.
Alorna, Marquis von 24.
Alost, Gottfried von 456.
Altenburg 449.
Alter, Karl 181.
Alton, Richard Graf d' 646, 647, 648, 655, 658, 660, 661, 663—665, 668, 670 bis 672, 674—677.
Altona 184, 536, 557, 577.
Altöttingen 325.
Aluta 352, 353, 479.

Alvinci 142.
Amalfi 106.
Amalia, Erzherzogin 223, 281.
Amalienburg 578
„Amanus" von Malagrida 8.
Amar y Borbon, Donna Maria Josefa 109.
Amazonenstrom 8.
Amboise 164, 165.
Amerika 8, 615.
Amiot 96.
Amsterdam 181, 312, 418, 419, 422, 425, 545, 585.
Amulet, das mystische 132, 133.
„Analecta pro historia Carinthiae" 99.
Andalusien 118.
d'Andilly 129, 130.
Andreas III., König 305.
Andreas-Orden 400, 478, 619.
Andrès Juan 106, 108.
Angelica, Mutter 128, 135.
Angola 37.
Anhalt 376.
Anjala 621.
Ankarström 597, 628.
Anna Petrowna 541.
Annaten 269, 432, 685.
Ansbach 227, 233, 235, 236, 242.
— -Bayreuth 376.
Anschmieden 717.
„Antichrist" 38.
Antillen 42.
Antonianer 45.
Antwerpen 334, 342, 344, 445, 446, 451, 457, 640 bis 642, 660, 666
„Apostolicum pascendi" 48.
Aqua Toffana 156, 163.
Appische Straße 296.
Aquileja 4.
Arad 694.
Aragonien 728.
Aranda 49, 52, 80, 121.
Aranjuez 51.
Arberg, General 664, 666, 669.
Archetti 114—116.
„Archiepiscopatus Salisburgensis" 99.
Archiv in Ofen 703.
Arcos, Herzog von 51.
Arenberg 343.
Arensberg 656.
Areopagiten 145, 155.
Arighetti 96.
Arithmetik 275.
Arithmometer 125.
Armenien 95.
Armenier 404, 413.
Armfelt 616, 617, 637.
Arnauld, Antoine 126, 128, 130, 134, 135 f., 138, 142, 143.
— Jaqueline Angelica 128.
Arndt 224.
Arneth 84, 224, 262, 289, 346.
Arnold 199.
Arnoldi, Abenteurer 671.
„Artaserse" 281.
Arteaga 108.
Artikel von 1682, 45.
Aruanen 8.
„Ascanio in Alba" 283.
Ascoli 67.
Asow 406, 413, 414.
Aspuru 74.
Assisi 67.
Astronomie 2, 95, 96.
Asylrecht 265.
Atalante 600.
Atellanen 588.
Atouguia, Graf von 24, 25, 26.
— Gräfin von 24.
Attendorn 656.
Attentat auf Ludwig XV. 42.
— auf Don Jose von Portugal 22, 72.
Aubeterre 63, 65.
Aubremez 652.
Aucher 536.
Auersperg, Josef Graf 370.
„Aufklärungs-Dragoner" 178.
Augarten 291.
Augsburg 146, 326, 370, 431.
Augsburgische Confession 326.
August III. 281.
— von Sachsen-Koburg 146.
— Wilhelm, Bruder Friedrichs II. 384.
Augustin, Cap 8.
Augustiner 45.
Augustinus heil. 121, 135, 300.
„— des Jansenius" 122, 134.
Augustus 296.
Aula de Desenho e Architectura civil 105.
„Aurelius" 122.
Auswanderung nach Breda 653, 654.
Auto da Fé 39.
d'Avaulx 240.
Aveiro, Herzog von 22, 24, 25, 26, 28, 103.
Avignon 59, 60, 61, 64, 69, 75, 89, 90, 577.
Azara 115, 327, 329—331, 333.

B.

Bacalhar, Senator 26.
Bach 280.
Bachmann, Archivar 224.
Baco 33.
Baden 371.
Bahia 12.
Bahrdt, Karl Friedrich 166, 168—171, 173, 174. 176 bis 178, 253, 276, 431, 435.
Baibar 412.
Bailly 163.
Baitay 683.
Bajus 122.
Baktschiserai 357, 403, 404, 406, 410.
Balaghat 95.
Baliklawa 404.
Ballester, Jesuit 6, 7.
Bamberg, Stadt 252, 435, 436.
— Felix 282.
Banat 494, 686
Bang 569, 571.
Barbados 9, 10, 11.
Barbara, Königin von Portugal 100.
Barbareeken 359, 366, 630.
„Barbier, der geschwätzige" 589, 591.
Barcelona 56, 108.
Barfüßer 125.
Bar-le-Duc 21
Barmherzige 325.
Barnave 94.
Barrièren-Frage 334, 335, 336, 342, 449.
Barros, Juan 8.
Barruel 162, 163.
Barthélemy 611.
Bartholin 536, 585.
Bärwalde, Vertrag von 504.
Basedow, Joh. Bernhard 170, 183, 184 f., 187 f., 190 f., 204, 253.
— Emilie 187.
Basel 181.
Bassano 74.
Bassus, Freiherr 158, 161.
Bastia 8.
Batthyanyi, Cardinal, Primas von Ungarn 319, 644.
— Ludwig Graf 683, 684.
Batu 404.
Bauern in Belgien 649.
— in Böhmen 287.
— in Dänemark 551, 575, 579 ff., 590.
— in Österreich 695, 720.

Bauern in Schweden 502, 612, 623.
— in Ungarn 685, 686, 708.
Baumgarten 200.
Bayern 159, 216—219, 221, 225, 226, 233—236, 240 bis 243, 326, 343, 366, 372, 376—378, 442; siehe Maximilian I., II. u. III., Karl Theodor.
Bayle 137, 436, 586.
Bayonne 107, 121, 122, 215.
Bayreuth 227, 233, 235, 236, 242.
Bayrisch-belgisches Tauschproject 343 ff., 366, 372, 376, 442, 450.
Bayrisch. Erbfolgekrieg 215 ff., 287.
Beamte in Belgien 458.
— unter Joseph II. 706 ff., 718.
Beatrix von Este 291.
Beaumont, Erzbischof v. Paris 43 f., 47.
Beauregard Pater 93.
Beauvais, Jesuit 48.
Becker 434.
Begräbnisordnung 713.
Behadir-Girai 355 f., 363, 404.
Beicht 122, 150, 438, 643.
Beichtgeheimnis 83.
Beira, Prinz von 100.
Bel, Professor 168.
Belderbusch 254, 255.
Belem 23, 24, 26, 102.
Belgien 222, 269, 305, 309, 334, 337, 343, 366, 372, 376, 377, 407, 443, 447, 449, 477, 633, 638 ff., 650, 721, 729.
Belgiojoso 449, 454, 462 bis 464, 468.
Belgrad 348, 353, 479—481, 493—495, 497.
Belgrado 96.
Bellarmin 44.
Bellegarde, Abbé 263.
Belleisle, Marschall 7.
Belletti 711.
Belvedere 280.
Bender 490, 493.
— Regiment 676.
Benedict XIV. 13, 22, 65, 67, 266, 295, 451.
Benedictiner 45.
Benedictinerinnen 128.
Benevent 59, 60, 61, 64, 69, 89.
Bengalen 711.
Bengel, Joh. Albrecht 179, 180 ff.
Benislawski 114—116.
Bentley 181.
Berbir 480, 483, 493.
Berchtesgaden 344.
Berengar von Tours 205.
Berg, Herzogth. 218, 219, 225.
— General 895.
— Rapedius de 649.
Bergen 468, 585.
Bergen-op-Zoom 451, 661.
Bergier, Abbé 438.
Beringskjold 560, 563, 577.
Berlad 490.
Berlin 148, 169, 173, 195, 198, 204, 205, 225, 228, 241, 251, 375, 382, 385, 421, 427, 434, 438, 510, 634, 651, 670.
Bern 193, 215, 344.
Bernis 64, 70—75, 78, 90, 294, 327, 329, 331, 333, 609.
Bernoulli Johann 192, 193.
Bernstorff 184, 539, 542, 543, 545, 548, 563, 575, 578.
— der ältere 583.
Berthier, Jesuit 43.
Berthold von Regensburg 12.
Berwick, Herzog von 44.
Bessarabien 352, 356, 488, 490, 491, 630.
Bestechung von Schweden 503, 508.
„Bestimmung des Menschen" von Spalding 197.
Betkammer Basedows 187.
Bettinelli Saverio 108.
Betzboresko 250.
Beza 179.
„Bibel im Volkston" von Bahrdt 175.
„— kleine" von Bahrdt 175.
— und Tradition 206.
Bibelglauben 169.
Bibelstudium 174, 179, 181, 201.
Bibliothek, burgundische 446.
— in Coimbra 2.
— Garellische 98.
— Mazarinische 586.
— Vaticanische 295.
— der heil. Synode 181.
— des Waisenhauses 191.
— von Mannheim 546.
— in München 326.
„Bibliothek, allgem. deutsche" 159, 438.
Bibliotheken zu Paris 181.
Bidermann 261.
Biel, de, Pater 263, 264.
Bielke, Graf 510.
Biester 161.
Bildergalerie in Mannheim 546.
Birch, Andreas 181.
„Birger Jarl" 597.
Birkerecht 580.
Bischöfe, belgische 639.
— deutsche 93.
— französ. und die Jesuiten 44, 47.
— portugiesische 30, 56.
— die ungarischen 312.
— unter Joseph II. 297.
Bischofswerda 166.
Biwald 97.
Blau 434.
Bleckem, Oberst 670, 671.
Blondel 4.
Bluhme, Hofprediger 534.
Blumauer, Alois 308.
Blutbad von Taman 861.
„Blynde Incomste" 443, 444.
Bochsa 492.
Bode, Johann Joachim 160.
Bodenburg 542.
Böcklin, Frau von 165.
Böhl, Johannes 190.
Böhme, Jakob 165.
Böhmen 218—220, 225, 228, 229, 242, 287, 309, 333, 353, 369, 631, 634, 696, 709, 714, 715, 720.
Böhmer, Geheimrath 376.
Böhmische Brüder 428.
Boerhave 193, 262.
Boileau 132, 588.
Bojaren 498.
Bolland 307.
Bollandisten 307.
Bologna 67, 96, 97, 316, 330.
Bompre, Hauptmann 667.
Bonald 120.
Bonde 579.
Bonfin 584.
Bonifacius, heil. 438.
Bonn 432, 434, 485, 436, 668, 677.
Bonneville 161.
Boozenzeel 657.
Bora-Gasi-Girai 404, 406.
Borch, Baron van der 669.
Bordeaux 164, 214.
Bordisholm 541.
Borghese, Villa 61.
Borgnet 729.
Borie, Freiherr von 273.

Bornholm 629.
Boscle, du 130.
Boscovic 96.
Bosnien 216, 346, 348, 479.
Bosporaner 412.
Bossuet 300.
Botanik 263, 299.
Botin 595.
Botzen 84.
Bougainville 391.
Bouillon 268.
Bourbonen 63, 70—72, 76, 240, 372, 632.
Bourbonische Höfe 351.
Bourdaloue 140, 199.
Bourdelot 131.
Bourgeois 96.
Bourgignon 264.
Bourgoing 322.
Boussole 106.
Brabant 445, 639, 646—650, 653, 658, 664, 666, 668, 670—672, 680, 681.
Brabantisation 462.
Brabeck 256.
Braem, Conferenzrath 555.
Braganza 4, 63, 72.
Brahe 624.
Braila 490, 491.
Brandbrief, belgisch. von 1789 653.
Brandenburg, Haus 261, 377.
Brandmarkung 717.
Brandt 548, 550, 554, 555, 560, 562, 564, 565, 567, 568.
Branicki 400, 633.
Brantwein in Dänemark 551.
— in Schweden 601, 602, 604.
Braschi 54, 294, 324.
Brasilien 2, 13, 40.
Braunau 237.
Braunschweig 148, 191, 376, 516, 546, 573.
— Ernst Ludw., Herzog von 418 f.
— Ferdinand, Herzog v. 424, 427.
— Karl von 197, 207.
— -Wolfenbüttel 418.
Breda 419, 653, 656, 660, 664, 669, 670, 673, 675, 680.
Breisach 215.
Bremen 148.
Bremerholm 582.
Brendel, Bischof 437.
Brescia 96.
Breslau 85, 96, 204, 254.
Brest 214, 532, 533.
Bretagne 47.
Breteuil 226, 240, 241, 242, 368, 507, 508, 514.
Bretzenheim, Graf 348.
Breviere 307.
„Briefe über die systematische Theologie" 169.
„— über einige Einwürfe" von Haller 193.
Briefwechsel zwisch. Kathar. II. und Joseph II. 347.
Brissot 163.
Broglie, Graf 532, 533.
— Marschall 517, 540.
Brognard 484.
Broschüren - Literatur unter Joseph II. 720.
Brou, Oberst de 673.
Brouwer, de 652, 656.
Browne 231, 495.
Bruder Gerundio 108.
Bruderschaften 265.
Brüder, afrikanische 147.
— böhmische 428.
Brügge 457, 461, 545, 642, 657, 666, 667, 673.
Brünn 229, 718.
Brüssel 305, 311, 318, 322, 338, 340, 343, 444, 446, 449, 455, 456, 457, 453, 463, 464, 467, 470, 471, 545, 640, 649, 650, 657, 663, 667, 668, 674—676, 678, 680.
Brugg im Canton Bern 382.
Brunn 575.
Brunner, Sebastian 301, 303, 308, 314, 709, 728.
— zu Tiefenbach, Pfarrer 146.
Brunsbüttel 542.
Brutus und Suworow 396.
Bryden 579.
Brzozowsky, Thaddäus 120.
Buchner 264.
Bue, de 446.
Bücher-Commission, kaiserliche 172.
Bündnis, österr.-russ. 349.
Bürger in Schweden 623.
Bürgerstand unter Joseph II. 720.
Büsching 261, 276.
Buffon 214.
Bug 352.
Bukarest 498.
Bukowina 353, 479, 383.
Bulgakow 475, 476, 478.
Bund, österr. - französ. 335, 337, 342, 354, 366, 387, 418.
Bund, österr.-preuß., geplant 386—389.
— Pro aris et focis 652, 658, 679.
— statthalterischer 422.
— von Anjala 621, 626.
— zu Loo 681.
Bureaux d'Esprit 516.
Burgau 222.
Burghausen 234, 242.
Burgund „Königthum" 343, 344.
Burkersdorf 238.
Burmann, Professor 419.
Burriet 106.
Busche, Freiherr von dem 146, 161.
Busenbaum 30.
Buxtorf 181.
Byzantinisches Reich, neues 352, 353.

C.

Cabral, Pater 96.
Cabaval, Herzog von 28, 37.
Caën 214.
Caffarelli 3, 281.
Caicasseer 9.
Calais 545.
Calas 544.
Californien 106.
Caligula und Christian VII. 550.
Caliui, Cardinal 116.
Calmarische Union 580.
Calonne 425.
Calvin 123, 198, 438.
Calvinismus 40.
Camaldulenser 302.
Cambrai 641.
Cambridge 545.
Campe, Joh. Heinr. 190, 713.
Campomanes, Don Ruis von 49, 74.
Candia 353, 365, 410, 481.
Canitz 384.
Canon 201, 206.
Canora 711.
Canossa 321.
Capitanerie 8.
Caraccas 395.
Carboni, S. J. 2.
Carlopago 710.
Carlos, Prinz von Asturien 59.
Carpaci, S. J. 2.
Cartesius 137.
Carvalho, Paul 36, 99.
Carvalho e Mello, Sebastiao Jose de 3.

Caſſel 656.
Caſtelli 66.
Caſtilien 728.
Caſtioli Dr. 44.
Caſtro 59.
Catalonien 56.
Cataſter, Reichs- 703.
„Catholicae fidei“ 118.
Caubers, Rector 640.
Cavalli 96.
Cayenne 95.
Cazalès 635.
Cederſtröm 524, 525.
Celle in Hannover 572.
Celſius Dr. 595.
Cenſur, kaiſerl. 263, 297, 305.
— -Hofcommiſſion 306.
Cerda y Rico 106.
Cerio, Hauptmann 413.
Cerutti 47.
Cervantes 107.
Ceſena 315, 316.
Ceylon 419.
Chakan 404.
Champagne 130.
Chan 404, 405.
Chanaga 404.
Channing 206.
Chanut 127.
Chapelet secret 123.
Charlevoix 21.
Charlotte von Holſtein 597.
Chateaubriand 20, 99, 123, 143, 165.
Châtelet, Herzog du 103.
Chauvelin, Abbé 43, 56.
Chemie 263, 299.
Chemnitz 710.
Chenot 263.
Cherſon 356, 363, 390, 399, 400—402, 409, 477.
— das alte 411.
Cheſterfield 417.
Chiaramonti, Cardinal 118.
Chioggia 316.
Choczim 353, 483, 484, 632, 658.
Choiſeul 1, 21, 41, 49, 50, 56 f., 59, 61, 70, 73, 121, 507, 508, 516, 519, 632.
Chorbücher 307.
„Chorſtuhl“ 587.
Chotek 274, 696.
Chriſt 167.
„Chriſt in der Einſamkeit“ 167.
Chriſtenthum und Illuminaten 149.
Chriſtian II. v. Dänemark 580.
— IV. von Dänemark 581.
— V. von Dänemark 582.
Chriſtian VI. von Dänemark 584, 585, 587, 553, 576, 583, 589.
— VII. von Dänemark 95, 185, 542, 543 f., 549, 560, 563, 570, 572, 578.
Chriſtiania 502, 522, 538.
Chriſtianſtadt 523, 524.
Chriſtina, Statthalterin 667, 677.
— v. Schweden 131, 500, 517.
Chriſtologie der Illuminaten 149.
Chriſtus nach Dr. Bahrdt 175.
Chriſtus-Orden 2.
„Chronik“ 201.
„Chronik von Gent“ 446.
Chur 369.
Chuthbah 405
Cicero 296.
„Cicero“ von Isla 108.
Cismar 541.
Ciſtercienſer 317.
Civil-Ehe 730.
Civita Caſtellana 315.
Civitavecchia 34, 53.
Clairfayt 494.
Clariſſinnen 305.
Clary, Fürſtin 723.
Claudius 165.
Clemens V., Papſt 77.
— VI. 413.
— XIII. 39, 45 f., 48, 49, 54, 55, 58—60, 62, 63, 65, 68, 69, 78, 268, 270, 295.
— XIV. 63, 67—69, 72, 73, 79. 83, 87, 89, 90, 91, 115, 116, 121, 266, 267, 295.
— Auguſt von Köln 255.
— Wenzel, Kurfürſt von Trier 307, 325, 432, 448.
— Herzog von Bayern 217.
„Clemenza, la, di Tito“ 281.
Clermont 127.
Clerus in Belgien 647, 649, 679.
— in Dänemark 553, 554.
— in Schweden 623.
— unter Joſeph II. 293 ff., 720.
Cleve 243.
Cobenzl (Cobenzl) Philipp 212, 225—228, 242, 247, 316, 366, 391, 393, 407, 434, 647, 675, 677, 678.
„Codex Theresianus“ 273.
„Coelestium munerum thesauros“, Breve 69.
Cölibat 438, 643, 730.
„Coena Domini“ 59, 265.
Coimbra 2, 4, 33, 73.
Colbert 334, 538, 711.
Collegium des heil. Bonaventura 67.
Collegium Germanicum 298.
— Romanum 79.
Collin 263.
Colloredo, Joſef 212.
Colombini, Abbé 85.
Colomès 106.
Colonien, öſterr. 711.
— franzöſ. 94.
Colonna, Cardinal 66.
Comacchio 61.
Comenius 185.
Comitate 702, 704.
Comitats-Verfaſſung 696.
Commedia del arte 588.
— erudita 588.
„Commentar zu Malachias“ 168.
„Commiſſion in geiſtlichen Geſchäften“ 272.
Communion 122.
Como 7.
Concil, allgemeines 57, 74.
— zu Baſel 269.
— zu Konſtanz 269.
— Tridentiniſches 122, 269, 301, 432, 453, 461, 639, 643.
— von Vienne 77.
Conclave im Jahre 1769, 62.
Condorcet 163.
Conduitenliſte 718.
Conföderation 239.
Congreſs der Vertreter aller Freimaurer-Logen 147.
Conſtantin, Großfürſt, Enkel Katharinas II. 248, 346, 352, 408.
Conſtantinopel 225, 226, 348, 351, 352, 355, 358, 364, 365, 375, 390, 401, 404, 405, 408, 410, 413, 475, 478, 489, 630, 632, 633, 693.
Conſtantius, Kaiſer 452.
Conſtanz 215, 369, 370, 441.
„Constitutio criminalis Theresiana“ 273.
Conſtitution der Jeſuiten 43.
Conſulate 711.
Convention von Kloſter Zeven 541.
Cordara, Jeſuit 67, 78, 315, 317, 327.

Cordonſyſtem, das 478, 481.
„Coriolan“ 596.
Corneille 126.
Cornelius Cethegus, Conſul 296.
Corpus Evangelicorum 173
Correard 96.
Corſica 8, 53.
Cortes in Portugal 3.
Cosmus von Medici 127.
Coſta, Pater Joaquim da 4, 25.
Coſtanza, Marquis Coſtanzo von 146, 147.
Coxe 53.
Cramer, Joh. Andreas, Hofprediger 203, 540.
Crantz 263.
Crebillon 264.
Cremona 161.
Creutz 508, 510, 515, 521, 602, 606, 611.
Criminalgeſetze in Öſterreich 717.
„Criminalrecht für ſämmtliche deutſch-öſterr. Länder“ 273.
Cromwell 554.
Crugott 167
Crumpipen 664, 665.
Cruſius 167.
Cumberland, Herzog von 4.
Cunha, Cardinal da 3, 4.
— Luiz de 25.
Cypern 353.
Cyprian 300.
Czenſtochau 395.
Czernicwicz, Pater 111, 113, 114, 116.
Czernowitz 483.

D.

Dänemark 351, 427, 511, 513, 514, 522, 529, 530, 534 bis 592, 607, 609, 615, 617, 621, 622, 631; ſieh Chriſtian II. bis Chriſt. VII. und Friedrich III. bis Friedrich VI.
Dagueſſeau 184.
Dakien, Königreich 352, 353, 694.
Dalberg, Coadjutor für Mainz 439—440.
Dalekarlien 621, 622, 623.
Dalglitſchen 492.
Dalin 596.
Dalmatien 353.
Damascus 404.
Damen der Halle 546.
Damiens, Robert Franz 42.
Danebrog-Orden 563.
Daniel, Pater 141.
Danton 163.
Danzig 225, 598, 630, 631, 633.
Darmſtadt 159.
Daſchkoff (Daſchkow), Fürſtin 196, 626.
Daſer, Simon 326.
Dataria 329.
Daun, Feldmarſchall 231.
— Leonore Erneſtine 4.
Dauphin 41, 48.
Deſterdar 404.
Deismus 4, 155, 159.
Deiſten 178, 179, 311, 429.
Delft 312.
Delhi 95.
Delmenhorſt 542.
Demetrius, falſcher 110.
Denia 49.
Denis, Michael 98.
„Denkwürdigkeiten Alfons' von Caſtilien“ 106.
Denuncianten weſen 713.
Derbent 359.
Dereſer 435, 436.
Derfelden 488.
Deridder 654.
Derwiſche 410.
Descartes 127, 517, 600.
Deſſau, Fürſt von 92, 190.
— Stadt 170, 185.
Destouches 591.
Detlew von Rewentlow 542.
„Deutſche Bibliothek“ 159, 438.
Deutſche Geſellſchaft 272.
„Deutſcher Mercur“ 173.
„— Zuſchauer“ 161.
„Deutſch-Franzoſe, der“ 591.
Deutſchland 144.
— zerſplittert 367.
Deutſchorden 252, 258, 628.
Deva 694.
Devaux, Patrice 665.
Dewlet-Girai 404.
„Diana“, Gil Polos 106.
Diderot 43, 162, 392, 393, 410, 546.
Dieſt 659, 664, 671, 673.
„Dietrich Menſchenſchreck“ 591.
Dietrichſtein 270, 272.
Dietz 630, 631, 633, 634.
Dillingen 96.
Dinant 670.
Diplomatik 299.
Disciplina arcani 149.
Disputationen, theolog. 299.
Dithmarſen 542.
Dnjeſtr 352, 408.
Döllinger 138.
Dohm 224, 255, 323, 333, 377, 378, 383.
Domat 134.
Dom Gerle 163.
Dominica 42.
Dominicaner 642.
Dominicanerinnen 305.
„Dominus ac Redemptor noster“ 76.
Donau 352, 630, 710.
Don Carlos 58.
Don gratuit 470.
Don Ranudo de Colibrados“ 589, 591.
Dorfſchulen 277.
Doria, Nuntius 269.
— Valdo 413.
Dorſch 434.
Douay 641, 642.
Dover 545.
Drama in Dänemark 589.
Dreieinigkeit 170, 187, 197, 210.
Dreikönig-Singen 266.
Dresden 167, 229, 281, 322.
Droit de la convenance 532.
Drontheim 96.
Drottningholm 597, 600, 628, 637.
Dſchingiſchan 364, 404, 405.
Dſchingiſen 355.
Dſchudſchi 404.
Du Barry 73, 516, 521.
Dubizza 482, 484.
Dublin 459.
Ducker 502.
Du Deffand 517.
Duellanten 717.
Dünaburg 110.
Dünkirchen 545.
Dürkheim 171.
Dugnani 115.
Duhr, S. J. 21, 22, 23, 83, 90, 104, 139, 140.
Dumouriez 533.
Dupleſſis, Pater 93.
Durez 622.
Duval 556.
Duvergier de Hauranne, Jean 121, 122.
Dybvad, Chriſtoph 581.
— Georg 581.

E.

Eberhard 175.
Eckhel, Joſef Hilarius v. 97.
Edegu 405.

Edelsheim, Baron von 257, 371.
Egede, Hans 537.
Egerer Kreis 369.
Egicielli 3.
Egmont, Gräfin 517.
Ehe-Sacrament 438.
Ehegesetze in Dänemark 552.
— Josephs II. 297, 310.
Ehehindernisse 643.
Ehescheidung 730.
Ehrenswärt 596.
Eichstädt 146.
Eickstedt 560, 563, 577.
Eisenburg 692.
Elektricität 97.
„Elementarwerk" v. Basedow 185.
Elephanten-Orden 563.
Elisabeth von Wirtemberg, Gem. Franz I. (II.) 479.
— Erzherzogin 281, 722, 724.
— Kaiserin v. Rußland 541.
— Gem. Karls IX. v. Frankreich 305.
— von Braunschweig, Gem. Friedrichs II. 382.
Elisabethinerinnen 303.
Elliot 622.
Elsaß 216.
„Emil" 171, 183, 190.
Emminghaus 255.
Empfängnis, Unbefleckte 126.
Ems 186.
Emser Punctation 432 f., 438, 440, 639.
Encyklopädie 21, 40, 355.
„Encyklopädisten" 1, 48, 158.
England 50, 59, 165, 239, 240, 246, 335—337, 341, 357, 389, 418, 420, 422, 423, 426, 475, 504, 508, 532, 533, 538, 598, 608, 615, 616, 631, 638, 664, 670, 710, 728; sieh König Georg II. und Georg III.
Enns 325.
Enfenada 52.
„Entdeckung von Amerika" v. Campe 190.
Envaelde 501.
Enzenberg, Gräfin 84, 93.
Epée, Abbé de l' 213.
Epiktet 134.
Eppingen 377.
„Erasmus Montanus" 589, 591.
Erceville Roland 42.
Erdbeben von Lissabon 5.
Eremiten 302.
Erfurt 168, 169.
Erlangen 176.
Erlau 95.
Ermenonville 611.
Ernesti 167, 276.
Erthal, Franz Ludw. von 439.
— Josef Freiherr von 376.
„Erziehung des Menschengeschlechtes" 208.
Erzkanzler des Reiches 367, 439.
Erztruchsessen-Amt 218.
Escobar 142.
Escurial 181.
Espen, van 269, 300.
Espinel de Obregon 108.
„Esra" 201.
Este, Beatrix von 61.
Esterhazy, Fürst 283, 692.
— Bischof von Agram 644.
— — von Erlau 324.
Esterno 421.
„Esther" 201.
Esthland 502.
Etats belgiques 680.
Etats generaux in Belgien 680.
Etikettestreit 348.
Etling, Graf, Erzbischof von Görz 644.
d'Etoiles, Madame 41.
Eugen, Prinz 252, 495.
Euler, Christoph 196.
— Johann 196.
— Karl 196.
— Leonhard 192, 196.
Eupatoria 411.
Eupen van 669, 673, 681.
Euphemia, Schwester 124.
Everett 108.
Evora 30
Eximeno 107.
Eybel, Johann Valentin 266, 303, 320, 321, 328, 454 f.
Eynde, van der 650, 654.

F.

Fabeln von Gellert 194.
Fabri 694.
Fabris, General 478.
Faenza 316.
Fagfur 404.
Falkenhayn, Major 363.
Falkenskjöld 553, 554, 556, 559, 562, 564, 567.
Falkenstein, Graf 65, 212, 247, 311, 344.
Falun 614.
Familien-Tractate v. 1761 59.
Fantuzzi 66.
Farnese, Alexander 58, 59.
Fauchet 163.
Fausts Höllenzwang 167.
Favorita 281.
Favre, Joh. Bapt. 97.
Febronianismus 454, 474.
Febronius 268, 270, 320, 325, 328, 331, 432, 433, 438, 731.
Fechenbach 440.
Feiertage in Dänemark 553.
— reduciert 266.
Felbiger, Joh. Franz 277.
Feller 433.
Ferdinand II., Kaiser 263, 298, 305, 317, 504, 729.
— III., Kaiser 439.
— I., Infant v. Spanien 69.
— IV. in Sicilien 119, 120.
— VI. von Spanien 49, 107.
— Erzherzog 61, 291.
— von Bourbon-Parma 58, 117, 316.
— v. Braunschweig 146, 190.
Ferney 511.
Ferrara 61, 67, 316.
Ferrari, General 678.
Fersen Axel, Graf 332, 528, 595, 609, 623, 624.
Ferté Milon, La 180.
Fescenninen 588.
Fessler 83, 318, 697.
Feueranbeter 155.
Fichte 160.
„Figaros Hochzeit" 610.
Figueira 8.
Filosofow 548.
Findelhaus 553.
Fink, Graf 237, 374.
Finkenstein 228, 256.
Finnen 620.
Finnland 502, 514, 533, 602, 608, 616, 634.
Firaun (Pharao) 405.
Firmian 319, 325, 370.
Firmung 438.
Fiscalitäts-Recht 700.
Fisco 652, 654.
Fitz-James 44, 47.
— -Herbert 391, 393.
Fiume 260, 446, 710.
Flandern 445, 460, 471, 658, 664, 666, 669, 672, 673, 680, 681.
Flassan 519.
„Flora Danica" 540.
Florenz 67, 96, 97, 181, 330.
Florida Blanca, Graf von 80, 632.

Fogaras 693.
Fokschani 493.
— Schlacht bei 489, 632.
Folter unter Maria Thereſia 273, 274, 275.
— in Schweden 594.
Fonſeca, Pater 7.
Fontainebleau 545.
Forſter, Weltumſegler 171.
„Fragmente eines Wolfenbüttelſchen Unbekannten“ 205.
Franceſco de San Thoma 36.
Franche-Comté 305.
Franciscaner 45.
— ſchwarze 67.
Frank, Guſtav 166, 179.
Franken 404.
Frankenberg, Cardinal von 450, 451 f., 456, 471 f., 639 ff., 644, 662, 678, 682.
Frankfurt am Main 147, 148, 159, 172, 217, 268, 545, 546,
Frankreich 40, 50, 53, 57, 59, 64, 93, 121, 158, 212, 226, 239, 240, 246, 251, 256, 321, 337, 338, 341, 342, 353, 354, 357, 358, 361, 364, 365, 371—373, 377, 379, 390, 418, 420, 422—424, 426, 427, 438, 460, 475, 504, 408, 509, 514, 515, 529, 553, 606, 611, 615, 618, 630, 632, 665, 728; ſ. Ludwig XIV., XV., XVI. von Frankr.
Franz I. (II.), Kaiſer 304, 479, 482, 494, 497, 498, 504.
— III., Herzog von Modena 109.
— Pater 95, 263, 264.
— von Sales heil. 128.
Frascati 34.
— Seminar von 73.
Frazer 475.
Frederikshamn 358, 608, 619 f., 629, 634.
Freiburg im Breisgau 222, 259, 643, 718.
— in der Schweiz 215.
„Freigeiſt“ von Leſſing 204.
Freimaurer 147, 157, 158, 162 f., 171, 176, 177, 606, 609, 731.
Freimaurerlogen 146.
Freiſingen 145, 370.
Freiſtädte in Ungarn 697.
Frequentations-Journale 718.
Frey von Neuville, Pater Karl 81.
Friedberg 159.
Friede von Aachen 58, 279, 338, 480.
— von Kutſchuk-Kainardſche 348, 356, 358, 362, 365, 476.
— von Stolbowa 627.
— von Teſchen 242, 243, 343, 345, 374.
— von Utrecht 480, 651.
— von Werelä 637.
— von 1784, ruſſ.-türk. 365.
— von 1785 342.
Frieden von Abo 616, 618, 637.
— von Nyſtadt 502, 618, 637.
— am Pruth 407.
— von Raſtatt u. Baden 378, 650.
— von Wien 480.
— Weſtfäliſcher 219, 227, 240, 373.
Friederike Wilhelmine von Preußen 418.
Friedrich II. und Joſeph II. 214, 215, 217, 304, 332, 371, 374, 377, 730.
— II. und Maria Thereſia 292.
— II. und Katharina II. von Rußland 246, 247, 251, 252, 380 f.
— II. und Guſtav III. 598.
— II. als Deutſcher 383 f., 539.
— II. und der Fürſtenbund 376, 377.
— II. im bayriſch-belgiſchen Tauſchproject 345, 372.
— II. und die bayr. Frage 216, 218, 221, 223, 225, 227, 228, 229, 232, 233, 235, 236, 239—242.
— II. und die Jülicher Frage 218.
— II. in der Kölner Frage 255, 256, 257.
— II. in der Krim-Frage 364.
— II. und die orientaliſche Frage 346, 348, 351, 353, 357, 358, 361.
— II. und die Paſſauer Frage 370.
— II. und die Schelde-Frage 341.
— II. und Holland 420, 421, 428.
— II. und Polen 513.
Friedrich II. u. Schweden 505 ff., 513, 518, 529, 530, 533, 562, 603, 628.
— II. und Pius VI. 295.
— II. und die kathol. Biſchöfe 332 f., 438.
— II. und die Jeſuiten 1, 85, 87, 90, 92, 114, 383.
— II. und die Illuminaten 148, 158.
— II. u. die Philoſophen 393.
— II. und der Rationalismus 198.
— II. gegen die Panisbriefe 369.
— II. und die Volksbildung 383.
— II. und Euler 192, 196.
— II. und Felbiger 277.
— II. und Gellert 194.
— II. und Haller 193.
— II. und ſein Tod 379 ff., 385.
— III. von Dänemark 569, 581.
— IV. von Dänemark 534, 537, 582, 589, 591.
— V. v. Dänemark 511, 537, 538, 541, 560, 583, 589, 591.
— VI. von Dänemark 584.
— Kronprinz von Dänemark, Sohn d. Karoline Mathilde 577 f., 621; ſ. Friedr. VI. von Dänemark.
— Prinz v. Dänemark, Sohn der Juliana Maria 559, 563, 576, 578.
— von Baden 376.
— von Heſſen 502.
— von Holſtein-Gottorp 502.
— von Sachſen 243.
— Bruder Guſtavs III. 515.
— Prinz von Schweden 602, 603, 628.
— von Schweden 505.
— der Schöne 305.
— Wilhelm II. für Religion 161, 428 ff., 438.
— Wilh. II. u. Bahrdt 178.
— Wilh. II. u. Belgien 651.
— Wilh. II. und die Pforte 479, 650.
— Wilh. II. von Holland 389, 419, 421, 427.
— Wilh. als Kronprinz 251, 371, 384 f.
— Wilhelm III. 431.
Friedrichsburg 539.
Friedrichsgabe 542.

Friedrichsham, sieh Frederiksham.
Friedrichskirche in Kopenhagen 558.
„Frigga“ 597.
Frohnbauern in Dänem. 580.
Frohnleichnamsfest in Paraguay 19
Fronde 131, 728.
Fühnen 576.
Fürstenberg, Franz v. 253 f., 256 f.
— Schloss 656.
Fürstenbund, der 367, 372, 373—379, 439, 442.
„Fürstenbund, Darstellung des“ 441.
Füssen 327.
Fugger, Familie 219.
Fulda 159.
Fulgentius 300.
Furnes 673.
Futak 481.

G.

Gaad-Sidder 579.
Gaffron 346, 357.
Galacz 488.
Galilei 106, 127.
Galitzin 165, 232, 246.
Galizien 93, 222, 275, 353, 388, 483, 630, 631, 709, 710.
„Gallia christiana“ 99.
Gallicanische Artikel 45, 47.
Gallicanismus 45, 268.
Gamellas 11, 12.
Gamming 304.
Gandolfo, Castell 35.
Ganganelli 66, 67.
Garampi, Nuntius 88, 111, 112, 113, 115, 116, 269, 288, 314, 316, 319.
Garat 165.
Gardie, Graf de la 616.
Garellische Bibliothek 98.
Gaspari 264.
Gassenkehren 717.
Gasser 263.
Gassion 125.
Gauroff 541.
Gebetstunden von Joseph II. verboten 645.
„Gedanken über den Wert der Gefühle im Christenthum“ von Spalding 197.
Gedankenvorbehalt 139.
Gedike 161.
Geer, Karl 623 f.
Geheimer Rath in Belgien 446, 457.
Gehorsam bei den Illuminaten 150.
Geijer 332, 597, 615.
„Geist der Gesetze“ 264.
Geisterseherei 605, 606.
Geistliche im Illuminaten-Orden 153.
Geldern 222, 419, 445, 680, 681.
Gellert, Christian Fürchtegott 167, 194, 384, 542, 572.
Gelzer 211.
Gemäldesammlung des Königs Johann V. v. Port. 1. 2.
Gemeindewesen unt. Joseph II. 718.
Gemmingen, Otto Freihr. v. 377.
General-Gouvernement in Belgien 457, 467.
General-Seminarien 293, 451.
— -Seminar zu Löwen 450, 452, 453, 455, 456, 460, 468, 469, 471, 472, 473, 638, 641, 642, 668, 678, 682.
— zu Pavia 454, 639.
Generalstaaten 339.
Generalvicar der Jesuiten in Russland 114, 117.
Genf 215.
Gent 305, 312, 457, 545, 657, 665, 666, 670, 672, 673.
Genua 34, 53, 96, 108, 586, 610.
Genuesen 405, 412.
Geographie 275, 276.
Georg II. von England 420, 538.
— III. v. England 256, 375, 382, 407, 508, 543, 572, bis 574, 584.
— von Viterbo 68.
Georgien 359, 393, 410, 475, 476, 630.
Georgs-Orden 397, 409.
Gerbier 610.
Gerichtshof für geistl. Angelegenheiten in Portugal 104.
Gerichtswesen in Belgien 458.
Germanisierung 690.
Geschichte 275, 276.
„Geschichte Dänemarks“ 575.
„— der Gothen in Spanien“ 107.
„— der Ketzer“ v. Walch 203.
„— der Päpste“ 81.
„Geschichte Paraguays“ 21.
Geschichtsphilosophie 208.
Gesellengrade der Illuminaten 149.
Gesellschaft für das Geheimwohl 23.
— deutsche 272.
— patriotische 680.
Gesetzbuch, bürgerliches unter Joseph II. 716.
— über Verbrechen und deren Bestrafung 716.
— in Dänemark 536.
Gessner 572.
Geuse-Putte 660.
Ghesquières 446.
Gibraltar 394.
Gießen 169, 339.
„Gigantomachie“ 587.
Gilberte Pascal 124.
„Gilblas“ von Le Sages 108.
Gioja Flavio 106.
Girai 404.
Givet 423, 424, 425.
Glatz 96.
Gleichheit in Paraguay 19.
Gleim 386, 539.
Gluck 214, 281.
Glückstadt 542, 573.
Gnostiker 199.
Gobelins 213.
Görtz Eustach, Graf von 223, 224 381, 421, 594, 630.
Görz 316, 451.
Göslewe 404.
Goethe 160, 170, 186, 197, 384.
Göttingen 96, 148, 159, 172, 193, 382, 657.
„Götz von Berlichingen“ 384.
Götze, preuß. Gesandter 631.
— Pastor 168, 205.
Golconda 95.
Goldhagen 433.
Goltz 379.
Gongorismus 107.
Gontreuil 666.
Gonzaga Eleonora 305.
Gorani 83.
Gorkum 425.
Gotha 148, 159, 376.
Gothenburg 611, 621, 622.
Gothland, Graf 516, 598, 629.
Gottsched 167, 168, 279, 590, 591.
Gournay 711.
Graffenort 657.
Gram Hans 637.
Gran 704, 706.
Graubündten 170.

Graveurschulen 280.
Graz 93, 96, 97, 98, 99, 317, 481, 643.
„Grazie vendicate, le“ 281.
Grégoire 49, 88.
Gregor VII. 90, 321.
— XIII. 110.
— XIV. 77.
Greigh 619.
Grétry 611.
Gretser 44.
Griechen 404.
Griechenland 408.
Griesbach 181.
Grimaldi 50, 115.
Grimm 546.
Grönländer 537.
Großer Rath von Mecheln 446.
Grueber Gabriel 117, 119, 120.
Guanares 9.
Guastalla 480.
Gudde 561, 562.
Guillebert 126.
Guise, Herzog von 621.
Guldberg, Owe Hoegh- 559, 563, 569, 574, 575, 576, 577, 578, 584.
Gurk, Bisthum 369.
Gusman, Juan de 102.
Gustav Wasa 500, 504, 597.
Gustav III. von Schweden, als Kronprinz 504, 509 bis 512.
— III., König, als Reformator Schwedens 500 ff., 504, 515, 518—522, 592 ff., 601—605, 613 f., 623 bis 629, 729.
— III. und Kaiser Joseph II. 330.
— III. und Katharina II. v. Rußland 358, 597 ff., 637.
— III. und der schwed.-russ. Krieg 614—622, 629 f., 634—637.
— III. und die französ. Revolution 637.
— III. in Frankreich 515 ff., 606 f., 609 ff.
— III. in Rom 330, 332, 609.
— III. und Ulrike Eleonore 622 ff.
— III. u. die Literatur 592 ff., 600.
— III. abergläubisch 605 f., 628.
— IV. Adolf 603, 626.
— Adolf 500, 504, 594, 624.
„Gustav Adolf u. Ebba Brahe“ Drama 597.
Gustav Gustavson 594.
Gutschmied, Freihr. von 224.
Gyldenlöw, Graf 537.
Gyllenborg 504, 595, 596.
Gymnasien 276, 277, 715.

H.

Haag 312, 418, 419, 423, 426, 545, 650, 670
Habelschwert 242, 657.
Habsburg, das Haus 240, 440.
Hadersdorf 498.
Hadik 229, 493.
Hadschi-Girai 404, 405.
Hägelin 277.
Haen, Anton de 263.
Händel 280.
Häuberle 184.
Haga, Graf von 330, 610.
Haga, Lustschloss 600.
Hagedorn 261.
Haidn, Oberst 664.
Halberstadt 377.
Halldin 601.
Halle 174, 176, 200, 201.
Haller, Albrecht von 192, 193, 215, 261, 383.
Hallucination 132.
Hamann 211.
Hamburg 168, 183, 184, 190, 516, 524, 546.
„Hamburger Correspondent“ 160.
Hamm 255.
Hammon 130.
Hanau 159, 545.
Handel, österreich. 710 ff.
Handels-Compagnie, oriental. 260.
— -Gesellschaften 6.
— -Gesellschaft zu Ostende 335, 343.
Hannover 148, 178, 257, 372, 375.
Hans Sachs 589.
Hanseaten 419.
Hansiz Marcus 99.
„Haoh Kjöh Tschwen“ 3.
Happoncourt, General 670, 671.
Harald Schönhaar 579.
Harcourt, Graf 133.
Harris 251, 422, 423.
Harun-al-Raschid, Chalif und Joseph II. 403.
Haschka 282.
Hassan Kapudan-Pascha 357, 477, 486.
Hasselt 658.
Haugwitz, Graf 263.
Hauptschulen 278.
Hausen, Professor 224.
Havrincourt 505.
Haydn, Joseph 281, 282.
Haynoczky, Joseph 729.
„Hebräische Grammatik“ von Bahrdt 168.
Hedderich Philipp 435.
Hedwig, Schw. Karls XII. 502.
Hegel 198.
Heide 542.
Heidelberg 147, 148, 343.
Heidesheim 171.
Heilandscasse 43.
Heiligenverehrung 156.
Heimatszwang 551.
Heine 167.
Heinrich, Fort 340, 342.
Heinrich IV. 321.
— Prinz von Preußen 225, 229, 238, 240, 312, 381, 515, 531.
— von Brandenburg-Kulmbach-Weverlingen 536.
Heintzmann 193.
Helfenzrieder 96.
Helfert 276—279.
Hell, Maximilian 95.
Hellichius 523, 528.
Hellseher 626.
Helsingborg 511.
Helvetius 436, 446.
Hennegau 445, 460, 647, 648, 670, 680, 681.
Henri, Fort 665.
„Henri IV., la mort de“ 596.
„Henriade“ 510.
Henschen 307.
Heraklius von Georgien 359, 364.
Herberstein, Graf 370.
Herbert 242.
Herculanum 106.
Herder 197, 728.
Herkules III. 109.
„Hermannsschlacht“ 282.
Hermannstadt 693.
Hermanson 595.
„Hermenegild“ 106.
Hernsheim bei Worms 439.
Herrenhuter 428.
Hersfeld 159.
Hertzberg, Minister 173, 224, 228, 235, 257, 371, 372, 376, 384, 389, 421, 630, 631, 633, 651, 673, 678.
Hervas y Panduro 107.
Hess, Matthias Ignaz v. 276, 278.

Hessen-Kassel 159, 341, 376, 502.
— -Philippsthal 242.
— Prinz Karl von 621.
Hestästo 620, 626.
Hildesheim 255, 370.
Himmelspförtnerinnen 305.
Hindostan 95.
Hingene, Schloss 665.
Hirschholm 557.
Hirsowa 395.
„Hirtenbrief des Kaisers Joseph" 708.
Högfors 629.
Hoegh-Guldberg 577
Hoepken 592, 595, 600.
Hölle 643.
Hörige in Dänemark 579.
Hofkanzlei, österreich. 265.
Hogland 619.
Hoheneicher 145.
Hohenfels 242.
Hohenlohe-Wartenburg-Bartenstein, Joseph Christian von 254.
Hohenwart, Erzbischof 304.
Holbach 162.
Holberg 537, 538, 584—586, 591, 596.
Holck, Graf 543, 548, 567.
Holland 161, 253, 256, 257, 269, 334, 335, 338, 417 bis 427, 449, 638, 670, 710.
Holm 557.
Holstein 505, 541.
— Frau von 556.
Holzendorf 166.
Homburg 159.
Hondl de 458, 463, 464.
Hontheim, Nikolaus von 269 f.
Hoogstraet 658, 660, 665.
Hora 693, 694.
Horaz 296.
Hormayr 83, 274.
Horn Arwid 504.
Horror vacui 127.
Horsens 559.
Hosius von Corduba 452.
Hôtel-Dieu 213.
Houck 638.
Hoyer Andreas 536.
Hrzan, Cardinal 293, 294, 313.
Huberti 96.
Hudin 606.
Hüningen 215.
„Hüte, die" 501, 507, 511, 520, 528.
Hufnagel 160.
Hug 181.
Hugenotten 40.
Humanität 183.
Humboldt Alexander von 190.
— Wilhelm von 190, 191.
Hume 510.
„Humiliaten, Geschichte der" 109.
Hunnen 394, 398.
Hutten, Ulrich von 147.
Hyder-Ali 711.
Hydraulik 96.
Hydrostatik 96.

J.

Jablunka-Pass 247.
Jacare 8.
Jäger 303.
Jägerndorf 238.
Jaguar 8.
„Jahrhundert Ludwigs XIV." 137.
Jakob I. von England 42.
— II. 593.
„Jakob von Tyboe" 589, 591.
Jakobi 205
Jakobiner 437.
Janitscharen 351, 357, 392, 413, 490.
Jansen Cornelius 121.
Jansenismus 134, 452.
Jansenisten 40, 41, 105, 121, 129, 132, 135, 142, 262, 269, 455.
Jansenius 126.
Janssens, Pfarrer 673.
Jaqueline Pascal 124, 126, 130.
Jaquin 263.
Jarcke 150, 158, 163.
Jassy 488, 632.
Ibrahim, Sultan 405, 406.
„Jean de France" 591.
Jegen-Mohamed-Pascha, Großvezir 356.
Jekatharinoslaw 365, 400, 409.
Jena 148, 181.
Jenikala 355, 404.
Jerusalem, Johann Friedrich Wilhelm 197
Jessen Jakob 560, 563.
Jesuiten im Collegium Germanicum 298.
— in Frankreich 40 ff., 56.
— in Neapel, Sicilien und Parma 57 ff.
— in Österreich 261—263, 272, 275, 277, 281.
— in Paraguay 16 ff.
Jesuiten in Portugal 6, 29, 31, 33—35.
— in Preußen 1, 85, 87, 90, 92, 114, 383.
— in Russland 88, 110 bis 116.
— in Schlesien u. Polen 88.
— in Spanien 49, 52, 106 bis 109.
— und Febronius 269.
— und Freimaurer 161 f.
— und Jansenisten 122 f., 126, 135, 137 ff., 143.
— und Illuminaten 146, 151, 155, 157.
— und die Revolution 118, 120.
Jesuiten-Angst 429.
— -Collegien 110, 122.
— -Fabeln 21.
— -Orden, Aufhebung des 1 bis 143.
Igelström 364, 637.
Ilchan 405.
Illuminaten, Orden der 144 bis 145, 147, 158, 434, 436, 440.
Illuminatus dirigens 149.
— major 149.
— minor 149.
Imbach 305.
Imerete 358.
Imola 316.
„Impostures" 141.
„In coena Domini" 73, 297, 320.
Indianer 8.
— in Paraguay 17, 19, 20, 21.
Indianer in Uruguay 16.
Indices librorum prohibitorum 307.
Indien, niederländisches 417.
Indigenatsrecht in Dänemark 574.
„In eminenti" 134.
„Inès de Castro" 106.
Infallibilität 269.
Ingermanland 502.
Ingolstadt 96, 145, 157, 158.
„Inkas" von Marmontel 516.
Inkjerman 410.
Innocenz III. 90, 586.
— IV. 321.
— X. 135.
Innsbruck 215, 265, 643.
Innviertel 242.
Inoculation 547.
Inquisition 30, 37, 50, 107, 395.

„Instruction pastorale“ 44.
Insurrection, ungar. 684, 685, 700.
Intendanten in Belgien 457.
Intercalar-Tortur 275.
„Interregnum in Schweden“ 515.
Invalidenhaus in Paris 213.
Joao, Prinz von Brasilien 105.
Johann V. von Portugal 1, 4, 5, 13.
— VI. von Portugal 105.
— von Bayern-Straubingen 219.
Johannisfeuer 266.
Jointe ecclesiastique 454.
Jomelli 3.
Jones Paul 486.
Jonghe de 446.
Jose, Don, von Portugal 3, 13, 15, 28, 57, 72, 100, 101, 121.
— Prinz von Beira (Portugal) 100, 105.
Joseph II. als deutscher Kaiser 173, 367, 368 f., 371, 376, 440.
— als Mitregent 213—289.
— als Alleinherrscher 290 ff.
— und die bayrische Frage 215, 222, 225—227, 228, 232, 235, 236, 238, 239, 241, 242, 243.
— im bayrisch-belg. Tauschproject 343 ff., 372 ff., 378, 442.
— und Belgien 311, 450, 463. 447, 449, 457, 465, 466, 468, 469, 471, 638 bis 683.
— und Dänemark 542.
— und Friedrich II. 730.
— und Friedrich Wilhelm II. 386.
— und Gustav III. 609.
— und Katharina II. 379, 390, 479.
— in der Krim 391, 400 bis 414, 462 f., 475.
— und die Krim-Frage 356, 357, 360, 361, 362, 364, 365.
— und Ungarn 686, 687, 688, 691, 692, 696, 697, 699, 701, 702, 704, 705.
— und Polen 400.
— in Rußland 246, 248, 249, 250, 346 f.
— und Rußland 247, 249.
— u. seine Reformpläne 292 ff.
Joseph II. und seine Staatsverwaltung 706.
— kündet den Barrièren-Vertrag 335 ff.
— in der Schelde-Frage 339 f.
— als Nationalökonom 334.
— hebt die Leibeigenschaft auf 695.
— und die Volksbildung 276, 278, 715.
— für Handel und Gewerbe 710, 711.
— für Justiz 716 ff.
— für Toleranz 258.
— und die Kirche 271, 293, 296 ff., 313, 368, 369 ff., 431, 433, 450 ff., 688 bis 655, 682.
— und Papst Clemens XIV. 68, 69.
— und Pius VI. 313 f., 317 f., 328, 348.
— und der Clerus 298 ff., 720.
— im Conclave 62, 67, 65.
— in Rom 330.
— und die Jesuiten 84, 93, 328.
— und die Juden 698.
— im Türkenkrieg 478—484, 490.
— über die Türkei 401.
— und die oriental. Frage 353, 358, 359.
— über die französ. Revolution 498.
— und seine Reise (1777) nach Frankreich 212—216.
— und Basedow 187.
— und Febronius 270.
— und Haller 193.
— und Lessing 278.
— und Sonnenfels 274, 275.
— II., sein Tod 722—731.
Joseph Emanuel v. Portugal, sieh Jose, Don, v. Portug.
Josepha von Bayern 217.
— Erzherzogin 281.
Josephinismus 371.
Josephinum 731.
Joyeuse Entrée 311, 443, 459, 462, 470, 648, 655, 668, 672, 677.
„Iphigenie in Aulis“ v. Gluck 282.
„Irrthümern von den, und von der Wahrheit“ 164.
Isabella Clara Eugenia 305.
— von Parma 217, 448.
Isenburg 159.
Isenghem, Capitän 340.
Isis 106.
Isla, Jose Francisco de 107 f.
Islam-Girai 404—406.
Ismail 490.
Ispahan 404.
Israelit 311.
Istrien 353.
„Italia sacra“ 99.
Italien 50, 161, 248, 269, 343.
Itapikuru 9.
Itzehoe 541.
Juan Andrès 106.
Jubiläum 1775, 94.
Juden 304, 404, 428, 697.
— im Elsass 344.
Jülich 218, 219, 225, 243.
Jüten 581.
Jütland 536, 559, 578.
Juliana Maria von Braunschweig, Gem. Friedr. V 542, 546, 559, 560, 563, 564, 569, 570, 576, 577, 578.
Julius Cäsar 296.
Julius-Spital in Würzburg 435.
Jung 434.
Jusuf-Pascha, Großvezir 481, 631.
Iwan der Schreckliche 110.

K.

Kabarda 410.
Kabbala 164.
Kabhi 404.
Kärnten 634.
Kaffa 355, 357, 363, 404, 405, 412 414.
Kainardsche 348.
Kaiseraugenblau 291.
Kaiserlingk 381.
Kaiserthum, deutsches 227.
— griechisches, neues 352, 358.
Kaissar 405.
Kalender, mexikanischer 107.
Kalga 404, 412.
Kalisch 630, 631.
Kalmücken 394.
Kaluga 364.
Kaminka 401.
Kamplmilner 84.
Kanieff 399, 401, 633.
„Kannegießer, der politische“ 589, 590.
Kant 160, 185.
Kapanidscha 405.
Kapelle Johannes d. Täufers 2.
Kapfinger 145.

Kapuziner der Provinz Belgien 456.
Kapuzinerinnen 302.
Karaiten 410.
Karansebes 482.
Karasu-Basar 404, 412.
Karatschai 489, 490.
Karelien 502, 618.
Karen 117.
Karkoff 415.
Karkupol 412.
Karl der Große 321.
Karl V., Kaiser 64, 263, 504, 666.
— VI., Kaiser 260, 263, 279, 334, 343, 369 f.
— Erzherzog 253.
— I. von England 593, 728.
— III. von Spanien 49, 50, 52, 54, 55, 56, 57, 59, 60, 70—75, 100, 106, 109, 121, 316, 328.
— und die Jesuiten 117.
— IV. von Spanien 59, 80, 106, 118, 632.
— IX. von Frankreich 305, 595.
— XI. v. Schweden 500, 501.
— XII. von Schweden 407, 410, 415, 501, 538, 593, 594.
— Theodor von der Pfalz, Kurfürst von Bayern 217, 219, 220—222. 241 bis 243, 325, 326, 343, 344, 372, 373, 378, 431, 546.
— Prinz, Br. Gustavs III., Herzog v. Sudermanland 515, 518. 602 f., 619, 621, 626 ff.
— von Lothringen, Herzog, Statthalter von Belgien 231, 252, 262, 288, 443 ff., 447.
— August, Herzog v. Weimar 371, 376, 439, 440, 442.
— von Wirtemberg 436.
— von Zweibrücken 223, 343, 367, 376.
— von Borromeo 431.
Karlsburg 693.
Karlskrona 518, 608, 614.
Karlsstadt 710.
Karmeliterinnen 302, 305.
Karolina Maria von Neapel, T. Maria Thereſias 61, 119, 281.
— Mathilde, Gem. Chriſt. VII. 543, 546, 559, 561, 564, 571 574, 577- 579, 584.
Karſch, Dichterin 384
Karthäuſer 45, 302, 304.
Karthagena 51, 53.
Kartoffelkrieg 238.
Kaſinczky, Patriot 729.
Kataſter, Reichs- 700.
Katenbring Joſef 111, 112.
Katharina II. und Joſeph II. 246, 248, 251, 312, 333, 346 ff., 390, 479, 723, 729.
— im bayriſch-belg. Tauſchproject 344, 366, 373, 374.
— und die bayr. Frage 226, 240, 241.
— und Belgien 466, 463.
— und Dänemark 541.
— und Friedrich II. 252, 379.
— und Guſtav III. 513, 518, 530, 533, 597, 599, 617, 628 f., 636.
— und die ſchwed. Armee 622.
— und die Krim 354 ff. 360, 363, 365, 391—416.
— und die orientaliſche Frage 358, 359.
— und die Schelde-Frage 341.
— über die Türken 392.
— und die Türkei 408, 410.
— und der türkiſche Krieg 476, 487, 490.
— und die franzöſ. Revolution 637.
— und die Jeſuiten 86, 110 ff, 113—117.
— über die Philoſophen 392 f.
— und Baſedow 185, 187.
— und Euler 196.
— und Rantzau 559.
— und Rulhière 517.
Katholiken in Schweden 605, 609.
Kaukaſus 395.
Kaulen, S. J. 32.
Kaunitz und die Kirche 66, 266, 276, 280, 324, 333, 370.
— und Pius VI. 314, 321, 322, 324.
— und die Jeſuiten 61, 63, 264.
— und Joſeph II. 280, 290, 723, 725.
— und Friedrich II. 216, 236.
— und der Fürſtenbund 374, 376.
— gegen den öſterr.-preuß. Bund 387—389.
— und die Barrièren 335 bis 337.
Kaunitz in der belgiſchen Frage 463 f., 470, 672, 682.
— in der bayr. Frage 217 bis 219, 223—226, 231, 233, 235 f., 238 f., 241, 374.
— in der Kölner Frage 253.
— in der orientaliſchen Frage 246 f., 280, 353, 362, 366.
— in der Paſſauer Frage 370.
— in den ungar. Wirren 704.
— in der Schelde-Frage 338 f.
— und van Swieten 262.
— und Febronius 270, 433.
— gegen die Constitutio criminalis 274.
— für Kunſt-Akademie 280.
Kaydak 400, 401.
Kehl 212.
Kei 404.
Keianen 404.
Keith 250, 556, 559.
Kellgren 595, 597.
Kepler 142.
Kereßteſi 705.
Kerim-Stambuli 412.
Kertſch 356, 404, 414.
Kesra 404.
Kexholm 618.
Khell, Pater Joſeph 97.
Khevenhiller 23.
Kiel 148, 541, 545.
Kien-long 96.
Kiew 247, 393, 394, 397, 402.
Kinburn 401, 477, 485, 486, 488.
Kinsky, Fürſtin 702.
Kinsky, Graf 400, 482.
Kint 652.
Kirche, katholiſche 150.
— in Öſterreich 262 ff.
— und Staat 731.
„Kirchen- und Ketzer-Almanach" von Bahrdt 176.
Kirchenbuße in Dänemark 535.
Kirchengeſchichte 199, 202.
Kirchenrecht 643.
Kirchenſtaat 53, 54, 247.
Kirchenväter 299.
Kirgiſen 393, 398.
Kiſikermann 414.
Kladowa 497.
Klagenfurt 330, 718.
Klauſenburg 95, 693.
Klebek 497.
Kleiderluxus 535.
Kleopatra und Kathar. II. 397.
„Klim Niklas" 588.
Klingſpor 626.
Klinkowſtröm 506.

Klöster unter Joseph II. 293, 300 f., 450, 715.
Klopstock 166, 261, 282, 539, 540, 542.
Kloska 694.
Klosterfrage in Österreich 266.
Klostergelübde 267.
Klotz 168.
Knigge, Freihr. v. 147—149, 155, 157, 160, 178.
Knobelsdorf 634.
Knyphausen 225.
Koburg, Josias v. 478, 488, 489—492.
Köhler, Pater 89.
Köller 560, 562, 563, 577.
Köln 148, 252, 258, 435, 545.
„Könige von Spanien, Geschichte der" 107.
Königliches Placet 455.
Königseck-Rothenfels 253.
Königsgesetz von 1665, 584.
Königskloster 305.
Königsmord 42, 43, 44.
Königthum in Schweden 501, 502, 513, 625.
Kolberg 541.
Kolchis 393.
Kolidsche 395.
Kollar 684.
Kollin, Schlacht bei 648.
Kolowicze 395.
Kolowrat 711, 714.
Komotau 281.
Konradin, der letzte Staufe 296.
Kopenhagen 95, 181, 208, 511, 516, 535, 536, 540, 543, 545, 547, 552, 559, 564, 573, 574, 576, 578, 581, 586, 608, 609, 614, 615, 622.
Kopfsteuer 291.
Kosaken 393, 401, 406.
Kraftübertragung 127.
Krain 709.
Krajowa 498.
Krakau 395.
Kramer 261.
Kraus, Tonsetzer 597.
Kray 694.
Kreise in Belgien 457.
Kreiten 123, 126, 131, 133, 141.
Krementschuk 400, 414.
Kressel 276.
Kreuznach 439.
Kreuzschleppen bei Wallfahrten 266.
Krieg, bayr. Erbfolge- 215 ff., 287.
Krieg, Nordamerikan. Freiheits- 246, 341, 353, 418
— österr. Erbfolge- 443, 698.
— österr.-holländ. 340
— österr.-türk. 478 ff., 631 f., 658.
— preuß.-holländ. 424.
— russ.-türkischer 247, 609.
— schwed.-russ. 614, 617, 622, 629, 634.
— siebenjähr. 395, 540, 656, 684.
— siebentägiger 341.
— der Türken gegen die Russen 475 ff.
„— von sieben Monaten" 341.
Krim 350, 351, 354, 356 bis 365, 390, 391, 395, 403 ff., 475—478, 484, 488, 609, 618, 630, 631, 634.
— -Girai 404.
Krißán 694.
Kroatien 480, 482, 483, 634, 686.
Krone des heil. Stephan 687.
Kronborg 511, 561, 571.
Kronstadt 634.
Kruitsschanz 340, 342.
Kryptokatholicismus 161.
Kuban 356, 357—359, 362, 365, 410, 630.
Kupferstecher-Akademie 280.
Kurakin 251.
Kurfürsten, geistliche 434.
Kurland 243, 598.
Kursk 415.
Kurwürde 376.
Küstenland 481.
Kutsalo 635.
Kutschuk-Kainardsche 356.
Kuun, Geza, Graf 404, 412.
Kwiström 621.
Kymene 637.
Kyros und Katharina II 398.

L.

Lacroix 44.
Lacy 229, 238, 478, 481, 724.
Lafayette 163, 394, 421, 425.
La Ferté Milon 130.
Lafontaine 137.
La Grange 96.
Laibach 317.
Laienpfründen 369.
La-Joie 454.
Laland 582.
Lalande 80.
Lally-Tolendal 58.
Lamark, Regiment 656.
Lameth, Alexander 394.
Lampelbruder 311.
Landboer 579.
Landshut 158.
Landtage in Österreich 729.
Landwehr in Dänemark 582.
Landwehrverfassung 254.
Lang, Hofrath 146.
Langebek 536, 564.
Lanjuinais, Joseph v. 730.
Lappland 95.
Larochefoucauld 163.
Lascy 341.
Latein 705.
Lateinische Sprache 690 f.
Latein-Unterricht 275 ff.
Laudon 229, 230, 232, 236, 238, 481, 483, 493, 494, 496, 498, 704, 721—723.
Lausitz 233, 235.
Lauterer 711.
Lavagna, Graf von 74.
Lavalette 42.
Lavant, Bisthum 369.
Lavater 92, 186, 187, 215.
Lavertie 43.
Lavigne 94.
Laxenburg 291, 662, 722.
Laz 304.
Lazancy 130.
Léau 672, 678.
Lebrun 280.
Lebzeltern 101.
Lecchi 96.
Leclerc 181, 455.
Leczinska, Maria 545.
Lehardi 652.
Lehnberg 596.
„Lehrart, neue", von Basedow 184.
Lehrbach 343.
Lehrbücher unter Joseph II. 715.
Lehrlingsgrad der Illuminaten 149.
Leibeigenschaft in Dänemark 534, 580, 582.
— in Österreich 287, 695, 709.
Leibniz 125, 142, 383.
Leining 159.
Leiningen-Dachsburg 171.
Leipzig 166, 167, 194, 197, 586.
Leiria 30.
Lemaître Antoine 128, 130, 133.
Lemberg 463, 643, 715, 718.
Lenfant, Père 94.

Lenkiewicz Gabriel 111, 112, 113, 116, 117.
Leo I., der Große 321.
— III. 321.
Leo Heinrich 552.
Leopold I., Kaiser 2, 367.
— Großherzog von Toscana, später Kaiser Leopold II. 96 f., 222, 241, 270, 281, 284, 288, 330, 370, 467, 638, 721 f., 725.
— von Dessau und Basedow 185.
Leopoldt 597.
Le-Plat 454, 455.
Le Sage 108.
Lesevereine 161.
Lesghier 390, 410.
Lessing 174, 203, 204, 206 278, 438.
Lessius 44.
„Lettres d'un provincial" 136.
„Lettres provinciales" 141.
Leuchsenring 92, 161.
Leuchtenberg 218.
Leukopolis 412.
Levante 95.
Lewenhaupt 509, 623, 624, 625.
Leyden 193, 262, 263, 312.
Leyssens 660.
Liancourt, Herzog von 135.
Liechtenstein 665.
— Franz 723.
— Karl 482, 723.
— Fürstin Marie 721.
— Eleonore 668.
Liefkenshoek 340, 342, 661.
Ligne, Prinz von 120, 251, 340, 383, 394, 395, 397, 403, 407, 411, 415, 484, 486, 487, 495, 497, 545, 665, 721, 725, 726.
Liguori, heil. Alfons von 88.
Ligurer 412.
Lille 340.
Lillo, Fort 342, 660, 661.
Limburg 222, 344, 445, 457, 680, 681.
— -Styrum, Graf von 440.
Linguet 339, 654.
Linköping 596.
Linz 98, 266, 325, 370.
Lipmann Perlin 270, 271.
— Schmeyr 271.
Lippe, Wilhelm von der 254.
Lipsius Justus 122.
Lissabon 8, 6, 14, 15, 22, 24, 29, 34, 73, 80, 104, 105.
Lissowski Heraklius 116.
Literae apostolicae 297.
Literatur, dänische 549, 584.
— deutsche 384, 386.
— der Illuminaten 154.
— schwedische 592, 600.
— vlämische 446.
— Wiener 720.
„Literaturbriefe" 204.
Livland 110, 161, 353, 502, 628.
Livorno 53.
Llampillas, Franz Xaver 108.
Llorente 108.
Lobkowitz 281.
Loca credibilia 703.
Locke 145.
„Lockenraub" 587.
Lodomerien 222, 703
Löwen 122, 269, 450, 455, 639, 641, 642, 647.
Löwenhaupt 509; sieh Lewenhaupt.
Löwenhjelm 600.
Lombardei 226, 313, 331.
Loménie de Brienne 424.
London 4, 107, 281, 510, 585, 650, 652.
Longomontanus 585.
Loo, Lustschloss 419, 631.
Lope de Vega 589.
Lorenzerinnen 305.
Loreto 315.
Lothringen 217.
Lotterie in Dänemark 551, 574.
Louis Blanc 162.
— de Granada 107.
— Philipp, König 282.
Louise von Dänemark, Tchtr. Georgs II. 538.
Lübeck 511, 541.
Lucca 21.
Lucchesini 441, 632, 633.
Ludwig I. von Ungarn 683.
— XIV. von Frankreich 2, 96, 135, 280, 343, 407, 417, 443, 538, 598.
— XV. und die Jesuiten 38, 40—43, 45 ff., 56, 60, 71, 80, 90, 121.
— XV. und Schweden 509, 516 ff., 521, 532 f.
— XV., Verschiedenes 331, 443, 545.
— XVI. und Joseph II. 313, 341.
— und Gustav III. 598, 606, 611 f., 626, 637.
— im bayrisch-belg. Tauschproject 373.
Ludwig XVI. in der bayr. Frage 226, 241.
— in der holländ. Frage 424.
— in der Krim-Frage 365, 408.
— in der orient. Frage 353.
— und die Jesuiten 41.
Ludwig Ernst von Gotha 158.
— von Leon 106 f.
— von Sachsen-Gotha 146.
Ludwigskreuz 657.
Lüneburg 545, 572.
Lüttich 369, 670.
Luftballon 610.
Luis, Don, Br. Karls III. v. Spanien 52.
Luise Elisabeth, Schw. Ludwigs XV. 58.
— Maria Theresia 58.
— Ulrike von Preußen, Kön. v. Schweden 505 f., 519 f., 594, 596.
— von Dänemark 542.
Lunden 542.
— Oberst 665, 666, 667.
Lunscheid 656.
Luther 170, 174, 198, 202, 203, 438.
Luxemburg 222, 311, 344, 372, 445, 450, 452, 457, 458, 461, 467, 657, 664, 674, 678, 680, 681.
Luynes de 64.
Luzern 82.
Lyon 215, 321.

M.

Mabillon 300.
Macao 82.
Macht Russlands 409.
Maddalena Trenta, Maria 534.
Madras 21.
Madrid 39, 50, 51, 59, 80, 682.
Mäcenas 296.
Mähren 287, 309, 333, 406, 634, 709, 720.
Maffei 99.
Magdalena Sophia v. Schwe- 511.
Magdeburg 377.
Magna-Charta Belgiens 444.
Magnäus, Arne 536.
Magnetismus 95.
Magus 149.
Mahmud, Pascha von Skutari 484.
— Sohn Abdul Hamids 489.

Mailand 8, 67, 96, 146, 161, 226, 329, 331, 610.
Majlath 84, 687.
Maillebois 341.
Maimonides 272.
Mainz 148, 158, 159, 367, 376, 434, 439, 441, 545.
Malabar 95.
Malagrida, Pater 7, 8—11, 13—15, 25, 29, 36, 38, 99.
Maler-Akademie 280.
Mallet 540.
Malmesbury, Lord 422.
Mameluken 477.
Manifest des brabant. Volkes 659.
Manichäer 199.
„Mann, der, der keine Zeit hat" 591.
Mannersdorf 449.
Mannheim 148, 155, 217, 343, 546.
Mans 657.
Manfilha Johann 100.
Manfilla Jose 37.
Mantua 96, 330.
Manufacturschulen in Wien 279—280.
Maragnon 6, 8, 11, 17, 20, 22, 35, 40.
Marburg 159.
Marfa, Kloster 2.
Mari 96.
Mariabrunn 325.
Marimeni 488.
Marimonde, Schloss 448.
Maria Amalia von Parma 58, 69.
— Anna von Österr., Gem. Johann V. von Portugal 2, 13, 14.
— Anna, Erzherzogin, Gem. Karls von Lothringen 262, 281.
— Anna, Erzherzogin, Äbtissin in Klagenfurt 317.
Marianna, Herzogin 224.
Maria Antonia von Bayern 219, 221, 224.
— Antoinette 84, 212—214, 226, 240, 282, 341, 371, 379, 389, 517, 606, 607, 609, 637, 667.
— Christina, Erzhzn., Statthalterin in den Niederlanden 286, 318, 323, 330, 443, 448, 461, 465 f., 473, 721.
— Leczinska 515.
Maria Theresia, Kaiserin, und Joseph II. 215, 283 ff.
— Ther. u. Kathar. II. 246.
— Ther. u. Friedrich II. 374.
— Theresia in der bayr. Frage 219, 222, 225, 228, 231 bis 233, 239—248.
— Ther. und Belgien 335, 337, 443, 448 f., 451.
— Ther. u. die Ungarn 683, 684, 685, 686, 687, 729.
— Ther. und die Kirche 262, 294, 454, 686.
— Ther. und die Papstwahl 1769, 64.
— Ther. u. Clemens XIV. 69.
— Ther. und das Patriarchat von Aquileja 4.
— Ther. und die Jesuiten 32, 60 ff., 83—85, 104, 109.
— Ther. u. die Bollandisten 307.
— Ther. in der Toleranz-Frage 258 ff.
— Ther. und die Juden 698.
— Ther. in der Kölner Frage 252 ff., 257.
— in der Passauer Frage 370.
— Theresias Reformen 96 f., 261 ff.
— Ther. und die Sprachen-Frage 688.
— Ther. für Tonkunst 281 ff.
— Ther. und die Volksschule 277, 278.
— Ther. u. Sonnenfels 273, 274.
— Ther und Lessing 278.
— Theresias Tod 287.
Maria-Theresia-Orden 490, 495, 497, 498.
Maria v. Braganza, Herzgn. 4
— von Burgund 339.
— von Portugal 100, 101, 102.
— von Wirtemberg 249, 252, 315.
— -Zell 265.
Markgrafschaften, sieh Ansbach und Bayreuth.
Marmontel 515, 516, 517, 546.
Marne de 446.
Marokko 710.
Marschall von Sachsen 212.
Marschlinz 170, 171.
Marseille 42, 215.
Marshall 635.
Martfeld 575.
Martin Henri 162.
Martinestje 491, 632.
Martinez de Pasqualis 163, 164.
Martini 264, 272, 462.
Martinique 42.
Martinisten 147, 163.
Marzoni 90.
Masovien 111.
Masdeu 106.
„Maskerade, die" 589.
Massalski, Bisch. v. Wilna 111.
Massenhausen 145.
Mastricht 338, 342.
Mathematik 95, 276, 299, 715.
Matthäi, Christ. Friedr. 181.
Matthias, Kaiser 219.
— Corvinus 683.
Mattos, S. J. 29, 36.
Mattzell Simon 82.
Maurepas 240.
Maurocordato 410.
Mauron-Kastron 412.
Mautplackereien 713.
Max von Zweibrücken 344.
Maximilian I., Kaiser 439.
— I. von Bayern 219.
— II. Emanuel v. Bayern 378.
— Joseph III. von Bayern 217, 220, 223 ff., 432.
— Friedrich von Köln 253, 254, 370, 435.
— Erzherzog, Kurf. v. Köln 252, 255, 256, 317, 436.
Maylath 702.
Maynard 137.
Mayr Franz 96.
Mazarin 136.
Mazzolasi 97.
Mcislaw 114.
Mearim 8.
Mecheln 444, 445, 451, 640, 641, 647, 680, 681.
Mecklenburg 238, 235, 243, 376, 541, 598.
Medici, Familie 115.
Medinaceli 51.
Meerhout 664.
Mehadia 494.
Meistergrad der Illuminaten 149.
Melanchthon 199.
Meldorp 542.
Meleager 600.
Melzi, Fürst 281.
Menaggio 7, 40.
Mencke 586.
Mendelssohn 204.
Mendicantenklöster 325.
Mendoza-Furtado, Franz Xav. de 13.

Mengli-Girai 404, 405.
Menin 673.
Menkub 413.
Mennoniten 428.
„Mensch, der erneute" 165.
„— in der Sehnsucht" 165.
Menschenrechte 163.
Menzel, Karl Ad. 89, 715, 716.
Mercantil-System 273, 334.
Merck 371.
Mercy 246, 287, 341, 342, 654.
Mergentheim 258.
Mersch, van der 656, 657, 659, 663, 664, 669, 670, 671, 673, 678.
Mertens Andreas, Rector 326.
— Schenkwirt in Löwen 673.
Merz 145.
Mesmer 95, 164, 611.
Messbücher 307.
„Messiade" 204.
Messstiftungen 304.
Mestre 316.
Metastasio 281, 282.
„Methodenbuch" von Basedow 185.
„Metropolis Laureacensis" 99.
Metternich-Winneburg 255 bis 257.
— in Bonn, Exjesuit 433.
Metz 212, 546.
Meusel 276.
Meytens 279.
Mezislaw 110.
Michaelis 167.
Michelsen 114.
Mietau 381.
Migas Frigus 72.
Migazzi 264, 273, 274, 370, 454, 643.
Milesier 412.
Mindelheim 219, 220, 222, 235.
Minervalstufe 149.
Mirabeau 148, 161, 163, 339, 384, 385, 654.
— der alte 593.
Miranda 395.
Mission, christliche 8 ff., 21.
Mithradates 411, 414.
Mitrowski, General 478, 480.
Mittelschulen, Reform der 275.
Modena 61, 97, 109, 372.
Mölk 325.
Möllendorf, General 341.
Möllner, Minister 178.
Mömpelgard 312.
Mönchthum 300.
Mohammed II. 405, 413.
Mohilew 110, 112, 114—116, 246, 247, 346, 356.
Moines laïques 369.
Moldau 351, 352, 357, 364, 366, 488, 630, 633, 694.
Moldenhauer 146.
Molière 589, 591, 596.
Molinisten 137.
Moncada 106.
„Mondtheorie" von Euler 196.
Monino, Don Jose 74 f., 80, 107, 109.
„Monita secreta" 142, 155.
Mons 312, 457, 671.
Montaigne 134, 189, 436.
Montalto 120, 137.
Montargis, Madame de 124.
Montenegriner 484.
Montesquieu 17, 264, 652.
Montesquiou 94.
Montesquard 533.
Montgelas 145.
Montigny, der Gesandte nach Spanien 468.
— Major 676.
Montmorin 424.
Monza 109.
Mora 621.
Moral der Jesuiten 136, 137, 138.
„Moralische Fabeln" 587.
Morea 353, 481.
Moreira, Pater Jose 4, 16.
„Morgenröthe im Aufgang" 165.
Mortande 533.
Morzin, Graf 282.
Mosheim, Laurentius v. 199.
Moskau 110, 181, 248, 346, 415.
Motta, Cardinal 4.
Mozart Wolfgang 281, 283.
Müller, Johannes von 99, 321, 327, 384, 427, 441, 442, 465.
München 146, 156, 212, 218, 220—223, 325, 343, 373, 431, 432.
Münnich 380.
Münster 253, 254—258.
— Vertrag von 342.
Münter 564, 569, 570.
Münzcabinet in Mannheim 546.
Münze in Schweden 614.
Münzen, dänische 536.
Münzwissenschaft 97, 594.
„Mützen die" 504, 507, 511, 514, 518, 520, 528.
Munck 602.
Munkholm 562, 575, 577.
Murad-Girai 407.
Muratori 99, 266.
Murray 467, 470, 471.
Musala 635.
Museum Pio Clementinum 295.
Mustafa III. 488.
— Sohn Abdul-Hamids 489.
Musterschule 277.
Muzquiz, Michel de 51.
Mylius Christoph 204.
Myrsen 355, 361—363.
Mysterienclasse der Illuminaten 149.

N.

Namenstempel in Schweden 505, 514.
Namur 311, 336, 344, 372, 445, 452, 457, 470, 471, 639, 642, 657, 670, 674, 676, 680, 681.
Nancy 212.
Napoleon I. 243, 363, 557.
Narni 315.
Nassau, Prinz von 400.
— -Oranien, das Haus 650.
— -Siegen, Prinz von 394, 486, 629, 632, 635.
„Nathan der Weise" 207.
National-Concilien 269.
Nationalkirche 267, 442.
Nationaltracht 50, 599, 705.
National-Versammlung in Frankreich 438.
— — und die Jesuiten 94.
— — in Belgien 679.
Naturalisten 178, 429.
Naturgeschichte 299.
Naturrecht 299.
Naturwissenschaft 715.
Nauman 597.
Neapel 49, 50, 71, 84, 161, 249, 480, 609.
Necker 606.
Nedschaschi 405.
„Nehemia" 201.
Neidts Johann 446.
Neitra 692.
Nelis, Franz von 446, 447, 451.
Nellenburg 222.
Neograd 704.
Nepotismus 91,
Nero und Christian VII. 543.
Nettines 652.
Neu, Oberst 702.

Neubreisach 215.
Neuburg 344.
„Neueste Offenbarungen Gottes" von Bahrdt 170, 172.
Neujahrssingen 266.
Neu-Münster 541.
Neunkirchen 317.
Neunzahl bei den Tataren 404.
Neustadt 227.
Neutralität zur See 575.
Newton 142, 192.
Nibelungenlied 384.
Nicobarische Inseln 711.
Nicolai 92 f., 159, 204, 253, 272, 273, 309, 438.
Nicole Pierre 130, 137.
Niebuhr 207.
Niederlande, österr. 222, 334, sieh Belgien.
Niemeyer 176.
Nikolaus, König 21, 104.
Nikopolis 353, 498.
Nimwegen 419, 423.
Noailles, Frau von 165.
Noceti 97.
Noël 127.
Nogaien 404.
Nogaische Steppe 402.
Nogajer 414.
Noot, van der 647, 650, 653, 656, 658, 659, 663, 665, 669, 670, 673, 676, 678, 679, 680, 681; sieh Van der Noot.
Nordschein 97.
Normalschule 277, 278, 288.
Normandie 48, 125.
Normannen 586.
North Lord 573.
Norwegen 511, 514, 523, 530, 534, 538, 539, 573, 607, 627.
Notabeln in Frankreich 394, 425.
Notre-Dame 93.
Nouet, Pater 141.
Novaës 81.
Novi 483.
Noviziat der Illuminaten 149.
Nugent 217.
Numismatik 97.
Nuntiatur in München 431.
Nuntius und Bayern 343.
Nureddin 404.
Nußdorf 96.
„Nutzbarkeit des Predigtamtes" von Spalding 197.
Nystadt 637.

O.

Oberhofstudien-Commission 716.
Oberpfalz 219, 344, 366.
Oblates, les 369.
Oczakow 352 f., 356, 359, 365, 414, 484, 486, 488, 630.
„Odalfolk" 520.
Odalbonden 579, 580.
Ödenburg 688.
Oeder, Georg Christof 540.
Oder 575.
Ökonomisches System 711.
Ökonomisten 593, 730.
Oeland, Graf 516.
Österreich 93, 99, 218, 241, 287, 372, 377, 379, 630, 631, 632, 633, 710, 729; sieh Kais. Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II.
— das Haus 685.
Österreichs wirtsch. Lage 333.
Oeyras, Graf von 33.
Ofen 292, 497, 686, 703, 704, 706.
Offenbarung 192.
„Offenbarung Johannes" 201.
Oginski 395.
Oldenbarneveld 419.
Oldenburg 541.
Oldenburger die 511, 539.
Oliva Paul 30.
Oliveira Joseph 29.
Olivieri 102.
Olmütz 96, 227, 229.
Oper im Ajada-Palast 3.
— in Schweden 596.
Opitz 261.
Oppenheim 171.
Orangisten 422.
Oranien-Cocarde 426.
— Prinz von 341.
Oranier, die 419.
Oratorianer 45.
Orbeg 404.
„Orbis pictus" des Comenius 185.
Orel 415.
Orgny 128.
Orientalische Frage 346 ff.
Orkapui 404.
Orleans, Philipp von 163.
Orlow, Graf 195, 380, 415.
„Orpheus" von Gluck 282.
Orscha 117.
Orsini 65.
Orsmael 672.
Orsowa 353, 480, 481, 496, 497.
Orsza 110.
Ortenau 222, 344.
Osman-Pascha 496.
„Ossians Übersetzung" 99.
Ostende 311, 340, 446, 667, 673.
Oster, Abbé 605.
Ostermann, Graf 250, 614, 667, 687.
Osnabrück 255.
Ostindien 420, 422, 423, 711.
Otricoli 315.
Otto der Fröhliche 305.
Ottokar von Hornek 304.
Oudenarde 665.
Overberg 253.
Oxenstjerna, Graf Gabriel 595, 612.
Oxford 545, 585, 586.
Oyapoc 8.

P.

„Paars, Peter" 587, 589.
Pacca, Nuntius 432, 435, 440.
Paccanari 119.
Pachtbauern 551.
Paderborn 255, 321.
Padua 327.
Päpstliche Titel und Ehrenämter 298.
Palais Royal in Brüssel 448.
Palast-Revolutionen 584.
Palatin von Ungarn 448.
Palffy Johann 684, 699—701.
Pallavicini 115, 242.
Palliengelder 432.
Pallu 130.
Pampelona 107.
Panigai 96.
Panin 247, 248, 251, 346, 513, 541, 548, 598.
Panisbriefe 368, 369.
Panizoni 96.
Pantikapäon 414.
Pantoppidan Erich 536.
Paoli 53, 512.
Papebroch 307.
Pappenheim, General 145.
Papst und Concil 269.
Papstwahl 62.
Paquot 446.
Para 8, 9.
Paraguay 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 29, 52, 53, 104.
Parana 17.
Parhamer 88, 323.
Paris 21, 47, 84, 122, 162, 165, 191, 212, 249, 281, 516, 545, 546, 586, 609, 610.

„Pariſer Zuſchauer" 484.
Pariſot Peter 21.
Parlamente in Frankreich 40, 42 f., 46, 48, 56, 59, 121, 129, 135, 516, 546, 610.
Parma 58, 60, 64, 69, 96, 117, 121, 316, 480, 609.
„Parnasso confuso, il" 281.
Parſen 155.
Parthenion 411.
Parys, van 673.
Paſcal 123, 125, 127, 131, 134, 136, 138, 140, 141, 142, 143.
— Jaqueline 124, 126, 180.
Paſſau 284, 369, 376.
„Patriarch von Ferney" 40.
Patriarchat, portugieſiſches 2.
— von Aquileja 4.
Patrimonialgericht 686.
Patrioten in Holland 422.
— in Schweden 507.
Patriſtik 436.
Paul III., Papſt 58, 77.
— V., Papſt 122.
— I., Petrowitſch, Czar 117 f., 185, 251, 252, 312, 315, 352, 359, 541.
— vom Kreuze, heil. 68, 78.
Paulinus a Sancto Bartholomeo 94.
Paulotten 45.
Paulus, heil. 201.
Pavia 161.
Pechlin 525.
Pedro II. von Portugal 1.
— Don, III., Bruder Joſes v. Portugal 31, 100, 104.
— — Bruder Joh. V. von Portugal 4, 5, 6.
Peking 96.
Pellinka 635.
„Pensées de Pascal" 143.
Peralta, Biſchof v. Paraguay 21.
Pereira Alvares 99.
Pereira da Melho 37.
Perekop 408, 414.
Peres 8.
Pergen, Graf 276, 277, 720.
Périer Florin 126, 127, 143.
Pernambuco 12.
Perrault 186.
Peſaro 71.
Peſt (Krankheit) 226, 263.
— (Stadt) 498.
Peſtalozzi 191.
Petavius 121, 122.
Peter der Große 50, 110, 312, 407, 415, 595, 726.
Peter III. 249, 380, 541, 559, 560, 595.
Petersburg 110, 111, 118, 246, 247—249, 251, 346, 358, 379, 422, 475, 488, 498, 597, 634.
Peterwardein 366, 481.
Petion 168.
Petraſch, Freih. v. 273, 279.
Pez 304.
Pezenas 96.
Pezzl 481, 483.
Pfalz 216, 217, 218, 242, 343.
Pfalzbayern 440.
Pfarrcaſſa 303.
Pflanzſchulen 277.
Pforta, Fürſtenſchule zu 166.
Pforte 252.
Phalanſteren 19.
Pharnaces 414.
Phaſis 393.
Philalethen 147, 164.
Philanthropie 21.
Philanthropin 170, 171, 183, 185, 187—191.
„Philemon und Baucis" von Haydn 288.
Philipp II. 77, 305, 311, 443, 457, 468.
— IV. von Spanien 335.
— V. von Spanien 58, 339, 378.
— Don, von Parma 58.
Philoſophen und Jeſuiten 47.
„Philoſophen in der eigenen Einbildung" 591.
„Philoſophie des achtzehnten Jahrh." 1 f., 40, 47.
Phyſik 276.
Phyſiokratiſches Syſtem 711, 730.
Phyſiologie 192, 193, 194.
Piacenza 58, 60, 80, 480.
Piariſten 270, 271, 276.
Pickel 96.
Pietismus 197, 200.
Pilgram 96.
Pinaut 676.
Pinto, Pater 8.
Pipin der Kurze 307, 321.
Piſa 609.
Piter 21.
Pitt 420, 650, 652, 670.
Pius VI. u. Joſeph II. 328 ff., 333, 348, 682, 731.
— VI. in Wien 312 ff.
— VI. in Bayern 325 f., 431.
— VI. und die Jeſuiten 54, 87, 95, 113, 115 f., 118.
Pius VI. und die deutſchen Biſchöfe 438, 451, 455.
— VI. als Regent 294 ff.
— VII. und die Jeſuiten 76, 107, 117, 118, 119.
Pivoté 135.
Placet, landesfürſtliches 262, 369.
Placetum regium in Öſterreich 297.
Plata, Rio de la 17.
Platel 21, 37.
Plautus 588, 589.
Pleſſen, Frau von 547, 548.
Plinius 202.
Plomenfelt 628.
Podewils, Graf 613.
Poenitentiaria 297.
Pönitentiar-Syſtem 446.
Poitou 131.
Polen 110, 161, 225, 239, 252, 350—352, 381, 389 395, 397, 406, 427, 480' 504, 507, 512, 515, 521' 532, 631, 632, 633, 638, 723.
Polens Theilung 377, 400.
Poligny 305.
Politik des Nutzens 532.
Polizei in Dänemark 552, 574.
Polock 110—112.
Polyglotte 179.
Pombal und die Jeſuiten 1, 3, 6, 14, 15, 16, 20, 22, 23, 29, 33, 35 f., 39, 41, 49, 56, 71, 73, 84, 121.
— und die Familien Tavora und Aveiro 22 ff., 27.
Pombals Sturz 99—104.
Pommern 502, 514, 531.
Pompadour und die Jeſuiten 40 ff., 46.
Pompeji 106.
Pompejus 414.
Pondichery 21.
Poniatowski 512, 632; ſieh Stanislaus Poniatowski.
Ponte-Corvo 59, 60, 64, 75, 89.
Pontiniſche Sümpfe 295, 296.
Pope 587.
Porrois 127.
Portugal 1, 2, 20, 21, 56, 57, 73, 99—106, 121; ſieh Johann V., Joh. VI. und Joſe von Portugal.
Port-Royal 123, 127, 128 bis 130, 134, 136, 141.
Poſen 96, 630, 631.
Poſſevin Anton 110.

Posſoritz 291.
Post in Dänemark 537.
Postulat-Landtage 729.
Potemkin 114, 243, 247 bis 250, 252, 352, 356, 358, 359, 362, 363 f., 365, 391, 394, 395, 397, 400 bis 402, 408, 409, 411, 412, 414, 415, 477, 484, 487, 488, 490, 492, 493, 608.
Potocki Ignaz 633.
Potsdam 379, 382.
Poussin 280.
Pozzobonelli 66.
Prag 96, 256, 369, 451, 643, 698, 715, 718.
Pragmatik in der Geschichte 587.
Pragmatica Karls III. gegen die Jesuiten 49, 54, 56.
Pragmatische Sanction, österr. 729.
Prahl Riehls 575.
„Praktische Philosophie für alle Stände" v. Basedow 184.
Prater 722.
Prato 96.
Presbyterien 452.
Preßburg 229, 448, 449, 643, 686, 688, 692, 706.
Presse, freie 306.
Preßfreiheit unter Joseph II. 306.
— in Dänemark 549, 554, 558, 574.
— in Schweden 392, 393, 601, 613.
Preußen 88, 215, 216, 218, 225, 227, 229, 240, 241, 247, 255, 256, 353, 358, 364, 379, 427, 513, 529, 532, 615, 630, 632, 633, 638, 723, 729; sieh Friedrich II. u. Fr. Wilhelm II.
— Königthum 333.
— und Ungarn 703.
Priestergrad bei den Illuminaten 149.
„Priesterthum, das, des Geistmenschen" 165.
Priesterweihe 438.
Primas v. Belgien 444, 450.
Primat, päpstlicher 268.
— deutscher 442.
Probabilismus 30, 48, 139.
Processionen 265.
Prohibitiv-System 712.
Proselytismus 428.
Proßnitz 229.
Protestantismus einst u. jetzt 200.
— in Österreich 310 f.
— Zersetzung des 431.
Proudhomme d'Ailly, Marquis 649.
Proust 610.
„Provincialbriefe" von Pascal 123, 136 f., 143.
Prügelstrafe 717.
Prutz Robert 166.
Pseudo-isidorische Decretalen 432.
Pulawski 395.
Pultawa 407, 414.
— Schlacht bei 501.
„Pulver, das arabische" 589.
Pulververschwörung und Jesuiten 42.

Q.

Quadrupel-Allianz 498.
Quaestio facti 135.
Quarini, Dr. 722.
Quesnay 711.
Quien, Le, de Neufville 2.
Quirinal 107.

R.

Raab 706.
Rabbi Michael der Fromme 270.
Rabelais 107.
Rachis, König 321.
Racine 130, 596.
Raepsaet 672.
Ragusa 96.
Rai 405.
Ramler 276.
Ranke 99, 342, 370, 386, 440.
Ransonnet 658, 660.
Rantzau-Ascheburg Karl, Graf von 548, 559, 561, 563, 576 f.
Rapedius 663, 667, 729.
Rapin 141.
Rasumowski, Graf 614, 618.
Rath von Brabant 445.
— von Flandern 452, 453.
Rationalismus 198, 201.
„Ratisbonensi, de episcopatu" 99.
Raumer 166, 189.
Rautenstrauch 278, 309.
Ravignan 45, 48, 79, 83, 115, 116.
Raynal 18, 312, 393.
Rayneval 421.
Realschulen 276.
Rechenmaschine 125.
Rechtswesen in Dänemark 552.
„Reden der span. Prälaten beim Concil v. Trient 107.
„Reductionen" 18—20.
Reede van 651.
Reformation in Dänemark 580.
— in Schweden 500.
Regenbogen 97.
Regensburg 235, 369.
Regentengrade der Illuminaten 149.
Regimentsschulen 278.
Reichenbach 236.
Reichenberg 229.
Reichsgerichte 373, 375.
Reichsgerichtshof 243.
Reichsgesetz, deutsches 442.
„Reichshistorie, dänische" 587.
Reichshofrath 367, 369.
Reichskammergericht 367.
Reichsrath in Schweden 501, 506, 514, 515, 525, 527, 625.
Reichsstände 373.
Reichstag, deutscher 367, 370.
— zu Speier (1529) 200.
— in Norköping 515.
— in Schweden 503, 604, 612, 613, 619, 623.
— ungarischer (1741) 683, 701, 704.
Reichsverfassung 368, 371, 374, 375, 377, 442.
Reimarus 184, 206.
Reinbeck 542.
Reiner von Zwettl 305.
„Reisen der Päpste" 321, 327, 441.
„— durch Teutschland" 434.
Reiske (Reiske) 166.
Relation, Gericht der 39.
„Religion der Vollkommenen" von Teller 198.
„Religion eine Angelegenheit der Menschen" von Spalding 197.
Religion nach Sonnenfels 273.
Religions-Edict v. 1788 498.
— -Edict Friedr. Wilhelms II. 161, 178, 428.
Religionsfond 303, 329.
Religionsfreiheit 173.
Remonstranten 181.
Rendsburg 541, 573, 577.
Repnin 240, 241, 242, 251, 356, 393, 487, 490.
Rescriptum revocatorium et repositorium 704.
Restrictio mentalis 139.

„Rettung der Offenbarung" von Euler 192.
Reuterholm 627, 628.
Reval 634.
Revay, Peter von 687.
Reverdil 540, 544, 551, 556, 563.
„Revision, allgemeine" von Campe 190.
Revisionshof in Brüssel 458.
Revolution in Belgien 460, 649—683.
— französ. 499, 637, 648, 704.
„Revolutions-Almanach für 1800" 434.
„Rex" im Illuminaten-Orden 149.
Rex fidelissimus 2.
Rezzonico 66, 113.
Rhodus 364, 410.
Riccati 96.
Ricci, Jesuiten-General 45, 49, 52, 60, 63, 64, 69, 70, 83, 86, 87.
Richelieu 124, 128, 130, 164, 504
Ried 325.
Riedel 276.
Riedesel 225, 237, 242, 257.
Riegger, Paul Josef 265, 272.
Rigorismus 140.
Rimini 67, 315.
Rindsmaul, General 667.
Ripping 524.
Rittburg 656.
Ritter 303.
— Pater 4, 15.
Ritter-Akademie in Soröe 590.
Ritterschaft vom flammenden Stern 177.
Ritterstandes-Ordnung in Schweden 605.
Roannez, Herzog von 131, 138, 143.
Robert, Kapuziner 21.
Robertus Stephanus 179.
„Robinson" 190, 191.
Robott 287.
Rochefort 214.
— englischer Gesandter 52.
Roches des 446.
Römer Ole 585.
Röntgen, Pfarrer in Petkum 161.
Roger Urbain 540.
Rohan 437.
Rom 21, 97, 181, 247, 249, 586.
Romanzow 344, 345, 359, 367, 393, 394, 488.
Romeiro, Corporal 26.
Ronciglione 59.
Ronville 126.
Rosendal 665.
Rosenkrantz 578.
Rosenkranz von Port-Royal 123.
Rosenkreuzer 147, 606.
Rosier, Pilatre de 610
Roskilde 543, 546, 591.
Rosdorf, Legationsrath 232.
Rostock 541.
Roth 398.
Rothenberg 235.
Rotterdam 312, 422.
Rouen 48, 125, 214.
Rousseau 121, 144, 145, 162, 171, 183, 190, 214, 264, 393, 436, 517, 611.
Rouvroy 497.
Rovero 96.
Rubbeck 524.
Rudolf I., König 305.
Rühl 171.
Rulhière 517.
Rumänien 694.
Rumelien 364.
Rumohr 557.
Ruremonde 642.
Rußland 110, 117, 216, 218, 226, 239, 241, 243, 246, 341, 352, 355, 379, 406, 443, 476, 504, 509, 513, 529, 532, 608, 614, 615, 627, 630, 631, 632, 729; sieh Peter I., II., III.; Anna Petrowna, Elisabeth, Katharina II., Paul I.
Rymmik 491.
Rymnikskij 492.

S.

Saalfeld 200.
Saardam 312.
Saas 342.
Sablé, Marquise de 141.
Sachsen 219, 228, 233, 235, 240, 241, 353, 372, 375.
— -Teschen 247.
Sacile 316.
Sack, August Friedr. Wilhelm 197.
Sacramente 613
Sacy, de 41, 130, 134.
Saftingen 342.
Sagan 277.
Sagramendo, Colonie 20.
Sailer Michael 93.
Saint-Barthélemy 607.
Saint-Beuve 136.
— -Cyran 121—123, 126, 128, 129, 142.
— -Denys 214, 305.
— -Evremond 137.
— -Germain, Claude Louis Graf von 540 f., 557.
— -Malo 214.
— -Marthe 99.
— -Martin, Louis Claude de 163, 164, 165, 487.
— -Priest 69, 70, 74, 115, 358.
— -Sebastian 215.
— -Simon 501.
Sajnovic, Pater 95.
Salamanca 107.
Saldanha, Cardinal 22, 25, 32.
Saldern 547, 548.
Salis, Karl Ulysses von 170, 171.
— Major 693.
Salm 159.
— Obergeneral 425.
Salomon von Imerete 359, 364.
Salvius 240.
Salzburg 146, 235, 344, 369, 376, 432.
Salzmann, Christian Gotthilf 191.
Salzmonopol 551.
Sambucca 119.
Sammartino 281.
Samoiloff 357.
Sanchez 44.
Sanct Florian 325.
— Gereon 252.
— Nikolas 665, 666.
Sandersdorf 158.
Sandriani 68.
Sandvliet 665.
San Giuliano, Väder von 609.
— Julian, Gefängnis von 31, 32.
— Luiz 8, 11.
Sanskrit 95, 398.
— -Wörterbuch 398.
Sanssouci 382.
Santa Lucia 42.
Sardinien 226, 365.
Sasse de Gand 666.
Sauer, Kanzler 146.
Saunderson Nikolaus 196.
Sauffure 215.
Saxo Grammaticus 585.
Scarron 587.
Schabacz 481, 484.
Schack-Rathlau 571.

Schahin-Girai Chan 355, 356 bis 358, 361, 362, 364, 365, 406.
Schamanen 398.
Schatzkammer in Mannheim 546.
Schauspielhäuser in Dänemark 535.
Schedvin 506.
Scheffer 516, 595, 604.
Scheldefrage 334, 338 f., 449.
Schelling 208.
Schemnitz 95.
Scheremetoff, Graf 415.
Schiffeziehen 717.
„Schildwache Rußlands" 239, 247.
Schiller 160, 217.
Schimmelmann 545.
Schirinbeg 404.
Schlegel, Brüder 540.
Schlesien 85, 89, 215—217, 221, 227, 229, 238, 333, 374, 377, 389, 480, 631, 634.
Schlettwein 339.
Schmiedehof 528.
Schmuggel in Österreich 713.
Schmutzer Jakob 280.
Schneider Eulogius 435, 437.
Schnepfenthal 191.
Schöll 48.
Schönburg 242.
Schönfeld 663.
Schönwalde 227.
Schooner 523, 524.
Schottische Stufen der Illuminaten 149.
Schrift, Heilige 299.
Schröder, General 659, 660, 666.
Schrödersheim 595.
Schrötter 218, 224.
Schuhmacher 563.
Schulen der Jesuiten 44.
Schulwesen in Belgien 446.
Schulze, Prediger 431.
Schupaneker Thal 494.
Schwarzes Meer 352, 630, 710.
Schwedeldorf 657.
Schweden 351, 422, 427, 500 ff., 522, 553, 568, 592—637; siehe Gustav Adolf, Gustav III. u. IV., Adolf Friedrich, Karl IX. u. XII. u. Ulrike Eleonore.
Schwedisch-Pommern 598.
Schweighäuser 187.
Schweiz 161, 341.
Schwetzingen 217, 546.
„Scipio zu Karthagena" 106.
Sclavenhandel in Dänemark 579.
Sclaverei in Amerika 13.
Seabra da Sylva, Jose de 56.
„Sebaldus Nothanker" 160.
Sebastopol 404, 409—411, 477.
Seckau, Bisthum 369.
Secretan 654.
See-Assecuranz 537.
Seeland 417, 536, 540, 582.
Seelenwanderung 210.
Segeberg 542.
Seguier, Kanzler 124, 129, 546, 610.
Ségur 379, 381, 391, 393, 395, 397, 398, 401, 402, 407—410, 412, 414, 415, 419—421, 424, 426, 475, 476, 495, 498, 618, 632, 633.
Sejan und Pombal 6.
Selbstbiographie von Bahrdt 178.
Selim III. 488, 489, 631, 633.
— -Girai 404.
Selsebil 404.
Semendria 497.
„Semiramide riconosciuta" 281.
Semiramis, moderne 394.
Semler 174, 199 f., 201, 202, 206, 207, 276, 431.
Semlin 481, 722.
Senat in Schweden 503.
„Sepulvedas Leben und Schriften" 107.
Serbien 216, 348.
Séricourt 130.
Serrano Thomas 108.
Setubal 15.
Sevilla 52.
Sèvres 546.
„Sganarells Reise" 589.
Shakespeare 384, 585.
Shelburne, Lord 52.
Sicherheits-Acte in Schweden von 1789 625.
Sicilien 49, 57, 58, 60, 64, 119, 121, 480.
Siebenbuchnerinnen 305.
Siebenbürgen 406, 692, 694.
Siena 96.
Siéyès 163.
Sieftrzencewicz Stanislaus 112—116.
Sigismund, Kaiser 219.
— Lehrer bei Bahrdt 171.
Silentium obsequiosum 135.
Silleroe 540.
Silverhjelm, Oberst 627.
Simen 264.
Simon 187.
Sina 711.
Sined, Barde 98.
Singlin Anton 129, 133, 142.
Sinigaglia 315.
Sinope 414.
„Siri Brahe und Göran Gyllenstjerna" 597.
Sixtus V. 77, 621.
Slatyna 481.
Slavonien 686.
Smith, Sidney 636.
Smolensk 248.
Smyrna 410, 630.
Sobieski 110.
Socialisten in Paraguay 19.
Societät der Wissenschaft 383.
Société patriotique 680.
Socinianer 178, 208, 429.
Söleröe 553.
Sokrates 175.
Solis 108.
„Sollicitudo omnium ecclesiarum" 76, 120.
Solms 159.
Somasker 7.
Sonnenfels 145, 270 f., 274, 279, 320, 321.
Sonnenritter 147.
Sonntagsfeier 535, 553.
Sonnwendspiel 266.
Sophia Magdalena v. Dänemark 536, 583.
— Regentin, Schwester Peters des Großen 110.
— Magdal v. Schweden 511.
— Stadt 481.
Sophie Albertine, Prinzessin 608.
Sorbonne 130, 134, 135, 138, 438, 546.
Soroe 184.
Sorr 238.
Spaa 312, 605, 606.
Spalding 186, 197.
Spanien 20, 21, 49, 57, 59, 106, 121, 358, 427, 480, 532, 630, 632, 728; siehe Philipp II., IV., V., Ferdinand VI., Karl III. und Karl IV.
„Spanische Alterthümer" 107.
Sparre 509.
Spee 274.
Spener 180.

Sperren, van der 660.
Sperrſyſtem 712.
Speyer 148, 252.
Spiegel, van de 650.
— zum Deſenberg, Frh. 435.
Spinola, Cardinal 61.
Spinoza 204.
Spionage d. Illuminaten 151.
Spittler, Ludwig von 101, 459, 465, 470.
Spoleto 315
Sprachenfrage in Öſterreich 683, 688, 689 ff., 705.
Sprachſtudien, theolog. 299.
Sprengporten 522, 528, 602.
Spuerciafico 413.
Squillace, Marquis 1, 50, 51.
Staatenpartei 417.
Staatsrath, belgiſcher 445, 457.
— in Öſterreich 261, 275, 284.
Staatsrecht 299.
Staats-Secretariat in Belgien 457.
Staatsſtreich von 1756 in Schweden 506.
— vom 19. Auguſt 1772, 522, 525, 526, 529, 530, 637.
— von 1789 in Schweden 623, 624.
Stade 572.
Städte, jütiſche 581.
Staël, Baron 606, 607.
— Madame de 607.
Stammbaum der Nachkommen Maria Thereſias 732—733.
— d. Wittelsbacher 243—245.
Stampe 536.
Stände, belgiſche 445, 453.
— von Brabant 444, 459, 460, 468, 469, 471, 472.
— v. Flandern 459, 460, 470.
— von Limburg 444.
— in Schweden 501, 520, 526, 527, 530.
Stanislaus Auguſt 512.
— Poniatowski 397, 399, 512, 632 f.
Starhemberg, Graf 447.
Stark 162.
Star-Krim 412.
Statthalteriſcher Bund 422.
Statthalter-Partei 417.
Steffens 197, 198.
Steiermark 287, 634.
Steinburg 541.
Stempelpapier in Dänem. 554.
Stephan der Heilige 683.
— III., Papſt 321.
— Lorenz, Provincial von Japan 29.
Stephanskrone 687, 688, 704, 706.
Steppling 96.
Sternwarten der Jeſuiten 95 f.
Steuerfreiheit der Geiſtlichen 265.
Steuern in Belgien 445, 460, 470, 647.
— in Dänemark 554.
— in Schweden 625.
— in Ungarn 697, 699 f.
Stiefelett-Katharine 544.
Stillſtand von Orsmael 672.
Stinky 488.
Stock 264.
Stockholm 96, 475, 503, 508, 520, 522, 524, 592, 596, 600, 605, 613, 620, 621, 623.
Stöger, Rector 454, 455, 638.
Störk, Doctor 288.
Stolberg, Friedrich Leopold v. 253 f., 575, 583.
— Friederike von 575.
Stoll 263.
Stoppani 66.
„Storia critica di Spagna“ 106
„— della letteratura italiana“ 109.
Stormarn 541.
Straßburg 165, 212, 254, 371, 487, 546.
Straßen unter Joſeph II. 710.
Strömſtad 621.
Stromberg 656.
Struenſee Johann Friedrich 522, 544—547, 549, 550, 554, 556, 557, 559, 560, 562, 564, 567, 569, 570, 574, 577, 583.
Strutzki, Kammerlakai 382.
Stuart, der letzte 609.
Stuarts 44, 161.
Studentenleben in Halle 176.
Studentenverbindungen 159.
Studiengeſetz des Pombal 33.
— -Hofcommiſſion 264, 272, 278.
Stuttgart 212.
Suarez 44.
Subjectivismus, religiöſer 200, 202.
Sudak 404.
Sudermanland 634.
Suhm 564, 575, 591.
Sully 4, 566.
Sultan 405.
Sultanſade, Großvezir 406.
Sulzbach 221, 243, 344.
Sulzer 276.
Sündenfall 134, 154.
Sund 351.
Sundzoll 551.
Super soliditate 455.
Suudak 412.
Suworow 363, 395, 415, 478, 484, 486—492.
Sweaborg 522, 524, 619, 636.
Swedenborg 588.
Swedenborgianer 147, 606.
„Swenska Botten“ 522.
Swenska-Sund, Schlacht im 634, 635.
Swieten van 215, 262, 263, 264, 716.
Swyn 342.
Sympheropol 412.
Synope 630.
Syrien 95.
„Syſtem der moraliſchen Religion“ von Bahrdt 175.

T.

Tabago 607.
Taboa 405.
Talbot, Gräfin 545.
Taman 359, 360, 361, 362.
Tamburini 8.
Tandſchaur 95.
Tanna 413.
Tanner Adam 274.
Tanucci 1, 49, 57, 61, 70, 71, 75, 78, 89, 118, 119, 120, 121, 296.
Tanzen verboten 535.
Tapferkeits-Medaille 498.
Tataren 355—357, 359, 363 bis 365, 393, 398, 401 bis 406, 410, 413, 484.
Taubſtummen-Inſtitut 213, 731.
Taucha 167.
Tauenzien, General 204.
Taurien 365.
Taurier, der 365.
Tauris 403.
Tavares, Pater 10.
Tavora 15, 22—26, 36, 103, 104.
— Tereſa v., Marcheſa Donna Johanna 15, 22, 24.
Teleki, Graf Johann 705.
Teller Wilh. Abraham 198.
Temes 688, 692.
Temesvar 481.
Temesvarer Banat 275.
Tempelherren 16, 77, 606.
Terenz 588, 589.

Terni 96.
Terracina 296.
Terray 48.
Terzi 242.
Teschen 242.
— Herzogthum 449.
Tessin 509, 511.
Thaler-Union 177.
Theater, schwedische 596.
Theiner 45, 56, 62, 66, 73, 88, 89, 264, 435, 469, 644.
Theoderich, König 296.
Theodora, Stadt 410, 411.
Theodosia 412.
Theologen in Belgien 460.
Theophilanthrop 434.
„Theophron" v. Campe 190.
Theosophen 147, 163.
Theresianum 98, 265.
Thervuren 448.
Theurgie 164.
Thing 579.
Tholuck 197.
Thoman, Pater 32, 84.
Thomas 125.
Thomasius 586.
Thomisten 137.
Thorn 630, 631, 633.
Thugut 231, 232, 233, 235, 236.
Thulemeyer 424.
Thura Christian 575.
Ticknor 109.
Tillemont 300.
Tillot Eduard 394.
— Wilhelm du 58.
Timotheus, Pater 4.
Tiraboschi 108, 109.
Tirlemont 449, 649, 670 bis 672.
Tirneberger 96.
Tirol 146, 216, 343, 720.
Titelwesen in Dänemark 550.
Tobaa 405.
Tobajaren 9.
Tocqueville, Graf 121.
Todesstrafe 274, 275, 716.
Törring-Seefeld 242.
Toledo 44.
Tolentino 315.
Toleranz in Österreich 258 ff, 299, 316, 348, 368.
— in Deutschland 371.
— in Schweden 609.
— -Edict Josephs II. 309, 311, 450, 704, 706.
— — Friedr. Wilh. II. 428.
— — in Schweden 605, 612.
Toll Joh. Christoph 523, 616.
Tonkunst in Österreich 280.
Torfäus 586.
Torfs 652.
Torregiani 55, 57, 60, 64.
Torricelli 127.
Torstenson 595.
Tortona 216.
Tortur 552.
Toscana 64.
Toulon 215, 532, 533.
Toulouse 47.
Tournaisis 681.
Tournay 445, 457, 460, 471, 657, 680, 681.
Trajan 202, 296.
Traun 231.
Trauttmansdorff 459, 471, 472, 638, 641, 642, 644 bis 649, 661—664, 667 bis 669, 671, 672, 674 bis 676.
Trautson, Erzbischof 263, 264, 272.
Traventhal, Graf von 545.
Tremsbüttel 542.
Trenfelt 621.
Trenta, Maria Maddalena 584.
Trentschin 95.
Trianon 611.
Trier 148, 269, 313, 372, 438, 448.
Triest 260, 446, 481.
Trina 353.
Trinitarier 325.
Trippel-Allianz v. 1788, 426.
„Tristam Shandy" 160.
Trittow 542.
„Triumph der Jugend" 107.
Trivialschulen 278.
Troil, Pater 88.
Troili Domenico 97.
Tronchin, Doctor 515.
Troppau 238.
Tschatür-Dag 412.
Tscherkessen 363, 404.
Tschernycheff 114.
— Graf Zacharias 111, 112.
Tscherkask 414.
Tuba 394, 415.
Tübingen 180, 198, 398.
Türkei 247, 346, 348, 350 bis 352, 360, 365, 397, 401, 404 f., 408, 427, 443, 475, 477, 531, 533, 607, 615, 616, 710.
Tulln 305.
Turin 93, 610.
Turnhout 664, 673.
— Schlacht bei 659.
Turnübungen 254.
Turtukai 395.
Tycho de Brahe 585.
Tyniek 395.
Tyrnau 95.

U.

Udine 316.
Ughelli 99.
Uldal 566, 572.
Ulfenklau 626.
Ulrich 434.
Ulrike Eleonore von Schweden 502, 576, 602 f.
— Luise von Schweden, sieh Luise Ulrike.
„Ulysses von Ithacia" 589, 591.
Unfehlbarkeit der Kirche 643.
Ungarische Militärgrenze 686.
Ungarn 252, 309, 334, 340, 353, 388, 406, 449, 631, 683, 684, 694, 709, 710, 723, 729.
Ungarns Verfassung 241.
Unglaube in Frankreich 121.
„Unigenitus" 297.
Union, deutsche 177.
Unions-Acte in Belgien 680.
Universität Basel 184.
— Bonn 435, 436.
— Coimbra 2, 4, 33, 73, 105.
— Erfurt 168.
— Erlangen 169.
— Gießen 169.
— Göttingen 172, 198, 199, 715, 716.
— Graz 715.
— Halle 174.
— Jena 181.
— Ingolstadt 145, 146.
— Köln 435.
— Kopenhagen 536, 585.
— Leipzig 167, 184.
— Lemberg 715.
— Leyden 193.
— Löwen 452, 458, 469, 641, 683.
— Mailand 109.
— Mainz 159, 434.
— Münster 254.
— Paris 586.
— Pisa 49.
— Prag 715.
— Tübingen 180, 198.
— Upsala 332.
— Utrecht 197.
— Wien 97, 262—264, 266, 272, 276, 715.

Universität Wilna 118.
— Wittenberg 169, 204.
— Würzburg 106, 172.
Universitäten unter Joseph II. 715.
Universitätsgebäude in Wien 263.
Unsterblichkeit 209.
Urban VI. 295.
— VIII. 134.
Urbarialreform in Ungarn 706.
Urbarium, ungarisch. 685, 686.
Urkirche 268.
Ursel, Herzog von 444, 665.
— Herzogin von 662.
Ursulinerinnen 305.
Uruguay 16, 17, 19, 20, 104.
Usingen 159.
Utrecht 197, 269, 331, 417, 419, 422, 424, 425.
— Kirche in 41.
Utzschneider 157.
Uz 261.

V.

„Väterlicher Rath" von Campe 190.
Van der Broek, Pensionär 444.
Van der Noot Henri 460, 463 (sieh auch unter Noot).
Van der Vynckt 446.
Varnhagen van Ense 165.
Vatican 295, 314.
Vauguyon 341, 421.
Vavassor 137.
Vebel 585.
Vehme 151.
Veji 315.
Velino 96.
Venaissin 59, 60, 64, 69, 75, 89.
Venedig 67, 96, 181, 216, 218, 316, 321, 327, 353, 481, 609, 610.
Venetianer 353.
Venus, Planet 95.
Vere, Markgraf von 417.
Vereira Alvares 26.
Verfassung, belgische 446.
— schwedische 500 ff.
— — von 1720, 532.
— — von 1772, 527.
Vergennes 226, 240, 341, 342, 345, 358, 421, 424, 519, 532.
Verlooy 652.
Vernunft und Offenbarung 132.
Verona 327.
Versailles 59, 212, 214, 312, 479, 514, 521, 609, 610.
„Versuch eines bibl. Systems der Dogmatik" v. Bahrdt 169.
„Vertheidigung" v. Haller 193.
Vertrag zu Berlin 1785, 375.
— von Fontainebleau 449.
— von Hubertusburg 227.
„Vertraute Briefe über die Religion" von Spalding 197.
Veto, polnisches 381.
Vezir 404.
Via Josephina 710.
Vicegespan 697.
Victor Amadeus v. Savoyen 7.
Vienne 77.
Vieweg 191.
Vieyra Anton 8.
Villalar 728.
Villar, Pater 9.
Vincennes 128.
Vincenz von Paula, heil. 122, 123, 128.
Vins de, General 478, 480.
Visconti 295, 329.
Vitart 130.
Vlies, goldenes 224, 249.
Vlissingen 417.
Vogler, Abt 597.
Volksschule unter Friedrich II. 323.
Volksschulen unter Joseph II. 276 f., 715.
Volksschulwesen in Dänem. 537.
Volkszählung in Ungarn 691.
Volsker 296.
Voltaire 1, 27, 40, 85, 121, 132, 137, 140, 161, 164, 166, 168, 198, 215, 217, 264, 325, 347, 380, 392, 393, 434, 436, 510, 511, 517, 530, 540, 544, 549, 593, 596, 730.
Vonck 454, 650, 652, 654, 656, 658, 672, 675, 679, 680
Vorder-Österreich 709.
Vorlande 343.
„Vossische Zeitung" 204.
Vota, Pater 110.
Vreeswyk, Gefecht bei 422.

W.

Wagrien 541.
Wahlcapitulationen, kaiserliche 227, 373, 376.
Walachei 351—353, 357, 364, 366, 479, 630, 633, 694.
Walachen 692, 694.
— in Siebenbürgen 693.
Walch C. W. F. 203.
Walcher 96.
Waldeck 159.
Waldkraft in Tirol 303.
Waldstädte 222.
Walkiers, Vicomte von 652.
Wall 1.
Wallis 498.
Walter 62.
Walton 179.
„Wankelmüthige, die" 589, 591.
Wardöhus 95.
Warschau 112, 114, 116, 632.
Wartensleben, General 778, 781.
Wartha 657.
Wasa Gustav 600.
— -Orden 593.
Wasaborg, Graf von 594.
Wassenaar 335, 336.
Weemaels 652.
„Weihnachtsstube, die" 589.
Weilburg 159.
Weimar 371.
Weishaupt Adam 145—147, 149, 151, 155, 156, 157 bis 159, 161, 162, 178.
Weiß-Rußland 110, 111, 114, 246.
Weiße 276.
Welsdorf 236, 237.
Welthandel 19.
Wemmel, Markgraf von 444.
Werelä 637.
„Werthers Leiden" 197.
Wessenberg, Heinrich v. 441.
Westfälischer Frieden 219.
Westflandern 472, 681.
Westindien 8.
Wette, Leberecht de 140.
Wettstein Joh. Jakob 181.
Wetzlar 159, 367.
Wiborg 578, 634.
Widdin 353, 366 498.
Wieland 173, 197, 276.
Wien 95, 99, 146, 159, 181, 215, 228, 229, 251, 260, 263, 272, 312, 358, 454, 497, 498, 643, 683, 715, 718.
— Erzbisthum 370.
„Wiener Ephemeriden" 95.
„— Tyrann" 374.
Wiener Aloys 270.
Wildshut 235.
Wilhelm I. von Oranien-Holland 417.

Wilhelm III. von England-Holland 417.
— IV. von Holland 417, 419.
— V. von Holland 418, 419, 420, 650.
Wilhelmsbad 147, 148, 160.
Will, Professor 145.
Wilna 111, 118.
Wilster Marsch, die 541.
Wilzeck 83.
Winkelmann 97, 167, 280.
Winkopp 161.
Wirtemberg 217, 222, 372.
Wismar 611.
Witebsk 110.
Witt, de 419.
Wittenberg 169, 204.
Wiwet 565, 567, 568.
Wladislaw II. von Ungarn 685.
Wöllner, Minister 161.
„Wörterbuch zum Neuen Testament" von Teller 198.
„Wolfenbüttler Fragmente" 184, 204, 205.
Wolffersdorf 255, 257.
Wolfische Philosophie 180, 200.
Wolf 187.
Worms 148, 159, 431, 441.
Wormser Edict 263.
Wrangel, Reichsrath 596.
Wrazall 573.
Würzburg 96, 172, 376, 441, 435.
Wunder-Erklärung Bahrdts 175.
Wunsch, General 242, 657.
Wurmser 238, 242, 657.

X.

Ximenez, Jesuit 96.

Y.

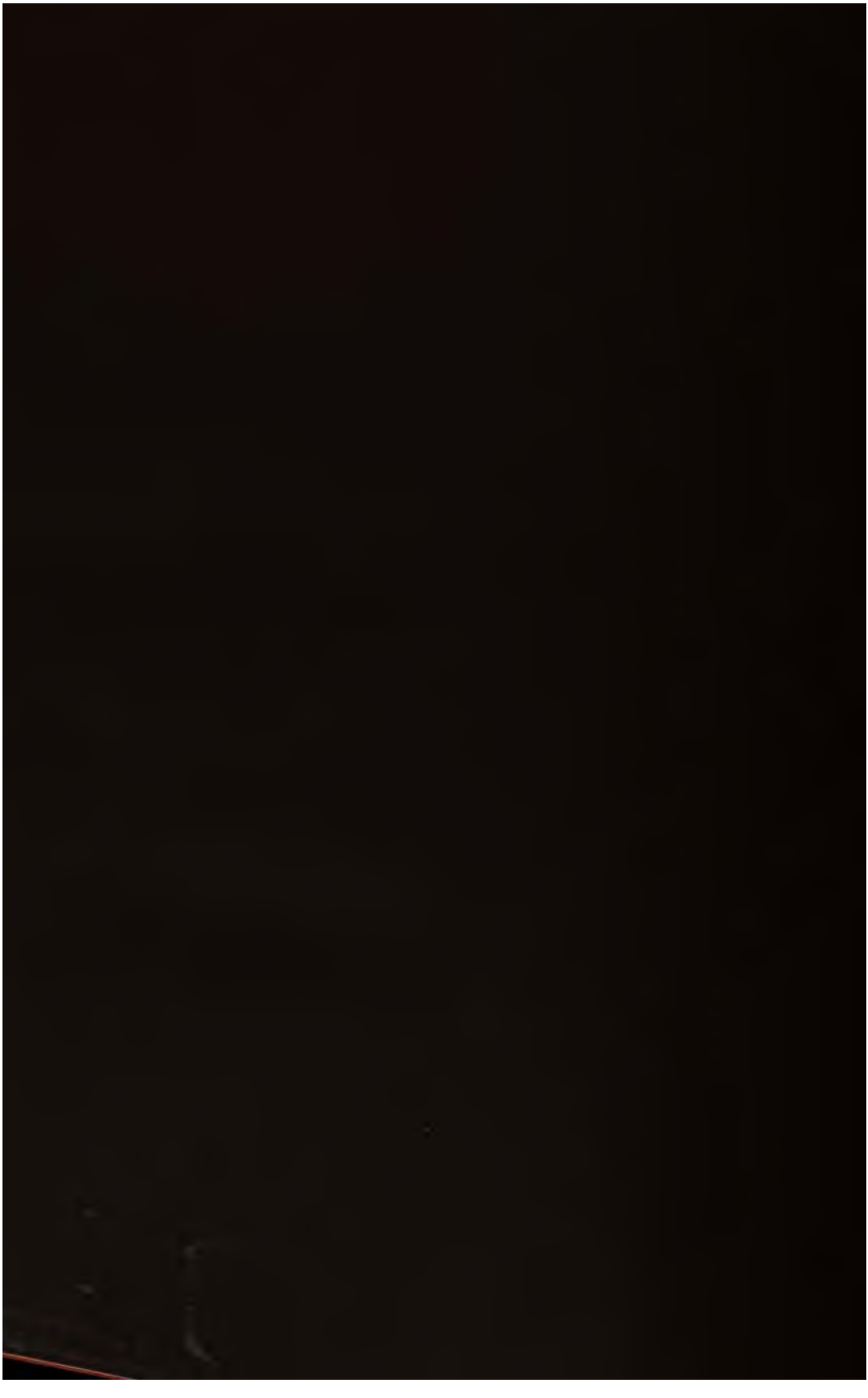
„Yoriks empfindsame Reise" 160.
Ypern 639, 642, 667, 673.
Yssel 417.
Yves 575, 576.

Z.

Zacharias, Papst 321.
Zambeccario, Graf 316.
Zaorski 142.
Zaporoger 400, 410.
Zechenyi Franz 729.
Zedlitz, Minister 174.
Zengg 481; 710.
Zeplichal 96.
Zichy Karl 706.
Zigeuner 697.
Zimmermann 92, 178, 382.
Zinkeisen 353.
Zinzendorf 180, 242, 710, 718.
Zoglio 432.
Zollikofer 197.
Zollpatent Kaiser Josephs II. 712 f.
Zondadari, Nuntius 456.
Zuckmandel 242.
Zwack Franz Xaver 145, 148, 156, 158.
Zweck, der, heiligt die Mittel 151.
Zweibrücken 159, 228, 235, 241, 242, 271, 344, 367, 373, 374.
Zwetschkenrummel 238.

Berichtigungen.

S. 173, Z. 3 von unten, lies statt „das evangelische Corpus" — „den evangelischen Bund".
S. 307, Z. 25 von oben, lies „Childerich", statt Chilperich.
S. 702, in der Note, lies „Mayläth" statt Maliath.
S. 611, 619, 621, 623 sind die Seitenzahlen fälschlich 911, 919, 921, 923.



U. C. BERKELEY LIBRARIES
C042611752